

D.

D, auch **D**, aus welchem letztern Zeichen vielleicht das erstere sich gebildet hat, ist das röm. Zahlzeichen für 500. Außerdem dient **D** als Abkürzung röm. Vor- und Beinamen, wie Decius, Divus u. s. w.; auch ist es die Abkürzung für Dominus, Dux u. s. w. Der Jurist citirt mit **D**, d. i. Digesta, die Pandekten; **D. M.** heißt Diis Manibus; **D. O. M.** Deo optimo maximo; **D. D. D.** in Dedicationen Dat, donat, dicat oder Dat, dicat, dedicat; **D** oder **d**, in lat. Briefen, dabam, wie das deutsche Gegeben oder Geschrieben, oder auch dies, daher a. d. so viel als ante diem; d. m. beim Clavierspiel dextra manu, d. i. mit der rechten Hand; d. s. oder **D. S.** Dal segno (s. d.), dt auf Rechnungen dedit, d. i. bezahlt. Außerdem **f. Ton** und **Tonarten**.

Da capo, abgefürzt da cap. oder d. C., d. h. vom Anfange, deutet in der Notenschrift an, daß das Stück vom Anfange an bis dahin, wo Finis oder das Zeichen \curvearrowright steht, unverändert wiederholt werden soll.

Dach (Simon), ein deutscher Liederdichter des 17. Jahrh., geb. zu Memel am 29. Juli 1605, besuchte die Schulen zu Königsberg, Wittenberg und Magdeburg. Er studirte in Königsberg, wurde hier 1633 Collaborator an der Domschule, drei Jahre darauf Conrector und 1639, nachdem er sich im Jahre vorher dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, durch ein Gedicht empfohlen hatte, Professor der Poesie an der Universität. Von jetzt an pries **D.** mit vollem Munde, aber auch aus vollem Herzen den Ruhm und die Guts des kurbrandenburg. Hauses, und auf seine Bitte in einem Gedichte um ein Stüchchen Land und eine kleine Hütte erbietet er das kleine Gut Kurheim zum Geschenk. Der Tod seines Freundes, des Dichters Rob. Robertin, geb. 1600, gest. 1648, der sich seiner früher so liebevoll angenommen hatte, versenkte ihn in tiefe Schwermuth. Nach langjährigen körperlichen Leiden starb er zu Königsberg am 15. Apr. 1659, nachdem er 1656 Rector der Universität gewesen. Seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Lieder und Oden erschienen in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern, die meisten in den „Geistlichen Arien“ seines Freundes, des Organisten Heinrich Albert (Königsb., Fol.; 4. Aufl., 1652—54; nachgedruckt, Lpz. 1657); die Gelegenheitsgedichte auf das kurbrandenb. Haus wurden gesammelt in seinen „Poetischen Werken“ (Königsb. 1696, 4.). Seine weltlichen Lieder sind leichter und inniger Natur, oft bis zum Kindischen naiv und treuherzig, dabei in der Sprache gefällig und zwanglos; in seinen geistlichen Gesängen, deren mehre in den Gesangbüchern sich erhalten haben, waltet eine stille tiefgefühlte Andacht ohne feurige Erhebung. Eine Auswahl aus seinen und seiner Freunde, Robertin und Albert, Gedichten enthält Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (Bd. 5, Lpz. 1823). Vgl. Gebauer, „Simon D. und seine Freunde als Kirchenliederdichter“ (Lüb. 1828).

Dachau, ein freundlich gebauter Ort im bair. Kreise Oberbaiern, auf einer Anhöhe an der Ammer, an der Straße von München nach Augsburg und an einem Kanale, der aus der Ammer nach dem Luifschlosse Schleisheim führt, hat ein hochgelegenes Schloß mit schönem Garten und 1250 G., welche sehr betriebsam sind, Bierbrauereien und Branntweimbrennereien unterhalten und bedeutenden Getreide- und Holzhandel treiben. **D.** war im Mittelalter der Siz von Grafen gleiches Namens, welche 1175 ausstarben, woraufes durch Kauf an Herzog Otto I. von Wittelsbach kam. Im Dreißigjährigen Kriege nahmen es die

Schweden 1633 und später abermals nach einer nicht unbedeutenden Schlacht daselbst. Im Westen von D., auf dem rechten Ufer der Ammer, breitet sich das sogenannte *Dachauer Moos* aus, eine feuchte morastartige, zum Theil mit Schilf und Niedgras bedeckte Ebene von fünf Meilen Länge und einer Meile in der Breite, die sich bis gegen die Isar erstreckt und nur wenige Culturstreifen und Colonistendörfer enthält.

Dächer. Das Dach mußte sich hinsichtlich seiner Form nach den klimatischen Einflüssen richten, zu welcher Grundbedingung später noch die ästhetischen Anforderungen modificirend hinzutraten. Die ersten Dächer waren fast ganz flach und dienten zugleich zum Aufenthalte der Hausbewohner, wenn die Witterung es erlaubte, wie noch gegenwärtig in den südlich gelegenen Ländern. Da aber die ganz flachen Dächer sehr starke Balken oder doch sehr häufige Unterstüßungen derselben und im letztern Falle verhältnißmäßig kleine Zimmer bedingen, so führte dieser Umstand auf die Construction der *Pultdächer*. Die höhere Form der Dächer wurde verdeckt, indem man die Frontwände der Häuser höher hinaufführte und den Fall der Dächer nach einem inneren Hofe ablenkte. So bildete sich die einfachste Form des Dachstuhls. Man führte die Mittelwände höher hinauf und schrägte sie nach der Steigung des Dachs ab, legte auf diese Schräge von einer zur andern die Balken und über diese von einer Frontmauer zur andern die Sparren, auf welche dann die Latten, die das Bedeckungsmaterial trugen, befestigt wurden. Dergleichen Gebäude finden wir noch jetzt in Pompeji und Herculaneum, und für den Privatgebrauch erhielten sich dieselben durch viele Jahrhunderte. Die Tempel hingegen machten eine andere Construction nothwendig. Sie waren ursprünglich oben offen, später, wie wir dies beim Parthenon finden, in drei Schiffe getheilt. Nur die Seitenschiffe wurden mit Pultdächern versehen, die, da kein innerer Hof da war, nach außen hin abfielen; die Vorder- und Hinterseite wurde mit einer dreieckigen Wand, dem Giebel, geschlossen. Daraus bildeten sich, da die kleinern Tempel keine Mittelchiffe hatten, beide schräge Dachflächen also aneinander fielen, die *Giebeldächer*, welche nach beiden Seiten hin abfielen. Anfangs wurden diese Giebeldächer nur für die Tempel angewendet, und als Cäsar's Haus ein solches bekam, galt dies für eine Vorbedeutung seiner künftigen Vergötterung. Nachdem die Giebeldächer in den Privatgebrauch übergegangen waren, erfand man, um den ganzen bebauten Raum zu überdecken und die Sparren zu unterstützen den noch jetzt in Anwendung kommenden *einfachsten Dachstuhl*, indem man auf den Zwischenmauern und den über dem dazwischen liegenden Räume gestreckten starken Balken Ständer (Stuhlsäulen) aufrichtete, dieselben nach der Länge des Gebäudes an ihrem obern Ende durch Balken (Fetten) verband und über diese hin die Sparren legte, welche unten in den auf die *Mauerlatte* aufgetämmten Balken standen, oben aber sich an die ihnen von der andern Seite entgegenkommenden Sparren anschmiegen. Bei großen Häusern legte man über die Stuhlsäulen auch nach der Tiefe des Gebäudes Dachbalken und stellte auf diese, weiter nach innen, neue Stuhlsäulen, welche mit ihrer Fette den Sparren einen zweiten Unterstützungspunkt boten, und so entstand der *doppelt stehende Dachstuhl*. Da indeß diese Dachstühle sehr viel Holz kosten und durch die Menge der Stuhlsäulen den Raum unter dem Dache zum großen Theil unbrauchbar machten, so erfand man den *liegenden Dachstuhl* mit schräg liegenden Stuhlsäulen, der eigentlich schon unter die *Sprengwerke* (s. d.) gehört. Für Gebäude aber, wo sehr große Räume zu überdecken waren, welche im Innern keine Unterstüßung der Hauptbalken gestatteten, wurden dann die sogenannten *Hängewerke* (s. d.) angewendet.

Die Giebeldächer, deren Giebel man auf die mannichfaltigste Weise verzierte, hielten sich lange im Gebrauch, bis sie durch die *Walmdächer* verdrängt wurden, bei welchen man die Giebelfläche fortließ und nach dem First hin, von der Giebelwand aus, ebenfalls schräge Dachflächen (*Walme*) führte. Erhielten die Walmdächer bei quadratischen oder mehrseitigen, regelmäßigen Grundflächen des Hauses die Gestalt einer Pyramide, so hießen sie *Felddächer*. Da aber durch die Walmdächer viel Raum verloren ging, so näherte man sich wieder der ursprünglichen Dachform, indem man die Giebelseite in der Form eines abgestumpften Dreiecks bis auf zwei Drittel der Dachhöhe aufführte und den Walm erst dann anfangen ließ. So entstanden *halbe Walmdächer*, die bei ländlichen und freistehenden Gebäuden jetzt noch häufig vorkommen. Nachdem man in der Mitte des 16. Jahrh. ange-

fangen hatte, die Häuser mit der langen Seite nach der Straße zu richten, erfand der franz. Baumeister Mansard (s. d.), um die nun mehr hervortretende einförmige Dachfläche zu unterbrechen, die nach ihm benannten Mansardedächer. Gleichzeitig mit Mansard brachte der franz. Architect Philibert de l'Orme die Bohlendächer in Aufnahme, indem er alle starke Balken und geraden Sparren verwarf und statt derselben bogenförmige Sparren anwendete, welche er aus zwei bis drei Zoll starken Bohlenstücken zusammensetzte und so ihnen eine Sprengung gab, daß sie, vor dem Seitenschub gesichert, ohne weitere Unterstüßung ihr eigene und die Last des Deckungsmaterials tragen konnten. Durch die Bogensparren erhielten diese Bohlendächer, über welche man oft noch gerade Sparren legte und so die Dachflächen gerade machte, um das Deckungsmaterial besser auflegen zu können, ursprünglich gewölbte Dachflächen, und wenn man dieselben auf Kreisrunde oder ovale Grundflächen stellte, so erhielt man Kuppeldächer, die man indeß auch schon früher gekannt hatte. Späterhin kam die Construction der Bohlendächer wieder in Vergessenheit, bis sie 1797 Gilly in Deutschland von neuem einführte, wo sie dann mehrfach in Anwendung kam. Jene Zeit, welche den sogenannten Rococostil auch in die Baukunst brachte, äußerte auch ihren Einfluß auf die Dachformen, namentlich der sogenannten Staatsgebäude, und von dorthin schrieben sich die sogenannten Haubendächer, deren schräge Flächen in mannichfach geschwungenen Linien gebildet sind und die wir noch heute an manchen Thurmdächern vorfinden. Die in der neuesten Zeit mehrfach in Anwendung gekommenen eisernen Dachstühle gründen sich ganz auf die Holzconstruktionen der Hängewerke und der Bogensparren und gewähren große Leichtigkeit, Raumersparniß und Feuericherheit.

Die Formen der gewöhnlichen Giebel- oder Satteldächer anlangend, insofern sie durch die Höhe des Dachs im Verhältniß zu dessen Tiefe oder Breite bestimmt werden, so machten sich auch hier die klimatischen Verhältnisse so lange geltend, bis der Fortschritt der Kunst und neuere Erfindungen sich denselben siegreich entgegenstellten. Den platten oder Altdächern, den ältesten, stehen zunächst die griechischen, deren Höhe $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ ihrer Grundfläche beträgt, und dieser die italienischen Dächer, deren Höhe $\frac{1}{2}$ ihrer Grundlinie ausmacht. Die altfranzösischen Dächer haben etwas über die Hälfte der Haus-tiefe zur Höhe, während die altdeutschen Dächer ein gleichseitiges Dreieck bilden, also beinahe $\frac{1}{10}$ der Tiefe zur Höhe haben, welche bei den Kirchendächern bis zur vollen Tiefe des Gebäudes steigt. Gegenwärtig haben die gewöhnlichen sogenannten Winkeldächer etwa $\frac{1}{4}$ der Tiefe zur Höhe. In neuerer Zeit hat man den Dachconstruktionen große Aufmerksamkeit geschenkt, und namentlich haben in Deutschland Moller's Bemühungen in dieser Art viel Erfolg gehabt. Eine eigenthümliche Construction aber stellen die nach ihrem Erfinder, dem Fabrikcommissionsrath Dorn in Berlin genannten Dorn'schen Dächer dar, welche die Möglichkeit einer sehr flachen Böschung gewähren, ohne daß man zu Metall-eindeckungen seine Zuflucht nehmen müßte. Man legt bei diesen Dächern die Sparren mit einer solchen Neigung gegeneinander, daß die Höhe des Dachs etwa $\frac{1}{5}$ der Tiefe oder selbst noch weniger beträgt. Auf diese Sparren werden Latten etwa $\frac{1}{4}$ Zoll weit voneinander genagelt und auf und zwischen denselben die Deckungsmasse, aus $\frac{1}{2}$ geschlämmtem Lehm und $\frac{1}{2}$ Rohe gut durcheinander gemengt und mit Wasser zu einem ziemlich dicken Teig gemacht, etwa $\frac{1}{2}$ Zoll dick aufgetragen und mit einem Streichbret gleich gestrichen. Ist dieser Estrich trocken, so wird er mit heißem Steinkohlentheer zwei bis dreimal übergossen und verstrichen, wodurch nach dem Erkalten sich eine steinartige Masse bildet, welche dem Regen und Schnee undurchdringlich ist. Mit dem letzten Aufgusse vereinigt man Erdbrech oder sonstige harzige Substanzen und überstreut das Ganze dick mit grobkörnigem Sande, welcher sich mit der Masse verbindet und ihm noch größere Festigkeit gibt. Man hat diese Dächer an vielen Orten angewendet und ist auch in den ersten Jahren vollkommen damit zufrieden gewesen, doch ist man später zu der Einsicht gelangt, daß sich diese Art Dächer nur für kleinere Flächen eignen. Die Erleuchtung des Dachraums geschieht durch Dachfenster, welche entweder senkrecht gestellt und deshalb ausgebaut, oder in die Dachfläche selbst gelegt werden. Beide Arten haben den Nachtheil, daß sie sehr bald nicht mehr wasserdicht halten und dann den Ruin der anliegenden Theile des Dachs herbeiführen. Deshalb ist man meist davon abge-

kommen und bedient sich starker Glasplatten (Glaspfannen), welche mit den Ziegeln in derselben Flucht verlegt werden und ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

Die Dachdeckungsmaterialien sind sehr verschieden und richten sich einerseits nach den verschiedenen Ländern, andererseits nach der Dachconstruction. In früher Zeit wurden Steinplatten, bei Tempeln Marmorplatten dazu verwendet, bis später die Ziegeldächer (s. Ziegel) aufkamen. Auch der Schieferplatten bediente man sich früher häufig und noch jetzt zum Dachdecken; doch haben die Schieferdächer den Nachtheil, daß sie leicht verwittern und abspringen und daß bei Feuersgefahr der Schiefer glühend wird, springt und weit umherfliegend, das Feuer weiterverpflanzt. Die früher sehr gewöhnlichen Schindel-, Strohh- und Rohrdächer sind jetzt ihrer Feuergefährlichkeit wegen in vielen Ländern verboten. Eine Abart der letztern sind die Lehmshindeldächer, wo das Stroh mit Lehm gemischt auf das Dach geschlagen wird. Um Leichtigkeit, Eleganz und Feuersicherheit zu erlangen und zugleich die Dächer möglichst flach halten zu können, versiel man auf die Metalldächer. Zuerst bediente man sich dazu des Bleis, das aber zu stark an der Luft oxydirte und überdies das Dach zu sehr belastete; dann des Kupfers, das aber zu kostspielig war, und deshalb später des Eisenblechs, indem man das Drydiren desselben durch einen Oelstrich zu verhindern wußte. Auch Gußeisenplatten hat man hier und da mit Erfolg zur Eindeckung der Dächer verwendet. In der neuesten Zeit ist der Zink vielfach zum Dachdecken verwendet worden und hat die vortheilhaftesten Resultate geliefert. Der Zink ist nicht zu schwer, oxydirt an der Luft wenig und widersteht den klimatischen Einflüssen sehr gut, doch muß er sorgfältig bearbeitet werden, da er kalt brüchig ist; auch müssen die Nagelköpfe wohl verwahrt werden, da beim Zutritt von Feuchtigkeit dort, wo beide Metalle sich berühren, eine galvanische Wirkung entsteht, welche den Zink zersetzt.

Dachs, ein Säugthier aus der Familie der Bären, ist von oben aschgrauer, von unten schwarzer Färbung und von nächtlichen, ungeselligen Gewohnheiten. Im mittlern Europa und Nordasien viel verbreitet, bewohnt der Dachs sehr künstlich angelegte unterirdische Baue, die er nur des Nachts verläßt, um auf kleine Thiere Jagd zu machen. Früchte und angebaute Wurzeln frißt er bloß im Nothfalle, richtet aber durch Ausgrabung der letztern vielen Schaden an. Den Winter verbringt er schlafend. Sein Fleisch ist süßlich, aber essbar, sein Fett zu Pomaden brauchbar und sein Fell geschätzt; das lange Rückenhaar desselben wird zu Malerpinseln verarbeitet.

Dacien (Dacia) begriff als röm. Provinz das Land zwischen der Theiß, Donau, dem Pruth, obren Dniester und den Karpaten, also das östliche Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, die westliche Moldau und die Bukowina in sich. Die Bewohner dieses Landes, die **Dacier** (Daci), die in mehre Völkerschaften zerfielen, gehörten ebenso wie die **Geten** (s. d.) zu dem thrazischen Völkerstamme und waren vom Süden der Donau her schon vor Alexander's Zeit eingewandert. Aus den Ebenen zwischen der Theiß und Donau, die sie anfänglich auch inne hatten, wurden sie durch die Jazygen gedrängt. Durch häufige Einfälle in das Gebiet der Römer, namentlich unter **Decabalus** (s. d.), machten sie sich diesen gefährlich, bis sie von Trajan in zwei Kriegen 101—106 n. Chr. unterworfen wurden, der ihre Hauptstadt Sarmizegethusa eroberte und in das zur röm. Provinz umgebildete Land zahlreiche röm. Colonisten einführte. Nur in den nördlichen Gebirgen erhielten sich freie Dacier. Im 3. Jahrh. wurde D. von Germanen überflutet; Aurelianus gab daher im J. 274 die Provinz auf und versetzte die röm. Colonisten über die Donau nach Mösien, das von ihm Dacia ripensis genannt ward. Im 4. Jahrh. hatten den östlichen Theil D.s die Gothen und Norolanen, den westlichen die Sarmaten erobert. Die beiden letztern blieben unter den alten Einwohnern des Landes, den Daciern, welchen die Römer die lat. Sprache aufgebracht hatten, und aus der Mischung dieser Völker, sind die heutigen Wlachen, deren Sprache eine romanische ist, entstanden.

Dacier (André), franz. Philolog, geb. zu Castres in Oberlanguedoc am 6. Apr. 1651, von protestantischen Eltern, studirte zu Saumur unter dem berühmten Tannegui Lefèvre. Nach dem Tode desselben, 1672, ging er nach Paris, wo er vom Herzoge von Montausier den Auftrag erhielt, den Festus (Par. 1681, 4.) zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) herauszugeben. Gleiche Neigung zu den Wissenschaften knüpfte zwischen ihm und

der Tochter seines Lehrers, Anna Lefèvre, 1683 das Band der Ehe. Zwei Jahre darauf traten Beide zur katholischen Kirche über und zogen sich, um den Schein zu vermeiden, als sei es aus Interesse geschehen, für einige Zeit nach Castres zurück. Nach der Rückkehr nach Paris wurde D. Bibliothekar des Königs und 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und der Akademie, welche letztere ihn in der Folge zu ihrem beständigen Secretair wählte. Er starb am 18. Sept. 1722. Außer der Ausgabe des Festus und der „Oeuvres d'Horace en latin et en français“ (10 Bde., Par. 1681—89, 12.) sind bekannt seine Ausgabe des Valerius Flaccus, die Übersetzung des Marcus Antoninus, des Epiktet, der Poetik des Aristoteles, welche eine seiner besten Arbeiten ist, der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Sophokleischen Oedipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates und mehrer Dialogen des Platon. Seine Übersetzungen sind zumeist höchst mittelmäßig und seine Erklärungen der alten Schriftsteller sehr leicht. Bei dem lebhaften Streite der franz. Gelehrten über die Vorzüge der Alten vor den Neuern vertheidigte er die Alten, aber mit so wenig Einsicht, daß Boileau sagte, sie hätten über ihren Übersetzer D. mehr als über ihren Verleumder Perrault zu klagen.

Dacier (Anna), geborene Lefèvre, die Gattin des Vorhergehenden, geb. 1651 zu Saumur, begab sich nach dem Tode ihres gelehrten Vaters, der ihr Talent gebildet hatte, nach Paris, wo sie durch eine Ausgabe des Kallimachus (1674, 4.), welche sie Huet, dem damaligen Unterhofmeister des Dauphin, zueignete, einen solchen Ruf erlangte, daß ihr der Herzog von Montausier die Bearbeitung mehrer Ausgaben alter Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphin übertrug. Auch nach ihrer Verheirathung setzte sie ihre gelehrten Arbeiten fort. Besonders machte ihre, ob schon keineswegs ausgezeichnete Übersetzung des Homer (Amst. 1708; neue Aufl., 8 Bde., Par. 1756, 12.) Aufsehen, die sie mit Houbart de Lamotte in einen Streit verwickelte. In den „*Considérations sur les causes de la corruption du goût*“ (Par. 1714, 12.) vertheidigte sie den Homer mit dem Scharfsinne eines gründlichen Commentators, Lamotte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth, weshalb man damals sagte, Lamotte habe wie eine geistreiche Frau, sie dagegen wie ein gelehrter Mann geschrieben. In ihrem „*Homère défendu*“ (Par. 1716, 12.) griff sie den Jesuiten Harbouiin an, der eine spöttelnde Lobrede dieses Dichters geschrieben hatte. Auch überlegte sie den Terenz (3 Bde., Par. 1688, 12.), den Amphitruo, Epidicus und Rudens des Plautus (3 Bde., Par. 1683, 12.), welche letztere sie mit einer Vorrede begleitete, in der sie sich mit Einsicht über den Ursprung, die Ausbildung und die Veränderungen der dramatischen Poesie aussprach; den Anacreon und die Sappho (Par. 1681, 12.) und den Plutus und die Wolken des Aristophanes (Par. 1684, 12.), die erste franz. Übersetzung dieses Dichters, die darum auch billige Nachsicht verdient. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann sie ebenso viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth als durch ihre Schriften. Sie starb am 17. Apr. 1720.

Dacier (Bon Jos.), franz. Historiker, geb. am 1. Apr. 1742 zu Valognes im Departement Manche, machte seine ersten Studien in Paris im Collège d'Harcourt als Mitschüler Talleyrand's und Choiseul-Gouffier's, mit denen er auch später in nahen Beziehungen blieb. Von seinen Altern zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er die erste Weihe, verließ aber diese Laufbahn, um sich dem Studium der Geschichte zu widmen. Er kam in das Haus von Foncemagne und als dieser Erzieher des Herzogs von Chartres wurde, mit ihm ins Palais royal, wo er Mitschüler des Herzogs von Orleans, des nachmaligen Citoyen Egalité war. Im J. 1772 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und 1782 zu deren beständigem Secretair erwählt. Als solcher sifsete er das Comité der Handschriften, welches die „*Notices et extraits*“ aus den ungedruckten Werken der pariser Bibliotheken herausgab. Im J. 1784 wurde er vom Grafen Provence (Ludwig XVIII.) zum Historiographen der Ordre St. Lazarus, Jerusalem und Karmel ernannt. Nachher erhielt er den Auftrag, eine vollständige Ausgabe der Chronik von Froissart zu veranstalten; schon war der erste Band seiner Vollendung nahe, als der Druck unterbrochen wurde. Seine handschriftlichen Sammlungen für diese Arbeit benutzte später Buchon bei seiner Ausgabe dieses Schriftstellers. Im J. 1790 hatte D. als Mitglied der Municipalität der Stadt Paris die neue Vertheilung der Steuern zu besorgen. Das Finanzministerium, welches ihm kurze Zeit nachher Ludwig XVI. anbot,

schlug er aus. Um den Verfolgungen in der Schreckenszeit zu entgehen, lebte er in der Provinz in der Zurückgezogenheit; erst 1795 bei der Stiftung des Nationalinstituts erschien er wieder in Paris. Im J. 1800 wurde er zum ersten Vorsteher der Nationalbibliothek ernannt, 1802 Mitglied des Tribunats und 1823 in die Akademie aufgenommen. Außer seiner Ausgabe der „Cyropädie“ Xenophon's (3 Bde., Par. 1777) und die zahlreichen Biographien verstorbener Akademiker, z. B. Choiseul-Gouffier's (Par. 1819), gedenken wir seiner „Histoire de l'Académie“ in den „Mémoires“ derselben und des „Rapport sur les progrès des sciences historiques et de la littérature ancienne, depuis 1789“ (Par. 1810, 4).

Dädalus stammte dem griech. Mythos zufolge aus dem alten Geschlechte der athenischen Erechthiden und war ein Zeitgenosse des Theseus und Minos. Er erscheint, worauf schon die Ableitung seines Namens von *δαίδαλον*, d. h. künstlich ausarbeiten, hinweist, als der Träger und Repräsentant der bildenden Kunst in einem langen Zeitraume der griech. Kunstgeschichte, zugleich auch als Vater der kretischen Kunst. Die alte Welt schreibt ihm die Bildung vieler heiligen Götterstatuen zu, sowie die Erfindung mehrerer zur Holzschneiderei notwendigen Instrumente. Schon Homer gedenkt eines Kunstwerks, eines Chorreigens, das D. für Ariadne gearbeitet. Seine Statuen, deren mehre noch Pausanias kannte, schienen bei aller ihrer dem Auge ungeschicklichen Form etwas Göttliches zurückzustrahlen und erinnerten durch ihre Stellung an ägypt. Vorbilder; doch wurde Letzteres in neuerer Zeit lebhaft von Dfr. Müller bestritten. Dagegen suchte Thiersch nachzuweisen, daß unter dem Gesamtnamen des D. und seiner Söhne, der Dädaliden, die Künstler zu verstehen seien, welche ägypt. Kunstfertigkeit nach Griechenland übertrugen und zu einer griechischen umbildeten, noch lange am überkommenen Typus festhaltend. Später nahmen einzelne Künstler, wie auch Meister automatischer Spielereien diesen Namen an, und die wandelnden Gestalten des D. gingen, wie wir aus Platon's „Cuthydem“ ersehen, förmlich ins Sprüchwort über. Die von Doid bearbeitete Sage machte ihn zum Vater des Ikarus, mit dem er, von Minos in Kreta, wo er das Labyrinth erbaute, gefangen gehalten, durch die Luft zu entkommen suchte. Er fertigte dem Sohne Flügel und befestigte sie mit Wachs; dieser aber stürzte, weil er der Sonne zu nahe kam, die das Wachs schmolz, in das nach ihm benannte Ikarische Meer. Dädalisch nennt man daher im weitern Sinne alles Das, was geschickt oder kunstreich verfertigt ist. — Bei den Höttern zu Plataä wurden alle sieben Jahre kleine und alle 60 Jahre größere Dädala gefeiert, Feste, von denen uns nichts weiter bekannt ist.

Daendels (Herm. Wilh.), niederländ. General, geb. 1762 zu Hattem im Geldrischen, wo sein Vater Bürgermeister war, nahm an den in den Niederlanden 1787 ausgebrochenen Unruhen im Sinne der sogenannten Patrioten einen so bedeutenden Antheil, daß er eine Freistadt in Frankreich suchen mußte. Als Oberst in einem Freicorps leistete er 1793 Dumouriez bei dessen Zuge gegen Holland bedeutende Dienste und wurde zum Brigadegeneral befördert. Nachdem Vichereu 1794 Meister von ganz Holland geworden, trat D. als Generallieutenant in die Dienste der Batavischen Republik, in der er bei den Regierungs- und Verfassungsänderungen einen bedeutenden Einfluß hatte. Er befehligte 1799 eine der zwei batavischen Divisionen, die mit einer dritten, unter dem Oberbefehl des Generals Brune, die Engländer und Russen, als sie in Holland gelandet waren, zurückschlugen und zur Capitulation zwangen. In Folge vielfacher Anfeindungen nahm er 1803 seine Entlassung und beschäftigte sich mit Landbau in der Nähe seiner Vaterstadt. Beim Ausbruche des Kriegs im J. 1806 bot er dem Könige von Holland seine Dienste an, der ihn mit seinem vorigen Range wieder anstellte. Er eroberte im Oct. 1806 Ostfriesland und wurde Generalgouverneur von Münster. Noch gegen Ende des J. ernannte ihn der König zum Colonelgeneral der holländ. Cavalerie und im Febr. 1807 zum Marschall von Holland und Generalgouverneur der ostind. Besitzungen, die er 1808—11 mit Umsicht und Mäßigkeit verwaltete. Dem Werke, welches er über seine Verwaltung in Java herausgab (4 Bde., Fol.), verdanken wir wichtige Aufschlüsse über die Statistik und den Zustand dieses Landes. Nach seiner Rückkehr aus Ostindien stellte ihn Napoleon 1812 bei der Großen Armee an, wodurch er wieder vielfache Gelegenheit fand, sich militairisch auszuzeichnen. Als Gouverneur von Modlin wußte er sich zu halten, bis Alles verloren war. Zurückgekehrt ins Vaterland ward er im Herbst 1814 vom Könige der Niederlande Wilhelm I. beauftragt, die wieder-

erworbenen Besitzungen auf der asiat. Küste in Besitz zu nehmen und ihre Verwaltung neu einzurichten. Auch hier bewies er sich sehr energisch; er machte den Friedensvermittler zwischen den benachbarten Negerstaaten, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen nach westind. Muster und hinderte den Sklavenhandel, so weit er es nur vermochte, bis ihn der Tod ereilte.

Daghestan, d. h. Gebirgsland, ist der Ostabfall des Gebirgslandes Kaukasien und begreift als Provinz des asiat. Rußlands das Land, welches sich vom östlichen Abhange des Kaukasus bis zu dem Gestade des Kaspiischen Meers hin erstreckt, im Norden vom Terek-Flusse und im Süden von Grussen und Schirwan begrenzt. Es umfaßt das Land der Kumücken, das Gebiet des Schamchal von Tarkhu, das Gebiet von Derbent, das Gebiet des Usmei von Ekaital, die Provinz Thabasseran, das Gebiet von Ekurah, das Khanat Ekuba, das Gebiet Kura-Khamutai und andere kleine Lesghische Gebiete. Es ist in seinem westlichen Theile gebirgiges Hochland, in seinen übrigen Theilen flaches, sandiges und zum Theil dürres Steppenland. Der Kaspiische See mit seinen größtentheils niedrigen Gestaden nimmt mehre kleine Flüsse, wie Sulak, Turturkalsi und Sumanga auf. Das Land ist, wo es nicht an Bewässerung fehlt, fruchtbar und ziemlich gut angebaut. Der Ackerbau liefert Weizen, Reis, Korn und Hirse, Gemüse und Safran; der Gartenbau Obst; außerdem werden Wein und Bauholz gewonnen. Die Viehzucht bringt reichen Ertrag, Pferde, Kameele, Esel und das fettschwänzige Schaf sind in großer Menge vorhanden; jagdbares Wild und einzelne Raubthiere finden sich in den walddreichen Gebirgsgegenden. Der Bergbau auf Blei, Eisen und Schwefel ist noch in seiner völligen Kindheit. Die Bewohner des Landes, im Allgemeinen Daghestaner genannt, sind theils Gebirgsbewohner, die zu den Lesghiern gehören und größtentheils unabhängig von der russ. Herrschaft und in größter Feindschaft mit den Russen leben, theils Türken oder Tataren, zu welchen die Kumücken, Truchmenen oder Turkomanen und die Nogaier gehören; daghestanische Araber, welche, wie die Türken, sämmtlich Mosleme sind, Armenier und Juden. Die Kumücken bewohnen die fruchtbare Niederung im Nordosten des Kaukasus, die sich bis zum Terek und Kaspiischen See hinabzieht, und treiben theils Ackerbau, theils Fischerei und Viehzucht, theils Baumwoll- und Seidenbau. Die Nogaier sind Nomaden; sie haben zwar mongolische Gesichtsbildung, sprechen aber eine dem Turkomanischen verwandte Sprache. Die Turkomanen, welche türkisch sprechen, bewohnen das Gebiet von Kuba, und die daghestanischen Araber leben als Nomaden im Sommer im Gebirge, im Winter in der Ebene an den Flüssen und Seen. Die Zahl sämmtlicher Bewohner beläuft sich auf 2,000,000. Das Land steht seit 1812 unter der Oberherrschaft des russ. Kaisers, von welchem die verschiedenen Khane abhängig sind; früher gehörte es dem persischen Reiche an und bildete eine der nördlichsten Grenzprovinzen desselben. Die wichtigsten Orte sind Derbent (s. d.), Tarkhu, eine feste Stadt mit 10000 E. im Khanat des Schamchal, Barschly im Khanat des Usmei, Jarssi in dem Gebiete Thabasseran und Ekurah in Lesghien.

Dagobert I., unter den fränkischen Königen aus merowingischen Stamme der letzte von einiger Bedeutung, wurde wegen seiner Kriege gegen die Slawen sowie wegen seiner Thätigkeit für Verbesserung der Geseze wol auch der Große genannt. Seinem Vater Chlotar II., der ihm nach der Wiedervereinigung der fränkischen Reiche im J. 622 Austrasien abgetreten hatte, folgte er im J. 628 auch in Neustrien und Burgund. Sein Major Domus Pipin von Landen und Arnulph der Bischof von Metz leiteten seine Regierung, doch versank auch er in den letzten Jahren seines Lebens in Trägheit und Wollust; 32 Jahre alt starb er im J. 638 und wurde in der Kapelle zu Saint-Denis, die er sechs Jahre vorher reichlich ausgestattet hatte, begraben. Außer ihm tragen noch zwei fränkische Könige, deren einer 674—678 in Austrasien, der andere von 711—715 regierte, den Namen Dagobert.

Daguerreotypie ist der nach dem Erfinder, dem Franzosen Louis Jacq. Mandé Daguerre (geb. 1789 zu Cormeilles, der sich aus Noth in Paris zum Decorationsmaler bildete und früher für das Théâtre des variétés sehr thätig war), höchst unglücklich gebildete Name für eine Methode, Abbildungen durch directe Einwirkung des Lichts selbst zu erzeugen. Die Daguerreotypie bildet also eigentlich nur einen Zweig der gesammten Photographie oder Lichtmalerei; doch pflegt man gewöhnlich Daguerreotypie gleichbedeutend

mit Lichtbild überhaupt zu brauchen. Daß das Licht auf eine große Anzahl Stoffe chemisch einwirkt und sie dabei, am häufigsten zunächst in Bezug auf die Farbe, verändert, ist eine längst bekannte Thatsache; die auffallendsten Beispiele davon liefern einerseits die am Lichte bleichenden Pflanzenfarbstoffe, andererseits gewisse leicht reducirbare Verbindungen mehrerer Metalle, insbesondere des Silbers. So färben sich die Silbersalze, ursprünglich weiß oder gelb, im Lichte alle dunkel, und man hat diese Färbung bis auf die neueste Zeit allgemein einer chemischen Zersetzung zugeschrieben. Eine ziemlich vollständige Übersicht der durch das Licht veränderlichen Körper gibt Landgrebe in der Schrift „Über die chemischen Wirkungen des Lichts“ (Marb. 1834). Hängen nun jene Wirkungen wirklich allein von dem Lichte ab, so müssen sie auch der Intensität des Lichts proportional sein. Denkt man sich also eine mit irgend einer durch das Licht veränderlichen Substanz überzogene Fläche an die Stelle des Papiers in die Camera obscura gebracht, oder mit einem an verschiedenen Stellen in verschiedenem Grade durchsichtigen Körper bedeckt, so müssen die auf jener Fläche, der Lichtwirkung proportional, eintretenden Veränderungen ein Bild des in der Camera aufgenommenen oder auf der Bedeckung befindlichen Gegenstandes darstellen, natürlich nicht in Farben sondern nur in Vertheilung von Schatten und Licht. Diese Betrachtungen führten zu der ältern photographischen Methode, welche man nach Dem, der sich am meisten damit beschäftigt hat, die Talbot'sche nennen kann. Außer Talbot haben noch Kobell, Steinheil, Enzmann, Pechholdt, Tyse, Biot u. A. Versuche über diese Methode angestellt. Alle bedienten sich dabei des mit einem Silbersalze getränkten Papiers; nur Mungo Ponton hat das chromsaure Kali in Vorschlag gebracht. Es kommt bei dieser Methode zuerst darauf an, das geeignetste Silber- salz aufzufinden. Früher bediente man sich stets des Chlor-silbers, welches man aber, da es unauf löslich ist, in dem Papiere selbst erzeugen mußte, indem man dasselbe erst mit salpetersaurem Silber tränkte und dann mit Kochsalzauflösung behandelte. Später kam man auf das phosphorsaure Silber und nach Talbot auf das Jod-silber, beide auf ähnliche Art durch Tränkung des Papiers mit salpetersaurem Silber und nachherige Behandlung mit phosphorsaurem Natron oder Jodkalium in dem Papier selbst erzeugt. Ganz neuerdings ist man nun zu der Überzeugung gekommen, daß Säuren organischen Ursprungs die Empfindlichkeit, nämlich die Reducirbarkeit des Silber-salzes, besonders erhöhen. Man hat zu dem Ende hauptsächlich gallus-saures und citronen-saures Silber empfohlen. Das Papier calotype von Talbot, welches man meist als den Culminationspunkt dieser Methode ansieht, wird nun so bereitet, daß man feinstes Postpapier gleichmäßig mittels einer Bürste mit salpetersaurer Silberauflösung tränkt, nach dem Trocknen mit einer Auflösung von Jodkalium wäscht und im Dunkeln aufbewahrt. Kurz vor der Anwendung wäscht man es mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber, der etwas Gallus-säure und Essig-säure zugesetzt ist, zieht es durch destillirtes Wasser und bringt es in die Camera obscura, oder bedeckt es mit dem zu copirenden Kupfersche u. s. w.; hat das Licht lange genug eingewirkt, so nimmt man es heraus, wäscht es wieder mit der genannten Auflösung und läßt es schnell trocknen, worauf das Bild erscheint. Alle Bilder nach diesen Methoden erscheinen natürlich ursprünglich widersinnig (negativ), d. h. wo im Original Schatten ist, zeigt sich das Bild hell, und umgekehrt; um richtige (positive) Bilder zu haben, muß man also das erste nochmals copiren. Nur Herschel hat kürzlich unter dem Namen der *Chryso typie* eine Methode angegeben, sogleich richtige Lichtbilder auf Papier zu erhalten. Er tränkt Papier mit citronen-saurem Eisenoryd-ammoniak, läßt das Licht einwirken, behandelt dann mit einer neutralen verdünnten Goldauflösung, wäscht mit Wasser und fixirt durch Jodkaliumlösung. Die Bilder erscheinen in Gold auf weißem Grunde. Das hervorgebrachte Bild ist nun aber auch zu fixiren, d. h. man muß das Silber-salz von den Stellen, wo es unverändert geblieben ist, wieder wegschaffen, weil sonst die ganze Fläche mit der Zeit am Lichte schwarz wird. Dazu können Ammoniak, Auflösungen von Kochsalz und von unterschweflig-saurem Kali, Jodkalium und Bromkalium dienen. Talbot fixirt neuerdings seine Bilder mit Bromkaliumauflösung. Je nach der Natur des angewendeten Silber-salzes und Fixationsmittels lassen sich solche Lichtbilder in sehr verschiedenen Tönen von braun, violett, grau und schwarz erzeugen; die mit chromsaurem Kali erscheinen weiß auf gelbem Grunde, oder umgekehrt. Dergleichen Bilder halten sich sehr gut; sie stehen aber an Vollkommenheit den eigentlichen Daguerreotypen weit nach.

Die zweite Methode, deren Anfänge durch Niepce sich bis 1814 zurückführen lassen, wurde seit 1826 von diesem Niepce, der 1833 starb, aber einen Sohn als Nachfolger hinter ließ, in Verbindung mit Daguerre im Stillen ausgebildet und erst 1838, nachdem auf Verwendung der Akademie die franz. Kammern ihm eine Pension bewilligt hatten, trat Daguerre damit in einer Form hervor, welche bereits die ersten Anfänge weit hinter sich ließ. Seit dieser Zeit hat man sich so vielfach mit Ausbildung dieser Methode beschäftigt, daß es nicht möglich ist, alle Namen zu nennen, welche in der Geschichte dieser Erfindung genannt zu werden verdienen. Was die Talbot'sche Methode auf zubereitetem Papier erzeugt, das führt die Daguerreotypie auf blanken Silberplatten aus, und es lassen sich hier wesentlich dieselben Stadien verfolgen, wie dort. Zuerst muß die Silberplatte (auch reichen stark mit Silber plattirte Kupferplatten hin, wie sie jetzt in allen Formaten, besonders von Paris aus, in den Handel kommen) sehr sorgfältig in der Art gereinigt werden, daß man eine absolut ebene und in allen Punkten vollkommene reinmetallische Silberfläche hat. Man hat vielleicht die detaillirten Vorschriften, wie dieses Putzen der Platten mit verdünnter Salpetersäure, Öl, Tripel und Baumwolle in einer bestimmten Reihenfolge geschehen soll, etwas übertrieben, indessen ist es immer besser, in diesem Punkte eher etwas zu genau zu sein. Die gereinigte Silberplatte muß mit einer gegen die Lichteinwirkung empfindlichen unendlich dünnen Schicht überzogen werden. Ursprünglich setzte man zu dem Ende die Platte nur den Joddämpfen aus, um einen Überzug von Jodsilber, von blasgelber Farbe, zu erzeugen; es geschah dies in besondern neuerdings sehr vereinfachten Apparaten. Jetzt weiß man, daß Chlorjod und Bromjod noch weit empfindlichere Überzüge bilden und setzt daher die Platten die erforderliche Zeit über einer mit den Dämpfen dieser Substanzen bei gewöhnlicher Temperatur geschwängerten Atmosphäre aus, oder wäscht sie wol auch damit. Diese so zubereiteten Platten müssen dann in einem dunkeln Kasten aufbewahrt werden. Will man nun ein Bild irgend eines Gegenstands aufnehmen, so stellt man die Camera obscura, welche mit der die Lichtmenge außerordentlich vergrößernden Voigtländer'schen Objectiv-einrichtung versehen sein muß, auf die bekannte Weise so ein, daß auf einer eingespannten matten Glastafel das vollkommenste Bild erscheint, bringt dann die Silberplatte an die Stelle der Glastafel und läßt sie die gehörige Zeit darin. Früher waren zum Erscheinen des Bildes mehre Minuten nöthig, mit den jetzigen vervollkommeneten optischen Apparaten und empfindlichen Platten reichen oft einige Secunden schon hin. Die Platte wird dann herausgenommen; man sieht noch keine Spur eines Bildes; sie wird hierauf in einem geschlossenen Apparate der Einwirkung von Quecksilberdämpfen ausgesetzt und diese condensiren sich nun in so verschiedener Weise auf den vom Lichte mehr, weniger oder gar nicht veränderten Stellen, daß dadurch ein positives Bild des Gegenstands hervortritt. Ist dies geschehen, so fixirt man das Bild, entweder einfach durch Abwaschen mit Kochsalzlösung oder unterschwefligsaurem Kali, oder zu Erzeugung eines bräunlichen, für manche Gegenstände vortreflich passenden Tons, nach Fizeau, durch Waschen mit einer verdünnten Auflösung von Goldchlorid. Die Bilder erscheinen bei der Daguerre'schen Methode, sobald die Lichteinwirkung nicht über den gehörigen Grad ausgedehnt wird, stets positiv, da sich das Quecksilber, welches die hellen Stellen bildet, an den Punkten absetzt, welche durch das Licht verändert waren; unter dem Mikroskop sieht man alle Lichtstellen nach Maßgabe ihrer Helligkeit mehr oder weniger dicht mit außerordentlich kleinen, ziemlich fest adhärirenden Quecksilbertropfchen bedeckt, während die tiefsten Schatten durch die reine Silberfläche gebildet werden. Diese Beschaffenheit des Bildes hat erstens den Nachtheil des Spiegelns der Schatten zur Folge, den man jedoch durch die Fixation mit Gold, wodurch die Schatten matter werden, ziemlich beseitigen kann, und zweitens sind die Bilder natürlich vergänglich. Letzteres ist jedoch nicht in einem so hohen Grade der Fall, als man früher glaubte, und es hat sich gezeigt, daß man solche Bilder recht wol mit Firnissen überziehen, ja selbst coloriren kann, welche letztere Verbesserung namentlich für das Porträtiren bereits sehr glücklich ausgebeutet worden ist. Denn, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Einwirkung des gefärbten Lichts eine verschiedene und in der That erfahrungsmäßig das Colorit der abzubildenden Gegenstände von großem Einfluß auf das Gelingen ist, so hat man doch bis jetzt noch keine unmittelbar gefärbten Lichtbilder erzeugen können, und nur hier und da einmal sind zufällig einige Localtöne zum Vorschein gekommen. Neuerdings

ist man nun auch dahin gelangt, die Lichtbilder theils durch galvanoplastische Copirung in Kupfer (Steinheil), theils durch Ätzung mittels Salpetersäure (Verres) für die unmittelbareervielfältigung durch Druck zu benutzen, ein Fortschritt, der, namentlich zusammengehalten mit dem Umstand, daß auch künstlich stark beleuchtete mikroskopische Bilder sich abbilden lassen, besonders für naturwissenschaftliche Anwendung der Methode wichtig werden kann. Die schwierigsten Gegenstände für die Abbildung bleiben immer belebte Körper, welche entweder steif ausfallen, wenn man sie zur Ruhe zwingt, oder undeutlich, wenn sie sich während der Lichteinwirkung bewegen. Hier kommt es also darauf an, die Lichteinwirkung bis zu einer solchen Schnelligkeit zu steigern, daß man die Bilder so zu sagen im Fluge erfassen kann. Durch Verbesserung der Camera und Anwendung von Chlor- und Bromjod statt des Jodes ist hierin schon sehr viel geschehen; neuerdings soll Daguerre durch Anwendung elektrischer Funken die Empfindlichkeit so erhöht haben, daß ein Moment der Lichteinwirkung hinreicht. Da indessen erfahrungsmäßig bekannt ist, daß eine zu lange fortgesetzte Lichteinwirkung die Bilder wieder zerstört und zuletzt in negative umwandelt, so wächst mit der Schnelligkeit des Verfahrens natürlich auch die Schwierigkeit, die günstigste Dauer der Lichtwirkung, die sich nach der Stärke der Beleuchtung u. s. w. abändert, in jedem Falle genau zu treffen.

Was die theoretische Erklärung anlangt, so suchte man früher allgemein das Erscheinen der Daguerre'schen Lichtbilder durch Quecksilberdämpfe auf die Weise zu erklären, daß die oberflächliche Jodsilberschicht stellenweise durch das Licht reducirt werde, nachher also nur an der Stelle das Quecksilber anziehen könnte, wo auf diese Art Silber bloßgelegt sei, während die unzersehten Stellen frei bleiben. Man hat jedoch bei genauerer Untersuchung aller Vorgänge neuerdings gefunden, daß die Daguerre'sche Methode von der Talbot'schen darin wesentlich verschieden sei, daß es hier auf eine chemische Zerlegung nicht ankomme, sondern bloß auf eine verschiedene Fähigkeit der Oberflächen, Dämpfe zu condensiren, also auf einen rein mechanischen Act. Diese mechanische Veränderung der Oberflächen schreibt Moser einer besondern neuentdeckten Classe der Lichtstrahlen, dem unsichtbaren Lichte, zu, während Knorr und Hunt sie auf strahlende Wärme zurückführen, und nach Waidele nur adhärende Schichten von Gasarten im Spiele sind. Diese theoretische Frage ist jedoch noch keineswegs zum Abschlusse geblieben. (S. Licht.) Sowie die Daguerreotypie, so jung sie ist, schon zu Bildung eines ganz neuen Erwerbzweiges und zu Entstehung des Standes der Daguerreotypisten geführt und manchen unter diesen Leuten viel eingebracht hat, so sind auch bereits unzählige Broschüren über diesen Gegenstand erschienen, die jedoch zum größten Theile sehr empirische und fehlerhafte Anleitungen geben. Vollständige halbjährige Übersichten über die Fortschritte der Photographie gibt seit 1839 das „Polytechnische Centralblatt“.

D'Aguesseau (Henri Franc.), ein in den Jahrbüchern der franz. Gesetzgebung der Beredsamkeit ausgezeichnete Mann, geb. zu Limoges am 7. Nov. 1668, erhielt durch seinen Vater, welcher Intendant von Languedoc war, den ersten Unterricht und zeigte schon früh die glücklichsten Anlagen. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete sein Talent zur Dichtkunst. Er widmete sich dem Studium der Rechte, ward 1690 Generaladvocat in Paris und in einem Alter von 22 Jahren Generalprocurator des Parlaments. Als solcher bewirkte er viele Verbesserungen der Gesetze und Rechtspflege und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Vorzüglich wohlthätig zeigte er sich bei einer Hungersnoth im Winter 1709, wo er alle ihm zu Gebote stehende Mittel anwandte, um das Elend zu mildern. Als standhafter Vertheidiger der Rechte des Volks und der gallicanischen Kirche verwarf er die Beschlüsse Ludwig's XIV. und des Kanzlers Voisin zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Während der Regenschaft des Herzogs von Orleans wurde er 1717 Kanzler, fiel aber, weil er sich Law's (s. d.) unheilbringendem Finanzsysteme widersetzte, im folgenden Jahre in Ungnade und zog sich auf sein Landgut zu Fresnes zurück. Als indess schon nach zwei Jahren Law das Misvergnügen ganz Frankreichs erregt hatte, wurde D., der die Liebe des Volks besaß, um das allgemeine Murren zu stillen, in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Doch er war nicht mehr der Vorige; er gab seine Einwilligung zu unhaltbaren und verderblichen Planen und sogar dazu, daß das Parlament, als es diese Pläne verwarf, nach Pontoise verwiesen wurde. Dessenungeachtet wurde er, weil er sich dem Car-

binal Dubois widerlegt hatte, 1722 zum zweiten Mal verwiesen. Zwar erhielt er 1727 vom Cardinal Fleury die Erlaubniß, zurückzukehren; doch in sein Amt als Kanzler ward er erst 1737 wieder eingesetzt. Im J. 1750 legte er die Kanzlerstelle nieder und starb am 9. Febr. 1751. Seine Schriften (13 Bde., Par. 1759 — 89, 4.; neueste Ausg., 13 Bde., Par. 1818), meist juridischen Inhalts, sind einfach und prunklos geschrieben und tragen den Stempel der Überzeugung.

Dahl (Joh. Christian), Landschaftsmaler, geb. am 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, sollte anfangs Theologie studiren, entschloß sich aber, da es ihm sowol an Neigung als an den Mitteln fehlte, Maler zu werden. Doch der Unterricht, den er zu diesem Behuf in seiner Vaterstadt bei einem Maler genoss, war so mangelhaft, daß er nur wenig lernte. Nachdem er sich seit 1809 nach eigener Lust und Laune mit Portraitiren und Landschaftsmalerei beschäftigt hatte, kam er 1811 in die Kunstakademie zu Kopenhagen, wo er nun seine Anlage für die heroische Landschaftsmalerei durch die Darstellung norweg. Naturscenen und durch eigene Compositionen zu technischer Fertigkeit ausbildete. Mehrere Bilder bei den Ausstellungen in Kopenhagen 1814 und 1815 fanden Beifall. Im J. 1818 ging er nach Dresden, wo er gleich durch sein erstes großes Bild, eine norweg. Felsenlandschaft mit einem Wasserfalle, das er 1819 ausstellte, die Aufmerksamkeit der Kenner erregte. Im folgenden Jahre wurde er in Dresden Mitglied der Akademie, und nachdem er hierauf ein Jahr in Neapel, meist im Gefolge des jetzigen Königs von Dänemark, Christian VIII., und in Rom, wo ihm Thorwaldsen, Brönsted und der preuß. Generalconsul Bartholby mehrere Arbeiten auftrugen, zugebracht hatte, 1821 als Professor an der Akademie angestellt. Nächste kleinern Ausflügen besuchte er auch dreimal, 1826, 1834 und 1841, sein Vaterland. Seine Bilder haben meist nicht bloß das Verdienst der Wahrheit nach der Natur, sondern auch das der dichterischen Veredelung des individuellen Charakters der Gegenden, die ihm den Stoff zu seinen Compositionen darboten. Nicht minder glücklich hat D. seine Künstlerkraft in Erfindungen geübt. Unter seinen größern Gemälden erwähnen wir Neapels Küste unweit Castellamare, eine große Winterlandschaft auf Seeland zwischen Prestöe und Bordinborg in der Abendbeleuchtung und eine Küstenansicht unweit Bergen. In neuerer Zeit erwarb er sich noch ein besonderes nicht geringes Verdienst durch die Herausgabe der „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens“ (Heft 1 — 3, Dresd. 1837, Fol.), enthaltend die Abbildungen der Kirchen zu Borgund, Urnes und Hidderdal, deren eine vom Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., erkaufte und in Schlesien zur Benutzung für eine arme Kirchengemeinde wieder aufgestellt wurde.

Dahlgren (Karl Joh.), schwed. Dichter, geb. in Ostgothland am 20. Juni 1791, erhielt seine Bildung in Upsala. Er studirte Theologie und wurde 1824 bei der Kirche Hedwig Eleonore zu Stockholm und 1829 bei der dortigen Großkirche als Commminister angestellt. Als erwählter Deputirter wohnte er den Reichstagen von 1829, 1834 und 1840 bei, wo er fortwährend zur Opposition gehörte, obschon er sich auf dem letzten Reichstage in den wichtigsten Fragen der gemäßigten Partei mehr näherte. Als Schriftsteller trat er zuerst in Atterbom's „Poetisk kalender“ für 1813 auf; seitdem hat er fast jährlich das Publicum, welches sich ihm immer mehr zuwandte, mit Gedichten bald in dieser, bald in jener Form beschenkt. Schon im Jahre 1818 erhielt er von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der schönen Literatur zu Gothenburg einen Preis, und später ertheilte ihm die schwed. Akademie den Lundblad'schen Preis. Das Gelungenste aus seinen Schriften enthalten die beiden Sammlungen „Ungdomskrifter“ (2 Bde., Stockh. 1829) und „Samlade skrifter“ (Bd. 1, Stockh. 1834). Daneben hat er fast jährlich unter verschiedenen Namen Musenalmanache herausgegeben, die auch Novellen und komische Erzählungen enthalten. Als Dichter bewegt sich D. immer mit außerordentlicher Leichtigkeit; doch übereilt er sich auch nicht selten bei der großen Hast, welche die eigenthümliche Natur seines Talents auszumachen scheint. Seine stärkste Seite ist die Darstellung idyllisch-burlesker Scenen in der Manier Bellman's, in welcher Gattung er einige Gedichte hervorgebracht hat, die den besten seines in Schweden so beliebten Vorbildes gleichgestellt werden.

Dahlmann (Friedr. Christoph), ordentlicher Professor der Geschichte und Staats-

wissenschaften an der Universität zu Bonn, geb. in einer aus Schweden stammenden Familie zu Bismar am 17. Mai 1785, widmete sich, bei seinen Studien zu Kopenhagen und Halle, anfangs vorzüglich den Alterthumswissenschaften, wie er sich denn auch zuerst zu Kopenhagen durch eine Schrift „*Primordia et successus veteris comoediae Atheniensium*“ habilitirte, und seine ersten Vorlesungen lateinisch über den Aristophanes hielt. Als er aber 1813 als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Kiel berufen, 1815 Secretair der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft ward, sah er sich bald in einen Verfassungstreit zwischen den Nesten der alten Stände und der Regierung verflochten, dessen Durchführung in politischen Streitschriften, wobei er immer auf den Boden der Geschichte und des concreten Rechts fußte, ihn zum gründlichen Studium des positiven Staatsrechts veranlaßte. Ueberdies hatte sich überhaupt seine Aufmerksamkeit von den Alten mehr auf das Mittelalter gelenkt, und mit welcher Gründlichkeit er es studirte, bewiesen sein „*Vita Ansgarii*“, in den „*Monumenta Germ. historica*“, seine „*Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte*“ (2 Bde., Altona 1822—23), seine Herausgabe der „*Chronik von Dithmarsen*“ (2 Bde., Kiel 1827) und Anderes. Im J. 1829 nahm er, ohnedies verstimmt, daß die dän. Regierung seine Theilnahme an der Opposition der Ritterschaft durch Nichtverleihung einer ordentlichen Professur strafte, den Ruf als Professor der Staatswissenschaften in Göttingen an. Hier pflegte er, zunächst in Vorlesungen, die Staatswissenschaften in allen ihren Theilen, ohne jedoch der Geschichte untreu zu werden, der er vielmehr noch 1830 durch seine meisterhafte „*Quellenkunde der deutschen Geschichte*“ (Gött. 1830) einen wesentlichen Dienst erwies. Hier wirkte er mit Kraft und Eifer im öffentlichen Leben, als die Stürme des J. 1831 für ihn die rechte Bahn boten, der in der Weise des echten Conservativen zugleich die Freiheit und die Ordnung, einen Vorschritt in wahrer Weisheit und eine Entwicklung auf geschichtlicher Basis wollte. Er wirkte wesentlich für das Zustandekommen des Grundgesetzes von 1833 und ebenso gegen reactionäre und revolutionäre Bestrebungen. Hohe Achtung seiner Mitbürger und großes Zutrauen der damaligen Regierung belohnten ihn und machten ihn zu einer sehr wichtigen und einflussreichen Person des damaligen göttinger Universitäts- und hannoverschen Staatslebens. Seine praktischen Bestrebungen rechtfertigte er auch theoretisch durch den ersten Band seiner „*Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt*“ (Bd. 1, Gött. 1835), worin er ebenso scharf gegen die Theorien der Volkssouveraineté, wie für eine edle, würdige Freiheit stritt. Die Ereignisse des J. 1837 konnten bei D.'s Charakter und Antecedenzen keine andere Folge haben, als daß er gegen Zumuthungen, denen er nur mit Verleugnung seiner Grundsätze nachgeben konnte, protestirte. Die Folge war das Exil, welches die muthigen und überzeugungstreuen göttinger Sieben traf. D. ward gastlich in Leipzig aufgenommen, wendete sich aber später nach Jena, wo er in seiner Geschichte Dänemarks“ (2 Bde., Hamb. 1840—41) ein historisches Meisterwerk ausarbeitete. In der hannöv. Sache ließ er ein Schriftchen „*Zur Verständigung*“ (Bas. 1838) erscheinen; auch gab er die von einem Ungenannten (Stüve) verfaßte „*Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover*“ (Jena 1840) heraus. Endlich im J. 1842 gab ihn der König von Preußen, durch die Berufung nach Bonn, der akademischen Wirksamkeit zurück.

Dahomeh, ein mächtiges, jetzt von den A s c h a n t i (s. d.) abhängiges Königreich an der Küste von Guinea, war früher den Europäern nur durch den Sklavenhandel bekannt. Genauere Nachrichten darüber verdanken wir erst Leod in seiner „*Voyage to Africa*“ (Lond. 1820), Clapperton in dem „*Journal of a second expedition into the interior of Africa*“ (Lond. 1830) und Hutton in seiner „*Reise nach D.*“. Das Land ist außerordentlich fruchtbar; Zuckerrohr, tropische Früchte und alle Gewächse gedeihen hier auf das Uppigste. Viele Bäume sind so groß, daß man aus ihnen Canots verfertigt, in welchen 70—100 Personen Platz haben. Eine ganz eigenthümliche Frucht ist die *Cerasus oxyglycus*, die wie eine reife Kaffeebohne aussieht. Sie scheint anfänglich keine besondere Süßigkeit zu haben, läßt aber auf der Zunge so viel von diesem Eindrucke zurück, daß ein Glas Eßig darauf wie süßer Wein und die sauerste Citrone wie eine reife Drange schmecken. Die Regierung ist völlig despotisch. Der König hat 3—4000 Weiber, die zum Theil bewaffnet und eingeebnet sind und seine Leibwache bilden. Auf den Gräbern der Ahnen des Königs wird jährlich eine Menge

Menschen, meist Gefangene, geopfert, wie dies im ganzen Aschantreiche Gebrauch ist, und man achtet es für eine Ehre, wenn der König selbst bei solchen Gelegenheiten den Scharfrichter abgibt. So wurden bei einem Königsfeste im J. 1836 5—600 Unterthanen zur Feier des Tages geschlachtet, einige enthauptet, andere, die man von einer hohen Mauer herabstürzte, unten auf Bayonetten aufgefangen. Die Dahomier kennen keine Buchstabenschrift, und ihre Sprache hat nicht so viel Nasen- und Kehltöne wie die der weiter westwärts wohnenden Nationen.

Dairi oder **Daira** heißt der geistliche Herrscher in Japan (s. d.).

Daktylioglyphik oder **Daktyliographik**, s. Steinschneidekunst.

Daktyliothek nennt man eine Sammlung von geschnittenen Steinen, wie Cameen, Gemmen und Ringsteinen. Als früheste Sammlungen dieser Art darf man die Tempelschätze ansehen, aus Weihgeschenken gesammelt, unter denen, wie Urkunden darthun, auch Ringe vorkamen. Als in Alexander's Zeitalter die Kunst, Edelsteine zu bearbeiten, große Vollkommenheit erreicht hatte, mag die Liebe, sie zu sammeln, sich entschiedener entwickelt haben. Einer Daktyliothek des Mithridates wird ausdrücklich gedacht, und vorzugsweise war es dieser Schmuck, der die Raubsucht der Römer reizte. Pompejus, von seinen Schmeichlern der Große genannt, brachte des Mithridates Sammlung nach Rom, stellte sie im Capitol auf und weihte sie dem Jupiter; eine ungleich größere veranstaltete Cäsar als Dictator im Tempel der Venus Genitrix und unter August M. Marcellus im Tempel des palatinischen Apollon. Als im verfallenden röm. Reiche neben vielen andern Zweigen der Sculptur auch die Glyptik außer Übung kam, rettete fromme Prunksucht bedeutende Werke dieser Art, um damit Kleinodienkästen, Heiligenschränke und Kirchengefäße zu schmücken. Petrarca's Begeisterung für Überreste alter Kunst machte zuerst in Italien auch auf jene als selbständig werthvolle Kunstproducte des Alterthums aufmerksam. Die Mediceer, namentlich Lorenzo de Medici, waren es unstreitig, die die erste Daktyliothek im neuen Europa sammelten. Seitdem gehörten aber geschnittene Steine zu dem Schmucke jeder bedeutenden Antikensammlung, und Florenz, Rom, Neapel, Mailand, Mantua, Vests und das Schloß Ambras hatten werthvolle Schätze dieser Art aufzuweisen, die indeß zum Theil wieder zerstreut worden sind. Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine die zu Wien, die reichste an sehr großen Cameen von unschätzbarem Werthe, die zu Paris, zu Petersburg, im Haag, in Florenz und Neapel, letztere insbesondere bereichert durch das ehemals Borgia'sche Cabinet. Unter den Sammlungen geringern Umfangs, wohin auch die kasseler und die gothaische gehören, verdient das Museum in Berlin besondere Erwähnung wegen der mit demselben vereinigten Stosch'schen Sammlung. Der umfassendste Katalog geschnittener Steine ist der von Naspe, über eine vom Pastenbändler Passie (nicht Passie) verkaufte Sammlung (2 Bde., Lond. 1791, 4). In Kupferstich wurden abgebildet die florentiner Sammlung von Gori in dem „Museum florentinum“, sowie von Wicar und Mongez; die frühern pariser von Mariette, die des Herzogs von Orleans von Leblond und Lachaux und die wiener von Eckhel in Abbildungen herausgegeben. Nächstdem sind noch zu erwähnen die Abbildungen der Sammlungen von Ddescalchi, Gravelle, Stosch, Bossi und dem Herzoge von Marlborough. Bellori stellte im Kupferstich Bildnisse von Philosophen und andern Gelehrten, Chifflet Abraxassteine, Gori Steine mit Sternen, Ficoroni Steine mit Inschriften, Stosch Steine mit dem Namen der Künstler zusammen. Wie schön aber auch mehre dieser Abbildungen sind, so gebührt doch den Abdrücken oder Pasten (s. d.) der Vorzug, die das wichtigste Hilfsmittel für das Studium dieses Zweigs der Antike abgeben. Unter den Sammlungen solcher Abdrücke, die man ebenfalls Daktyliotheken nennt, ist die von Lixpert (s. d.) die berühmteste.

Daktylologie oder **Daktylonomie** ist die Kunst, an den Fingern zu rechnen, offenbar die älteste Art des Rechnens, deren man sich nicht nur beim Erlernen sondern auch im gewöhnlichen Leben bediente. Man gebrauchte hierzu die Finger an beiden Händen, um durch Bildung verschiedener Figuren Zahlen auszudrücken und zwar auf diese Weise, daß die linke Hand die Zahl von 1—100, die rechte dagegen die Hunderte u. s. w. articulirte. Durch diese künstliche Fingerrechnung ward das dekadische Rechnensystem zuerst begründet. Wollten die Alten aber genauer rechnen, so wendeten sie die Rechentafel mit den Rechen-

steinen an. Im weitern Sinne versteht man unter Daktylogie die Fingersprache oder die Kunst, durch die Finger seine Gedanken auszudrücken, und in diesem Sinne ist sie verwandt mit der Chirologie, einer Kunst, welche die Alten in der Gesellschaft und auf der Bühne fleißig übten. Vgl. Böttiger, „Über die Rechentafeln der Alten“ in den „Kleinen Schriften“ (Bd. 3) und in der „Sabina“ (Bd. 1).

Daktylus, eigentlich der Fingerschlag, ist ein aus einer langen und zwei kurzen Silben zusammengesetzter Versfuß (— — —), der im Allgemeinen Ruhe und Würde zum Grundcharakter hat. Die Verbindung desselben zur rhythmischen Reihe bildet die daktylische Versart. Als die bekannteste gehört hierher der Hexameter (s. d.), der schon von den ältesten Griechen und Römern, namentlich für das Epos oder die Erzählung, häufig angewendet und deshalb am frühesten ausgebildet wurde, und nächst diesem der Pentameter (s. d.). Außerdem finden wir besonders in der lyrischen Poesie Vermischungen daktylischer Rhythmen, wie in der Sapphischen, Alkäischen und Alkæpiadischen Strophe. (S. Adonisch und Alkman.) Die neuern Dichter, wie Klopstock und Voß, haben mit Zuziehung des daktylischen Verses ganz neue Versarten gebildet. Den vielfachen Gebrauch aber und das Wesen der daktylischen Rhythmen in den dramatischen Werken der Griechen und Römer sowie der neuern Zeit zu bestimmen, ist eine specielle Aufgabe der Metrik.

Dalagoa (die Bai von), eine der geräumigern und wichtigern Baien an der Ostküste Afrikas unter dem 26° 4' südl. B. und 50° 35' östl. L., wird vom Indischen Ocean gebildet und trennt das Küstenland der Kaffern von dem von Sofala oder dessen südlichen Theile Inhambane. In dieselbe münden mehre Flüsse, z. B. der Spiritu-santo, der Lorenzo u. s. w., und vor ihr liegen einige kleine Inseln, z. B. die Insel Santa Maria und die Giesanteninsel.

Dalai-Lama oder **Talai-Lama**, s. Lama.

Dalarne, s. Dalekarlien.

Dalayrac (Nikolas), franz. Componist, geb. zu Muret in Languedoc am 13. Apr. 1753, aus einer adeligen Familie, nahm 1774 in Paris bei der Garde Dienste, wurde aber hier sehr bald durch die Opern, die er besuchte, der Musik und dramatischen Kunst zugeführt. Er studirte hierauf die Composition unter Langlé und machte sich zuerst 1778 durch die Musik zu dem von einer Freimaurerloge dem berühmten Franklin gegebenen Feste bekannt. Den Hoffnungen, die er durch solche erregt, entsprach besonders seine Oper „Eclipse totale“ (1782). Seitdem lieferte er mehr als 50 Opern für das Théâtre Feydeau, unter denen nicht allein in Frankreich sondern auch auf deutschen Bühnen „Primerose“, „Azemia“, „Les deux petits Savoyards“, „Camille“, „Maison à vendre“ und „Raoul de Crequi“ den meisten Beifall fanden. In der Composition der Oper „Nina“ wurde er von Paisiello und in der des „Sergino“ und der „Camilla“ von Paer übertroffen. Er starb am 27. Nov. 1809. Seine Werke empfehlen sich weniger durch Originalität als durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung. Ausgezeichnet ist er in den anmuthigen Melodien seiner Canzonetten, Couplets und Vaudevilles. Sein Leben beschrieb Pivérécourt (Par. 1810).

Dalberg, früher **Dalburg**, ein altes, edles Geschlecht, welches im 17. Jahrh. in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde und dessen Mitglieder seit den frühesten Zeiten das Erbkämmereramt des Hochstifts Worms bekleideten. Schon im frühesten Mittelalter wird ein Heribert, Kämmerer von Worms, erwähnt, der 1002 Kaiser Heinrich II. krönte und unter die Zahl der Heiligen versetzt wurde. Als der Stamm in männlicher Linie mit Anton von D. erlosch, pflanzte Greta von D. durch ihre Verheirathung mit dem Ritter Gerhard, Kämmerer von Worms, das Geschlecht fort, die Dalberg'schen Güter gingen auf ihn über, und er fügte dem Dalberg'schen Namen, Schild und Helm dem seinigen bei. Die Verdienste der Urhahnen und das Ansehen der Dalberge war so groß, daß bei jeder deutschen Kaiserkrönung der kaiserliche Herold rufen mußte: „Ist kein Dalberg da?“ worauf der anwesende Dalberg vor der neugekrönten Majestät sein Knie beugte und von ihr den Ritterschlag als erster Reichsritter empfing. Napoleon suchte, nach dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde, 1806 das Andenken an diese ehrwürdige Ceremonie fortzuerhalten und setzte fest, daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der franz. Kaiserwürde sein und vor Frankreichs Throne derselbe feierliche Act stattfinden sollte. Das Geschlecht theilt sich gegenwärtig in die Dalberg-Hernsheim'er, von dem Pfarrdorfe Hernsheim bei Worms,

wo sich auch das Dalberger Archiv befindet, und die Dalberg-Dalberg'sche Linie. Aus diesem Geschlechte verdienen rühmlicher Erwähnung, namentlich als Beschützer deutscher Literatur und Kunst, Joh. von D., Kämmerer und seit 1482 Bischof von Worms, geb. 1445, welcher Vorfeser der von Konr. Celdes gestifteten Societas literaria Rhenana seu Sodalitas Celtica, die zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, war, mit Trithemius, Citeinwolff vom Stein und Neuchlin in gelehrtem Umgange stand und 1503 starb. Vgl. Zapp, „Über Leben und Verdienste Joh. von D.'s“ (Augsb. 1789). — Wolfgang von D., Kämmerer von Worms, der 1582 Erzbischof und Kurfürst von Mainz ward und 1601 starb. — Adolf, Freiherr von D., gefürsteter Abt zu Fulda, welcher 1734 die Universität zu Fulda gründete. — Der vormalige Großherzog Karl von Dalberg (s. d.) und dessen Brüder Wolfg. Heribert von D., Reichsfreiherr von D. (der Vater Emmerich Joseph's, Herzogs von D.), geb. 1749, bekannt durch seine Liebe zur dramatischen Dichtkunst und seine Verdienste um das unter seiner Leitung so treffliche manheimer Theater, der am 28. Sept. 1806 als bad. Staatsminister zu Manheim starb, und Joh. Friedr. Hugo, Freiherr von D., Domcapitular zu Trier, Worms und Speier, gest. 1813, welche beide Freunde und Beschützer der Wissenschaften und Künste waren. Letzterer zeichnete sich noch insbesondere als Componist und Schriftsteller über Musik sowie als Alterthumsforscher aus und an Erstern sind Schiller's „Briefe an den Freiherrn F. von D.“ (Karlsr. 1819) gerichtet.

Dalberg (Karl Theod. Ant. Maria, Reichsfreiherr von), Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst zu Mainz und Erzkanzler, später Fürst Primas des Rheinbunds und Großherzog von Frankfurt, endlich Erzbischof zu Regensburg und Bischof zu Worms und Konstanz, geb. am 8. Febr. 1744 zu Hemsheim, war der Sohn Franz Heinr. von D.'s, kurfürstlich mainzischen Geheimraths, Statthalters von Worms und Burggrafen zu Friedberg. D. erhielt im väterlichen Hause eine treffliche Erziehung, ging schon im 15. Jahre auf die Universität zu Göttingen, von da nach Heidelberg, wo er 1761 als Doctor der Rechte promovirte, und unternahm hierauf zu seiner weitem Ausbildung mehre Reisen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich dem geistlichen Stande und studirte hierauf Theologie und besonders das kanonische Recht in Worms, Manheim und Mainz. Bald ward er Capitularherr bei dem Erzstifte Mainz und Domherr in den Hochstiften Würzburg und Worms. Im J. 1772 ernannte ihn der Kurfürst zum Wirklichen Geh. Rath und Statthalter zu Erfurt. Während seines vieljährigen Aufenthalts daselbst zeigte er, bei musterhaftem Fleiße und strenger Ordnungsliebe in seinem Berufe, so helle Ansichten, so strenge Handhabung des Rechts und so liberale und menschenfreundliche Regierungsmaximen, daß der kleine Staat unter seiner segensreichen Thätigkeit sichtbar aufblühte und den Beweis gab für D.'s Tüchtigkeit zur Leitung wichtiger Angelegenheiten. Dabei war D. unermüdet im Wohlthun und ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Er trat mit Gelehrten und ausgezeichneten Schriftstellern in Umgang, zog Künstler und Handwerker in seine Nähe, unterstützte aufstrebende Talente und hielt zu dem Ende in seinem eigenen Hause Versammlungen, an denen jeder Gebildete Theil nehmen konnte. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben und eine zeitgemäße Umgestaltung, zugleich erwies er sich selbst durch Mittheilung seiner gelehrten Forschungen und interessanten Vorträge als eins der thätigsten Mitglieder. Durch diese ehrenvolle Wirksamkeit zog D. die Aufmerksamkeit Kaiser Joseph's und Friedrich des Großen auf sich, und ihrem Wohlwollen und ihrer Verwendung verdankte er es vorzüglich, daß er 1787 zum Coadjutor des Erzstifts und Kurfürstenthums Mainz erwählt wurde. Bald darauf ward er auch Coadjutor im Hochstifte Worms, 1788 Coadjutor von Konstanz und Erzbischof von Tarsus. Im J. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstifts Konstanz und nach dem Tode Friedrich Karl's am 25. Juli 1802 wurde er Kurfürst zu Mainz und Erzkanzler des Deutschen Reichs. Da in Folge des luneviller Friedens die Besitzungen des Kurfürstenthums jenseit des Rhein an Frankreich abgetreten worden waren und bei der neuen politischen Gestaltung Deutschlands im J. 1803 die dieseitigen säcularisirt wurden, so behielt D. die Würde als Reichserzkanzler und ward für Konstanz, Mainz und Worms, die an Frankreich abgetreten werden mußten, mit Regensburg, Aichaffenburg und Weglar entschädigt. Um mit Pappst Pius VII. über die Angelegenheiten der deutsch-katholischen

Kirche zu verhandeln und dabei zugleich von Napoleon in Betreff mehrerer streitiger Punkte billige Bedingungen für Deutschland zu erhalten, ging er 1804 nach Paris, wo er mit vieler Zuverlässigkeit behandelt und unter Andern auch an Klopstock's Stelle zum correspondirenden Mitgliede der Akademie ernannt wurde. Diese Weiße und die Ernennung des Cardinals Fesch zu seinem Nachfolger, sowie die allgemein verbreitete Meinung, er habe an der Stiftung des Rheinbunds vorzüglich Antheil gehabt, brachten ihn um diese Zeit in den Verdacht undeutscher Gesinnung. Mit Errichtung des Rheinbunds erlosch die Reichserzkantlerwürde, und D. erhielt, unter Beibehaltung des Erzbisthums Regensburg, den Rang und Titel als souveräner Fürst Primas des Rheinbunds mit dem Vorsitze in der Bundesversammlung. Zugleich wurden seinen bisherigen Besitzungen noch die Reichsstadt Frankfurt am Main, das Gebiet der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Werthheim und die Grafschaft Rheineck einverleibt. Für das Fürstenthum Regensburg, das er 1810 an Baiern abtrat, erhielt er einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, auch ward er in Folge dessen von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt ernannt, doch mußte er Napoleon's Stiefsohn, den Prinzen Eugen, statt des Cardinals Fesch zu seinem Regierungsnachfolger annehmen. Im J. 1813 sah er sich genöthigt, auf alle diese Besitzungen als Landesherr zu verzichten und zog sich in den Stand des Privatmanns zurück, indem er nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof von Regensburg, wo er von nun an wohnte, sich vorbehielt. Dort starb er auch am 10. Febr. 1817. Sein Neffe, der Herzog von Dalberg, ließ ihm 1824 im Dom zu Regensburg, wo er beerdigt liegt, ein Denkmal aus carrarischem Marmor setzen. D. war als Gelehrter, als Regent und als Mensch gleich achtungswerth. In allen Besitzungen und Orten, die je unter ihm als Fürsten standen, ließ er Spuren seiner fürsorglichen Thätigkeit zurück, besonders unterstützte er alienthalben die Armen, verbesserte die Armenanstalten und begründete und erweiterte die Schul- und Lehranstalten; die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen ermunterte er durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Noch als Privatmann zu Regensburg, wo ihm selbst oft beinahe Mangel drohte, war er gegen Arme und Hülfbedürftige wohlthätig. Frankfurt verdankt ihm die schönen Anlagen um die Stadt und auch Aschaffenburg und Weplar besitzen in dieser Hinsicht bleibende Erinnerungen an ihn. Dem Hochstifte Konstanz nützte er durch einen Schuldenstilgungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen sowie durch Anordnung zu besserem Feld- und Weinbau. Selbst das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts ließ er seiner Fürsorge empfohlen sein. Als Erzbischof verrichtete er an Festtagen den Gottesdienst in der Hauptkirche zu Regensburg, seines hohen Alters ungeachtet, persönlich, sowie er jedes andere Geschäft seines Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah und seinen Untergebenen stets als Muster der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deshalb hart oder unduldsam zu sein. Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte er unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Ohne einer bestimmten Partei zu hulldigen, nahm er an allen Bestrebungen in der gelehrten Welt Antheil. Sein Umgang mit Herder, Goethe, Wieland, Schiller u. A. befruchtete seinen Geist immer mit neuen Ideen und Ansichten. Seine Schriften betreffen meist Gegenstände der angewandten Moral und Aesthetik und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch eine gewinnende Beredsamkeit. Wir nennen darunter die „Betrachtung über das Universum“ (Frankf. 1777; 6. Aufl., 1819); die „Grundsätze der Aesthetik“ (Frankf. 1791); „Von dem Bewußtsein, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit“ (Erf. 1793); „Von dem Einflusse der Wissenschaften und Künste in Beziehung auf öffentliche Ruhe“ (Erf. 1793) und „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück“ (Erf. 1806). Mehrere seiner Schriften sind in franz. Sprache abgefaßt. Auch der „Deutsche Merkur“, das „Deutsche Museum“, „Die Horen“ enthalten manchen schätzbaren Aufsatz von ihm. Obgleich er als ein kräftiger Denker sich gern mit theoretischen Untersuchungen beschäftigte, so zog ihn doch das Praktische, unmittelbar ins Leben Eingreifende noch mehr an; daher waren seine Lieblingswissenschaften, außer der Kunstphilosophie, die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie und technologische Landwirthschaft. Vgl. Krämer, „Karl Theod. von D.“ (Lpz. 1821).

Dalberg (Emmerich Jos., Herzog von), Pair von Frankreich, Neffe des ehemaligen Fürsten Primas und Sohn Wolfgang Heribert's, Freiherrn von D., geb. am 30. Mai 1773

zu Mainz, begann sein öffentliches Leben unter seines Oheims Augen zu Erfurt, trat dann in bad. Staatsdienste und ging als bad. Gesandter nach Paris, wo er mit Talleyrand näher bekannt wurde und sich später mit Pelina, Marquise de Brignoles aus Genua, Ehrendame der Kaiserin, vermählte. Während des Feldzugs von 1809 übernahm er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Baden, unter Verbeibehaltung seines gesandtschaftlichen Postens in Paris. Nach dem Frieden verließ er die bad. Dienste, ging nach Paris und vertauschte wegen seiner Stammgüter, die auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich lagen, das deutsche Staatsbürgerrecht mit dem franz. und wurde von Napoleon 1810 zum Herzog und Staatsrath erhoben. Nach Napoleon's Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise, bei welcher Gelegenheit D. die vorläufigen Unterhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg eröffnet haben soll, erhielt er eine Dotation von 4 Mill. Francs auf das Fürstenthum Baireuth, worüber Frankreich nach den Bedingungen des wiener Friedens zu verfügen hatte, eine Summe, die ihm der König von Baiern beinahe ganz auszahlte. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich D. mit seinem Gönner zurück und trat in die Reihen der Misvergnügten. Nachdem dieser aber im April 1814 an die Spitze der provisorischen Regierung getreten, ernannte er D. zu einem der fünf Regierungsglieder, welche die Restauration des Hauses Bourbon beförderten. Als bevollmächtigter Minister Frankreichs wohnte D. dem wiener Congresse bei und unterzeichnete 1815 auch die Aichtserklärung gegen seinen ehemaligen Wohlthäter; dagegen setzte Napoleon nach seiner Rückkehr ihn unter die zwölf Verbannten, deren Güter eingezogen wurden. Nach der zweiten Wiederherstellung der Bourbons erhielt D. das Verlorene zurück, wurde Staatsminister und Pair und erhielt den Gesandtschaftsposten am turiner Hofe. Später lebte er in Paris und die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Schlosse Herusheim, wohin ihn seine Liebe für Deutschland, dem Mutterboden seiner berühmten Familie, zurückgeführt hatte. Er starb hier am 27. Apr. 1833.

Dalekarlien oder Dalarna, d. i. Thalland, hieß nach der frühern, noch jetzt im Munde des Volks gewöhnlichen Eintheilung das rauhe, aber auch an herrlichen Landschaften reiche Gebirgsland Schwedens an den beiden Dalefen und dem Siljansee, welches jetzt Falun-Län bildet, das auf 530 □M. gegen 150000 E. zählt. Die Dalekarlier, ein äußerst biederes und freiheliliebendes Volk, haben in Sprache, Sitten und Gewohnheiten etwas Eigenthümliches und genießen mancher Vorrechte. An ihrer Tapferkeit brachen sich mehrmals die gegen Schwedens Freiheit und Unabhängigkeit gerichteten Angriffe, so namentlich als Christian II. von Dänemark den schwed. Thron bestiegen hatte. (S. Gustav I. von Schweden.) Da der ärmliche Boden seine Bewohner nur spärlich nährt, so wandern die Dalekarlier häufig nach fruchtbarern Gegenden Schwedens aus.

Dalelf, der Hauptfluß Dalekariens in Schweden, entsteht aus dem Österdalelf und dem Westerdalelf. Letzterer bildet sich aus der Vereinigung der Flüsse Löra und Fulu, von denen jener an der norweg. Grenze, dieser in den Fulusseen seinen Ursprung hat. Der Österdalelf kommt aus der Alpe Salsjallet ebenfalls an der norweg. Grenze, sowie aus dem See Gröfvelsjö; er bildet dann den reizenden, fünf Meilen langen und drei Meilen breiten Siljansee bei Mora, verläßt jedoch denselben wieder bei Lekсанд und vereinigt sich bei Djursås mit dem breiten und reißenden Westerdalelf. Der Dalelf durchfließt sodann das südwestliche Dalekarlien, bildet mehre Wasserfälle, weshalb er für die Schiffahrt sich nicht eignet, und fällt unterhalb Geste bei Elfskarleby, nachdem er noch einen großartigen Wasserfall gebildet, in den Bottnischen Meerbusen des Baltischen Meers.

Daleminzien war ein ansehnlicher, von Sorben bewohnter Landstrich, der zwischen Elbe und Mulde eingeschlossen sich ungefähr von Meissen bis in die Gegend von Dahlen erstreckte und nur bei Meissen über die Elbe reichte. Der Name rührt nach Dietmar von den Deutschen her und ist ohne Zweifel eine Corruption von Dalmatien; die Slawen selbst nannten den Gau Glomaci (erhalten im Namen der Stadt Lommagisch). Im J. 927 wurde D. von König Heinrich I. nach Eroberung der Feste Gana oder Gruna unterjocht.

Dalin (Dlof von), der Vater der neuern schwed. Literatur, geb. 1708 auf der Pfarrei Winberga in Halland, widmete sich anfangs dem Studium der Medicin, das er nachher mit dem der Rechte vertauschte. Im J. 1731 trat er beim Reichsarchiv und dem Kanzlei-

collegium ein. Nachdem er 1743 Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden, wurde er 1747 königlicher Bibliothekar und 1749 Erzieher des Kronprinzen, 1751 in den Adelsstand erhoben, 1755 Reichshistoriograph, 1759 Kanzleirath und starb 1763 als Hofkanzler. Seinen Ruf begründete er 1733 durch die Zeitschrift „Der schwedische Argus“, im Geiste des Addison'schen „Spectator“, deren schnelles Aufhören damals fast wie ein Reichs-unglück betrachtet wurde. Mehrere Satiren, Fabeln, Epigrammen, Liedern, Tragödien und einer Komödie, die er demnächst herausgab, folgte 1742 das epische Gedicht „Die schwedische Freiheit“, das ungemeines Aufsehen erregte, und in welchem er allerdings in Sprache und Versbau eine bis dahin nicht geahnete Gewandtheit zeigte. Nach seiner Anstellung bei Hofe vergeudete er sein Talent mit werthlosen Gelegenheitsgedichten. Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel „Vitterhets arbeten“ (6 Bde., Stockh. 1761—67) und besser redigirt, unter dem Titel „Poetiska arbeten“ (Stockh. 1782). Auch erwarb er sich einen großen Namen als Geschichtschreiber durch seine „Svea rikets historia“ (4 Bde., Stockh. 1747—62; deutsch, Wism. 1756—63, 4.), die weniger wegen tiefer Forschung und eines gründlichen Quellenstudiums als wegen der gefälligen Darstellung und edlen Sprache mit Beifall aufgenommen wurde. Als Dichter ist D. jetzt völlig veraltet, als Geschichtschreiber aber noch immer geschätzt. Mehr als Prosaiker denn als Dichter hat er auf die Entwicklung der Sprache gewirkt.

Dalmatica hieß das röm., ursprünglich in Dalmatien gewöhnliche, lange, weiße Oberkleid mit weiten Ärmeln, das bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurde. Im 2. und 3. Jahrh. war es noch wenig gebräuchlich, denn die Kaiser Commodus und Heliogabal werden noch getadelt, daß sie es öffentlich trugen. Seit Papst Sylvester I. wurde die Dalmatica Amtsstracht der Diakonen der röm. Kirche und über der Alba und Stola getragen. Sie reicht bis ans Knie und ist jetzt an den Seiten getrennt, während sie früher ganz geschlossen war. Auch der deutsche Kaiser trug bei seiner Krönung eine Dalmatica, die nebst andern Kleinodien in Nürnberg aufbewahrt wurde.

Dalmatien, das Königreich, ein Küstenstrich am Adriatischen Meere mit den anliegenden Inseln, die südlichste, an das osmanische Gebiet reichende Provinz der östr. Monarchie, nördlich vom karlstädter Kreise der illyrischen Provinz Triest und westlich von Kroatien und Bosnien begrenzt. Die Küste durchschneiden viele, vortreffliche Landungsplätze bildende Buchten; hinter diesen steigen Zweige der Dinarischen und Julischen Alpen, wie das hohe furchtbar gestaltete Vellebit-Gebirge empor, von welchem herab die Küstenflüsse Kerka, Cetina und Narenta dem Meere zufließen. Die höchsten Spitzen desselben sind der Monte-Ianto und Plechewizza, beide über 5000 F. hoch. Die Landseen, mit Ausnahme jenes von Brana, sind periodisch, d. h. sie vertrocknen im Sommer und füllen sich erst im Spätherbst mit Wasser. Ein großer Theil des ganzen Flächenraums besteht aus Moor und Sumpf. Dessenungeachtet ist D. ein wasserarmes Land, in welchem zur Sommerzeit oft großer Wassermangel eintritt. Zwar mögen ohne Zweifel die dalmatischen Gebirge in ihrem Innern große Wasserbehälter bergen; allein der Kalkstein gestattet nicht das Hervortreten des Wassers auf die Erdoberfläche, weshalb es wahrscheinlich in unterirdischen Kanälen dem Meere zufließt. D. zählt auf 228 □ M., 365000 E. in 17 Städten, 34 Flecken und 865 Dörfern. Die vorzüglichsten Ursachen, weshalb die Bevölkerung dieses fruchtbaren, jedoch wenig angebauten Landes so schwach ist, sind der übermäßige Genuß hitziger Getränke, die schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe, häufige Auswanderungen und die in das dritte und vierte Glied fortbauernde Blutrache. Die Dalmatier oder Dalmatiner sind übrigens ein schöner Menschenschlag, kühne Seeleute und, gut angeführt, tapfere Soldaten. Venedigs ehemalige militairische Kraft beruhte vorzugsweise und fast allein auf ihnen. Wol nicht mit Unrecht schildert man sie indes als hinterlistig und raubgierig; Streben nach Unabhängigkeit ist fast allgemein. Die Landessprache ist die illyrisch-serbische, von Stephanowitsch der herzegowinische Dialekt genannt, die Amtssprache dagegen, zumal in Spalatro, die italienische. Die Morlacken oder Morlachen, welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden, auch im türk. Sandschal Hersek, wohnen, sind ebenfalls vortreffliche Soldaten, haben aber auch ebenfalls einen entschiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunke; doch sind sie gasstfrei, wohlthätig und gewissenhaft in Erfüllung ihrer Ver-

sprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit leben sie in einer Art Naturzustand und sind deshalb stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieser Seite gewesen. Die Bewohner des festen Landes treiben Viehzucht oder widmen sich dem Seeleben, das sie dem bei ihnen wenig geachteten Handel, Ackerbau und den Gewerben vorziehen. Die Bewohner der Inseln treiben vorzüglich Fischerei und gehen als Knechte auf dem festen Lande oder als Matrosen auf Kauffahrteischiffen in Dienste. Die Inseln sind nicht sehr fruchtbar; doch haben einige von ihnen gute Häfen; auch liefern mehre treffliches Schiffbauholz, weshalb daselbst viele Schiffe gebaut werden. Das Festland führt aus Anschlitt, Hasenfelle, welche letztere erst aus Bosnien bezogen werden, etwas Öl, Feigen, Wein, Brantwein, Wachs und eingesalzene Fische; eingeführt werden Leinwand, Zucker, Kaffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, sodas der Vortheil des Tauschhandels auf Seite der Dalmatier ist. Die Gold-, Eisen- und Steinkohlengruben des Landes liegen unbenutzt. Politisch ist das Land eingetheilt in die vier Kreise Zara, Spalatro oder Spalato, Ragusa und Cattaro. Die vorzüglichsten Städte sind Zara mit 6500 E. und einem Hafen, der Sitz des Statthalters, wo sich mehre röm. Ruinen finden; Spalatro mit 8000 E., das an der Stelle des prächtigen, noch in seinen Ruinen sehr großartigen Palastes des röm. Kaisers Diocletian steht und in dessen Nähe die zur Zeit der Römer so bedeutende Stadt Salona sich befand; ferner Ragusa (s. d.) und Cattaro (s. d.). Der türkische Theil D., welcher sich von Bosnien bis Albanien erstreckt und zu Bosnien gehört, enthält die Landschaft Herzegowina und die Städte Scardona und Trevigno. Vgl. Lavallée, „Voyage pittoresque et histoire de l'Istrie et de la D., rédigée d'après l'itinéraire de Cassas“ (Par. 1802, mit Kupf.), Germar's besonders in naturhistorischer Hinsicht lehrreiche „Reise nach D. und Ragusa“ (Lpz. 1817) und Dejean's Prachtwerk über den Insektenreichtum D.s (Par. 1825). D., ehemals ein ansehnliches Reich, wurde von den Römern, nach vielen vergeblichen Versuchen, erst unter Augustus unterworfen und bildete hierauf den südlichsten Theil der röm. Provinz Illyricum. Nach dem Verfall des abendländischen Kaiserthums ward es durch die Gothen erobert, denen es, bei ihrem Zuge nach Italien, 490 die Avaren entrissen, welche um 620 von den Slawen verdrängt wurden. Der von denselben gestiftete Staat dauerte bis zu Anfange des 11. Jahrh., worauf der König von Ungarn, Ladislaus der Heilige, den einen Theil als Königreich mit Kroatien und hierdurch mit seinem Reiche vereinigte, weshalb die Könige von Ungarn auch den Titel als Könige von D. führen, während der andere sich unter den Schutze der damals mächtigen Republik Venedig begab, um gegen die Anfälle der Türken gesichert zu sein, und eine Zeit lang Herzogthum hieß. Dessenungeachtet wurde ein Theil dieses Herzogthums den Venetianern durch die Türken entrissen. Durch den Frieden zu Campo-Formio kam der venet. Theil von D., wie Venedig selbst, 1797 unter östr. Herrschaft, und als Östreich in Folge des presburger Friedens 1805 seinen Theil an D. an Napoleon abgetreten, ward derselbe zum Königreich Italien und seit 1810 zu Illyrien geschlagen, jedoch durch einen Proveditore generale regiert. Seit 1814 ist D., mit Ausnahme des türk. Antheils, wieder ganz mit Östreich vereinigt.

Dal segno, abgekürzt D. S. oder d. s., d. h. vom Zeichen an, deutet in der Notenschrift an, daß ein Stück von der Stelle an wiederholt werden soll, wo das nämliche Zeichen steht.

Dalton (John), einer der bedeutendsten engl. Chemiker und Physiker, geb. 1766 zu Eaglesfield bei Coekermouth in Cumberland, der Sohn eines kleinen Lehngutsbesizers, erhielt seine erste Ausbildung in der Schule seines Wohnorts, von 1781 aber zu Kendal in Westmoreland in der Kostschule eines Veters. Hier bildete sich seine besondere Neigung zu mathematischen und physikalischen Studien aus; er schrieb bereits mehres Mathematische und unternahm eigene Beobachtungen. Im J. 1793 kam er als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften ans Collegium zu Manchester, in welcher Stadt er auch nach Verlegung des Collegiums sich stets wesentlich aufgehalten hat, obgleich er von 1804 an abwechselnd in den meisten größern Städten Großbritanniens Vorlesungen über Chemie hielt. Das Einkommen, welches ihm diese Lehrthätigkeit verschaffte, hat stets die mäßigen Ansprüche des äußerst bescheidenen, von wahren wissenschaftlichen Eifer und philosophischem Geiste durchdrungenen Mannes befriedigt. Im J. 1817 wurde er Präsident der Literary

and philosophical society zu Manchester, außerdem ist er Mitglied der Royal society zu London und der pariser Akademie und genießt seit 1833 auch eine kleine königliche Pension. Seine vorzüglichsten physikalischen Arbeiten beziehen sich auf die Ausdehnung und Mischung der Gase und die Elasticität der Dämpfe; in der Chemie hat er sich durch Aufstellung der atomistischen Theorie und wesentliche Förderung der Lehre von den festen Proportionen, durch Untersuchungen über die Absorption der Gase durch das Wasser, über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs u. s. w. verdient gemacht. Seine Abhandlungen stehen meist in den „Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester“; ferner in den „Philosophical transactions“, in Nicholson's „Philosophical journal“ und Thomson's „Annals of philosophy“. Selbständige Werke von ihm sind „Meteorological essays and observations“ (Lond. 1793; 2. Aufl., 1834) und das „New system of chemical philosophy“ (3 Bde., Lond. 1808 — 27; deutsch, aber nicht vollständig, von Wolf, 2 Bde., Berl. 1812—14).

Damasceus (Johannes), s. Johannes Chrysochoras.

Damas, eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter Frankreichs, das sich schon im 13. und 14. Jahrh. durch reiche Besitzthümer, Verbindungen und öffentliche Stellung auszeichnete, theilte sich seit Ende des 16. Jahrh. in die Linien Damas und Damas-Cruz, welche noch gegenwärtig fortbestehen. Auch in neuerer Zeit haben sich mehre Glieder dieses Geschlechts berühmt gemacht. — Charles, Graf, dann Herzog von D., geb. am 28. Oct. 1758, nahm als Adjutant des Grafen von Noхамbeau 1780 und 1781 an dem nordamerik. Kriege Theil und erhielt den Grad eines Oberst. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ward er Befehlshaber eines Dragonerregiments und, da er ungeachtet seiner Theilnahme am Freiheitskampfe die Ergebenheit für den absoluten Thron bewahrt, vom Marquis von Bouillé beauftragt, an der Spitze seines Regiments die beabsichtigte Flucht Ludwig's XVI. zu decken, was am 21. Juni 1791 seine Verhaftung zu Varennes zur Folge hatte. Nachdem er durch die bei Annahme der Constitution ertheilte Amnestie befreit worden, verließ er noch zu Ende desselben Jahres sein Vaterland und machte die Feldzüge von 1792 und 1793 in der Armee der Prinzen mit. Hierauf begleitete er den Grafen von Provence nach Italien und begab sich 1794 mit demselben nach England, um daselbst die Expedition nach Quiberon bewerkstelligen zu helfen. Zu diesem Zwecke sollte er sich im Oct. 1795 mit Briefen zu dem Grafen Puisaye begeben, allein das Schiff scheiterte bei Calais, und D. fiel mit dem Herzoge von Choiseul-Stainville in die Hände der Republikaner. Nach einer kurzen Gefangenschaft, aus der ihn eine abermalige Amnestie rettete, begab er sich wieder zu dem Grafen von Artois, erschien mit demselben an den Küsten der Bretagne und kämpfte dann in der Armee Conde's in allen Feldzügen. Nach der Restauration der Bourbons wurde seine Anhänglichkeit glänzend belohnt und er Befehlshaber der pariser Nationalgarde zu Pferd, Pair von Frankreich und Generallieutenant. Bei Napoleon's Rückkehr folgte er dem Könige nach Gent; nach der zweiten Restauration wurde er zum Befehlshaber der 18. Militärdivision, 1827 zum Herzoge erhoben und starb im J. 1829. — Roger, Graf von D., des Vorigen Bruder, geb. 1769, führte ein noch bewegteres und thatenreicheres Leben. Im Alter von 14 Jahren war er Lieutenant in der franz. Armee, ging aber dann aus Drang nach Thaten und Ehre nach Rußland, um daselbst im Kriege gegen die Türken mitzukämpfen. Durch Muth und Kühnheit zeichnete er sich aus während der Belagerung von Tschakow und beim Sturme auf Ismail und wurde zum Obersten befördert. Nach der Auswanderung der franz. Prinzen begleitete er zwei Jahre hindurch den Grafen von Artois und nahm hierauf in der Armee Conde's, der ihm von 1795 an den Befehl über die Legion Mirabeau anvertraute, an allen Feldzügen gegen die Republik Theil. Als der Krieg zwischen Frankreich und Neapel ausbrach, stellte er sich mit dem General Mack an die Spitze der neapolit. Armee und führte, nachdem sich die Neapolitaner ergeben und er allein eine günstigere Capitulation vom franz. General erhalten hatte, mit den Trümmern seiner Division einen meisterhaften Rückzug nach Calabrien aus. Verwundet ging er nun nach Sicilien, später nach Wien und 1814 nach Paris zurück, wo ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant erhob und mit Ehren überhäufte. Bei der Rückkehr Napoleon's war er Befehlshaber der neunten Militärdivision. Als sich in Lyon die Truppen und das Volk für

den Kaiser erklärten, eilte er mit dem Herzoge von Provence nach Paris zum Könige und floh mit demselben nach Gent. Nach der zweiten Restauration erhielt er eine Sendung in die Schweiz und wurde 1815 in die Deputirtenkammer gewählt. Als Befehlshaber der 19. Militärdivision zeigte er bei den Unruhen zu Grenoble einen außerordentlichen Eifer für die Sache des Royalismus, doch war er seiner Partei noch immer nicht fanatisch genug, weshalb er Canuel Platz machen mußte. Er starb im Sept. 1823.

Damas (Ange Hyacinthe Marence, Baron von), gehört, obschon aus Burgund stammend, dem alten Geschlechte der Damas an und wurde am 30. Sept. 1785 zu Paris geboren. Er folgte seiner auswandernden Familie nach Deutschland, dann nach Rußland, wo er 1795 eine Cadettenstelle in der Artillerieschule zu Petersburg erhielt. Seit 1805 machte er als Offizier der russ. Armee alle Feldzüge gegen die Franzosen in Deutschland, Rußland und Frankreich mit und erwarb sich durch seine Tapferkeit die Gunst des Kaisers Alexander. Nach der Restauration der Bourbons wurde er zum *Maréchal de Camp* erhoben und trat in die franz. Armee. Als Generallieutenant ward er hierauf dem Herzoge von Angoulême beigegeben, begleitete denselben bei der Rückkehr Napoleon's nach Spanien und erhielt nach der Schlacht von Waterloo den Befehl über die 8. Militärdivision in Marseille, wo ihm, obschon er den blutigen Ausschweifungen des Ultraroyalismus keinen Vorschub leistete, doch ein hartes und unwürdiges Verfahren zur Last fällt. Im J. 1823 befehligte er unter dem Marschall Moncey eine Division im span. Feldzuge, worauf er 1824 das Portefeuille des Kriegsministeriums übernahm. Seinem rechtschaffenen Charakter widerstrebten jedoch besonders die ungerechten Maßregeln gegen die Offiziere des Kaiserreichs, daher ihm Villèle im Oct. 1824 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten übertrug, das er bis zum 4. Jan. 1828 behielt. Die Politik, die unter seiner Verwaltung verfolgt wurde und das Gefühl der gemäßigten und patriotischen Franzosen so sehr verletzte, kommt indes weniger auf seine Rechnung als auf die Villèle's, dessen Plane und Gedanken er nur vollzog. Kurze Zeit nachher wurde er an des verstorbenen Herzogs von Nivière Stelle zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt, dem er 1830 in die Verbannung folgte. In Prag mit dem Cardinal Latil und dem Herzoge von Blacas eng verbunden und ein Freund der Jesuiten, bewirkte er 1833 die Entlassung Barande's, des Untererziehers des Herzogs von Bordeaux, weil dieser seinem Zögling liberale Ansichten einflöste, worauf Blacas von Rom zwei Jesuiten kommen ließ, welche die Lehrer des Prinzen wurden. Später kehrte er nach Frankreich zurück, wo er jetzt vom öffentlichen Leben zurückgezogen auf dem Lande den Wissenschaften und seiner zahlreichen Familie lebt.

Damas-Cruy (Etienne Charl., Chevalier, dann Herzog von), Crupair von Frankreich und Generallieutenant, geb. am 10. Febr. 1754 auf dem Schlosse Cruy in Nivernais, machte als Hauptmann die letzten Kämpfe der Franzosen gegen die Engländer in Ostindien mit, wurde hier gefangen und erst nach dem Frieden ausgewechselt. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Befehl über ein Infanterieregiment, wanderte aber mit seinen Offizieren aus und nahm in der royalistischen Armee an dem Feldzuge von 1792 Theil. Im J. 1794 gelang es ihm, in England und Holland eine Legion zu bilden, deren Trümmer er, nachdem sie bei Quiberon vernichtet worden war, im folgenden Jahre dem Prinzen von Condé zuführte. Von Ludwig XVIII. zum *Maréchal de Camp* erhoben, begleitete er hierauf den Herzog von Angoulême als Kammerherr nach Mitau, Warschau und später nach England. Nach der ersten Restauration erhielt er den Grad eines Generallieutenants. Im Aug. 1815 schickte ihn der Herzog von Angoulême mit dem Baron von Vitrolles als königlichen Commissar nach Toulouse, wo er aber in Folge seines unklugen Benehmens auf Befehl des Generals Laborde aufgehoben und über die span. Grenze gebracht wurde. Nachher wurde seine Anhänglichkeit mit dem Befehl über die 28. Militärdivision, der Pairswürde und dem Herzogstitel belohnt. In Folge der Julirevolution, weil er der neuen Dynastie den Eid verweigerte, von der Pairliste gestrichen, lebt er zurückgezogen auf seinem Schlosse in der Gegend von Menou. — Alexandre, Graf von D., geb. 1755, hatte in Folge der Ereignisse fast die nämlichen Schicksale wie die Vorhergehenden und spielte auch dieselbe Rolle. — Dem adeligen Geschlechte gehört nicht an Franc. Etienne D., Generallieutenant der franz. Republik und des Kaiserreichs, von bürgerlichen Altern zu Paris am 22. Juni 1769

geboren. Er nahm von 1792 an unter Meunier, Jourdan und Kleber an allen Kämpfen der republikanischen Armee am Rhein Theil, zeichnete sich bald an der Spitze seiner Brigade durch Tapferkeit, bald im Stabe durch seine Geschicklichkeit aus und machte dann die Expedition nach Aegypten mit, wo er sich unter allen Verhältnissen als einen ausgezeichneten Offizier bewährte, sodas ihn sein Freund Kleber nach Bonaparte's Abgange zum Divisionsgeneral und Chef des Generalstabs erhob. Dies hatte zur Folge, das ihn Bonaparte mehre Jahre hindurch nicht anstellte; allein seit 1808 wurde er wieder in allen Feldzügen des Kaiserreichs verwendet. Im J. 1814 lieferte D. als der letzte franz. General am linken Rheinufer den Verbündeten Mainz aus und unterwarf sich den Bourbons. Nach der zweiten Restauration organisirte er die königliche Gendarmarie und erhielt das Amt eines Generalinspecteurs dieses Corps. Er starb in Paris 1828.

Damasciren. Durch die Kreuzzüge kam eine große Menge vortrefflicher Stahlarbeiten, welche zu jener Zeit in Damastus gefertigt wurden, nach Europa, wo in jener Zeit der Kriege man bald bemüht sein mußte, auch dem einheimischen Fabrikate die Güte des ausländischen zu geben. Man bewunderte an den aus Damastus eingebrachten Dolch- und Degenklingen eine große Elasticität, verbunden mit einer solchen Härte, das die Klingen harte und weiche Körper fast mit gleicher Leichtigkeit durchschnitten und dabei eine solche Zähigkeit besaßen, das selbst beim Abhauen eines Nagels die Schneide keine bedeutende Beschädigung erlitt. Außerdem fiel aber auch das schöne Ansehen jener Klingen auf, indem sie durchaus mit einem Gewinde dunkler Linien auf hellem Grunde, oder umgekehrt, versehen waren, welche meist regelmäßig wiederkehrende, sehr nette Zeichnungen bildeten. Oft waren auch diese Klingen mit Gold ausgelegt, das sich auf dem blauen Grunde trefflich hervorhob. Wenn es nun auch damals nicht gelang, alle die genannten Eigenschaften vereint auf unsere Stahlarbeiten zu verpflanzen, so äußerten doch jene Bemühungen den günstigsten Einfluß; denn noch jetzt bewundern wir die Rüstungen aus dem Mittelalter ihrer Festigkeit und Eleganz wegen, und unter den trefflichen Klingenschmieden jener Zeit steht der Name Peter Simmelfuß obenan. Die meisten Versuche jener und der spätern Zeit haben indessen kein anderes Resultat hervorgebracht, als allerdings vorzügliche Klingen, welche jedoch mit den Damascenern immer noch nicht in Vergleich zu stellen waren. Vor Allem mangelte denselben der Damast, das sogenannte Wasser (Gichar), wenn wir darunter die regelmäßig wiederkehrenden, fast symmetrischen Figuren verstehen. Allerdings zeigen verschiedene Stahlarten in einfacher Bearbeitung schon einen gewissen Damast, derselbe ist jedoch durchaus unregelmäßig und findet seinen Grund theils in der Krystallisation des Stahles selbst, theils in der oft natürlichen Legirung desselben. Durch diese Erscheinung wurden in neuerer Zeit, wo man mit Eifer die Nachbildung des damascirten Stahls versuchte, mehre Gelehrte, z. B. Bréant und Héricourt de Thury zu der Meinung veranlaßt, das dieser Stahl nichts Anderes als eine Legirung sei. Dem ist aber nicht so, im Gegentheil weiß man jetzt mit Bestimmtheit, das die damascener Klingen aus einer mechanischen Verbindung von Stahl bestehen, mit dem man weiches Eisen durch Schmieden verbindet. Bei den echten damascener Klingen geht der Damast über die ganze Klinge und ist selbst auf dem Rücken derselben deutlich bemerkbar; dabei nehmen sie, mehrfach hin und her gebogen, ihre ursprüngliche gerade Lage freiwillig nicht wieder an und haben einen eigenthümlichen ambrartigen Duft; auch geht das Wasser durch das Schleifen nicht verloren, sondern reicht bis auf den Kern der Klinge. Nach mehrfachen erfolglosen Versuchen in neuerer Zeit von Clouet, Nicholson, Wilde in Sheffield und O'Reilly gelang es erst in der neuesten dem Professor Crivelli in Mailand, die damascener Klingen vollkommen nachzuahmen. Aus damascener Stahl kann man auch Gewehrläufe schmieden, welche bei großer Haltbarkeit ein vortreffliches Ansehen haben.

Damascirt nennt man in der Heraldik einen Platz oder eine Figur, welche nach Art des damascirten Stahls geadert oder gewässert ist. Die Entstehung des Damascirens gehört in die neuere Zeit und wird von den Wappenmalern zur Verschönerung größerer Plätze oder Figuren angewendet. Damascirt erscheint immer der Regalionschild. Die Damascirung geschieht stets mit einer andern Tinctur als der Platz selbst hat, so z. B. der schwarze Platz mit Gold oder Silber, der goldene mit Silber u. s. w. Bei den Metalltincturen ist es von vorzüglicher Wirkung, wenn die Damascirung mit derselben Tinctur, aber matt bewirkt wird.

Damask (Damascus), die Hauptstadt des Paschallks gleiches Namens, in der türk. Provinz Soristan oder Syrien, welches den südlichsten Theil des alten Syrien, Phönizien und ganz Palästina umfaßt und auf etwa 1200 □M. höchstens 900000 E. zählt, liegt am Baradi, welcher dieselbe in sieben Armen durchströmt, in einer herrlichen, fruchtbaren Ebene, die Abulfeda, der in D. geboren wurde, für das erste der vier irdischen Paradiese hält, und hat noch jetzt mehr als 200000 E., darunter gegen 20000 Christen und viele Juden. Unter den 200 Moscheen zeichnet sich aus durch ihre sieben Thürme und ihren Umfang die der Dmajjiden, die vom Kaiser Heraklius dem heil. Johannes erbaut wurde, und in welcher das Exemplar des Korans aufbewahrt wird, welches im Besitz des Khalifen Dthman gewesen. Merkwürdig ist auch das mit Thürmen versehene Schloß, das aus den Zeiten der Kreuzzüge stammen soll und als Citabelle benugt wird. Mehre andere Gebäude werden mit dem Apostel Paulus in Beziehung gebracht, der auf der Straße gen D. durch eine übernatürliche Erscheinung erblindet, durch Ananias geheilt und zum Christenthum bekehrt wurde. Auch die Christen haben in D. mehre Kirchen und zwei katholische Klöster. Berühmt sind ferner mehre Bazars und unter den Khans, d. i. Versammlungshäuser, der Kaufleute besonders einer, der in einem großartigen Gebäude mit sechs Kuppeln besteht. Die Straßen sind ungepflastert und schmutzig; die von St. Paul ist die größte, geradeste und schönste. Der Pascha von D. ist der Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter seiner Bedeckung jährlich von hier nach Mekka geht. Die Einwohner unterhielten sonst berühmte Manufacturen, besonders in Messer- und Säbelflingen; noch gegenwärtig verfertigen sie seidene und baumwollene Zeuge und eingelegte Arbeiten, Glas und Leder; auch treiben sie beträchtlichen Handel mit den genannten Fabrikaten, vorzüglich aber mit getrockneten und eingemachten Südfrüchten, mit Baumwolle, Wein, Olivenöl u. s. w. Berühmt sind vorzüglich die große Damascenerpflaume, welche jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet ist, die Damascenerrose auf einem 8—10 F. hohen Stocke, von sehr angenehmem Geruche, aus welcher Rosenöl bereitet wird, und die Damascenertrauben, die am Stocke getrocknet die besten Rosinen geben. Die Geschichte von D. geht in die älteste Zeit zurück; wenigstens war es schon zu David's Zeiten politisch wichtig als die Residenz eines der kleinen Reiche, in welche Syrien damals zerfiel. Von David wurde D., weil dessen Beherrscher dem Könige von Zoba Hülfe geleistet, unterjocht; doch schon unter Salomo machte es sich vom Reiche Juda unabhängig, dem es aber später im Kampfe gegen Israel beistand, so namentlich um 900 v. Chr. Der König Hosael hob D. auf den höchsten Gipfel seines Glanzes und seiner politischen Größe. Er war glücklich im Kampfe gegen die Könige von Israel und Juda; doch schon sein Sohn Benhadad III. wurde Israel tributpflichtig. Noch einmal suchte es sich um 800 v. Chr. zu heben, was den völligen Untergang des damascenischen Reichs zur Folge hatte. Die Stadt behielt indeß auch unter der Herrschaft Assyriens, Babyloniens und Persiens fortwährend nicht geringe Bedeutung durch ihren Handel. Nach dem Siege Alexander des Großen bei Issus gerieth es mit Syrien in dessen Gewalt und nach seinem Tode unter die Herrschaft der Seleuciden, welche aber ihre Residenz nach Antiochien verlegten. Um 111 v. Chr. bei der Theilung des seleucidisch-syrischen Königreichs wurde es wieder eine Zeit lang der Sitz des Königs Antiochus Ryzikenus. Nach mancherlei Verwirrungen, Thronstreitigkeiten und Kriegen unter den Herrschern Syriens kam D. im J. 64 unter Pompejus in die Gewalt der Römer, die es durch einen eigenen König regieren ließen und unter denen die Stadt von neuem aufblühte und Einfluß gewann. Später wurde sie der Sitz eines Bischofs und dem oström. Reiche einverleibt; im J. 635 aber von dem Khalif Dmar nach zweimonatlicher Belagerung erobert, der nun hier und zu Mekka abwechselnd residierte. In D. wurde auch dessen Nachfolger Dthman beim Zusammentragen des Korans ermordet. Moawijah, der Stammvater der Dmajjiden, verlegte seinen Sitz hierher, und seine Nachkommen, sowie die ersten Abbassiden, residirten von 660—753 daselbst, bis Almanzur Bagdad zu seiner Residenz machte. D. wurde nun durch Statthalter verwaltet, von denen mehre ein eigenes Sultanat begründeten. So wurde es der Sitz der Thuluniden im 9. Jahrh., der Fatimiden im 10. und der Seltschukiden im 11. Jahrh. Heftige Kämpfe wurden auch während der Kreuzzüge um den Besitz der Stadt geführt; im J. 1154 von Nureddin erobert und mit Aleppo und Aegypten vereinigt kam sie nach Nureddin's Tode in die

Gewalt Saladin's, der nicht minder als jener das christliche Königreich zu Jerusalem bekämpfte. Nach Saladin's Tode theilte sie meist gleiches Loos mit Haleb und Agypten. Im J. 1401 wurde sie von den Mongolen unter Timur erobert und verbrannt; wegen ihrer wichtigen Lage für den Handel des Orients aber von neuem aufgebaut. Später waren die Mamluken als Herrscher Agyptens auch Herren von D., bis es im Herbst 1516 dem türk. Sultan Selim I. gelang, Stadt und Gebiet denselben zu entreißen und dem osman Reich hinzuzufügen. Seit dieser Zeit war D. als Siz eines türk. Statthalters ein wichtiger Bestandtheil dieses Reichs. Im J. 1832 eroberte es der Vicekönig Mehemed Ali von Agypten durch seinen Sohn Ibrahim Pascha und erhielt es 1833 sammt Syrien und Palästina von der Pforte abgetreten. Dieser Besitz dauerte jedoch nicht lange; denn schon im J. 1840 nöthigten die europ. Großmächte, besonders England und Oestreich, durch Unterstützung der Pforte, denselben, Syrien und Palästina der Pforte zurückzugeben.

Damast nennt man ein gezogenes, mit Figuren künstlich durchwirktes, auf damascener oder Atlasart gewebtes Zeug, welches, anfangs nur aus Seide und einfarbig, jetzt auch aus Leinen und selbst aus Baumwolle verfertigt wird. Nach Einigen soll diese Art zu weben schon von den Babyloniern, nach Andern aber von den Einwohnern zu Damast erfunden worden sein. Was insbesondere den Seidendamast betrifft, so unterscheidet er sich von andern Stoffen und Zeugen dieses Materials dadurch, daß der Grund ein glänzender, atlasartiger Boden ist, in welchen Blumen, Ranken und andere Figuren eingewebt sind. Italiener und Holländer waren in Europa die Ersten, die dieses ursprünglich asiat. Zeug zu fertigen unternahmen, und noch im 17. Jahrh. erhielt man es nur aus Italien, besonders von Genua. Die Franzosen folgten jedoch bald nach und übertreffen gegenwärtig die Italiener. Auch in Ostindien und England wird guter Seidendamast verfertigt, und Deutschland, z. B. Berlin, Krefeld, Lechhausen u. s. w., liefert ihn in großer Menge und von vorzüglicher Güte. Der Leinendamast oder das Bildzeug ist gewöhnlich durchaus weiß und hat eingewirkte Figuren, die auf der rechten Seite weißer und glänzender auf mattem Grunde, auf der linken aber dunkel auf weißem glänzenden Grunde erscheinen. In Deutschland blüht die Damastleinweberei besonders zu Schmiedeberg in Schlesien; zu Großschönau, Löbau, Zittau u. s. w. in Sachsen; zu Wartsdorf und Hayda in Böhmen; zu Waarendorf, Bielefeld und Salzweidel in Preußen; zu Neuhaus und Sommerhausen in Baiern; zu Mühlberg in Baden u. s. w. Allen voraus stehen die Leistungen der sächs. Damastweber. Wollen- und Baumwollendamast oder damascirte Wollen- und Baumwollenzeuge sind mit damastartigen Mustern versehenes Köpergewebe, welche in den verschiedenartigsten Formen vorkommen und vorzüglich in Sachsen und England verfertigt werden. Mit dem Baumwollendamast ist aber der jetzt häufig statt des leinenen vorkommende baumwollene Damast nicht zu verwechseln.

Dambray (Charl.), Kanzler Frankreichs und Präsident der Pairskammer zur Zeit der Restauration, geb. in der Normandie 1760, wurde durch den Einfluß seiner Familie schon in seinem 20. Jahre Generaladvocat beim pariser Parlament. Beim Beginn seiner Laufbahn hatte er Hérauld de Séchelles zum Mitbewerber, der nachher zu den eifrigsten Anhängern der Revolution gehörte, während D. zu deren heftigsten Gegnern zählte. In dem berühmten Kornmann'schen Proceß fand D. die erste Gelegenheit, sein Rednertalent und seinen Eifer gegen die neuen Ideen an den Tag zu legen. Als die Revolution ausbrach, war er einer der Ersten, welche Frankreich verließen. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland lebte er unangefochten auf seinen Gütern in der Normandie. Unter dem Kaiser konnte er, so große Ergebenheit er auch zeigte, gleichwol keine höhere Stufe erreichen als die eines Mitglieds des Generalconseils im Seine departement. Napoleon soll ihn und seinen Schwiegervater Barentin als Agenten der Bourbons angesehen haben, und es scheint solches in der That stattgefunden zu haben, da Beide nach der Restauration mit Gunstbezeugungen überhäuft wurden; Barentin wurde Ehrenkanzler, D. Kanzler von Frankreich. Zugleich erhielt D. die Leitung des Bücherwesens und die Oberaufsicht über die Journale, und kurz darauf machte ihn Ludwig XVIII. zum Justizminister, Pair und Commandeur des Heiligengeistordens. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba und Ludwig's XVIII. Abreise begab er sich in die Normandie, dann nach England und von da nach Gent. Bei der zweiten Restauration trug die Regie-

zung Bedenken, D., der nicht beliebt war, in seine vorige Stellung wieder einzusetzen; doch blieb er Präsident der Pairskammer. Als solcher leitete er die Debatten beim Proceſſe des Marſchalls Ney. Im Anfange des J. 1816 wurde er nochmals Juſtizminiſter und in demſelben Jahre Mitglied der Akademie der Inſchriften. Er ſtarb am 10. Jan. 1830 auf ſeinem Gute Montigny bei Dieppe. — Sein Sohn, Emanuel Graf D., wurde nach der erſten Reſtauration zum Nequetenmeiſter ernannt, folgte dann Ludwig XVIII. nach Gent und erhielt zum Lohne dafür die Pairswürde, die er nach der Julirevolution niederlegte.

Damenfriede, ſ. Cambray.

Damenification, ſ. Solmification.

Damiani (Petrus), als Freund Hilbrand's und rigoriſtiſcher Aſcet bekannt, ſtammt aus einer armen, aber edeln Familie und wurde ums J. 990 geboren. Aus der knechtlichen Dienſtbarkeit, in welcher er anfangs bei einem ſeiner Brüder als Schweinehirt ſtand, befreite ihn ein anderer Bruder, Namens Damianus, und ließ ihn zu Florenz und Parma erziehen. Ebendeshalb nannte er ſich Petrus Damiani, d. h. Bruder des Damian. In Parma gründete er ſpäter eine Schule, trat dann als Mönch in das Kloſter zu Fontevellana und wurde 1041 Abt. Im J. 1051 gegen ſeine Neigung zum Cardinalbiſchof von Ofſia erwählt, wirkte er als Legat bei den Maßregeln mit, durch welche die Päpſte Leo IX., Victor II. und Nikolaus II. die Kirchenreform Gregor's VII. vorbereiteten, legte jedoch trotz der Vorſtellungen Hilbrand's, den er ſcherzweiſe ſeinen heiligen Satan nannte, ſein Biſthum 1061 nieder und zog ſich in ſein Kloſter zurück. Indeß benutzte ihn Papſt Alexander II. noch mehre Male zu ſpeciellen Sendungen; ſo ging er 1069 als Legat zu Kaiſer Heinrich IV., um auf einer Synode in Mainz deſſen Geſcheidung zu hinterreiben, und 1071 nach Ravenna, um das Verfahren des dortigen Erzbischofs zu unterſuchen. Im J. 1072 ſtarb er zu Florenz. Bei aller Verehrung, die D. dem überlegenen Geiſte Hilbrand's zollte, ſcheint er doch den geiſtlichen Deſpoten in demſelben geahnet zu haben. Achtungswerth iſt der Eifer, mit welchem er die unnatürlichen Laſter des ital. Klerus in dem „Liber Gomorrhianus“ ans Licht zog und bekämpfte; ſeine Schilderung war ſo treu, daß Alexander II. das Buch zu unterdrücken ſuchte. Weniger vortheilhaft ſorgte D. für die Sittlichkeit durch die von ihm empfohlene Geißelbuße. (S. Flagellanten.) Er ſtellte für dieſelbe einen förmlichen Tarif auf, nach welchem z. B. 3000 Geißelhiebe nebst Abſingung von 30 Pſalmen für ein Jahr Buße galten und Bußzeiten von 100 Jahren auferlegt werden konnten und wurden. Ebenſo excentriſch war D. in der Verehrung der Maria, denn durch ihn kam, zunächſt in den Klöſtern, das Officium S. Mariae oder das heilige Amt am Sonnabende zu Ehren der Maria auf. Seine Werke, die in Briefen, Reden, Biographien von Mönchsheiligen und Tractaten beſtehen, ſind vom Cardinal Cajetan geſammelt und mehrmals (am beſten Par. 1642 und 1663) herausgegeben worden. Eine Lebensbeſchreibung D.'s, der ſpäter kanoniſirt wurde, hat Laderchio (3 Bde., Rom 1702) geliefert. — Damianus hieß ein monophyſitiſcher Biſchof von Alexandria im 6. Jahrh., der die drei Perſonen der Trinität für drei Eigenſchaften der Einen Gottheit erklärte und ſomit der Anſicht des Sabellius (ſ. d.) ſich näherte. Seine Anhänger nannten ſich Damianiten. — Damianiſinnen, ſ. Clariffinnen.

Damiens (Rob. Franc.), bekannt durch den Mordverſuch an Ludwig XV., wurde 1714 im Dorfe Dieulloy bei Arras von armen Altern geboren und bewies ſchon in ſeiner Jugend ein ſo böſhaftes, aber zugleich ſelbſtändiges Naturell, daß man ihm den Zunamen Robert le diable gab. Nachdem er mehrfach bald als Soldat, bald als Bedienter in der Hauptſtadt gedient, einen ſeiner Herrn vergiftet, einen andern beſtohlen hatte, flüchtete er 1756 nach Arras und von da über Dünkirchen nach Belgien, wo er überall politiſchen Fanatismus und auch den Entſchluß zu ſeiner blutigen That an den Tag legte. Schon zu Ende des Jahres kehrte er unter fremdem Namen nach Paris zurück. Die Maßregeln des Hofes gegen das Parlament machten beſonders tiefen Eindruck auf ihn, ſodaß er einen Anſchlag gegen das Leben des Königs völlig beſchloß und ſich dazu durch den Genuß von Opium vorbereitete. Am 3. Jan. 1757 begab er ſich deſhalb nach Verſailles, war aber ſo aufgereggt, daß er, wiewol vergeblich, einen Ueberlaß verlangte. Am andern Morgen verſügte er ſich vor den Palaſt, wartete auf den König den ganzen Tag hindurch und verſetzte demſelben,

als er ausfahren wollte, inmitten der Höflinge in die rechte Seite einen Messerstich. Er hätte entspringen können, allein ruhig ließ er sich verhaften. Um weitere Aufklärungen und das Gesändniß über etwaige Mitschuldige zu erhalten, leitete der Siegelbewahrer Machault ein Verfahren gegen den Verbrecher ein, das ebenso furchtbar und wild wie die blutige That selbst war. Obschon es den Richtern nicht gelang, auf den unzweifelhaften Grund des Verbrechens zu kommen, so bildete sich doch allgemein die Ansicht, daß die Jesuiten, vielleicht sogar ihr Freund und Beschützer, der Dauphin, D. zu diesem Mordversuche angefeuert. Am 28. März wurde D. vom Parlamente zum qualvollen Tode verurtheilt, worauf sofort die Hinrichtung auf dem Greveplage begann. Nachdem er auf alle erfunnenliche Weise gemartert worden war, riß man ihn mit vier Pferden in Stücke, doch mußten zuvor die Sehnen durchschnitten werden. Die Stücke des Körpers wurden verbrannt, das Haus, in welchem D. geboren, niedergerissen und die Familie desselben unter Androhung des Todes aus Frankreich verbannt. Vgl. Samson, „Mémoires“ (2 Bde., Par. 1830).

Damiette oder **Damiat**, eine bedeutende Handelsstadt in Niederägypten am östlichen Ausflusse des Nil und am See Menzaleh, in einer fruchtbaren Gegend, der Sitz eines koptischen Bischofs, ist zwar klein und meist schlecht gebaut, indem nur die großen Kaufleute am Ufer schönere Häuser bewohnen, doch zählt sie gegen 20000 E. Sie hat wichtigen Reis- und Zuckerbau und in der Umgegend baut man ausgezeichneten Flachs, der zu geschätzter Leinwand verarbeitet wird. Obschon etwas herabgekommen, treibt sie noch immer einen ansehnlichen Activhandel mit halbseidenen Zeugen, Leinwand, Baumwolle, syrischer Seide, Reis, Kaffee, Salmiak und Getreide; auch ist daselbst die Hauptniederlage aller zur See aus Syrien kommenden Waaren. Mehre Male in den J. 738—968 von den Griechen erobert und wieder an die Sarazenen verloren, ward sie wiederholt von den Kreuzfahrern 1155—69 belagert und leistete hartnäckigen Widerstand, besonders 1218, wo die Sarazenen die Einfahrt des Nilarms durch eine starke Kette und einen dabei erbauten Thurm verschlossen hatten, bis es endlich den Christen gelang, nach 18monatlicher Belagerung sie mit Sturm zu erobern. Beim Abschluß des Friedens wurde sie indeß dem Sultan von Aegypten 1222 zurückgegeben. Bei der Landung Ludwig des Heiligen im J. 1249 kam sie von neuem in die Hände der Kreuzfahrer, fiel aber nach Ludwig's Gefangennehmung an ihren vorigen Besizer zurück. Den Franzosen, die sie 1798 nahmen und hier am 1. Nov. 1799 unter Kleber einen wichtigen Sieg über die Türken erkochten, wurde sie durch die Engländer unter Sidney Smith wieder entrisen und den Türken zurückgegeben, unter deren Botmäßigkeit sie nun verblieb, bis sie 1833 dem Vicekönig von Aegypten übergeben wurde.

Damiron (Jean Philibert), ein bekannter franz. Philosoph, geb. am 10. Mai 1794 zu Belleville im Rhonedepartement, kam früh nach Paris, wo er in der Normalschule studirte, und wurde dann am Collège Bourbon als Lehrer der Philosophie angestellt. Nach der Juli-revolution erhielt er eine Professur an der Normalschule und später auch am Collège de France. Als Schriftsteller trat er zuerst im „Globe“ auf, wo er in einzelnen Aufsätzen die Lehren der neuern franz. Philosophen beleuchtete. Diese Artikel wurden später von ihm gesammelt in der „Histoire de la philosophie en France au 19me siècle“ (Par. 1828). Trotz des Beifalls, den dieses Werk gefunden, fehlte es D., der sich zum Eklekticismus Cousin's bekennt, an selbständiger Kritik, um etwas Genügendes zu geben. Sein „Cours de philosophie“, dessen erste Abtheilung die „Psychologie“ (Par. 1831) und dessen zweite die „Morale“ (Par. 1834; 2. Aufl., 1842) umfaßt, geben einen schlechten Begriff von seinen Vorlesungen. D. ist ein unklarer Kopf und verdankt seine gegenwärtige Stellung nur dem Einflusse Cousin's. In der Ausgabe der „Nouveaux mélanges“ des zu früh verstorbenen Th. Souffroy (Par. 1842) erlaubte er sich sehr willkürliche Veränderungen.

Damm nennt man eine künstliche Terrainerhöhung, welche im Verhältniß zu ihrer Breite eine bedeutende Länge hat und zu verschiedenen Zwecken, wie aus verschiedenem Material erbaut werden kann. Entweder dienen die Dämme dazu, Überschwemmungen abzuwehren oder auf ihren Rücken Wege über Gewässer, Vertiefungen oder Morastboden zu führen, wornach sich dann auch die Grobheit ihrer Anlage und die Auswahl des Baumaterials richtet. Je nachdem die Aufschüttungen aus Steinen, Erde, mit solchen Schichten abwechselnden Faschinenlagen und ganz oder nur auf der Oberfläche aus dicht anein-

ander gereihten Baumstämmen bestehen, heißen die Dämme Stein-, Erb-, Faschinen- oder Knüppeldämme.

Damm, eine kleine, alte Stadt des pommerischen Regierungsbezirks Stettin, am Südenbe des Dammischen Sees beim Einfluß der Plönte, mit 2600 E., hat nicht unbedeutende Leinwandmärkte und starke Festungswerke, welche letztere sie zu den am rechten Oberufer liegenden Brückenkopf von Stettin machen.

Dammarharz oder **Ragenaugenharz** (Resina dammar, Matao-cochin) ist ein Harz, welches in Ostindien aus der *Dammara orientalis*, in Neuholland aus der *Dammara australis* (Covdin-Fichte) ausfließt und mit Spiritus und Terpenthinöl ganz vorzügliche, farblose, schnell trocknende Firnisse gibt, die neuerdings häufig statt des Kopallacks, Mastixfirnisses u. s. w. Anwendung finden.

Dämmerung nennt man die Helligkeit, welche die Sonne schon einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch einige Zeit nach ihrem Untergange verbreitet. Sie entsteht dadurch, daß die Luft, insbesondere aber die in ihr schwebenden Dünste und festen Theilchen, sowie die Wolken einen Theil des auf sie fallenden Lichts zurückwerfen und dadurch die von der Sonne nicht unmittelbar getroffenen oder beleuchteten Theile der Erdoberfläche erhellen. Unstreitig ist es eine sehr wohlthätige Einrichtung der Natur, daß der Übergang von der nächtlichen Dunkelheit zur Tageshelle und umgekehrt nicht plötzlich und sprunghaft, sondern allmählig und durch die Dämmerung vermittelt stattfindet, wodurch die Nacht abgekürzt und einer nachtheiligen Einwirkung auf das Gesichtsborgan vorgebeugt wird. Diesen doppelten Vortheil würden wir entbehren, wenn die Erde von keiner Atmosphäre umgeben wäre. Man unterscheidet die bürgerliche und astronomische Dämmerung. Während der ersten, die wir immer dann meinen, wenn wir im gewöhnlichen Leben von der Dämmerung sprechen, ist es so hell, daß wir ohne Licht lesen und die gewöhnlichen Geschäfte verrichten können; während der letztern aber sind nicht alle Sterne sichtbar, die wir bei vollkommener Dunkelheit mit bloßem Auge erkennen können. Der Zeit nach unterscheiden wir Morgen- und Abenddämmerung; der Anfang jener heißt Tagesanbruch. Im astronomischen Sinne fängt die Morgendämmerung an und hört die Abenddämmerung auf, wenn die Sonne eine Tiefe von 18° unter dem Horizonte erreicht hat; die bürgerliche Dämmerung dagegen fängt an und hört auf, wenn die Sonne $6^\circ - 6\frac{1}{2}^\circ$ unter dem Horizonte steht. Derjenige Parallelkreis des Horizonts, welcher 18° unter dem Horizonte liegt, heißt der Dämmerungskreis. Zuweilen bezeichnet man jedoch mit diesem Ausdruck auch die beinahe kreisförmige, inimer sehr verwäschene und undeutliche Begrenzung der Dämmerung gegen den völlig dunkeln Theil des Himmels. Die astronomische Dämmerung dauert nach dem Gesagten beträchtlich länger als die bürgerliche; aber die Dauer dieser wie jener hängt von der Lage des Orts und dem Stande der Sonne ab. Unter dem Aequator dauert die astronomische Dämmerung nie länger als 1 St. 19 Min.; in der Nähe der Pole dagegen und in allen Gegenden, die vom Aequator mehr als $48\frac{1}{2}^\circ$ nach Norden oder Süden entfernt sind, dauert die Dämmerung im Sommer die ganze Nacht hindurch. Diese hellen Nächte dauern desto länger, je weiter man sich vom Aequator entfernt; unter 49° der Breite vom 10. Juni — 2. Juli, unter 52° vom 20. Mai — 23. Juli, unter 54° vom 12. Mai — 1. Aug., unter 60° vom 22. Apr. — 22. Aug., unter 70° vom 26. März — 18. Sept., unter 80° vom 28. Febr. — 14. Oct., am Pole selbst vom 29. Jan. — 13. Nov. Im Allgemeinen dauert die astronomische Dämmerung an einem bestimmten Orte die ganze Nacht hindurch, sobald die Declination oder Abweichung der Sonne addirt zur Polhöhe oder geographischen Breite 72° oder mehr beträgt. Hieraus erhellt, daß für die dem Pole nahen Gegenden die Dämmerung während eines großen Theils der Zeit, wo die Sonne ihnen gar nicht aufgeht, immerfort dauert und daher die Abwesenheit der Sonne wenig fühlbar macht. Was den übrigen Theil dieser Zeit betrifft, so findet auch in diesem vor und nach Mittag eine Dämmerung statt, sobald die Sonne dann dem Horizonte bis auf 18° oder weniger nahe kommt, ja in dem größten Theile der kalten Zone tritt eine solche mittägliche Dämmerung sogar im tiefsten Winter oder am Tage des Wintersolstitiums ein, da die Sonne an diesem Tage um Mittag unter $68^\circ, 70^\circ, 75^\circ, 80^\circ, 84\frac{1}{2}^\circ$ Breite nach der Reihe $1\frac{1}{2}^\circ, 3\frac{1}{2}^\circ, 8\frac{1}{2}^\circ, 13\frac{1}{2}^\circ, 18^\circ$ unter dem Horizonte und nur zwischen $84\frac{1}{2}^\circ$ und dem Pole tiefer als 18° unter dem Horizonte steht. Die kürzeste Dauer

der Dämmerung findet auf der nördlichen Halbkugel bei einer südlichen, auf der südlichen bei einer nördlichen Abweichung der Sonne statt, die desto größer ist, je größer die Polhöhe oder geographische Breite, z. B. für 50° Breite bei 6° 58' südlicher Abweichung, d. i. am 3. März und 11. Oct.; für 60° Breite bei 7° 53' südlicher Abweichung, d. i. am letzten Febr. und 13. Oct. Unter dem Aequator findet die kürzeste Dämmerung dann statt, wenn die Sonne im Aequator steht oder gar keine Abweichung hat, also an den Tagen der Aequinoctien um den 21. März und 23. Sept.; sie dauert dann nur 1 St. 12 Min. Schon der arab. Astronom Alhazen hat die Tiefe der Sonne, bei welcher die Morgendämmerung anfängt und die Abenddämmerung aufhört, ziemlich richtig bestimmt, Runnez (Nonius) aber die Lage der kürzesten Dämmerung. Der Letztere hat auch nebst andern Schriftstellern die Höhe der Atmosphäre aus der Dauer der Dämmerung zu bestimmen gesucht, was jedoch zu keinem genügenden Resultate führen konnte.

Dammzieher heißt in der Artillerie eine Schraube, mit welcher man die Patrone (Cartouche) aus dem Geschützrohr wieder herauszieht, wenn man dasselbe entladen will. Der Dammzieher, der an einer langen Stange sich befindet, ist also für das Geschütz, was der Träger für das Kleingewehr und hat auch die nämliche Form.

Damokles, einer der Höflinge und Schmeichler des ältern Dionysius, des Tyrannen von Syrakus, pries zu wiederholten Malen die Pracht und das Glück eines Tyrannen gegen seinen Gebieter mit so glänzenden Farben, daß dieser sich versucht fand, ihn dieses Glück auf einige Zeit kosten zu lassen. Er ließ ihn in einen mit königlichem Aufwand verzierten Speisesaal führen, an einer reichbesetzten Tafel den königlichen Sitz einnehmen und von Edelpagen bedienen. Allein nicht wenig erstaunte D., als er in vollem Genuße dieser scheinbaren Herrlichkeit aufblickte, denn gerade über seinem Haupte hing ein scharfgeschliffenes Schwert, welches an einem Pferdehaar befestigt war. Gern verzichtete D. von jetzt an auf das von ihm so hochgepriesene Glück, als Dionysius mit den Worten sich an ihn wendete: „Glaubst du wol, daß Derjenige glücklich zu nennen sei, dem jeden Augenblick Schrecken und Gefahren drohen?“ Cicero erzählt diesen Vorfall in seinen „Tusculanen“ auf eine sehr anziehende Weise und Sallust hat ihn in einer besondern Fabel behandelt.

Damon und Phintias, nicht Pythias, wie er fälschlich fast immer genannt wird, zwei edle Pythagoreer aus Syrakus, sind berühmt als seltene Muster unerschütterlicher Freundschaft. Ihre Geschichte, die Schiller den Stoff zu der Ballade „Die Bürgschaft“ gab, erzählt ausführlich Cicero in den „Tusculanen“ und in dem Werke „Über die Pflichten“.

Dämonen (genii), Geister, welche Einfluss auf die Schicksale der Menschen haben sollen, finden wir schon bei Homer erwähnt. Vorzugsweise nennt er die Götter Dämonen, und dämonisch ist ihm gleichbedeutend mit göttlich, sodas die Ableitung des Wortes Dämon von Daëmon, d. i. höchst einsichtig, Bestätigung erhält. Hesiod zählt schon 30000 in der Luft schwebende Dämonen oder Schutzgeister, welches die Seelen der Menschen aus dem goldenen Zeitalter sind. Eine eigentliche Classification derselben findet sich aber erst in der Pythagoräischen und neuplatonischen Lehre. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. In Platon's „Symposion“ heißt es von den Dämonen: „In der Mitte zwischen Gott und Mensch ist das Dämonische, also die Ergänzung, damit das Ganze in sich selbst verbunden sei. Denn Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern aller Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen, sowol im Wachen als im Schlafen. Solcher Dämonen oder Geister gibt es viele und vielerlei.“ An andern Stellen berichtet Platon von ihnen, sie seien in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, schweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; sie schauen unverhüllt in die Geheimnisse der Zukunft und verwalten sie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit dem Leben einen eigenthümlichen Dämon, der ihn bis ans Ende begleite und seine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte sich das Volk unter ihnen die Gottheit, sofern sie die menschlichen Schicksale lenkt, und man theilte sie, in Beziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben wurden, in gute und böse Geister, in *Agathodämonen* und *Kakodämonen*. Die Römer verstanden unter Dämonen vorzugsweise die abgetriebenen Geister. Der Ursprung der Dämonenlehre oder Dämonologie ist im Orient zu suchen. In der Lehre der

Hindu, welche außer dem höchsten Wesen, dem Parabrahma oder Brahma (s. d.) 33000 Götter und eine unaussprechliche Zahl Götterdiener annehmen, heißen die Dämonen Deitjas. Systematisch ausgebildet finden wir die Dämonologie im Parsismus, der Religion Zoroaster's. Diese und das Judenthum sind es auch in der alten Welt allein, welche die Vorstellung böser Geister mit der von einem Oberhaupt derselben, einem Satan, verbanden. Den Genien im Reiche des Drmuzd oder des Lichts, Zeds genannt, stehen die niedern Dems, die Genien im Reiche des Ahriman oder der Finsterniß, entgegen. Nach der Meinung der Ägypter waren der Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt; sie standen den Elementen und Körpern vor, übten ihren Einfluß auf Steine, Metalle und Pflanzen und hatten die Seelen der Menschen in ihrer Macht. Ob Ägypten seine Dämonenlehre aus dem Parsismus entlehnt, ist zweifelhaft; beide berührten sich aber später in einem Punkte, um gemeinschaftlich eine neue zu gestalten. Obschon nämlich die Dämonenlehre auf verschiedenen Wegen über Vorderasien nach Griechenland kam, so war doch Ägypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen sie sich durch die Orphiker und die Mysterien verbreitet hatte. Die Juden schöpften sie zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft unmittelbar aus dem Parsismus, und wenn sie auch früher Engel (s. d.) gekannt haben sollten, so wurde doch die Lehre von ihnen erst in und nach der babylonischen Gefangenschaft ausgebildet. Derselbe Dualismus, den wir in Zoroaster's System bemerken, thut sich auch hier hervor; es gibt sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovah's ausmachen und immer vor seinem Throne stehen (Job. 12, 15.), und dagegen böse, mit dem Satan oder Asmodi an der Spitze. Nachdem unter den Seleuciden und Ptolemäern die Juden mit Ägyptern und den Griechen, besonders in Alerandrien, in lebhaftem Verkehr getreten, gesellten sich zu den aus dem Parsismus aufgenommenen Vorstellungsarten ägyptisch-griechische. Als Christus auftrat, hatte sich der Ausdruck Dämon im Sinne eines bösen plagenden Geistes schon bestimmter ausgebildet. So bildeten sich nun die Begriffe von Dämonen, die von dem Leibe der Menschen Besitz nehmen (s. Besessene) und sie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern. Andererseits war ein Ausspruch Christi, bei Matth. 28, 10., Veranlassung zur Annahme des Sages, daß jedem Menschen ein Engel als Schutzgeist beigegeben sei. Die christlichen Schriftsteller machten jene böse Bedeutung von Dämonen zur herrschenden und bezeichneten mit diesem Namen besonders die Götter der Heiden. Die Lehren der alten Kirche über den Fall der Dämonen, angeknüpft an 1 Mos. 6, 2., und über ihre Wirksamkeit sind ein Gemisch jüdischer und platonischer Vorstellungen; dennoch dachte sie die letztere immer bedingt durch Gottes Rath und Zulassung. In den germanischen Völkern steigerte sich die Idee einer Besitznahme durch Dämonen bis zu der eines Bündnisses mit dem Teufel (s. d.).

Dampf nennt man die elastische, luftförmige Flüssigkeit, welche sich bildet, sobald ein fester oder tropfbarer Körper mit einer gewissen Menge Wärme dergestalt in Verbindung tritt, daß eine Veränderung seines Zustandes herbeigeführt wird. Der Dampf hat die Eigenschaft, daß er, wenn man ihm alle oder doch einen Theil der Wärme entzieht, welche zu seiner Bildung gebunden wurde, ganz oder theilweise sich condensirt, d. h. wieder in den tropfbar flüssigen Zustand zurückkehrt. Dadurch unterscheidet er sich von dem Gas (s. d.), welches, wenn es abgesperrt, einem bedeutenden Drucke oder einer sehr erniedrigten Temperatur ausgesetzt wird, dem Volumen nach abnimmt, aber seine erpansible Gestalt behält. Dämpfe und Gase, wie Einige gethan, für identisch zu halten, scheidet zu weit gegangen zu sein. Füllt man ein Gefäß mit Dampf, so bleibt dieser vollkommen durchsichtig, so lange die Temperatur auf der gehörigen Höhe gehalten wird, sobald sich jedoch die Wärme vermindert, bilden sich kleine hohle Kugeln, Dampfbläschen, welche den Lichtstrahlen den Durchgang wehren, und diesen Nebel, der schon einen Theil der verdampften Flüssigkeit als Niederschlag enthält, nennt man Dunst (s. d.). Die Menge der Wärme, welche zur Dampfbildung nöthig ist, die latente Wärme, richtet sich nach der Beschaffenheit der Körper. Für Wasser z. B. beträgt sie etwa $5\frac{1}{2}$ mal so viel als nöthig wäre, um die Temperatur desselben von 0° auf 80° R. zu erhöhen oder um dieselbe auf 520° R. zu bringen, wenn anders das Wasser diese Wärmemenge aufnehmen könnte, ohne in der Form geändert zu werden. Das Wasser verwandelt sich bei allen bekannten Temperaturen in Dampf, dessen Dichtigkeit jedoch von den-

selben abhängig ist und zwar dergestalt, daß die Dämpfe um so schwerer sind, je höher die Temperatur ist, unter welcher der Dampf gebildet wird; doch müssen dabei die Dämpfe immer noch mit dem Wasser, aus welchem sie gebildet werden, in Berührung bleiben. Wäre dies nicht der Fall, so würden sie nach Verhältniß der steigenden Temperatur sich ausdehnen und an Dichtigkeit verlieren oder, wenn das Gefäß geschlossen ist, ihre Elasticität vermehren. Ein Cubitzoll Wasser z. B. in einem dichten, luftleeren Gefäß von 1700 Cubitzoll Inhalt würde bei 80° R. verdampft sein. Wollte man das Gefäß auf 90° R. erhitzen, so würde sich dieser Dampf nach demselben Gesetze wie die Luft und zwar um so viel ausdehnen als die Temperatur Erhöhung von 10° R. bedingt; es würde die Elasticität und damit auch der Druck auf die Wände des Gefäßes vermehrt werden, und in dieser Erscheinung liegt der Grund so mancher Unglücksfälle bei Dampfesseln. Die Elasticität der Dämpfe, d. h. die Kraft, mit welcher sie gegen die ihrer Ausdehnung entgegenstehenden Gegenstände drücken, wächst mit ihrer Dichtigkeit, jedoch in einem sehr rasch zunehmenden Verhältnisse und hängt nur von der Temperatur ab, bei welcher die Entwicklung vor sich geht. Man mißt diese Elasticität nach Atmosphären oder Zollen der Quecksilbersäule in einer Röhre. Sagt man z. B., der Dampf übert einen Druck von 28 Zoll, so heißt dies, jeder Theil der einschließenden Wand wird von dem Dampfe so gedrückt, als läge dieser Theil horizontal und es lastete auf demselben als Grundfläche eine Quecksilbersäule von 28 Zoll Höhe. Da nun dieser Druck dem Drucke der Atmosphäre, welcher 14 Pfd. auf den Quadrat Zoll beträgt, gleich kommt, so sagt man statt dessen auch, der Dampf übe hier den Druck einer Atmosphäre und die Elasticität des Dampfes komme einer Atmosphäre gleich. Da nun die Elasticität des Dampfes bei gleicher Temperatur schneller wächst als die Dichtigkeit, so muß man z. B. bei Dampfmaschinen, wo die Elasticität die treibende Kraft ist, stets mit Dämpfen von höherer Temperatur arbeiten. Versuche haben gelehrt, daß bei 80° R. der Wasserdampf einen beinahe 2000 mal so großen Raum einnimmt als das Wasser, aus dem er gebildet ward, wenn dasselbe beim Anfange der Operation eine Temperatur von 3° R. hatte. Wie groß übrigens die Elasticität der eingeschlossenen Wasserdämpfe sein müsse, geht aus der Thatsache hervor, daß 140 Pfd. Wasser in Dämpfe verwandelt eine Explosion hervorbringen, mittels deren man ein Gewicht von 77000 Pfd. fortbewegen kann, während das aus 140 Pfd. Schießpulver entwickelte Gas nur einen Effect von 30000 Pfd. hervorbringt. Im Allgemeinen nimmt man an, daß ein Cubitzoll Wasser einen Cubitzoll Dampf von einer Atmosphäre oder 28 Zoll Quecksilber liefere, und daß, um dies Wasser in Dämpfe zu verwandeln, bei gleichförmiger Hitze das Sechsfache der Zeit erfordert werde, dessen es bedarf, um die Temperatur des Wassers von 0° bis auf 80° R. zu steigern. Auch über andere Dämpfe sind, obwohl nicht so umfassende, Versuche angestellt worden als über die Wasserdämpfe. So beträgt z. B. nach Schmidt die Dichtigkeit der Alkoholdämpfe nur 0,000123 von der des Wassers bei 17° R. und 0,00162 bei 63,5° R. dem Siedepunkte des Alkohols. Über die Expansivkraft der Schwefelätherdämpfe wurden ebenfalls von van Marum, Gay-Lussac, Dalton und Desprez Versuche angestellt, die jedoch große Differenzen ergaben. Treddgold stellte viele Beobachtungen an, aus denen er dann eine allgemeingültige Formel entwickelte, die sehr gute Resultate lieferte. Nach derselben hat z. B. bei 180° R. der Dampf eine berechnete Elasticität von 108,10 Zoll, während die beobachtete 108,30 betrug. Die Dichtigkeit dagegen beträgt nach Munk 0,002914 von der des Wassers. Die Dichtigkeit des Schwefelkohlenstoffdampfes ist nach Gay-Lussac 2,6447 von der Dichtigkeit der atmosphärischen Luft und seine Elasticität bei 12° R. 7,6 Zoll, und die Dichtigkeit des Terpenthinöldampfes nach Gay-Lussac 5,013 von der Dichtigkeit der atmosphärischen Luft, seine Expansivkraft aber nach Treddgold bei 310° F. 33,5 engl. Zoll, bei 340° F. 47,30 engl. Zoll und bei 362° F. 62,4 engl. Zoll.

Dampfbad nennen wir das Umgeben des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben mit heißen Wasserdämpfen. Den alten Griechen und Römern scheint das Dampfbad unbekannt gewesen zu sein; sie hatten in ihren Schwigbädern zwar Bassins mit heißem Wasser gefüllt, allein die Quantität der sich daraus entwickelnden Dämpfe war zu gering, um ein Dampfbad darstellen zu können, auch war die ganze Einrichtung ihrer Bäder nur auf ein Bad in heißer Luft und heißem Wasser berechnet. Nach Deutschland sind die Dampf-

Bäder aus Rußland gekommen; die Russen aber haben sie in sehr früher Zeit wahrscheinlich aus dem Orient erhalten, obgleich die jetzigen oriental. Bäder keineswegs auf den Namen Dampfbäder Anspruch machen können. In Deutschland wurden sie durch die russ. Truppen während des Kriegs mit Frankreich bekannter und ihr Mangel fühlbar, was zuerst den Stifter des Mariannenbads in Berlin bewog, 1818 seiner Anstalt ein russ. Dampfbad beizufügen. Seitdem sind in sehr vielen Städten Deutschlands derartige Anstalten ins Leben getreten; doch hat das russ. Dampfbad (s. Bad) in Deutschland mit Rücksicht auf Bequemlichkeit und auf Verhältnisse der Körperconstitution und Nationalgewohnheiten manche Modification erfahren. Das Wesentliche des deutschen Dampfades besteht in Folgendem. Der Baderaum ist ein geschlossenes Zimmer, an dessen Seiten sich mehre übereinanderliegende terrassenförmige Erhöhungen befinden, um dem Badenden Gelegenheit zu geben, sich bald in einer höhern, bald in einer gemäßigten Temperatur aufzuhalten. Die Wasserdämpfe werden durch Aufgießen von Wasser auf glühende Steine erzeugt, auch wol zuweilen mittels eines Dampffessels; doch scheint die erste Art den Vorzug zu verdienen. Außerdem befinden sich im Baderaume noch Gefäße mit kaltem, lauem und warmem Wasser, Vorrichtungen zu kalten und lauen Regenbädern und Begießungen und zur Douche. Die Temperatur steigt auf jeder der Estraden um $2\frac{1}{2}^{\circ}$ R. und in den meisten Badeanstalten kann man aus einer Wärme von 30° am Boden des Zimmers bis in eine von 50° hinaufsteigen. Der Körper wird dabei öfter mit lauem oder kaltem Wasser übergossen und dann aufs neue der Einwirkung der Dämpfe ausgesetzt, welche man durch sanftes Peitschen und Reiben mit Birkenreisig und Seifenschäum unterstützt. Die Länge der Zeit, welche man im Bade zubringt, wird durch den besondern Zustand des Badenden und sein Wohlbehagen dabei bestimmt. Das Dampfbad ist nicht nur als diätetisches Mittel sehr zu empfehlen, auch leistet es in Krankheiten außerordentliche Dienste, besonders in solchen, die ihren Sitz im Hautorgane haben; doch sollte das Dampfbad nie anders als nach genommener Rücksprache mit einem Arzte angewendet werden, da viele Zustände den Gebrauch desselben als eines energisch in den Gesamtorganismus eingreifenden Mittels theils einschränken, theils gänzlich verbieten, so namentlich Krankheiten, die sich auf eine gestörte Blutbereitung gründen. Außer dem allgemeinen Dampfade werden Wasserdämpfe noch partiell angewendet, entweder auf den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, um die Respirationsorgane frei zu halten, in eigenen dazu verfertigten Kästen, oder auf einzelne Körpertheile, was ebenfalls in Kästen oder in Form der Dampfdouche geschieht, einer Vorrichtung, mittels welcher ein Dampfstrahl auf einen einzelnen Punkt des Körpers geleitet wird. Auch können mit den Dämpfen flüchtige Stoffe, wie Gase, ätherische Ole, spirituöse Substanzen u. s. w. zur Einwirkung auf den Körper gelangen, die nach Maßgabe ihrer Eigenschaften zu allgemeinen oder zu partiellen Dampfbädern verwendet werden. — Vom Dampfade ist das *Rauchbad* zu unterscheiden, welches auch aus Dämpfen, aber nicht von flüssigen sondern von trockenen, durch Hitze verköhlten Substanzen besteht. Ein solches Bad sollen nach Herodot schon die Scythen gehabt haben, wobei die Dämpfe aus Hanffamen, den man auf heiße Steine warf, entwickelt wurden.

Dampfbleiche. Das langwierige und überdies kostspielige Verfahren der gewöhnlichen Nasenbleiche ist durch die von Chaptal eingeführte Dampfbleiche bedeutend abgekürzt worden. Hierbei werden nämlich die mit Natron oder Kalilauge gehörig gesättigten Gewebe in einem geschlossenen Raume den Wasserdämpfen von ziemlich hoher Spannung ausgesetzt, welche, mit dem vorhandenen Kali vereint, die Auflösung des Pflanzenpigments in sehr kurzer Zeit bewirken. Der Apparat ist kürzlich folgender: Über einem flachen Kessel ist eine Dampfkanmer von Sandstein aufgeführt, welche oben geschlossen und mit einem Sicherheitsventil versehen ist und eine Thür zum Einbringen der Gewebe hat. Über der Wasserfläche befindet sich ein hölzerner Kof, auf welchem die Gewebe aufgeschichtet werden. Ist nun der Kessel mit Wasser gefüllt und der Kof beschickt, so wird gefeuert und die Operation geht vor sich, die alkalische, mit dem Pigmente gemischte Flüssigkeit, welche sich aus den condensirten Dämpfen bildet, wird unter dem Kofe aufgefangen. Ubrigens kann man mittels eines Dampftröhrs aus einem und demselben Kessel mehre Apparate speisen, wo man dann die Gewebe nicht so hoch übereinander zu schichten braucht, was die Operation

hindert, da durch zu hoch gepackte Gewebe die Dämpfe nur ungleichmäßig dringen. Zum Einbeugen muß man sich concentrirter Lauge bedienen und das Dämpfen abwechselnd mit dem Auslegen auf dem Bleichplane wiederholen, bis die Gewebe völlig weiß sind. Die ganze Operation dauert, wenn man Lauge von 5° B. anwendet, etwa drei Stunden.

Dämpfer (franz. *sourdine*, ital. *sordina* oder *sordino*) nennt man eine Vorrichtung an den musikalischen Instrumenten, besonders an den Saiteninstrumenten, theils um den Ton sanfter und schwächer zu machen (zu dämpfen), theils um das Fortklingen der Saite zu hindern. Bei den Geigeninstrumenten besteht diese Vorrichtung am zweckmäßigsten aus einem burbaunen, elsenbeinernen oder metallenen Kamme, von dessen Zacken der Steg fest umklammert wird. Außerdem hat man Dämpfer an Hörnern, Pauken, Trompeten und Pianoforten. Das Aufsetzen der Dämpfer wird durch *con sordini*, das Wegnehmen derselben durch *senza i sordini*, abgefürzt S. S., bezeichnet.

Dampfgeschöß. Die genaue Verwandtschaft der Wirkung des durch die Verbrennung des Schießpulvers entwickelten Gases mit der der eingeschlossenen Wasserdämpfe mußte sehr bald die Aufmerksamkeit auf die Frage hinlenken, ob es nicht möglich sei, den Dampf auf die Forttreibung von Projectilen anzuwenden. Die Ersten, welche diese Idee wirklich in Ausführung brachten, waren Perkins in London und der General Girard in Paris. Sobald sich nämlich in einem Rohre ein Geschöß befindet, welches dasselbe vollständig ausfüllt, und es tritt hinter dieses Geschöß Dampf von hoher Elasticität in das Rohr, so wird dieser das Geschöß vor sich hertreiben und dieses mit einer Geschwindigkeit aus dem Rohre treten, welche mit der Elasticität des Dampfes in einem gewissen Verhältnisse steht. Die Application der Triebkraft auf die Kugel kann nun zweierlei sein, entweder sie wirkt stoßweise, wie das Pulvergas, auf die Kugel, oder schiebend, wie der Dampf auf den Kolben im Dampfcylinder. Nach Rumford's, Robin's und in neuerer Zeit nach Rommerschauen's Versuchen steht der Stoß, welchen das Pulvergas im Augenblicke der Entzündung auf das Geschöß äußert, dem Drucke von 2000 Atmosphären gleich. Wollte man also den Dampf (s. d.) auf dieselbe Art wirken lassen, so müßte man, um Dampf von so hoher Elasticität zu erzeugen, eine Temperatur von etwa 685° R. (Rothglühbige) anwenden, und selbst noch für eine Elasticität von 1000 Atmosphären müßte die Temperatur 530° R. betragen. Nun aber bedingt nur das Pulvergas diesen enormen Stoß, da es sich hinter der Kugel her ausdehnt und dabei seine Triebkraft verliert, was sich bei Wasserdämpfen anders verhält. Man kann hier die Triebkraft gleichförmig durch die ganze Länge des Rohrs wirken lassen, wodurch die Bewegung der Kugel nach und nach immer mehr beschleunigt wird. Berechnung und Versuche haben gelehrt, daß bei einem Dampfdrucke von etwa 60 Atmosphären eine zweilöthige bleierne Kugel ein Rohr von vier Fuß Länge mit einer Geschwindigkeit von 1200 F. in der Secunde, wie bei der Anwendung des Schießpulvers, verläßt. Nun aber verhält sich die nöthige Elasticität des Dampfes umgekehrt wie die Länge des Rohrs, und man wird daher für ein sechs Fuß langes Rohr nur einen Dampfdruck von 40 Atmosphären brauchen, welcher in compendiösen Generatoren erzeugt werden kann. Man kann dann mit einem Dampferzeuger, dessen Dampffläche 30 □F. beträgt, so viel Dampf bereiten, als nöthwendig ist, um 120 Schüsse in der Minute zu thun, während man für 60 Schüsse nur 15 □F. Dampffläche braucht. Mit dem wachsenden Kaliber wachsen aber auch die Schwierigkeiten und eine sechs Fuß lange Dampfkanone, welche einspündige Kugeln mit einer Geschwindigkeit von 1600 F. in der Secunde, wie beim Pulvergase, schießen sollte, würde einen Dampfdruck von 139½ Atmosphären bedürfen, einen Druck, den man durch eine Länge des Rohrs von 12 F. auf 70 Atmosphären reduciren könnte. Ein solches Geschöß aber erfordert, wenn es in der Minute nur acht Schüsse thun soll, eine Dampfmaschine von neun Pferdekraften und eine Dampffläche von 90 □F., welcher Apparat nicht mehr transportabel ist und das Geschöß also nur auf den Festungsgebrauch beschränkt, wo der Vortheil des Schnellschießens kaum mehr in Betracht kommt. Wollte man mit einer solchen Kanone 64 Schüsse in der Minute thun, wodurch man den Effect von zwölf gewöhnlichen Geschützen, nicht aber eine so genaue Richtung u. s. w. erhielte, so bedürfte man dazu einer Dampfmaschine von 72 Pferdekraften. Demnach dürften Dampfkanonen in der Praxis

wol kaum anwendbar sein, und man wird sich auf die von Perkins ausgeführte Dampf-Flinte beschränken müssen, welche in der Adelaidegalerie in London aufgestellt ist. Dieselbe ruht auf einem Wagen, welcher zugleich den Dampfapparat enthält, und besteht aus einem Flintenrohre, das jede beliebige Richtung annehmen kann und auf dessen hinterm Ende ein zweites trichterförmiges Rohr steht, das mit Kugeln gefüllt ist, welche in das Hauptrohr rollen und von dort aus durch den mittels eines Ventils hineingeleiteten Dampf fortgetrieben werden. Aus dieser Flinte kann man in vier Secunden 70 Schüsse, jeden einzeln, thun, was, den zum Laden erforderlichen Zeitaufwand abgerechnet, 420 Schüsse in der Minute beträgt. Durch mehre nacheinander aufgebrauchte Trichter kann man die Schnelligkeit bis auf 1000 Schüsse in der Minute steigern. Die vom General Girard 1813 erfundene sogenannte Dampf-Attorie, welche 180 Schüsse in der Minute that, bestand aus sechs Flintenröhren, in welche die Kugeln mit dem Dampfe zugleich eintraten. Bei der Einnahme von Paris im J. 1814 wurde sie von den Franzosen zerstört.

Dampfheizung. Die vielseitig technische Anwendbarkeit des Wasserdampfes mußte sehr bald auf die Idee führen, denselben auch zur Heizung zu benutzen, wozu ihn der bedeutend hohe Temperaturgrad, welchen die Dämpfe in geschlossenen Räumen, selbst bei geringer Pressung, annehmen, vorzüglich geeignet erscheinen ließen. Die Anwendung selbst stellte sich höchst einfach dar, indem es nur nöthig war, die in einem abgeforderten Raume erzeugten Dämpfe in die zur Heizung bestimmten Räume zu führen und dort, mit guten Wärmeleitern umgeben, circuliren zu lassen, wo sie dann ihren überschüssigen Wärmegrad an die umgebende Luft abgeben, dadurch aber in Wassergestalt condensirt sich wieder abführen lassen würden. Auf diese einfache Theorie hin baute Tredgold sein System der Dampfheizung, und die Erfahrung hat dasselbe als vollkommen praktisch erwiesen. In irgend einem Raume wird nämlich ein Dampfessel von angemessener Größe und mit Sicherheitsventilen und Nachfüllungsapparat versehen, aufgestellt. Von ihm aus geht das Hauptdampfrohr, das sich nachher in mehre, mit Drosselventilen versehene Nebenröhren theilt, welche die Dämpfe nach den einzelnen Zimmern führen, wo sie durch Wärmebehälter von beliebiger Form aus Gusseisen oder Eisenblech geleitet, ihre Wärme abgeben, und als Condensationswasser wieder in den Nachfüllungsbehälter zurückfließen. Wo man keine besondern Wärmebehälter aufstellen will, kann man die Dampfrohre selbst dicht am Zimmerboden herumführen und das Condensationswasser ableiten. Alle Dampfrohre, in denen Condensirung eintreten kann, müssen so gelegt werden, daß sie einen Fall von etwa $\frac{1}{100}$ haben, und zwar in der Richtung des Dampfstroms, weil sonst in den Röhren das durch den Dampfdruck aufgehaltene Condensationswasser Verstopfungen herbeiführen würde. Wo die Röhren nicht zur Wärmeausströmung bestimmt sind, werden sie mit schlechten Wärmeleitern umgeben, um eine Abkühlung der Dämpfe und Condensation zu verhindern. Ein Pfund Dampf, dessen Temperatur 80° R. hält, gibt so viel Wärme ab als nöthig ist, um ein Pfund Wasser von 0° auf 520° zu erhöhen; condensirt sich also dieser Dampf zu Wasser von 80° R., so kann er noch an die ihn umgebenden Flächen 440° Wärme abgeben, und da die Anzahl der Cubikfuß Luft von 0° für ein Pfund 13,6 ist, so bedürfte man für ein Zimmer von 300 Cubikfuß Rauminhalt in jeder Minute der Beheizung $\frac{1}{4}$ Pfund Dampf. Wenn man nun, um ein Pfund Dampf in der Minute zu erzeugen, 10 □F. Heizungsfläche bedarf, so würde eine Heizungsfläche von $2\frac{1}{2}$ □F. für diesen Bedarf hinreichen. Da jedoch durch die Leitungen und andere nachtheilig wirkenden Umstände der Temperaturgrad des Dampfes, ehe er in die zu beheizenden Räume kommt, vermindert wird, so muß man für diesen Verlust die Heizungsfläche auf mindestens 3 □F. annehmen. Die Ausstrahlungsfläche der Wärme, sie sei auf Wärmebehälter oder Röhrenlagen vertheilt, richtet sich der Größe nach ebenso wol nach der Temperatur der Dämpfe als nach dem Drucke, unter welchem dieselben erzeugt werden, und nach der Temperaturdifferenz, welche durch die Heizung ausgeglichen werden soll. So kann der oben angenommene Raum von 300 Cubikfuß mit Dämpfen, welche bei 75° R. Temperatur unter einem Drucke von drei bis vier Pfund auf den □Zoll erzeugt werden, von -5° R. auf $+15^{\circ}$ R. mit einer Ausstrahlungsfläche von 107,7 □F. gebracht werden. Für die Ausstrahlungsröhren ist der Durchmesser von vier Zoll der geeignetste. Horizont-

tale Röhren wärmen besser als senkrecht stehende. Das Condensationswasser wird in eigenen Röhren von den Endpunkten der verschiedenen Ausstrahlungsröhren nach dem Nachfüllungsapparat zurückgeführt und kommt noch warm in den Dampfkessel zurück. Am Ende der Ausstrahlungsröhren ist ein Luftbahn angebracht, um bei der Anheizung die kalte Luft aus den Röhren ausströmen zu lassen, da außerdem dieselbe dort comprimirt werden und ferner Theil der Röhren kalt bleiben würde. Ebenso muß man nach Beendigung der Heizung dort wieder Luft einströmen lassen, da sonst hier nach Condensirung des Wassers ein luftleerer Raum entstehen und der Druck der äußern Luft, namentlich bei Blechröhren, dieselben zusammenpressen würde. Abgesehen von der Ersparung der Brennmaterialien und der gleichförmigen Wärme, ist die Dampfheizung schon darum vortheilhafter, weil sie bei wenigem Aufwande an Mauerwerk und Raum kleinere Heizungsflächen zuläßt, da der Wärmeverlust in den Leitungsröhren durch zweckmäßige Anstalten bis auf das Minimum sich bringen läßt. Hauptsächlich ist die Dampfheizung dort anwendbar, wo von Einem Feuerungsraume die Wärme für sehr viele Locale permanent besrritten werden soll, z. B. in Fabriken, Gefangenhäusern u. s. w., da man mit mäßigem Drucke und geringem Wärmeverlust die Dämpfe sehr weit hin und namentlich sehr hoch hinauf verführen und die Leitungsröhren zwischen Gebäuden durch und unter hölzernen Fußböden hin ohne Feuergefährte leiten kann.

Dampfkochen nennt man das Verfahren, bei welchem der Dampf entweder als ein Mittel, Wärme mitzutheilen, oder als Auflösungsmittel betrachtet wird. In der zuerst genannten Wirksamkeit wird der Dampf hauptsächlich bei Erwärmung des Wassers und anderer Flüssigkeiten angewendet. Für eine Erhitzung derselben unter dem Siedepunkte, wie z. B. bei Bädern, beim Abdampfen, Trocknen der Leinen- und Baumwollenzuge u. s. w., bedient man sich Metallplatten oder Röhren, welche mit den zu verdampfenden Flüssigkeiten in Berührung kommen; für den Fall aber, daß man höhere Temperaturgrade verlangt, muß man die Wasserdämpfe in dieselben unmittelbar eintreten lassen, und will man einen Temperaturgrad über 80° R. erlangen, so müssen die Siedgefäße geschlossen und mit einem Sicherheitsventil versehen sein, dessen Belastung sich nach dem zu erreichenden Temperaturgrade richtet. Zum Sieden der Flüssigkeiten mittels Wasserdampf wendet man hölzerne Bottiche an, da einerseits das Holz ein schlechterer Wärmeleiter ist als Metall und andererseits Metalle in Fällen, wo die Flüssigkeit Salze enthält, leicht schädlich einwirken oder doch angegriffen werden könnten. Ubrigens ist dieses Verfahren nur bei solchen Flüssigkeiten anzuwenden, bei denen die durch die Condensirung der Dämpfe hinzutretende Wassermenge nicht schädlich ist. In die Bottiche läßt man, möglichst nahe am Boden, weil sonst die untere Schicht kalt bleibt, die Dämpfe durch ein Rohr eintreten, das nach innen hin trichterförmig gebildet ist, weil ohne diese Vorsichtsmaßregel die Dämpfe sich stoßweise condensiren und Schaden anrichten würden. Es hat diese Art der Dampfkochung die Vortheile, daß sie das Anbrennen verhindert, jeden Hitzeegrad gewährt, daß man die Operation der Kochung in vom Feuerraume entfernten, beliebig großen Gefäßen vornehmen und daß man mehrere Kochapparate von einem und demselben Dampfkessel aus heizen kann. Eine modificirte Neben-anwendung dieses Verfahrens ist das Kochen der Speisen für den Hausbedarf und das Dämpfen des Viehfutters für Landwirthschaften, Verfahrensgarten, welche, in England schon länger bekannt, auch in Deutschland mehr und mehr in Aufnahme kommen. Hier nämlich treten die Wasserdämpfe, statt in die zu erwärmenden Flüssigkeiten, gleich in die zu kochenden, oder vielmehr zu dämpfenden Gegenstände. Wahrscheinlich gab zu denselben der Papin'sche Topf Veranlassung. (S. Papin.) Der Wasserdampf nimmt nämlich, wenn man seiner Ausbreitung Schranken setzt, eine sehr heftige Hitze an und dringt in verschlossenen Räumen, vermöge seiner großen ausdehnenden Kraft, viel leichter in die Zwischenräume der thierischen und vegetabilischen Körper ein, die man seiner Einwirkung unterwirft, vermindert den Zusammenhang ihrer Theile und löst ihre Säfte besser und schneller auf, als kochendes Wasser vermag, indem der Dampf nicht allein durch seine größere Wärme sondern auch durch den Druck, den er auf die einzelnen Theile des Körpers gleichmäßig von allen Seiten ausübt, auf ähnliche Art wirkt, als wenn der Körper in möglichst seiner Zertheilung bei gleicher Wärme im Wasser behandelt würde. Auf diese Erfahrungen

nun gründet sich das Kochen der Speisen im Wasserdampfe. So kocht man die Kartoffeln in einem Topfe, der auf dem Boden nur wenig Wasser enthält, dessen übriger Raum über einer Art Rost mit trocknen Kartoffeln gefüllt und der oben mit einem genau passenden Deckel geschlossen ist. Die in der neuesten Zeit sehr vervollkommeneten Dampfkochtöpfe oder Digestoren haben folgende Einrichtung. Ein beliebig geformtes Gefäß von Gußeisen innen emaillirt oder auch von starkem, verzinneten Eisenblech hat an seiner innern Wand, etwa auf $\frac{1}{2}$ der Höhe einen hervorstehenden Rand, auf welchen ein kleiner Rost von dünnen Stäben gelegt werden kann. Oben hat das Gefäß einen Falz, in welchen ein Deckel genau schließt und mittels Schrauben luftdicht befestigt werden kann. Die Mitte dieses Deckels ist durchbohrt und das Loch mit einer genau deckenden Matte verschlossen, welche durch eine starke Feder angepreßt, durch allzuhoch gespannte Dämpfe aber gehoben wird, wodurch den Dämpfen, welche sonst das Gefäß sprengen würden, ein Ausgang gestattet ist. In dieses Gefäß wird nun, bis etwa auf einen Zoll unter dem Roste, Wasser gefüllt, und dann die zu dämpfenden Gegenstände, wenn sie trocken sind, unmittelbar auf den Rost gelegt; sind sie dagegen so beschaffen, daß sie durch den Rost fallen würden, oder daß man ihren Saft erhalten will, so legt man sie auf Teller und stellt diese auf den Rost; dann schließt man den Apparat und setzt ihn so lange der Hitze aus, bis die Gegenstände den gewünschten Kochungsgrad erlangt haben, oder gahr sind. Saftlose und getrocknete Gegenstände, z. B. trockene Hülsenfrüchte u. s. w., lassen sich nur dann mit Dampf kochen, wenn man sie zuvor eine Zeit lang im Wasser hat weichen lassen.

Dampflugel. Die Erscheinung, daß Wasser, in eine mit einer engen Ausflußröhre versehene, außerdem verschlossene metallene Kugel gefüllt, sich, wenn letztere stark erhitzt wird, in Dämpfe verwandelt, welche mit großer Gewalt aus der Röhre strömen, war schon den Alten bekannt. Sie bauten darauf, wie Vitruv erzählt, eine Theorie für die Entstehung der Winde und nannten die Kugel selbst deshalb Aeolipila, unter welchem Namen dieselbe noch jetzt bekannt ist. Die alten Aegypter sollen darin noch weiter gegangen sein und sich des Dampfstroms zu Hervorbringung einiger Bewegungen bedient haben, gewiß aber ist es, daß Hero von Alexandria Vorschläge zur Benutzung dieses Dampfstroms gemacht hat, indem er darthat, daß, sobald der Dampf aus der Aolipile strömt, nach deren entgegengesetzter Seite ein Druck entsteht, welchem folgend die Dampflugel, wenn sie nicht unterstützt ist, eine Bewegung, der Richtung des Dampfstroms entgegen, annimmt. Sobald man daher an der Kugel, diametral einander gegenüber, Röhren anbringt und deren Enden, in entgegengesetzter Richtung winkeltrecht horizontal umbiegt, so wird die mit Wasser gefüllte, erhitzte Kugel in eine rotirende Bewegung gesetzt werden, welche man dann zu passenden Zwecken transmittiren kann. Diese Anwendung jedoch ist als mechanisches und physikalisches Experiment, nie aber in der Praxis im Großen anwendbar, da der Bedarf an Feuerung den Nugeffect bedeutend überwiegt. — Im Minenkriege und bei dem Angriffe der Tranchéen einer belagerten Festung bediente man sich sonst einer Art Dampflugeln, welche eine große Masse Dampf oder vielmehr Rauch entwickelten, der den Aufenthalt in den Minengängen unträglich machte und die Bewegung gegen die Tranchéen verbarg. Sie wurden, mit einem Zünder versehen, mit der Hand oder aus leichten Mörsern geworfen, und um das Löschen zu verwehren, mit Morbschlügen, d. h. mit Stücken geladener Flintenläufe, versehen. In neuerer Zeit bedient man sich dafür der Quetschminen, mittels deren man den feindlichen Minengang aus einer Contremine zusammendrückt. (S. Minen.)

Dampfmaschinen werden diejenigen Maschinen genannt, bei welchen die Expansionskraft der Wasserdämpfe als bewegendes Princip angewendet wird. Ihre Erfindung hat in der Technik eine neue Ära hervorgerufen, und die Umwälzung, welche sie in der gesammten Industrie hervorgebracht haben, sowie der Einfluß, den sie auf die allgemeine Civilisation hatten und bei ihrer täglich steigenden Vervollkommnung noch ferner haben müssen, läßt sich gar nicht berechnen. Die Erfindung selbst eignen verschiedene Nationen sich an; ihre erste umfassende Anwendung aber und die meisten Verbesserungen an den Dampfmaschinen verdanken wir unbestritten den Engländern und Nordamerikanern. Nach Rob. Stuart in der „Geschichte der Dampfmaschinen“ und Arago im „Examen de la question de priorité

relative à l'invention des machines à vapeur" soll schon im J. 1543 der span. Seecapitain Blasco de Garay im Hafen von Barcelona ein Dampfschiff nach seiner Erfindung gezeigt haben; doch behielt er das Geheimniß desselben für sich, das höchst wahrscheinlich auf einer Anwendung der Dampfugel (s. d.) begründet war. Der Prediger Matheſius in seiner Bergpredigt „Sarepta“ (Nürnberg. 1562) bittet für einen Mann, welcher Wasser durch Feuer und Luft hebt, was für eine frühzeitige Anwendung der Dampfkraft in Deutschland spricht, und der deutsche Ingenieur Sal. de Caus, der zu Heidelberg im Dienste des Kurfürsten von der Pfalz stand, beschreibet in seinem Werke „Les raisons des forces mouvantes avec diverses machines“ (Frankf. 1615) eine Dampfmaschine seiner Erfindung, die übrigens durchaus nichts Anderes ist als eine Modificirung der Dampfugel, welche auch der Italiener Branca 1629 dahin benutzte, daß er die ausströmenden Dämpfe gegen die Schaufeln eines Rades lenkte, das, dadurch in eine rotirende Bewegung gesetzt, ein System ineinander greifender Räder trieb. Später kamen auch die Engländer auf die Idee, den Dampf als bewegende Kraft zu brauchen. Der Marquis von Worcester in seiner „Century of inventions“, deren Originalmanuscript von 1655 im Britischen Museum aufbewahrt wird, gedenkt einer Dampfmaschine, mittels deren er selbst einen Wasserstrahl auf 40 F. Höhe emportrieb, und Sir Sam. Morland übergab 1683 Ludwig XIV. ein Project zur Wasserhebung durch Dampf, welches er mit den scharfsinnigsten Berechnungen und Tabellen versah, die größtentheils noch gegenwärtig ihre vollkommene Gültigkeit haben. Am 25. Juli 1698 erhielt der Capitain Thom. Savary das erste Patent auf Anwendung der Dampfkraft für verschiedene Maschinen und stellte 1699 der Royal society ein arbeitendes Modell vor; doch fand dieser Versuch noch keine ausgebreitete Anwendung und diente nur zu künstlichen Wasserwerken in Gärten. Papin, der durch Leibniz von Savary's Unternehmungen Kenntniß erhalten hatte, stellte 1707 eine vollständige Theorie der Dampfmaschine auf, welcher er zugleich die Zeichnung einer Maschine nach seiner eigenen Erfindung beigab. Savary benutzte in seiner Maschine nicht allein die große Expansivkraft des comprimierten Dampfs, sondern er machte auch von dem luftleeren Raume Gebrauch, welcher sich nach der Condensation der Wasserdämpfe bildet. Savary's Maschine erhielt durch den Schmidt Thom. Newcomen, welcher den Niederschlag der Dämpfe sehr schnell bewirkte, eine viel wirksamere und ausgebreitetere Anwendung und auch die Deutschen, namentlich Weidler, Sturm, Leupold, welcher letztere 1720 die erste Idee zu einer Hochdruckdampfmaschine hatte, machten sich durch bedeutende Verbesserungen um die Dampfmaschine verdient, bis endlich mit Watt und Boulton eine ganz neue Ara für das Dampfmaschinenwesen eintrat, das von da ab mit Riesenschritten bis zu der Stufe der Vollkommenheit emporstieg, auf welcher es sich gegenwärtig befindet.

Der Dampf (s. d.) besitzet, in bedeutendem Hitzgrade und unter einem gewissen Drucke entwickelt, eine sehr große Expansionskraft, und es kam bei Erfindung der Dampfmaschine nur darauf an, diese Expansionskraft zweckmäßig wirken zu lassen. Die Versuche der ersten Erfinder, dieses zu bewerkstelligen, mußten jedoch so lange einen mangelhaften Erfolg haben, als man nicht das Kolbensystem in Anwendung brachte, und neuere Versuche, andere Systeme zu adoptiren, haben durch ihre beschränkte Anwendbarkeit und ihre Mangelhaftigkeit dargethan, daß das Kolbensystem unstreitig das zweckmäßigste sei. Denken wir uns einen hohlen, unten geschlossenen Cylinder (Dampfcylinder), in welchem sich eine Platte (Kolben) luftdicht auf- und abschieben läßt und an dieser Platte, mittels einer über eine Rolle geführten Schnur, ein außer dem Cylinder befindliches Gewicht so angebracht, daß es steigt, wenn der Kolben sinkt, und umgekehrt, und dieses Gewicht so schwer, als der Druck der Atmosphäre auf den Kolben ist, also 14 mal so viel Pfunde haltend als der Kolben 1 Zoll Oberfläche hat, so wird, sobald durch eine Öffnung am Boden des Cylinders Dampf unter den Kolben tritt, derselbe den letztern in die Höhe treiben und somit das Gewicht herabsinken, bei der Dampf-Absperrung aber stehen bleiben. Wenn man nun in den mit Dampf gefüllten Cylinder kaltes Wasser einspritzt, so werden sich die Dämpfe condensiren, und es wird unter dem Kolben ein luftleerer Raum entstehen, in welchen durch den Druck der atmosphärischen Luft der Kolben hinabgedrückt und auf diese Weise das angehängte Gewicht gehoben wird. Wäre der Cylinder auch oben geschlossen und hätte dort ein Dampfzufuhrrohr, stände aber unten mit einem auf irgend eine Weise luftleer gemachten Raume in Verbindung, so würde ober-

einströmender Dampf, dessen Elasticität nur dem Drucke der Atmosphäre gleich wäre, ebenfalls den Kolben hinabdrücken und das Gewicht heben. Dies ist das Grundprincip, auf welchem die ganze Dampfmaschinenconstruction gebaut ist. Durch ein Pfund Dampf von 80° R., der also den Druck der Atmosphäre hat, wird auf einen Kolben von einem Q. F. Oberfläche, ohne auf Nebenumstände Rücksicht zu nehmen, eine Wirkung hervorgebracht, welche 55237 Pfd. auf einen Fuß Höhe gehoben gleich ist.

Bei den Dampfmaschinen in der einfachsten Form findet sich am Fuße des oben offenen Dampfeylinders, in welchem sich der Kolben an seiner Kolbenstange luftdicht auf- und abbewegen kann, das Dampfzulußrohr, welches mit dem Steuerungscyliner in Verbindung steht. Unter Steuerung versteht man diejenige mechanische Vorrichtung, mittelst deren der Dampfzufluß in den Dampfeylinder entweder gestattet oder abgesperrt wird. Früher mußte diese Steuerung durch einen Mann bewerkstelligt werden, bis man auf die Idee kam, die Steuerungshähne durch die Maschine selbst bewegen zu lassen. Die Steuerung befindet sich in einem besondern Cylinder, der mit dem Dampfessel durch ein Rohr dergestalt in Verbindung steht, daß der Dampf, um in den Dampfeylinder zu kommen, durch den Steuerungscyliner streichen muß. In letztem befinden sich zwei Kolben übereinander an derselben Stange, welche so stehen, daß, wenn der untere mit seiner Unterkante über dem Einflußrohre in den Dampfeylinder steht, er den Dampf, der in den Steuerungscyliner tritt, absperrt. Tritt aber dieser untere Kolben tiefer herab, so öffnet er den Dampfzufluß so lange, bis der obere Kolben das Dampfrohr aus dem Dampfessel absperrt. Während dieses Zuflusses wird durch den eintretenden Dampf der Kolben im Dampfeylinder gehoben, und mit ihm steigt die Kolbenstange empor. Nun aber steht neben dem Dampfeylinder ein Gestell aus zwei Wänden, welche oben ein Zapfenlager tragen, in welchem die Welle eines langen Wagebalkens (Balanciers) ruht, an dessen einem Ende die Kolbenstange befestigt ist, die also, wenn sie steigt, das zugehörige Ende des Balanciers hebt, wodurch das entgegengesetzte Ende sinken muß, und umgekehrt. Hängt man an das letztere die Kolbenstange einer Pumpe, so wird das abwechselnde Heben und Steigen des Dampfkolbens das Geschäft der Wasserhebung vollbringen. Das Wiederhinabtreiben des Dampfkolbens von seinem höchsten Standpunkte wird durch Condensation der Dämpfe bewirkt. Zu diesem Zwecke reicht der Steuerungscyliner noch unter das Zuflußrohr des Dampfeylinders in den Condensator, ein Gefäß, welches mit kaltem Wasser gefüllt ist. Hier ist derselbe abgeschlossen und mit einem Ventil versehen, welches sich nach innen öffnet. Unter einem rechten Winkel stößt an sein unteres Ende ein zweites Rohr, welches den Cylinder einer Luftpumpe durchstreicht und an jeder Seite des letztern ein Klappventil hat, das sich vom Steuerungscyliner abwärts öffnet. Der Kolben der Luftpumpe ist massiv und letztere oben geschlossen. Über dem Kolben steht eine kleine Wasserschicht, um ihn luftdicht zu halten. Die Kolbenstangen des Steuerungscyliners und der Luftpumpe hängen am großen Balancier und folgen dessen Bewegungen, und die Kolben beider sind so regulirt, daß, wenn der Kolben im Dampfeylinder seinen höchsten Stand erreicht hat, der untere Kolben des Steuerungscyliners den Dampfzufluß absperrt, dagegen dem Wasserstrom, der aus dem Condensator durch einen Injectionshahn eingespritzt wird, den Zutritt zum Dampfeylinder freiläßt. Der Kolben der Luftpumpe hat dann seinen höchsten Stand erreicht. Sobald das kalte Wasser einströmt, condensirt sich der Dampf im Haupteylinder, es bildet sich dort ein leerer Raum und der Druck der atmosphärischen Luft zwingt den Kolben, abwärts zu gehen. Mit ihm zugleich senkt sich der untere Kolben im Steuerungscyliner und sperrt den Wasserzufluß ab, treibt aber auch zugleich das Condensationswasser, das sich aus dem Dampfe bildete, in den untern rechtwinkligen Fortsatz des Steuerungscyliners und durch dessen erstes Ventil in den Stiefel der Luftpumpe, deren Kolben dann ebenfalls seinen niedrigsten Stand erreicht. Sobald der Kolben im Dampfeylinder auf seinem tiefsten Stande angekommen ist, befindet sich der untere Kolben im Steuerungscyliner unter dem Dampfzulußrohre und läßt den Zugang desselben frei, so daß neuer Dampf unter den Dampfkolben tritt und diesen in die Höhe treibt. Ihm folgt natürlich der Kolben des Steuerungscyliners und sperrt endlich den Dampf ab, worauf sich das früher angegebene Spiel wiederholt. Mit den beiden erstgenannten Kolben zugleich ist aber auch der Kolben in der Luftpumpe gestiegen und hat

die über ihm befindliche Luft und das Condensationswasser zur zweiten Klappe des Fortsages am Steuerungscylinder hinaus in ein besonderes Verhältniß getrieben, von wo aus es wieder zum Nachfüllen im Dampfkeffel gebraucht wird. Dem soeben erklärten Dampfmaschinensysteme zunächst steht das Watt'sche, bei welchem der Dampf allein ohne den Zutritt der atmosphärischen Luft wirkt, daher die Maschinen auch mit Dämpfen arbeiten können, deren Temperatur unter 80° R. ist. Die Watt'schen Maschinen, bei welchen Druck und Condensirung des Dampfes zugleich wirken, zerfallen in einfach- und doppelwirkende. Bei den einfachwirkenden Watt'schen Dampfmaschinen ist der Dampfzylinder oben geschlossen, der Dampf tritt oben über den Kolben und treibt denselben abwärts; bei den doppelwirkenden Watt'schen Dampfmaschinen tritt der Dampf abwechselnd über und unter den Kolben und wird ebenso abwechselnd condensirt. Durch eine kleine Veränderung im Ventilstasten kann man auch den Zutritt des Dampfes absperrern, wenn der Kolben noch nicht seinen höchsten oder tiefsten Stand erreicht hat, und dann wirkt der bis zum Augenblicke der Absperrung in den Dampfzylinder getretene Dampf durch seine Expansion und treibt den Kolben, obshon mit etwas geringerer Kraft, vor sich her. Die auf diese Art wirkenden Dampfmaschinen nennt man Expansionsmaschinen, die Hornblower und Woolff auf verschiedene Weise construirt haben. Insofern die bis hierher erwähnten Dampfmaschinen mit Dampf arbeiten, dessen Druck den der atmosphärischen Luft nicht übertrifft, oft sogar nicht einmal erreicht, so heißen sie atmosphärische oder Dampfmaschinen mit niedrigem Drucke, im Gegensatz der Hochdruckmaschinen, die mit Dämpfen von höheren Temperaturen arbeiten. Vorzüglich verdient machen sich um das Hochdrucksystem, das insbesondere bei den Expansionsmaschinen vortheilhafte Anwendung findet, der Deutsche Leupold und nach ihm der Engländer Perkins, doch haben mancherlei Unglücksfälle Vorurtheile gegen dasselbe erregt und sich der umfassenden Anwendung desselben hier und da, wiewol nicht ganz mit Recht, hemmend in den Weg gestellt.

Die einzelnen Theile der Dampfmaschine anlangend, so haben wir zunächst des Dampferzeugungsapparats oder des Generators zu gedenken. Der Haupttheil desselben ist der Dampfkeffel, welcher die Bestimmung hat, den Wasserdampf zu erzeugen und in den Dampfzylinder zu befördern. Nachdem andere Materialien sich untauglich erwiesen, fertigt man dieselben gegenwärtig ausschließlich aus Eisen- oder Kupferblech. Ihrer Form nach sind sie viereckig oder cylindrisch, oder auch aus lauter kleinen Röhren bestehend, welche letztere Art, die Röhrenkeffel, vorzüglich bei dem Dampfswagen (s. d.) Anwendung findet. Die Größe der Kessel richtet sich nach der erforderlichen Dampfmenge für eine gewisse Zeit, und eben darauf gründet sich auch die Größe der Fläche, welche mit der Feuerung in Berührung kommt. Nach Watt sind 8 \square F. Feuerungsfläche erforderlich, um einen Cubikfuß Wasser in einer Stunde zu verdampfen oder 10 \square F. für 417 Pf. Dampf in einer Minute, wobei eine Hitze von 135° R. entwickelt wird. Das Springen der Kessel zu vermeiden, versieht man sie mit einem Sicherheitsventile, das von dem überflüssigen Dampfe entweder gehoben wird oder so eingerichtet ist, daß es bei einem gewissen Hitzegrade schmilzt, worauf der Dampf entweicht. Von dem Druck der Dämpfe im Kessel überzeugt man sich durch den Dampfmesser (s. d.). Außerdem bedarf der Dampfkeffel einer Speisungsvorrichtung. Da nämlich das Wasser allmählig verdampft, so muß man auf dessen Ersatz bedacht sein. Dieser kann entweder mittelbar oder unmittelbar durch eine Pumpe bewirkt werden, welche von dem Balancier der Maschine selbst bewegt wird. Gern bedient man sich zum Nachfüllen des Condensationswassers, weil dasselbe, erwärmt, keinen allzugroßen Temperaturwechsel im Kessel herbeiführt. Von der Oberfläche des Kessels ausgeht das Dampfrohr nach dem Dampfzylinder der Maschine, in welchem der Dampf durch die Steuerung in bestimmter Zeit und Menge vertheilt wird. Das Dampfrohr hat im Innern ein sogenanntes Drosselventil, mittels dessen der Dampfzufluß regulirt werden kann. In dem Dampfzylinder erfolgt das Kolbenspiel der Dampfmaschine. Derselbe ist von Gußeisen und ganz genau ausgedreht, damit der Kolben in demselben möglichst genau schließe. Die Höhe des Dampfzylinders richtet sich nach der Höhe des Kolbenspiels und beträgt gewöhnlich das Doppelte des Durchmessers. Um die Abkühlung zu vermindern, wird der Cylinder mit einem hölzernen Mantel umgeben und der Zwischenraum mit schlech-

ten Wärmeleitern ausgefüllt. Die beiden Böden sind auf den Körper des Cylinders luftdicht aufgeschraubt, der obere Boden ist durchbohrt, um der Kolbenstange den Durchgang zu gestatten und, um nicht eine Menge Dampf unbenutzt entweichen zu lassen, die Öffnung desselben mit einer sogenannten Stopfbüchse versehen. Der Kolben ist ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, da von seinem genauen Anschlusse an die Wand des Cylinders der ganze Effect der Maschine abhängt. Bei den Dampfmaschinen mit niederm Drucke besteht er aus einer Platte, welche etwa $\frac{1}{8}$ Zoll weniger Durchmesser hat als der Cylinder und anderthalb Zoll dick ist. Bei den Maschinen mit hohem Drucke wendet man häufig Metallkolben an, doch sind auch die Hanfkolben im Gebrauch. Da die Kolbenstange am Balancier hängt, welcher sich um die Achse in seinem Mittel bewegt, so würde, da der Aufhängungspunkt ein Bogenstück um den Drehungspunkt macht, die Kolbenstange nicht senkrecht auf- und absteigen. Um diesem Übelstande vorzubeugen, hat man die Kolbenstange mit einem Gewerbe versehen und bewirkt nun durch eine Gegenlenkung (Parallelogramm) den senkrechten Gang derselben. Solche Gegenlenkungen befinden sich an allen Kolbenstangen der Maschine. Der Dampfzufluß zum Cylinder wird durch die Steuerung regulirt, deren Haupttheile die Ventile sind, die in Klappventile, conische oder sogenannte T Ventile, Schubventile, Kolbenventile und rotirende Scheibenventile zerfallen, oder auch, wie gegenwärtig sehr häufig, Hähne bilden, die jedoch anders gebohrt sind als die gewöhnlichen. Das Öffnen und Schließen der Ventile, die Steuerung, geschieht durch die an den Balancier gehängte Schubstange, welche mit den Ventilen in Verbindung steht, und wenn die Maschine ein Schwungrad (s. d.) hat, von diesem aus. Zur Regulirung der Bewegung und da, wo es sich um Umwandlung der auf- und absteigenden Bewegung des Kolbens in eine rotirende handelt, dient das Schwungrad mit dem Krummzapfen. Da durch Zufälligkeit der erzeugte Dampf einen höhern oder geringern Hizegrad, also mehr oder mindere Spannung erhalten kann, wo dann im ersten Falle die Maschine zu viel, im andern zu wenig arbeiten würde, so muß man einen Regulator haben, der im ersten Falle weniger, im letztern mehr Dampf in den Cylinder führt, und diesen Regulator muß die Maschine selbst in Wirksamkeit setzen. Der bis jetzt gebräuchlichste Regulator ist das conische Pendel oder der Centrifugamoderator. (S. Regulator.)

Zu den Dampfmaschinen, welche nicht nach dem Kolbenprincip gebaut sind, werden zunächst die rotirenden Dampfmaschinen gerechnet. Man hat bei denselben die Umwandlung der auf- und abgehenden Bewegung in eine rotirende umgehen wollen und deshalb den Kolben durch eine Fläche ersetzt, welche sich in einem Cylinder um ihre Achse dreht, an deren Verlängerung man dann die Triebräder anbrachte. Es haben jedoch diese Maschinen, namentlich wegen des dampfdichten Schlusses dieser Fläche und der Schwierigkeit den Dampf ohne Verlust eintreten zu lassen, wenig praktische Anwendung gefunden. Außerdem hat man noch Dampfmaschinen ohne Kolben vorgeschlagen, in welchen der Dampf auf vierlei Weise angewendet werden kann. Es kann nämlich der Dampf 1) auf eine Flüssigkeit drücken und dieselbe auf diese Weise heben; er kann 2) das Aufsteigen einer Flüssigkeit durch Hervorbringung eines leeren Raums mittels Condensation des Dampfs bewirken; er kann 3) durch die bewegende Kraft, welche er gleich jeder Gasart ausübt, wirken, indem er in einer Flüssigkeit in die Höhe steigt; es kann 4) Dampf mittels des Stoßes auf eine bewegliche Fläche entweder direct oder mittels der Reaction wirken. In diese vier Classen gehören die von Savary, Keir, Mancearrow, Congreve, Mafferman und Bernhard vorgeschlagenen Maschinen, die aber bis jetzt bei der höchst beschränkten Anwendung derselben praktisch sich noch nicht bewährt haben. Wie bedeutend übrigens die Dampfmaschinen die physischen Kräfte des Menschen in dem Gebiete der Industrie verdrängten, mag folgender Überblick auf die Dampfmaschinenstatistik Frankreichs lehren, wobei wir bemerken, daß England und Deutschland in dieser Hinsicht Frankreich beinahe noch übertreffen. Am 1. Febr. 1842 zählte Frankreich 5605 Dampfessel 2807 Dampfmaschinen und 169 Locomotiven. Von obigen 5605 Dampfesseln lieferten 1747 Dämpfe zu verschiedenem industriellen Gebrauche, die übrigen 3858 dienten zur Versorgung der 2807 Dampfmaschinen, von denen 584 mit niederm Drucke die Kraft von 11114 Pferden repräsentirten, während 2223 Hochdruckmaschinen mit der Kraft von 26182 Pferden arbeiteten und alle zusammen die Kraft von 783000

ohne Unterlaß arbeitenden Menschen ersetzen. Wie sehr dieser Industriezweig im Steigen ist, geht daraus hervor, daß allein im J. 1841 285 Dampfmaschinen mit der Kraft von 2946 Pferden neu angelegt wurden. Vgl. Tredgold, „On the Steam Engine“ (Lond. 1827), Bernoulli, „Handbuch der Dampfmaschinenlehre“ (Stuttg. 1833), Lardner, „Die Dampfmaschine“ (aus dem Englischen, Lpz. 1837) und die Abhandlungen der königlich technischen Deputation für Gewerbe in Berlin, in welchem ein sehr umfassender Aufsatz über Dampfmaschinen von Severin enthalten ist (Berl. 1826).

Dampfmesser. Da es ebensowol zur Berechnung des Nugeffects des Dampfes als auch, um Unglücksfällen am Dampfessel zuvorzukommen, von großer Wichtigkeit sein muß, sich jeden Augenblick von der Expansionskraft und dem Stande der Condensation der Dämpfe zu überzeugen, suchte man zeitig einen Dampfmesser zu erfinden. Die erste Idee dazu gab Ziegler mit seinem *Claterometer*, aus welchem Betancourt um 1790 seinen Dampfmesser bildete. Auch mehre Deutsche vervollkommneten das Instrument, unter ihnen vorzüglich Schmidt und Arzberger. Jetzt befinden sich an den Dampfmaschinen meist zwei Dampfmesser, einer, das *Quecksilbervisir* am Dampfessel, der andere, der *Indicator* am Dampfesylinder. Mittels derselben kann man jeden Augenblick den Druck der Dämpfe und mittels Berechnung den Gang der Maschine und die Wirkung des Dampfes, der Condensation und das richtige Spiel der Ventile beobachten und mit dem Nugeffect der Maschine vergleichen. Der *Christians'sche Dampfmesser* ist nur dazu bestimmt, den absoluten Dampfdruck zu bestimmen.

Dampfschiff. Schon lange zuvor, ehe die *Dampfmaschinen* (s. d.) zu einem gewissen Grade systematisch begründeter Vollkommenheit gelangt waren, gerieth man auf die Idee, Schiffe durch die Kraft der Dämpfe zu bewegen; ja es war sogar die erste Anwendung der Dampfkraft, die *Blasco de Garay* 1543 in Vorschlag brachte, dahin gerichtet. Auch *Savary* stellte ein Project zur Dampfschiffahrt auf und *Jonathan Hull* nahm 1736 ein Patent auf ein Dampfschiff mit atmosphärischer Dampfmaschine, das jedoch nicht zur Ausführung kam. Ebenso ging es mit den Vorschlägen des Herzogs von *Bridgewater* und *Gautiers*. Nach *Batt's* Verbesserungen der Dampfmaschine führte 1775 *Perrier* das erste Dampfschiff in Frankreich aus, das aber nicht stromaufwärts fahren konnte. Glücklicher als in Europa fielen die Versuche in Amerika aus, wo *Jonathan Fitch*, ein Uhrmacher in Philadelphia, 1783 ein Patent auf ein Dampfschiff nahm und ein solches 1788 vom Stapel ließ, das aber nur bis *Burlington* fuhr, wo der Kessel sprang. Auch bei spätern Versuchen hatte *Fitch* viel Unglück und starb am *Dhio* in großen Schulden. Seine Geheimnisse hinterließ er versiegelt mit der Bedingung, daß sie erst 30 Jahre nach seinem Tode eröffnet werden sollten. Auch *Patrick Miller* baute 1788 ein Dampfschiff, das alle Erwartungen übertraf, aber dennoch nicht benutzt wurde. Ebenso mißglückten die Versuche *Livingston's*, *Kinsley's*, *Noosevell's* u. A. Erst *Fulton* gelang es, 1807 zu *Neuyork* den *Clermont* von 160 Tonnen mit einer *Boulton-Batt'schen* Maschine von 20 Pferdekraften herzustellen, mit welchem er den Weg von *Neuyork* bis *Albany*, 120 Seemeilen stromaufwärts, in 32 Stunden zurücklegte. Von nun an machte die Dampfschiffahrt in Nordamerika reisende Fortschritte, und schon 1815 lief die Dampffregatte *Fulton* von 32 Kanonen vom Stapel. Sie war ein Doppelschiff von 152 F. Länge und 57 F. Breite, mit einem Wasserrade, das von einer Dampfmaschine von 120 Pferdekraften in Bewegung gesetzt wurde und sich zwischen beiden Schiffen befand und hatte zwei Masten, zwei Bugspriete und vier Steuerruder, um vor- und rückwärts zu fahren, ohne zu wenden. Diese glücklichen Erfolge reizten zur Nachahmung und in wenigen Jahren schon hatten auch England, Frankreich und Deutschland Dampfschiffe in Menge. Das erste Dampfschiff, welches den Atlantischen Ocean befuhr, war der *Savanna* von 350 Tonnen, der in 20 Tagen, fast allein mit Dampfkraft, von *Neuyork* nach *Liverpool* kam. Der *Great-Western* hat aber schon einmal den Weg von *Neuyork* nach England in sieben Tagen zurückgelegt. Gegenwärtig finden wir Dampfschiffe auf allen Meeren und selbst auf allen größern schiffbaren Strömen und Flüssen, da man sie so zu bauen im Stande ist, daß sie nur eines geringen Wasserstands bedürfen, um fahren zu können.

Die Anwendung des Dampfmaschinenprinzips auf die Schifffahrt ist ziemlich einfach. Der vordere und hintere Theil des Schiffs dienen zur Aufnahme der Ladung und der Passa-

giere; in dem mittlern Raume wird der Dampferzeugungsapparat erbaut, bestehend aus einem oder, wenn viel Dampf gebraucht wird, aus zwei gewöhnlichen Dampffesseln und dem Feuerungsraume, dessen Schornstein, aus Eisenblech, sich über das Verdeck erhebt und bei kleinern Dampfschiffen oft als Mastbaum benutzt wird. Neben dem Dampferzeuger steht eine der Größe des Schiffs angemessene Dampfmaschine von niedrigem oder von hohem Drucke, welche letztere man gegenwärtig der Raum- und Feuerungsersparniß wegen vorzieht, nachdem die Borurtheile und die Furcht vor vermehrten Unglücksfällen nach und nach geschwunden sind. Diese Dampfmaschine, welche, zu Verwandlung der auf- und abgehenden Kolbenbewegung in eine rotirende, mit einem Krummzapfen und mit einem Schwungrade versehen ist, treibt zwei Wasserräder, die sich in besondern Gehäusen an beiden Seiten des Schiffs befinden und durch deren Bewegung das Schiff fortgetrieben wird. Auch hat man statt der beiden Räder nur eins in der Mitte des Schiffs angebracht. Da es bei den Dampfmaschinen für die Schifffahrt auf Raumersparniß, namentlich in der Höhe, ankommt, so liegt bei solchen Maschinen der Balancier nicht über dem Dampfzylinder und folglich hängt der Kolben nicht an demselben, sondern man hat den Balancier auf der halben Höhe des Dampfzylinders angebracht. Es befindet sich nämlich neben dem Dampfzylinder ein niedriges Gestell, welches die Welle des Balanciers trägt, der nun aber nicht aus einem Stücke besteht, sondern einen vierseitigen Rahmen bildet, der so angebracht ist, daß die Aufhängungspunkte des Dampfkolbens mit der verticalen Achse des Dampfzylinders in einer und derselben senkrechten Ebene liegen. Der Kolben erhält oben ein sogenanntes Querkaupt, von welchem zwei Zugstangen, eine auf jeder Seite des Zylinders, zu dem Balancier hinabreichen und mit diesem dergestalt verbunden sind, daß eine Gegenlenkung der senkrechten Gang des Kolbens gesichert ist. Vom Lastarme des Balancierrahmens geht eine kurze Bläuelstange zum Krummzapfen des Schwungrads und überträgt die Kolbenbewegung auf dieses wie bei den gewöhnlichen Dampfmaschinen. An die beiden Arme des Balancierrahmens werden nach Umständen die übrigen Kolben gehängt. Auch wenn die Maschine eine Expansionsmaschine ist, oder wenn mehre Dampfzylinder zusammen arbeiten, ist die Zusammenstellung einfach. Die zur Bewegung des Schiffs angebrachten Schaufel- oder Ruderräder sind ganz nach Art der gewöhnlichen unterschlächtigen Wasserräder construirt. Sie haben an von der Welle ausgehenden Armen, deren Zahl von 8—15 steigt, viereckige Schaufeln, die bei ihrem Eintritt in das Wasser, sich gegen dieses anstemmend, das Schiff forttreiben. Die Räder werden so gehängt, daß immer drei bis vier Schaufeln zugleich mit dem Wasser in Berührung treten. Um das Getöse beim Eintritte der Schaufeln in das Wasser zu vermeiden, gibt man ihnen eine schräge Stellung gegen die Achse, sodas sie in das Wasser mehr schneidend als schlagend eintreten. Von den theilweise sehr künstlichen Constructionen, welche man den Schaufelrädern nach und nach ohne Noth gegeben, ist man auf die ursprüngliche einfache Form zurückgekommen. Die Ruderräder durch andere Mechanismen zu ersetzen, wollte lange nicht gelingen, bis in der neuesten Zeit die Anbringung der Archimedischen Schraube allen gemachten Ansprüchen vollkommen Genüge leistete. Bei den Ruderrädern tritt nämlich, abgesehen von der Zerbrechlichkeit derselben und von der dann und wann bei zwei Rädern nicht gleichmäßigen Bewegung, noch ein anderer Uebelstand ein, welcher namentlich die Anwendung der Dampfkraft auf Kriegsfahrzeugen nicht rathsam erscheinen ließ. Die Gehäuse dieser Räder nämlich nehmen an den Schiffswänden einen nicht unbedeutenden Raum ein, welcher nun nicht mit Geschütz besetzt werden kann, außerdem aber bieten sie auch dem feindlichen Feuer eine große Zielfläche dar, und bei der Wichtigkeit der Ruderräder kann ein einziger Streifschuß das ganze Fahrzeug außer Gefecht setzen und in die Gewalt des Feindes bringen. Es gehörte daher zu den größten Aufgaben, ein Bewegungsprincip anzuwenden, das sich in einen möglichst kleinen Raum zusammendrängen ließ, wenig zerbrechlich war und dem feindlichen Feuer entzogen werden konnte, dabei aber doch die volle Kraft der Ruderräder entwickelte. Hierzu bietet die Archimedische Schraube die besten Mittel dar. Sie besteht in einer Fläche, welche sich schraubenförmig um einen Cylinder wickelt und fand früher nur bei Wasserhebungen, später auch bei Mühlen, aber immer bloß eine beschränkte Anwendung. Paucton, ein franz. Mathematiker, schlug zwar schon 1793 die Anwendung der Archimedischen Schraube zur Forttreibung von Schiffen vor, und Delisle und Savage stellten 1813 zwei verschiedene

Constructions derselben dar, von welchen aber nicht eher Anwendung gemacht wurde, als bis die Engländer Smith und Ericson auf dieselben ein Patent nahmen und sie als ihre Erfindung ausgaben. Die bei der Dampfschiffahrt angewendete Archimedische Schraube hat einen zu der Größe des Schiffs und der hervorbringenden Schnelligkeit proportionirten Durchmesser von 6—18 F. und bildet nur einen beinahe vollständigen Umgang, da mehre die Wirkung nicht steigern würden. Die Schraube selbst liegt in der Mittellinie des Schiffs dicht am Hintersteven über einer Fortsetzung des Kiels und erhält ihre Umdrehung durch einen langen, von der Dampfmaschine in Rotation gesetzten Wellbaum. Sie ist von Kupfer, damit das Seewasser auf dieselbe keine corrosive Wirkung äußern kann. Die durch dieselbe hervorgebrachte Geschwindigkeit beträgt zehn bis zwölf Seemeilen in der Stunde und sie arbeitet selbst im stürmbewegten Meere. Frankreich und England haben fast gleichzeitig damit Versuche im Großen angestellt, die von dem besten Erfolge gekrönt wurden. Während in England an den Dampfschiffen *Archimedes*, *Royal-Prince* und *Great-Britain* die Schraube angebracht wurde, ließ Frankreich die *Golette Napoleon* mit derselben ausrüsten, die außer derselben noch die ihr zugehörige volle Segelfläche trägt und nur durch den Dampfschornstein sich als Dampfschiff auszeichnet. Das größte Schiff mit Archimedischer Schraube und überhaupt wol das größte bis jetzt gebaute Schiff ist der *Great-Britain*, der in den Docks von Bristol erbaut am 18. Juli 1843 vom Stapel lief. Dies Schiff ist 320 F. vom Steern zum Steven lang, 51 F. im Verdeck breit und geht beladen 16 F. im Wasser. Es ist auf 3500 Tonnen gebohrt und für 380 Personen verproviantirt. Seine Dampfmaschinen haben 1000 Pferdekräfte und jeder der vier Cylinder hat einen Durchmesser von 7 F. 4 Zoll. Der Dampfschornstein, mit einem Durchmesser von 8 F., hat 45 F. Höhe und das Schiff drängt beladen 3000 Tonnen Wasser aus der Stelle. Die Schraube hat einen Durchmesser von 13 F. 2 Zoll und macht 80 Umdrehungen in der Minute, wodurch eine Geschwindigkeit von zwölf Seemeilen in der Stunde bewirkt wird. Das Innere des Schiffs ist mit höchster Pracht ausgestattet und enthält außer den Gesellschaft- und Speisesalons in seinen Räumen Unterkommen für 360 Passagiere und außerdem mehre große Packräume und einen Süßwasserbehälter von Gusseisen von 7—10 F. Breite, 40 F. Länge und 6 F. Tiefe. Die Dampfmaschinen stehen in der Mitte, und das Ganze ist durch wasserdichte Verschlüsse von Gusseisen in fünf besondere Räume getheilt, sodas ein Leck in dem einen Theile denselben mit Wasser füllen kann, ohne das das Schiff darum sinkt. Er trägt fast die ganze Segelfläche einer Fregatte von 75 Kanonen, gleicht auch, bis auf den Dampfschornstein, ganz einer solchen, und wurde mit dem Kostenaufwande von 570000 Thln. erbaut.

Dampfwagen. Mit der weiter fortschreitenden Ausbildung des Dampfmaschinen (s. d.) mußte sich sehr bald die Idee erzeugen, den Dampf auch zur Fortbewegung der Lasten auf den Landstraßen zu benutzen, und schon 1755 machte Gauthier dazu einen Vorschlag, und auch Robison gab 1759 Watt eine solche Idee an. Die ersten Dampfwagen, im J. 1773 von Cugnot erbaut, mißlangen; ebenso hatten die Arbeiten von Oliver Evans im J. 1786 und die neuen Arbeiten von Robison im J. 1795 sehr wenig Erfolg. Erst im J. 1802 trat die Erfindung durch Trevithick und Vivian, welche das Hochdruckprincip dabei in Anwendung brachten, wirklich ins Leben. Indessen hatte man die Sache insofern beim falschen Ende angefangen, daß man gleich damals Dampfwagen für gewöhnliche Straßen zu bauen versuchte. Im J. 1811 gelang der erste Versuch, den Bleinsop anstellte, indem er auf einem gewöhnlichen Schienenwege die eine Schienenreihe durch eine Zahnstange ersetzten und in diese ein Triebrad am Dampfwagen eingreifen ließ. Erst im J. 1814 wagte Stephenson in Newcastle den Dampfwagen allein durch die Reibung der Radfelgen auf der glatten Schiene von der Stelle zu bewegen, und sein Locomotiv, die *Rocket*, erhielt in dem Dampfwagenwettbewerb im J. 1829 den Preis von 500 Pf. St., indem es eine Last von etwa 250 Ctr. mit einer Schnelligkeit von 11 engl. M. in der Stunde fortbewegte. In der neuesten Zeit sind die Locomotiven durch Stephenson in Newcastle, Cockerill in Seraing, Schwarz in Berlin und William Norris in Philadelphia dergestalt verbessert worden, daß auf den engl. Eisenbahnen jetzt eine Schnelligkeit von 21—36 engl. M. in der Stunde erreicht wird, welchen die auf amerik., deutschen, franz. u. s. w. erreichte Schnelligkeit meist nicht nachsteht. Es bewegen sich die gegenwärtigen Locomotiven nur durch die Reibung der

Radkränze auf den Schienen der Eisenbahn und haben keine Triebräder und Zahnstangen wie früher, dagegen aber den Wasser- und Kohlenvorrath auf einem besondern, mit dem Locomotiv verbundenen Wagen, dem Tender. Letzterer trägt einen großen Wasserkasten, welcher drei Seiten desselben umgibt und in der Mitte einen freien Raum für den Kohlenvorrath hat. Aus dem Wasserkasten geht eine Zuleitungsröhre nach dem Locomotiv hinüber und steht dort mit der Speisepumpe in Verbindung, sodas diese das nöthige Nachfüllwasser in den Dampfkessel fördert. Die auf dem Locomotiv befindliche Dampfmaschine besteht aus dem Dampferzeuger, der eigentlichen Maschine und dem Apparate zur Umwandlung der Bewegung. Der Dampferzeuger besteht aus dem Feuerungsraume und dem Dampfkessel. Ersterer hat von den gewöhnlichen Feuerungsräumen wenig Abweichendes, zu den Kesseln aber bedient man sich jetzt allgemein der Röhrenkessel. Da es nämlich darauf ankommt, eine möglichst große Feuerungsfläche in den kleinsten Raum zusammenzudrängen und auf das zu verdampfende Wasser wirken zu lassen, so hat man durch den Feuerungsraum eine große Anzahl Röhren von Eisen oder Kupferblech geführt, welche nur einen bis zwei Zoll Durchmesser haben und aus dem Nachfüller stets mit Wasser gespeist werden. Aus diesen entwickeln sich die Dämpfe und sammeln sich im Dampfkasten, von wo aus sie durch die Steuerungsventile den Dampfcylindern zugeführt werden. Diese Kessel gewähren auch den Vortheil, das bei ihnen die Gefahr des Springens beseitigt ist, denn erstlich brennen solche Röhren, beständig mit Wasser gefüllt, nicht leicht aus und zweitens, wenn dieser Fall wirklich eintritt, so springt nur eine Röhre mit einer durchaus unschädlichen Explosion und es läst sich dieselbe sehr leicht durch eine neue ersetzen. Was die Dampfmaschinen selbst betrifft, so kann man, bei dem großen Kraftbedarf, welcher in verhältnismäßig kleinen Maschinen erzeugt werden muß, sich nur der Hochdruckmaschinen bedienen, und wendet gewöhnlich zwei Cylinder an, welche gleichzeitig arbeiten. Die Stellung der Cylinder ist mannichfaltig geändert worden; man hat dieselben horizontal oder in geneigter Lage unter den Kessel zwischen die Räder gelegt und die Kolbenstangen unmittelbar an die in Form eines Krummzapfens gebogene Hauptachse gehängt und auf diese Weise die hin- und hergehende Bewegung der Kolben in eine rotirende verwandelt, welche den fest an der Achse befindlichen Haupträdern mitgetheilt wird. Norris und einige deutsche Maschinenbauer legen die Cylinder außen an den Wagen und lenken die Kolbenstangen an einem Zapfen, der auf der Fläche der Haupträder sitzt, sodas die Kolbenstangen den Rädern selbst die Bewegung mittheilen. Bei den Dampfwagen fällt der Balancier fort, da die Kolbenstangen unmittelbar in die Krummzapfen gelenkt sind, ebenso bedarf man bei denselben keines Schwungrads, da das Beharrungsvermögen des Wagens selbst dasselbe ersetzt. Auch den Condensator, welcher sehr viel Raum fortnehmen würde, läst man bei den Dampfmaschinen für Locomotiven weg und dafür die Dämpfe, sobald sie ihre Wirkung gemacht haben, in die freie Luft austreichen. Was die Fortpflanzung der Bewegung betrifft, so wird dieselbe unmittelbar durch die Kolbenstangen bewirkt. Die beiden Haupträder mit cylindrischen Kränzen, d. h. mit solchen, wo die Ebene des Felgentranzes mit der Achse parallel ist, sind von Schmiedeeisen und sitzen an den in aus hartgegossem Gusseisen bestehenden Zapfenlagern ruhenden Achsen fest, sodas sie durch deren Umdrehung mit umlaufen. Außer den Haupträdern, welche gewöhnlich 5 F. im Durchmesser haben, hat jedes Locomotiv noch zwei, ebenfalls 5 F. im Durchmesser haltende Hülfsräder mit cylindrischen Radkränzen, welche zur Beförderung des sichern Laufs, zur Unterstützung und zur Vermehrung der Reibung auf den Schienen bestimmt sind. Auch diese Räder sind an den Achsen fest und drehen sich mit diesen zugleich. Früher, als man nur vierrädrige Locomotiven hatte, setzte man die Nebenräder durch eine Lenkstange, welche in Zapfen auf der Ebene beider Räder griff, von den Haupträdern aus in Bewegung, man bemerkte aber bald, das namentlich in Krümmungen die Umläufe der gleich hohen Räder dennoch ungleich werden mußten. Man kam also davon zurück, machte die Nebenräder niedriger und gab den Locomotiven statt zweier Hülfsräder deren vier, wodurch man verhinderte, das jene selbst in kleinen Krümmungen aus den Schienen kamen. Der Amerikaner Norris wollte dieser Gefahr noch umfassender vorbeugen und legte allemal zwei Hülfsräder auf Lenkshemmel, sodas die Locomotiven selbst die kleinsten Bogen ausfahren konnten, was in Amerika, wo die Eisenbahnen in den Straßen der Städte

oft sehr kurze Krümmungen machen, nothwendig war. Dergleichen Locomotiven sind auf östr. Eisenbahnen gefahren worden, haben aber in dieser Hinsicht, abgesehen von ihrem übri- gen Vorzügen, nicht dem Zwecke entsprochen. Natürlich können die Locomotiven nicht um- gewendet werden, sondern es muß der Ubergang aus einer einmal angenommenen Richtung in die entgegengesetzte dadurch bewirkt werden, daß man mittels der Steuerung die Dämpfe augenblicklich absperren und die Einströmung der Dämpfe so reguliren kann, daß sie die Kol- ben in entgegengesetzter Richtung bewegen und daß also auch die Räder in dieser Richtung gedreht werden. Was die Anwendung der Dampfmaschinen auf gewöhnlichen Wegen betrifft, so treten dieser so große Schwierigkeiten entgegen, daß man bis jetzt nur zu Versuchen gelangt ist. Besonders verdient machte sich um diesen Zweig der Technik der engl. Arzt Goldsworthy Gurney, der auch die ersten Dampfmaschinen, wie er die Personendampfmaschinen auf Land- straßen nannte, einrichtete; ferner Burstell und Hill. Vgl. Gordon, „Historische und prak- tische Abhandlung über Fortbewegung ohne Thierkraft mittels Dampfmaschinen auf gewöhnli- chen Wegen“ (Weim. 1833).

Dampfwäsche ist mit der Dampfbleiche (s. d.) und dem Dampflochen (s. d.) nahe verwandt und auf denselben Grundsätzen beruhend. Obgleich ein solches Verfahren schon längere Zeit bekannt und hier und da, namentlich in Paris, bereits zu Ende des vori- gen Jahrhunderts in Gebrauch war, so hat es doch erst der franz. Chemiker Chaptal auf denjeni- gen Grad der Vollkommenheit, auf dem es jetzt steht, gebracht. Man erspart bei demsel- ben nicht allein mehr als die Hälfte des sonst erforderlichen Brennmaterials, sondern auch den größten Theil der außerdem nöthigen Seife und der Handarbeit und schon noch überdies die Wäsche, welche durch das bis dahin gebräuchliche Bürsten, Reiben und Klopfen und die Anwendung scharfer Laugen bedeutend angegriffen wurde. Das Verfahren selbst beruht auf der Eigenschaft der Wasserdämpfe selbst unter einem geringen Drucke einen bedeutend höhern Hitzegrad als das kochende Wasser anzunehmen, und in diesem Zustande die Körper bis in ihre engsten Poren zu durchdringen und dadurch die denselben anhängenden animalis- schen und vegetabilischen Stoffe aufzulösen oder doch zu erweichen. Die bei dieser Manipu- lation anzuwendenden Apparate kommen im Allgemeinen ganz mit denen bei der Dampf- bleiche überein. Vgl. „Die Dampfwäsche“ (deutsch von Schmidt, Weim. 1840).

Dampier (William), der kühnste Seefahrer des 17. Jahrh., der durch seine lange nautische Laufbahn, durch seine Schicksale und Entdeckungen alle seine Landsleute verbun- delte, war der Sohn armer Altern, geb. 1652 zu East-Coker in der Grafschaft Somerset. Frühzeitig verwaisst, geschah für seine Erziehung äußerst wenig. Als Schiffsjunge machte er namentlich auch eine Seereise nach Labrador. Die große Kälte, die er auf dieser Fahrt aus- gestanden und die seine Gesundheit sehr angegriffen hatte, erregte in ihm die Lust, südlichere Länder zu sehen, wozu ihm der in Indien ausgebrochene Krieg Gelegenheit bot. Er nahm als gemeiner Soldat Dienste, wurde aber verwundet und in das Hospital nach Greenwich ge- bracht. Wieder genesen, erhielt er eine Anstellung als Plantagenaufseher in Jamaica. Doch das unthätige Leben war zu sehr gegen seine Natur, als daß er lange in diesem Amte hätte aushalten können. Nach sechs Monaten schiffte er sich aufs Gerathewohl ein und traf zu Kings- town ein Fahrzeug, welches ihn mit nach der Bai von Campeche nahm. Dort lebte er drei Jahre als Handarbeiter und Packknecht, bis er 1683 nach London zurückkam. Im Begriffe nach Campeche zurückzukehren, fiel er unfern Jamaica in die Hände der Flibustier, welchen er sich auf die Bedingung eines Anttheils an der Beute zugesellte. In ihrer Gesellschaft zog er über die Landenge von Panama und wohnte den Raubzügen bei, welche die Flotte der Flibustier, zum Theil mit schlechtem Erfolge, gegen die Küstenorte Perus unternahm. Nachher trennte er sich von denselben, gelangte nach Virginien, trat dort mit andern Flibustieren in Verbindung und erschien endlich im Großen Ocean, wo er anfangs bei Manilla der Acaapulcogallion auflauerte, später auf chines. Küstenfahrer Jagd machte und bei dieser Gelegenheit manche Inseln, z. B. 1687 die Gruppe der Ba-Schi, entdeckte. Der Verwilderung seiner Genossen schon lange müde, glaubte er in der Nähe der Nikobaren seine Flucht auf einem leeren Boote bewerkstelligen zu können, wurde aber verschlagen und halbtodt an die Küste Sumatras ge- worfen. Nach Herstellung seiner Kräfte begann er abenteuernd in Südasiens herumzuziehen, trat in engl. Dienste, war bald Seemann, bald Kanonier, bald Schreiber, besuchte Madras,

Benkulen, Lunkin, Malakka und schiffte sich endlich heimlich nach England ein, wo er 1691 ankam. Die Beschreibung seiner fast unglaublichen Abenteuer in der „New voyage round de world“ (3 Bde., Lond. 1697—1707, mit Kupfn.; deutsch von Kind, 3 Bde., Lpz. 1783), die er hier in Druck gab, erregte gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes ungemeines Aufsehen. Durch Charles Montague, dem Vorsteher der königlichen Gesellschaft, dem Lord der Admiralität, Grafen von Orford, vorgestellt, wurde er nun beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Neuhollland zu machen, indem das Schiff *Noebuk* unter seinen Oberbefehl gestellt wurde. Am 6. Jan. 1699 segelte er aus den Dünen ab. Er berührte Neuhollland zuerst an der sterilen Küste von Eintrachtland, ging von da nach Timor und entdeckte, in östlicher Richtung vorbringend, Neubritannien, die nach ihm genannte *Dampierstraße*, und eine Menge kleiner Inseln und Häfen, die seit seiner Zeit kaum alle wieder besucht worden sind. Man verdankt ihm die erste Kenntniß jener sehr gefährlichen Meere und manche von vielem Scharfsinn und guter Beobachtungsgabe zeugende Nachrichten über die natürliche Beschaffenheit der genannten Länder; indessen haben seine Werke gegenwärtig den Werth verloren, den sie für die Zeitgenossen haben mußten. Nach Europa zurückkehrend erlitt er bei der Insel Ascension Schiffbruch und kam 1701 nach London. In den J. 1704 und 1708—11 unternahm er wieder als gewöhnlicher Steuermann Reisen nach dem Großen Ozean. Sein Todesjahr ist unbekannt. Eine von N. Brown aufgestellte Pflanzengattung, *Dampiera*, und mehre nach ihm benannte Punkte Neuholllands und Australiens erhalten sein Andenken.

Dampierre (Auguste Henri Marie Picot, Marquis de), Obergeneral der franz. Republik, geb. am 19. Aug. 1756 zu Paris, hatte von Natur einen unwiderstehlichen Hang zu kühnen und gefahrvollen Thaten und widmete sich deshalb früh der militairischen Laufbahn. Beim Ausbruche des nordamerik. Freiheitskriegs stand er als Offizier in der franz. Garde und braunte an dem Kampfe in der neuen Welt Theil zu nehmen, was ihm jedoch weder die Regierung noch seine Aeltern gestatteten. Als hierauf unter dem Grafen Artois die Expedition gegen Gibraltar unternommen wurde, ging er, um sich dabei zu betheiligen, heimlich nach Spanien, wurde aber zu Barcelona verhaftet und zu seinem Regimente zurückgebracht. Um wenigstens ein kühnes Abenteuer zu bestehen, machte er mit dem Herzog von Orleans eine Lustreise; als er indes kurz darauf ohne Urlaub in Lyon dieses Schauspiel wiederholte und unter den Festlichkeiten die Rückkehr vergaß, wurde er verhaftet und mußte Arrest erdulden. Er reichte deshalb seine Entlassung ein, die aber der Minister nicht annahm, sondern in Urlaub zu einer Reise nach England und Deutschland verwandelte. Auf dieser Reise lernte D. in Berlin das preuß. Militairwesen kennen und wurde damit ein so eifriger Bewunderer Friedrich's II. und der preuß. Sitten, daß er mit einem preuß. Hute und Bopse zu seinem Regimente nach Frankreich zurückkehrte. Ludwig XVI. nannte ihn dafür bei einer Musterung einen Narren, sodaß er seine Entlassung nehmen mußte. Der Ausbruch der Revolution, deren Grundsätze er billigte, eröffnete ihm jedoch bald eine neue Laufbahn. Er wurde 1790 vom Departement der Aube zum Präsidenten erwählt, wo er bei den revolutionairen Ausbrüchen nicht selten Gelegenheit hatte, Muth und Geistesgegenwart zu beweisen. Mit Beginn des Kriegs wählte ihn der Marschall Nochambeau zu seinen Adjutanten und machte ihn zum Oberst eines Cavalerieregiments, in welcher Eigenschaft er 1792 dem für die Franzosen unglücklichen Einfall in Brabant beiwohnte. Nach dem Einfalle der Preußen in der Champagne wurde er an der Spitze seines Regiments und mit 4000 M. Infanterie dem General Dumouriez zu Hülfe geschickt und nahm ehrenvollen Theil an der Schlacht von Valmy. Am 6. Nov. 1792 machte er an der Spitze einer Division in der Schlacht von Gemappes das von den Östreichern hart bedrängte Corps des Generals Bournonville frei, sodaß seiner Tapferkeit die Erfolge des Tages von dem Heere zugeschrieben wurden. Hiermit war aber auch sein Glückstern untergegangen. Von Dumouriez, der sich nach den Niederlanden wendete, am Rhein mit 15000 M. gegen die dreimal stärkern Östreicher zurückgelassen, wurden seine Streitkräfte, die er auf eine weite Linie zerstreut, während er selbst sich sorglos nach Aachen begeben, von den Östreichern am 1. März 1793 plötzlich zersprengt und er auf Lüttich zurückgeworfen. In dem für die Franzosen ebenfalls unglücklichen Treffen bei Neuwied am 16. März befehligte D. mit ungestümer Tapferkeit das Centrum. Die hierauf zwischen ihm und Dumouriez sich entspinnde heftige Feindschaft rettete vielleicht die franz.

Armee vor gänzlicher Auflösung. Nach dem Abfalle Dumouriez's übernahm er am 14. Apr. den Oberbefehl über das demoralisirte 30000 M. starke Heer und verschanzte sich bei Samars. Von den Commissairen des Convents gedrängt, griff er am 6. Mai die Östreicher an, die Valenciennes und Conde belagerten. Bei der Fortsetzung des für die Franzosen fortwährend unglücklichen Kampfes am andern Tage riß ihm gegen Abend eine Kanonenkugel den rechten Schenkel weg. Er starb an dieser Verwundung am nächsten Tage, den 8. Mai 1793. Obgleich ihm die Ehre des Pantheon decretirt wurde, so zweifelte doch der mißtrauische Convent an seiner Ergebenheit und hatte ihm das Schafot schon zugebracht. — Der älteste Sohn D.'s versah bei seinem Vater den Dienst als Adjutant und wurde 1802 bei der Expedition nach Domingo verwundet, wo er auch starb. — Ein anderer Sohn, *Charles Marquis Vicot de D.*, erwarb sich in der Armee des Kaiserreichs den Grad eines Obersten und blieb auch nach der Restauration in der Armee. — Der *Marquis de D.* aber, der 1819 zum Pair von Frankreich erhoben wurde und noch gegenwärtig in der Pairskammer sitzt, gehört der vorstehenden Familie nicht an.

Darmémont (*Charl. Marie, Graf Dengs de*), franz. General, geb. am 8. Febr. 1783 zu Chaumont im Departement der obern Marne, wohnte seit 1804 fast allen Feldzügen des Kaiserreichs bei. In den J. 1806 und 1809 war er bei dem Heere in Dalmatien, 1811 und 1812 in Spanien und Portugal und seit 1813 bei der Großen Armee. Als ein ausgezeichnete Offizier wurde er kurz vor der Abdankung Napoleon's zum Oberst befördert; sein Gönner, der Marschall Marmont, verschaffte ihm auch nach der Restauration eine neue Stellung im Heere. Im J. 1821 ward er *Maréchal de Camp* und nach Beendigung des span. Kriegs, den er 1823 mitmachte, *Inspecteur* der Infanterie und 1827 *Großoffizier* der Ehrenlegion. Im J. 1830 commandirte er eine Infanteriebrigade im Expeditionscorps gegen Algier und eroberte Bona. Die Ereignisse der Julirevolution nöthigten ihn jedoch, diese Stadt wieder aufzugeben und nach Algier zurückzukehren, wo er sich für die neue Dynastie erklärte und am 31. Dec. 1830 zum *Generallieutenant* erhoben wurde. Im J. 1832 nach Frankreich zurückgerufen, erhielt er das *Commando* der achten *Militärdivision* in Marseille. Seine Mäßigung und Entschiedenheit, die er in dieser Stellung bei Unterdrückung der karlistischen Bewegungen und 1833 bei den Unruhen wegen der Cholera bewies, erwarben ihm die *Pairswürde*. Im Febr. 1837 wurde er an *Clauzel's* Stelle zum *Generalgouverneur* in Algier ernannt. Dort knüpfte er sofort nach seiner Ankunft mit *Achmet Bei* von Konstantine Unterhandlungen zu dessen friedlicher Unterwerfung an, hielt die eingeborne Bevölkerung durch kluge Behandlung im Zaume und eröffnete endlich, da die Unterhandlungen mit *Achmet Bei* ohne genügendes Resultat blieben, wohlgerüstet einen zweiten Feldzug gegen Konstantine (s. d.). Bei Untersuchung der Bresche am 12. Oct. 1837 fiel er hier, tödtlich von einer Kanonenkugel getroffen, worauf am folgenden Tage die Stadt unter dem *General Valée* (s. d.) mit Sturm genommen wurde. Die Leiche wurde nach Frankreich gebracht und mit großer Feierlichkeit im Dome der Invaliden beigesetzt. Seine Familie erhielt eine jährliche Pension von 10000 Francs.

Darmwild, s. *Hirsch*.

Danaë, die Mutter des Perseus vom Jupiter, war die Tochter des *Akrifius* (s. d.) und der *Eurydice*.

Danaüs, der Sohn des Delus und der Anchioe, Zwillingbruder des Ägyptus, bekam für seinen Theil die Herrschaft von Libyen, floh aber in Folge einer Entzweiung mit seinem Bruder in Begleitung seiner 50 Töchter, der Danaiden, nach Argos, wo er nach Vertreibung des letzten Inachiden, Gelanor, König wurde. Die 50 Söhne des Ägyptus folgten ihm dahin, und verlangten unter Versicherung der Freundschaft seine Töchter zur Ehe. D. versprach ihnen dieses, gab jedoch jeder Tochter einen Dolch, um den Bräutigam in der Brautnacht zu ermorden und so Rache an seinem Bruder zu nehmen. Alle thaten dies, ausgenommen *Hypermetra*, welche ihren Verlobten, *Lynkeus*, rettete, weil er ihre jungfräuliche Ehre geschont hatte. Um seine Töchter wieder zu vermählen, stellte D. Wettkämpfe an, wobei sie den Siegern als Preis zufielen. Zur Strafe für ihre Verbrechen mußten die Danaiden in der Unterwelt beständig Wasser in ein durchlöcheretes Faß schöpfen. Wahrscheinlich hat dieser Mythos einer Sage bei Strabo, wornach sie Argos mit Wasser versahen

seinen Ursprung zu danken. Das Grabmal des D., der nach Einigen durch Lynkeus ermordet wurde, zeigte man in Argos. Nach ihm nannten sich die Argiver Danaer.

Dancarville (Pierre Franç. Hugues), fälschlich d'Hancarville geschrieben, ein gelehrter Abenteurer, war der Sohn eines Kaufmanns zu Marseille, geb. am 1. Jan. 1729. Voll Verstand und Kenntnisse, dabei aber unfsät, kam er in Berlin, wo er eine Zeit lang den Grafen spielte, wegen Schulden ins Gefängniß. Später gewann er das Vertrauen des Herzogs Ludwig von Württemberg und von ihm unterstützt, ging er nun nach Rom, wo er als Baron du Han lebte, und dann nach Neapel, wo er die Herausgabe des Hamilton'schen Werks über die etruskischen Vasen besorgte, deren Sammlung der König von England kaufte, und das jetzt seltene Werk „Antiquités étrusques, grecq. et rom.“ (4 Bde., Neap. 1766, Fol., mit color. Kpfen.) und die „Veneres et priapi uti observantur in gemmis antiquis“ (2 Bde., Leyd., eigentl. Neap., 1771, 4., mit Kpfen.) erscheinen ließ. Nachdem er sich in Neapel mit dem Marchese Tanucci entzweit hatte, wendete er sich nach Florenz, wo ihm der Großherzog Leopold die Aufsicht über die mediceische Sammlung übertrug, die er in einem Werke mit 300 Kupfern beschrieb. Ohne seinen Namen erschienen die „Monuments de la vie privée des douze Césars, d'après une suite de pierres gravées sous leurs règnes“ (Caprea 1780, 4., mit Kpfen.), „Mémoires du culte sacré des dames rom.“ (Caprea 1784, 4., mit Kpfen.) und „Recherches sur l'origine, l'esprit, les progrès des arts dans la Grèce“ (3 Bde., Lond. 1785, 4., mit Kpfen.). Später trieb ihn sein unruhiger Geist nach Padua, dann nach Venedig, wo er 1800 starb. Seine Werke sind der Kupfer wegen wichtig, aber seine Erklärungen lassen viel zu wünschen übrig.

Dancourt (Florent Carton), franz. Schauspieler und Schauspieldichter, geb. zu Fontainebleau am 1. Nov. 1661, hatte den Jesuiten Delarue, der den talentvollen Knaben für seinen Orden zu bilden hoffte, zum Lehrer. Nichtsdestoweniger bestimmte er sich für das Studium der Rechtswissenschaften, das er aber nachher aus Liebe zu einer Schauspielerin mit der Bühne vertauschte. Als Schauspieldichter versuchte er sich zunächst im höhern Lustspiele; allein besser gelang ihm das Niedrigkomische. Er war ungemein fruchtbar in Erfindung komischer Situationen und besaß eine große Geschicklichkeit, die Lächerlichkeiten seiner Zeit im gesellschaftlichen Verkehr zu schildern; doch fehlt es seinen Darstellungen an poetischer Haltung. Sein Dialog ist ungezwungen und lebhaft, aber geschwägig. Er hatte ein besonderes Talent, Bauern sprechen zu lassen; fast alle seine Stücke sind deshalb ländliche Gemälde, mit Ausnahme seines „Chevalier à la mode“ (1687), der neben dem „Galant jardinier“ und den „Vendanges de Suresne“ zu seinen besten Stücken gehört. Ludwig XIV. hatte solches Wohlgefallen an ihm, daß ihm D. seine Stücke meist, ehe sie aufgeführt wurden, vorlesen mußte. Nachdem er 1718 das Theater verlassen, zog er sich auf sein Landgut zurück, wo er sich der Andacht widmete, die Psalmen übersetzte und eine biblische Tragödie schrieb. Er starb am 6. Dec. 1725. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1760 (12 Bde., 12.). Eine Auswahl seiner besten Stücke geben die „Oeuvres choisies de D.“ (5 Bde., Par. 1810) und die „Chefs d'oeuvres de D.“ (3 Bde., Par. 1822). — Seine Frau, Thérèse Lenoir de la Thorillière, gest. am 10. Nov. 1725, war sowol ihrer Schönheit wie ihres Talents als Schauspielerin wegen bekannt.

Dandolo, eine berühmte venetian. Familie, welche der Republik Venedig vier Dogen gegeben hat. Der berühmteste darunter war Enrico D., geb. um 1110 oder 1115. Durch Bildung, Beredsamkeit und Geschäftskennntniß ausgezeichnet, stieg er von Stufe zu Stufe, war 1173 Gesandter in Konstantinopel und wurde 1192 zum Doge erwählt. Als solcher stellte er die Herrschaft der Republik in Istrien und Dalmatien wieder her, schlug die Pisaner und trat 1201 an die Spitze der Kreuzfahrer. Er eroberte Triest und Zara, die albanische Küste, die Ionischen Inseln und Konstantinopel am 17. Juli 1203. Als der von ihm auf den griech. Thron erhobene Kaiser Alexius von seinen Unterthanen ermordet worden, belagerte er Konstantinopel und nahm es mit Sturm am 13. Apr. 1204. Hierauf errichtete er das lat. Kaiserthum daselbst und ließ den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser wählen. Durch den Theilungsvertrag, den er mit den übrigen Heerführern des Kreuzzugs schloß, erhielt Venedig einige Inseln des Ionischen Meers und des Archipels, mehre Häfen und Landstriche am Hellespont, in Phrygien, Morea und Epirus, ein ganzes Quartier von Konstan-

tinopel und durch Kauf die Insel Randia. Bald nachher starb D. am 1. Juni 1205 zu Konstantinopel und wurde in der Sophienkirche begraben. Sein Grabmal zerstörten die Türken bei der Eroberung Konstantinopels im J. 1453. — Giovanni D. war von 1280—89 Doge, Francesco D. von 1328—39 und Andrea D. von 1342—54. — Dieser Familie gehört nicht an Vincent D., geb. zu Venedig 1769, gest. 1819, der Proveditore generale von Dalmatien war und sich durch die „Storia di bachi da seta“ (3 Bde., Mail. 1818—19) einen berühmten Namen gemacht hat. Seine Memoiren gab Compagnoni (Mail. 1820) heraus.

Dandy ist ein engl. Wort, dessen Begriff durch das deutsche Wort Stutzer nicht vollständig bezeichnet wird. Der echte Dandy gehört eigentlich nur der vornehmen Welt an; derselbe befeißigt sich aus Eitelkeit und Sucht nach Originalität des Ungewöhnlichen und Auffallenden in Kleidung und Betragen und unterscheidet sich von dem Fashionable insofern, als er erfunderisch auftritt, während Letzterer nur die Mode befolgt. Frankreich, das Land der Moden und geselligen Manieren, ist auch die eigentliche Heimat dieser leeren Originalität. Im 17. Jahrh. waren es hier die sogenannten Beaux, im 18. die Petits-maitres und gegenwärtig sind es die Élégants, Incroyables, Modernes u. s. w., die der Engländer mit Dandy bezeichnen würde. Ist schon der Dandy der vornehmen Welt eine lächerliche Figur, so wird dieß der bürgerliche Dandy um so mehr sein, der gewöhnlich die Abgeschmacktheiten des Erstern nur nachzuahmen sucht.

Danebrogorden oder Dannebrogorden, im Range der zweite der dän. Orden, soll im J. 1219 vom Könige Waldemar gestiftet worden sein. Das Wort Brog bedeutet im Altdänischen so viel wie Tuch, Gewand, Danebrog also so viel als Tuch, d. h. Panier der Dänen, und es ist demnach dieser Orden nichts Anderes als eine Verherrlichung der alten dän. Reichsfahne, die lange, gleich der franz. Driflamme, an der Spitze der dän. Heere getragen wurde, bis sie im J. 1500 an die Dithmarschen verloren ging. Im 15. Jahrh. gerieth der Orden in Verfall, erlosch dann und ward erst bei der Salbung Christian's V. am 12. Oct. 1671 wieder erneuert und 1693 mit neuen Statuten begabt, die bis 1808 in Kraft blieben, wo Friedrich VI. am 28. Juni dem Orden eine durchaus veränderte Verfassung gab. Nach derselben besteht er jetzt aus vier Classen, zu deren Besiz jeder dän. Unterthan gelangen kann, den Großcommandeuren, welche das Ordenscapitel bilden, den Großkreuzen, den Commandeuren und den Rittern. Außerdem wird das Kreuz vierter Classe als Ehrenzeichen in Silber auch an Solche vergeben, die sich nicht zur Aufnahme in den eigentlichen Orden eignen; die Besizer dieses Ehrenzeichens heißen Danebrogsmänner und bilden gewissermaßen eine fünfte Classe des Ordens. Die beiden ersten Classen tragen zugleich mit dem Orden einen Ordensstern und sind bei festlichen Gelegenheiten in eine eigene alterthümliche Ordens-tracht gekleidet.

Dänemark, das kleinste der drei nordischen oder skandinavischen Reiche, fast überall durch natürliche Grenzen abgeschlossen, umfaßt bereits seit den ältesten historischen Erinnerungen, abgesehen von dem zum Deutschen Bunde gehörigen Herzogthümern Holstein (s. d.) und Lauenburg (s. d.), welches letztere es von Preußen 1816 gegen Schwedisch-Pommern eintauschte, die gegenwärtigen Bestandtheile, nämlich das eigentliche Königreich D., d. h. die Inseln Seeland (s. d.), Fünen (s. d.), Langeland (s. d.), Laaland (s. d.), Falster (s. d.), Bornholm (s. d.) und Möen (s. d.); die Halbinsel Jütland (s. d.) und deren südliche Hälfte, das Herzogthum Schleswig (s. d.); ferner die Färöer (s. d.) und Island (s. d.). An außereurop. Colonien besizt es Niederlassungen in Grönland (s. d.), in Westindien die Antillen St.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean, in Afrika ein Stück auf der Küste von Guinea und in Asien Tranquebar, einige Factoreien auf Malabar und drei der Nikobarischen Inseln. Die Hauptinsel Seeland wird durch den Sund (s. d.) von Schweden, die Insel Fünen durch den Großen Belt von Seeland und durch den Kleinen Belt (s. d.) von Jütland getrennt. Der Flächeninhalt des gesammten dän. Staats beträgt ungefähr 2700 □M., wovon freilich über drei Fünftel, Island und den Färöern zugehörend, für die innere Kraft des Staats keinen Zufluß gewähren. Das eigentliche Königreich umfaßt 847 □M.; die Herzogthümer Holstein und Lauenburg 172 □M.; Island wird nach ziemlich unsicherer Berechnung zu 1406 □M., die 25 felsigen Färöer nach noch unsicherer zu 40

□M. und die Befestigungen in Grönland zu 200 □M. angegeben; die westind. Befestigungen betragen $8\frac{1}{2}$, die afrikanischen 11 und die asiatischen 10 □M. Das eigentliche D. nebst den deutschen Herzogthümern ist bis auf einen mäßigen Rücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, ziemlich eben; die Küsten sind flach, doch bedarf nur die Westküste zum Schutze gegen das Eindringen des Meers künstlicher Deiche; der Boden besteht theils aus fruchtbaren Marschen theils aus Giest, d. i. Boden von mittlerer Fruchtbarkeit. Nur strichweise finden sich Moräste und Waldungen. Durch unvorsichtiges Ausrotten der letztern, welche früher den nördlichen und nordwestlichen Küsten Jütlands Schutz gewährten, sind große, vorher urbare Strecken zu öden Sandwüsten geworden, sodas man in neuerer Zeit zu Anpflanzungen seine Zuflucht genommen hat, wodurch es auch gelungen ist, einen Theil jener Flugsandstrecken wieder in urbaren Stand zu versetzen. Außer dem Grenzstrom, der Elbe, mit welcher sich bei Lauenburg die Delvenau verbindet, die durch den Steckenigkanal mit der in die Trave fließenden Steckenig in Verbindung steht, sind die Küstenflüsse Eider und Gudensær, unter den vielen Binnenseen der Raseburgersee im Lauenburgischen und der Plöner- und Westensee im Holsteinischen, unter den Meerbusen das Kattegat (s. d.) zwischen der Jütland- und Schwed. Küste, das durch die drei Meerengen, den Sund und die beiden Belte mit dem Baltischen Meere oder der Ostsee zusammenhängt, und der Lymsfiord in Nordjütland die bedeutendsten. Das Klima ist gemäßig, aber sehr feucht.

Die Bevölkerung steht nur auf den dän. Inseln und dem benachbarten Festlande und in den westind. und asiat. Colonien in angemessenem Verhältnisse mit dem Umfange; sie gehört durchschnittlich zu der mittlern und erreicht nur in Holstein die Stufe der starken. Die erste Volkszählung in D. und Jütland fand im J. 1769 statt; damals zählte es 786000, im J. 1787 840000 und im J. 1801 924974 E. Island und die Färöer hatten im letztgenannten Jahre 52000 und Schleswig und Holstein im J. 1803 604000 E. Darauf erfolgte keine weitere Zählung bis zum 18. Febr. 1834, wo D. und Jütland 1,223807, d. i. auf eine □M. durchschnittlich 1790 E., besaßen, und zwar die dän. Inseln 697855 und Jütland 525952, sodas der jährliche Zuwachs durchschnittlich fast genau ein Procent betrug. Grönland zählte 1834 7552, die Färöer 6928, die Westindischen Inseln 43178, Island im J. 1835 56035 E. D. und Jütland hatten bei der letzten Zählung im J. 1840 1,283027, Schleswig 348526, Holstein 455093 und Lauenburg 45342 E. Gegenwärtig dürfte sich die Gesamtbevölkerung des dän. Staats auf 2,244600 E. belaufen. Centralpunkte der Bevölkerung in großen Städten finden sich verhältnismäßig nur sehr wenige. Kopenhagen (s. d.), mit fast 121000 E., ist die einzige Stadt, welche über 30000 E. zählt, zugleich die größte Handels- und Fabrikstadt; ihr zunächst steht Altona (s. d.), mit jetzt 28100 E., die zweite Handelsstadt. Zwischen 20000 und 10000 E. finden sich drei Städte, Flensburg (s. d.), Schleswig (s. d.) und Kiel (s. d.). Außerdem gibt es 105 Städte, 45 Marktflecken und 5232 Dörfer. Die Stammverschiedenheit der Bevölkerung des dän. Staats läßt sich, die Colonien ausgenommen, auf den deutschen Volksstamm zurückführen, da der Däne demselben angehört und Island und die Färöer seit der Mitte des 9. Jahrh. von D. und Norwegen aus bevölkert wurden und der slawische Volksstamm sich nicht weiter als bis in das Herzogthum Lauenburg ausgebreitet hat, hier aber durch Vermischung mit den Deutschen ganz erloschen ist. Nur die Juden sind eingewandert, die auf dem dän. Festlande und den Inseln fast ausschließlich in den größern Städten wohnen.

Die physische Cultur des dän. Staats ist bei seiner gegenwärtigen Beschaffenheit vorzugsweise auf den Ackerbau und die Viehzucht hingewiesen, demnächst auf die Fischerei, während einige Zweige derselben, wie der Bergbau nach dem Verluste Norwegens, hier gänzlich fehlen. Jene liefern auch in Ermangelung jedes höhern Aufschwungs der technischen Cultur die Hauptgegenstände des Handelsverkehrs in der Ausfuhr und vermitteln den Austausch für den starken Bedarf an rohen Producten und Manufacturwaaren. Bei der durchschnittlich jährlichen Ausfuhr von ungefähr 12 Mill. Rthlr. kommt fast die Hälfte des Werthbetrags auf die Korn-, ein Fünftel auf die Butter-, ein Achtel auf die Käseausfuhr und ein Fünftel auf die jährliche Ausfuhr an Rindvieh, Pferden, Fellen und Häuten und eingesalznen Fischen. Der Gesamtbestand der dän. Handelsflotte betrug im

J. 1835 3876 größere und kleinere Handelschiffe mit 57853 Tonnenlasten Tragbarkeit, wovon die dän. Inseln 668 größere Schiffe über 10 Last und 914 kleinere, Schleswig 393 größere und 791 kleinere, Holstein 214 größere und 896 kleinere besaßen. Der bedeutendste Handelshafen ist Kopenhagen, welches über ein Drittel des gesammten dän. Handels allein umfaßt und namentlich mit Altona vorzugsweise den ausländischen Verkehr vermittelt. In Kopenhagen laufen jährlich 800—1175 Schiffe aus und ein, um ihre Ladung abzuliefern und einzunehmen, und außerdem kommen noch 250—350 auf der Røde an, ohne zu lootsen. Im J. 1833, einem der stärksten Handelsjahre für Kopenhagen, liefen hier 1436 Schiffe ein und 1175 aus; dagegen 1834 nur 1310 ein und 1037 aus. Altona sieht jährlich 570—800 Seeschiffe in seinem Handel beschäftigt und sendet alljährlich über 30 Heringsjäger aus, bisweilen auch einige Schiffe auf den Walfisch- und Robbenfang. Kiel hat jährlich zwischen 750—1080 ein- und auslaufende Schiffe. Nächstdem zeigen sich am regsamsten Flensburg und Aalborg, fast in gleicher Anzahl der im Handel beschäftigten Schiffe, aber doch vorzüglich auf den Binnenhandel und kleinere Schiffe beschränkt, wie dies zum größten Theil auch bei Kiel der Fall ist.

In Hinsicht der intellectuellen Cultur darf D. mit vollem Rechte auf den Ruhm Anspruch machen, mit am frühesten von Seiten der Regierung zur vielseitigern Förderung derselben unterstützt worden zu sein, obschon die Unterrichtsansalten nicht überall mit gleicher Theilnahme von dem Volke benutzt worden sind. An der Spitze derselben erscheinen die beiden Universitäten zu Kopenhagen und Kiel. Nächst denselben wirken 30 Gelehrten-schulen für den höhern Unterricht, davon 19 auf den dän. Inseln und in Jütland (Kopenhagen, Moeslunde, Helsingör, Hilleröd, Slagelse, Herlufsholm, Wordingborg, Nønne auf Bornholm, Odense auf Fünen, Nykiöping auf Laaland, Nakstov auf Falster, Aalborg, Viborg, Aarhus, Randers, Horsens, Ripen und Golding), 10 in den Herzogthümern Schleswig und Holstein (Altona, Flensburg, Glückstadt, Hadersleben, Kiel, Melbör, Plön, Rendsburg und Schleswig) und eine zu Bassestad auf Island. Zur Ausbildung der Elementarschullehrer wirken fünf Seminare, und der Volkunterricht ist bereits so weit gediehen, daß fast ohne Ausnahme auf den dän. Inseln und dem Festlande in jedem Kirchspiele zwei Schulen angetroffen werden. Die herrschende Landeskirche, die protestantische, umfaßt dergestalt die Hauptmasse des dän. Volks, daß nicht über 13000 Andersgläubige im ganzen Staate gefunden werden. Sie sieht, mit Ausschluß der Colonien, unter der Leitung von neun Bischöfen (Seeland, Laaland, Fünen, Ripen, Aarhus, Viborg, Åsen, Aalborg und Skalholt auf Island), 62 Präpsten und 1677 Predigern in 1907 Kirchspielen, die Filiale mit inbegriffen. Außerdem leben in den dän. Staaten 1250 Reformirte, davon die Hälfte in den Herzogthümern; dasselbe Verhältniß findet bei den 2000 Katholiken statt. Die 900 Mennoniten befinden sich ausschließlich in den Herzogthümern, wo auch die Mehrzahl der 1500 Herrnhuter lebt. Von den 6900 Juden leben 2350 in den Herzogthümern. In politischer Hinsicht ist das eigentliche D. in sieben Stifter getheilt: Seeland, welches die Inseln Seeland, Amal, Bornholm, Samsoe und Möen begreift; Fünen mit den Inseln Fünen, Langeland und Laasunge; Laaland mit den Inseln Laaland und Falster, und die vier nordjütländischen Stifter Aalborg, Viborg, Aarhus und Ribe. Südjütland oder das Herzogthum Schleswig sowie Holstein werden durch Statthalter und Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; die Färöer stehen unter einem Amtmann und Island unter einem Stiftsamtmann. Die Verfassung ist nach dem Staatsgrundgesetz vom 15. Mai 1834 monarchisch mit Provinzialständen, für die dän. Inseln, für Jütland, für Schleswig und für Holstein. Der König führt seit dem 1. Jan. 1820 den Titel König von D., der Wenden und Gothen, Herzog von Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen, zu Oldenburg und Lauenburg; der präsumtive Thronfolger heißt Kronprinz. Die Krone ist in D. in der männlichen wie in der weiblichen Linie erblich; in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg folgt aber nach dem Erlöschen des Mannstammes der königlichen Linie der Mannstamm der ältern Nebenlinie, folglich das Haus Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Ritterorden hat D. zwei, den Elefantorden, gestiftet zu Anfange des 15. Jahrh., erneuert im J. 1458, und den Dannebrogorden (s. d.). Die oberste Landesbehörde ist der 1660 errichtete Geh. Staatsrath, in welchem der König den

Vorſiß führt. Die Staatseinkünfte waren im Budget für 1842 zu 15,2870 00, die Ausgaben zu 14,953000 Rbthlr. veranschlagt. Das königliche Haus bezog nach dem Budget von 1840 an ordentlichen Ausgaben 1,553600 und an außerordentlichen 1,386200 Rbthlr., zusammen 2,939800 Rbthlr. Die Staatſchuld beſtand am 1. Jan. 1841 in 116,572000 Rbthlr., nämlich 63,288000 Rbthlr. inländiſche Schuld und 53,284000 ausländiſche Schuld. Die bewaffnete Macht beſteht im Friedensſtat aus 24150 M., die Reſerve beträgt ungefähr 27500 M. Die Marine beſtand im Jan. 1836 aus ſechs Linienſchiffen mit 84—66 Kanonen, acht Fregatten mit 46—40 Kanonen, fünf Corvetten mit 26—20 Kanonen, fünf Briggs mit 18—12 Kanonen, drei Schooner mit acht bis ſechs Kanonen, drei Kutter und einer Ruder-Flotille von 56 Kanonenbooten, zwei Kanonen-Jollen und vier Mörſer-Schaluppen. Vgl. Thaarup, „Udførlig veſledning til det danſke monarkies ſtatistik“ (6 Bde., Kopenh. 1812—19), Deſſelben „Statistik udført over den danſke ſtaat“ (Kopenh. 1825), Peterſen, „Das Königreich D. nebst allen dazu gehörenden Ländern“ (3. Aufl., Schleſw. 1829), Nathanson, „Beiträge zur Handeſgeschichte D.s“ (Kopenh. 1833) und Abrahamſon und Gliemann, „Amtersatlas von D.“ (Kopenh. 1824—32).

Die älteſten Bewohner D.s waren deutſchen Stammes, muthvolle, kühne Menſchen, die ſich auf und von dem Meere nährten und die hohe Kraft ihres Geſchlechts bis auf ſpäte Zeiten bewahrten. Die Cimbern, auf der jütländ. Halbinſel, wurden den Römern zuerſt durch den großen Heerzug fürchtbar, den ſie mit den Teutonen in die Provinzen Galliens unternahmen. Später drängten ſich unter Anführung des ſagenhaften Ddin (ſ. d.) die Gothen in die ſkandinaviſchen Länder und gaben ſowol D. als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skiold ſoll der Erſte geweſen ſein, der über D. herrſchte, und nach ihm wurden die Dänenkönige Skiold-Unger, d. i. Nachkommen des Skiold, genannt; doch iſt ſeine und ſeiner Nachkommen Geſchichte mit vielen Fabeln vermiſcht. Nur ſo viel weiß man, daß D. damals in mehre kleine Staaten zerſtückelt war und daß deren Bewohner ihren vorzüglichſten Erwerb in der Seeräuberſei ſuchten und allgemein gefürchtet waren. Als Roms Macht ſank, ward der Name der Normannen (ſ. d.), worunter man Dänen und Norweger begriff, bekannter. Mit dem 9. Jahrh. endet die dän. Sagengeſchichte, für welche Snorro's und Særo's Werke Quellen ſind. Normannen landeten 832 in England und ſtifteten daſelbſt zwei Reiche; Normannen ließen ſich unter Rollo 911 auf der franz. Küſte in der Normandie nieder, bevölkerten die Färöer, die Orkaden, die Schetlands, Island und einen Theil Irlands und zogen nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin ſie kamen, ging ihnen der Ruhm ihrer Waffen voraus, aber auch die Furcht vor ihrer Wildheit und ihren Räuberſei. In ihrer Nationalverfaſſung änderte ſich durch dieſe Streifzüge wenig; ſie blieb ein Föderativſyſtem mehreſer Clane oder Stämme, deren jeder ſein eigenes Haupt hatte. Erſt als die deutſchen Könige aus dem Stamme der Karolinger ſich in die einheimiſchen Angelegenheiten der Normannen zu miſchen ſuchten, zogen ſich die Stämme enger zuſammen, und es ſchieden ſich Norweger und Dänen in zwei abgeſonderte Staaten. Dan Mykillati, d. i. der Prachtige, vereinigte Seeland und die übrigen dän. Inſeln mit Schonen (Skaane) und gab dem Reiche zuerſt den Namen Dänemark. Gorm der Alte unterwarf 863 Jütland und vereinigte bis 920 alle kleine dän. Staaten unter ſeinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegeriſcher Fürſt, bezwang im J. 1000 einen Theil Norwegens und 1014 auch England; ſein berühmter Sohn Knud (ſ. d.) vollendete 1016 nicht nur die Eroberung Englands, ſondern unterwarf ſich auch einen Theil Schottlands und 1030 ganz Norwegen. Unter ihm erreichte die Macht D.s ihren höchſten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der chriſtlichen Religion und zur Einführung des Chriſtenthums in D., nachdem die Bekehrungsverſuche Anſgar's (ſ. d.) im 9. Jahrh. keinen dauernden Erfolg gehabt hatten. Unter Knud's Nachfolgern ſeit 1036 verfiel das mächtige Reich, durch innere Unruhen entkräftet, ſehr bald in tiefe Dhmacht; ſchon 1042 ging England und 1047 auch Norwegen verloren. Auch Knud's Dynaſtie erloſch im letztgedachten Jahre, und mit Sven Magnus Eſtrifon beſtieg nun eine neue Dynaſtie den Thron. Doch das in Folge der vorhergegangenen Kriege gegründete Lehnweſen entkräftete das Reich mehr und mehr auch unter dieſer Dynaſtie, die, außer dem Großen Waldemar, der von 1157—82 regierte, und deſſen beiden Söh-

nen und Nachfolgern, Knud VI., gest. 1202, und Waldemar II., gest. 1241, der bis 1223 die ganze Südküste des Baltischen Meers von Holstein bis Esthland beherrschte, dem Thronen keinen würdigen Regenten gab. In einer besondern Capitulation mußten die Könige beim Regierungsantritte seit 1320 die Rechte der Aristokratie ausdrücklich anerkennen. Mit Waldemar III. erlosch 1376 die männliche Nachkommenschaft der Estridsiden. Seine staatskluge Tochter Margarethe faßte nach ihres Sohns Olav's IV. Tode im J. 1387 das Ruder des dän. Staats, schwang sich auf die Thronen von Schweden und Norwegen und brachte 1397 die Kalmarische Union zu Stande, durch welche sie die ewige Vereinigung der drei nordischen Reiche bezweckte.

Nach dem Absterben der Regenten aus Skjöld's Stamme wählten die Stände den mütterlicherseits aus dem alten dän. Königsgelechte abstammenden Grafen von Oldenburg, Christian I., 1448 zum Könige, der der Ahnherr des seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königlichen Hauses ist. Er vereinigte Norwegen, das sich getrennt hatte, wieder mit der dän. Krone und wurde durch freie Wahl zum Regenten der Herzogthümer Schleswig und Holstein erwählt; dagegen verpfändete er die orkabischen und die shetländischen Inseln an Schottland. Durch seine Capitulation war er indeß so gefesselt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths als der König eines freien Volks zu sein schien. Eine noch härtere Capitulation mußte sein Sohn, Johann, 1481 in D. beschwören, während auch in Norwegen seine Macht mehr und mehr beschränkt wurde. Holstein und Schleswig theilte er mit seinem Bruder Friedrich. Johann's Sohn, König Christian II. (s. d.), suchte die Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen, verlor aber darüber Schweden, welches 1523 die Kalmarische Union vernichtete, und bald nachher auch seine beiden andern Kronen, die durch die Wahl der Stände seines Vaters Bruder, Friedrich I., erhielt, unter dem die Aristokratie die völlige Oberhand erlangte und die Leibeigenschaft geseßlich wurde. Die Reformation führte er 1527 ohne Zwang bloß durch bewilligte Glaubensfreiheit ein. Christian III., sein ältester Sohn und Nachfolger, theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welcher Letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarschen bezwang und wegen Lieflands in einen Krieg mit Schweden verwickelt wurde, den der stettiner Friede im J. 1570 endigte. Durch die Dotirung seines jüngern Bruders Johann, der die Linie Holstein-Sonderburg stiftete, legte er den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Sein ältester Sohn, Christian IV. (s. d.), der ihm 1588 folgte, ist unstreitig der ausgezeichnetste aller dän. Regenten, obschon er im Dreißigjährigen Krieg wenig Ruhm erntete und der Bruch mit Schweden von so schlechtem Erfolg war, daß D. im brömsbroer Frieden 1645 Jämtland, Herjedalen jenseit des Gebirgs, Gothland und Insel, Provinzen, welche es zum Theil noch seit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der dän. Regierungsform und die Gebundenheit der Krone waren die Hauptursachen dieses Unglücks der dän. Waffen. Dieses Unglück dauerte auch fort unter Christian's IV. Nachfolger Friedrich III., der, nachdem er 1657 einen neuen Krieg mit den Schweden begonnen, in dem roeffelder und kopenhagener Frieden von 1658 und 1660 Schonen, Blekingen, Bahus und das Eigenthum an Halland verlor. Die Folge davon war die Aufhebung der reichständischen Verfassung und die Begründung der Staatsverfassung durch das Königsgesetz von 1660.

Dieses Gesetz, das dem Könige und seinen Nachfolgern auf ewige Zeiten die souveraine Macht übertrug, auch das Schrankenlose derselben durch weiter nichts begrenzte als die nicht zu ändernde Confession, war nicht etwa durch einen Staatsstreich herbeigeführt, sondern ein Ergebniß der dringenden Zeitverhältnisse. Eine mächtige Aristokratie hatte nicht nur alle Hebel der Staatsgewalt in den Händen, sondern schrieb dem Könige bei seinem Regierungsantritte eine Capitulation vor, durch welche wohl die Rechte des Adels, aber keine der andern Staatsbürger gewahrt waren; Handel, Ackerbau, Gewerbe litten unter des Adels ausschließlichen Vorrechten; die ganze Rechtspflege war in seinen Händen; er allein bildete den Reichsrath und hatte die Rechte der übrigen Stände verschlungen, sowie er auch allein die Lehen der Krone, und zwar für eine geringe Abgabe, inne hatte. Die Noth der Umstände vereinigte die Bürgerschaft und die Geistlichkeit auf dem Reichstage zu Kopenhagen am 8.

Sept. 1660; das Interesse der Regierung war durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die Aristokratie mit dem übrigen verschmolzen; indem die klugen Führer der zwei Stände, der Bischof Svane und der Bürgermeister Ransen, dem Könige die Souveränität übertrugen, erwarteten sie, daß die politische Freiheit unter dem Schatten derselben sich entwickeln werde, sowie der Bürgerstand unter Andern namentlich gleiche Berechtigung zu den höchsten Staatsämtern, Nachweis über die Verwendung der Einkünfte des Landes, Aufhebung der Leibeigenschaft, Gemeindevahl bei Besetzung der geistlichen Ämter u. s. w. verlangte. Indem aber alle Forderungen gewährt wurden, erstark allmählig unter der souverainen Regierung ganz der Gemeingeist und bald vermischte man jegliches Zusammenwirken zwischen Volk und Regierung, welches die unerlässliche Bedingung der fortschreitenden Entwicklung des Staatslebens ist. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß unter dem Nachfolger Friedrich's III., Christian V., 1670—99, ein reges Leben in der Rechts- und Civilverwaltung durch die Einführung des dänischen (1683) und norwegischen Gesetzbuchs (1687), welches das Werk des berühmten Peter Griffinfeld war, sich kundthat; daß unter Friedrich IV., 1699—1730, die eigentliche Leibeigenschaft 1702 aufgehoben wurde, während die Form derselben, wodurch der Bauer an die Scholle gebunden war und die Aushebung zum Kriegsdienste darnach bestimmt wurde (Stavnbaand), fast noch drei Menschenalter hindurch sich erhielt; daß endlich die Könige die souveraine Macht meist in einem volksthümlichen Geiste übten und, wie der sehr populaire Friedrich V., 1746—66, der Nachfolger Christian's VI., 1730—46, eine Selbstbeschränkung eintreten ließen, die unter jenen Voraussetzungen noch ehrenvollere Anerkennung verdient; allein ebenso wenig läßt sich leugnen, daß das vollkräftige Staatsleben, welches den Gliedern wie dem Haupte gleiche Berechtigung widerfahren läßt, noch keine Anerkennung gefunden hatte.

So standen die Sachen, als unter König Christian VII. (s. d.), nach dem Sturze des Ministeriums Struensee (s. d.) im J. 1772, welches, obgleich es 1770 die Censur aufhob, sich nicht zu halten vermochte, und der Auflösung des Guldberg'schen im J. 1784, das sich durch liebevolle Förderung der Nationalsprache und Wissenschaft auszeichnete, der Kronprinz, der am 14. Apr. 1784 für majorenn und zum Mitregenten seines gemüthskranken Vaters, Christian's VII., dem er 1808 als König Friedrich VI. (s. d.) in der Regierung folgte, selbst Sitz im Staatsrath nahm. Von diesem Zeitpunkte an datirt sich die politische Regeneration des dän. Staats, die in dem ersten Stadium (1784—97) namentlich an dem durch Verwaltungsblick und Verwaltungskraft sowie durch liberale Grundsätze gleich ausgezeichneten Minister Andr. Peter Graf von Bernstorff (s. d.) die mächtigste Stütze fand. An der Entwicklung des neuern europ. Volkslebens Theil nehmend, machte D. bald Riesenschritte zu diesem Ziele, die mit um so größerm Rechte die Bewunderung Europas weckten, als sie von großer Besonnenheit und Klarheit, zugleich aber ohne alles mißtrauische Umherblicken, geleitet wurden. Die erste Frucht dieses erleuchteten, mit wahrer Liebe das Volk als ein Ganzes umfassenden Strebens war die Verordnung vom 20. Juli 1788, wodurch dem Bauernstand die persönliche Freiheit vollends zugesichert und jener schmachvolle Rest der Leibeigenschaft aufgehoben ward. Der Kriegsdienst wurde hinfort eine unmittelbar persönliche Last, die auf der ganzen Landbevölkerung ruhte; die Frohne in eine bestimmte Arbeitslast verwandelt, und zugleich die Ablösung theils auf gegenseitige Übereinkunft der Betheiligten theils auf Erkenntniß einer Commission festgesetzt; doch konnten in Seeland und auf den Inseln überhaupt die wenigsten Bauern wegen Mangels an Vermögen sich dieses Rechts bedienen. Das ganze Ablösungsgeschäft ward später durch eine Verordnung vom 8. Jan. 1810 regulirt. In den Herzogthümern, besonders in dem östlichen Theile derselben, wo die Nachkommen der eingewanderten und unterjochten wendischen Volksstämme wohnten, herrschte noch die Leibeigenschaft; durch Bernstorff's edeln Eifer wurde die Aufhebung derselben beschlossen und mittels der Verordnung vom 19. Dec. 1804, die 20000 Familien Freiheit und Eigenthum schenkte, zur Ausführung gebracht. Der humane Geist, der diese Veränderungen bezeichnete, fand Anerkennung beim Volke; die Opposition der jütländischen Gutsbesitzer (1790) schlug der Kronprinz durch seinen festen Willen nieder; die Errichtung der sogenannten Freiheitsskule in der westlichen Vorstadt Kopenhagens (1792) sprach die Dankbarkeit des Volks gegen die liberalen Veranstaltungen der Regierung aus.

Auf einem andern Punkte arbeitete die Regierung auf eine größere Gleichstellung der Stände vor dem Gesetz hin. Durch ein Gesetz vom 3. Juni 1809 wurden die Patronatsgerechtfame des Adels und der privilegierten Gutsbesitzer in ein Vorschlagsrecht unter bedeutenden Modificationen verwandelt; ebenso wurden die Steuerexemptionen schon 1802 sehr beschränkt und nach und nach das ganze Besteuerungssystem zu einer größern Gleichheit gebracht. Auch die Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Juden wurde von der Staatsverwaltung nicht außer Acht gelassen. Schon 1788 wurde ihnen der Zutritt zu den Zünften gestattet; der wichtigste Schritt geschah durch das Gesetz vom 29. März 1814, wodurch sie gleiche Berechtigung mit allen übrigen Unterthanen zu jedem gesetzmäßigen Erwerb erhielten; zugleich wurden neue zweckmäßige Bestimmungen für den Unterricht und die Erziehung der jüdischen Kinder getroffen und die Juden allmählig in die staatsbürgerliche Bildung hinübergenommen, sodas ihnen später auch das Recht zur Theilnahme an der Municipalverwaltung in den Landstädten und an der Ständewahl zugestanden werden konnten; doch sind sie noch gegenwärtig vom Sitz in der Ständeverammlung ausgeschlossen. Eine Frucht derselben humanen Regierungsmaximen war die Abschaffung des Negerklavenhandels durch Verordnung vom 16. März 1792, die vom Anfange des J. 1803 an auf den dän.-westind. Inseln zur vollständigen Ausführung kam. Zugleich aber ward durch Mittheilung christlichen Unterrichts an die Neger, durch Förderung geseglicher Ehen unter ihnen und das Verbot, die Kinder von den Aeltern zu trennen, bevor die erstern wenigstens ein Alter von sechs Jahren erreicht hatten, auf die innere Verbesserung ihres traurigen Looses Bedacht genommen. D. war der erste Staat, der dieses ehrende Beispiel einer von der Menschenliebe durchdrungenen Politik gab; auch ließ die Regierung sich durch den theilweisen lauten Widerspruch, den diese Veranstaltung fand, nicht irre machen. Auch die Rechtspflege ging in diesem Zeitraume einer gedeichlichern Gestalt entgegen. Im J. 1795 wurden die Vergleichscommissionen eingeführt, um die unnöthigen und kostspieligen Prozesse über kleinere Rechtsfachen zu vermindern. Das von Chr. Colbjörnsen entworfene Gesetz über schnelle und gebührende Rechtspflege vom J. 1796 stellte die niedern Gerichte unter eine Controle, die vielfachen bisher stattgehabten Mißbräuchen für die Zukunft wehrte. Die Criminalgesetzgebung erhielt 1789 eine wichtige Verbesserung durch das neue Gesetz über den Diebstahl; spätere Bestimmungen faßten den Grund der Sache, das rationelle Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe, noch angemessener auf. Bei der Vereinigung des herzoglichen Antheils von Holstein mit D. wurde die dort gebräuchliche Tortur abgeschafft, und die Aufhebung des gefährlichsten Verhörs, des Brandmarkens und der Spießruthenstrafe in späterer Zeit gaben neue Beweise des aufgeklärten Geistes der Regierung. Das Heer, welches bis tief in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. hinein zum Theil aus deutschen Söldlingen bestand, wurde vielfach in einen bessern Stand gesetzt, die Werbung abgeschafft, die Dienstzeit der Verpflichteten herabgesetzt bis auf drei Jahre; die militairischen Unterrichtsanstalten wurden erweitert und ihrem Zwecke näher gebracht, bis in den letzten Jahren die Errichtung einer militairischen Hochschule ein stehendes Bildungsmittel für die Offiziere darbot. Das Grundlegende für alle wahre Volksbildung, die Schulen, war fortwährend ein Gegenstand der unausgesetzten Aufmerksamkeit der Regierung. Eine Commission hatte seit 1789 diesen wichtigen Gegenstand zu berathen. Man errichtete Schullehrerseminarien, die zuletzt auf fünf beschränkt worden sind (Kønstrop, Skaarup, Snessted, Lyngbye und Jellinge) und neue Schulen, wo das Bedürfniß sich herausstellte; Katecheten mit festem Gehalt wurden in den Mittelstädten angestellt, um dem Unterrichte an der Seite mehrerer Lehrer vorzustehen; auch suchte man die Lehrgegenstände in den Schulen zu erweitern; Anhalt bot hier das Gesetz über das Volksschulwesen vom 29. Juli 1814. Ein glänzendes Resultat versprach die mehre Jahre später besonders auf den Betrieb des Oberlieutenants Abrahamson empfohlene gegenseitige Unterrichtsmethode, eine modificirte Bell-Lancaster'sche, die aber später wieder aufgegeben wurde, indef blieben als Normalschulen für den gegenseitigen Unterricht eine in Kopenhagen und eine andere in Odernsforde stehen, deren Leistungen fortwährend Anerkennung gefunden haben. Die Errichtung von Sonntagsschulen, als deren Stifter der deutsche Prediger Mafmann anzusehen ist, fällt in einen frühern Zeitraum (1800); in ihrer fortgehenden Ausbreitung gewannen sie immer mehr Consistenz und nahmen außer technischen Kenntnissen,

Schreiben und Rechnen, zuletzt auch Geographie und Geschichte in den Kreis des Unterrichts mit auf. Die 1830 errichtete polytechnische Lehranstalt hat in den Jahren ihres Bestehens kräftig gewirkt zur Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und ihrer Anwendung aufs Leben; namentlich haben auch die mit derselben verbundenen Gewerbschulen und das Institut für Metallarbeiter vielfach dazu beigetragen, einen bessern Geschmack, größere Kunstfertigkeit und gründlichere Einsichten im Handwerksstande zu verbreiten. Die gelehrten Schulen gingen, seitdem unter dem Vortage des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg eine Commission zu diesem Zwecke niedergesetzt war (1790), einer erneuerten Organisation entgegen. Die Verordnung vom 7. Nov. 1809 erkannte die humanistische Grundlage vollkommen an, verbannte aber mehre Mißbräuche, die theils noch aus den Klosterschulen, theils von der Überschätzung und einseitigen Anwendung jenes Principis herrührten, und führte mehre neue Lehrfächer in die Gymnasien ein. Nachdem das philologische Seminar (1799) eine Bildungsanstalt für zukünftige Gymnasiallehrer aus Mangel an Theilnahme nach einigen Jahren eingegangen, wurde 1818 eine eigene Prüfung für Dieseligen angeordnet, welche zu solchen höhern Lehrstellen aspiriren. Die Abitürantenprüfungen, welche bei der Universität vorgenommen werden, sowie die Prüfungen pro munere, wurden 1805 geschärft und eine eigene Direction für das gelehrte Schulwesen errichtet. Die frühere Ritterakademie zu Sorøe trat, nachdem die Hauptgebäude 1815 abgebrannt waren, 1822 in erneuerte Wirksamkeit. Die 1785 errichtete chirurgische Akademie ward in nähere organische Verbindung mit der medicinischen Facultät gebracht. In der Reihe der wissenschaftlichen Anstalten verdienen außerdem besondere Erwähnung das Museum für nordische Alterthümer (begründet 1807), welches später unter des Kanzleiraths Thomson Verwaltung zum Centraldepot für dieselben sich erhob; die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, deren Leiter und Seele der Etatsrath Rafn ist und die Gesellschaft für Ausbreitung der Naturlehre. Viele wissenschaftliche Unternehmungen wurden unterstützt durch die liberale Verwendung des Fonds ad usus publicos; namentlich empfangen hieraus manche jüngere Gelehrte und Künstler Mittel, um durch Reisen sich eine freiere und höhere Bildung zu erwerben. Die Verhältnisse der Presse waren in diesem Zeitraume manchem Wechsel unterworfen. Die Grundsätze des Guldberg'schen Ministeriums, unter welchem eine durchaus willkürliche Censur in die Hände der höchsten Polizeibeamten gelegt war, mußten unter Bernstorff's Ministerium einer freieren Ansicht weichen. Durch das Rescript vom 3. Dec. 1790 wurde die Presse von den Banden befreit, unter welchen sie seit 1773 niedergehalten gewesen war, indem alle Pressfächer von nun an vor den allgemeinen Gerichten behandelt und nach den Gesetzen des Landes beurtheilt werden sollten. D. genos hierauf eine Zeit lang eines hohen Grades von Pressfreiheit; allein die politische und religiöse Gährung im letzten Decennium des 18. Jahrh., die sich auch in der Literatur stark ausprägte, machte die Regierung bedenklich und bewog sie zum Versuche, die drohende Krise durch schärfere Maßregeln gegen die Presse abzuwenden. Zuerst erfolgte eine Reihe von Pressprocessen gegen Schriften, deren Inhalt oder Ton die Regierung als verlegend oder verbrecherisch anerkannte; dann erschien zwei Jahre nach dem Tode Bernstorff's, die Verordnung vom 27. Sept. 1799, durch welche die Anonymität aufgehoben und die Censur für alle Verfasser, welche wegen Mißbrauchs der Presse verurtheilt waren, festgesetzt wurde. Die merkwürdigsten jener Processen waren die gegen P. A. Heiberg (s. d.) und Maltbrun (s. d.), die beide des Landes verwiesen wurden. Nachher wurde die gedachte Verordnung mehrmals geschärft, namentlich wurden auch alle politische Blätter der Censur unterworfen, und nicht selten griff diese auf eine ebenso irrationelle als störende Weise in das natürliche Recht der Schriftsteller ein, sodas einer der letztern gewis nicht mit Unrecht bemerkt hat: „Der Rest von Pressfreiheit, den jene beschränkenden Anordnungen uns übrig lassen, ist nur klein, und selbst dieser geringen Freiheit genießt man nur unangefochten, so lange man sich ihrer nicht bedient.“ Doch nahm die periodische Presse seit 1831 und namentlich seit 1834 wieder einen bedeutenden Aufschwung. Man kehrte zu dem frühern Grundsatz der Verantwortlichkeit der Schriftsteller vor den Landesgesetzen und gerichtlicher Behandlung aller Pressergehen zurück; auch zeigten die Gerichte, wie in dem Pressproceß des Professors David (s. d.) und später Hage's (s. d.), ihre Unabhängigkeit; gemildert wurden durch Bestimmungen der Regierung selbst, welche immer

mehr ihr volksthümliches Wesen und stetes Beharren auf den Rechtsgrund entfaltete, die frühern Maßregeln gegen Schriftsteller, welche, wegen Pressvergehen verurtheilt, der Censur unterworfen wurden. Die Journalistik, keck geleitet, führte bald eine neue und stärkere moralische Verantwortlichkeit der Beamteten ein; die Reibung selbst gab dem Gemeingeiste einen mächtigen Anstos; man lernte den unschätzbaren Werth der Pressfreiheit recht verstehen. Gerüchte von neuen Beschränkungen, welche dieser drohten, veranlaßten die Errichtung der Gesellschaft zur Förderung des rechten Gebrauchs der Presse, die als ihre erklärte Aufgabe hinstellte, durch moralischen Einfluß auf die Mitbürger dem Mißbrauch der Presse zu steuern. Tausendstimmigen Anklang fand dieser Verein, an dessen Spitze die Häupter der gemäßigten liberalen Partei, die Professoren Schouw und David, der Obergerichtsassessor Ugreen-Ufing und andere hervorragende Persönlichkeiten, sich stellten; bald erweiterte er sich durch Filialvereine so weit die dän. Zunge reicht; doch ist nicht zu verkennen, daß derselbe, wie viel Gutes er auch in anderer Rücksicht durch Förderung der Volksaufklärung mittels Herausgabe darauf hinielender Schriften stiftete, sein eigentliches Ziel nur unvollkommen erreichte und deshalb auch der Regierung die beabzweckte Garantie wider den Mißbrauch der Presse nicht zu geben vermochte. (S. auch Dänische Sprache, Literatur und Kunst.)

Beim Ausgange des 18. Jahrh. belief sich die dän. Staatsschuld auf 28 Mill. Rthlr. Courant und die Zeddelschuld auf $10\frac{1}{2}$ Mill.; in Folge des Kriegs von 1801 und der Rüstungen zu Lande und zu Wasser in den folgenden sechs Jahren, welche die Kriegsunruhen in den Nachbarlanden nothwendig machten, stieg jene zu 41, diese zu 26 Mill. Als in dem unglücklichen siebenjährigen Kriege, welcher darauf ausbrach, die Bedürfnisse des Staats in demselben Grade zunahmen, in welchem die Kräfte des Volks, neue Steuern zu tragen, abnahmen und folglich Staatsanleihen im Auslande nicht zu ermitteln waren, ergriff man den Ausweg, der auch früher öfter, seitdem die Bank aufhörte ein Privatinstitut zu sein (1773), benutzt worden war, nämlich Papiergeld zu creiren, ohne daß man im Besig eines demselben entsprechenden reellen Werthes war. Die Herzogthümer hatten 1788 ihr eigenes Münzwesen durch die Errichtung der Speciesbank in Altona erhalten und wurden dadurch von den Calamitäten befreit, welche in D. durch die Courantbank herbeigeführt wurden. Die Masse der dän. Courantzeddel stieg zuletzt auf 142 Mill., während die Staatsschuld am 1. Jan. 1814 bis auf 100 Mill. Rthlr. angewachsen war. Diese ward nachher durch mehre bedeutende Anleihen vermehrt und belief sich am 1. Jan. 1841 bis gegen $116\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr. Als eine Folge der außerordentlichen Zeddelmasse sank das Papiergeld tief unter den Werth, den es vertreten sollte. So griff man, um der stets wachsenden Verwirrung zu steuern, zu dem traurigen, aber unumgänglichen Mittel, den Werth des Geldes selbst herabzusetzen. Nach der Verordnung vom 5. Jan. 1813, die auf lange Zeit allen öffentlichen Credit vernichtete, ward ein neues Geld, das Reichsbankgeld, erschaffen, mit der Reduction von sechs Rthlr. Nominal- auf einen Rthlr. reellen Werth, und weil der letztere nicht vorhanden, ward die Reichsbank auf allen liegenden Gründen des Landes basirt, sodas von einem jeden Grundstücke, von den Zehnten u. s. w. 6 Procent an die Bank bezahlt, und diese Summe mit $6\frac{1}{2}$ Proc. verzinst werden mußte, bis die Banklast durch die Einzahlung des betreffenden Belaus erlöschen würde. Doch übernahmen die Finanzen fünf Sechstel der Zinsen für die Haftung an Grundstücken und Zehnten in D., weil der Landmann nicht mehr im Stande war, diese neue Last zu tragen. Um noch mehr das Geldwesen sicher zu stellen, ward die königliche Bank unter dem 4. Juli 1818 in eine Privatbank (die Nationalbank) verwandelt, welche eine von der Regierung unabhängige Verwaltung erhielt und bald durch kluge und gewissenhafte Geschäftsführung dahin gelangte, daß die früher so entwertheten Zeddel zu einem Paricours mit baarem Silber sich hoben. Auch ward in der neuesten Zeit die unter dem Namen der Zwölfmillionen-Frage bekannte Differenz mit der Finanzadministration, welche letztere in Folge einer verschiedenen Auslegung eines Paragraphen der Bankoctroi von 1818 den Betrag einer octroimäßig übernommenen Zahlung an die Bank ungefähr um 12 Mill. Rthlr. geringer berechnete als die Bankadministration, durch einen Vergleich glücklich erledigt. Nach der Übereinkunft entrichtet die Finanzadministration der Bank 9,300000 Rthlr., womit alle das Zeddelgeld betreffende Differenzen

beseitigt sind. Eine der unglücklichsten Folgen des Kriegs von 1808—15 war die völlige Hemmung des Handels und der Untergang vieler betriebssamen Handelshäuser durch das Aufbringen einer großen Anzahl von Kauffahrteischiffen. Am meisten litt der Handel Kopenhagens; von dem früher so blühenden ostindischen Handel ist kaum ein Schatten zurück und auch der Frachthandel aufs Mittelmeer und der Handel auf Amerika und Westindien ist bedeutend verringert. Dahingegen ist der Handel der Mittelstädte im Zunehmen, gleich dem Ausführhandel mit Landesproducten. Der jährlichen officiellen Kundmachung zufolge hat sich die Ausfuhr des Getreides, als Hauptproduct der dän. Staaten, nach der Fremde in den letzten zehn Jahren verdoppelt, sodaß mehr als 2 Mill. Tonnen Getreides jährlich ausgeführt worden sind. Bedeutend ist auch der Handel mit Döfeln aus Jütland, Schleswig und Holstein nach Hamburg; die Ausfuhr von Butter hat sich, wie die Kornausfuhr, auch meist zum Doppelten vermehrt. Der Pferdehandel, welcher vor einigen Jahren in Abnahme war, steigert sich jetzt wieder einigermaßen, sowie die Bemühungen der Regierung und der Einwohner sich wieder begehen, um der sehr in Verfall gerathenen Pferdezuucht ihre alte Vorzüglichkeit und den vormaligen Ruhm wiederzugeben. Privatvereine in verschiedenen Theilen des Reichs suchen diesen Zweck mittels Anstellung jährlicher Pferdeschau, jährlicher Wettrennen und vorzüglich durch Verbreitung der besten Pferderacen zu erreichen. Der patriotisch gesinnte Herzog von Augustenburg ist hierin mit einem glänzenden Beispiele vorgegangen, und seine Bemühungen sind vielfach mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Durch die Zollverordnung von 1797 ward der erste Schritt gethan, den bis dahin geltenden Grundsatz aufzugeben, den Handel und die Industrie des Landes durch hohe Zollabgaben oder Prohibitionen der Einfuhr fremder Waaren zu fördern; ein in der letzten Zeit erschienenenes Zollgesetz ist in demselben Geiste weiter fortgeschritten. Unter mehreren die Förderung des in- und ausländischen Verkehrs beabzweckenden Veranstaltungen sind noch zu erwähnen die 1830 angelegte Kunststraße zwischen Kiel und Hamburg, die 1829 vollendete Hasenanlage bei Helsingör, der neue Hafen der kleinen Seestadt Frederikshavn auf der gefährvollen Nordostküste Jütlands, seit 1830, die Unterhaltung eines Leuchtfeuerschiffs, seit 1827, zur Warnung vor dem Trindel, der gefährlichsten Untiefe des Kattegats, und in neuester Zeit die Anlegung einer Eisenbahn von Altona nach Kiel.

Die dän. Regierung war im Anfang der Periode seit 1784 bis ins 19. Jahrh. hinein offenbar dem Volke vorangeilt und suchte es zu sich hinanzuziehen; allein ein echtes Volksleben kann weder in einer Schule erlernt noch von einem Vormund hervorgeleckt werden, es kann nur durch sich selbst, durch unmittelbare Theilnahme des Volks an den öffentlichen Anlagen ausgebildet werden. Eine stärkere Schwingung des erwachenden Volksbewußtseins zeigte sich jedoch bei den Reactionen gegen die Folgen der franz. Revolution und die durch dieselbe hervorgebrachte Erschütterung; in der neunjährigen Periode von Bernstorff's Tode bis zur Errichtung des Continentsystems (1806) sehen wir neben einer fühlbaren wachsenden Unsicherheit in der äußern und innern Politik der Regierung die ersten Funken des allgemeineren vaterländischen Interesses erwachen. Die Schlacht auf der Rbede Kopenhagens am 2. Apr. 1801 war ebenso unglücklich als ehrenvoll; ein Sieg war jedoch unleugbar gewonnen, der Sieg über eigene Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Sache des Vaterlandes. Der darauf folgende Zustand, wo man genöthigt war, auf die europ. Anliegen ein wachsamcs Auge zu haben und sich auf bevorstehende Angriffe bereit zu halten, spannte die Kraft der Nation, und die Regierung, welche den erwachten Enthusiasmus theilte, verstand es, die Gefühle des Volks mit seinen eigenen zu verschmelzen und sie zu energischer Wirksamkeit für die Ehre und das Heil des Volks zu leiten. Die Zeit von 1806—15 ist zu kennbar in der Geschichte D.s als die Periode des Staatsunglücks bezeichnet. Die Regierung verlor den festen vorausschauenden Blick, welcher sich für den Staatsmann eignet, und die Entschlossenheit zum Handeln, welche gefährvolle Zeiten fodern; das Interesse des Volks dagegen erweiterte sich zu einem größern Kreise, und unabhängiger von dem ersten Impuls zog es immer mehr öffentliche Verhältnisse unter seine Beurtheilung. Große Veränderungen gingen in diesen neun schicksalsvollen Jahren im Charakter des Volks vor. Während die allgemeine Theilnahme früher fast allein an den äußern Erregungen sich abmaß, unsicher und wechselnd wie diese, so öffnete sich im Laufe dieser Periode unter einer

größern, mannichfaltigern Abwechslung erschütternder Begebenheiten der Blick des Volks weiter, und eine scharfe, obgleich noch negative Kritik der äußern und innern Verhältnisse ergriff Platz. Die frühere Billigung des Systems der Regierung hatte einen Stof erhalten; die vermeintliche Untüchtigkeit und Todesangst der Befehlshaber im entscheidenden Augenblicke (1807) ward in Schmähliedern bloßgestellt. Von der andern Seite konnte der verzweifelte Zustand der Finanzen den Gebildeteren nicht verborgen bleiben, sondern ward ein Gegenstand ihrer angestrengtesten Aufmerksamkeit; auch dem Volke ward das Geheimniß jezt ein offenes, da es die alte Silbermünze schwinden sah und mit Begriffen sich bekannt machen mußte, von welchen es bis dahin keine Ahnung hatte. Die Gefahr des Vaterlandes weckte einen kraftvollern, ehrliebendern Geist; der Seekrieg wurde fast zu einer Art Guerillakrieg; die Küstenbewohner lernten unter den häufigen kleinern Angriffen, daß die großen feindlichen Rangschiffe nicht Alles ausrichten konnten. Derselbe Geist verbreitete sich in den gebildeteren Kreisen und sprach sich auf verschiedene Weise nach der Individualität Derer aus, die ihn leiteten. Da fasten einige ältere besonnenere Männer den Entschluß, den Feind zu bekämpfen durch Verzichtleistung auf die Luxuswaaren, die größtentheils seinen Reichtum und seine Kraft ausmachten, während die begeisterte Jugend sich zu dem Gefühle erhob, daß jeder wenigstens ein Leben dreinzusetzen habe, und mit der edelsten Wärme dem König und Vaterland ihren Arm, ihr Leben und Blut anbot.

Die neuere dänische Poesie, echt nationale Poesie, welche von Ohlenschläger's Muse ausging, weckte Frische, Kraft und Ernst und ward eine mächtige Stütze des erwachten Volkslebens. Auch verkannte der König nicht den Standpunkt, wozu das Volk sich erhoben hatte, sondern strebte, wie stets, das Nationalgefühl zu unterstützen, wo er darin eine wirklich volksthümliche Regung erkannte. Zeugen davon waren die Erweiterung des Danebrogordens, der nun einem jeden Manne von Verdienst offen stand, die Errichtung der Frederiks-Universität in Norwegen (1811), wodurch ein heißer Wunsch dieses Volks erfüllt ward, und der Befehl, daß ein jährlicher Finanzetat durch den Druck veröffentlicht werden sollte. Allein das Danebrogkreuz schien bald bloß ein Ehrenzeichen für einen gewissen Rang, eine gewisse Stellung oder gewisse Amtsjahre zu werden; Norwegen ging 1815 verloren, und das Finanzgesetz gerieth in Vergessenheit oder wurde anders ausgelegt. Der vorherrschende Geist nach dem Frieden und in den darauf folgenden 15 Jahren (1816—30) war beim Volke ein gewisses glimmendes, mitunter niedergeschlagenes, selten lautes Gefühl. In Deutschland war der Gemeingeist unter dem Freiheitskriege mit einem so edeln, enthusiastischen, heiligen Gepräge hervorgetreten, daß die Fürsten demselben ihre Hochachtung nicht versagen mochten. Er hatte sich im Kampfe bewährt und das Vaterland errettet; nun forderte er auch laut das Recht, an der Sorge für das errettete Vaterland Theil nehmen zu dürfen, und es ward ihm zugestanden. Der wiener Congress gab allen deutschen Staaten das Versprechen einer ständischen Verfassung, folglich auch Holstein. Der König bestätigte die Privilegien der Ritterschaft in Holstein, wie seine Vorgänger es gethan, wiederholte das Versprechen einer ständischen Verfassung und löste die Verbindung beider Herzogthümer mit der Bank auf. Allein da man hiermit nicht zufrieden war, da Schleswig dieselben Wünsche wie Holstein nährte, da erneuerte Petitionen die Sache ihrer Entscheidung nicht näher brachten, so wandte sich die holsteinische Ritterschaft an den Deutschen Bundestag, während die Presse für die Rechte des Volks sprach. Inzwischen fing der unruhige Geist im Volke nach und nach an, sich zu verlieren, und es trat ein Zustand äußerer Ruhe ein, während der Geist Kraft und Reife sammelte, um eine neue Bahn mit vollerm Bewußtsein anzufangen. Auch die Regierung brauchte Ruhe, um den Mitteln nachzudenken, wodurch dem vom Kriege so schwer mitgenommenen Reiche wieder aufgeholfen werden konnte. Wiederholte Steuererlasse trugen nicht wenig zur materiellen Verbesserung des Zustands des ackerbauenden Theils der Nation bei; die Interessen der Städte wurden durch eine Reihe von Handelstractaten mit fremden Staaten gefördert, und den Mangel einer freien Staatsverfassung suchte die Regierung durch eine durchgängig liberale Staatsverwaltung zu ersetzen.

Allein so besonnen und mäßig auch die öffentliche Meinung geworden war, so erhielt sich doch beim Volke die Überzeugung, daß tiefer eingreifende Reformen der Staatsverwaltung nothwendig, daß die Regierungscolliegen zu sehr mit den laufenden mechanischen

Geschäften verwickelt seien, als daß sie für eigentliche Fortschritte ein offenes Auge haben könnten, daß die Provinzialadministration zu hemmenden Eingriffen in die freie Entwicklung des Volkslebens gemisbraucht werden könne, daß das trotz der bedeutenden Verminderung des Staats vermehrte Beamtenpersonal einen großen Theil der Einkünfte des Staats verzehre, und daß namentlich die Diplomatie nach einem Maßstabe angelegt sei, der weder den wahren Bedürfnissen des Staats noch der ökonomischen Lage desselben entspreche. Besonders beunruhigte das Geheimniß, welches auf der Finanzverwaltung schwebte. So kam das Jahr 1830 heran; zum zweiten Male ging der gewaltige Anstoss von Frankreich aus. An Jens Uve Kornsen fanden die liberalen Ideen einen lauten Anwalt, und der Anklang, welchen seine Rede im ganzen Reich fand, war ein Beweis, daß er im Wesentlichen Dasjenige getroffen, was tief im Volke sich regte. Der König kam wiederum den Wünschen des Volks entgegen und erklärte in der Verordnung vom 28. Mai 1831 seinen Entschluß, in D. und den Herzogthümern beratende Provinzialstände einzuführen, „um sich und seine Nachkommen desto vollkommener in den Stand zu setzen, eine zuverlässige Kenntniß von Allem zu erhalten, was das Beste seines lieben und treuen Volks fördern konnte, sowie um die Bande zwischen dem Königshause und dem Volke desto fester zu knüpfen und zur Belebung des Gemeingeistes beizutragen.“ Nachdem im Sommer 1832 das Gutachten der „aufgeklärten und erfahrenen Männer“, einer Versammlung von Notabeln, die der König eigens zu diesem Zweck ernannte, vernommen worden war, erschien am 15. Mai 1834 das Gesetz, welches durch mehre Verordnungen die ganze Verfassung näher bestimmte und ins Leben einführte. Hiernach wül der König die Entwürfe aller solchen allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern und öffentlichen Lasten zum Gegenstande haben, bevor sie gesetzgebende Kraft erhalten, den Provinzialständen zur Berathung vorlegen lassen, auch Communalangelegenheiten unter königlicher Genehmigung ihren Beschlüssen unterlegen und Anträge, Bitten und Beschwerden über Landesangelegenheiten von ihnen vernehmen. Die Stände, welche regelmäßig jedes zweite Jahr zusammenkommen sollen, versammeln sich für die Inseln in Roskilde, für Jütland in Viborg. Die roeskilde Versammlung besteht aus 70, die viborger aus 55 Mitgliedern; von jenen ernent der König 10, von diesen 7; die übrigen werden von den Grundbesitzern der verschiedenen Wahl-districte direct gewählt. Mit Begierde ergriff das Volk überall diese königliche Gabe. Eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden hatte gleich beim ersten Versprechen der neuern Institution sich in der Hauptstadt versammelt, um durch ein jährliches Fest dies Ereigniß zu begehen; staatskundige Gelehrte behandelten die bezüglichlichen wichtigsten Fragen in eigenen Schriften; die Journalisten erhielten einen bis dahin im Lande ungekannten Einfluß auf die politische Bildung des Volks; die Presse ward eine Macht, die sich nicht übersehen ließ. Der Tod König Friedrich's VI. am 3. Dec. 1839 brachte wenig Veränderung. Sein Nachfolger, Christian VIII. (f. d.), hielt mit Energie, aller liberalen Anstrengungen ungeachtet, das conservative Princip aufrecht. Die Übersicht über die Verhandlungen der Ständeversammlungen ergibt, wclch wichtige Fragen seit Ertheilung der Constitution theils ange-regt, theils durch Gesetze erledigt wurden. Dahin gehören namentlich die neue Städteordnung, das Communalgesetz für Kopenhagen, das neue Zollgesetz, das Gesetz gegen die Nach-machung von Kunstwerken, eine nähere Bestimmung der Grenzen der Pressfreiheit, wodurch wenigstens alle Pressanliegen, die in Streit kommen, an die Gerichtshöfe verwiesen werden; ein vollkommen bestimmtes Ablösungsgesetz, wodurch die Ablösung der Frohnen durch gütliche Übereinkunft zwischen Berechtigten und Verpflichteten zu Stande kommen kann; mehre Verfügungen betreffend das Strafverfahren, die directe Empfehlung der höhern Bürgersehulen, vor Allem aber die seit 1811 eingeführte jährliche, nicht mehr bloß summarische, sondern ausführliche, Vorlage des gesammten Finanzetats des Staats. Die von Mehren beantragte, aber von Andern angefochtene, Vereinigung der Doppelprovinzial-stände hat bei der Regierung bis dahin keinen Anklang gefunden.

In den Herzogthümern ward die ständische Institution zum Theil nicht mit der Theilnahme empfangen wie in D.; ja es bildete sich sogar eine Partei, die nicht nur Holstein sondern auch Schleswig als einen eigenen Staat unter dem Namen Schleswig-Holstein oder Nordalbingien von D. getrennt und in ein Verhältniß zum letztern wie das Königreich

Hannover zu England gebracht wissen wollte, und es hat die dadurch hervorgerufene Meinung einen immer ernsteren Charakter von beiden Seiten angenommen. (S. Holstein und Schleswig.) Vgl. Holberg, „Dän. Reichshistorie“ (deutsch von Reichard; Altona 1784); Mallet, „Histoire de D.“ (4 Bde., Genf 1763); P. E. Müller, „Critisk Underfølgelse af D.s og Norges Sagnhistorie“ (Kopenh. 1831, 4.); Suhm, „Historie of D.“ (11 Bde., Kopenh. 1782—1812, 4.) und Dahlmann, „Geschichte von D.“ (2 Bde., Hamb. 1840—41).

Danemora, ein durch seine zahlreichen Eisenminen sehr merkwürdiges schwed. Dorf, wo sich die größten Eisenwerke des Landes befinden, liegt sechs Meilen von Upsala. Einen höchst eigenthümlichen und überraschenden Anblick gewährt die Grube. Sie ist eine sogenannte offene Pinge, ein Abgrund von mehr als 500 F. mit senkrechten, schwarzen Wänden, in dessen Tiefe erst die Gruben und Schachte münden. Man gewinnt das Erz meist durch Sprengen, und täglich um Mittag, wenn die Arbeiter den Bau verlassen, werden alle Schüsse zugleich losgebrannt, deren Donner dann einem Erdbeben gleicht. Die jährliche Ausbeute an Eisen beläuft sich auf 280000 Ctr., die zum Theil in dem eine Viertelstunde davon entfernten Österby geschmolzen werden.

Dangeau (Philippe de Courcillon, Marquis de), der Günstling Ludwig's XIV., ein treues Spiegelbild seiner Zeit, war am 21. Sept. 1638 geboren. Nachdem er früh zur katholischen Kirche übergetreten, diente er als Hauptmann in der Armee Turenne's in Flandern und ging dann nach dem pyrenäischen Frieden, von Thatenlust getrieben, nach Spanien. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er, des Spanischen kundig, ein Liebling der Königin-Mutter und der Königin und genoss bald bei Hofe das höchste Ansehen. Unter diesen Verhältnissen begünstigte er Boileau, der ihm eine seiner Satiren über den Adel zuwendete. Der König, der D. gleichfalls liebgewonnen hatte, stellte ihn als Colonel an die Spitze seines Leibregiments und bediente sich, nachdem D. diese Stelle wieder niedergelegt hatte, seiner bei diplomatischen Unterhandlungen. D. schloß sich besonders an den jungen König an, den er als Adjutant bei allen Feldzügen begleitete. Er war Großmeister des St. Lazarus-Ordens, Statthalter der Touraine und Mitglied der franz. Akademie, und starb am 9. Sept. 1720. Aus seinen hinterlassenen Memoiren, die gegen 500 Bände füllen, wird eine Herausgabe des Wichtigsten vorbereitet, indem der von Voltaire besorgte Auszug, „Journal de la cour de Louis“ (Pond. 1770) ohne sonderlichen Takt angefertigt ist. — Sein Bruder, der Abbé Louis de Courcillon de D., geb. im Jan. 1643, machte sich namentlich durch seine grammatikalischen Schriften bekannt. Er war von Bossuet belehrt worden und bekleidete, nachdem er sich auf weiten Reisen gebildet, den franz. Gesandtschaftsposten in Polen. Er starb am 1. Jan. 1723 als Vorleser des Königs und Mitglied der franz. Academie.

Daniel, der Prophet, um 600 v. Chr., ein Zeitgenosse des Ezechiel, von vornehmem hebr. Geschlechte, wurde unter dem jüd. König Josachin in seiner Jugend gefangen nach Babel geführt und dort an dem Hofe nebst Anania, Mischael und Asaria für den Dienst des Königs Nebukadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er diesen Dienst an und setzte sich durch seine Geschicklichkeit, Träume auszulegen, sehr bald beim Könige so in Gunst, daß er Statthalter der Provinz Babel und Vorsteher des Magiercollegiums wurde. Als Babylon durch die Meder erobert worden, stieg er bis zum Staatsminister empor, wurde zwar in Folge von Hofintriguen in die Löwengrube gestürzt, aber wunderbar errettet und hat wenigstens bis in das vierte Regierungsjahr des Cyrus gelebt. Vielleicht trug sein Einfluß am pers. Hofe dazu bei, daß Cyrus den gefangenen Hebräern die Rückkehr ins Vaterland erlaubte. Schon Ezechiel erwähnt in seinen Reden den D. als ein Muster der Weisheit und Frömmigkeit, und die spätere Sage beschäftigte sich daher viel mit den Lebensumständen dieses berühmten Mannes. Das Buch des Alten Testaments, welches nach ihm benannt ist, enthält theils historische Berichte über ihn, theils Gesichte und Weissagungen, einige im chaldäischen Dialekte. Letztere verrathen sich durch ihr genaues historisches Detail als Schilderungen nach dem Erfolge, erstere durch ihre Abenteuerlichkeit als spätere Sagen. Dies und manches Andere läßt nicht daran denken, daß das Buch von D. selbst oder nur in seiner Zeit geschrieben sei; vielmehr scheint es erst aus dem Zeitalter der Makkabäer, obgleich von einem und demselben Verfasser, herzurühren, der die Hoffnungen, welche ihn unter der Verfolgung des Antiochus Epiphanes belebten, dem D. als Weissagungen in den Mund legte und zugleich dessen Ge-

schichte zum Troste seiner Volksgenossen erzählte. Vgl. Berthold, „D., überfetzt und erläutert“ (2 Bde., Erl. 1806—8).

Daniel (Gabriel), franz. Geschichtschreiber, geb. zu Rouen am 8. Febr. 1649, machte unter den Jesuiten seine Studien, war dann Professor der Theologie zu Caen und zuletzt königlicher Bibliothekar zu Paris, wo er am 23. Juni 1728 starb. In seiner ziemlich werthlosen „Histoire de France“, am vollständigsten von Griffet (17 Bde., Par. 1755, 4.) und von Lombard (24 Bde., Amst. 1755, 12.; deutsch 16 Bde., Nürnberg. 1756—65, 4.) herausgegeben, suchte er den Hof, die Großen und die Geistlichkeit mit der Kunst und den Pflichten des Geschichtschreibers auszuföhnen, indem er mit der Miene der Unparteilichkeit die Geschichte so erzählte, wie es dem Interesse des Hofes und der Geistlichkeit gemäß war. Man vermisst bei ihm Quellenstudium und historische Treue, und die höhere Kunst historischer Darstellung ist ihm fremd. Bekannt ist noch seine „Histoire de la milice française“ (2 Bde., Par. 1721, 4., und 1773), weniger sein „Recueil de divers ouvrages philosophiques, théologiques, historiques, etc.“ (Par. 1724, 4.), worunter sich sein „Voyage du monde de Descartes“, eine scharfsinnige satirische Schrift gegen die Meinungen dieses Philosophen, die er 1690 besonders herausgegeben hatte, befindet. Gegen Pascal's „Lettres provinciales“ vertheidigte er die Jesuiten in seinen „Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur lettres provinciales“ (Köln, eigentlich Rouen, 1694, 12.).

Daniel (Samuel), engl. Geschichtschreiber und Dichter, geb. 1561 zu Taunton in der Grafschaft Somerset, nach der gewöhnlichen Meinung Hofdichter unter Elisabeth und später Kammerherr der Gemahlin Jakob's I., gewann als historischer Dichter durch seine „History of the civil wars between the houses of York and Lancaster“ (1599, Fol.), welche die Bürgerkriege der Häuser York und Lancaster schildert, einen Ruf in seinem Vaterlande. Der poetische Werth des Gedichts desselben besteht in einer schönen rhetorischen Diction und anziehenden Ausschmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetischen Sprache hat D. rühmlich mitgewirkt; seine Stanzas, mit vielem Fleiße den ital. Ottaven nachgebildet, haben mehr Würde und Wohlklang als die meisten Verse dieser Art in der engl. Literatur aus jener Zeit. Er hinterließ poetische Episteln, Sonette und einige Schauspiele. Unter der Regierung der Königin Elisabeth schrieb er einen Abriß der Geschichte Englands bis auf Eduard III., ein Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatische Blicke, und in der engl. Literatur wol das erste historische Werk, das eine einfache Erzählung der Thatfachen mit vielleicht zu großer Gedrängtheit und Würde des Stils verbindet. In der letzten Zeit seines Lebens zog er sich auf das Land zurück und starb 1619. Seine „Poetical works“ erschienen zu London 1718 (2 Bde., 12.) und seine „Collection of the history of England“ zu London 1621 (5. Aufl., 1685).

Daniele (San-), ein mit Villanova verbundener, großer und schöner Marktsteden in der venet. Delegation Udine oder Friaul, mit einem Schlosse, das den Grafen Concina gehört, und 3600 E., welche lebhaften Getreidehandel treiben, ist historisch merkwürdig durch die Niederlage, welche hier am 11. Mai 1809 die Östreicher unter Erzherzog Johann durch die Franzosen erlitten.

Danischmend, d. h. Gelehrter, ist der Titel der türk. Geistlichen niedern Ranges, die in einer Dschami (Moschee) den Dienst verrichten.

Dänische Sprache, Literatur und Kunst. Die dän. Sprache war ursprünglich eine Mundart der später nur auf Island in ihrer Reinheit bewahrten und daselbst noch gegenwärtig gesprochenen und geschriebenen skandinav. Ursprache, welche, früher in den drei skandinav. Ländern allgemein, damals dönsk Tonga, d. i. die dänische Zunge, genannt wurde. Die jetzige dän. Sprache hat sich durch Verschwisterung mit der german. und besonders der angelsächs. Mundart selbständig ausgebildet und ist gegenwärtig die cultivirte Schrift- und Mundsprache der gesammten Bewohner der beiden Reiche Dänemark und Norwegen, während sich die schwed. Sprache etwas abweichend entwickelte, jedoch so, daß Norweger, Dänen und Schweden ohne bedeutende Schwierigkeit sich gegenseitig verstehen und verständigen können. Die ältesten eigentlich dän. Sprachdenkmäler gehen nicht höher als bis in das 12. Jahrh. und bestehen in Gesetzen der alten Könige; denn die isländ. Sagas und das angelsächs. Epos von den Thaten Beowulf's gehören der allgemeinen skandinavischen Li-

teratur (s. d.) an. Demnächst folgen das angeblich aus dem 13. Jahrh. stammende „Arzneibuch“ von Henrik Harpestreng (herausgeg. von Molbech, 1826) und die im 17. Jahrh. gesammelten und von Abrahamson dem Ältern, Nyerup und Rahbek mit kritisch-historischem Apparat herausgegebenen „Abvalgte danske Viser fra Middeldalderen u. s. w.“ (5 Bde., 1812—14), welche W. L. Grimm unter dem Titel „Aldän. Heldenlieder, Balladen und Märchen“ (Heidelb. 1811) verdeutschte hat; ferner die „Reimchronik“ aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. (herausgeg. von Molbech, 1825). Die ersten Historiker sind Evend Aagesen um 1188, dessen Werk unter dem Titel „Suenonis, Aggonis filii, quae exstant opera“ (Soroe 1642) herausgegeben wurde, und Sara Grammaticus (s. d.), die Beide auf Veranlassung des Erzbischofs von Lund, Arel (s. d.), die Geschichte Dänemarks schrieben. Erst im 16., mehr noch im 17. Jahrh. bildete sich die dän. Sprache zur Büchersprache und zeichnete sich durch melodische Sanftheit und Wohlklang ebenso wie durch kräftige und entsprechende Bezeichnung des Abstracten aus. Doch scheint auch gegenwärtig die poetische Sprache die Prosa noch etwas hinter sich zu lassen. Die erste dän. Sprachlehre wurde von Erich Pontoppidan (Kopenh. 1668) abgefaßt; ihr folgten die von Peder Syv (1685) und von Hoysgard (1743 und 1747), und später die von Jak. Baden, Lange, Lode, Tobiesen (2. Aufl., 1813), Rissen (Kopenh. 1808) und S. N. J. Bloch (1818), dessen Sprachlehre unter den dänischen allein mit Auszeichnung genannt werden kann, gleichwie P. Hjert's „Deutsche Grammatik für dänisch Redende“ (Glücksb. 1836). Auch gab es schon im 16. Jahrh. einige dän.-lat. Wörterbücher, denen später die brauchbarern von Aphelen, J. Baden, Reiser, G. H. Müller (1800; bearbeitet von Guldberg, 4 Bde., Kiel 1807) und von Molbech (2 Bde., Kopenh. 1833) sich angeschlossen. Ein regeres Leben in der Sprachforschung war erst seit Anfang dieses Jahrhunderts sichtbar, obschon die Zahl der Arbeiter verhältnißmäßig nicht sehr groß war; vorzugsweise sind hier die Namen Grundtvig, Rafn, Nyerup und P. E. Müller zu nennen. Eine neue selbständige Bearbeitung der dän. Metrik gab C. A. Thortsen (2 Bde., 1833—34). Bereits 1478 wurde auch schon die Universität zu Kopenhagen gestiftet. Die ersten Schriftdenkmale im 16. Jahrh. waren Peder Kolles Sprüchwörter (Kopenh. 1508, 4.), die Übersetzung des Alten Testaments (herausgegeben von Molbech, 1829) und die der Lutherischen nachgebildete Übersetzung des Neuen Testaments von Mikkel vom J. 1524. Eine größere dichterische Thätigkeit regte sich im 17. Jahrh., namentlich durch Anders Christensen Arreboe, geb. 1587, gest. 1637, Anders Bording, geb. 1619, gest. 1677, den hochbegabten lyrischen Dichter Thom. Kingo, geb. 1634, gest. 1723, den patriotischen Wihl. Helt, gest. 1724, und den heitern Satiriker Løger Reenberg, geb. 1656, gest. 1742. Auch zählte Dänemark bereits in dieser Periode ausgezeichnete Männer in allen Fächern der Wissenschaften, in der Theologie Hemmingius, gest. 1600, H. Resen und J. Brochman, und in der Jurisprudenz Theophilus und Seaverinus; als Mediciner und Physiologen C. L. Morfing, gest. 1560, D. Worm, Simon Pauli, Thom. Bartholin (s. d.) und Olaf Borrich (s. d.), in den philosophischen Wissenschaften A. Krag, gest. 1600 und Petrus Severinus, als Astronomem Tycho de Brahe (s. d.) und Longomontan (s. d.), als Mathematiker D. Römer, als Philologen Er. Winding und Joh. Rhode, als Historiker und Literatoren A. Huitfeldt, gest. 1609, P. Resen, Arnae Magnäus u. A. Unter den Frauen zeichnete sich besonders aus Brigitta Thott, gest. 1662, welche unter Andern die Schriften Seneca's und Epiktet's ins Dänische übersezte.

Eine neue Periode der dän. Literatur begann mit dem genialen Ludw. von Holberg (s. d.), geb. 1685, gest. 1754, der sowohl als Historiker und populair-philosophischer Schriftsteller, wie insbesondere als Dichter sich bleibenden Ruhm erwarb. Seit Holberg wurde die wissenschaftliche dän. Literatur mehr und mehr und zum Theil mit entschiedenem Erfolge angebaut. Von politischen Blättern und besonders von einem Charakter derselben war allerdings in Dänemark bis auf die Grenzen der neuesten Zeit kaum die Rede. Erst in Folge des seit Errichtung der Provinzialstände im J. 1834 sich entwickelten politischen Lebens entstand das „Fædrelandet“ mit bestimmt ausgedrücktem Charakter. Weit ausgebreiteter waren schon früher die allgemeinen Unterhaltungsblätter, die oft auch ins politische Gebiet hinüberstießen, und unter welchen das „Skilderie af Kjöbenhavn“ lange Zeit den ersten Platz behauptete, worauf dann „Kjöbenhavnspost“ sich das meiste An-

sehen verschaffte; doch nur wenige erfüllen ein mehr als ephemeres Bedürfnis. Bildend suchte zuerst die 1831 gegründete „Danste Ugeskrift“ in die Zeit einzugreifen. Seitdem sungen an auch in Dänemark die Zeitungen und Wochenblätter gleich den Zeitschriften sich bedeutend zu mehren. Als Zeitschriften behaupteten die 1785 entstandene „Minerva“ und „Danste Tilskuer“, beide von Rahbek herausgegeben, die ersten Stellen, bis sie zu Anfange dieses Jahrhunderts fast alles Ansehen verloren. Die übrige Zeitschriftenliteratur hatte zumeist den Charakter einer oberflächlichen Unterhaltung. Dagegen wußten die „Skrifter der Gesellschaft der Wissenschaften“ sich fortwährend den Ruhm gründlicher Gediegenheit zu sichern. Das 1798 gegründete „Skandinavisk Museum“ nahm später Alles in seinen Umkreis auf, was auf nordische Alterthümer, Sitten und Lebensverhältnisse Bezug hatte, und die Sammlung unter dem Titel „Skandinavisk Literatur-Selskabs Skrifter“ zeigt den gegenwärtigen Höhepunkt der nordischen Literatur. Dasselbe Gepräge mit vorwiegend historisch-literarischer Tendenz hat die von Molbeck begründete „Nordisk Tidsskrift for Historie, Literatur og Kunst“ (4 Bde.); in noch engerm Kreise bewegte sich die „Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed“ (3 Bde., 1832—34), die in den „Annaler for nordisk Oldkyndighed“ (4 Bde., 1837—42) eine Fortsetzung fand. Rühmliche Erwähnung verdienen auch das „Danste Magazin“, die „Historisk Tidsskrift“ und das „Genealogisk-biographisk Archiv“. Am reichlichsten war von jeher die Theologie mit Zeitschriften bedacht; dahin gehören die von Fallesen bis 1808 herausgegebene „Theologisk Maanedsskrift“, die von J. Möller mit sichtbarem Fleiß gepflegte „Theologisk Bibliothek“ (44 Bde., 1810—34), die neuerdings von den Professoren Scharling und Engelstoft fortgesetzt wurde, und die von Grundtvig und Rudelbach herausgegebene „Theologisk Maanedsskrift“ (13 Bde., 1825—28). Auch die Kirchenzeitungen fanden auf dän. Boden Eingang; es erschienen eine „Christelig Kirketidende“ (4 Jahrgänge) und die „Nordisk Kirketidende“, von Lindberg redigirt. Für philosophische Rechtslehre, Criminalistik und das positive dän. Recht ist die früher von A. S. Drsted herausgegebene und von Rosenvinge, Bang und Holm fortgesetzte „Juridisk Tidsskrift“ eine ergiebige Quelle. Die Arzneiwissenschaft entbehrt, abgesehen von der „Bibliothek for Læger, udgivet af det Classenske Literatur-selskab“ (31 Bde., 1821—39), eines Organs. Die Naturwissenschaften haben ein solches in H. Krøyer's „Naturhistorisk Tidsskrift“, zum Theil auch in „Blandinger fra Soroe“, herausgegeben von Hauch und Bredsdorff. Zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse aus der Mechanik, Statik, Chemie u. s. w. war das von Ursin herausgegebene „Magazin for Kunstnere og Haandværkere“ sehr geeignet. Die Monatschrift „Athene“ suchte seit 1813 in der ästhetischen Kritik einen neuen Weg zu bahnen. Mehr der eigenthümlichen Richtung des Verfassers diente die von J. L. Heiberg herausgegebene „Kjöbenhavns flyvende Post“. Die allgemeine literarische Übersicht förderte die 1720 begründete und seitdem vielfach umgestaltete „Danst Literaturtidende“. Eine höhere Aufgabe stellte sich die „Maanedsskrift for Literatur“ (seit 1829), die an der „Tidsskrift for Literatur“ bis 1841 eine Fortsetzung fand. Schließlich sind noch zu erwähnen die „Universitæts Annaler“ (seit 1807), „Akademiske Tidender“ (seit 1833) und „Kjöbenhavns Universitæts Aarbog“ (1837—40).

Auch die Dänen waren im 18. Jahrh. bemüht, das Gut der Väter in Liedern, Sagen und Chroniken zu retten und für die Nachwelt zu bewahren. Langenbek's, Schöning's, Suhm's (s. d.) und Thorckelin's (s. d.) historische Quellsammlungen am Ende des 18. Jahrh. verschafften der nordischen Geschichtsforschung eine köstliche Unterlage. Gleichzeitig fing man an, kritische Ausgaben der isländ. Sagas (s. d.) zu besorgen. Nicht minder machten sich um die Erforschung nordischen Alterthums rühmlichst verdient Thorlacius (s. d.) und Werlauff (s. d.) durch Herausgabe des Snorro Sturleson (s. d.), Pet. Grasm. Müller (s. d.), ferner Finn Magnusen (s. d.), Raf (s. d.), Rafn (s. d.), die im Verein mit Werlauff 1825 die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde stifteten, die es sich zum Zwecke setzte, alle Sagas in kritischen Handausgaben, mit einer lat. Uebersetzung, erscheinen zu lassen, und auch andere historische Denkmäler in den Kreis zog. Vollendet sind von ihr die „Antiquitates americanae“, eine Urkundensammlung aus altnordischen historischen Quellschriften zur Geschichte des transatlantischen Welttheils vom 10.—14. Jahrh., und von „Grönlands historische Denkmäler“ erschienen zwei Bände. Der reiche Schatz der dän. Heldenlieder wurde nicht vergessen; obgleich die Ausgabe derselben von Nyerup, Rahbek

und Abrahamson (5 Bde. Kopenh. 1812—14) in kritischer Rücksicht viel zu wünschen übrig läßt. Die „Liederweisen aus dem Munde des Volks“, meist von Landpredigern gesammelt, sind schätzbar, und die Fortsetzung dieser Sammlung, welche Lieder aus dem 16. und 17. Jahrh. enthält (2 Bde., Kopenh. 1816), nicht ohne Interesse. Von einem richtiger Gefühle geleitet, hat F. M. Thiele in seiner Sammlung „Dänische Volksagen“ (4 Bde., Kopenh. 1816—20; 2. Aufl., 2 Bde., 1843) diese ohne alle moderne Zuthat in ihrer treuerherzigen Naivetät wiedergegeben. Rühmlich theilte diese Bestrebungen Chr. Moltbech (f. d.) durch die Herausgabe mehrerer alter dän. Sprachdenkmäler, die er theils literarhistorisch, theils durch Glossarien erläuterte.

In der Theologie war es die polemische und neben ihr die ascetische Literatur, die nicht nur die größte Ausbreitung gewannen, sondern auch die gediegenste Kraft beurlundeten. Im ersten Decennium standen Naturalismus und Atheismus dem Christenthume entgegen; im dritten wurden von H. N. Clausen in der Schrift „Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Protestantismus und Katholicismus“ (1825) die eigenthümlichen Grundsätze des Protestantismus angegriffen; neuerdings gaben die Fragen über Religionsfreiheit und Lösung des Parochialnerus sowie über Agendenveränderung den Stoff der hauptsächlichsten Verhandlungen. In ascetischer Hinsicht bezeichnen Grundtvig's (f. d.) Predigten die höchste Blüte der geistlichen Beredsamkeit in Dänemark. Die fromme Reflexion fand in den Vorträgen J. P. Mynter's (f. d.) einen angemessenen Ausdruck. Die Versuche, das System der Moral und Dogmatik darzustellen, von P. G. Müller, sind ohne wissenschaftliche Bedeutung; dagegen war seine „Apologetik“ (1810) ein schätzbarer Beitrag zur Wissenschaft, und seine „Darstellung der drei ältesten Symbole“ (1817) ein recht lehrreicher Überblick. Geistvolle und scharfsinnige Arbeiten sind Kierkegaard's Abhandlung „Von der Lüge“ (Gött. 1830) und P. G. Brammer's „Entwicklung des ethischen Begriffs der Freundschaft“ (1836). W. Nothe's „Versuch zur speculativen Darstellung der Dreieinigkeitslehre“ (1836) ist nach Daub'schen Grundsätzen gearbeitet. In neuester Zeit erregte H. Martensen durch seine Schriften „Über den Mystiker Eckart“ (1841) und „Über die christliche Taufe in Beziehung auf die baptistische Frage“ (1843) ungewöhnliches Aufsehen. Um die Kirchengeschichte und kirchliche Archäologie machte sich vor Allen Fr. Münter (f. d.) verdient; außerdem erschienen nur einzelne tüchtige und fleißige kirchengeschichtliche Abhandlungen von J. Möller, F. Fenger, F. Silfverberg, P. F. Hammerich, B. Münter, Engelstoft u. A. Für die kirchliche Biographie hat man reiche Sammlungen von J. Möller, einem fleißigen, wenn auch nicht immer scharfsinnigen Arbeiter. Patristische Monographien lieferten H. N. Clausen, J. C. Rørdam und E. Clausen. In der Exegese und der damit verbundenen biblischen Kritik und Apologetik haben die letzten Decennien des vorigen Jahrh. gute Arbeiten aufzuweisen. Aller Beachtung werth sind die exegetischen Schriften von J. P. Mynter und J. M. Herz (f. d.), und nicht ohne Verdienst die populären Einleitungen ins Alte und Neue Testament von N. Möller. Den vielen Übersetzungsversuchen meist einzelner Bücher des Alten und des Neuen Testaments von N. Möller, J. Möller, P. B. Frost u. A. stellt sich das Unternehmen Lindberg's an die Seite, der die ganze Bibel aus dem Grunde auf's neue übersezt und zugleich historisch und archäologisch erläutert. In Beziehung auf orient. Literatur haben neben F. Münter und W. F. Engelbreth, der 1811 die Fragmente der basmürisch-koptischen Version herausgab, S. L. Rasmussen durch seine Untersuchungen über die ältere arab. Geschichte, L. N. Boisen durch seine „Arabische Sprachlehre“ (1831) und die „Morgenländische Blumen“ (1834) und besonders Lindberg (f. d.) Tüchtiges geleistet.

Eine noch blühende Schule der Rechtsgelehrsamkeit wurde in Dänemark von dem berühmten Rosob Ancher gegründet und von Andern fortgesetzt. In neuerer Zeit haben sich hierin zwei Richtungen mehr und mehr entwickelt, die eine mit vorwiegend philosophischer Tendenz, die aufgestellten Principien auch der Rechtsauslegung anpassen, mit A. S. Drsted (f. d.) an der Spitze; die andere das historische Element der Rechtswissenschaft vorzüglich mit Liebe umfassend und pflegend, deshalb auch die Alterthumsforschung in ihr Gebiet hineinziehend. Als die vornehmsten Repräsentanten der historischen Schule können J. F. W. Schlegel und Kolderup-Rosenvinge betrachtet werden; ihnen schließt sich unter den Jüngern J. E. Lar-

sen an. Aus Algren-Ussing's (s. d.) Schriften leuchtet ein selbständiges Studium und eine tüchtige Dialektik hervor. Das positive dän. Recht, in seiner Gesamtheit sowie in seinen einzelnen Fächern, fand immer tüchtige Bearbeiter. Das röm. Recht, das früher an den mächtigen Fortschritten, die es in Deutschland durch Savigny u. A. machte, in Dänemark weniger Theil nahm, hat hier neuerdings an P. G. Bang einen Bearbeiter gefunden, dessen „Lehrbuch der zum röm. privaten Recht gehörigen Disciplinen“ (1833) in der Literatur der Jurisprudenz in Dänemark Epoche macht. Obgleich Dänemark des alten aus dem 16. Jahrh. herüberleuchtenden Ruhms der medicinischen Kunst und Wissenschaft genießt und berühmte Namen, wie J. C. Tode, M. Sartorup u. s. w. aufzuweisen hat, so fehlte doch bisher eine selbständigere Literatur der Arzneiwissenschaft; indessen sind in der letzten Zeit Spuren eines regern wissenschaftlichen Lebens wahrzunehmen in Gundelach-Wöller's „Chirurgischem Jahrbuch des Friedrichshospitals“, Eschricht's „Vorlesungen über Physiologie“ (1836), Stein's „Tabulae anatomicae“ und in dessen „Handbuch der Anatomie“, Dreier's „Medicinischer Botanik“, Levy's Abhandlungen „Über die Perforation“ und „Über den Kaiserschnitt“, und Callisen's (s. d.) „Medicinisches Schriftstellerlexikon“ ist ein Werk umfassenden Fleißes und großer Ausdauer. Dagegen hat Dänemark in Hinsicht der Naturwissenschaften seinen alten Ruhm nicht nur behauptet sondern weit vermehrt. J. W. Hornemann (s. d.), als Botaniker, H. C. Drsted (s. d.), als Physiker, J. F. Schouw (s. d.), als Meteorolog und Pflanzengeograph ausgezeichnet, sind Namen, die Europa mit Achtung nennt; neben ihnen verdienen noch besonders genannt zu werden Reinhardt als Zoolog; Forchhammer wegen seiner vortrefflichen Abhandlungen über Dänemarks geognostische Verhältnisse und seines „Lehrbuchs der Chemie“; Zeise, der ein Hauptwerk über die Chemie geliefert und viele interessante Entdeckungen in dieser Wissenschaft gemacht hat; Lund, der gegenwärtig in Brasilien lebt; With, ein ausgezeichnete Schriftsteller über Veterinärkunde; H. Krøyer wegen seiner „Naturhistorischen Zeitschrift“ und seiner Untersuchungen über die Fischereien und Austerbänke Dänemarks, und Stenstrup, der Island bereist und eine treffliche Arbeit über die Waldmoore im nördlichen Seeland geliefert hat. Die Entdeckung der Galvanographie durch den Capitain Hoffmann gehört zu den wichtigsten und folgerichtigsten in der Gegenwart. Unter den theoretischen Mathematikern stehen Ramus und Chr. Jürgensen obenan; als Astronom genießt Schumacher (s. d.), der in Altona lebt, eines europ. Rufs. Noch gedenken wir Urb. Jürgensen's, der nicht nur durch seine Chronometer sondern auch durch sein Werk „Über die Messung der Zeit“ rühmlichst bekannt ist. Der Philosophie hat es in Dänemark von jeher nicht an Theilnahme gefehlt; doch von eigentlichen Schulen oder einer im höhern Sinne originellen Literatur auf diesem Gebiete kann nicht die Rede sein. Niels Tresschow (s. d.), der zu Anfange des 19. Jahrh. viel zur Ausbreitung der philosophischen Bildung in Dänemark und Norwegen beitrug, war ein lichtvoller und scharfsinniger Denker. F. C. Sibbern (s. d.) hat als Religionsphilosoph und scharfsinniger Ästhetiker Vieles geleistet. J. L. Heiberg (s. d.) trug besonders dazu bei, die Hegel'sche Philosophie in Dänemark einzuführen, oder wenigstens eine ordentliche Bekanntschaft damit zu vermitteln. Unter den Vertretern der speculativen Richtung verdient neben H. Martensen in seinem „Grundriß der Moral“, N. Nielsen wegen seiner „Logik“ genannt zu werden.

Die Philologie im ausgedehntesten Sinne wurde von N. C. Raaf (s. d.) bearbeitet, der sich in dieser Beziehung unsterbliche Verdienste erworben hat. Neben ihm fand die vergleichende Sprachkunde fleißige Bearbeiter in Finn Magnussen (s. d.), Peteresen (s. d.), N. Duzen, dessen „Glossarium der nordfriesischen Sprache“ von Engelstoft und Nolbeck (1837) herausgegeben wurde, und in dem geistreichen J. N. Madvig (s. d.). Die classische Philologie und Alterthumswissenschaft hatte selbst noch im Anfange des 19. Jahrh. wenig für die eigentliche Bildung der Philologie Bedeutames aufzuweisen. Zu der frühern Bildung gehört, seiner ganzen Richtung nach, S. N. S. Bloch, durch die Herausgabe mehrerer Grammatiken verdient. Große Verdienste um die griech. Archäologie erwarb sich P. D. Brøndsted (s. d.). Von vielem Fleiße zeugt F. C. Peteresen's „Handbuch der griech. Literaturgeschichte“ (1830; deutsch, Hamb. 1834), sowie dessen „Einleitung zur Archäologie“ (1825).

Bei den jüngern dän. Philologen bemerkt man ein tiefer eingehendes Streben; hierher gehören D. Kellermann mit seinem Werke über lat. Epigraphik; J. N. Madvig, der mehrere Schriften des Cicero, den Lucretius und Juvenalis kritisch bearbeitete; L. F. W. Henrichsen, bekannt durch seine gründliche Bearbeitung des Cicero „De oratore“ und seine „Beleuchtung der neugriechischen Aussprache der hellenischen Sprache“ (1836); C. W. Elberling, der wichtige Beiträge zur Textkritik des Cäsar und eine tüchtige Ausgabe des Terenz mit antiquarischem Commentar geliefert hat, und C. F. Boysen, ein gründlicher Kenner der antiken Musik und bekannt durch seine Ausgabe des Callist (1837). Ingerslev's Ausgabe der „Iliade“ (1830) enthält die Hauptresultate der neuern Forschungen über die Homerischen Gedichte seit Heyne. Lange's „Griech. Schulgrammatik“ (2. Ausg., 1830) und Arnesen's „Griech.-dän. Lexikon“ (2 Bde., 1830), meist auf dem Grunde von Passow, sind verdienstvolle Arbeiten. Das Übersetzen der Alten hat sich in Dänemark erst in diesem Jahrh. zu einer Kunst ausgebildet, wozu theils die Biegsamkeit und der Wohlklang der Sprache, theils die vielen darauf gerichteten Bestrebungen mächtig beigetragen haben. J. H. Guldberg's Übersetzungen des Tibull und Martial sind in metrischer Beziehung meisterhaft zu nennen und in seiner Übersetzung des Plautus (4 Bde., 1809 fg.) kämpft er mannhaft mit der vielverzweigten Aufgabe. Auch S. Weisling's zahlreiche Arbeiten in diesem Fache zeichnen sich durch große Fertigkeit in der technischen Behandlung der Verse und poetisches Talent aus. Die fleißige Fibiger'sche Übersetzung des Sophokles ist nicht ohne große Härten. Dagegen ist Paul Möller's Übersetzung eines Theils der „Odyssee“ eine höchst gelungene Arbeit, und mit wahren künstlerischen Streben ist die Übersetzung der „Iliade“ und „Odyssee“ von J. C. Wilsler ausgeführt. Unter den Übersetzungen der Prosaiker sind die des Livius und einiger Reden des Cicero von N. Möller besonders hervorzuheben. Für die Erforschung der griech. und röm. Mythe wurde nur gelegentlich Einiges geleistet. Grundtvig's „Nordische Mythologie“ (2. Aufl., 1832) ist das Hauptwerk in dieser Gattung. Eine spätere Untersuchung von M. Hammerich über den Ragnaroksmythos (1836) zeugt von Fleiß und Talent. Reich ist auch das in Magnusen's Eddalehre (4 Bde., 1824—26) aufgeschichtete Material. Auf astronomisch-kalendarischer Grundlage stehen Knud Høneberg's tiefgehende Untersuchungen über die Bedeutung der Edda (1812).

Mit der Öffnung und Bearbeitung der historischen Quellen ging die Geschichtsforschung Hand in Hand, und auch die Geschichtsschreibung blieb nicht unangebaut. P. E. Müllers half durch seine „Sagabibliothek“ einem tiefgefühlten Bedürfnisse auf die befriedigendste Weise ab. Seine „Untersuchungen über die Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens oder über die Glaubwürdigkeit der Quellen Saxo's und Snorro's“ (1823) gehören zu dem Trefflichsten, was die historische Kritik geleistet hat. Verschiedene Beiträge zur historischen Forschung lieferten auch L. Engelstoft und J. Möller in dem „Historischen Kalender“ (3 Bde., 1814—17) und Lesterey in der „Mnemosyne“ (4 Bde., 1830—33). Chr. Molbech's Monographien aus der dän. Geschichte zeugen von Forschungs- und Darstellungsgabe. Bedel Simonsen erörterte in seiner Schrift „Über die ältesten und wichtigsten Perioden der Nationalgeschichte“ (3 Bde., 1813—16) einige interessante Punkte des Mittelalters mit Geist und Gelehrsamkeit; seine „Borgruiner“ (1813) lassen nur bedauern, daß sie so schnell abgebrochen wurden. Ein Historiker im vorzüglichsten Sinne ist Grundtvig, mächtig in der Bewältigung des Stoffs sowohl der Geschichte als der damit verbundenen Literatur, hinreißend in der Darstellung, voll glühender Liebe zum nördlichen Vaterlande. Der ins Einzelne gehende Fleiß ist in C. C. Werlauff's Untersuchungen über einzelne Gegenstände der dän. Geschichte so unverkennbar als verdienstlich. G. L. Baden's (f. d.), „Dänemarks Niges Historie“ (5 Bde., 1829—32) ist das Ergebnis ernster Studien; allein des Verfassers Ungerechtigkeit gegen Alles, was ihm nicht behagt, hat das Werk zum Theil ungenießbar gemacht; dagegen wurde von ihm in einzelnen Untersuchungen („Samlede Afhandlinger“, 5 Bde.) Bedeutendes geleistet. Ein herrlicher Geist verblühte früh in J. L. Zahn, dessen umfassende Studien der Kriegsgeschichte ihn zum Geschichtsschreiber überhaupt bildeten; eine reife Frucht seines Strebens liegt vor in der „Politisch-militairischen Geschichte Dänemarks unter den Unionskönigen“ (1835). Tiefgehende Forschungen über die ältere Geschichte des Nordens enthalten N. M. Peterfen's „Sagengeschichte Dänemarks“

(1834—36); eine gelungene Erzählung der dän. Geschichte im Sagentone, aber ohne eigentliche Forschung, ist L. E. Müller's „Danmarks Historie“ (2 Bde., 1835—36). Das dän. Klosterwesen im Mittelalter beschrieb Daugaard (1830) mit großem Fleiße, und Estrup's Monographie über Absalon (Soroe 1826) behauptet den Rang neben den besten Arbeiten in diesem Fache. In seinen „Genealogischen Tabellen der dän. Königshäuser“ (1833) hat Königsfeldt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte geliefert; später dehnte er seine Untersuchungen über die Fürsten- und königlichen Häuser des Mittelalters überhaupt aus. Die Geographie und Statistik des dän. Mittelalters gewannen in H. Knudsen einen gelehrten und umsichtigen Bearbeiter. Eine Menge einzelner historischer Untersuchungen verdanken wir Collin, Belschov, Jacobsen, Flemmer und C. F. Wegener. Verdiente Achtung gewann Allen's „Handbuch der Vaterlandsgeschichte“ (1841). Als Meisterwerk über die Statistik der Gegenwart in einem durchgreifenden Zweige ist zu bezeichnen M. Nathanson's Schrift „Über die Geschichte des Handels, der Schifffahrt, des Geld- und Finanzwesens Dänemarks von 1730—1830“ (3 Bde., 1832—33). Die Geographie, die bisher in Dänemark an der durch K. Ritter's u. A. Arbeiten herbeigeführten Umgestaltung wenig oder keinen Antheil genommen hatte, wurde endlich durch J. F. Schouw's (f. d.) gediegene Arbeiten in diesem Fache auf den rechten Weg gewiesen.

Wie die neuere dän. Literatur überhaupt, so hat auch die neuere dän. Poesie Holberg zu ihrem Anfangspunkte. Neben ihm und durch ihn angeregt, traten als Dichter auf Christian Kalster, geb. 1690, gest. 1752, in beißenden Satiren, und Braumann Tullin geb. 1728, gest. 1765, in Elegien und Lehrgedichten. Johannes Ewald (f. d.), geb. 1743, gest. 1781, machte als Lyriker und Dramatiker Epoche in der schönen Literatur. Joh. Herm. Bessel, geb. 1742, gest. 1785, gewann durch ein einziges, aber meisterhaftes komisches Drama, „Liebe ohne Strümpfe“, eine hohe, dauernde Celebrität. Mit andern vortrefflichen Arbeiten bereicherten das Fach des Dramas Thom. Thaarup (f. d.), geb. 1749, gest. 1821, und Peder Andr. Heiberg (f. d.). Als lyrische Dichter thaten sich hervor J. Nordahl Bruum, geb. 1745, gest. 1816, Claus Frimann, geb. 1746, und Jens Zetlig, geb. 1761; doch sie alle stehen Jens Daggesen (f. d.), geb. 1764, gest. 1826, an Ruhm und Fruchtbarkeit bei weitem nach. Einen neuen Schwung nahm die poetische Literatur durch Adam Ohlenschläger (f. d.), geb. 1779, dessen nationale Tragödien und epische Gedichte nur in der Ursprache nach ihrem vollen Werthe und eigenthümlichem Geiste sich beurtheilen lassen. Neben ihm stand als Lyriker im ersten Range Adolf Wilh. Staet Staaffeldt, geb. 1770, gest. 1826. Im J. 1811 trat zuerst Bernh. Severin Inge man n (f. d.) als Lyriker auf, der sich nachher dem Drama und später dem historischen Nationalromane zuwendete. Als geistlicher Liederdichter schließt sich ihm zunächst Grundtvig (f. d.) an. Ein freies und kühnes dichterisches Streben offenbarte sich vom Anfange an bei Joh. Ludw. Heiberg (f. d.), der vom romantischen Schauspieler zum Vaudeville überging, welches er zuerst in der dän. Poesie einführte und mit allem Zauber der wahren Poesie ausstattete. In letztem sieht ihm Vestou am nächsten. Die Kunstnovelle, welche bisher, wenn wir von Knud Lyne Rahbek's und L. Kruse's Erzählungen absehen, der dän. Literatur ganz gefehlt hatte, wurde von einem Ungenannten, den J. L. Heiberg einführte, angebaut, zunächst durch „Eine Alltagsgeschichte“, der dann „Novellen“ (3 Bde., 2. Aufl., 1836) und „Neue Erzählungen“ (2 Bde., 1836—37) folgten, und es werden diese Productionen nach der ungetheilten Ansicht aller hierin Stimmfähigen zu den Schätzen der Nationalliteratur gerechnet. Auch in Sten Stensen Blicher's (f. d.) Novellen legt sich ein eigenthümliches Talent zu Tage. Des pseudonymen Karl Bernhard Arbeiten („Ein Jahr in der Hauptstadt“, 2 Bde., 1835; „Novellen“, 4 Bde., 1836—37) zeichnen sich durch reiche Erfindungsgabe und entsprechende Darstellung aus. Ein edles poetisches Talent, das mit den größten Aufgaben rühmlich kämpft, ist in Johann Carsten von Hauch's (f. d.) Tragödien unverkennbar, dem sich der von Shakespeare'schem Genius berührte Darsteller, Chr. Bredahl („Dramatische Scener“, 5 Bde., 1819—32) anschließt. Durch seine „Gjengangerbreve“ zog Henrik Herg 1831 schnell Aller Augen auf sich, und mit dem wahren Charakter des Lustspiels vertraut, führte er dieses 1832 wieder in die dän. Literatur ein. Neben Herg sind unter den andern dän.

Dichtern noch zu nennen Chr. Winter („Digt“, 1834) und F. Paludan-Müller; nicht ohne poetischen Werth sind auch die Gedichte von Andersen (s. d.), Möller, Aarestrup, Holst und Joh. Kasp. Boye (s. d.).

Was die Künste anlangt, so besaß Dänemark unter Andern ausgezeichnete Componisten an J. A. P. Schulze (s. d.), Kunzen (s. d.) und Kuhlau, und später an Weise und Schall. Für den Ruhm der bildenden Künste wirkten Joh. Wiedewelt, gest. 1802, und der Stolz seines Vaterlandes, A. Thorwaldsen (s. d.), unter dessen Leitung in Rom Freundschaft sich bildete. Auch Bissen erwarb sich großen Ruhm. Unter den dän. Malern sind die berühmtesten Namen Lund, Eckersberg und Dahl (s. d.), ein Norweger, die, gleich Thorwaldsen, der königlichen Kunstakademie zu Kopenhagen ihre erste Bildung verdanken, unter deren Lehrern Nicolai Abt. Bildgaard (s. d.) besonders zu erwähnen ist. Unter den ältern Malern erwähnen wir Kroetz und Ismael Mengs, geb. 1690, den Vater des berühmten Anton Raphael Mengs, und als Zeitgenossen Bildgaard's Juel und Pauelsen. Kleve, Clemens, Heuer sind als Kupferstecher rühmlich bekannt. Die Schauspielkunst, die ihr Erbblüthen in Dänemark Holberg's Meisterwerken verdankt, hat Gram, Lindorf, Wegner, Mad. Montagu, Rose, Lombemann, Schwarz, Rosing, Mad. Rosing, Lindgreen, Försom, Frydenbahl, Rüge, E. Wenoläv und Nielsen als ihre ersten Namen aufzuweisen.

Dank, abgesehen von der gewöhnlichen Bedeutung, nannte man im Mittelalter die Belohnung, welche die in den Turnieren siegenden Ritter und die Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfingen. Die den Rittern, nach dem Ausspruche der Kampfrichter, ertheilten Belohnungen bestanden gewöhnlich in goldenen Ketten, Wehrgehengen, Schärpen, Schwertern u. s. w.; die Dichter und Sänger, welche sich durch Erfindung neuer Gesänge im öffentlichen Wettstreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume u. s. w.

Dannecker (Joh. Heinr. von), einer der berühmtesten neuern Bildhauer, geb. zu Wasdenbuch im Oberamte Stuttgart am 15. Oct. 1758 von unbemittelten Eltern, wurde seit 1771 durch die Gunst des Herzogs Karl von Württemberg in der Militäarakademie gebildet, wo er sich für die Bildhauerkunst entschied und mit Schiller die innigste Freundschaft schloß. Als er 1780 die Akademie verließ, erhielt er vom Herzog die Bestallung als Hofbildhauer und drei Jahre später die Vergünstigung, nach Paris zu reisen, wo er an Pajou einen treuen Lehrer fand, jedoch mehr mit dem Studium der Natur als dem der antiken Formen sich beschäftigte. Im J. 1785 ging er nach Rom, wo ihn Canova in seinen Studien vielfach unterstützte und wo er mit Goethe und Herder in persönliche Berührung kam. Die von ihm in Marmor ausgeführten Statuen der Ceres und des Bacchus veranlaßten seine Aufnahme in die Akademien von Bologna und Mailand. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland im J. 1790 ernannte ihn der Herzog Karl zum Professor der bildenden Künste an der Karlsakademie. Das erste Werk, das er hier im Modell ausführte, war ein Mädchen, das um einen Vogel weint. Meist fertigte er indes Skizzen und Entwürfe für den Herzog Karl. Erst 1796 begann er wieder in Marmor zu arbeiten, unter Andern eine Sappho (jetzt in Monrepos) und zwei Opferdienerinnen in Gyps (in der Favorite zu Ludwigsburg). Nachdem er 1804 das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor ausgeführt (im Park zu Ludwigsburg) trat er besonders als Portraiteur auf. Schon früher hatte er die Büsten des Herzogs Friedrich Eugen und seiner Gemahlin gefertigt. Jetzt arbeitete er eine Büste des Erzherzogs Karl in carrarischem Marmor nach dem Leben. Von Schiller lieferte er drei Büsten: die erste in Stuttgart 1797 nach der Natur, in Lebensgröße; eine zweite kolossale, in carrarischem Marmor, zur Zierde für sein Atelier; die dritte für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern. Für denselben arbeitete er später die Büsten Gluck's und Friedrich des Siegreichen, und für den Großherzog Ludwig von Baden die Büste seines Vorgängers und Großvaters, des Herzogs Karl. Nach mancherlei Zwischenbeschäftigungen begann er 1809 seine Ariadne, als Bacchusbraut auf dem Panther reitend (im Besitze Bethmann's in Frankfurt). Gleichzeitig fertigte er das Modell zu der Wasser- und Wiesennymphen am Bassin des obern Sees der stuttgarter Anlagen. Für den König Friedrich von Württemberg bildete er eine Statue des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen. Der Wunsch des engl. Generals Murray, eine Wiederholung dieses Werks zu besitzen, veranlaßte ihn 1814 zur Darstellung der Psyche, die er später für den König Wilhelm I. von Württemberg wiederholte. Außerdem gehören zu seinen gelun-

gensten Arbeiten die beiden Büsten des Königs Friedrich von Württemberg, die sprechend ähnliche Büste Lavater's, die des Prinzen Paul von Württemberg, ein echter Antikentopf, die der Großherzogin Stephanie von Baden, die drei Büsten der Königin Katharina von Württemberg, sowie die des Königs Wilhelm von Württemberg und des russ. Generals Freiherrn von Benkendorf. Sein Hauptwerk aber, das acht Jahre lang ausschließend das Herz, die Phantasie und das Studium des Künstlers in Anspruch nahm und dessen Urbild er einem begeisterten Traumgesichte verdankte, ist sein Christus. In Marmor wurde dieses Werk für die Kaiserin Maria Feodorowna gearbeitet und 1824 vollendet, ein zweites Exemplar für den Fürsten von Thurn und Taxis gefertigt. D. suchte hier den Begriff des göttlichen Mittleramts, in der ganzen geistigen Bedeutung, zu verkörpern; man vermißt aber dabei eine gewisse körperliche Energie. Wirkungsreicher tritt diese in seiner Statue des Johannes hervor, die er 1826 für die Begräbniskapelle auf dem Rothenberg arbeitete. Nachdem D. seine letzten Jahre mit geschwächten Geisteskräften, aber in milder freundlicher Ruhe verlebt hatte, starb er am 8. Dec. 1841. Zur Orientirung über den eigentlichen Standpunkt, welchen D. in seiner Zeit als Bildhauer einnimmt, dient am besten, daß er, zwischen Canova und Thorwaldsen mitten inne stehend, zuerst und am glücklichsten die von jenem ausgegangene Anregung aufnahm und in sinniger Weise, mit zartem Naturverständnis und liebevollem technischen Fleiß fortbildete, während der jüngere Zeitgenosse, noch fruchtbarer als selbst Canova, Beide durch Tiefe, Reichthum und Originalität der Erfindung, wie zugleich durch ein treueres Anschließen an den Geist und die Typen classischer und christlicher Kunstbildung früherer Jahrhunderte übertraf. D. ist aber, namentlich im anatomischen Studium, in der Individualisirung, deshalb auch im Portrait, im feinen Ausdruck und in gemüthlicher Wahrheit seinem Vorgänger überlegen und verdient daher den großen Namen, den er bald nach seinem Auftreten erhielt, für immer zu behaupten. Seine Darstellungen der griech. Mythe gehören dem frühern Zeitraum, die christlichen einem spätern an. Unter jenen dürfte die Ariadne, unter diesen der Johannes, wie unter den Büsten das kolossale Bildniß Schiller's den Preis der Vollendung haben. Vgl. „D.'s Werke in einer Auswahl; mit einem Lebensabriß des Meisters herausgegeben von Grüneisen und Wagner“ (Hamb. 1841).

Dannenberg, eine alterthümliche, mit Mauern umgebene Stadt in der hannöv. Landdrofstei Lüneburg, auf einer Anhöhe an der schiffbaren Seege, mit einem alten Schloß, hat etwa 1500 E., welche sich hauptsächlich von Frachtschiffahrt und Handel nähren. Das gleichnamige Amt, dessen Sig D. ist, bildete ehemals die kleine Grafschaft gleiches Namens. In der alten Burg zu D. wurde König Waldemar II. von Dänemark durch den Grafen Heinrich von Schwerin, der ihn 1223 bei der Jagd überfallen und gefangen genommen hatte, in strenger Haft gehalten. Herzog Albrecht von Lüneburg baute, nachdem die alte Burg als Raubschloß 1377 zerstört worden war, an deren Stelle die Stadt D. und das jetzige Schloß. Später kam D. an Braunschweig und 1672 an den Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg.

Danov (Ernst Jak.), protestantischer Theolog, geb. am 12. März 1741 zu Nedlau bei Danzig, erhielt seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Danzig und studirte seit 1760 in Helmsiedt und seit 1763 in Göttingen, wo er namentlich bei Michaelis Vorlesungen hörte. Im J. 1766 zum Rector der Johannischule in Danzig erwählt, gerieth er schon hier durch sein cholericches Temperament in manche Verdrießlichkeiten. Zwei Jahre darauf wurde ihm eine außerordentliche und später eine ordentliche Professur der Theologie in Jena übertragen, in welchem Amte er durch seine klaren, lebendigen Vorträge über Dogmatik, Moral, Symbolik und Exegese des Neuen Testaments die Studirenden fesselte und sich eine Gehaltszulage sowie den Titel eines Kirchenraths erwarb. Desto mehr wurde er betrauert, als ihn finstere Schwermuth, die ihn manchmal vorübergehend erfaßte, am 18. März 1782 antrieb, seinem Leben in der Saale ein Ende zu machen. D. war ein denkender Theolog, wie schon seine Vorliebe für Ernesti und Semler bezeugt, ein Freund der Klarheit und Bestimmtheit in theologischen Dingen, aber freilich nicht immer Herr der Leidenschaft. Seine Hauptchrift sind die „Institutiones theologiae dogmaticae“ (2 Bde., Jena 1772—76).

Dantan (Jean Pierre), einer der originellsten Künstler des gegenwärtigen Frankreichs, der in seinen Portrait-Statuetten zuerst und mit großem Erfolge die Caricatur in

das Gebiet der Sculptur gezogen hat, wurde zu Paris am 25. Dec. 1800 geboren. Er hatte Bosio zum Lehrer, machte bei der Akademie in Paris seine ersten Studien und ging dann nach Italien, wo er sich ganz dem Portrait zuwendete. Sein erstes großes Werk in Rom war die Büste Papsi Pius' VIII., der 1829 die Büste Boyeldieu's folgte. Schon in Italien fing er an, Statuetten zu liefern, in denen er das physisch Lächerliche in einer Physiognomie oder in einer Gestalt auffasste, aber nur so weit, als die physiognomische Ähnlichkeit nicht verwischt wird, sondern im Gegentheile mehr hervortritt, und diese Statuetten, gewöhnlich Chargen genannt, waren es, die ihm bald nach seiner Rückkehr nach Frankreich im J. 1830 einen ausgebreiteten Ruf erwarben. Namentlich gab England, das er wiederholt besuchte, ihm reichen Stoff für dieses Genre. Dabei vernachlässigte er keineswegs die ideale und ernste Sculptur; fast von allen Notabilitäten Frankreichs fertigte er portraittrende kleine Gypsbüsten; auch lieferte er die großen Büsten Jean Baer's für das Museum der Marine, Ludwig Philipp's für das Museum zu Versailles, eine zweite Boyeldieu's für die Stadt Rouen (1835), der Grisi, Bellini's, Lefain's für das Peristyl des Théâtre français, der Malibran, Nourrit's, Lamennais' und die Statue und Büste Demidow's in Lebensgröße. Unter seinen überaus zahlreichen Chargen sind die Talleyrand's, Wellington's, Brougham's, Dorset's, O'Connell's, des Herzogs von Cumberland, König Wilhelm's IV., Lord Grey's und unter den Künstlern Rossini's, Victor Hugo's, Soulie's und Liszt's am bekanntesten. Zur Ehre D.'s ist noch zu erwähnen, daß er sein gefährliches und bis jetzt einziges Talent bei der ihm inwohnenden Herzengüte und Ehrenhaftigkeit nie gemisbraucht, daß er nie Chargen berühmter Damen gemacht und daß er das Gebiet der Politik gemieden hat. Sein reiches, höchst interessantes Atelier in Paris ist eins der besuchtesten. — Auch sein älterer Bruder, Antoine Laurent D., geb. zu Saint-Cloud am 8. Dec. 1798 und ebenfalls gebildet in Rom, genießt eines verdienten Rufs als Bildhauer. Neben mehren größern allegorischen und andern Arbeiten lieferte er namentlich eine ausgezeichnete Büste des Marschalls Villars' für das Museum zu Versailles.

Dante Alighieri wurde am 27. Mai 1265 zu Florenz geboren und hieß eigentlich mit seinem Vornamen *Durante*, was die Florentiner in Dante abkürzten. Als neunjähriger Knabe sah er im Hause des Folco Portinari, wohin ihn seine Mutter zur Feier eines Frühlingsfestes mitgenommen hatte, dessen Tochter, die achtjährige Beatrice, die seine Einbildungskraft entflammte, ihn zu seinen frühesten Gedichten begeisterte und, auch nachdem sie den Simone de' Bardis geheirathet und endlich in ihrem 25. Jahre gestorben war, sich ihm stets als seine Muse darstellte. Nach dem Tode dieser nur geistig Geliebten stellte er seine reine Liebe zu ihr in der „*Vita nuova*“ dar und widmete ihr später das Gedicht „*Amoroso convito*“; auch verherrlichte er sie in seiner „*Divina commedia*“. Übrigens wissen wir von seiner frühesten Erziehung wenig mehr, als daß er ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Er studirte zu Florenz, Bologna und Padua Philosophie, später zu Paris die Theologie und war in der lat. Literatur ziemlich bewandert. Im Dienste seines Vaterlandes focht er 1289 bei Campaldino gegen die Aretiner, 1290 bei Caprona gegen die Pisaner und war dann Gesandter der Republik in Rom und an mehren andern Höfen. Seine Ehe mit Gemma, der Tochter des Manetto Donati, die er um 1291 schloß, war nicht glücklich; seine Gattin trennte sich später von ihm. Im J. 1300 wurde er zum Prior, einer der höchsten Magistratsstellen, seiner Vaterstadt, erhoben, jedoch zu seinem Unglück. Florenz war damals durch die Parteien der Bianchi und Neri entzweit. Die erstere, als die schwächere, suchte Hülfe bei dem Papsi Bonifaz VIII., und dieser beschloß, den sich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipp's IV. von Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu schicken, um die Unruhen beizulegen. D. widersezte sich als Prior diesem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür 1302 sammt den Häuptern der Bianchi verwiesen und seiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldstrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein Leben war nun eine fast ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Zunächst lebte er einige Zeit in Arezzo; im J. 1304 nahm er seine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der sich durch die Unterstützung, welche Talent und Verdienst bei ihm fanden, den Beinamen des Großen erworben hatte. Unstät, finster, zürnend über den Zer-

fall des Vaterlandes und über die Schlechtigkeit und Selbstsucht der Menschen, irrte er umher. Da drängte sich ihm der Gedanke der politischen Einheit auf, den er auch in seiner Schrift „De monarchia“ entwickelte, und es scheint, daß er, diesen zu verwirklichen, endlich keine andere Möglichkeit sah, als mit Hilfe der starken kaiserlichen Macht. So mochte es geschehen, daß er sich zu den Ghibellinen stellte. In Lunigiana fand er Zuflucht bei Morello Malaspina, der ihm eines Tags die Handschrift der sieben ersten Gesänge eines Gedichts zeigte, welches D. schon im Vaterlande begonnen hatte, Blätter, die zufällig in Morello's Hände gekommen waren. Von jetzt an erwachte in D.'s Seele die Lust, das Gedicht, die „Divina commedia“, fortzusetzen, und er machte es zu einem großen, gewaltigen Gerichte über seine Zeit und Alle, die handelnd und bemerkenswerth in ihr aufgetreten waren. Die Benennung „Commedia“ gründet sich auf eine Vorstellung D.'s von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in seinem zuerst wahrscheinlich lat. geschriebenen Werke „Della volgare eloquenza“ angibt, tragisch, komisch und elegisch war, sodaß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grauend und schrecklich wird, was ihm Komödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortschreitet. Das Beiwort divina aber wurde später von Andern hinzugefügt, wie denn D. in den ältesten Ausgaben selbst mit dem Beiworte „il divino“ oder „il teologo“ belegt wird. Bei seinem Werke soll er die Vision Alberico's, eines Mönchs, in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. im Kloster Monte Casino in Neapel benutzt haben, die Cancellieri in den „Osservazioni intorno alla questione sopra la originalità della Divina commedia di D.“ (Rom 1814) mit Anmerkungen abdrucken ließ. Seine letzten Jahre verlebte D. zu Ravenna bei Guido Novello da Polenta, der als ein Freund der Musen ihm gern Schutz gewährte. Hier starb er am 14. Sept. 1321 und wurde in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der venet. Patricier, Bernardo Bembo, der Vater des Cardinals, 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger ausgestoßen und verfolgt hatten, beieferten sich nach seinem Tode, ihr Unrecht zu sühnen, indem sie seinem Andenken die Verehrung erwiesen, die sie ihm selbst versagt hatten. Sie stellten sein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, foderten, wiewol vergeblich, seine Asche von den Ravennaten und beforderten einen Gelehrten, um öffentliche Vorlesungen über sein Gedicht zu halten. Auch ein Kenotaph in der Kirche Sta. Croce zu Florenz feiert seit 1829 sein Andenken. Von den sechs Kindern, die D. hinterließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte bekannt gemacht und unter Andern einen Commentar über die „Divina commedia“ ihres Vaters geschrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten ist. Mit Recht betrachten die Italiener D. als den Schöpfer ihrer poetischen Sprache und den Vater ihrer Poesie; denn von seinem bildenden Geiste behandelt, gewann jene zuerst eine reinere und würdigere Gestalt. Die Terzine erscheint zuerst bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn irrigerweise sogar für den Erfinder derselben angesehen hat. Unter den wol 60 Ausgaben der „Divina commedia“, welche seit 1472 erschienen, sind die besten die von Lombardi (3 Bde., Rom 1791; 2. Aufl., 4 Bde., 1815—17, 4.), die mailändische (3 Bde., 1809, Fol.) und die florentiner (3 Bde., 1817). Von großem Einflusse auf die Textesordnung war die Bekanntmachung der von Boccaccio herkommenden Handschrift (Novato 1820) und die von Quirico Viviani besorgte Ausgabe „Giusta la lezione del cod. Bartoliniano“ (3 Bde., Udine 1823—28), sowie die Ausgabe der als der besten gerühmten Erklärung „L'ottimo commento della Divina commedia“ (3 Bde., Pisa 1827—29). Die Literatur über die „Divina commedia“ ist ungeheuer groß. Zahllose Commentare behandeln bald den ästhetischen Werth des Gedichts, bald die darin auftretende Theologie und Philosophie, bald die geschichtlichen Thatsachen, bald die offenbaren oder geheimen, politischen oder religiösen Tendenzen des Dichters; viele Commentare sind zu einzelnen Versen erschienen, oder über einzelne Allegorien und Anspielungen, so mehre über das Veltro. Besonders ausgezeichnet ist der Commentar von Arrivabene „Il secolo di D. etc.“, der zuerst mit dem Bartolin'schen Text erschien und dann besonders zu Florenz (1830), und merkwürdig der Commentar von Ugo Foscolo (Lond. 1825). Von andern Werken D.'s sind verschiedene Einzelausgaben vorhanden; die „Prose“ wurde herausgegeben von Torri (2 Bde., Pisa 1839); die „Vita nuova“ von Trivulzio (Mail. 1827) und nach einer Handschrift aus dem 15. Jahrh. zu Pesaro 1829; der „Convito“

(Padua 1827) und mit Anmerkungen von Cavazzoni u. A. (Mod. 1831); die „Epistolae, quae extant“ mit Anmerkungen von Karl Witte (Padua 1827). Die beste Gesamtausgabe der Werke D.'s erschien zu Venedig bei Zatta (5 Bde., 1757—58, 4.). „Die göttliche Komödie“ ward zuerst von Bachenschwanz (3 Bde., Lpz. 1767—69) in Prosa und, nachdem A. W. Schlegel einige Proben einer metrischen Uebersetzung geliefert hatte, von Kannegießer (3 Bde., Lpz. 1814—21; 4. Aufl., 1843), von Streckfuß (3 Bde., Halle 1824—27; 3. Aufl., 1840—41), vom Prinzen Johann von Sachsen unter dem Namen Philalethes (2 Bde., Dresd. 1839—40, 4.) mit kritischen und historischen Erläuterungen und von Kopisch (Berl. 1840) metrisch uebersetzt. Ganz in D.'s Leben verflochten und des Dichters nicht minder würdig sind seine herrlichen „Lyrischen Gedichte“ (deutsch von Kannegießer und Witte, Lpz. 1826; 2. verm. und verb. Aufl., 1842); seine „Vita nuova“ uebersetzte Deynhausen (Wien 1824), später Karl Förster (Leipz. 1842). Erwähnung verdienen noch Flayman's Zeichnungen zu der „Divina commedia“, die von Pistrucii (nach Piroli) gestochen, unter dem Titel „Atlante Dantesco“ erschienen (Mail. 1822). Ein Bildniß D.'s auf einer Medaille fand Melchiorri Misserini 1832 auf. Das Leben D.'s von Boccaccio ist besonders erschienen in mehreren Ausgaben (von Gamba, Ven. 1825); die neueste Lebensbeschreibung ist die „Vita di D.“ von Cesare Balbo (2 Bde., Tur. 1839); über Beatrice und ihr Bildniß gibt es eine besondere Schrift von Misserini, „Dell' amore di Dante e del ritratto di Beatr. Portinari“ (3. Aufl., Flor. 1832).

Dantiscus (Joh.), ein sehr gefeierter neulat. Dichter, wurde 1485 zu Danzig geboren, daher der Name Dantiscus, dessen er sich statt seines eigentlichen Namens *Flachs* in der bediente, und erhielt seine Bildung auf der Krakauer Akademie. Nachdem er eine Zeit lang zur Vertheidigung des Landes im poln. Heere gedient hatte, durchwanderte er Palästina, Syrien, Arabien und Griechenland. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland zog er durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit des Königs Sigismund's I. auf sich, der ihn zu seinem Hofsecretair ernannte. Später trat er in den geistlichen Stand, verblieb aber als Secretair an der Seite des Königs und begleitete diesen nach Presburg, wo er sich durch seine Gedichte die Gunst des Kaisers Maximilian in dem Grade erwarb, daß er von diesem als Dichter gekrönt und unter dem Namen von Hofen (a Curis) geadelt wurde. Seine Sprachkenntnisse und sein Geschick zu diplomatischen Geschäften veranlaßten den König von Polen, ihn an den Kaiser Karl V. zu senden. Auch hatte er Theil an dem Friedensschlusse des Kaisers mit Venedig und wohnte dem augsburger Reichstage im J. 1530 bei. Um 1535 kehrte er, nachdem er noch den Kaiser Karl V. bis nach Spanien begleitet hatte, nach Polen zurück und wurde erst zum Bischof von Culm, dann zum Bischof von Ermeland erhoben. Innige Freundschaft verband ihn mit Kopernikus und Hosius; auch unterhielt er mit den Anhängern Luther's vertrauliche Verbindungen. Er starb 1548. Seine Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte über die damaligen Zeitverhältnisse, erschienen gesammelt von Böhm (Bresl. 1764) und zeichnen sich durch reine Latinität und klare Gedanken, weniger durch poetische Tiefe aus.

Danton (Georges), einer der mächtigsten Charaktere und Träger der franz. Revolution, war am 28. Oct. 1759 zu Arcis-sur-Aube in der Champagne geboren und von der Natur mit kolossaler Gestalt, kühnem, ausschweifenden Geiste und großen Fähigkeiten ausgestattet. Beim Ausbruche der Revolution lebte er in Paris als Advocat in unbedeutenden, durch sittliche Zügellosigkeit zerrütteten Verhältnissen. Seine Laufbahn in der beginnenden Bewegung war ihm darum mehr als Andern vorgezeichnet. Seine flammenden Reden, die er dem Volke auf den öffentlichen Plätzen und in den Versammlungen der Jakobiner hielt, der kühne Muth, den er bei Erstürmung der Bastille bewies, machten ihn schnell zum Führer der niederen Volksmassen, sodaß Mirabeau den an Talent und Charakter ebenbürtigen, nur in anderm Kreise wirkenden Mann an sich zu fesseln und alsbald zu benutzen trachtete. Zum Präsidenten des Districts der Cordeliers erwählt, stiftete D. mit Desmoulins und Marat nach dem Vorbilde der Jakobiner den Club der Cordeliers, der bald alle leidenschaftlichen Gemüther vereinigte und seine Führer im politischen Fanatismus überbot. Schon im Jan. 1790 wagte D., durch die Volksgunst unterstützt, sich der gerichtlichen Verhaftung Marat's, wie seiner eigenen, zu widersetzen; im Nov. erschien er an der Spitze einer Deputation vor

der Nationalversammlung und foderte die Anklage der königlichen Minister. Doch erst nach der Flucht des Königs begann er seine große politische Rolle. Am 17. Juli 1791 rief er das Volk auf das Marsfeld, um eine Petition für Absetzung des Königs zu unterzeichnen. Als in Folge dessen Lafayette und Bailly das Martialgesetz in Kraft setzten und die Verfolgung der Aufrehrer begann, floh D. mit Desmoulins und Legendre aus Paris, kehrte aber bald unter dem Schutze des Volks zurück und zeigte sich nun als den unverföhnlichsten und furchtbarsten Feind der alten Ordnung. Der Hof, der ihn nicht verderben konnte, suchte ihn jetzt zu erkaufen; was indeß auch der Parteilich vorgebracht, es kann nicht bewiesen werden, daß D. käuflich war. Während Robespierre und Marat sich bei den Aufständen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 versteckt hielten, führte D. mit kaltblütigem Muth und unter donnernden Anreden die bewaffneten Massen gegen die Tuilerien und warf durch seine zwingende Persönlichkeit den Thron vollends in den Staub. Hierauf wurde er zum Justizminister erhoben, um ihm Gelegenheit zu geben, die sogenannte Volksjustiz auch von oben herab zu üben. Schon waren die fremden Heere über die Grenze gedrungen, und Paris stand in der höchsten Verwirrung, als D. in der Nationalversammlung erklärte, daß Blut und Schrecken nur allein das Vaterland retten könnten. Er rief einen Vertheidigungsrath zusammen, ließ die Waffen wegnehmen, ordnete die Verhaftung aller Royalisten und widerspenstigen Priester an und gab der Versammlung in glühenden und furchtbaren Worten am 1. Sept. die Nachricht, daß die Anstalten zur Rettung des Vaterlandes getroffen seien. Am folgenden Tage begannen hierauf bezahlte Motten in den Gefängnissen zu Paris, später zu Orleans und Versailles, die Ermordung Aller, die das Unglück gehabt hatten, als Verdächtige eingezogen worden zu sein. Die Blutschuld dieser sogenannten Septembregreuel wird nur dadurch gemildert, daß D. hier und überall zur Rettung der Revolution gegen die Massen, nicht gegen Persönlichkeiten, wüthete; für Einzelne war im Gegentheil sein Herz dem Mitleiden nicht verschlossen, wie er denn z. B. Duport, Barnave, Lameth und den Abbé Barthélemy rettete. Von der pariser Gemeinde in den Convent erwählt, legte er das Ministerium nieder und betrieb, nachdem er die ewige Verbannung aller Emigranten erlangt, mit glühendem Eifer die Verurtheilung des Königs, für dessen Tod er, als abwesend, schriftlich und fast ohne Bedingung stimmte. „In der That, wir werden ihn nicht richten, sondern tödten“, antwortete er denen, welche die Umwandlung des Convents in ein Tribunal unrechtmäßig fanden. Als die Armee Dumouriez's siegreich in Belgien vordrang, begab sich D. mit Lacroix zu Anfange des J. 1793 dahin, um das revolutionaire Regiment auszubreiten und zu befestigen; Staats- und Kirchengüter wurden von ihm zu diesem Zwecke confiscirt und verschleudert, die entgegenstrebenden Parteien verfolgt, persönliche Rechte und Bitten aber auch hier geachtet. Die Beschuldigung, daß sich D. und sein Genosse durch diese Confiscationen bereichert, ist nicht ohne Grund, wenigstens zeigten sich jetzt seine Privatverhältnisse glücklicher. Um nach dem Abfalle Dumouriez's und der Zerrüttung der Armee die Anklage auf Einverständnis von seinem Haupte zu wälzen, trat er im Convent mit grausenhafter Wuth auf. Auf seinen Vorschlag wurden nicht allein 300000 M. für das Heer ausgehoben; er schlug auch vor, die Provinzen im Falle einer Invasion völlig zu verheeren. Endlich wurde am 10. März durch ihn ein außerordentlicher Gerichtshof ins Leben gerufen, das spätere Revolutionstribunal, vor dem er bald selbst erscheinen sollte. D. war den gemäßigten Girondisten persönlich nicht abgeneigt; allein der wiederholte Antrag derselben auf Bestrafung der blutigen Regereien, zwang ihn, sich völlig mit der wüthenden Bergpartei zum Sturze der Gironde zu verbinden und die Infurrection vom 31. Mai hervorzurufen. Gegen seinen Willen mußten die ausgestoßenen Conventsglieder das Schafot besteigen. Dieser Zug der Mäßigung brachte ihn um die Gunst des fanatischen Volks und der Jakobiner, und obschon er das Gesetz des Maximum sowie die Besoldung der Sansculotten durchsetzte, sank sein Ansehen täglich in den Sectionen, im Convent und im Wohlfahrtsausschusse, besonders da er sich auch gegen die Feste der Vernunft erklärte. D., der mit Desmoulins und andern Gemäßigtern den Strom dämmen wollte, in den hauptsächlich er das Volk von Paris gestürzt hatte, mußte darin selbst untergehen. Nachdem er die Partei Hébert's hatte auf das Schafot bringen helfen, wurde von dem eiferfüchtigen und die Volksmacht unterdrückenden Robespierre, nach einem fruchtlosen Vereinigungsversuche, sein Sturz beschloffen. Man hatte D. vor der bedrohenden Gefahr viel-

fach gewarnt; allein im Gefühle seiner geistigen Überlegenheit und in dem Bewußtsein seines großen Einflusses auf die Gemeinde von Paris, vielleicht auch aus Anhänglichkeit für Frankreich, verschmähte er die Rettung durch die Flucht. In der Nacht vom 31. März 1794 wurde er mit Lacroix auf Befehl Robespierre's verhaftet. Der Convent erschrak über diese Maßregel; es entspann sich eine Debatte, in welcher Robespierre und Saint-Just besonders auf das ausschweifende Privatleben D.'s hinwiesen, und im Namen der Tugend wurde die Anklage, so viel Stimmen auch kurz vorher für den Angeklagten sich erhoben hatten, einmüthig beschlossen. D. erschien zugleich mit seinem verhafteten Freunde am 3. Apr. vor dem Revolutionstribunal, das ihn beschuldigte, er habe den Herzog von Orleans auf den Thron setzen wollen. Er behandelte die Richter mit Stolz und Verachtung und ging von seiner Vertheidigung zu den härtesten Anklagen seiner Verfolger über. Vor der Thüre des Saals befand sich die schöne, junge Frau Desmoulins', die das Volk bearbeitete. Schon zögerte das Gericht, als der beängstigte Robespierre schnell im Convent ein Decret durchgehen ließ, daß alle Angeklagten, die die Untersuchung stören würden, ohne Verhör gerichtet sein sollten; unmittelbar darauf wurde das Todesurtheil ausgesprochen. „Man opfert uns einigen feigen Räubern“, schrie D., „aber sie werden ihren Sieg nicht lange genießen; ich ziehe Robespierre nach. Der Feige! Ich allein besaß die Macht, ihn zu retten.“ Am 5. Apr. bestieg D. das Schafot mit den Conventsdeputirten Desmoulins, Lacroix, d'Eglantine, Héault de Séchelles, Philippeaux, Delaunay d'Angers, Chabot und Bazire; dem General Westermann, einem Spanier, einem Dänen und zwei Füreichern. D. behielt seine Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick, nur bei dem Andenken an seine Frau, die er zärtlich liebte, vergoß er am Fuße des Schafots einige Thränen. In seinem Privatleben war D. mild und freundlich; seine äußere Erscheinung entsprach der Kühnheit und dem Riesenhaften seiner Gedanken; wenn er sprach, erregten sein heftig bewegtes Gesicht, sein drohender Blick und das Betäubende seiner rauhen Stimme Furcht, Schrecken und Überwältigung.

D'Anville, s. Anville (Jean Bapt. Bourguignon d').

Danz (Joh. Traug. Leber.), Geh. Consistorialrath und Professor der Theologie zu Jena, wurde am 31. Mai 1769 zu Weimar geboren, wo sein Vater Lehrer am Gymnasium war. Durch den frühen Umgang mit Herder wohlthätig angeregt, ging er 1787 nach Jena und von da 1791 nach Göttingen, um unter der Leitung Eichhorn's, Schlözer's, Heyne's und Spittler's sich weiter auszubilden. Sechs Jahre lebte er dann wieder in seiner Vaterstadt, wo er sehr bald als Lehrer am Gymnasium und am Landeschullehrerseminar angestellt wurde. Im J. 1798 wurde er Rector der Stadtschule zu Jena, habilitirte sich aber auch bei der Universität, hielt philologische, pädagogische und bald auch theologische Vorlesungen und wurde 1807 außerordentlicher und 1809 ordentlicher Professor der Theologie. Von dieser Zeit an hat er besonders über Kirchengeschichte, Moral, theologische Literaturgeschichte und Encyclopädie sowie über die praktisch-theologischen Wissenschaften Vorlesungen gehalten, auch eine Reihe von Jahren das catechetische Seminar geleitet. Seiner theologischen Richtung nach gehörte er jederzeit zu den entschiedenen Rationalisten. Unter seinen Schriften ist besonders sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ (2 Bde., Jena 1818—22) zu nennen, das sich durch beigegebene Auszüge aus den Quellen empfiehlt; ferner der „Grundriß der Wissenschaften des geistlichen Berufs“ (Jena 1824), die „Theologische Encyclopädie“ (Weim. 1832), die „Initia doctrinae patristicae“ (Jena 1839) und vor Allem das „Universitätsörterbuch der theologischen, kirchen- und religionsgeschichtlichen Literatur“ (Lpz. 1837—43; nebst Supplement 1, Lpz. 1843), an welchem er in seiner Zurückgezogenheit, nachdem er 1837 pensionirt worden, arbeitet. — Sein Sohn, Aug. Heinr. Emil D., Oberappellationsgerichtsrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Jena, geb. daselbst am 11. Dec. 1806, wendete sich, besonders durch Savigny's Vorträge begeistert, mit Vorliebe dem Studium des röm. Rechts zu. Er habilitirte sich 1830 zu Jena und hielt seitdem dort mit großem Beifall und in stets anregender Weise Vorlesungen über das röm. Recht nach allen seinen Entwicklungen in dogmatischer und historischer Hinsicht. Sein bedeutendstes Werk ist das „Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts“ (Lpz. 1840), das eine klare Übersicht des bereits sicher ermittelten Stoffs gibt, dabei aber auch viele neue Ansichten und eigenhümliche Ideen entwickelt.

Danzig, eine wichtige Handelsstadt und Festung am westlichen Ufer der Weichsel, eine Meile von der Ostsee, die Hauptstadt des Regierungsbezirks gleiches Namens in der Provinz Preußen, vormals Westpreußen, mit dem Hafenvorte Neufahrwasser, welchen die Forts Westerschanze und Weichselmünde vertheidigen, hat eine höchst anmuthige Lage in einer schönen Gegend und wird von den Flüssen Radaune und Notlau umflossen, doch ist sie weder regelmäßig noch schön gebaut. Sie zerfällt in die Alt-, Recht-, Nieder- und Vorstadt, in den Langgarten und die Speicherinsel und hat ohne die neun Vorstädte etwas über eine halbe Meile im Umfange. Als Festung ersten Rangs ist D. von einem Hauptwall mit nassen Gräben umgeben und theils nach altdeutscher theils nach altholländ. Weise befestigt. Außer den eigentlichen Werken schützen die Stadt die Citadellen des Bischofs-, Hagels- und Gigantabergs. Sie ist der Sitz mehrerer Behörden, eines Oberlandesgerichts sowie eines Admiraltätscollegiums, unter welchem eine Navigationschule steht. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Oberpfarrkirche zu St. Marien, eine der größten Kirchen Europas, mit dem jüngsten Gerichte und mehreren andern Gemälden der Brüder van Eyck, die Katharinenkirche mit dem Grabmal des Astronomen Hevel, das große Rathhaus, das Regierungsgebäude, das alte Zeughaus, das Gouvernementshaus, die Synagoge, der Junker- oder Arthurhof und die Börse. Ueberhaupt hat D. zwölf protestantische, sieben katholische und zwei reformirte Kirchen; außerdem ein akademisches Gymnasium, eine Handelsakademie (seit 1832), zwei höhere Bürgerschulen und mehre wissenschaftliche Sammlungen und Anstalten der Wohlthätigkeit und des Gemeinns. Auch besteht daselbst seit 1742 eine Naturforschende Gesellschaft. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorstädten beläuft sich, einschließlich von 15700 Katholiken, 2600 Juden und 600 Mennoniten, auf 63000. Neben nicht unbedeutenden Manufacturen in goldenen und silbernen Borden, Tuch, wollenen Zeugen und Corduan unterhalten sie beträchtliche Färbereien, Zuckersiedereien, Waid- und Pottaschenfabriken. Ein Haupthandelszweig für D., früher noch mehr als gegenwärtig, ist der Verkehr mit Getreide und Holz, welches aus Polen auf der Weichsel zugeführt wird. Wegen seiner bedeutenden Weizenausfuhr nach England, Holland und den Hansestädten ward es auch sonst die Kornkammer des Nordens genannt. Andere Ausfuhrgegenstände sind Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Pech, Pottasche, Hanf, Flachs, Federn, ein berühmtes Bier und Liqueur, das sogenannte Goldwasser. Der schöne Hafen und die vortheilhafte Lage geben der Stadt einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel, sodaß sie, wie sie sonst ein bedeutendes Glied im Bunde der alten Hanse war, gegenwärtig eine der wichtigsten Seehandelsstädte des preuß. Staats ist. Doch hat in neuester Zeit in Folge des russ. Absperrungssystems auch der Handel in D. verloren. Im Süden der Stadt zwischen der Weichsel und Rogat liegt der fruchtbare Werder, eine Insel. Vgl. Löschin, „D. und seine Umgebungen“ (Danz. 1836).

Unter dem Namen Gedanum, Dantiscum, poln. Gdansk, kommt die Stadt schon im 10. Jahrh. vor. Lange stritten sich Dänen und Schweden, Pommern und die Deutschen Ritter um ihren Besitz und öfters wechselten ihre Herrscher. Nachdem sie 1310 unter die Herrschaft des Deutschen Ordens gekommen, stellte die Thätigkeit der Einwohner den durch öftere Kriege verminderten Wohlstand bald wieder her und gab der Bürgerschaft ein Kraftgefühl, sodaß sie sich 1454 für unabhängig vom Deutschen Orden erklärte und von der Republik Polen als selbständig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eigenes Gesetzbuch, die Danziger Willkür, und erweiterte bald bedeutend ihr Gebiet. Die Oberhoheit des Königs von Polen repräsentirte ein Glied des Stadtraths, welches den Titel Burggraf führte. Die Stadt schlug ihre eigene Münze mit des Königs von Polen Bildnisse, hielt in Warschau ihren Secretair und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen. Nach der Weichsel zu durch Wälder und Moräste beinahe unzugänglich, während die Niederung leicht unter Wasser zu setzen war, nach der Landseite vielfach, wenn auch sehr schwerfällig befestigt, im Besitze eines Gebiets mit 33 sehr wohlhabenden Dörfern und der Danziger Höhe, einer sandigen Erdzunge mit dem Städtchen Hela, die den Meerbusen, das Pauzkerwieck, bildet, hatte sie damals eine politische und militärische Bedeutung. Jene verlor sie, als Preußens Grenzen ihr näher rückten; diese wurde ihr später um so gefährlicher. Seit 1772 gleichsam vom preuß. Gebiet umschlossen, während auch die Weichsel und das Fahrwasser in preuß.

Gewalt waren, sank sie sehr bald von ihrer Höhe herab. Nachdem König Stanislaw von Polen erklärt hatte, daß er die Stadt ihrem Schicksal überlassen müsse, und nun Preußen deren Unterwerfung verlangte, kam es zu einem Vertrage, in Folge dessen die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke besetzten; allein das Volk griff zu den Waffen, und es entspann sich ein Kampf, der jedoch nach wenigen Tagen mit der Unterwerfung der Stadt endete. Unter Preußens Herrschaft begann die Stadt wieder aufzublühen, doch nach dem Ausbruche des franz. Kriegs im J. 1806 trafen sie neue harte Schläge. Am 7. März 1807 von dem Corps unter dem Marschall Lefebvre umringt, wurde ihre Einschließung auf der Landseite durch Wegnahme der großen Landzunge, Frische Nehrung, am 20. März vollendet. Obwohl die Besatzung bei den Ausfällen vom 21. und 26. großen Muth bewies, so konnten diese Anstrengungen doch nicht verhindern, daß sich die Belagerer am 1. Apr. auf dem Zigankaberge festsetzten. In der Nacht vom 23. zum 24. Apr. begann das Bombardement der Stadt und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21. Mai fort. Vergebens versuchte der General Kamenskoi sich mit 5000 M. Verstärkung in die Stadt zu werfen; auch eine engl. Corvette, welche auf der Weichsel die nöthigen Kriegsvorräthe, Geld u. s. w. zuführen sollte, gerieth auf den Grund und wurde von den Belagerern genommen. Der Mangel an Munition und der vom Feinde beabsichtigte Hauptsturm, der bei der Überlegenheit desselben in seinem Ergebnisse nicht zweifelhaft sein konnte, bestimmte endlich den Gouverneur, Grafen von Kalckreuth, am 24. Mai zur Capitulation auf dieselben Bedingungen, die er dem General d'Yvre am 22. Juli 1793 bei der Übergabe von Mainz bewilligt hatte. Die Besatzung verließ am 27. Mai die Festung mit Kriegsehren und der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, den Einwohnern aber ward eine Kriegssteuer von 20 Mill. Francs mit der Bewilligung allmählicher Bezahlung auferlegt. Der Marschall Lefebvre (s. d.) erhielt zur Belohnung für die Einnahme der Stadt den Titel eines Herzogs von Danzig. Durch den tilziter Frieden wurde D. als freie Stadt mit einem Gebiete von zwei Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleon's auf zwei deutsche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; doch konnte es, als franz. Waffenplatz, seiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein franz. Gouverneur, General Rapp, in Garnison daselbst blieb, und durch das Continentsystem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, zerstört war. In Folge des russ. Kriegs wurde D. am 31. Dec. 1812 in Belagerungsstand erklärt. Inzwischen gelang es doch den franz. und poln. Truppen des zehnten Armeecorps, sich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, ebenso langten noch Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg an, sodas die Garnison 30000 M. betrug, als gegen Ende Jan. 1813 das russ. Einschließungscorps, aus 6000 M. Kosaken bestehend, erschien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 M. Infanterie und 2500 M. Cavalerie mit 60 Feldgeschützen, unter dem Generallieutenant von Loewis, abgelöst wurde. Die blutigsten Ausfälle und Angriffe fanden am 4. Febr., 5. März, 27. Apr. und, nachdem am 1. Juni die Belagerer durch 8000 M. preuß. Landwehren unter dem Obersten Grafen Dohna verstärkt worden waren, am 9. Juli statt. Nach dem Waffenstillstande vom 24. Aug. übernahm der Herzog von Württemberg den Oberbefehl der Belagerungsarmee, der nun am 28. und 29. Aug., am 1., 7. und 17. Sept. und am 1. Nov. den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe die heftigsten Gefechte lieferte. Erst als ein engl. Geschwader sich von der Seeseite der Stadt genahet und dieselbe gemeinschaftlich mit den Landbatterien vom 1. Sept. an, auch mit Congreve'schen Raketen beschossen hatte und die zweite Parallele eröffnet worden war, kam am 17. Nov. eine Capitulation zu Stande, nach welcher die Garnison am 1. Jan. 1814 die Waffen strecken und mit der Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nach Frankreich geschickt werden sollte. Doch diese Bedingungen erhielten die Genehmigung des Kaisers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp, der wahrscheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfnisse heimlich hatte vernichten lassen und deshalb zu einer längern Vertheidigung keine hinreichenden Mittel besaß, mußte sich bequemen, die Festung so zu übergeben, daß am 1. Jan. alle Polen und Deutsche in ihr Vaterland entlassen wurden, am 2. aber alle Franzosen ausgerückt, um als Kriegsgefangene in das Innere Rußlands geführt zu werden. Während dieser elfmonatlichen Einschließung und Belagerung waren in der Stadt 309 Häuser und Speicher niedergebrannt,

1115 Gebäude beschädigt worden und eine Menge Menschen verhungert. Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück. Großen Schaden erlitt die Stadt am 6. Dec. 1815 durch das Ausfliegen eines Pulverthurms, sowie 1829 durch einen Durchbruch der Weichsel und 1831 durch die asiatische Cholera. Vgl. Löschin, „Geschichte D.s.“ (2 Bde., Danz. 1822); Blech, „Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D.“ (2 Bde., Danz. 1816); Döring, „Danziger Bilder“ (Danz. 1840) und „Münzen und Siegel der Stadt D., Elbing und Thorn“ (Berl. 1841).

Daphnäa, eigentlich die Lorberbekränzte, ist ein Beinamen der Diana, welche als solche einen Tempel zu Sparta hatte.

Daphne, die Tochter des arkadischen Flußgottes Ladon und der Gää oder des thessalischen Flußgottes Peneus, wurde von Apollon, zugleich aber auch von Leucippus, dem Sohne des Königs Dnomaus, geliebt. Leucippus verkleidete sich, um der Geliebten eher folgen zu können, als Jungfrau und mischte sich so unter die Nymphen, die Gespielinnen Jener, wurde aber auf Veranstaltung des Apollon beim Baden erkannt und sogleich von den Nymphen getödtet. Hierauf verfolgte Apollon die D., war aber in seiner Liebe nicht glücklicher. D. nämlich floh ihn und in dem Augenblicke, als er sie umarmen wollte, ward dieselbe von ihrer Mutter Gää in den Schoos derselben aufgenommen, oder nach Andern auf ihr Flehen in den immergrünen Lorbeerbaum verwandelt. — **Daphne**, die Tochter des Tiresias, eine berühmte Wahrsagerin, sonst Manto genannt, wurde im Kriege der Epigonen gefangen und dem Apollon geschenkt. — **Daphne**, eine Bergnymphe, war Priesterin beim Drakel zu Delphi.

Daphnis, ein Sohn des Hermes und einer Nymphe, der Erfinder der bukolischen Poesie, welcher seine Heerden am Fuße des Atna weidete und hierbei von dem Pan selbst in der Musik unterrichtet wurde, entflammte die Liebe einer Nymphe, ward aber derselben später gegen sein Versprechen untreu und zur Strafe dafür von ihr in einen Stein verwandelt, nach Theokrit aber von Liebe aufgezehrt.

Dapifer, s. Truchseß.

D'Arcet (Sean Pierre Jos.), berühmter franz. Chemiker, geb. zu Paris 1777, ein Sohn des am 13. Febr. 1801 als Dirigent der Porzellanmanufaktur zu Sevres verstorbenen, ebenfalls als Chemiker bekannten Jean D'A., ein Enkel Nouelle's, machte die gewöhnlichen mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien und wurde bereits 1801 als Münzwardein angestellt. Seitdem ist er unausgesetzt als technischer Chemiker thätig gewesen, und ihm verdankt man namentlich durchgreifende Verbesserungen der Pulverfabrikation, die äußerst folgenreiche Entdeckung der künstlichen Darstellung von Soda aus Kochsalz; ferner manche Verbesserungen in Zusammensetzung von Bronzen und ähnlichen Legierungen, in der Fabrikation von Stahlwaaren, besonders Waffen; umfanglichere Arbeiten über Benugung der Kastanien auf Zucker u. s. w., über Darstellung der Knochengallerte und eine ganze Reihe gesundheitspoliceilicher Vorschläge und Einrichtungen in Hinsicht auf Hospitäler und Waschanstalten, sowie für Goldarbeiter, Seifenfabriken, Blechhütten u. s. w. Seine neueste Schrift (1843) handelt über die Entfernung, in welche man gewisse Fabrikanlagen von den nächsten bewohnten Orten errichten darf. Seine Arbeiten finden sich in den „Annales de chimie et de physique“ und, so weit sie gesundheitspoliceiliche Gegenstände betreffen, in den „Annales d'hygiène publique“. — Sein Sohn, Felix D'A., hat sich ebenfalls bereits als Analytiker bekannt gemacht.

Dardanarius, ein Wort unbekannter Abstammung, bezeichnet einen Auffäufer und absichtlichen Vertheurer irgend eines Products, hauptsächlich aber der Lebensmittel und vor allen des Getreides. Dardaniae artes nannte man Zauberkünste, mittels deren das Getreide auf dem Halme verderbt wurde. Gegen den Kornwucher, Dardaniat genannt, eifern schon die Gesetze der röm. Kaiser, nach denen er als Criminalverbrechen bestraft wurde, gleich den ältern deutschen Reichsgesetzen und den einzelnen Landesgesetzgebungen. Ob man aber Recht hat, z. B. die Landleute unbedingt zu zwingen, daß sie ihre Producte selbst auf den Markt bringen, ist eine andere Frage. Die neuere Zeit ist auch hierin viel geneigter zu größerer Freiheit geworden.

Dardanellen heißen wahrscheinlich nach der alten Stadt Dardanus im Gebiete von

Troas die vier am Hellespont, auf der europ. und asiat. Küste, einandergegenüberliegenden Schlösser, welche jene Meerenge dermaßen beherrschen, daß sie als der Schlüssel von Konstantinopel angesehen werden. Den ersten Eingang des Hellespont überwachen die beiden, 2000 Klaftern voneinander entfernten Neuen Schlösser, welche in der Mitte des 17. Jahrh. unter Mohammed IV. zum Schutz der türk. Flotte gegen die Venetianer angelegt wurden. Vier Stunden nördlicher liegen, etwa 750 Klaftern auseinander, die Alten Schlösser, die Mohammed II. nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ. Mehr vorwärts wird der Kanal immer schmaler, und anderthalb Stunden von den Alten Schlössern nähern sich zwei hervorspringende Erdspitzen auf 375 Klaftern und bilden die zwölf Stunden lange Meerenge, den Hellespont (s. d.) oder die Dardanelenstraße, welche, mit keiner Befestigung versehen, in das Meer von Marmora führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptstadt des osman. Reichs an einem andern Kanale liegt, der das Schwarze Meer mit jenem verbindet. Im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellen-Schlösser hatte im vorigen Jahrh. die Pforte dieselben gänzlich verfallen lassen, sodaß am 26. Juli 1770 das aus drei Linienschiffen und vier Fregatten bestehende Geschwader des russ. Admirals Elphinstone bei der Verfolgung zweier türk. Linienschiffe vor den ersten Schlössern vorbeisegeln konnte, ohne auch nur von einem Schusse getroffen zu werden, da die türk. Batterien aus Mangel an Kriegsvorrath nur einmal feuern konnten. Durch dieses unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte das Erbiten des Baron Tott (s. d.) an, die Schlösser wiederherzustellen; doch der unbezwingliche Zustand, in den er sie versetzte, dauerte bei der Schlassheit der Türken nicht lange. Daher konnte am 19. Febr. 1807 der engl. Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten nebst mehren Brandern und Bombardierbooten die Durchfahrt durch die Dardanellen ohne Verlust bewerkstelligen, worauf am 20. Febr. zum ersten Male eine feindliche Flotte im Angesichte von Konstantinopel erschien. Sie sollte die angeknüpften Unterhandlungen unterstützen, richtete aber nichts aus; vielmehr waren die Türken während der Unterhandlungen unter der Leitung des franz. Gesandten Sebastiani so eifrig beschäftigt, Konstantinopel gegen einen Angriff zu sichern und die Dardanellen-Schlösser in Vertheidigungsstand zu setzen, daß Duckworth am 2. März nicht ohne Verlust zurücksegeln konnte, was ihm, seinem eigenen Geständnisse zufolge, acht Tage später nicht mehr möglich würde gewesen sein. Früher, sowie auch in dem 1809 zwischen der Pforte und England abgeschlossenen Friedensvertrage hatte Großbritannien das Princip der Pforte anerkannt, daß es zu allen Zeiten den Kriegsschiffen verboten sei, in die Meerenge der Dardanellen und in die des Schwarzen Meers einzulaufen. Im J. 1829 wurden die Dardanellen von einer russ. Flotte, mit Englands Zustimmung, gesperrt, und 1833, in dem ägypt. Kriege, der brit. und der franz. Flotte vom Divan nicht gestattet, dieselben zu passiren, während eine russ. Flotte bei Bujukdere ankerte. In einem Vertrage der Pforte vom Sept. 1841 mit den fünf Großmächten gaben die letztern von neuem das Versprechen, kein Kriegsschiff in die Dardanellen einlaufen zu lassen.

Dardanus, der Stammvater der Trojaner und somit der Römer, war, nach Apollodor, ein Sohn des Zeus und der Elektra und der Bruder des Iason. Aus seiner Heimat Samothrake wanderte er aus Gram über den Tod seines Bruders in die Gegend des nachherigen Troja, wo ihn der König Teukrus freundlich aufnahm, ihm Ländereien und sogar seine Tochter Bateaia zur Gemahlin gab, mit der er den Ilius und Erichthonius zeugte. Nach dem Tode des Teukrus erbte er Thron und Reich, das nun Dardania hieß. Nach der kretischen Sage ist er der Sohn des Krataeus und der Phronia; nach der italischen stammt er aus dem tuskischen Korythus. Dionysius von Halikarnas endlich, dessen Erzählung man es ansieht, daß er die verschiedenen Sagen vereinigen will, versetzt ihn nach Arkadien, wo er Chryse, die Tochter des Palas, heirathete, mit welcher er zwei Söhne, Ibaos und Dimas, zeugte. Von hier wurde er durch eine Überschwemmung genöthigt, auszuwandern, nahm seinen Weg nach Samothrake und von da nach Phrygien, wohin er auch den Cultus und die Bilder der Göttermutter Cybele (s. Palladium) brachte.

Dares, der Phrygier, wird als Verfasser der Schrift „De excidio Trojae“ genannt, die nach Angabe des vorgelegten Briefs an Callust durch Cornelius Nepos aus dem Griechischen übertragen sein soll, offenbar aber ein Product der spätesten Zeit ist, wenn auch der Gehalt zum Theil auf alten jetzt verlorenen Quellen beruhen mag. Der neueste Heraus-

geber derselben, Deberich, vermuthet, daß das in fehlerhafter Diction abgefaßte Werk in das 6. oder 7. Jahrh. gehört und von einem ungebildeten Römer herrührt. Bedeutung hat das Werk dadurch gewonnen, daß es für die zahlreichen Bearbeitungen der Sage von Troja im Mittelalter sowol in lat. als romanischer und deutscher Sprache die Grundlage bildet. Die erste datirte Ausgabe, mit dem *Diktys* (s. d.) zusammen, erschien in Mailand (1477, 4.); den ersten kritischen Text besorgte J. Mercerus (Par. 1618). Außerdem sind noch bemerkenswerth die Ausgaben von Anna Dacier (Par. 1680 und Amst. 1702, 4.) und besonders von A. Deberich (Bonn 1835).

Darfur oder das *Land Fur*, eine der größten Dasen der libyschen Wüste oder des östlichen Theils der Sahara in Afrika, die letzte, südliche Dasengruppe, hat weder einen Fluß, noch Quellen, weshalb Menschen und Thiere verschmachten müssen, wenn der Regen ausbleibt. Löwen, Rhinocerosse und Elefanten machen durch ihre Raublust und Wildheit das Land sehr unsicher. Die Bewohner, von schwarzer Hautfarbe, gehören nicht der Negerrace sondern einem der Berberstämme an. Sie sind Moslemen, treiben Ackerbau und nähren sich außerdem vom Handel. Große Karavananen gehen von hier nach Sudan, Agypten und Nubien, wo sie hauptsächlich Negersklaven, Elfenbein, Gummi, Straußfedern, Tamarinden und Nashörner verhandeln. Übrigens ist D. durch Einwanderung der westlichen Stämme zum Stapelplatz des Sudan geworden. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 200000, nach Andern, wohl übertrieben, auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Sie stehen unter einem erblichen Sultan mit unumschränkter Gewalt, der den großartigen Titel „Büffel der Büffel, Stier der Stiere, starker Elefant“ führt. Das Heer besteht aus ungefähr 30000 M., theils Freien, welche Ländereien als Sold bekommen, theils Sklaven. Jährlich wird eine Razzie oder Sklavensjagd nach Südwesten und in die nahen Dasenstriche unternommen. Die Residenz des Sultans und der Hauptplatz des Karavanenhandels aus dem Westen her ist Kobbé, mit 6000 G.; ferner sind zu bemerken Swaini, der Sammelplatz der Karavananen nach Agypten, und Kubfabia, der Schlüssel der Weststraße, mit beträchtlichem Handel, besonders in Baumwollenzegen.

Darien, s. *Panama* (Landenge von).

Darius ist der Name mehrer pers. Könige. **Darius I.**, der Sohn des Hystaspes, des Statthalters von Persis, verband sich im J. 521 mit sechs andern edlen Persern zur Ermordung des falschen Smerdis, der sich nach des Kambykses Tode des Throns bemächtigt hatte. Die Verschworenen hatten verabredet, daß sie am Morgen nach der That zu Pferd zusammenkommen wollten und daß Derjenige König sein sollte, dessen Pferd die aufgehende Sonne zuerst durch Gewieher begrüßen werde. Der Stallmeister des D. führte in der Nacht das Pferd seines Herrn an dem bestimmten Orte mit einer Stute zusammen und durch diese List geschah es, daß am nächsten Morgen des D. Pferd zuerst wieherte. So gelangte er zur Herrschaft, deren er sich durch Thatkraft würdig zeigte und in der er sich durch die Vermählung mit einer Tochter des Dances, des Hauptes der Verschwörung, und mit zwei Töchtern des Cyrus, von denen besonders Atossa Einfluß auf ihn gewann, befestigte. Die Stadt Babylon, die sich empört hatte, belagerte er zwei Jahre ohne Erfolg, bis sie ihn durch die Selbstaufopferung seines Feldherrn Zopyrus gewonnen ward. Dieser ging, nachdem er selbst seinen Körper grausam verstümmelt hatte, zu den Babyloniern über und täuschte sie durch das Vorgeben, daß er von D. so gemishandelt worden sei und daß er nach Mache dürste. Sie gaben ihm eine Befehlshaberstelle und vertrauten ihm endlich die ganze Stadt an, die er 517 dem D. überlieferte. Im J. 513 zog D. mit 700000 M. über eine Brücke, die über den Bosphorus und eine andere, die über die Donau geschlagen ward, gegen die Scythen, die ihn durch verstellte Flucht tief in ihr unwirthbares Land bis an den Darus (die Wolga) verlockten, sodaß er nur mit großem Verlust den Rückzug bewerkstelligte. Megabyzus, den er mit 80000 M. in Thrazien zurückließ, unterwarf dieses Land; D. selbst aber ging nach Asien zurück, wo er seine Herrschaft im Osten bis an den Indus ausdehnte. Die Unterstützung, welche die Athener und Eretrier den ionischen Städten gewährten, als diese das pers. Joch im J. 501 abwarfen, und ihre Theilnahme an der Verbrennung von Sardes veranlaßte den D., der auch durch den vertriebenen Athener Hippas aufgereizt ward, zu seinen Unternehmungen gegen Griechenland. Nach der Eroberung von Milet und der Unterwerfung der Jonier, sendete er 495 den Mardonius mit einem Heer durch Thrazien und Mace-

donien gegen Griechenland, zugleich wurde eine Flotte ausgesandt. Aber diese ward bei dem Vorgebirge Athos durch den Sturm zerstört und zerstreut, und Mardonius durch den Verlust, den er im Kampfe mit den Brygen, einem thracischen Stamme, erlitten hatte, zur Rückkehr nach Asien bewogen. Als hierauf die Herolde, durch die D. die Griechen zur Unterwerfung auffodern ließ, von den Athenern und Spartanern schmähslich zurückgewiesen worden waren, sandte D. 490 ein neues Heer unter Datis und Artaphernes mit 600 Schiffen aus. Naros wurde erobert, die übrigen Cycladen unterwarfen sich, Delos, die heilige Insel, wurde verschont, Eretria auf Cubda, nachdem es durch Verrath gefallen, zerstört; doch durch den Sieg, den die Athener bei Marathon, von Miltiades angeführt, über das pers. Heer erfochten, ward des D. Unternehmen vernichtet. Bei den Rüstungen zu einem neuen Zuge, den er selbst anführen wollte, ereilte ihn im J. 485 der Tod. In der Regierung des pers. Reichs, das er in 20 Satrapien eingetheilt und in welchem er ein geregeltes Steuersystem eingeführt hatte, folgte ihm sein Sohn Xerxes (s. d.). — Darius II., vor seiner Thronbesteigung Dhus genannt, einer der Bastarde (daher sein Beinamen Nothos) des Königs Artaxerxes I. Longimanus, gelangte nach der Befiegung seines Bruders Sogdianus, der den echten Thronerben Xerxes II. gemordet hatte, im J. 423 zur Regierung, in welcher er sich von Parysatis, seiner hinterlistigen und grausamen Schwester und Gemahlin, abhängig zeigte. Mehre Empörungen verschiedener Satrapen wurden glücklich unterdrückt, doch behauptete sich Amyrtäus im unabhängigen Besitz Aegyptens, den er 414 durch Abfall erworben hatte. Unter D. übten die Perser besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Cyrus, einen Sohn des Königs, bedeutenden Einfluß auf die griech. Verhältnisse während der letzten Zeiten des peloponnes. Kriegs aus. D. II. starb 405, ihm folgte sein ältester Sohn Artaxerxes II. — Eine Tochter dieses Letztern war Sisygambis, die Mutter des letzten pers. Königs Darius III., vor seiner Thronbesteigung Kodomannus genannt, der auch durch seinen Vater Arsames, den Sohn des Dfanes, eines jüngern Sohns Darius' II., von diesem abstammte, und durch Bagoas im J. 336 zur Herrschaft gelangte, nachdem dieser den Arses, einen Sohn Artaxerxes III. (s. d.), der von ihm selbst nach des Letztern Ermordung auf den Thron gehoben worden war, ebenfalls ermordet hatte. Als Bagoas auch D. nach dem Leben trachtete, ließ ihn dieser tödten. D. hat den Ruhm eines milden und gerechten Fürsten erworben, auch kriegerische Tapferkeit hatte er schon früher im Kriege gegen die Cadusier gezeigt, aber den Angriff Alexander des Großen vermochte er und sein Reich, das schon unter seinen Vorgängern durch die Uppigkeit derselben und durch Satrapenherrschaft entkräftet war, nicht zu widerstehen. Nachdem am Granikus 334 Mithridates, der Sidam des Königs, besiegt worden war, verlor D. selbst im J. 333 die Schlacht bei Issus; seine Mutter, seine Gemahlin und drei seiner Kinder fielen in Alexander's Gewalt, den D. vergeblich zum Frieden zu bewegen suchte. Die entscheidende Schlacht bei Gaugamela unweit Arbela im J. 331 öffnete dem siegreichen Alexander den Weg nach Susiana und in das eigentliche Persien. D. floh nach Ekbatana in Medien, und als ihn Alexander verfolgte, nach den nordöstlichen Provinzen. Auf dem Wege bemächtigte sich Bessus, der Satrap von Baktrien, seiner Person. Alexander selbst eilte, den König zu retten, als aber D. sich weigerte, dem Bessus auf der Flucht zu folgen, verwundete ihn dieser tödtlich und ließ ihn hilflos auf seinem Wagen liegen. Sterbend fanden ihn die Reiter Alexander's; ein Macedonier reichte ihm den letzten Labetrunk und erhielt von ihm den Auftrag, dem Alexander für die Großmuth zu danken, die er an seiner Familie bewiesen. Alexander, der gleich darauf hinzukam, fand D. schon verschieden (330); er beweinte ihn und sendete den todten Körper der Sisygambis, um ihn in dem Begräbniße der pers. Könige beizusetzen. (S. Alexander der Große.)

Darlehn (*mutuum*) nennt man einen Vertrag, wodurch der eine Theil, der Darleiher (*creditor*), eine bestimmte Quantität verbrauchbarer Dinge (*res fungibiles*), z. B. Getreide, gemünztes Geld u. s. w., einem andern, dem Schuldner (*debitor*), als Eigenthum überläßt, um solche beliebig zu gebrauchen, zu bestimmter Zeit aber ebenso viel von derselben Art zurückzugeben. Es gehört dieser Vertrag zu den Realverträgen, d. h. er wird vollständig durch den wirklichen Empfang der dargeliehenen Sachen, und es unterscheidet sich derselbe sowohl von dem Vertrage über ein künftig zu gebendes Darlehn, als auch von dem Leihvertrage

(*commodatum*), bei welchem letztern die geliehene Sache nicht zu verbrauchen sondern nur zu gebrauchen und in Natur zurückzugeben ist. Wer nicht die freie Verwaltung seines Vermögens hat, kann weder ein gültiges Darlehn geben, denn das Gegebene wird für ihn so gleich in natura zurückgefodert, noch empfangen, da, sobald er das Dargeliehene verbraucht, keine Verpflichtung zum Gesag vorbanden ist. Die röm. Gesetze, wie das *Senatusconsultum Macedonianum* aus den Zeiten des Kaisers Claudius, erklären ein Darlehn, welches einem in väterlicher Gewalt stehenden jungen Manne gegeben wird, für unverbindlich, d. h. der Darleiher hat kein Zurückforderungsrecht gegen den Schuldner, obwol er Das, was ihm darauf wirklich gezahlt wird, auch nicht wieder herauszugeben schuldig ist, und die Schuld durch eine spätere Anerkennung gültig werden kann. Aus dem Darlehnsvertrage an sich folgt nur die Verbindlichkeit zur Rückgabe des Empfangenen in gleicher Art und Zahl; doch können mancherlei Nebenbestimmungen hinzugefügt werden, wie z. B. die Entrichtung von Zinsen (s. d.), die Sicherheitsleistung durch Pfand und Bürgschaft und die schriftliche Form des Vertrags. (S. Schuldschein.)

Darlington, ein ansehnlicher und gewerbereicher Marktort in der engl. Grafschaft Durham unweit des Tees am Skern, hat eine schöne, im 12. Jahrh. erbaute gothische Kirche mit einem 180 F. hohen Thurme und zählt 7200 E., welche Leinwand-, Damast-, Wand-, Leder- und Wollenfabriken unterhalten. Auch befindet sich hier eine Mühle zur Schleifung optischer Gläser, eine vielfach benutzte Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle, von denen der eine 30 Yards im Durchmesser hält. Seit 1825 ist D. mit Stockton durch eine Eisenbahn verbunden.

Darm, **Darmkanal** oder die **Gedärme** nennen wir denjenigen Theil des menschlichen oder thierischen Körpers, welcher die im Magen verarbeiteten Stoffe aus diesem aufnimmt, dieselben durch eine eigenthümliche, den Windungen eines kriechenden Wurms nicht ganz unähnliche Bewegung, die peristaltische genannt, nach und nach weiter drängt und nach einer Reihe von Processen, welche das zur Ernährung des Körpers Taugliche von dem dazu Untauglichen abscheiden, ersteres zu weiterem Gebrauche abgibt, letzteres aber aufstößt. Der Darm beginnt mit dem sogenannten Pfortner (*pylorus*), einem wulstigen Muskelring, in den sich der Magen an seinem rechten Ende öffnet, und man unterscheidet zwei Hauptpartien, den **Dünndarm** (*intestinum tenue*) und den **Dickdarm** (*intestinum crassum*). Ersterer zerfällt wieder in den **Zwölffingerdarm** (*duodenum*), den **Leerdarm** (*jejunum*) und den **Krummdarm** (*ileum*), welche, in ihrem Bau wenig voneinander verschieden, das **Gefröse** (*mesenterium*) bilden. Der Dickdarm beginnt am Ende des Krummdarms mit dem **Blinddarm** (*intestinum caecum*), welchem der wurmförmige Anhang (*processus vermiformis*) angefügt ist, geht dann in den **Grimmdarm** (*colon*) über, von dessen drei Abtheilungen die erste (*colon ascendens*) an der rechten Seite des Unterleibs gerade hinauffleigt, die zweite (*colon transversum*) auf die linke Seite hinübergeht und die dritte (*colon descendens*) auf derselben Seite sich wieder herabsenkt, und endigt sich im Mastdarme (*intestinum rectum*). Der Darm besteht aus der innern Schleimhaut und der äußern Muskelhaut, welche durch eine Zwischenlage von Zellgewebe verbunden sind. Außerdem wird noch der größte Theil von der Bauchhaut eingeschlossen, welche die Lage desselben erhält. Der Dünndarm hat dünnere Wände und ist enger als der Dickdarm. Die Drüsen im Darmkanal, welche nach dem Mastdarm zu immer größer und gedrängter werden, sondern den Darmschleim ab, und die einsaugenden Gefäße, die in der Schleimhaut befindlich sind, nehmen den Nahrungstoff in sich auf. Die Länge des ganzen Darms beträgt das Fünf- bis Sechsfache des Körpers, dem er angehört. In der langen Reihe organischer Wesen von dem Menschen hinauf bis zu den Anfängen der Thierwelt, den Infusionsthierchen, bietet natürlich auch die Einrichtung des Darmkanals eine unendliche Verschiedenheit dar. Zeigen auch die Säugethiere eine schon sehr abweichende Formation der Verdauungswerkzeuge vom Munde bis zum Ausgange des Magens, so ist doch die Einrichtung des Darmkanals selbst von der des Menschen nicht mehr verschieden als durch die Größenverhältnisse des Thiers bedingt wird. Schon bei den Vögeln ändert sich diese Einrichtung insofern, als hier auch die Urinwerkzeuge ihr Product in den Darmkanal ergießen, sodas die

fer der einzige Ausführungsgang bleibt. Bis zu den Insekten hinab bleibt der Darm gewunden und läßt noch Abgrenzungen zwischen Dünn- und Dickdarm unterscheiden. Die größten Abweichungen folgen bei den niedrigeren Thierclassen. Bald ist der Darm noch gewunden, bald geht er vom Magen bis zum After in einer geraden Linie. Bisweilen besteht der ganze Darmkanal oder vielmehr der ganze Verdauungsapparat aus einem runden oder länglichen Schlauch, dessen einzige Öffnung die Functionen von Mund und After in sich vereinigt, doch lassen sich immer noch selbst bei vielen Arten der Infusionsthierie zwei Öffnungen, die eine zur Aufnahme des Nahrungsstoffs, die andere zur Absonderung des Unbrauchbaren, mit einem dazwischen liegenden Verdauungskanale, wahrnehmen. Unter den Krankheiten der Gedärme ist die *Darmentzündung*, die in Folge von Erkältung, äußern Verletzungen, Einklemmung bei Brüchen, Darmeinschiebungen u. s. w. entsteht und immer sehr gefährlich ist wegen des leicht hinzutretenden Brandes, die am häufigsten vorkommende. Die *Darmverengung*, wo eine verengerte Stelle im Darmkanal den Durchgang des Speisefreis hindert, ist meist eine Folge chronischer Unterleibsleiden und geht zuweilen in *Darmerhärtung* und *Darmverschließung* über, die zumeist tödtlichen Ausgang haben.

Darmsaiten, zum Bezichen der Geigeninstrumente, Harfen, Lauten, Gitarren u. s. w., werden von den Darmsaitenmachern oder in besondern Fabriken aus den dünnsten und elastischsten Gedärmen der Lämmer, jungen Gemsen, Mehe, Ziegen und Kagen durch Zusammenziehen mittels des Darmhaspels und Seilerrads verfertigt. Die Zurichtung derselben zu diesem Zwecke ist höchst mühsam. Zu den feinsten Violinsaiten (Quinten) werden drei, zu den stärksten (Quarten) sieben, zu den größten Basssaiten 120 Därme genommen. Das erste Erfoderniß einer guten Darmsaite ist vollkommene Gleichheit der Stärke in ihrer ganzen Länge, die aber durch sorgfältiges Gespinnst, nicht durch Glättung mittels Bimssteins hergestellt sein darf. Die besten Darmsaiten, gewöhnlich *romansische Saiten* genannt, welche sich durch Feinheit, klare Durchsichtigkeit, Elasticität und Dauer empfehlen, liefert Italien, namentlich Neapel. In Deutschland werden zu Nürnberg, Augsburg, Regensburg, München, Kallmünz und Mittenwalde in Baiern, zu Adorf und Neukirchen im sächs. Voigtlande, zu Hanau, Offenbach, Aschaffenburg, Wien, Prag und Schönbach in Böhmen viele und gute Darmsaiten verfertigt, die zwar den besten italienischen nachstehen, die französischen dagegen übertreffen.

Darmstadt, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Hessen (s. d.), in der Provinz Starkenburg, liegt am kleinen Flusse Darm, der sie in Alt- und Neustadt scheidet, und ist der Sitz der obersten Behörde des Landes und der Provinz sowie eines Oberappellationsgerichts, das zugleich das Cassationsgericht bildet. Die Altstadt ist finster und unregelmäßig gebaut; die Neustadt dagegen hat sehr regelmäßig angelegte breite Straßen, wie die Rhein- und Neckarstraße, große freie Plätze, z. B. den Luisenplatz, ein regelmäßiges Achteck, auf welchen vier Straßen münden, mit dem Denkmale des Großherzogs Ludwig's I., und schöne Gebäude. Unter den vier Kirchen ist nur die neue katholische Kirche, die 1822—27 erbaut wurde und eine Rotunde bildet, zu erwähnen. In der Altstadt sind nächst dem im alten franz. Stile seit 1717 erbauten großherzoglichen Residenzschlosse, welches die Gemälde-, Antiken-, Waffen-, Münz-, Naturalien- und Korkmodellensammlung, die Bibliothek von 90000 Bänden, das physikalische und mathematische Cabinet enthält, als vorzügliche Gebäude zu erwähnen das umfangreiche Prinzenpalais, das prachtvolle von Moller 1819 erbaute Hofoperntheater, welches 2000 Zuschauer faßt, und das Zeughaus, eins der geräumigsten in ganz Deutschland, welches früher als Exercierhaus gebraucht wurde, jetzt aber zum Artilleriedepot dient. In der Neustadt sind außer der neuen katholischen Kirche das Palais des Erbgroßherzogs, das landgräfliche Palais, das Casinogebäude, die beiden Collegienhäuser, der Marstall und die Casernen die hervorragendsten Gebäude. Die Zahl der Einwohner beläuft sich mit Einschluß des Dorfes Bessungen, welches 2000 E. zählt, jedoch ohne das Militair, auf 29000, darunter 2500 Katholiken und etwa 600 Juden; im J. 1794 zählte die Stadt nicht viel über 7000 E. D. hat ein Gymnasium, ein Pädagogium, eine Artillerie- und Militairschule, eine Realschule und viele andere treffliche und wohlthätige Anstalten, wie z. B. die 1827 gemachte Wilhelminensiftung, eine Töchterversorgungsanstalt. Die Bewohner sind sehr gewerbthätig und fertigen Leinen- und Wollenwaaren, Tape-

ten, Buntpapier, Kutschen, Gold- und Silberwaaren, Wachslichte, Stärke, Taback u. s. w.; auch gibt es in D. vier Buchhandlungen und elf Buchdruckereien. In der Nähe liegt das Jagdschloß Kranichstein und eine Viertelstunde von D., bei Bessungen, beginnt die romantische Bergstraße (s. d.), welche nach Heidelberg führt. Vgl. „D. und seine Umgebungen“ (Darmst. 1836). D. wird zuerst in Urkunden des 11. Jahrh. erwähnt und noch zu Anfange des 14. Jahrh. war es Dorf im Besitze der Grafen von Ragenellbogen, die jedoch 1380 für dasselbe Stadt- und Festungsrecht vom Kaiser erlangten. Allmählig hob es sich nun, sodas daselbst 1403 der rheinländische Adel ein großes Turnier halten konnte. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Ragenellbogen mit Philipp's Tode im J. 1479 kam D. an Hessen. Im Schmalkaldischen Kriege ward es durch das kaiserliche Heer eingenommen und das alte Schloß in die Luft gesprengt. Nach Philipp des Großmüthigen Tode im J. 1567 fiel die Stadt bei der Theilung an dessen jüngsten Sohn Georg, der sie zu seiner Residenz wählte und Stifter der hessen-darmstädtischen Linie wurde. Mehr noch als er thaten für die Erweiterung der Stadt die Landgrafen Ludwig V. und VI.; doch ihren höchsten Glanzpunkt erreichte sie unter dem Großherzog Ludwig I. In D. wurde 1820—22 der sogenannte Darmstädter Handelscongrès von den Bevollmächtigten mehrerer süddeutschen Staaten gehalten, der damals allerdings zu keinem Ergebnisse führte, der aber die Grundlage des 1828 zwischen Hessen-Darmstadt und Preußen abgeschlossenen Zollvereins bildet. Vgl. Dieffenbach, „Geschichte von D.“ (Darmst. 1836).

Darre nennt man eine Vorrichtung zum Trocknen des Obstes, Flachses und Malzes. Die **Obst-** und **Flachsdarre** bilden ein längliches Viereck in der Höhe eines gewöhnlichen Backofens, und sehr vorthellhaft ist es, sie mit den Gemeindebacköfen zu verbinden, in denen sämmtliche Gemeindeglieder mit namhafter Ersparung an Brennmaterial backen. Unter den verschiedenen Arten der Malzdarre sind namentlich die englische und die Rauchdarre anzuführen; erstere eignet sich besonders bei Stein- und Braunfohlenfeuerung, letztere bei Holzfeuerung. Eine neue Malzdarre, die sich durch Zweckmäßigkeit empfiehlt, hat Nietsch erfunden. — **Darrhaus** nennt man die besonders in den russ. Ostseeprovinzen vorkommenden Gebäude zum Trocknen des Getreides im Stroh und zum Ausdreschen desselben.

Darrsucht bezeichnet eine Anzahl Krankheiten, die in ihren Ursachen zwar sehr verschieden, in ihren sichtbaren Symptomen jedoch untereinander sehr ähnlich sind. Während bei den Schwindsuchten ein wichtiges Organ des Körpers durch Vereiterung, also durch Übergang in einen flüssigen Zustand verloren geht, erscheinen die Darrsuchten als allgemeine Vertrocknung, deren Ursache darin liegt, daß die erkrankten Organe der Ernährung nicht so viel Ertrag an Stoffen und Kräften liefern, als der naturgemäße Verbrauch erfordert. Die Darrsucht kommt in jedem Lebensalter vor; bei Kindern ist sie beiden Geschlechtern gleich gefährlich, unter den Erwachsenen trifft sie hauptsächlich die Männer. (S. Atrophie.)

Darstellung heißt überhaupt die Handlung, durch welche man etwas zu einem Gegenstande der äußern Anschauung macht. Das, was dargestellt wird, kann entweder ein Wirkliches sein, welches im Bilde der sinnlichen Auffassung dargeboten wird, oder ein innerlich Gedachtes und Vorgebildetes, für welches die Darstellung einen sinnlich-anschaulichen Ausdruck sucht. So versteht man namentlich unter ästhetischer Darstellung diejenige Behandlung eines ästhetischen Stoffes, wodurch er eine ihm entsprechende, durch sich selbst gefallende Form für die Anschauung erhält. Dieser Stoff ist immer eine ästhetische Idee, und in dem Maße, wie der Künstler diese Idee behandelt, erreicht oder verliert er seinen Zweck, nämlich die Darstellung derselben. Sie ist nicht mit der bloßen mechanischen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechseln, die nur das Mittel zur Darstellung ist. Ein sinnlich Anschaubares soll eine bestimmte Idee des Geistes ausdrücken und einen dieser Idee gemäßen Gefühlszustand hervorbringen. In dieser Forderung liegen Anschaulichkeit, Objectivität und Vollständigkeit als die Bedingungen, unter denen dieses allein bewirkt werden kann. Am meisten und im engsten Sinne sind es die bildenden Künste, und unter diesen vornehmlich die Plastik, welche darstellen können, indem sie das künstlerisch Gedachte als wirklichen, raumerfüllenden Gegenstand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinstellen; sie bringen Gestalten im eigentlichen Sinne hervor. Wo andere Künste, namentlich die Poesie, darstellen,

ist dies nur dadurch möglich, daß sie in dem Auffassenden durch das Mittel der Darstellung, die Sprache, diejenigen Vorstellungen und Gefühle erregen, die der Gegenstand, wenn er selbst vor das Auge hinträte, erregen würde. Auf dieser Täuschung beruht gleichwol die poetische Wahrheit der Darstellung. Unter den durch die Poesie darstellbaren Gegenständen behaupten die den ersten Rang, welche Handlung in sich begreifen; daher man darstellende Dichtungsarten vorzugsweise diejenigen nennt, welche Handlungen oder Ereignisse zum Gegenstande haben. (S. Poesie.) Der Schauspieler hat die darstellende Poesie, und zwar durch seine ganze Persönlichkeit, zu versinnlichen. Die handelnde Person, die er aus dem Drama des Dichters vorstellt, soll er nicht bloß vorstellen, d. h. er soll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Person sei, sondern soll sie darstellen, d. h. er soll jenen Schein bis zur Täuschung erheben, als sehe man wirklich jene Person. Daher hat man wegen der vollkommenen persönlichen Vergegenwärtigung oft auch die mimischen Künste vorzugsweise die darstellenden Künste genannt.

Daru (Pierre Antoine Bruno, Graf), einer der bedeutendsten Staatsmänner Frankreichs aus der Schule der Revolution und Napoleon's, geb. zu Montpellier 1767, betrat im 16. Jahre die militairische Laufbahn, nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten hatte. Beim Ausbruche der Revolution gab er sich, wie alle junge Männer von Geist, den Grundsätzen derselben völlig hin, weil sie ihm zugleich eine glänzende Laufbahn eröffnete. Poesie und Literatur blieben indeß seine Lieblingsbeschäftigungen; für sie wußte er selbst im Lager und bei den fremdartigsten Arbeiten Zeit zu gewinnen. Seinen Ruf als Dichter gründete er durch die „Traduction en vers des poésies d'Horace“ (Par. 1800; 6. Aufl., 2 Bde., 1823), die neben manchen profaischen Stellen einzelne vollendete Partien enthält. Um dieselbe Zeit erschien seine „Cléopédie, ou la théorie des réputations en littérature“ (Par. 1800), ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Napoleon war ihm ganz besonders gewogen, D. aber auch dafür demselben mit unbegrenztem Eifer ergeben. Die ihm anvertrauten wichtigen Verwaltungsgeschäfte vollzog er stets im Interesse Frankreichs und seines Kaisers mit der größten Genauigkeit, wodurch er sich freilich von andern Seiten einen ebenso großen Haß als ehe aus der Verkennung seines Standpunktes hervorgegangene unrechtmäßige Beurtheilung zuzog. Dies gilt insbesondere von seiner Verwaltung als Generalintendant in Osterreich und in Preußen in den J. 1805, 1806 und 1809. Als Mitglied des Staatsraths erwarb er sich den Ruhm, mit dem Kaiser der fleißigste und thätigste Arbeiter desselben zu sein, und es gibt fast keinen Posten in der höhern Verwaltung, den D. nicht bekleidet hätte. Zur Zeit der ersten Restauration hatte er das Portefeuille der allgemeinen Kriegsverwaltung. Blücher ließ in seinem Haß D.'s Besitzungen sequestriren; doch diese unbillige Maßregel ward aufgehoben, sobald sie zur Kenntniß der verbündeten Monarchen gekommen. Im J. 1818 wurde D. zum Pair ernannt und 1828, nachdem er schon seit 1805 Mitglied des Nationalinstituts gewesen, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von Staatsämtern seit der Restauration entfernt, widmete er seine Muse vorzüglich geschichtlichen Studien und war als Mitglied der Pairskammer einer der eifrigsten Vertheidiger der liberalen Grundsätze. Er starb auf seinem Landsitze Becheville bei Meulan am 5. Sept. 1829. Sein Hauptwerk, die „Histoire de la république de Venise“ (7 Bde., Par. 1819—21; 4. Aufl., 8 Bde., 1828), machte Epoche im Gebiete der historischen Literatur und wird stets ihren Werth behaupten. Einen deutschen Auszug daraus lieferte Bolzenthals (3 Bde., Lpz. 1825—27). Seine „Histoire de la Bretagne“ (3 Bde., Par. 1826) ist zwar minder anziehend als die Geschichte Venedigs, aber wie diese den gründlichen Forscher und den kräftigen Darsteller bewährend. Seine „Notions statistiques sur la librairie, pour servir à la discussion des lois sur la presse“ (Par. 1827, 4.) haben ein allgemeines staatswirthschaftliches Interesse. Ein nachgelassenes didaktisches Gedicht „L'astronomie“ (Par. 1830) ist eine seiner besten poetischen Leistungen.

Darwin (Erasmus), engl. Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. am 12. Dec. 1731 zu Eiston bei Newark in der Grafschaft Nottingham, studirte in Cambridge und Edinburg und lebte später in Derby, wo er am 10. Apr. 1802 starb. Er stand eine Zeit lang wegen seines medicinischen Systems im Ruf, bis man das Unhaltbare, Folgewidrige und Ungründliche desselben erkannte. Unter seinen Werken sind zu erwähnen „Zoonomy

or the laws of organic life" (Lond. 1794, 4., und öfter; deutsch von Brandis, 5 Bde., Hannov. 1795—99), „Phytonomia, or the philosophy of agriculture and gardening" (Lond. 1800, 4.; deutsch von Hebenstreit, 2 Bde., Lpz. 1801), „The botanic garden etc." (Lond. 1788; 4. Aufl., 2 Bde., Lond. 1799), ein Gedicht voll philosophischer Ideen und glühender Einbildungskraft, und das nicht minder originelle Lehrgedicht „The temple of nature, or the origin of society" (Lond. 1803, 4.; deutsch von Kraus, Braunschv. 1808), welche beide letztern Gedichte auch unter dem Titel „Poetical works" (3 Bde., Lond. 1806) erschienen. Vgl. Crome, „Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus D.'s Botanic garden" (Hannov. 1810). D.'s Namen verehrigte Rudge durch die Aufstellung der Pflanzengattung *Darwinia*, und sein Leben beschrieb Miss Seward 1804.

Daschkow (Katharina Romanowna, Fürstin), geborene Gräfin Woronzow, eine edle und berühmte Frau, geb. 1744, hatte von frühester Jugend an eine wissenschaftliche Bildung erhalten und suchte vornehmlich durch fortgesetztes Studium der Griechen und Römer den Geist des Alterthums zu erfassen. Sie wurde schon im 18. Jahre Witwe, war eine vertraute Freundin der Kaiserin Katharina II. und bezeugte sich außerordentlich thätig bei der Thronbesteigung derselben. Als eines der Häupter der Verschwörung gegen Peter III. führte sie in Uniform und zu Pferde einen Theil der Truppen der Kaiserin entgegen, die sich hierauf selbst an die Spitze derselben stellte. Da aber die Kaiserin ihrem Verlangen, als Oberster im kaiserlichen Garderegiment zu commandiren, nicht willfahrte, entfernte sie sich aus deren Nähe und widmete sich ganz wissenschaftlichen Arbeiten. Erst nach längerer Abwesenheit kehrte sie nach Petersburg zurück und wurde 1782 zum Director der Akademie der Wissenschaften und 1783 zum Präsidenten der neuerrichteten russ. Akademie erwählt. Im J. 1796 gab sie ihre Ämter auf. Sie starb zu Moskau 1810. Außer mehren Lustspielen und andern kleinen Schriften in russ. Sprache, welche sie herausgab, beförderte sie auch sehr thätig das Erscheinen des Wörterbuchs der russ. Akademie. Ihre sehr interessanten Memoiren wurden nach dem Original von ihrer Freundin, der Mistress W. Beadford, herausgegeben (2 Bde., Lond. 1840).

Dassel (die Grafen von), ein berühmtes deutsches Grafengeschlecht, die, weil ihre Grafschaft in dem rauhen Sollingewalde lag, auch Raugrafen genannt wurden, erbauten schon in frühester Zeit die Stadt und die Burg Dassel, die jetzt zum hannöv. Fürstenthum Hildesheim gehört. Das Geschlecht erlosch mit Graf Simon von D. im J. 1329, der die Stadt Dassel und das Schloß Hundesrück noch bei Lebzeiten an das Hochstift Hildesheim verkaufte. Unter den frühern Grafen sind am berühmtesten Walter (um J. 700), den die Chroniken als ersten Grafen erwähnen, dessen Sohn Bernhard I., der bei seiner Verheirathung mit Hasela, der Tochter Bittkeind's von Sachsen, das Christenthum annahm und 795 starb, und Adolf der Kühne, der zu Anfang des 12. Jahrh. das Stift Nordheim verbrannte, weshalb er in die Acht kam und den größten Theil seiner Besigungen verlor.

Data, d. i. das Gegebene, heißen in der Mathematik die gegebenen Stücke einer Aufgabe, aus denen man die unbekanntn Stücke finden soll. Die „Data“ des griech. Mathematikers Euklides (s. d.) sind eine Sammlung von Lehrsätzen, welche zeigen, wie aus gewissen gegebenen Größen oder Verhältnissen andere folgen.

Dataria heißt diejenige Abtheilung der Curia gratiae oder päpstlichen Verwaltungsbehörde, von welcher die kirchlichen Gnadensachen expedirt werden. An ihrer Spitze steht ein Cardinal, gegenwärtig Pacca, der den Titel *Prodatarius* führt; vor ihr Forum gehören namentlich die Befegung kleinerer kirchlicher Pfründen, die dem Papste reservirt sind, und die Dispensationen in solchen Fällen, welche nicht geheim gehalten werden müssen, z. B. in Ehesachen, bei Gelübden und Eiden.

Dati (Carlo), ital. Sprachgelehrter und Schriftsteller, geb. in Florenz 1619, in seiner Jugend von Galilei unterrichtet, beschäftigte sich mit mathematischen und physikalischen, auch astronomischen Untersuchungen, deren Frucht jedoch nur in wenigen Bruchstücken und kleinen Abhandlungen aufbehalten ist. Seinen Ruf, der in seiner Zeit so bedeutend war, daß ausgezeichnete Gelehrte seine Bekanntschaft zu suchen pfl egten, daß die Königin Christine ihn zu sich nach Rom und Ludwig XIV. nach Paris einlud, erwarb er als Forscher im

Gebiete der toscanischen Sprache und als Verfasser der Lebensbeschreibungen griech. Künstler. Den Berufung fremder Mächtigen zog er den Aufenthalt im Vaterlande vor, wo er 1647 den Lehrstuhl der griech. und lat. Sprache und Alterthumskunde erhielt, Mitglied der Akademie der Crusca wurde und im Jan. 1675 starb. Er unternahm die Sammlung von Sprachmustern, „Prose fiorentine“, für die er aber nur den ersten Band der ersten Abtheilung, „Orazioni di varj autori“ enthaltend (Flor. 1661), lieferte; Andere setzten später das Werk fort, das auf 17 Bände anwuchs. In Gemeinschaft mit dem Marchese Carponi und Franc. Redi arbeitete er unablässig an der Vermehrung und Berichtigung des Wörterbuchs der Crusca. Durch seine Kenntnisse und Arbeiten auf diesem Felde erwarb er den Beinamen des toscanischen Varro. Seine „Vite de (quattro) pittori antichi“ (Zeuxis, Parrhasius, Apelles und Protogenes), Ludwig XIV. 1667 zugeeignet, sind in verschiedenen Ausgaben erschienen, auch in die „Biblioteca enciclop.“ (Bd. 14, Mail. 1831) aufgenommen. Briefe von ihm gab Dom. Moreni heraus (Flor. 1825). — Übrigens ist der Name *Dati* schon alt bekannt in der ital. Literatur. Ein *Goro D.* verfasste im 15. Jahrh. ein astronomisches Gedicht; dessen Bruder, der Dominicaner *Leonardo D.*, lat. Gedichte. — Zu den ersten rohen Versuchen dramatischer Dichtung in ital. Sprache gehört die „Leidensgeschichte und Auferstehung Christi“ von *Giuliano D.*, die im Colosseum zu Rom um 1450 aufgeführt wurde. — *Agostino D.*, dessen Leben *Alessand. Bandiera* beschrieben hat (Rom 1733), ist Verfasser einer Geschichte von Siena in lat. Sprache, die dessen Sohn *Niccolo D.* 1503 herausgab. Desselben *Agostino* „*Elegantiae*“ erschienen in der ersten Zeit des ital. Bücherdrucks 1470 und wurden so oft aufgelegt, wie damals wenige Bücher.

Datteln, s. *Palmen*.

Datum, d. h. Gegeben, nennt man die Bemerkung der Zeit, in welcher Urkunden ausgefertigt sind, während durch *Actum*, d. h. Geschehen, der Zeitpunkt, in welchem über den Inhalt derselben verhandelt wurde, angegeben wird. Es haben daher die nämlichen Urkunden oft ein früheres *Actum* und ein späteres *Datum*, andere wieder beides vereinigt, *Actum et datum*. Mit Angabe der Zeit, des Jahrs und Tags, zuweilen auch der Stunde, ist in der Regel auch Angabe des Orts verbunden, an welchem die Urkunde ausgefertigt wurde. Die Art der Bezeichnung des Jahrs und Tags war in verschiedenen Ländern und Zeiten sehr abweichend; die Alten datirten gewöhnlich nach ihren Königen und obem Magistratspersonen. Die Völker des Abendlandes im Mittelalter setzten die Regierungsjahre ihrer Kaiser und Könige, sungen aber schon sehr frühzeitig an, nebenher oder ganz allein das Jahr nach der Geburt Christi in ihren Urkunden anzugeben, häufig auch die Indictionen (s. d.), der Römer Zinszahl, beizufügen. Was die Angabe des Tags betrifft, so pflegte man den Monatstag entweder nach der Zahlordnung oder nach dem Namen eines Heiligen oder Festes zu bezeichnen. Die in alten Urkunden am häufigsten vorkommenden Datumsbezeichnungen sind folgende: *Absolutionis dies* oder *Coena domini* hieß der Gründonnerstag, *Anima-rum dies* der 2. Nov., *Apparitio domini* der 6. Jan., *Benedicta* der Dreifaltigkeitssonntag, *Candelatio*, *festum candelarum* oder *pacificatio Mariae* der 2. Febr., *Caristia* der 22. Febr., *Carnisprivium* die ersten Tage der Fasten, *Carnivora* der Fastenachtsdienstag, *Clausum pascha* der erste Sonntag nach Ostern, *Daemon mutus* der dritte Sonntag der Fasten, *Dies burarum* der erste Fastensonntag, *Dies magnus* der Ostersonntag, *Dies pingnes* die drei Tage vor Aschermittwoch, *Dominica duplex* der Dreifaltigkeitssonntag, *Exaltatio sanctae crucis* der 14. Sept., *Feria prima*, *secunda* u. s. w. Sonntag, Montag u. s. w., *Festum apostolorum* der 1. Mai, *Festum asinorum* der 25. Dec., *Festum Christi* Weihnachten, *Festum stellae* der 6. Jan., *Johannes albus* das Fest Johannis des Täufers der 24. Juni, *Mensis novarum* der Monat April, *Mensis purgatorius* der Monat Februar, *Natale sanctae Mariae* der 1. Jan., *Nox sacra* die Nacht vor Ostersonntag, *Pascha primum* der 22. März, *Pascha ultimum* der 25. April, *Pascha rosarum* der Pfingstsonntag, *Susceptio sanctae crucis* der erste Sonntag im Aug., *Transfiguratio* der zweite Fastensonntag, *Vigilia Horemii* der 9. Aug. Bei den beweglichen Festen des Kalenders entstehen oft viele Schwierigkeiten in der Entzifferung der Daten alter Schriften, nicht nur weil in den frühern Zeiten das Osterfest, von welchem alle bewegliche Feste abhängen, in den verschiedenen Gegenden verschiednen bestimmt wurde, sondern auch weil der Anfang des Jahrs selbst nicht überall

gleich angenommen wurde. Im frühen Mittelalter fing man in einigen Ländern das Jahr mit dem 1. März an, in andern mit dem Jan., wieder in andern mit dem 25. Dec. oder mit Weihnachten, oder auch mit dem Osterfonntage selbst.

Daub (Karl), einer der wichtigsten Repräsentanten der neuern speculativen Theologie, geb. am 20. März 1765 zu Kassel von armen Eltern, verlebte seine Jugend unter beschränkten Verhältnissen. Schon frühzeitig inbeß entwickelte sich seine Liebe zu den Wissenschaften, und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt weckten die Schriften des Platon in ihm ein tiefes Bedürfnis philosophischen Denkens. Er studirte seit 1786 in Marburg, wo er Liebmann's Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und wurde dann hier Mitaufseher der königlichen Stipendiaten und 1791 akademischer Docent. Persönliche Unannehmlichkeiten scheinen ihn bewogen zu haben, schon 1794 die Stelle eines Lehrers der Philosophie an der hohen Landeschule zu Hanau anzunehmen, welche mit einer ordentlichen Professur der Theologie zu Heidelberg zu vertauschen sich ihm noch in demselben Jahre Gelegenheit bot. Hiermit hatte D. einen ihm angemessenen Wirkungskreis gewonnen, den er an derselben Universität mit unausgesetztem Eifer bis an seinen den 22. Nov. 1836 plötzlich erfolgten Tod ausfüllte. Für das Verhältniß zwischen Philosophie und Theologie sind D.'s Schriften deshalb so wichtig, weil sich in ihnen der Einfluß, den der Wechsel der neuern philosophischen Systeme seit Kant auf die Theologie ausübte, abspiegelt. D.'s früheste Schriften, z. B. das „Lehrbuch der Katechetik“ (Heidelb. 1801), stehen noch auf dem Standpunkte des Kant'schen Criticismus; bald darauf bemächtigte sich seiner die Schelling'sche Identitätsphilosophie, und unter ihrem Einflusse entstanden schon der Aufsatz „Über Theologie und ihre Encyclopädie“ in den „Heidelberger Studien“ (Bd. 2) und die Darstellung der Dogmatik unter dem Titel „Theologumena sive doctrinae de religione christiana ex natura Dei perspecta repetendae capita potiora“ (Heidelb. 1806) nebst den erläuternden „Vorlesungen“ darüber in den „Heidelberger Studien“ (1808). Das mystische Element, welches sich in ihnen geltend macht, trat sehr stark hervor in der wol vorzugsweise unter den Einfluß der Schelling'schen Abhandlung über die menschliche Freiheit entstandenen Schrift „Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Böse im Verhältnisse zum Guten“ (Heidelb. 1816; 2. Aufl., 1818), in welcher allen Ernstes der Satan, als „sein eigener Schöpfer“, als das „wundervollste Schenkel der Natur“, den Gott gleichwol aus „Liebe“ dulde, für die Ursache des Bösen erklärt wird. Nachdem Hegel namentlich durch D.'s Einfluß nach Heidelberg berufen worden war, verdrängte die Hegel'sche Dialektik dieses mystische Element, und D. zeigte sich in mehreren Recensionen und Abhandlungen in den berliner „Jahrbücher“ und den von Ullmann und Umbreit herausgegebenen „Studien und Kritiken“ (z. B. „Über den Logos, ein Beitrag zur Logik der göttlichen Namen“, 1832) als einen der einflussreichsten Vertreter der damals mit der Theologie noch nicht zerfallenen Hegel'schen Schule. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung war „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens“ (Heidelb. 1833). Wegen seines Übergangs von Kant zu Schelling und von Schelling zu Hegel hat man ihn den Talleyrand der Theologie genannt; die Veränderungen seines Standpunktes gründeten sich aber vielmehr auf die subjective Überzeugung nothwendiger wissenschaftlicher Fortschritte. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit und sein strenger wissenschaftlicher Ernst leben in dem Andenken seiner Schüler und Freunde fort. Bis zu seinem Tode, der ihn auf dem Katheder überraschte, erfüllte er die Pflichten seines Berufs. Bald nachher begannen Marheineke und Dittenberger eine Sammlung seiner „Theologischen und philosophischen Vorlesungen“ (Bd. 1—6, Berl. 1838—43) herauszugeben, enthaltend die „Vorlesungen über die philosophische Anthropologie“ (1838), „Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes“ (1839), „Vorlesungen über die Prolegomena zur theologischen Moral und über die Principien der Ethik“ (1839), „System der theologischen Moral“ (1840—43) und „System der christlichen Dogmatik“ (Berl. 1841). Noch bei Lebzeiten D.'s war erschienen „Dr. Karl D.; Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit“, herausgegeben von Kröger (Altona 1834). Vgl. außerdem Rosenkranz, „Erinnerungen an Karl D.“ (Berl. 1837) und die schöne und lebendige Charakteristik D.'s in Strauß's „Charakteristiken und Kritiken“ (Lpz. 1839).

Daubenton (Sean Louis Marie), franz. Naturforscher und Arzt, geb. am 29. Mai 1716 zu Montbar, wurde 1744 Mitglied der Akademie und im folgenden Jahre Director des Cabinets der Naturgeschichte zu Paris, welches er im Verein mit seinem Jugendfreunde Buffon zu einer der merkwürdigsten Anstalten der Hauptstadt erhob. Während der Schreckenszeit konnte er ruhig seine Studien fortsetzen, da man, als ein Zeugniß seines Bürgerfinns gefodert wurde, ihn seiner Section als Schafhirt vorstellte, der sich damit beschäftigte, die span. Schafe in Frankreich einzuführen. Obgleich von Natur sehr schwächlich, erreichte er doch durch Mäßigkeit ein sehr hohes Alter. Er wohnte am 31. Dec. 1799 zum ersten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf und er bewußtlos in die Arme seiner Freunde sank. Den größten Ruf erwarb er sich durch seinen Antheil an Buffon's „Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere“, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, Klarheit und Scharfsinn ausgearbeiteten anatomischen Theil verdankt. In der Folge nahm er jedoch keinen Theil mehr an dem Werke, indem er sich beleidigt fühlte, daß Buffon eine Ausgabe mit Hinweglassung des anatomischen Theils veranstaltet hatte. Die „Mémoires“ der Akademie bereicherte er durch eine Menge anatomischer Entdeckungen und durch Untersuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterschiede, über die Veredlung der Wolle und die Behandlung der Thierkrankheiten. Er war der treueste Beobachter der Natur und wußte sich stets von Buffon's Hypothesen frei zu halten. Auch die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Oekonomie verdanken ihm vieles Licht. In der „Encyclopédie“ bearbeitete er den naturhistorischen Theil. Außerdem ist er Verfasser einer Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. der „Instruction pour les bergers“ (3. Aufl., Par. 1796; deutsch von Wichmann, Liegn. 1799); der „Mémoire sur les indigestions“ (Par. 1798; deutsch, 5. Aufl., Wien 1842).

Daulatabad oder **Dowlatabad**, die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der Provinz **Uringabad** (s. d.), der größtentheils dem Nizam von Hyderabad gehört, ehemals unter mongol. Herrschaft groß und blühend, jetzt aber verödet und herabgekommen, ist als eine gewaltige Felsenfeste merkwürdig. Das Castell liegt auf einem etwa 500 F. hohen, beinahe senkrechten Granitfelsen, umgeben von einem 30 F. breiten Wassergraben und hat ein langes, 12 F. hohes, durch Felsen gehauenes Gewölbe als einzigen Zugang. In der Nähe von D. beim Dorfe **Ellora** (s. d.) finden sich merkwürdige Felsengrotten und Tempel. Die Stadt hieß ursprünglich **Sagara** und war die Residenz eines mächtigen Hindufürsten, bis sie 1293 von den Moslemern erobert und ausgeplündert wurde. Später erfürmte sie 1595 Nizam Schah von Ahmednuggur, nach dessen Tode sie Malik Amber in Besiz nahm, dessen Familie sich bis zum J. 1654 behauptete, wo D. von den Mongolen genommen wurde, die nun den Sitz der Regierung nach Uringabad verlegten. Im 18. Jahrh. fiel D. mit Uringabad in die Hände Nizam el Mull's, dessen Nachkommen, die Nizam von Hyderabad sich im Besiz des Gebiets und der Stadt behauptet haben.

Däumling, ähnlich von **Daum**, wie **πυγμαίος**, d. h. Häufeling, Zwerg, von **πυγμή** gebildet, ist ein bekannter Held im Kindermärchen, der nach vielen drolligen Abenteuern zuletzt mit Hülfe der Siebenmeilenstiefeln die Königstochter sich gewinnt. Vgl. die große Ausgabe der „Kindermärchen“ der Gebrüder Grimm. Das Märchen veranschaulicht dem Kindesalter, wie der Geist im kleinen Körper über die rohe ungebildete Körperkraft siegreich sich zu erheben und den höchsten Preis zu erstreben befähigt ist. In manchen Stücken berührt sich das Märchen vom Däumling mit dem vom **Dümmeling**, d. h. dem Einfältigen im guten Sinne, der ohne Erfahrung mitten in das Treiben der Welt gestofen manche Fährlichkeit bestehen muß, woraus er zuletzt, klüger geworden, aber seines Herzens Einfalt bewahrend, siegreich hervorgeht und belohnt wird.

Dann (Leop. Jos. Maria, Reichsgraf von), oberster Anführer der kaiserlichen Truppen während des Siebenjährigen Kriegs, wurde zu Wien am 25. Sept. 1705 geboren. Schon sein Großvater **Wilh. Joh. Ant. von D.**, gest. 1706, und sein Vater **Wrich Phil. Lor. von D.**, gest. 1741, der sich im span. Erbfolgekriege auszeichnete, waren kaiserliche Feldmarschälle gewesen. Auch der junge D., obgleich anfangs dem geistlichen Stande bestimmt, trat bald aus vorhersehender Neigung zur militairischen Laufbahn über und wurde in das Regiment seines Vaters eingestellt. Nachdem er die gewöhnlichen Dienst-

grade schnell durchlaufen, erwarb er seine ersten Lorbern als Generalmajor in dem Türkenkriege von 1737 — 39 unter dem Grafen Seckendorf. Hierauf 1730 zum Feldmarschalllieutenant ernannt, nahm er an den beiden ersten schles. Kriegen sowie im östr. Erbfolgekriege an der Belagerung Prags, der Eroberung Baierns und der Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein rühmlichen Antheil. Der Ruf seiner Tapferkeit und Vorsicht, den er sich bereits erworben, und seine Verheirathung mit der Gräfin von Fur, einer Günstlingin der Maria Theresia, setzten ihn in dem Vertrauen seiner Kaiserin unerschütterlich fest. Nach dem Frieden mit Preußen im J. 1745 ward er Generalfeldzeugmeister, kämpfte hierauf 1746 — 48 in den Niederlanden gegen die Franzosen und erhielt 1754 die Würde eines Feldmarschalls. Beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs commandirte er 1757 die zweite große Hauptarmee in Mähren, rückte, nachdem die Schlacht bei Prag für die Oesterreicher unter Browne verloren gegangen war, Friedrich II., welcher Prag belagerte, bis Kollin (s. d.) entgegen und lieferte hier am 18. Juni die Schlacht, durch welche er nach langem angestrengten Kampfe dem König zwang, die Belagerung aufzuheben und Böhmen zu räumen. Als Maria Theresia zum Andenken dieser Schlacht den nach ihr genannten Orden stiftete, ward D. der zweite Ritter desselben. Einen andern bedeutenden Sieg trug er in dem Überfalle bei Hochkirch (s. d.) in der Nacht vom 14. Oct. 1758 über Friedrich II. davon, der sich nach diesem Schlage aus der Lausitz zurückziehen mußte. Hier würde er ohne Zweifel das ganze preuß. Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Baden-Durlach mit seinem Corps zu spät angekommen wäre. Ebenso zwang er den preuß. General Finck am 21. Nov. 1759 bei Maxen sich mit 11000 M. zu ergeben. Dagegen trug er durch sein Zögen die Schuld, daß Laudon bei Liegnitz geschlagen wurde, und auch bei Torgau am 3. Nov. 1760 ward ihm der gehoffte Sieg in Folge seiner Verwundung und durch Zietzen's kühn erneuerten Angriff entzogen. Wegen seiner Wunden begab er sich einige Zeit nach Wien, kehrte aber schon 1761 auf den Kampfplatz zurück, wo er zuerst in Sachsen dem Prinzen Heinrich, dann in Schlesien dem König gegenüberstand, ohne jedoch von jetzt an etwas Entscheidendes zu wagen. Man hat D.'s zögernde, jedes Wagniß vermeidende Art, Krieg zu führen, vielfach getadelt; allein sie hatte weder Unkunde noch Unentschlossenheit zum Grunde, sondern entsprang aus der richtigen Beurtheilung seines großen Gegners. Einen Feldherrn, wie Friedrich II., der, ohne einem Höhern zur Rechenschaft verpflichtet zu sein, die kühnsten Unternehmungen, bei denen sein Geist nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs erkannte, wagen durfte, dem die Kühnheit gewissermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge seiner Feinde, denen er nur durch Vereinzelung und rasch aufeinander folgende Siege zu widerstehen vermochte, konnte der in seinem Wirkungskreise abhängige D. keinen lähmenden Widerstand leisten, als wenn er sich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich II. selbst erkannte sehr wohl, welchen gefährlichen Gegner er an D. habe. Begründeter ist der Tadel, daß D. nicht die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verstand. Von Charakter war D. höchst rechtschaffen, in seinen Berufsgeschäften unermüdet thätig, dabei sehr religiös und in seinen letzten Lebensjahren sogar übertrieben ängstlich in Beobachtung der in der katholischen Kirche üblichen Gebräuche. Er starb am 5. Febr. 1776.

Daunou (Pierre Claude Franç.), ein durch Kenntnisse und Charakter ausgezeichnete Franz. Gelehrter, Publicist und Staatsmann, geb. am 18. Aug. 1761 zu Boulogne-sur-Mer, trat, nachdem er sich tüchtige Kenntnisse erworben, in die Congregation des Dratoriums. Obgleich hiermit dem geistlichen Stande angehörig, warf er sich doch in die Strudel der Revolution und wurde 1792 als Abgeordneter des Département Pas de Calais in den Nationalconvent berufen, wo er muthig und beharrlich mit seinem Landsmanne, dem berühmten Thomas Payne, die Competenz der Versammlung als Gerichtshof im Proceß Ludwig's XVI. bestritt und auf Gefangenschaft des Königs während des Kriegs, dann auf Verbannung antrug. Dies und seine Vertheidigung der Girondisten gegen die Partei des Bergs brachten auch ihn ins Gefängniß. Durch den Sturz Robespierre's am 9. Thermidor ward er vom gewissen Tode errettet und trat nun die einflußreichste Wirkksamkeit im Convente an, indem er sich lebhaft bei allen Gesetzesentwürfen betheiligte, die eine neue Organisation des der Auflösung nahen Staats bezweckten. So entwarf er namentlich die Constitution vom

J. III. Im Rathe der Fünfhundert setzte er seine Thätigkeit fort, wurde dann von der Regierung mit der Organisation der röm. Republik beauftragt und half nach dem 18. Brumaire die Constitution vom J. VIII entwerfen. Später trat er, nachdem er die Erhebung zum Staatsrath ausgeschlagen, in das Tribonat, aus dem ihn aber der erste Consul entfernte, weil er dessen Pläne für die Monarchie unablässig bekämpfte. Demnächst wurde er Bibliothekar des Pantheons, 1804 Director des Archivs des Gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs, welche Stelle er bei der Restauration verlor. Erst die Julirevolution gab ihm dieselbe zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte, die er seit 1819 am Collège de France bekleidet hatte. Im J. 1818 war er Mitglied der Deputirtenkammer, in der er zur freisinnigen Opposition gehörte und sich kräftig für den öffentlichen Unterricht verwandte. Erst nach der Julirevolution wurde er wieder in dieselbe gewählt, doch zog er sich 1834 von dieser öffentlichen Wirksamkeit für immer zurück und starb am 20. Juni 1840. Er war Mitglied und beständiger Secretair der Akademie der Inschriften und schönen Künste, sowie, von ihrer Stiftung an, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Schriften, mit denen er gewöhnlich in die Ereignisse seiner Zeit eingriff, erwähnen wir den „Essai sur l'instruction publique“ (Par. 1793), „Essai sur la constitution, etc.“ (Par. 1793), worin er die Grundzüge des Gesellschaftsstaats entwickelte; „Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie“ (Par. 1802) und „Essai historique sur puissance temporelle des papes“ (Par. 1810), eine durch Freisinnigkeit und Forschung ausgezeichnete Schrift, die 1813 auf höhern Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderung, und zuletzt 1828 (Par., 4 Bde.) wieder abgedruckt wurde. Auch verdanken wir ihm eine vollständige Ausgabe von Nulhière's „Histoire de l'anarchie de Pologne“ (4 Bde., Par. 1807) und die beste Ausgabe der Werke Boileau's, wie der Schriften Chénier's und Laharpe's. Überdies war er seit der Restauration Hauptredacteur des „Journal des savants“, und in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe franz. Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet, wie er denn auch lebhaften Antheil an dem Vereine für die Literaturgeschichte Frankreichs nahm.

Daunus, der Bruder des Japyx und Peucetius, kam mit diesen aus Arabien nach Apulien. — Ein anderer **Daunus**, der Sohn des Pylumnus und der Danae (s. d.), war der Vater oder Ahnherr des Turnus. — **Daunus** hieß auch ein apulischer König, der Vater der Eoppe, zu dem **Diomedes** (s. d.) kam.

Dauphin (Delphinus), der frühere Titel des ältesten Sohns der Könige von Frankreich, war ursprünglich der Herrschertitel der souverainen Herren der gleichbenannten franz. Provinz, der **Dauphiné** (s. d.). Der kinderlose Humbert II. vermachte nämlich 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipp's VI. von Frankreich unter der Bedingung, daß der jedesmalige franz. Thronerbe den Titel Dauphin von Viennois führen und die Dauphiné beherrschen sollte. Noch Ludwig XI. gestand dem Dauphin bedeutende, fast souveraine Rechte zu; seitdem aber verlor die Provinz ihr eigenthümliches Staatsrecht, und es sank nun die Würde zum bloßen Titel des präsumtiven Thronfolgers aus der unmittelbaren Descendenz des regierenden Königs herab, bis nach der Julirevolution auch dieser abgeschafft wurde. In der Auvergne muß sonst ein ähnliches Verhältniß stattgefunden haben, wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. an; in den Dichtungen jener Zeit führt sogar schon der Sohn Wilhelm's VII. den Namen Dauphin d'Auvergne. **Dauphiné d'Auvergne** heißt gegenwärtig ein kleiner Canton des Departements Puy-de-Dôme, dessen Hauptort Vaudables ist. — Zum Gebrauche für den Unterricht des Dauphin ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montausier, von den beiden Lehrern des Dauphin, Bossuet und Huet, eine Ausgabe der röm. und griech. Classiker „in usum Delphini“ besorgen, die mit Ausnahme des Dvid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien, aber freilich dem Standpunkte der heutigen Kritik zum großen Theile nicht mehr genügen kann.

Dauphiné (Delphinatus), eine der ehemaligen Provinzen Frankreichs, die bei der neuen Landeseinteilung in die Departements der Isère, Drôme und der Oberalpen zerfiel, im Osten durch die Alpen, im Süden durch die Provence, im Norden und Westen von der Rhone begrenzt und von drei Nebenflüssen derselben, der Isère, Drôme und Durance durchströmt,

ist gegen die Rhone hin flach (Niederdauphiné), im Osten aber durch die Cottischen Alpen gebirgig (Oberdauphiné). In der Oberdauphiné hat sich manche alte Volkseigenthümlichkeit erhalten, welche sich noch gegenwärtig, wenn auch mehr und mehr verwischt, in besondern Sitten, Gebräuchen und in phantastischen Sagen ausdrückt. In der Volkssprache ist, was die Hochlande anlangt, das keltische Element vorherrschend, wogegen das Flachland sich mehr zu dem romanischen Idiom hinneigt; doch sind in beiden verschiedene Unterdialekte bemerkbar, eine Erscheinung, welche man aus der Verschiedenheit der Volkszweige, die das Land zur Zeit des Eindringens der Römer in Gallien inne hatten, sowie aus der nachmaligen verschiedenmäßigen Beimischung fremder Volkselemente zu erklären sucht. Nach Verfall der Römerherrschaft, welche hier und besonders zu Vienne viele Spuren ihres großartigen Daseins zurückgelassen hat, bildete das Land den südlichsten Theil des bis zur Durance sich erstreckenden Reichs der Burgunder. Mit diesem kam es unter die Botmäßigkeit der Franken und seit der Zerstückelung der karolingischen Monarchie gehörte es zu dem neuen burgundischen Reiche von Arles, mit welchem es durch Vermächtniß 1032 in den Besiß des deutschen Kaisers überging und so bis in die Mitte des 14. Jahrh. in Verbindung mit Deutschland blieb. Schon seit Besitzergreifung der Burgunder war dieser Theil des röm. Galliens nach german. Weise in Gauve getheilt, welche so ziemlich die geographische Grundlage für die nach Verfall der Gauverfassung hier sich bildenden dynastischen Herrschaften abgaben, aus deren allmähligem Zusammenwachsen die Gesammtherrschaft und nachmalige franz. Provinz Dauphiné entstand. Bereits in der Mitte des 11. Jahrh. wird ein Graf von Albon, Guigo I. erwähnt, dessen Sohn, Guigo II. sich Graf von Grénoble oder Graisivaudan nannte, aber erst der Enkel dieses Legtern, Guigo IV., um die Mitte des 12. Jahrh., führte den seitdem auch auf die Landschaft übertragenen Beinamen Dauphin (s. d.), über dessen dunkeln Ursprung und Verhältniß zu dem erst später zum Vorschein kommenden Wappenbilde (dem Delphin) viel gefabelt worden ist. Mit Guigo's IV. Sohne, Guigo V., der sich Graf und Dauphin von Viennois nannte, starb gegen Ende des 12. Jahrh. diese erste Dynastie aus. Der Sohn, welchen Guigo's VI. Erbtochter Beatrix mit Hugo von Burgund erzeugt hatte, Guigo VI. Andreas, eröffnete zu Anfang des 13. Jahrh. die zweite Reihe. Guigo VI. veräußerte seine burgundischen Stammgüter, verband aber dafür mit seinem mütterlichen Erbe das Hérathégut seiner Gemahlin und andere Districte. Das Bestreben der Dauphins, ihr Gebiet zu schließen und die Landeshoheit zu erringen, welches namentlich in den auch hier im 13. Jahrh. sich äußernden Parteikämpfen der Guelfen und Gibellinen hervortrat, gelang ihnen zwar, wegen der unbeugsamen Macht der fünf Bischöfe des Landes, nicht vollständig, doch erfreuten sie sich fast durchgehend, insbesondere bei den Händeln mit ihrem gefährlichen provenzalischen Nachbar, Karl von Anjou, der Gunst der deutschen Kaiser, bei welchen sie das Seneschallamt des arelatischen Reichs bekleideten. Mit Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, starb diese Dynastie 1281 wieder aus, und seine Schwester Anna, die Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour du Pin, vererbte, ungeachtet der von dem nächsten Agnaten, dem Herzog Robert von Burgund, dagegen erhobenen Ansprüche, das Land auf ihren Sohn Johann II., den Stifter der dritten Dynastie, der nun auch die Herrschaft Latour du Pin, wegen welcher er lange mit dem savoyischen Hause in Streit gelegen, sowie mehrere Baronien damit vereinigte und das wachsende Ansehen des delphinatischen Herrschertums dergestalt steigerte, daß sein Sohn Guigo VIII. von Ludwig dem Baiern mit dem Königstitel beehrt ward, den dieser aber nicht eher annehmen wollte, als bis Ludwig selbst vom Paps die Kaiserkrone empfangen habe, worüber er inzwischen 1333 starb. Ihm folgte sein Bruder Humbert II., der 1335 das Unglück hatte, seinen einzigen ehelichen Sohn (seine uneheliche Nachkommenschaft hat sich bis auf die Gegenwart in den Herren von Vienne erhalten) zu verlieren, weshalb er vorläufig 1343 und dann definitiv 1349 sein Land gegen eine Jahresrente an Karl von Valois, den ältesten Sohn des Königs Philipp VI. von Frankreich, abtrat, unter der Bedingung, daß der jedesmalige franz. Thronerbe den Titel Dauphin de Viennois, nebst dem dazu gehörigen Wappen, führen, daß das Land seine Integrität und seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bekräftigten Freiheiten und Privilegien bewahren und daß dasselbe, was der Kaiser, als Oberlehnherr, ausdrücklich verlangte, nie dem franz. Reiche völlig einverleibt

werden solle. Diese Bedingungen des Vertrags blieben denn auch im Allgemeinen bis zum J. 1790 in Kraft, nur daß schon 1355 Faucigny und im utrechter Frieden von 1713 auch die übrigen, im Osten der Alpen gelegenen Gebietstheile an Savoyen abgetreten wurden, wogegen aber die Krone Frankreich nicht nur allmählig alle Hoheitsrechte, welche die deutschen Kaiser noch bis Mitte des 14. Jahrh. in der Dauphiné ausgeübt hatten, an sich riß, sondern auch 1446 die nachmals an verschiedene Personen als standesherrliches Herzogthum verlehene Grafschaft Valentinois damit vereinigte.

Daurien, ein bedeutendes Alpenland, welches vom Baikalsee und von der Lena sowie von der Mongolei begrenzt ist, bildet den südlichsten Theil, namentlich den Kreis Nerfshinsk des russ. Gouvernements Irkuzk. Es hat seinen Namen von dem tungussischen Volksstamme der Dauri, welche ehemals hier wohnten und die Bergwerke auf Silber bearbeiteten. Das Land besteht aus mehren Gebirgsmassen, namentlich dem mongolischen Grenzgebirge, Khan Dola genannt, im Süden, und dem daurischen Gebirge im Innern. Zahlreiche Berge wechseln mit kalten Hochsteppen, Wäldern, Morastland und Thälern. Die erstern sind steil nach Norden abstürzende Granitlager, auf den Abhängen mit Felsentrümmern bedeckt, und schauerliche Wildnisse. Ungeheure Granitblöcke lagern sich auf den Berg- und Steppenflächen, und die Bergkuppen, schneebedeckt, verlieren sich in den Wolken. Felsen, welche Festungswerken und Ruinen gleichen, krönen die Berge und rauchen vom Nebel gleich Vulkanen. Die Gewässer sind zahlreich und die Gebirgsquellen geben hauptsächlich den Zuflüssen des Amur ihren Wassereichtum; außerdem eilen zahlreiche Waldbäche und Wildgewässer zur Lena hinab. Das Klima des Landes ist sehr rauh; daher Viehzucht, Holzbenutzung, Jagd, Bergbau und Hüttenbetrieb, sowie Fracht- und Transithandel nach den nördlichen Provinzen des chines. Reichs und des russ. Asiens die Hauptbeschäftigung der ziemlich wohlhabenden russ. Landleute bilden. Außer den Russen wohnen hier Buräten als Ackerleute und Hirten, Tungusen, die mit ihren Pferden, Rindern, Kamelen, Schafen und Ziegen in den Gebirgen umherziehen, und Mongolen. Der bedeutendste Ort ist die Kreisstadt Nerfshinsk (s. d.), außerdem sind noch zu erwähnen Streitsk an der Schilka, Doroninsk an der Ingoda und die Grenzfestung Zuruhaitu, letztere als Zoll und Handelsplatz an der Straße, welche durch die Mandchurie nach China führt.

Dauth (Joh. Maxim.), ein Schwärmer und Chiliaist des 18. Jahrh., geb. zu Niederhoden, kündigte um 1710 in Frankfurt am Main, wo er als Schuhmachergesell lebte, den nahen Eintritt des Jüngsten Gerichts an und weissagte allen Staaten und Städten, die ihm nicht glauben würden, den Untergang. Als Ruhestörer verwiesen, fuhr er eine Zeit lang fort, in den Niederlanden und im Wittgensteinischen sein Wesen zu treiben, und verleitete besonders in der Gegend von Ulm mehre Bauern zum Abfalle von der protestantischen Kirche, deren Glieder er Heuschelchristen und scheinheilige Pietisten nannte. Später verschwand er. Von ihm erschien die „Helle Donnerposaune von den bevorstehenden Gerichten Gottes über das röm. Reich“ (Frankf. 1709).

Davenant (Sir William), ein fruchtbarer engl. Dramatiker, dessen Schauspiele jedoch nicht mehr auf dem Theater, sondern nur in der Literaturgeschichte einen Namen haben, war zu Orford 1605 geboren und kam schon früh in Verbindung mit dem Hofe. Nachdem er mehre dramatische Festspiele (Masken) für den letztern geschrieben, wurde er 1637 nach Ben Jonson's Tode Hofdichter. Als eifriger Royalist verdächtig geworden, rettete er sich 1641 durch die Flucht nach Frankreich. Nach einigen Jahren zurückgekehrt, mußte er zum zweiten Mal dahin flüchten und ward dort katholisch. Auf der Fahrt nach Amerika im J. 1650 von einem engl. Kreuzer gefangen, schwebte schon das Todesurtheil über seinem Haupte; nur Milton's Vermittelung soll ihn gerettet haben. Nach zweijähriger Haft erhielt er seine Freiheit; man gestattete ihm, in London dramatische Unterhaltungen zu geben, welche Declamation mit Musik verbanden und woraus eine Art Darstellung hervorging, die sich der Oper näherte. Er starb am 17. Apr. 1668. Seine Dramen zeichnen sich vor den übrigen seiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correctheit aus, ohne durch eigenthümliches Feuer einen Anspruch auf Dauer zu machen. Er selbst hoffte größern Ruhm durch sein unvollendet gebliebenes episches Gedicht „Gandibert“ (in Anderson's „British poets“ abgedruckt) zu erwerben. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London (1673, Fol.).

David, König in Israel, der jüngste Sohn Isai's, eines angesehenen Mannes zu Bethlehem, vom Stamme Juda, war wahrscheinlich in einer Prophetenschule gebildet und zeichnete sich durch Talente, Muth und Tapferkeit, z. B. im Kampfe mit Goliath, so aus, daß Samuel, der Hohenpriester, ihn noch bei Lebzeiten Saul's durch die Salbung zum künftigen König weihte. Saul, der ihn als seinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein Bürgerkrieg entstand, der bis zu Saul's Tode dauerte. Hierauf bestieg D. den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Saul's Sohn, Isoboseth, zu ihrem Könige erwählt, nach dessen Ermordung erst D. zum Besitze des ganzen Reichs gelangte, das er von 1055—15 v. Chr. regierte. Seine erste Unternehmung war ein Krieg gegen die Jebusiter, mitten in Palästina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jerusalem zur Residenz und die Burg zum Sitze des Centralgottesdienstes. Hierauf unterjochte er die Philister, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und nach einem langen Kriege mit Hadadisar von Zoba das damascenische Syrien. Sein Reich erstreckte sich vom Euphrat bis an das Mittelmeer und von Phönizien bis an den Arabischen Meerbusen und zählte mehr als 5 Mill. Bewohner. Er beförderte Schiffahrt und Handel, besonders mit Tyrus, und suchte sein Volk durch die Künste, namentlich die Baukunst, zu bilden. Außerdem sorgte er für den Cultus durch Eintheilung der Priester und Leviten in bestimmte Classen, sowie durch Anstellung heiliger Sänger und Dichter, für die Justiz durch Einführung von Ober- und Unterrichtern, für das Kriegswesen durch Gründung eines stehenden Heers. Seinen Dichtergeist lehren uns manche von ihm aufbewahrte Gesänge kennen, das Klagesied um Jonathan, das um Abner und manche Psalmen. Indes verleiteten ihn seine Ausschweifungen in der Liebe zu manchen Grausamkeiten; die Eifersucht aber unter den Söhnen der verschiedenen Mütter gab endlich zur Empörung in seiner eigenen Familie Veranlassung. Sein Sohn Absalon suchte ihn vom Throne zu stürzen und kam in dem darüber entstandenen Kriege um. Auch die spätere Empörung Adonia's, des ältesten Sohns D.'s, ward glücklich unterdrückt. Auf dem Todbette übergab er die Regierung seinem Sohne Salomo. Vgl. Chandler, „Kritische Lebensgeschichte D.'s“ (deutsch von Diederichs, 2 Bde., Brem. 1777—80); Niemyer, „Charakteristik der Bibel“ (Bd. 4), und Haffe, „Idiognomik D.'s“ (Jena 1784).

David (Christian Georg Nathan), dän. Journalist und Staatswirthschaftslehrer, geb. am 16. Jan. 1793 in Kopenhagen, wo sein Vater ein angesehener jüd. Großhändler war, erhielt eine wissenschaftliche Jugendbildung. Nachdem er zur christlichen Religion übergetreten, bezog er 1809 die Universität zu Kopenhagen, wo er vorzugsweise philosophische und politische Wissenschaften studirte. Von Kopenhagen ging er 1815 ins Ausland und hielt sich längere Zeit in Göttingen auf, wo er zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen lehrte er an der dasigen Universität und gewann sich als fleißiger Schriftsteller durch die praktische Tendenz der meisten seiner staatswissenschaftlichen Arbeiten einen ansehnlichen Kreis von Lesern. Er gab ein staatsökonomisches „Archiv“ (2 Bde., 1826—29) heraus und suchte jeden Fortschritt, jede Erfahrung des Auslandes seinem Vaterlande möglichst nutzbar zu machen. Im J. 1830 zum Professor der Staatswirthschaft ernannt, nahm er in den nächsten Jahren eine Stellung ein, die ihm bei seinen Talenten einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die politische Entwicklung seines Volks sicherte. Nach Einführung der Provinzialstände im J. 1834 begründete er das Journal „Fädrelandet“, welches der innern Politik und namentlich der Fortentwicklung der neuen politischen Institutionen geweiht sein sollte. Schon indes nach wenigen Monaten wurden der Regierung die Tendenz, der Ton und die Farbe des Blattes verdächtig und D. auf den Grund einiger stärkern, aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen angeklagt, die Verfassung des Reichs geschmährt und Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs gezeigt, sowie auch die absolute monarchische Regierung überhaupt getadelt zu haben. Zwar wurde er von der Anklage freigesprochen, jedoch in die Kosten verurtheilt, auch von dem Höchsten Gerichte, an welches die Regierung appellirte, seine Freisprechung bestätigt; allein seine Feinde wußten doch seine Entfernung vom Lehrstuhle an der Universität zu bewirken, noch ehe er aus Paris, wohin er sich im Sommer 1835 begeben, zurückgekehrt war. Nach der Rückkehr ins Vaterland setzte er seine Zeitschrift, die inzwischen sein Freund Hage redigirt hatte, wieder fort, und es wirkt dieselbe noch immer viel Gutes. Auch sonst war D. viel-

fältig in öffentlichen Geschäften thätig, so namentlich lange Zeit als Bankrepräsentant. Im J. 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England; 1840 wurde er zum Bürgerrepräsentanten in Kopenhagen und zum Deputirten der ständischen Versammlung in Roskilde ernannt, 1841 Mitglied des Rathes in Kopenhagen und der Commission für das Gefängnißwesen. In den J. 1841 und 1842 unternahm er auf königliche Kosten eine Reise nach England, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland, um das Gefängnißwesen dieser Staaten zu untersuchen.

David (Jacq. Louis), der Stifter der neuern franz. Malerschule, geb. zu Paris am 30. Aug. 1748, hatte namentlich Wien zum Lehrer, welcher die Regeneration der damals in Manier versunkenen Historienmalerei in Frankreich begann. Im J. 1775 gewann er den großen Preis an der pariser Akademie und folgte Wien nach Rom, der zum Director der franz. Akademie daselbst ernannt worden war. Durch unermüdlige Studien suchte er sich mit der Formenschönheit der antiken Bildwerke vertraut zu machen; doch copirte er auch ein Abendmahlsstück nach Valentin, und selbst in seinem Belisar, welchen er, nach Paris zurückgekehrt, im J. 1781 zum Behuf der Aufnahme in die Akademie malte, ist noch nicht das entschiedene Bestreben sichtbar, die Formen der Antike in die Malerei einzutragen, welches nachmals der vorstehende Charakter seiner Werke und seiner Schule wurde. Diese Richtung entwickelte sich vielmehr erst, als er 1784 abermals nach Rom kam und das große Bild, den Schwur der Horatier, ausführte, welches ihm Ludwig XVI. aufgetragen hatte, und das man als den Anfang einer neuen Kunstperiode betrachten kann. Im J. 1787 malte er Paris und Helena und dann den Tod des Sokrates, welche seinen Ruf ungemein steigerten, zumal da er auch als Portraitmaler Aufsehen zu machen anfing. Vom Feueereifer für die Revolution hingerissen, führte er 1789 einen Brutus aus, der seine Söhne zum Tode verurtheilt. Auch gab er meist die Ideen zu den zahlreichen Denkmälern und republikanischen Festen jener Zeit an. Unter Andern schlug er vor, aus den Trümmern der Königsstatuen ein Denkmal auf dem Pontneuf zu errichten, welches das Volk als Niesen darstelle. Im J. 1792 wurde er Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent, dem er im Jan. 1794 präsidirte, und Mitglied des Sicherheitsausschusses. Im Proceß Ludwigs XVI. stimmte er für dessen Tod. Während der Schreckensregierung war er einer der wüthendsten Jakobiner und Robespierre ganz ergeben. Nach Robespierre's Sturze in großer Gefahr, rettete ihn nur sein Ruf als Maler vom Blutgerüste. Zu den Revolutionscenen, welche er durch seinen Pinsel zu verewigen suchte, gehören die Ermordung Marat's und Pelletier's, vorzüglich aber der Schwur im Ballhause und Ludwig's Eintritt in die Nationalversammlung am 4. Febr., welches letztere Gemälde er 1790 dem Geseßgebenden Körper verehrte. Den Culminationspunkt seines Talents zeigen seine Sabinerinnen, die er seit 1799 öffentlich ausstellte, was ihm gegen 100000 Francs eingebracht haben soll. Napoleon ernannte ihn 1804 zu seinem ersten Maler und gab ihm den Auftrag zu vier Gemälden, unter denen die Darstellung der Kaiserkrönung sich auszeichnet. Auch gehören zu seinen berühmtesten Werken aus dieser Zeit mehre Darstellungen des Kaisers, besonders wie er als Consul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhme zeigt. Sein letztes Gemälde in Paris war Leonidas im J. 1814. Mit diesem Bilde entfernte er sich schon einigermaßen von seiner frühern Manier, indem er die Zeichnung mit mehr Freiheit, aber geringerer Eleganz, und die Färbung mit mehr Wärme, aber weniger Transparenz behandelte. Als ihn 1814 der Herzog Wellington, begleitet von vielen engl. Offizieren, in seinem Atelier besuchte und den Wunsch äußerte, von ihm gemalt zu werden, antwortete er ihm kalt: „Ich male niemals Engländer“, und kehrte dem Herzog den Rücken, der schnell sich entfernte. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba, wurde er zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt, nach der zweiten Restauration aber zufolge des Decrets von 1816 als Régicide aus Frankreich verbannt, worauf er sich in Brüssel niederließ. Unter den Gemälden, die er hier ausführte, fanden der Amor, welcher Psyche's Armen ent schlüpft, und Mars, welchen Venus, Amor und die Grazien entwaffnen, ungetheilten Beifall. Er starb zu Brüssel in der Verbannung am 29. Dec. 1825. Die Urtheile der Franzosen über D. sind sehr verschieden von denen der Ausländer; jene finden ihn correct, edel, erhaben, diese kalt und theatralisch; einstimmig aber wird ihm das Verdienst zuerkannt, eine sorgfältige Zeichnung

und edlere Auffassung in die franz. Malerei gebracht zu haben. Die Nachahmung der Antike, welche er auf die Bahn brachte, wurde von mehren seiner Schüler ins Affectirte getrieben, und dies bewirkte, daß seiner Schule, aus welcher die ausgezeichnetsten Meister hervorgegangen sind, sich endlich die der Romantiker entgegenstellte, die jedoch nur durch entgegengelegte Fehler zu imponiren suchte. Die vorzüglichsten seiner Gemälde, wie der Schwur der Horatier, die Sabinerinnen, wurden von der franz. Regierung angekauft.

David (Pierre Jean), einer der ausgezeichnetsten und gefeiertsten Bildhauer der Gegenwart, geb. 1789, nach Andern 1792, zu Angers in Frankreich, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen in seiner Vaterstadt. Später begab er sich zur weitem Ausbildung nach Paris, wo er anfangs, aus Mangel an den nöthigsten Mitteln zum Unterhalt, sehr kümmerlich lebte, bis er das Glück hatte, die Aufmerksamkeit des berühmten Malers David (s. d.) auf sich zu ziehen und von demselben unentgeltlich in sein Lehratelier aufgenommen zu werden, worauf dann auch seine Vaterstadt ihm einen Jahresgehalt von 500 Francs bis zum Ende seiner Künstlerlehre aussetzte. Im J. 1811 erwarb er mit dem Basrelief, welches den Tod des Epaminondas darstellt, den ersten Preis der Bildhauerei in der Kunstschule und hiermit eine Pension, die ihn in den Stand setzte, seine künstlerische Bildung in Italien zu vollenden. Den Aufenthalt in Rom benutzte er vorzüglich dazu, die Meisterwerke der alten Kunst zu studiren und Canova's Atelier zu besuchen. Erst 1816 kehrte er nach Paris zurück; bald nachher ging er nach London, um die von Lord Elgin aus Griechenland mitgebrachten Bildwerke vom Parthenon zu sehen. In London wurde ihm der Antrag gemacht, eine Denksäule zum Andenken an die Schlacht von Waterloo auszuführen, den er jedoch mit Verachtung von sich wies. Nach seiner Rückkehr nach Paris gingen zahlreiche Werke der trefflichsten Art, Büsten, Reliefs und Statuen, in rascher Folge aus seiner Hand hervor, wobei seine technische Gewandtheit von der Lebhaftigkeit seiner Phantasie und Auffassungsgabe aufs glücklichste unterstützt wurde. Schnell gewann er einen begründeten Ruf und in Folge davon auch eine unabhängige Lage. Im J. 1822 vollendete er die kolossale Statue des Königs René (gegenwärtig zu Aix), sowie eine heilige Cäcilia, zwei Jahre nachher das Monument Bonchamp's für die Kirche St. Florent; im folgenden Jahre die Statue Fénelon's für die Kathedrale zu Cambrai. Im J. 1826 wurde er Mitglied der Akademie der schönen Künste und Professor an der Kunstschule in Paris. Nachdem er 1827 die kolossale Statue des Prinzen Condé vollendet, ging er 1829, um Goethe's Büste zu modelliren, nach Weimar. Kolossal in Marmor ausgeführt, wurde diese Büste 1831 in der Bibliothek zu Weimar aufgestellt. So gerühmt indeß diese Arbeit ist, so ist sie doch von einem sehr übertriebenen Streben, geistreich sein zu wollen, keineswegs frei zu sprechen. Nachdem er in dieser Zeit und den nächstfolgenden Jahren in Paris eine Menge ausgezeichneter Arbeiten, namentlich Statuen vollendet, unternahm er 1834 eine neue Reise durch Deutschland, wo er in Stuttgart Dannecker, in München Schelling, in Dresden L. Tieck und in Berlin Rauch sämmtlich in kolossaler Größe modellirte und viele andere Portraitsbildnisse fertigte. Im folgenden Jahre beschäftigte ihn die Ausschmückung des Siebelfeldes am Pantheon, womit er bald nach der Julirevolution beauftragt ward, und die er 1837 beendigte. Nächst dem arbeitete er die berühmte Reihe sämmtlicher tragischer und komischer Dichter, jeder von dreien seiner personificirten Werke begleitet, zur Verzierung des Schauspielsaals im Odeon. Die von ihm gefertigten Büsten und Relieffportraits bilden eine höchst interessante Galerie von mehr als 300 Bildnissen der berühmtesten Zeitgenossen. D. ist als Mensch ebenso lebenswürdig und achtungswerth, wie als Künstler ausgezeichnet. Seine Behandlung des Thons und Marmors beim Modelliren und Ausführen unterscheidet sich bedeutend von der in Deutschland allgemein herrschenden Weise. Er liebt nicht das Glatte, ebenso wenig das streng Stilistische der Antike; er hat eine überaus kräftige, wirkame und daher besonders für kolossale Bildwerke geeignete Manier, und mit Wärme der Begeisterung, mit kühnem Schwunge der Hand führt er seine Gedanken aus. In der Portraitbildnerlei, der er sich von Jugend auf mit Vorliebe gewidmet, ist er Meister.

Davids (Asher Lumley), ein jüd. Gelehrter, in der engl. Graffschaft Hamp am 28. Aug. 1811 geboren, war der einzige Sohn einer unbemittelten Familie. Nach des Vaters Tode zog die Mutter, Sarah, nach London; dort widmete sich D. mit ausgezeichnetem Erfolge den

oriental. Sprachstudien, wiewol er als Broterwerb den Advocatenstand gewählt hatte. Noch nicht 20 Jahre alt, trat er in öffentlichen Blättern mit tüchtigen Aussagen zu Gunsten der Emancipation der Juden auf und erregte Aufmerksamkeit durch eine Abhandlung über hebr. Literatur und Philosophie, die er in einem wissenschaftlichen Vereine vortrug. Im J. 1832 gab er seine große engl.-türk. Grammatik heraus, seit 1709 das erste Werk dieser Art, das zugleich an Gediegenheit und Gelehrsamkeit fast alle seine Vorgänger übertraf. Aber sein schwacher Körper erlag den Anstrengungen, die der Druck nöthig machte; ein Choleraanfall endigte sein Leben am 20. Juli 1832. Eine franz. Übersetzung der erwähnten Grammatik, von der Mutter veranstaltet, erschien 1836 in London.

Davidson (Lucretia Maria), eine nordamerik. Dichterin, deren Name erst nach ihrem frühen Tode bekannt wurde, war im Sept. 1808 am See Champlain im Dorfe Plattsburgh von unbemittelten gebildeten Altern geboren und entwickelte schon früh ein fast übergeistig zu nennendes Streben. Die Kinderspiele stehend, dichtete sie in einer selbst erfundenen Hieroglyphenschrift bereits im vierten Jahre, verging aber in Thränen, als ihr Geheimniß entdeckt war, und verbrannte selbst ihre Skizzenbücher. Einige in ihrem ersten Jahre auf Washington's Gedächtnisfeier gedichtete Verse, voll tiefster Empfindung und Begeisterung, erregten bei den Ihrigen zuerst die Aufmerksamkeit auf ihr Talent, zugleich aber den Argwohn, daß sie nur von dem Gedächtniß des Kindes herrührten. Dieser Argwohn spornte Lucretia zu neuen Dichtungen an, durch welche sie ihn siegreich widerlegte; aber das unaufhörlich regsame, geistige Feuer ihres Wesens verzehrte schnell ihr durchaus innerliches, in Sehnsucht und Poesie ganz aufgelöstes Gemüth. Auch durch seltene äußere Schönheit ausgezeichnet, starb sie am 27. Aug. 1825. Ihre Gedichte gab S. F. B. Morse unter dem Titel „Amir Khan and other poems, the remains of Lucretia Maria D., with a biographical sketch“ (Neuyork 1829), in gleicher Weise Miß Sedgwick (Lond. 1843) heraus, und es erheben sich dieselben in der Mehrzahl trotz der Ungenügendheit der Form weit über das Gewöhnliche. — Ihre Schwester, **Margaret Miller D.**, geb. am 26. März 1823, ward ebenso früh wie Maria zur Dichterin; doch auch sie verzehrte sich, eine heftische Schönheit, früh durch die Übergewalt geistiger Anstrengungen über den schwachen Körper. Sie starb am 25. Nov. 1838. Ihre Biographie nach den Notizen der Mutter hat Washington Irving herausgegeben (deutsch, Lpz. 1843).

Davila (Enrico Caterino), ital. Staatsmann und Geschichtsschreiber, der Sohn eines Cypriers von angesehener Familie, der, nach der Eroberung der Insel Cypern durch die Türken, 1571 nach Venedig flüchtete, wurde am 30. Oct. 1576 zu Pieve di Sacco in Italien geboren und erhielt seine Vornamen in Folge der hohen Achtung, welche sein Vater dem Könige Heinrich III. von Frankreich und der Katharina von Medici zollte. D. ward sehr jung nach Frankreich gebracht und bei einem Verwandten in der Normandie erzogen, kam dann als Page an den franz. Hof und trat 1594 in franz. Kriegsdienste. Auf Verlangen seines Vaters kehrte er jedoch 1599 nach Italien zurück und nahm venet. Dienste. Schnell stieg er von einer Stufe zur andern und wurde endlich Gouverneur in Dalmatien, Friaul und auf der Insel Kandia, während er in Venedig selbst für den ersten Mann nach dem Doge galt. Auf einer seiner Berufsreisen ward er 1631 im Verlauf eines unbedeutenden Streits meuchelmörderisch zu San-Michele bei Verona erschossen. Seine „Storia delle guerre civili di Francia“ (1559—98) ist eine der besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums, doch darf man nicht übersehen, daß der Verfasser sich zur katholischen Kirche bekannte und der Katharina von Medici viel zu verdanken hatte. Sein Werk (Ven. 1630, 4., und öfter, beste Ausg., 2 Bde., Ven. 1733, Fol.) wurde nicht allein ins Lateinische von Cornazzano (3 Bde., Rom 1735—45, Fol.), sondern auch in mehrere lebende Sprachen (deutsch mit Zusätzen und Erläuterungen von Meith, 5 Bde., Lpz. 1792—95) übersetzt.

Davis (John), ein berühmter engl. Seefahrer, geb. zu Sandbridge unweit Dartmouth, wurde 1585 mit zwei Fahrzeugen abgeschickt, die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken. Da er an der Spitze Grönlands vor Eise nicht landen konnte, wendete er sich nordwestlich und fand unter 64° 15' nördl. B. im Nordosten ein mit grünenden Inseln umgebenes Land, dessen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Westen ein großes Meer sei. Unter 66° 40' nördl. B. erreichte er sodann ein Land, das ganz von Eis frei war, und

an dessen Küste er bis zur südlichsten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Hierauf kam er in eine 20 Stunden breite Meerenge, wo er eine Durchfahrt vermuthete; doch widrige Winde nöthigten ihn zur Rückkehr nach England. Ihm zu Ehren erhielt später jene Meerenge, zwischen der südwestlichen Küste von Grönland und der südöstlichen Küste des Baffinlandes, den Namen *Davisstraße*. Nachher machte er noch zwei Reisen in gleicher Absicht, wurde aber beide Mal durch das Eis an der Erreichung seines Ziels, durch dessen Verfolgung sich Baffin so berühmt machte, verhindert. Auf einer Reise nach Ostindien ward er am 27. Dec. 1605 in der Nähe der Küste von Malakka in einem Gefechte mit japanischen Seeräubern erschlagen.

Davoust (Louis Nicolas), Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, franz. Marschall und Pair, geb. 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angesehenen Familie, war zu gleicher Zeit mit Bonaparte auf der Militärschule zu Brienne und wurde 1785 Unterlieutenant im Cavalerieregiment Royal Champagne und 1790 Chef des dritten Freiwilligenbataillons der Yonne. In den Schlachten von Jemappe und Neerwinden zeichnete er sich unter Dumouriez durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der letzten Schlacht mit dem Prinzen von Koburg unterhandelte, entwarf D. den Plan, sich des Erstern, in der Mitte seiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 ward er zum General ernannt, durch das Decret aber, welches alle ehemalige Adelige außer Thätigkeit setzte, genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Der 9. Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen; tapfer focht er in der Moselarmee bei der Belagerung von Luxemburg, dann unter Pichegru bei der Rheinarmee. Nachdem er in Manheim gefangen, bald aber wieder ausgewechselt worden war, zeichnete er sich bei dem Übergange über den Rhein 1797 durch kluge Anführung sowol als durch persönliche Tapferkeit aus. In den ital. Feldzügen unter Bonaparte fesselte ihn sein Eifer an diesen mit unauflöslischen Banden. Er begleitete ihn nach Agypten und zeichnete sich auch hier durch Muth und Kühnheit aus. Er war es, der nach dem Treffen von Abukir das Dorf angriff und eroberte. Nach der Convention von El-Arisch schiffte er sich mit Desair in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten schon die Hierischen Inseln, als sie von einer engl. Fregatte aufgebracht und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieser behandelte sie als Kriegsgefangene, und erst nach einem Monate erhielten sie die Erlaubniß zur Abreise nach Toulon. Bonaparte ernannte D. hierauf zum Divisionsgeneral und Oberbefehlshaber der Cavalerie der ital. Armee und nach der Schlacht von Marengo zum Chef der Grenadiere der Consulargarden, die in dieser Schlacht den Namen der Granitfäulen sich erworben hatten. Nach der Thronbesteigung Napoleon's zum Reichsmarschall und Großkreuz der Grenlegion, auch zum Generaloberst der kaiserlichen Grenadiergarde ernannt, rechtfertigte D. seine Erhebung, die er nicht sowol seinem Range in der Armee als der Gunst des Kaisers und seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an dessen Person verdankte, im Feldzuge von 1805, namentlich in der Schlacht von Austerlitz, wo er den rechten Flügel des Heers befehligte. Nach dem presburger Frieden blieb er mit seinem Corps in Deutschland stehen. Der im Oct. 1806 ausgebrochene Krieg mit Preußen versetzte dasselbe nach Sachsen auf das Schlachtfeld bei Auerstädt, wo er mit dem rechten Flügel des Heers bedeutend zur Entscheidung des Tags beitrug. Da er die vom Schlachtfelde bei Jena ganz getrennte Schlacht von Auerstädt durch seine geschickten Maßregeln allein gewann, so erhob ihn Napoleon nach dem tilster Frieden zum Herzog von Auerstädt. Er blieb hierauf in Warschau, ging dann nach Breslau und ward, da die Große Armee aufgelöst wurde, zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Bei dem Wiederausbruche des Kriegs mit Osterreich im J. 1809 waren seine Märsche durch die Oberpfalz an die Donau und die Lage von Regensburg eine sehr gefährliche Aufgabe. Wesentlichen Antheil hatte er an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aspern konnte nur eine seiner vier Divisionen Antheil nehmen, deren General, Saint-Hilaire, mit dem größten Theile seiner Truppen an dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram befehligte D. den rechten Flügel, dessen Bewegungen hauptsächlich den Rückzug der Ostreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eckmühl und 1811 zum Generalgouverneur des hanseatischen

Departements. Nachdem sein Armeecorps auf dem Rückzuge von Moskau 1812 bedeutend gelitten hatte, zog er sich nach Sachsen, sprengte hier im März 1813 die Eisbrücken zu Meissen und Dresden und rückte dann mit 50000 M. Franzosen und Dänen nach Mecklenburg. Obgleich hier nur geringe Streitkräfte unter dem General Walmoden ihm entgegenstanden, so ging er doch nur bis Schwerin vor und zog sich dann hinter die Steckenitz zurück. Als Generalgouverneur in den Hansestädten bewies er sich in Hamburg, nachdem er am 31. Mai 1813 in die bis dahin von dem General Lettenborn besetzte Stadt eingerückt war, höchst grausam. Zur Züchtigung der Einwohner für ihre Bereitwilligkeit, gegen Frankreich die Waffen zu tragen, wurde denselben sogleich eine Geldbuße von 48 Mill. Francs auferlegt und zum großen Theil eingetrieben. Auch ließ er seit dem 5. Nov. die Bank mit einem Kassenbestande von 7,489,343 Mk. Banco in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahres mehr als 30000 Menschen aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen. Auf Befehl Ludwig's XVIII. verließ er Hamburg erst am 31. Mai 1814, nachdem er durch Krankheiten und Mangel viele Mannschaft verloren. Er blieb hierauf unangestellt, nach Napoleon's Rückkehr von Elba aber wurde er Kriegsminister. Als die Verbündeten nach dem Siege bei Waterloo gegen Paris vorrückten, schloß D., als Commandant en Chef, am 3. Juli eine Militairconvention mit Blücher und Wellington ab, nach welcher er die franz. Armee hinter die Loire führte. Er unterwarf sich dem Könige Ludwig XVIII., foderte auch die Armee dazu auf und überließ auf des Königs Befehl das Commando dieser Armee, die noch aus 45000 M. bestand, dem Marschall Macdonald. Dieser Dienst, den er den Bourbons geleistet hatte, wurde später anerkannt, indem er wieder angestellt und 1819 zum Pair von Frankreich erhoben wurde. Seine in 180000 Francs jährlicher Renten bestehende Dotation wurde durch die pariser Friedensschlüsse auf 100000 Francs Renten vermindert. D. starb am 1. Juni 1823. Festigkeit des Charakters und persönliche Herzhaftigkeit waren D.'s Haupteigenschaften; seine militairische Strenge ging oft in Härte, wo nicht in Grausamkeit über.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmtesten Chemiker der neuern Zeit, geb. am 17. Dec. 1778 zu Penzance in der Grafschaft Cornwall, war der Sohn eines Landmanns. Als Lehrling bei einem Landwundarzt, der zugleich Apotheker war, fing er frühzeitig selbständige Naturbeobachtungen an, die ihn aber von seinen eigentlichen Arbeiten so sehr abzogen, daß er nach einiger Zeit aus der Lehre kam. In seinem 15. Jahre kam er zu einem andern Wundarzt in die Lehre. Von jetzt an studirte er nun eifrig die Naturwissenschaften, und sehr bald wendete er sich ganz der Chemie zu. Sein erster chemischer Versuch war die Untersuchung der Luft in den Pfafen des Seetangs. Seine Bekanntschaft mit Gilbert, der später Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften ward, führte zu einer Verbindung mit dem Naturforscher Beddoes, der den 19jährigen D. als Gehülfen in sein Laboratorium zu Bristol aufnahm. Aus der Dunkelheit hervorgezogen und mit allen Hülfsmitteln zu selbständigen Untersuchungen versehen, machte er schnelle Fortschritte in seiner Wissenschaft. Auf Empfehlung des Grafen Rumford ward er zum Lehrer der Chemie an der neuerrichteten Anstalt, Institution of Great Britain, ernannt und gewann bald durch seinen glänzenden Vortrag außerordentlichen Beifall. Im J. 1802 veranlaßte ihn der Ackerbauverein, Board of agriculture, den Mitgliedern Vorlesungen über die Chemie zu halten, die er zehn Jahre lang fortsetzte. Schon 1803 zum Mitgliede der Gesellschaft der Wissenschaften zu London ernannt, ward er später Secretair und 1820 Präsident derselben und war 25 Jahre lang eines der fleißigsten Mitglieder, wie seine Beiträge zu den „Philosophical transactions“ beweisen. Seine hauptsächlichsten Entdeckungen betreffen die Erklärung des Vorgangs in der galvanischen Säule und die richtige Würdigung der chemischen Wirkungen des Galvanismus, die in Folge dieser Untersuchungen geschehene Entdeckung der Metalle der Alkalien und Erden; ferner die Methode, Metalle gegen Einwirkung des Seewassers durch Berührung mit andern zu schützen, die nach ihm benannte Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke u. s. w. Zu wissenschaftlichen Zwecken bereifte er mehre Länder Europas. In Italien beschäftigte er sich mit chemischen Untersuchungen der von den Alten gebrauchten Malerfarben; in Neapel untersuchte er 1818 — 19 die herculanischen Handschriften und gab ein Mittel an, sie aufzurollen, konnte aber unter 1265 Rollen nur 100 finden, bei welchen sein Verfahren anwendbar schien. Im J. 1827 legte er seine Stelle als Präsident der

Gesellschaft der Wissenschaften nieder und begab sich auf das Festland, um seine geschwächte Gesundheit herzustellen. Nachdem er während des Sommers 1828 sich in Laibach aufgehalten hatte, ging er nach Rom. Auf der Rückreise von Rom starb er zu Genf am 29. Mai 1829. Seine wichtigsten naturwissenschaftlichen Schriften sind seine „Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxid and its respiration“ (Lond. 1800) und die beiden ausgezeichneten Lehrbücher „Elements of chemical philosophy“ (Lond. 1812; deutsch von Wolf, Berl. 1820) und „Elements of agricultural chemistry“ (Lond. 1813). Die vielseitige Bildung seines Geistes, der sich schon in seinen Jugendjahren auch der Dichtkunst zugewendet hatte, zeigte sich sowol in der anziehenden Form seiner wissenschaftlichen Leistungen, als in zwei Erzeugnissen seines spätern Lebens, den anonym erschienenen geistreichen Dialogen „Salmonia, or days of fly-fishing“ (2. Ausg., Lond. 1829; deutsch von Neubert, Lpz. 1840), worin er seinen Lieblingszeitvertreib, das Angeln, nach Isaak Walton's Vorbilde beschreibt, und die nach seinem Tode erschienenen anziehenden „Consolations in travel, or the last days of a philosopher“ (3. Aufl., Lond. 1831; deutsch von Martius, Nürnberg. 1833). Vgl. Paris, „The life of Sir Humphry D.“ (2 Bde., Lond. 1831) und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen „Memoirs of the life of Sir Humphry D.“ (2 Bde., Lond. 1836; deutsch von Neubert, 4 Bdchn., Lpz. 1840).

Dawydow (Denis Basiljewitsch), Generalmajor, einer der besten Kriegsschriftsteller und militairischen Dichter Russlands, geb. 1784 zu Moskau, trat bereits 1801 in das Gardecavalieregiment. Sein Vater commandirte ein leichtes Cavalieregiment. Im J. 1808 machte er den finnland. Feldzug mit, 1809 diente er an der Donau unter Bagration und 1810 wieder in Finnland. Im Feldzuge von 1812 errichtete er zuerst ein Corps von Parteigängern und führte mit 730 Kosaken manchen kühnen Handstreich aus, die er später in Swinin's „Waterländischen Denkwürdigkeiten“ beschrieb. Bei den spätern Ereignissen in Deutschland, namentlich bei Dresden, und in Frankreich zeichnete er sich höchst vortheilhaft aus. Ununterbrochen blieb er dabei, durch Karamsin's „Koniden“ angeregt, mit Vorliebe der Poesie zugethan, und seine Episteln, Elegien und Lieder sowie besonders seine kleinen Gedichte verrathen, bei einem geläuterten Geschmaack und tiefem Gefühle, ein schönes poetisches Talent. Im J. 1814 wurde er Oberst, im folgenden Generalmajor.

Deak (Franz), der bisherige Führer der Opposition auf dem ungar. Reichstage, geb. ums J. 1803 auf dem Stammgute seiner Familie, Kéhida, studirte die Rechte und wurde dann bei der Municipalbehörde vernaendet. Da die Neigung zur waterländischen Politik ein allgemeines Moment in dem Lebenslaufe eines adeligen Ungar bildet, so kommt es nur auf die Fähigkeit an, welche er dazu mitbringt, und man muß gestehen, daß sich D. in dieser Hinsicht auf das vortheilhafteste auszeichnet. Auf dem Reichstage des J. 1832—36 schwang er sich zum Führer der Opposition empor, wobei er nicht selten sanftigend und mäßigend einwirkte und manche Rede zu Gunsten des gedrückten Standes der Landleute hielt, der in Ungarn noch gar keine Stellung gefunden hat. Auch auf dem Reichstage 1839—40 behauptete sich D. in seiner ehrenvollen Sphäre, als leitender Geist der Opposition, und seine Vorzüge wurden von der aristokratischen sowie von der Regierungspartei bereitwillig anerkannt. Seine Vorträge interessiren nicht sowol durch jene blickende, impromptuartige, mitunter wahrhaft hinreißende Manier, wodurch Nagy Pál auf den frühern Reichstagen so außerordentliche Wirkungen hervorbrachte, sondern durch einen stillern, jedoch tiefern Gedankenfluß und durch ein wohlthucendes Element innerer Gefühlswärme. Auch D. scheint aber den Irrthum seiner Landleute, als könne nur die allmälige Magyarisirung des Landes zum Heile führen, wesentlich zu theilen. Auf dem vorigen Reichstage ward er zum Berichterstatter über die Fortschritte der magyarischen Sprache ernannt, und der seiner Relation zum Grunde liegende Gedanke war, daß die magyarische Sprache allerdings noch ein weites Feld der Entwicklung vor sich habe, daß indessen Rückschritte in dieser Beziehung schwerlich zu befürchten, hingegen moralisch nothwendige Entwicklungen zu gewärtigen seien. Er ward ferner zum Beisitzer jener Reichsdeputation ernannt, welche sich mit der Abfassung des Strafgesetzbuchs beschäftigte, und hielt sich zu diesem Behufe längere Zeit hindurch in Pesth auf. Bei der Wahl für den Reichstag von 1843 war er bereit, das zalader Comitatz zu vertreten;

nur hatte er sich mit dem von Kossuth vorzugsweise angeregten Princip der Besteuerung des Adels so zu sagen identificirt und ward daher der Gegenstand des Hasses von Seiten der sogenannten conservativen Partei. Die Gewaltthätigkeiten, die hierauf stattfanden, veranlaßten alle Ehrenmänner des Comitats, die angetragenen Deputirtenstellen abzulehnen und die Sige für Zala blieben lange nach der Eröffnung des Reichstags offen. Mehre politische Freunde D.'s begannen nunmehr eine förmliche Agitation zu Gunsten seiner Sache, die jedoch keineswegs mit bloßen Gründen der Überredung, sondern mit so verwerflichen Hülfsmitteln bewerkstelligt wurde, daß D., ungeachtet das Besteuerungsprincip durchgesetzt worden war, doch vorher schon auf die Erwählung zum Deputirten Verzicht leistete. Wenn es Mangel an Combinationsgeschick war, der ihn nicht schon von vorn herein die Mängel einer Agitationsmethode errathen und erkennen ließ, so zeigt es doch von mannhafter Charakterfestigkeit, daß er die zu seinen Gunsten vollzogene Wahl nicht annahm.

Debatten nennt man Wortgefechte, Discussionen oder Disputationen, bei denen es sich nicht um die Ermittlung einer theoretischen Wahrheit, oder um den bloßen Triumph des Rechtbehaltens, sondern um die Erweckung einer praktischen Überzeugung und die dadurch vermittelte Herbeiführung eines Beschlusses handelt. Es gehört nämlich zu dem parlamentarischen Gebrauche, daß bei gestellten Anträgen zuvörderst, unter dem Namen einer allgemeinen Discussion, ein Theil der Mitglieder seine Meinung über das Grundprincip ausspricht, um das es sich bei der Frage handelt, dann aber mit der speciellen Debatte auf das Einzelne in einem Für und Wider und unter lebhaftem Wettkampfe eingegangen wird. Hier pflegen gewöhnlich die Formen etwas freier und die ganze Haltung weniger solemn zu sein, weshalb auch das engl. Unterhaus sich dazu in ein Comité des ganzen Hauses verwandelt, womit eben gesagt ist, daß es eine mehr vertrauliche Besprechung annimmt. In der Debatte vielmehr als in der feierlichen Rede zeigt sich die parlamentarische Kunst. Sie ist auch der wichtigste Theil des Geschäfts, vorausgesetzt, daß die Mitglieder nicht mit einem unabänderlichen Willen hereinkamen, welchenfalls die ganze Verhandlung nutzlos wäre, sondern unbefangen genug sind, guten Gründen Gehör zu geben und ihre Meinung einer bessern Überzeugung zu opfern.

Debonale, s. Donald.

Deborah, eine hebr. Prophetin und Heldin in der Periode der sogenannten Richter, war die Gattin Lapidoth's und wohnte auf dem Gebirge Ephraim zwischen Bethel und Rama, wo sie unter einem Zelte von Palmzweigen Recht sprach. Um ihr Vaterland von der 20jährigen Bedrängniß durch den König der Kananiter Jabin und seinen Feldhern Siffera zu erlösen, ließ sie durch Barak in den Stämmen Naphthali und Sebulon ein Heer sammeln und zog selbst mit in den Krieg. Am Fuße des Thabor wurde Siffera geschlagen und auf der Flucht, wie D. vorhergesagt hatte, von einem Weibe heimtückisch ermordet. Diesen Sieg, der den Israeliten 40 Jahre Ruhe verschaffte, besangen D. und Barak in dem Liede, das uns im „Buche der Richter“ (Cap. 5) aufbewahrt worden ist. Man kann sie mit der Welleda der alten Germanen vergleichen, welche Tacitus erwähnt.

Debouché heißt der Ausgang aus einem Desfilé oder Engpasse, und debouchiren nennt man daher, aus dem Engpasse in das Freie marschiren. Hält der Feind das Debouché besetzt, oder hat sich derselbe auf entsprechende Entfernung dahinter zweckmäßig aufgestellt, sodas das Debouchiren unter seinem Feuer erfolgen muß, so pflegt es mit großen Opfern verbunden zu sein und viel Menschen zu kosten, wie z. B. das Debouchiren der Russen aus dem Urner Loch in der Schweiz unter Suworow.

Debreczin, eine der bedeutendsten und volkreichsten ungar. Städte im biharer Comitats des Kreises jenseit der Theiß, seit 1715 eine königliche Freistadt, nach Pesth die größte Stadt in Ungarn, in einer sandigen, wasserarmen Ebene, ist weitläufig und dorfsähnlich gebaut und hat den reinen Typus und Charakter einer ungar. Stadt. Die langen, allmählig ohne bestimmte Abgrenzung sich verlaufenden Gassen, mit kleinen und niedrigen Hütten sind ungepflastert, staubig oder kothig. Die Vorstädte sind von der eigentlichen Stadt oft nur durch Heiserwerk getrennt und laufen in eine unabsehbare Haide aus. Jedoch enthält die Stadt einige schöne Gebäude, von denen die prachtvolle reformirte und die Franciscaner Kirche, das reformirte Collegium, das Piaristenkloster, das Rathhaus u. a. m. der Er-

Wähnung werth sind. Die Stadt ist der Sitz eines reformirten Superintendenten und hat außerdem ein reformirtes Collegium, ein Piaristencollegium mit einem Gymnasium, eine katholische Hauptschule und mehre wohlthätige Anstalten. Die Einwohner, ungefähr 46000, meist Magyaren, die die ungar. Sprache in ihrer höchsten Reinheit sprechen, bekennen sich größtentheils zur reformirten Kirche und zeichnen sich durch großen Gewerbefleiß aus. Sie verfertigen namentlich wollene Zeuge, Mäntel, Leder, Schuhe, Kämme, Drechsler-, Holz- und Kürschnerwaaren, Knöpfe, namentlich aber sogenannte Debrecziner Seife sowie rothe und schwarze thönerne Pseifenköpfe (jährlich an 11 Mill.) und Taback, auch backen sie ausgezeichnetes Weizenbrot und Lebkuchen. Außer den genannten Fabrikaten treiben sie auf den vier großen jährlichen Märkten starken Handel mit Hornvieh, Pferden, Schweinen, Speck, Wachs und Honig. Endlich gibt es beträchtliche Salpetersiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Die Stadt hatte sowol in den Kämpfen zwischen den Türken und Ungarn, wie später des Glaubens wegen, nachdem sich die Bewohner 1567 auf einer hier gehaltenen Synode dem reformirten Glaubensbekenntniß zugewendet, viel zu leiden, so namentlich 1686 durch den kaiserlichen General Graf Caraffa. Auf dem hier 1711 gehaltenen Congreß unterwarfen sich die Ungarn dem habsburgischen Hause.

Deca bedeutet im neufranz. Maßsysteme, vor der Benennung eines Maßes oder Gewichts stehend und mit derselben zu einem Worte verbunden, das Zehnfache dieses Maßes oder Gewichts; demnach ist ein *Decamètre* so viel als 10 *Mètres*, eine *Decare* so viel als 10 *Ares*, ein *Decagramm* so viel als 10 *Grammes* u. s. w. Ganz ebenso bedeutet das Vorseßwort *Deci* den zehnten Theil des darauf folgenden Maßes oder Gewichts, z. B. *Decimètre*, *Decilitre*, *Decigramm* bedeuten $\frac{1}{10}$ *Mètre*, $\frac{1}{10}$ *Litre*, $\frac{1}{10}$ *Gramm*.

Decade, vom griech. Worte *δεκάς*, d. h. eine Zahlengröße von zehn, wurde die zehntägige Woche im republikanischen Kalender der Franzosen genannt, der nach dieser Eintheilung *Décadrier* hieß. (S. *Kalender*.) Jeder der 12 Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel in drei *Decades*. Die einzelnen Tage der *Decade* hießen *primidi*, *duodi*, *tridi*, *quartidi*, *quintidi*, *sextidi*, *septidi*, *octidi*, *nonidi* und *decadi*. Der *decadi* oder zehnte Tag war, wie der christliche Sonntag, der Ruhe, und da die Republik keine bestimmte Religion anerkannte, der Übung und Anregung zur Tugend gewidmet. Das republikanische Jahr, das 36 *Decaden* zählte, hatte sonach nur 360 Tage; die fünf fehlenden Tage des Sonnenjahrs (im Schaltjahre sechs) wurden am Schlusse des Jahres, also vor dem 22. Sept., wo das Jahr anfing, ohne besonders gezählt zu werden, zu Festtagen verwendet. — *Decade* nannte sich auch in der Revolutionszeit ein politisch-wissenschaftliches, vielgelesenes Wochenblatt, das vom Jahre II (1794) an zu Paris erschien, im Jahre XIII den Titel „*Revue*“ annahm und 1817 mit dem „*Mercur*“ verschmolzen ward.

Decandolle (Augustin Pyrame), der berühmte Naturforscher, stammt von einer adeligen Familie der Provence, die der Glaubensverfolgungen wegen 1558 nach Genf ausgewanderte, wo D. am 4. Febr. 1778, wenige Tage nach Linne's Tode (10. Jan.), geboren wurde. In das Gymnasium seiner Vaterstadt aufgenommen, zeichnete er sich durch poetisches Talent und umfangliche Kenntniß der classischen Dichter aus; später fand er so großen Genuß in geschichtlichen Studien, daß er den Entschluß faßte, sich zum Historiker zu bilden. Sein Vater, *Syndicus* zu Genf, war durch die Revolution gezwungen worden, sich auf ein Landgut bei *Iverdon* zurückzuziehen. Theils das Leben in der Natur, vorzüglich aber die anregenden Vorlesungen, welche *Baucher* (s. d.) 1796 in Genf hielt, gaben ihm eine andere Richtung. Er ging nach Paris, brachte den Winter 1796—97 im Hause seines väterlichen Freundes *Dolomieu* zu, besuchte die Vorlesungen der großen Chemiker und Physiker jener Zeit, *Bauquelin*, *Fourcroy* und *Charl. Portal* und wurde mit *Lamarck* und *Desfontaines* genau bekannt. In allen seinen spätern Schriften findet man in Folge dieser Studien das Streben, Botanik mit Chemie und Physik in Verbindung zu bringen, besonders aber in dem vortrefflichen Werke „*Essai sur les propriétés médicales des plantes*“ (Par. 1804; 2. Aufl., 1816; deutsch von *Perleb* mit werthvollen Zusätzen, *Warau* 1818). Die Vereinigung Genfs mit der franz. Republik (1798) zerstörte D.'s Aussichten auf eine Anstellung in seiner Vaterstadt; er vertauschte daher das Studium der Rechte mit demjenigen der Medicin und ging wieder nach Paris, wo er durch Artikel in der „*Encyclopédie méthodique*“, durch den

Lert zu Debout's „Plantas grassos“ (Par. 1799—1803, 4.) eine „Astragologia“ (Par. 1802) und viele kleine Arbeiten Ruf erwarb. Seit 1802 zum Professor an der genfer Akademie ernannt, zog er vor, in Paris zu bleiben, wo er am Collège de France seine ersten botanischen Vorlesungen hielt und 1804 durch die ersten Bände seiner „Flore française“, welche, ungeachtet Lamarck's Namen auf dem Titel, allein sein Werk ist, sich unvergängliches Verdienst erwarb. Von der Regierung beauftragt, bereiste er von 1806—12 alle Provinzen Frankreichs und das Königreich Italien, um botanische und agronomische Forschungen anzustellen, und wurde an der Herstellung eines großen statistischen Werks über den Ackerbau Frankreichs durch die Katastrophe von 1814 gehindert. Die ihm 1807 übertragene Professur zu Montpellier trat er 1810 wirklich an; in kurzer Zeit machte er den dortigen botanischen Garten zu einem der bedeutendsten und wirkte mächtig auf die Studirenden durch seinen ebenso gründlichen als anziehenden Unterricht. Als erste Frucht seiner akademischen Arbeiten erschien „Théorie élémentaire de la botanique“ (1813; 2. Aufl., 1816), die eine Menge neuer und tüchtiger Ansichten in Umlauf brachte, von welchen einige, z. B. die Lehre von Verwachsung oder regelmäßiger Verkümmern gewisser Organe, kanonisches Ansehen erhalten haben. Der Fall Napoleon's änderte D.'s Stellung, denn als Schützling desselben lief er Gefahr, ein Opfer der blutigen Reaction zu werden, welche im südlichen Frankreich die Rückkehr der Bourbons bezeichnete. Er ging nach dem unabhängig gewordenen Genf zurück, wo der Staatsrath für ihn eine Professur erschuf, die er am 8. Nov. 1816 antrat und bis zu seinem Tode bekleidete. Seine außerordentliche, von einer seltenen Gewalt über die Sprache und einer einnehmenden Persönlichkeit unterstützte Lehrgabe veranlaßte, daß er seine Thätigkeit weit über den gewöhnlichen akademischen Kreis ausdehnen konnte, und vor zahlreichen Kreisen der höhern Gesellschaft sowie der Fremden, die seinerwillen in Genf verweilten, Vorlesungen zu halten genöthigt wurde. In diese Zeit fällt eines der umfassendsten Unternehmen der neuern Botanik, welches D. durch rastlosen Verkehr mit fast allen namhaften Botanikern der Welt zwar seit geraumer Zeit vorbereitet hatte, mit dem er aber erst 1818 hervortrat, und das er bis zu seinem Tode mit beispiellosem Enthusiasmus fortführte, der „Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis“ (Bd. 1—9, Par. 1824 fg.), dem ein „Regni vegetabilis systema naturale“ (2 Bde., Par. 1818—21) vorausging. Der Tod eines Sohns hatte schon 1825 D.'s Gesundheit untergraben; körperliche Leiden traten 1835 hinzu und verbitterten seine letzten Lebensjahre durch ununterbrochene Kränklichkeit. Er starb in Folge einer Wassersucht am 9. Sept. 1841. Seine Sammlungen, worunter sein wohlgeordnetes Herbarium von mehr als 70000 Pflanzenarten, vermachte er seinem Sohne Alphonse D., jedoch unter der Bedingung, dieselben dem öffentlichen Gebrauche frei zu geben und den „Prodromus“ fortzusetzen. Die Verdienste D.'s um die Botanik sind ungemein groß, denn seiner geistreichen und eigenthümlichen Behandlung ist es zuzuschreiben, wenn das sogenannte natürliche System überall sich ausbreitete und seine Grundlagen immer fester wurden; er bleibt auch dann noch ein tiefblickender, mit glücklichster Combinationsgabe ausgerüsteter Systematiker, wo er in seinen Beobachtungen nicht glücklich oder gründlich genug war. Rob. Brown urtheilte von ihm, „daß sein Kopf noch besser sei als sein Auge“. Jede Vergleichung D.'s mit Linné ist als unstatthaft zu betrachten, da die Richtung beider Gelehrten eine ganz verschiedene war, Jeder von Grundgedanken beherzigt wurde, die mit denjenigen des Andern nichts gemein hatten, Beide in Auffassung und Ausführung sich nicht entfernt gleichen, äußere Schicksale und individueller Charakter eine ganz unähnliche Entwicklung bedingten, und der gerechte Beurtheiler in beiden eine Gleichheit nur dann erblicken kann, daß Jeder für seine Zeit und nach Maßgabe des Standes der Wissenschaft das Größte gewirkt hat.

Decatiren nennt man das in Frankreich erfundene, jetzt allgemein angewandte technische Verfahren, zufolge dessen das Tuch, nachdem es völlig zubereitet ist und eine scharfe Presse erhalten hat, der Einwirkung von Wasserdämpfen ausgesetzt wird, um denselben, nach nochmals erfolgter Pressung, einen dauerhaftern als den früher gewöhnlichen Präglanz zu geben. Mannichfache Apparate für diesen Zweck sind neuerdings angegeben worden.

Decaux (Louis Victor Hacquetot, Vicomte), Generalleutenant und Pair von Frankreich, geb. 1775 zu Douai von einer angesehenen, dem Kriegsdienste gewidmeten Fami-

lie, trat 1793 als Lieutenant in das franz. Geniecorps und wohnte den Feldzügen am Rhein und der Mosel bei. Im J. 1799 bediente sich der General Moreau des jungen Bataillonschefs bei Abschließung des Waffenstillstands mit dem östr. Grafen Bubna. Im J. 1806 wurde D. Chef des Generalstabes bei der Großen Armee; das folgende Jahr aber ins Kriegsministerium gerufen, wo er durch seine Thätigkeit und Umsicht in der Verwaltung des Kriegsmaterials viel zur Niederlage der Engländer auf Walcheren beitrug und dafür 1810 zum Oberst und 1812 zum Baron ernannt wurde. Während der Occupation Frankreichs durch die Verbündeten leistete er seinem Vaterlande große Dienste, indem er mit dem Herzog von Wellington unterhandelte, die Einquartierung der Truppen regelte und durch seine Anordnungen bei Erhebung der Contribution öffentliches wie Privatvermögen vor Verschleuderung und Zerrüttung sicherte. Ludwig XVIII. machte ihn deshalb zum *Maréchal de Camp*, zum Ludwigsritter und ernannte ihn 1817 zum Mitglied des Staatsraths. Im J. 1821 trat D. aus dem Ministerialdienst; aber schon 1823 ward er wieder zum Generaldirector der Verwaltung im Kriegsministerium, zum Generallieutenant und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Im J. 1827 erwählte ihn das Departement du Nord in die zweite Kammer, wo er so viel gründliche Kenntnisse in seinem Fache entwickelte, daß er 1828 das Kriegsministerium und wesentlichen Antheil an den höchsten Regierungsgeschäften unter Martignac erhielt. Eine Menge praktischer Verbesserungen im franz. Heerwesen rühren von ihm her. In Folge der sich schon entwickelnden Ereignisse von 1830 mußte D. 1829 das Ministerium an den General Bourmont abtreten und wurde mit dem Titel eines Staatsministers abgefunden. Nach der Julirevolution lehnte er die ihm zugedachte Wahl in die zweite Kammer ab, erhielt aber als Belohnung seiner Verdienste um den Staat 1832 die *Pairswürde*. Im J. 1836 dachte man ihm nochmals das Portefeuille des Kriegs zu; allein er zog es vor, diese Auszeichnung in Folge seines Alters und körperlichen Gebrechlichkeit abzulehnen und starb 1839.

Decazes (Gie), Herzog und Pair von Frankreich, Herzog von Glücksburg in Dänemark, geb. am 28. Sept. 1780 zu St.-Martin-de-Laye bei Libourne, studirte auf dem Colège zu Vendôme die Rechte und machte nicht weniger durch Talent und Thätigkeit wie durch Glück und einnehmende Persönlichkeit eine schnelle amtliche Laufbahn. Im J. 1805 ward er bei dem Tribunal der Seine angestellt und darauf zum Rathe der Kaiserin-Mutter, dann des Königs Ludwig von Holland und 1810 am kaiserlichen Hof ernannt. Die Ungnade Napoleons, die sich D. durch entschiedene Vertheidigung der Interessen Ludwigs zugezogen, schien ihm jede fernere Aussicht auf Beförderung abzuschneiden, als die Restauration der Bourbons eintrat, denen er sich ungesäumt zuwandte. Als sich 1815 die Nachricht von der Landung des Kaisers verbreitete, raffte D. zur Vertheidigung des königlichen Throns in Paris einen Trupp Nationalgarde zusammen; auch weigerte er sich, den Kaiser zu beglückwünschen, und wurde deshalb noch an demselben Tage aus Paris verwiesen. Ludwig XVIII. machte ihn dafür zum Polizeipräsidenten von Paris und im Sept. 1815 an Fouchés Stelle zum Polizeiminister, auch erhob er ihn zum Grafen. Gleichzeitig vermählte sich D. mit der reichen Erbin de St.-Aulaire, der Schwägerin des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, was seine Ernennung zum Herzoge von Glücksburg durch den König von Dänemark zur Folge hatte. Durch sein anziehendes Wesen gewann er in dem Grade die Liebe und das Vertrauen des Königs, daß ihn derselbe wie seinen Sohn behandelte und vor allen andern Ministern auszeichnete. Nach Eröffnung der Kammer im Herbst 1815 (s. *Chambre introuvable*) erkannte D. zuerst das Schwierige seiner Stellung inmitten der politischen Leidenschaften. Die Ausnahmegeetze gegen die politisch Verdächtigen, die er der Kammer vorlegte, fanden zwar wenig Widerstand, allein der überwiegende Royalismus fand die Maßregel zu gelind, die Freisinnigen sahen sie als Verfassungsverletzung an und beide Parteien entzogen dem Minister ihr Vertrauen. D. schwankte; er ließ sich sogar bei der Vertagung der Kammer im Apr. 1816 herab, den guten Geist derselben zu loben. In den Aufständen, Meutereien und Unordnungen, welche die zügellosen Royalisten, niedere Beamten und bestochener Pöbel in Paris, Grenoble und Marseille hervorriefen, mußte er als Polizeiminister seinen Namen zu einer Regierung des Schreckens und der Gesetzlosigkeit hergeben. In Einstimmung mit dem Könige löste er am 5. Sept. 1817 die Kammer auf und

versetzte damit dem wüthenden Royalismus einen Schlag, der ihm nie verziehen wurde. Bei Eröffnung der Sitzung der neuen Kammer vertheidigte er sich mit großer Geschicklichkeit nicht nur gegen die Angriffe der Ultras, sondern gab auch einen ziemlich freimüthigen Rechenschaftsbericht über die Anwendung des Ausnahmegesetzes; dann legte er mehre Entwürfe vor, welche den Presszwang und die Polizeigewalt milderten und stimmte für das eingebrachte, von den Doctrinaires (s. d.) verfaßte Wahlgesetz, das der Mittelklasse in der Kammer die Oberhand verschaffen und die Extreme ausschließen mußte. Eigentlich hatte er aber ein anderes Wahlsystem im Sinne, nach dem allerdings die Interessen gleichmäßiger vertreten worden wären; allein die Umstände geboten ihm Nachgiebigkeit, besonders gegen die Ansicht des Königs. Hatte schon bei den ersten Ergänzungswahlen, die der Sitzung von 1817—18 vorangingen, der Liberalismus in der Kammer ein großes Übergewicht erhalten, so verschafften die von 1818—19 demselben den vollständigen Sieg, ob schon die erzürnten Ultraroyalisten Alles aufboten, das Wahlgesetz bei den Pairs, dem Könige, selbst dem Volke sowie die Politik und die Mäßigung des Polizeiministers zu verdächtigen. Endlich ließ der König das Wahlgesetz fallen, da der zu Ende des J. 1818 vom Congresse zu Aachen zurückkehrende Herzog von Richelieu auf die Abschaffung desselben drang, und beauftragte den letztern mit der Bildung eines neuen Ministeriums, das aber nicht zu Stande kam. Hierauf mußte wieder D. mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt werden, in das er den Marquis Dessoles als Premierminister, den Grafen Souvion St.-Cyr, den Baron Louis, den Grafen Portal und den Deputirten Desferre berief, und in welchem er selbst sich das Portefeuille des Innern vorbehielt, mit dem die Polizeiverwaltung verschmolzen ward. Noch in derselben Sitzung von 1819 wurden nun von dem Ministerium die Presse freigegeben, die Ausnahmegesetze gegen die persönliche Freiheit abgeschafft und auf den Rath D.'s die Majorität für das angefochtene Wahlgesetz in der Pairskammer durch die Ernennung von 60 neuen, der Regierung ergebenen Mitgliedern hergestellt.

Diese letztere Maßregel, die wichtigste wol, die D. ausführte, erzürnte die nun allenthalben ihres gesetzlichen Einflusses beraubten Ultraroyalisten. Man redete dem Könige vor, daß D. den Thron aufs neue dem revolutionairen Abgrunde zuführe, und der schwache Monarch entschloß sich, nach dem Kammerschlusse von 1819 die Abänderung des Wahlgesetzes durch ein anderes Ministerium einzuleiten. Dessoles, St.-Cyr und Louis, die ohne dieses Gesetz nicht regieren wollten, traten ab; D. aber blieb und berief am 19. Nov. 1819 ein neues Cabinet, in das der Marquis de Latour-Maubourg, der Graf Roy und der Baron Pasquier eintraten, und in dem er sich selbst die Präsidentschaft und das Portefeuille des Innern vorbehielt. Dieses Schaukelsystem, zu dem sich D., wie es scheint, aus persönlicher Rücksicht für den König hinreißen ließ, mußte ihn bei allen Parteien, die er nacheinander hatte fallen lassen, in gänzlichen Verruf bringen. Als die Parteien von der bevorstehenden Veränderung des Wahlgesetzes hörten, erhoben sich von neuem die Umtriebe. Jeder suchte die Gelegenheit in seinem Interesse auszubenten, besonders war aber der Ultraroyalismus bemüht, jeden Rest constitutioneller Gesinnung, die dem Ministerium bei dieser neuen Combination geblieben, zu erdrücken. Die Ermordung des Herzogs von Berri am 13. Febr. 1820 wurde von den Ultras zu einer Anklage gegen D. benutzt, dessen revolutionaire Politik den Mörder bewaffnet haben sollte. Als hierauf D., über die Folgen und den Zusammenhang des Attentats ungewiß, vor der Kammer neue Ausnahmegesetze verlangte, verließen ihn nicht allein die Anhänger der constitutionellen Regierung, sondern auch die Royalisten, er wurde sogar persönlich beleidigt und von einem wüthenden Deputirten der Theilnahme am Morde geziehen, sodas er sich genöthigt sah, am 17. Febr. das Portefeuille abzugeben. D. war weder ein Staatsmann von großen Ideen noch ein bedeutender Redner, dessenungeachtet muß man bedauern, daß ein Talent wie das seinige sich in diesen Parteidürmen so fruchtlos abnutzte. Ein bleibendes Denkmal hat er sich während seiner kurzen Verwaltung des Innern dadurch gesetzt, daß er so viel als möglich den höhern Unterricht Frankreichs reorganisirte, Gewerbe und Wissenschaften aufmunterte und eine Menge Anstalten, z. B. die franz. Industrieausstellung, Ackerbauschulen u. s. w., ins Leben rief. Vgl. Guizot, „Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel“ (Par. 1820) und „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de

la France" (Par. 1821). Nach seinem Austritte aus dem Ministerium ernannte ihn der König, um ihm ein Zeichen seiner fortdauernden Freundschaft zu geben, zum erblichen Herzog und schickte ihn als Gesandten nach London, von wo er aber in Folge eines Mißverständnisses mit Lord Castlereagh im Mai 1821 nach Paris zurückkehrte. Bereits seit 1818 Mitglied der Pairskammer, gehörte er in derselben während der Restauration stets zur Opposition. Nach der Julirevolution schloß er sich der jüngern Dynastie der Bourbons an und wurde 1834 zum Großreferendar der Kammer ernannt. Im Departement der Gironde hat er eine Menge industrieller Anstalten hervorgerufen, Eisenminen, die Jahrhunderte ruhten, eröffnet und den Ackerbau auf eine höhere Stufe gehoben. — Sein Sohn, der Herzog von Glücksburg, der die diplomatische Laufbahn erwählt, ist gegenwärtig *Chargé d'Affaires* in Madrid.

Decabalus, König von Dacien (s. d.), hatte diese Würde dadurch erlangt, daß der König Duras aus Achtung vor seiner Tapferkeit freiwillig zu seinen Gunsten abdankte. D. ist berühmt durch seine Kriege mit den Römern, die er unter Domitian mit einem Einfalle in Mösien eröffnete, dessen Statthalter Oppius Sabinus von ihm geschlagen und getödtet ward. Domitian zog hierauf selbst gegen ihn, überließ aber die Führung des Kriegs dem Cornelius Fuscus, der zwar in Dacien selbst eindrang, aber in dem feindlichen Lande bald seinen Untergang fand. Glücklicher war bei dem zweiten Zuge Domitian's Feldherr Julian, doch sah sich der Kaiser, der sich selbst gegen die Markomannen gewendet hatte und von ihnen geschlagen worden war, genöthigt, den D. um Frieden zu bitten und für denselben ihm einen jährlichen Tribut zu bewilligen. Trajan duldete diese Schmach nicht, er erneuerte den Krieg und ersocht in den J. 101—103 n. Chr. in Dacien selbst mehre Siege; D. bat um Frieden und erhielt ihn, brach ihn aber, als Trajan abgezogen war, schon im J. 104. Hierauf führte Trajan sein Heer über eine (in der Gegend des jetzigen Ezernek in der Walachei erbaute) steinerne Brücke über die Donau von neuem nach Dacien, schlug den D., eroberte seine Hauptstadt und bedrängte ihn so, daß er im J. 106, zur Verzeihung gebracht, sich selbst tödtete, worauf sein Land zur röm. Provinz gemacht wurde.

December, der zwölfte und letzte Monat im Jahre, war bei den alten Römern (vor Julius Cäsar), die ihr Jahr mit dem März ansingen, der zehnte, daher der Name des Monats (vom lat. decem, d. i. zehn). Der altdeutsche, von Karl dem Großen vorgeschlagene Name des Monats ist Heilmund und bezieht sich auf die in demselben fallende Geburt des Heilands. Vor Julius Cäsar hatte dieser Monat, gleich dem Jan. und Aug., nur 29 Tage, Cäsar aber legte jedem derselben noch zwei zu.

Decembiri, d. i. Zehnmänner, hießen im alten Rom mehre obrigkeitliche Collegien, die sämmtlich aus zehn Personen bestanden und deren Bestimmung durch einen Zusatz näher angegeben wird. Die berühmtesten sind die *Decembiri legibus scribendis*, eine in Folge des Antrags des Tribun Terentillus Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das J. 451 erwählte und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt, sodas die übrigen Magistrate aufhörten, bekleidete Behörde. (S. Zwölftafelgesetzgebung.) Auch für das J. 450 wurden, da die im Jahre zuvor gegebenen, auf zehn Tafeln verzeichneten Gesetze nicht völlig genügend erschienen, wieder Decembirn erwählt, die noch zwei Tafeln hinzufügten und ihr Amt ungesetlich auch im J. 449 fortführten, bis ihr Uebermuth und namentlich der Frevel, den Appianus Claudius (s. d.), ihr Haupt, an Virginia versuchte, ihre Aufhebung und die Wiedereinführung der alten Magistrate bewirkte. — Die *Decembiri litibus*, oder nach alter Schreibung *stilitibus, iudicandis* waren eine richterliche Behörde, die vermuthlich unter Servius Tullius an die Stelle der Pontifices als Richter in Sachen, die das Caput (die Persönlichkeit) eines Bürgers und sein steuerbares Eigenthum betrafen, in dem sogenannten *judicium hastae* traten und wahrscheinlich mit dem Senat gewählt wurden. Unter Augustus wurden sie Vorsteher des Centumviralgerichts und erhielten sich als solche lange in der Kaiserzeit, nur aus dem Ritterstande gewählt. — Die *Decembiri sacrorum* oder *sacris faciundis*, ein priesterliches Collegium, für die Auslegung der sibyllinischen Bücher bestimmt, trat im J. 368, da auch den Plebejern der Zutritt eröffnet ward, an die Stelle der frühern, für denselben Zweck angeordneten, nur patricischen Zweimänner, *Duumviri*. Sulla erhöhte im J. 80 die Zahl auf 15 Männer, die nunmehr demgemäß *Quindecimviri* genannt wurden.

Dechant, s. Dehan.

Deciffiren heißt irgend eine Geheimschrift (s. d.) entziffern und in gewöhnlicher Schrift darstellen.

Decimalbruch heißt ein Bruch, dessen Nenner eine der Zahlen 10, 100, 1000 u. s. w., allgemein also eine aus 1 und angehängten Nullen bestehende Zahl (eine Potenz von 10) ist. Man läßt beim Schreiben den Nenner weg, muß aber darauf sehen, daß der Zähler ebenso viel Ziffern hat als der Nenner Nullen, was man, wenn der Zähler an und für sich weniger Ziffern haben sollte, durch vorgesezte Nullen bewirkt. Zur Erkennung eines Decimalbruchs dient das den Stellen des Zählers (Decimalkstellen) vorangehende Decimalzeichen, gewöhnlich ein Komma, zuweilen auch ein Punkt, vor welchem links eine ganze Zahl oder in deren Ermangelung eine Null steht. Demnach werden die Brüche $5\frac{73}{100}$, $\frac{9}{10}$, $\frac{137}{1000}$, $\frac{43}{10000}$ nach der Reihe so geschrieben: 5,73; 0,9; 0,137; 0,0043. Einen bereits geschriebenen Decimalbruch richtig auszusprechen, ist nach dem Gesagten sehr leicht, da man aus dem Zähler sofort den Nenner erkennen kann. Man sieht ferner, daß eine und dieselbe Ziffer Zehntel, Hundertel, Tausendtel, Zehntausendtel u. s. w. bedeutet, je nachdem sie in der ersten, zweiten, dritten, vierten u. s. w. Stelle hinter dem Decimalzeichen steht. Demnach ist z. B. 0,37149 ($\frac{37149}{100000}$), nach den einzelnen Ziffern zerlegt, so viel als 3 Zehntel, 7 Hundertel, 1 Tausendtel, 4 Zehntausendtel, 9 Hunderttausendtel. Hieraus erhellt auch sofort, daß der Werth eines Decimalbruchs völlig ungeändert bleibt, wenn man am Ende desselben rechts Nullen anhängt, oder Nullen, die daselbst stehen, wegläßt, während er sich wesentlich verändert, wenn man am Anfange desselben unmittelbar hinter dem Decimalzeichen Nullen setzt oder wegläßt. Um einen gewöhnlichen Bruch in einen Decimalbruch zu verwandeln, dividirt man mit dem Nenner in den Zähler, dem man zuvor eine oder mehrere Nullen angehängt hat; jede bei der Division gebrauchte Null gibt eine Decimalstelle. So erhält man: $\frac{1}{2}$ gleich 0,5, $\frac{3}{4}$ gleich 0,75, $\frac{7}{8}$ gleich 0,875 u. s. w. In den meisten Fällen wird die Division nie aufgehen; dann läßt sich auch der gegebene gewöhnliche Bruch nicht völlig genau in einen Decimalbruch verwandeln, aber je weiter man die Division fortsetzt, desto weniger ist der gefundene Decimalbruch von dem gewöhnlichen Bruche verschieden. Im Verlauf der Division wird bei solchen Brüchen immer endlich einmal, oft schon sehr bald, der Fall eintreten, daß ein schon früher dagewesener Rest wiederkehrt, oder ein Rest erhalten wird, der dem Zähler des gewöhnlichen Bruchs, wenn dieser ein echter war, gleich ist; dann kehren auch dieselben Ziffern des Quotienten, die von jenem Rest an erhalten wurden, wieder und wiederholen sich unaufhörlich; man kann daher die Division sofort abbrechen, wenn ein Rest sich wiederholt. Z. B. $\frac{1}{3} = 0,6666 \dots$, $\frac{2}{11} = 0,727272 \dots$, $\frac{1}{7} = 0,571428 \dots$. Eine solche Folge wiederkehrender Decimalstellen heißt eine Periode; sie enthält höchstens so viel Stellen, weniger eine, als der Divisor (Nenner des gewöhnlichen Bruchs, der vorher auf seine kleinste Benennung gebracht sein muß) Einheiten enthält; daß sie auch weniger Stellen haben kann, erhellt aus den beiden ersten der vorigen Beispiele. Die Rechnung mit Decimalbrüchen ist viel leichter als die mit gewöhnlichen Brüchen und im Wesentlichen von der mit ganzen Zahlen gar nicht verschieden. Bei der Addition und Subtraction muß man die zu addirenden und zu subtrahirenden Brüche, falls sie nicht schon von selbst gleichviele Decimalstellen haben, durch angehängte Nullen auf eine gleiche Anzahl von Decimalstellen bringen oder gebracht denken, dann aber wie ganze Zahlen addiren oder subtrahiren; im Resultate erhält das Decimalzeichen dieselbe Stelle, wie in den Zahlen, welche man addirt oder subtrahirt hat. Bei der Multiplication nimmt man auf das Decimalzeichen keine Rücksicht, bis man die Rechnung beendigt hat; dann setzt man im Producte das Decimalzeichen so, daß jenes ebenso viele Decimalstellen enthält, als beide Factoren zusammen genommen haben. Sollte das Product nur gerade so viele Ziffern haben, so muß man eine Null vor das Decimalzeichen setzen; hat das Product sogar weniger Ziffern, so muß man dieselben durch vorgesezte Nullen ergänzen und außerdem eine vor das Decimalzeichen setzen. Bei der Division dividirt man ebenfalls ohne Rücksicht auf das Decimalzeichen und schneidet zuletzt von Quotienter rechts so viele Decimalstellen ab, als der Dividendus im Vergleich zum Divisor weniger hat; wenn aber beide gleich viele Decimalstellen haben, so ist der Quotient eine ganze Zahl. Sollte der Dividendus weniger Decimalstellen haben oder eine ganze Zahl sein, so muß man

ihm vor der Rechnung so viel Nullen anhängen, daß er mindestens gleich viele Decimalstellen mit dem Divisor hat. Ebenso müssen dem Dividendus vor der Division Nullen angehängt werden, wenn die Division sonst wegen seiner Kleinheit in Vergleich zum Divisor, beide als ganze Zahlen gedacht, gar nicht stattfinden kann. Hat der Quotient gerade so viele Stellen, als abgeschnitten werden sollen, oder noch weniger, so verfährt man wie bei der Multiplication gezeigt wurde. Hat man dem Decimalzeichen seine Stelle angewiesen, und ist die Division nicht aufgegangen, so kann man sie durch Anhängen von Nullen an den Rest weiter fortsetzen und dadurch den Quotienten noch genauer bestimmen.

Decimalmaß, die Eintheilung der Maße in zehn Theile, wurde in der neuen franz. Maß- und Gewichtseintheilung durchgängig angenommen und sollte, da sie von allen für das Rechnen die bequemste ist, auch von allen andern Nationen angenommen werden, ohne deswegen den Metre und das ganze metrische System anzunehmen, was vielleicht bei dem Übergange in den Volksverkehr unübersteigliche Schwierigkeiten haben würde. Auch in denjenigen Ländern, wo das Duodecimalmaß eingeführt ist, pflegen sich die Feldmesser beim Längenmaße der Decimaleintheilung zu bedienen, weshalb man zuweilen das Feldmaß, bei welchem die Ruthe 10 Fuß, der Fuß 10 Zoll, der Zoll 10 Linien hat, von dem Wertmaß, bei welchem der Fuß in 12 Zoll, der Zoll in 12 Linien getheilt ist, unterscheidet.

Decimalsystem, s. Zahlensystem.

Decime nannte man eine aus Glockengut geprägte Scheidemünze der franz. Republik. Dieselbe trat 1793 an die Stelle der Zweifousstücke, denen sie noch jetzt gleich gilt. Eine Decime ist gleich zehn Centimes und zehn Decimes machen einen Franc aus, woher die Münze den Namen erhalten hat.

Decimiren heißt eigentlich den Decem oder Zehnten (s. d.) erheben, und Decimation diese Erhebung oder Einrichtung selbst. In etwas veränderter Bedeutung ist das Wort auch in die Kriegsgerichtssprache übergegangen. Wenn nämlich eine Anzahl Menschen sich eines Verbrechens, z. B. der Empörung, des Aufruhrs u. s. w., schuldig gemacht hat, die Schuldigen aber nicht herausgefunden, oder ihrer großen Zahl wegen nicht alle bestraft werden können, so wird decimirt, d. h. am dritten, vierten oder zehnten Mann die Strafe vollzogen. Daß hierbei kein Princip der Gerechtigkeit zu Grunde liegt, ist von selbst einleuchtend, und nur die höchste Gefahr und Noth kann die Decimation einigermaßen entschuldigen.

Decision heißt überhaupt Entscheidung, sie sei richterlich oder gesetzgebend. So nannte man in Sachsen früher mehre über eine Anzahl zweifelhafter Rechtsfragen gegebene gesetzliche Entscheidungen Decisionen, deren 1661 zuerst 91 (die ältern Decisionen) und 1746 wieder 40 (die neuern Decisionen) ertheilt wurden. — **Decisivre script** ist ein in demselben Sinne, zur Entscheidung einer Rechtscontroverse, ertheiltes königliches Rescript, das zunächst durch einen einzelnen Fall hervorgerufen, dann allgemeine Gültigkeit erhält. — **Decisum**, dem Worte nach gleichbedeutend mit Decision, bezeichnet im prägnantem Sinne eine richterliche Entscheidung ohne Beifügung von besonders extendirten Entscheidungsgründen, wie sie in minder wichtigen Sachen ertheilt zu werden pflegt. — **Decisivstimme** (votum decisivum) bedeutet im Gegensatz der bloß beratenden Stimme (votum consultativum) eine solche, welche bei dem Beschlusse nach Stimmenmehrheit mitgezählt wird; dann versteht man darunter das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches zuweilen dem Referenten, meist aber dem Vorsitzenden der Versammlung beigelegt ist, wenn nicht, wie dies auch vorkommt, die mildere Meinung in einem solchen Falle vorgezogen wird. Nach einigen Verfassungen hat der Präsident der landständischen Versammlungen lediglich eine Decisivstimme; er stimmt gar nicht mit und gibt nur bei eintretender Stimmengleichheit durch seine Stimme den Ausschlag; nach Andern wird seine Stimme stets mitgezählt und gilt in dem Falle, daß Stimmengleichheit eintritt, doppelt.

Decius, der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das namentlich durch die heldenmüthige Aufopferung zweier seiner Glieder berühmt ist. — **P. Decius Mus** hatte als Kriegstribun im J. 343 v. Chr. durch seine Einsicht und Tapferkeit das von den Samnitem eingeschlossene Heer des Consul N. Cornelius Cossus gerettet. Im J. 340 war er mit **L. Manlius Torquatus** Consul und zog mit ihm gegen die Latiner, mit welchen der Krieg in diesem Jahre ausbrach. Schon vor dem Beginn der Schlacht am Vesuv, waren beide Con-

fuln übereingekommen, daß Der, dessen Flügel weichen würde, durch seinen freiwilligen Opfertod den Sieg für Rom gewinnen solle. Als nun D. wahrnahm, daß seine Scharen wankten, weichte er sich und seine Feinde feierlich den unterirdischen Göttern und stürzte sich zu Noth mitten unter die Feinde; hier fand er den Tod, aber der Sieg ward den Römern zu Theil. — Sein Sohn gleiches Namens, nicht minder ausgezeichnet durch Tapferkeit und Kriegskunst, die er gegen die Samniter und Etrusker bewährte, als durch seine Thätigkeit im innern Staatswesen, ward mit N. Fabius, mit dem er schon früher, im J. 315, zum zweiten Mal Consul und 304 Censor gewesen war, im J. 297 zum dritten Mal Consul. Als solcher schlug er bei Maleventum die Apulier, die den Samnitem zu Hülfe kommen wollten, und verheerte hierauf mit jenem das Land der letztern. In seinem vierten Consulat, im J. 295, in welchem er wieder Colleague des Fabius war, hatte Rom mit den verbündeten Samnitem, Etruskern, Galliern und Umbrem zugleich zu kämpfen. D. führte in der Schlacht bei Sentinum den linken Flügel, der den Galliern gegenüberstand, und weichte sich, da er sah, wie die Seinen durch die gallischen Streitwagen in Verwirrung kamen, dem Beispiel seines Vaters folgend, dem Tode, durch den er, wie jener, seinem Vaterlande den Sieg gewann. — Auch von dem gleichnamigen Sohn des Letztern erzählte die Sage, aber irrig, daß er sich in der Schlacht bei Asculum im J. 279, in welcher er mit P. Sulpicius Longus dem Pyrrhus lange den Sieg streitig machte, geopfert habe. — Unter den röm. Kaisern trägt ebenfalls einer den Namen Decius. Er hieß vollständig C. Messius Quintus Trajanus D., war von Geburt ein Pannonier und Senator unter dem Kaiser Philippus, der ihn im J. 249 nach Mosien sendete, um daselbst einen Aufstand der Legionen zu unterdrücken. Doch diese nöthigten ihn selbst, den Purpur anzunehmen, und Philippus verlor bei Verona gegen ihn Schlacht und Leben. In seiner Regierung, während der er die Christen grausam verfolgte, zeigte er sich kräftig und für die innere Verwaltung besorgt; aber schon im J. 251 fiel er nebst seinem Sohne in einer Schlacht gegen die Gothen, die Philippopolis eingenommen hatten, durch den Verrath des Gallus, der nach ihm Kaiser ward.

Deck oder Berdeck nennt man die verschiedenen Unterabtheilungen im innern Raume eines Schiffes zur Unterbringung und zum Schutze der Ladung und der Passagiere. Während man früher nur ein Deck hatte, hat man später, als die Schiffe größer wurden, der Tiefe nach, zwei, sogar drei Berdecke übereinander angebracht, wornach die Schiffe Zweidecker und Dreidecker genannt werden. Zu unterst liegt im Schiffe der sogenannte Raum, in welchem sich die Ladung befindet, dann folgt das erste Deck, auch Zwischendeck genannt, welches theils zur Bergung der Ladung, theils für die Passagiere niederer Classen dient und auf Kriegsschiffen Geschütze enthält. Das zweite Deck, etwa 7 F. höher liegend, ist bestimmt zur Aufnahme besserer Waaren und der Passagiere, welche mehr zahlen, und bei Kriegsschiffen sind auch hier Geschütze aufgestellt. Derselbe Fall findet bei dem dritten Deck statt. Das Berdeck hat stets nach der Mitte zu eine Erhöhung, welche dazu dient, das Wasser abzuleiten und den Rücklauf der Geschütze nach dem Abfeuern zu hemmen. Dfter hat auch noch das Berdeck eine Steigung nach vorn und hinten, und dann sagt man „das Deck springt“. Auf dem Berdeck ist der Sammelplatz der Passagiere, der Schiffsmannschaft und der Besatzung, wenn das Schiff ein Kriegsschiff ist, und zugleich der Kampfplatz beim Entern. In neuerer Zeit hat man größere Schiffe der Höhe nach durch gußeiserne wasserdichte Wände in verschiedene Verschlüge getheilt, welche durch die Berdecke ununterbrochen hindurch reichen, und man bezweckt dadurch, daß, wenn in irgend einem dieser Verschlüge ein Leck springt, derselbe ganz mit Wasser gefüllt werden kann, ohne daß darum das Schiff sinkt, was bei der frühern Anordnung, wo die Decke ununterbrochen durch den ganzen Schiffsraum liefen, nothwendig der Fall war, wenn es nicht gelang, das Leck zeitig zu verstopfen.

Deckenmalerei, f. Plafond.

Decker (Karl von), preuß. Generalmajor, bekannt als militärischer und belletristischer Schriftsteller, geb. zu Berlin 1784, wurde bereits im J. 1800 zum Lieutenant ernannt, worauf er nach Warschau zur Reitenden Artillerie in die Compagnie seines Vaters kam, mit der er den Feldzügen von 1806 und 1807 beiwohnte. Unzufriedenheit über das damalige Militärverhältniß veranlaßte ihn 1809 als Rittmeister in das Corps des Herzogs von Braunschweig-Ds zu treten, dem er nach England folgte. Ausgenommen eine kurze Urlaubreise

nach Deutschland, blieb er bis 1813 in England, worauf er als Hauptmann im Generalstabe wieder in preuss. Dienste trat. Während des Kriegs von 1813 und 1814 nahm er in dem zweiten Kleist'schen Armeecorps sowol an den Schlachten bei Dresden, Kulm und Leipzig, als an den Gefechten in Frankreich Theil, und 1815 bei einer Brigade des ersten Armeecorps angestellt, an dem blutigen und hartnäckigen Kampfe um St.-Amand, an den Schlachten von Ligny und Waterloo. Nach dem Frieden blieb er im großen Generalstabe; im J. 1817 wurde er Major, 1818 Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule und 1821 Dirigent einer Abtheilung des Topographischen Bureaus, nachdem ihm im Jahre zuvor der Erbadel verliehen worden war. Ein durch eine persönlich gewordene literarische Streitigkeit veranlaßter Zweikampf am 25. Nov. 1822 mit dem Hauptmann Bachoff von Echt, der diesem das Leben kostete, brachte D. die Strafe eines Festungsarrests zu Spandau. Später war er mehre Jahre als einer der Examinatoren bei der Obermilitärexaminations-Commission angestellt. Im J. 1827 wurde er der Gardeartillerie, 1829 als interimistischer Brigadier bei der achten Artilleriebrigade aggregirt und 1831 als wirklicher Brigadier zu der ersten versetzt, 1833 Oberstlieutenant und 1835 Oberst, 1841 aber in Disposition gestellt und 1842 zum Generalmajor erhoben. Von seinen zahlreichen militairischen Schriften heben wir als die vorzüglichsten hervor „Die Artillerie für alle Waffen“ (3 Bde., Berl. 1816), „Das militairische Aufnehmen“ (Berl. 1816), „Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit“ (Berl. 1817), nach den „*Considérations sur l'art de guerre*“ von Rogiat bearbeitet; ferner „Die Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen: Cavalerie und reitende Artillerie“ (Berl. 1819), „Versuch einer Geschichte des Geschützwesens und der Artillerie in Europa“ (Berl. 1819), „Reisebuch für Unteroffiziere und Soldaten des preuss. Heers“ (4. Aufl., Berl. 1836), „Der kleine Krieg im Geiste der neuern Kriegführung“ (Berl. 1822), „Bonaparte's Feldzug in Italien“ (Berl. 1825), die „Ergänzungstaktik der Feldartillerie“ (Berl. 1834), die „Taktik der drei Waffen: Infanterie, Cavalerie und Artillerie“ (Berl. 1834) und die „Schlachten und Hauptgefechte des Siebenjährigen Kriegs“ (Berl. 1837). Mit Rühle von Lilienstern begründete er 1816 das „*Militair-Wochenblatt*“, welches 1824 dem Großen Generalstab überwiesen wurde, wogegen D. die Erlaubniß erhielt, mit Ciriacy und Blosson die „*Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs*“ herauszugeben. Auch gab er 1824 in Berlin eine militairisch-topographische Karte des Landes zwischen dem Rhein und der Maas heraus. Seine belletristischen Arbeiten erschienen unter dem Namen Adalbert vom Thale; dahin gehören „*Freie Handzeichnungen*“ (Berl. 1818), „*Geburtstagsspiele*“ (2 Bde., Berl. 1821—23) u. s. w. Über seine Reise durch die südlichen deutschen Staaten und die Schweiz nach Italien im J. 1839 hat er in den „*Mittheilungen einer Reise*“ (Berl. 1840) ausführlich berichtet. Auch ist er Verfasser mehrerer guter Lustspiele, z. B. „*Das Vorlegeschloß*“, „*Guten Morgen, Welliebchen*“ u. s. w.

Deckfarben heißen solche Farben, welche die Fläche des Bildes auf eine Weise decken, daß die bereits vorhandene Färbung dieser Fläche an den Stellen, wo die Deckfarbe aufgetragen ist, völlig verschwindet, und es ist demnach für sie ein entschieden körperhaftes Material nöthig. Die Deckfarben stehen den durchscheinenden oder Lasurfarben gegenüber, welche, aus dünnerm Material bereitet, die Grundfarbe oder eine andere bereits aufgetragene Färbung durchblicken lassen. Die verschiedenen Effecte, welche von dem Maler erstrebt werden, bedingen die Wahl der verschiedenen Gattungen der Farben.

Declamation nennt man die kunstgemäße mündliche Darstellung eines in Worte gefaßten Gedankenganges, und declamiren heißt demnach ein Redeganzes vollendet schön vortragen. Diese Kunst begreift das Recitiren, d. h. den bloß verständlichen Vortrag, als ein Moment in sich; aber es gilt für gewöhnlich der Unterschied, daß bei der Recitation etwas als Fremdes mitgetheilt, bei der Declamation aber das Vorgetragene ganz in die Persönlichkeit des Vortragenden aufgenommen wird. Die Forderungen, die an eine wahre Declamation gemacht werden, sind nicht unbedeutend, und namentlich ward schon im Alterthume, vorzüglich unter den Griechen und Römern, bei denen die Redekunst in so hohem Ansehen stand, auf die Ausbildung derselben die größte Sorgfalt verwendet, und die Declamation machte hier in Verbindung mit der Mimik einen wesentlichen Theil der Musik aus und gehörte so zu den Hauptstücken der Erziehung im Allgemeinen. Die Alten hatten für

die Lehre dieser Wissenschaft eigene Klanggeschlechter oder Betonungszeichen der Sylben, eine Art unter oder über den Text geschriebener Noten, über deren Umfang und Verhältniß wir etwas Näheres nicht wissen. So viel aber ist zuverlässig, daß der Vortrag der Redner im Alterthume sich mehr dem Gesange oder dem heutigen Recitativ näherte. Öfters ließen sie während des Vortrags einen Andern hinter sich treten, der auf einem musikalischen Instrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichsten Abweichungen der Töne angeben mußte. Auf diese Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (s. Chor), und bei der Aufführung der röm. Lustspiele finden wir für gleichen Zweck *tibiae dextrae* und *sinistrae* angewendet. Bei der Declamation nun beruht Alles auf den verschiedenen Tonarten oder Grundtönen, deren Wahl durch den Charakter des zu declamirenden Stückes bestimmt wird, und für die man seit Schocher, dem Begründer der *Declamatorik*, gest. zu Raumburg 1810, gewöhnlich eine oratorische Scala annimmt, welche durch die Vocale u, o, a, e, i bezeichnet wird. Auch hier wird, wie in der Musik, die Stimme in die Mittel-, hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um die verschiedenen Tonarten für den jedesmaligen Ausdruck der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu bestimmen. Außerdem muß auch das Tempo beim Vortrage sorgfältig gewählt werden, womit zugleich die nähere Kenntniß der poetischen Rhythmen in Verbindung steht. Eine Hauptfache aber und offenbar der schwierigste Punkt in der Declamation ist die zu verhältnißmäßiger Auf- und Abstufung erforderliche Intension der Stimme, wodurch die todten Wörter erst Leben erhalten, der *Accent* (s. d.). Endlich gehört auch die Lehre von der *Gesticulation* (s. d.) hierher, obgleich die Declamation, je reiner ihre Wirkung sein soll und je mehr sie sich in ihrer eigenen Größe zeigen will, desto mehr derselben entbehren kann. Nach der Verschiedenheit der Poesie theilt man übrigens die poetische Declamation in die epische oder erzählende, die dramatische oder darstellende, und die lyrische. An die poetische grenzt die oratorische. Außer Seckendorfs „Vorlesungen über Declamation und Mimetik“ (2 Bde., Braunsch. 1815—16) ist Falkmann's „Declamatorik oder vollständiges Lehrbuch der deutschen Vortragskunst“ (2 Bde., Hannov. 1836—39) das vorzüglichste theoretische Lehrbuch.

Declaration, im Allgemeinen Darlegung, nennt man in der Logik gewöhnlich eine vorläufige Angabe der Merkmale eines Begriffs, also eine die Definition vorbereitende Erläuterung desselben. (S. Definiren.) — In der Handelswissenschaft versteht man unter Declaration und Declariren das Angeben der Waaren beim Zoll, welchem Zweck die Declarationsscheine dienen.

Declination, d. i. Abweichung, nennt man in der Sprachlehre die Abänderung der Nenn-, Bei-, Für- und theilweise Zahlwörter durch die verschiedenen Casus, um die verschiedenen Verhältnisse der Begriffe, in denen sie stehen, auszudrücken. Es bildet mithin die Declination eine von den vier Arten der Flexion oder Abwandlung, deren die Wortformen überhaupt fähig sind. — In der Naturlehre bezeichnet *Declination* die Abweichung der *Magnetnadel* (s. d.) von der Mittagslinie, in der Astronomie die *Abweichung* (s. d.) der Gestirne von dem Aequator.

Decoct, **Absud**, **Abkochung** ist der Name einer sehr gebräuchlichen Arzneiform, indem man diejenigen Stoffe, die zu hart und fest sind, um auf einem andern Wege ihre medicinisch wirksamen Theile abgeben zu können, dem Proceß der Abkochung mit Wasser unterwirft. Solches geschieht mit vielen Pflanzen und auch mit einigen thierischen Stoffen; seltener mit mineralischen Substanzen, wie z. B. mit dem bekannten Zittmann'schen Decoct, weil sie in Wasser unauf löslich sind. Will man aus einem Arzneistoffe das ihm inwohnende ätherische Princip durch Wasser ausziehen, so geschieht dies durch Aufguss oder durch die *Infusion* (s. d.). Oft werden jedoch beide Proceße auch miteinander verbunden, indem man ein fertiges Decoct noch heiß über einen Stoff ausgießt, dessen flüchtige Bestandtheile man dem Wasser einverleiben will, und dann entsteht das sogenannte *Infuso-Decoct*. Die thierischen Substanzen werden der Abkochung unterworfen, um eine Gallerte zu bereiten, welcher man dann oft auch noch andere Arzneimittel zusetzt.

Decomposition heißt in der Sprachlehre die Zusammensetzung oder Verbindung von zwei oder mehreren selbständigen Wörtern mit einem einfachen Worte zu einem Begriffe, z. B. Oberhofprediger, wiederaufbauen u. s. w. Ein so zusammengesetztes Wort nennt man

ein *Decompositum*, und die griech. und deutsche Sprache ist vorzugsweise reich an solchen Verbindungen. — In der Chemie bezeichnet man mit dem Ausdruck *Decomposition* die Zerlegung oder Auflösung eines Körpers in seine ersten Grundbestandtheile.

Decoration heißt überhaupt jede Ausschmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenstands, z. B. eines Zimmers, eines Concert- oder Ballsaals u. s. w., um ihm ein gefälligeres und zugleich dem besondern Zweck, wozu das Zimmer bestimmt ist, entsprechendes Aussehen zu geben; auch spricht man in diesem Sinne von Ordensdecorationen. Die *Decorationskunst* hat daher die Aufgabe, die Verzierung in eine geschmackvolle, sinn- und beziehungsreiche Übereinstimmung mit der Bestimmung und der Verzierung des auszuschmückenden Gebäudes zu bringen, eine Aufgabe, die dem *Decorateur*, d. h. dem ausführenden Künstler, um so mehr gelingen wird, je mehr Geschmack, technisches Geschick und Ideenreichthum er besitzt. Im engeren Sinne versteht man darunter die Theatermalerei oder vielmehr die Gesamtheit der materiellen auf die Vergegenwärtigung des Örtlichen abzielenden Hülfsmittel der Bühne, soweit sie der Malerei unterliegen. Hierzu gehören die Coulissen, der Grund oder die Gardine, besser Courtine oder Cortine, wodurch am Ende der Bühne die Aussicht geschlossen wird, die Vor- und Ansätze und die Soffiten, welche die Decken bilden. Der *Decorationsmaler* muß, um die örtliche Täuschung hervorzubringen, vorzüglich die Linear- und Luftperspective verstehen und die Wirkung des Lichts, namentlich des Lampenlichts, wie die Länge der auftretenden Figuren richtig berechnen können. Luxus und Pracht in der Decorationsmalerei sollten billig nur auf die Oper beschränkt bleiben, da sie im recitirenden Schauspiele den Zuschauer leicht von der Handlung und dem Gedankeninhalt des aufgeführten Drama abziehen und seine Aufmerksamkeit zerstreuen. Selbst der Schauspieler gewinnt bei einer geschmackvoll einfachen Decoration, indem er gegen dieselbe in seiner reichen Kleidung desto selbständiger und hervortretender absticht. Leider hat sich aber, besonders seit Schiller's „Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“, auch in die Darstellung des recitirenden Schauspiels eine Decorationspracht eingedrängt, welche seinen Gedichten eher hinderlich als förderlich gewesen ist.

Decrescendo, *diminuendo*, *morendo*, *smorzando* ist der Gegensatz von *Crescendo* (s. d.).

Decret, eine Entscheidung oder obrigkeitliche Verordnung, nennt man im engeren Sinne eine richterliche oder überhaupt obrigkeitliche Verfügung, welche auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, im Gegensatz der Entscheidung nach rechtlichem Gehör beider Theile, dem Bescheide (Erkenntniß, Sentenz oder Urtheil). Das *Decret* in diesem Sinne wird nicht rechtskräftig, und es sind dagegen also auch eigentliche Rechtsmittel weder nöthig noch zulässig, wol aber einfache Beschwerden (*Recurse* und *Extrajudicialappellationen*) nach den Umständen bei den höhern Gerichten oder bei den vorgesezten Regierungsbehörden (den Justizministerien, dem Staatsrath u. s. w.). — Auch nennt man *Decrete* solche Befehle der höchsten Staatsgewalt, welche an einzelne Personen und Behörden ergehen, ohne der Form nach Resolutionen auf Anträge und Bitten derselben zu sein, wie *Anstellungs-*, *Entlassungsdecete* u. s. w. Im deutschen Staatsrechte wurden die Erlasse des Kaisers an die versammelten Reichsstände *Decrete* genannt, und zwar *kaiserliche Hofdecete*, wenn sie aus dem kaiserlichen Cabinet an dieselben ergingen, *Commissionsdecete*, wenn sie vom kaiserlichen *Principalcommissarius* bei der Reichsversammlung übergeben wurden. Im franz. Rechte pflegt man die königlichen *Decrete* mit dem Worte *Ordonnanz* (s. d.) zu bezeichnen. — Im kanonischen Rechte ist das *Decretum Gratiani* bekannt. (S. *Gratian*.)

Decretalen (*litterae decretales*) nennt man päpstliche Entscheidungen vorkommender Fälle, allgemeine Anordnungen, Antworten auf Anfragen u. s. w. Da diese *Decretalen* in der christlichen Kirche nach und nach großes und zuletzt sogar gesetzliches Ansehen bekamen, so fing man an, sie zu sammeln, und unter vielen solchen bekannt gewordenen ältern Sammlungen sind vorzüglich wichtig geworden: 1) Die Sammlung des *Dionysius Exiguus* (s. d.) zu Ende des 5. Jahrh.; 2) die des heil. *Isidor* (s. d.) von Sevilla, gest. 636; 3) eine mit vielen unechten Stücken erweiterte Sammlung, welche in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. aus der Gegend von Mainz in Umlauf kam, auf Erweiterung der päpstlichen Rechte berech-

net war und nach ihrem angeblichen Verfasser, Sidorus Mercator oder Peccator, die Benennung der Pseudo-Sidorischen erhalten hat, während ihr wahrer Verfasser noch unbekannt ist, obgleich ihn Eichhorn und nach ihm Thenier in der Schrift „De Pseudo-isidoriana canonum collectione“ (Bresl. 1827) in Rom suchen, Andere auf den mainzer Diaconus Benedictus Levita rathen, welcher in seiner Sammlung der fränk. Capitularien diese verfälschte Decretalensammlung benützt hat; 4) die systematische Zusammenstellung Gratian's (s. d.) im 12. Jahrh., das Decretum genannt; 5) die von Gregor IX. veranstaltete Sammlung der päpstlichen Decretalen von Gregor I. an, gest. 604, verfaßt durch Raimund von Pennafort, gest. 1275, welche 1234 zu Paris und 1235 zu Bologna bekannt gemacht wurde; 6) die Sammlung der Decretalen bis auf Bonifaz VIII., gest. 1303 („Liber sextus decretalium“); 7) die von Clemens V., gest. 1314, erlassenen Decretalen, welche mit den Schlüssen des Conciliums von Vienne, in der Sammlung der sogenannten Clementinen (s. d.) vereinigt sind; 8) die unter dem Namen der Extravaganzen (s. d.) zusammengestellten Decretalen. Die letzten fünf Sammlungen, in welche aber theilweise auch Concilienchlüsse u. s. w. aufgenommen sind, bilden das Corpus juris canonici (s. d.).

Decubitus, Aufliegen oder Durchliegen entsteht, wenn die Stellen des Körpers, wo die Knochen von Natur oder in Folge von Abmagerung nur von der Haut bedeckt sind, einen anhaltenden Druck erleiden. Selten indeß entsteht Decubitus, wenn nicht eine innere, das Leben langsam zerstörende Krankheit vorhanden ist, und man hat ihn daher in der Regel als Zeichen eines allgemein verdorbenen Zustandes anzusehen. Diesem Übel vorzubeugen, ist bei jedem langwierigen Krankenlager die größte Reinlichkeit, öfterer Wechsel der Bettwäsche u. s. w. nöthig; das zweckmäßigste Lager bildet eine Matratze von Rosshaaren und darüber ein Keffell, die Haarseite nach oben gekehrt. Die verdächtigsten Stellen kann man mit kaltem Wasser waschen und mit Citrone betupfen. Auch ist es von Nutzen, ein Gefäß mit kaltem Wasser, das öfter erneuert wird, unter das Bett zu stellen.

Decumatische Äcker (decumates agri). Mit diesem Namen, der auf einer Stelle des Tacitus, in der „Germania“ (Cap. 30) beruht und durch zehentpflichtiges Land erklärt wird, bezeichnet man das Land östlich vom Rhein und nördlich von der Donau, welches im 1. Jahrh. n. Chr. von den deutschen Stämmen geräumt, von den Römern in Besitz genommen und gegen die Abgabe des Zehnten Einwanderern, namentlich aus Gallien, dann auch röm. Veteranen überlassen wurde. Seine Grenze ward gegen das freie Germanien durch eine Befestigungslinie gesichert, die sich westlich vor Regensburg gegen Lorch in Würtemberg, von da nördlich über den Neckar und Main bis zum Taunus, dann westlich gegen die Rheinecke bei Bingen und von da auf dem rechten Rheinufer nördlich bis in die Gegend von Köln hinzog. Über die Spuren dieser theils aus Mauer, theils aus Wall und Pfahlgraben bestehenden Befestigung s. Teufelsmauer. Innerhalb derselben, wo mannichfaltige Alterthümer, die häufig gefunden werden, noch an die einstige Anwesenheit röm. Einwohner erinnern, gehörte das Land nördlich von der Donau zur Provinz Bindelicien oder Rhätia secunda, das Land östlich vom Rhein wurde zu Germania superior und inferior geschlagen; im Laufe des 3. und 4. Jahrh. aber ging es an deutsche Stämme, im Norden an die Franken, im Süden an die Alemannen (s. d.) verloren.

Decurio hieß bei den Römern zunächst der Vorsteher einer Decurie, d. h. einer Abtheilung von zehn Personen; in zehn solche Decurien, nach Niebuhr gleich den gentes, zerfiel in den ältesten Zeiten Roms jede der zehn Curia, in welche jede der drei alten Tribus (s. d.) getheilt war; ihr Vorstand führte auch im Kriege die zehn equites (Reiter), die eine solche Decurie zu stellen hatte, und mit dem Worte Decurio wurde dann später der Anführer einer aus mehr als zehn bestehenden Abtheilung der Reiterei bezeichnet. Auch auf die Richter und auf andere Vereinigungen ward die Eintheilung in Decuria, die demgemäß ihre Decuriones hatten, übertragen. Ferner wurden bei den Römern die Mitglieder der Senate in den Municipalsstädten so genannt, weil jene Senate ursprünglich in Decurien zerfielen. Diesen Decurionen war die innere städtische Verwaltung übertragen, und ihr Amt in der Zeit der Republik und ersten Kaiser mit mancherlei Ehren und Vortheilen verbunden. Unter den spätern Kaisern, namentlich seit Konstantin, ward aber ein solches Amt eine drückende Bürde, indem die Decurionen als die Vorsteher der städtischen Gemeinden, für die Erfüllung der

Lasten, die denselben auferlegt wurden, so z. B. für die Zahlung der Steuern, haften mußten, und deshalb sogar in der freien Verfügung über ihr eigenes Vermögen beschränkt waren. Daher kam es, daß die Decurionen sich diesem Amte zu entziehen suchten und daß von den Kaisern hinwieder gegen solche Versuche strenge Strafen angeordnet wurden.

Dedication (*dedicatio*) hieß bei den Römern der feierliche Act der Einweihung eines öffentlichen Gebäudes, durch den es dem Schutze und der Obhut einer Gottheit übergeben wurde. Wir brauchen das Wort jetzt für Zueignung und Widmung von Schriften, Kunstfachen u. s. w., was früher durch vorangestellte Vorreden und Briefe, wol erst seit dem 16. Jahrh. durch nach röm. Mustern gebildete Aufschriften geschah. Man beabsichtigt dadurch entweder seinen Dank oder die Hochachtung gegen Jemand auszusprechen oder sich der Beförderung und Unterstützung einer hochgestellten Person zu empfehlen.

Deduction, vom lat. *deducere*, d. h. herleiten, ableiten, darthun, eigentlich jede Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darstellung der Gründe einer Sache, weil man dabei die Gewisheit des einen von dem andern ableitet, ist in der Logik eine besondere Art des Beweises; doch weichen die Philosophen in dem Gebrauche dieses Ausdrucks voneinander ab. Einige verstehen darunter einen systematischen Beweis, welcher Etwas aus den höchsten Grundsätzen der Vernunft überhaupt oder wenigstens einer besondern Wissenschaft ableitet und als in der Grundidee enthalten darstellt; Andere dagegen einen weniger strengen Beweis, oder einen solchen, der einen geringern Grad der Beweiskraft hat als die eigentliche Demonstration (s. d.). Fries z. B. nennt Deduction den Beweis aus der Theorie, den Nachweis aus unmittelbaren Thatfachen des Bewußtseins; Demonstration aber den Beweis aus der Anschauung. — In der Jurisprudenz versteht man unter *Deduction* die Auseinandersetzung eines Rechtspunktes, welche zwar auch eine mündliche sein kann, aber doch meist in einer Schrift geschieht. Die Deductionen sind *deductiones facti*, inwiefern sie die Wahrheit einer Thatfache zum Gegenstande haben; *deductiones juris* aber, wenn sie das Dasein eines Rechtes betreffen. Im preuß. Proceß werden die Schriften *Deductionen* genannt, welche nach aufgenommenem Beweise den Parteien verstattet sind, um theils die Resultate des Beweises auseinanderzusetzen, theils die rechtlichen Folgerungen zu entwickeln (das Hauptverfahren des gemeinen Proceßes), was im franz. Proceße durch das *Plaidiren* im Endtermin ersetzt ist. In Staatsfachen, selbst in wichtigen Privatangelegenheiten, ist es gewöhnlich, durch ausführliche, oft auch dem Druck übergebene Schriften die Gerechtigkeit seiner Sache der Welt vorzulegen, und diese Deductionen, in welchen oft wichtige historische Punkte mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit behandelt sind, machen einen ansehnlichen Theil der juristisch-staatsrechtlichen Literatur aus. Vieles davon ist durch die Auflösung der deutschen Reichsverfassung zur Antiquität geworden, aber sie enthalten auch häufig interessante Forschungen und Urkunden, welche ohne eine solche Veranlassung vielleicht nie bekannt geworden wären.

Defenders nannte sich eine politische Verbindung in Irland, die bis zum Siege Wilhelm's III. über die Irländer am Boynefluß, am 30. Juni 1688, zurückgeht und die Aufrechthaltung und Erlangung politischer und religiöser Freiheit in Irland zum Zwecke hatte. Anfangs waren es nur die Häupter der presbyterianischen Partei, welche die Verbindung eingingen; nach jener Schlacht aber traten hauptsächlich die irischen, selbst die gedrückten engl. Katholiken hinzu, um hier Schutz gegen die politische Verfolgung zu suchen. Erst indes zu Ende des vorigen Jahrh. scheint die Verbindung den obigen Namen und den bestimmten Zweck, Irland vom engl. Joche zu befreien, angenommen zu haben. Sie bildete in dem großen „Bereine der gesammten Irländer“ gleichsam den leitenden Ausschuß und hatte an den Aufständen von 1797—98 den wesentlichsten Antheil. Ein gewisser Reynolds verrieth damals die Häupter des Aufstands, was die Hinrichtung des Lords Fitzgerald zur Folge hatte. Nach dem unglücklichen letzten Versuch, die brit. Regierung zu politischen Concessionen zu zwingen, im J. 1803, löste sich die Verbindung gleich den übrigen auf, und es ist selbst der Name in Vergessenheit gekommen. Der Geist jedoch und die Zwecke jener Verbindung sind nicht erloschen, sie haben sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und bilden die Elemente, welche *D'Connell* (s. d.) in die *Repeal Association* zusammengefaßt hat.

Defension, s. Vertheidigung.

Defensioner hießen zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in Sachsen die aus Eingeborenen hauptsächlich zur Vertheidigung der Städte, aufgestellten Mannschaften, eine Art Landwehr, die nur zur innern Vertheidigung des Landes verwendet wurde. Die Defensioner bestanden aus zwei Regimentern zu Fuß, jedes zu acht Compagnien, und aus zwei Compagnien Rittersperden, anfangs zusammen etwa 10000 M., und bildeten das stehende Heer des Kurfürsten, vermochten aber, obwol sie im J. 1635 bis auf 50000 M. angewachsen waren, selbst in dieser Stärke, unter ihren ungeschickten Führern, nicht, den das Land verheerenden Schweden Widerstand zu leisten.

Defensor fidei, d. h. Beschützer des Glaubens, ist ein Titel der Könige von England, den Heinrich VIII. vom Papst Leo X. für seine Schrift gegen Luther erhielt, in welcher er die päpstliche Gewalt, den Ablass und die sieben Sacramente vertheidigte.

Deferiren heißt sowol so viel als bewilligen, z. B. einem Gesuche deferiren, als auch so viel als antragen. In letzterer Beziehung wird es hauptsächlich von dem Antragen oder Zuschicken des Eides im Civilproceß gebraucht, daher Eidesdelation. (S. auch *Delatore*.)

Deficit, d. h. es fehlt, ist ein Ausdruck, der besonders bei dem Staatshaushalte Bedeutung gewinnt, wo er den Ausfall zwischen der Einnahme und Ausgabe des Staats bezeichnet, um dessen Betrag die erstere zu gering ist, und der daher in der Regel durch Anleihen oder sonstige außerordentliche Maßregeln gedeckt werden muß.

Défilé oder **Engpaß** nennt man einen schmalen Weg, der von den Truppen nur mit kleiner Fronte durchzogen werden kann, wie z. B. Bergschluchten, dicht verwachsene Waldungen, Dämme zwischen Teichen und Sümpfen, Brücken über breitere Flüsse, Dörfer, die nicht zu umgehen sind, u. s. w. Je länger ein solcher Weg ist, um so schwieriger wird es, den Durchgang zu erzwingen, den jenseit mit Geschütz und Truppen stehenden Feind zu vertreiben, der durch eine zweckmäßige Aufstellung des erstern das Herauskommen verwehren kann. In engen Gebirgsthälern ist es aber nicht hinreichend, die Défilés durch Verschanzungen abzuschneiden, man muß auch die anliegenden Berge bewahren, damit keine Umgehung stattfinden kann, denn das Umgehen ist oft das einzige Mittel, den Durchgang ohne übermäßigen Verlust zu erzwingen. — **Défilé** **gesehen** spielen weniger im Schlachten, als im Postenkriege eine wichtige Rolle. Es gibt dreierlei Arten, ein Défilé zu vertheidigen, indem man sich entweder vor, hinter oder in demselben aufstellt. Eine Aufstellung hinter dem Défilé in angemessener Entfernung, sodas man den Auszug oder das *Déboûché* unter wirksamem Feuer hat, ist die üblichste. Eine Aufstellung im Défilé selbst findet statt, wenn dasselbe sehr lang und sonst geräumig ist. Vor das Défilé stellt man sich nur, wenn keine andere Aufstellung möglich ist und der Kriegszweck durchaus die Festhaltung des Défilés erheischt, wie z. B. 1814 bei Montereau. Aber auch der Angriff von Défilées, wenn er in der Front geschehen muß, ist eine der blutigsten Aufgaben im Kriege.

Defilément nennt man die Bestimmung der Wallhöhe und Lage einer Verschanzung, um ihren innern Raum gegen die feindliche Bestreichung zu sichern. Dieses Verfahren, das **Defiliren** genannt, war zwar schon den alten deutschen Kriegsbaumeistern bekannt, fand aber erst in der neuern Zeit durch franz. Ingenieure eine theoretische Bearbeitung.

Defiliren heißt in schmaler Front vor einer hohen Person in Parade vorbeimarschiren, und es kann solches sowol in geschlossener wie in offener Colonne geschehen.

Definiren heißt im weitern Sinne erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen (s. **Erklärung**), dann insbesondere die Grenzen eines Begriffs genau bestimmen oder die wesentlichen Merkmale desselben deutlich angeben (**Definition**). Der Gegenstand, welcher auf diese Weise deutlicher gemacht werden soll, heißt das **Definiren**. Die Merkmale dessen, was **definiert** wird, sind theils solche, die es mit andern Gegenständen gemein hat, theils eigenthümliche. Soll die **Definition** eine genaue Angabe der Grenzen eines Begriffs sein, so muß sie nicht nur die Gattung, unter welcher derselbe steht, oder das gemeinschaftliche Geschlechtsmerkmal, sondern auch das eigenthümliche Merkmal, welches den Begriff von andern seiner Gattung unterscheidet, genau und deutlich angeben. Eine richtige **Definition** darf daher weder zu weit noch zu eng sein, d. h. weder einen größern noch einen kleinern Umfang bezeichnen, als

dem zu definirenden Begriff zukommt; auch nicht das zu Definirende unmittelbar oder mittelbar wiederholen. Dieser Fehler heißt Cirkel oder Dialele. (S. Beweis.) Die Definition wird analytisch genannt, wenn ein vorhandener Begriff durch dieselbe nur in seine Merkmale aufgelöst und vollständig dargestellt wird, und synthetisch, wenn durch Verbindung jener Arten von Merkmalen ein deutlicher Begriff erst erzeugt wird. Synthetische Definitionen können zugleich genetisch, eigentliche Sachklärungen (definitiones reales) sein, wenn sie einen Begriff in seinem Zusammenhange mit der Erkenntnisquelle zeigen, aus welcher er entspringt und in Beziehung auf welche er seine Gültigkeit hat, während Namenklärungen (definitiones nominales) streng genommen bloße Gleichsetzungen verschiedener Ausdrücke sind. Die bloße Beschreibung (s. d.) eines Begriffs unterscheidet sich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend sind, den Gegenstand von allen andern Dingen derselben Gattung zu unterscheiden, oder daß der Begriff an einem concreten Falle dargestellt wird.

Deflexion des Lichts, s. Inflexion des Lichts.

Defoe (Daniel), als politischer Schriftsteller seiner Zeit von Bedeutung und von nachdauerndem europ. Ruf als Verfasser des *Robinson* (s. d.), geb. 1663 in London, der Sohn eines Fleischers und eifrigen Dissenters, trat bereits in seinem 21. Jahre mit seinem „*Treatise against the Turks*“ als Schriftsteller auf, obschon er sich eigentlich für den Handel bestimmt hatte. Bald in die politischen Parteien seiner Zeit und in den Aufstand des Herzogs von Monmouth verwickelt, entging er doch glücklich der Gefahr und betrieb darauf in London schriftstellerische Arbeiten und Handelsgeschäfte. Aber unglücklich erst als Nothhändler, dann als Ziegelfabrikant, mußte er einen Vergleich mit seinen Gläubigern treffen; doch leistete er denselben später volle Zahlung. Seine Satire „*The true born Englishman*“ (1701), worin er bewies, wie thöricht es sei, wenn ein Volk, das selbst eine Mischung verschiedener Stämme sei, König Wilhelm als einen Fremden verwerfen wolle, fand großen Beifall. Als er aber 1702, wo die bischöfliche Kirche feindliche Gefinnungen gegen die Dissenters ankündigte, in der Schrift „*The shortest way with the dissenters*“ gegen jene auftrat, ward er vom Parlament als Aufwiegler zu Prangerausstellung, Geldstrafe und Gefängniß verurtheilt. Er ertrug die Schmach mit Gleichmuth und schrieb eine Hymne auf den Pranger. Sein Werk „*De jure divino*“ (1706) war eine Satire gegen die Lehre vom göttlichen Herrscherrecht. Unter der Königin Anna bei den Unterhandlungen über die Union zwischen Schottland und England gebraucht, deren Geschichte er später schrieb, ward er nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, dessen Ansprüche er verfochten hatte, der politischen Schriftstellerei müde und trat, nachdem er 1714 eine moralische Schrift, „*The family instructor*“, die er später, 1722, in der „*Religious courtship*“ fortsetzte, herausgegeben hatte, 1719 mit seinem bekanntesten Werke, „*The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York*“, hervor, ein Werk, das fast in alle europ. Sprachen übersetzt ist. Ermuntert, ließ er mehre ähnliche Abentheurer geschichten folgen, z. B. „*Captain Singleton*“, „*Roxolana*“, die aber längst vergessen sind. Außer vielen andern Schriften, namentlich auch über Handel, ist noch seines witzigen Buches „*Political history of the devil*“ (1726) zu gedenken. Er starb im Apr. 1731 zu London.

Deformitäten entstehen durch Krankheiten des Bildungstrieb's im organischen Körper. Es hat dieser Theil der organischen Thätigkeit, wenn eine Deformität sich zeigt, entweder das zu seinen Verrichtungen Erforderliche unregelmäßig vertheilt, oder er ist nicht genug unterstützt worden, um seine Aufgabe, die Bildung eines ganzen Körpers oder eines einzelnen Organs, lösen zu können. Deformitäten können also nur bei organischen Körpern vorkommen und sind ebenso notwendige Erzeugnisse bestimmter Naturgesetze als die Krystallisationen der anorganischen Welt. Sie sind theils angeboren theils im spätern Leben erworben. Die erste Classe bilden die sogenannten *Mißgeburten* (s. d.); die der zweiten Classe entstehen in Folge innerer Krankheiten, wie Knochenverkrümmungen durch *Rachitis*, oder durch mechanische Verletzungen und die diesen folgenden Heilbestrebungen der Natur. Manche Deformitäten beeinträchtigen das Leben durch Hemmung vitaler Functionen, andere machen nur mehr oder weniger leichte Beschwerden, noch andere verhalten sich in

Hinsicht auf das Wohlbefinden des Organismus, in welchem sie sich finden, gänzlich indifferent. Im Pflanzenreiche finden ganz dieselben Verhältnisse der Deformitäten statt wie im Thierreiche.

Defraudation, wörtlich so viel als Betrug, pflegt man sowol die Veruntreuung der Beamten in Bezug auf fiscalische Gelber zu nennen, als auch die Hinterziehung von indirecten Steuern, daher z. B. Zolldefraudation.

Desterdar, der Titel des Finanzministers der Pforte, kommt von dem im Persischen und Türkischen gebräuchlichen Worte *Dester* her, welches das öffentliche Steuerregister bezeichnet, und für welches eine von der gewöhnlichen türk. Kanzleischrift verschiedene Schriftart sowie andere als gewöhnliche Zahlzeichen im Gebrauch sind. Der *Desterdar*, im Persischen *Desterbed*, ist einer der türk. Großwürdenträger, dem, mit Ausnahme des kaiserlichen Privatschatzes, der unter dem *Kasnadar-Baschi* steht, das ganze Finanzwesen des osman. Reichs, die Erhebung aller Gefälle und Steuern, die Auszahlung aller Besoldungen und Ausgaben, die Verwaltung aller Lehen und Staatsgüter untergeben sind. Die Kanzlei des *Desterdars*, dem zwei *Unterdesterdars* zur Seite stehen, wird *Desterchan* genannt und ist in mehre Bureaus eingetheilt, an deren Spitze die *Chodschagans* stehen.

Degarniren heißt eine ausgerüstete Festung ihres Geschüzes und ihres Mund- und Kriegsvorraths entledigen, um sie dem Feinde zu übergeben, oder aus Mangel hinreichender Vertheidigungsmittel zu verlassen, in welchem Falle man auch bisweilen die Wälle und Vertheidigungswerke zerstört.

Degenfeld, ein altes freiherrliches Geschlecht, welches aus der Schweiz stammte und bei seiner Übersiedelung nach Schwaben um 1280 von der Herrschaft *Degenfeld* an der Lauter unweit Schwäbisch-Gmünd seinen Namen erhielt. Historisch merkwürdig aus diesem Geschlechte ist *Christoph Mart. von D.*, der im Dreißigjährigen Kriege unter *Wallenstein* und *Lilly*, dann in den Niederlanden unter *Spinola*, hierauf unter *Gustav Adolf* kämpfte und seines Eifers und seiner Treue wegen, womit er Schweden und Frankreich diente, zuletzt zum Generalobersten der ausländischen Truppen ernannt wurde. Im J. 1643 ging er jedoch in den Dienst der Republik Venedig über, stritt hier als General der Cavalerie tapfer gegen *Papst Urban VIII.* und die Türken und zog sich endlich auf seine Güter in Schwaben zurück, wo er 1653 starb. — Seine Tochter, *Maria Susanna Loyssa, Raugräfin von D.*, kam noch sehr jung an den Hof des Kurfürsten *Karl Ludwig* von der Pfalz und ward *Hoffräulein* bei dessen Gemahlin *Charlotte*, einer geborenen Landgräfin von *Hessen-Kassel*. Die Ehe des kurfürstlichen Paares war nicht glücklich. In demselben Grade, als die Kurfürstin durch kaltes, stolzes Benehmen das Herz ihres Gemahls von sich entfernte, fühlte der Kurfürst von der Schönheit, dem Geiste und der Anmuth des Fräuleins sich angezogen. Es entspann sich zwischen beiden Liebenden ein lat. Briefwechsel, der, nach verschiedenen heftigen Scenen zwischen der Kurfürstin und ihrem Gemahle, bei welcher Gelegenheit die Kurfürstin sogar den Versuch machte, das Fräulein zu erschließen, mit der Trennung (wiewol nicht förmlichen Scheidung) des kurfürstlichen Paares endigte. Am 15. Apr. 1657 ließ sich der Kurfürst die Freiin öffentlich an die linke Hand antrauen. Später erhielt sie mit Zustimmung aller Agnaten und kaiserlicher Bestätigung den Titel einer *Raugräfin*. Sie lebte mit ihrem Gemahle in der glücklichsten Ehe, starb im Wochenbette mit dem vierzehnten Kinde am 18. März 1677 und wurde mit großer Pracht zu *Manheim* bestattet. Vgl. *Lipowfsky*, „*Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Maria Susanna Loyssa, Raugräfin vor D.*“ (Zulzb. 1824) und „*Frebegunde oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannöv. Hofes*“ (Berl. 1825).

Degerando (*Jos. Marie, Baron von*), bekannt als philosophischer Schriftsteller sowie als Stifter vieler nützlicher Anstalten, wurde am 29. Febr. 1772 zu *Lyon* geboren, wo sein Vater *Baumeister* war. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, ging er 1797 mit seinem Jugendfreunde *Camille Jordan* nach *Paris* und, als dieser nach dem 18. Fructidor geächtet wurde, nach *Deutschland*, wo er als gemeiner Soldat in die *Armee Masséna's* trat. Während dieses Feldzugs schrieb er seine erste von der *Academie* gekrönte Abhandlung, welche er später in seiner Schrift „*Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels*“ (4 Bde., Par. 1800) erweiterte. Seine von der *Berliner Akademie* gekrönte Abhandlung „*De la génération des connaissances humaines*“ (Berl. 1802) war ein Vor-

läufer seiner „Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines“ (3 Bde., Par. 1803; deutsch von Tennemann, 2 Bde., Mart. 1806—7), die das beste Werk der Franzosen über die Geschichte der Philosophie ist. Napoleon ernannte ihn zum Generalsecretair im Ministerium des Innern und übertrug ihm der Reihe nach verschiedene andere hohe Posten. Verdienter noch als durch seine rein philosophischen Werke hat sich D. durch seine Schriften gemacht, welche sich auf das Wohl und Wehe der Menschheit beziehen, und durch seine aufopfernden Bemühungen, das Elend der ärmern Classen zu mildern. Dahin gehören sein treffliches Werk „Le visiteur du pauvre“ (Par. 1820 und öfter; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831), das den Monthyon'schen Preis erhielt, und sein „Cours normal des instituteurs primaires“ (Par. 1832). Unter seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch seiner Schrift „Du perfectionnement moral ou de l'éducation de soi-même“ (2 Bde., Par. 1824 und öfter; deutsch von Schelle, 2 Bde., Halle 1829), seiner „Institutions du droit administratif“ (2 Bde., Par. 1835; 2. Aufl., 1842), der „Education des sourds-muets de naissance“ (2 Bde., Par. 1827) und seiner Abhandlung „Des progrès de l'industrie“ (Par. 1841). Seine großen Verdienste blieben auch nach der Restauration nicht ohne Anerkennung von Seiten der Regierung. Er wurde zum Pair erhoben und starb am 12. Nov. 1842 als Vicepräsident des Staatsraths.

Deggendorf, eine Stadt im bair. Kreise Niederbayern, in der Nähe der Einmündung der Isar in die Donau, über welche eine hölzerne Brücke führt, hat mehre Kirchen und Hospitäler und zählt etwa 2600 E., welche Töpferei und Leinweberei, Obst- und Gartenbau und lebhaften Handel mit Leinwand, Garn, Töpfergeschirr, Garten- und Hülsenfrüchten sowie mit Vieh treiben. Besonders merkwürdig ist sie als Wallfahrtsort, indem die Kirche zur Gnade oft von mehr als 30000 Pilgern besucht wird. In der Nähe liegt das Bergschloß Natternberg, welches eine reizende Aussicht über die benachbarten Gegenden darbietet.

Dejo, ein Dorf an der Bormida in der piemont. Provinz Aequi des Königreichs Sardinien, mit etwa 1700 E., ist historisch merkwürdig durch den Sieg, welchen hier Bonaparte, als Obergeneral des ziemlich desorganisirten franz. Heers, am 13. und 14. März 1796 über die vereinigte östr. und sard. Armee unter Beaulieu und Colli erfocht.

Degradation bezeichnet die Entsetzung von einer Würde, besonders im Kirchenrechte die gänzliche Entsetzung von dem geistlichen Amte. Daß die Degradation die sogenannte Reduction des Geistlichen zum Laienstande in sich schließt, also die Aufhebung der ertheilten Weihe sei, bezweifeln einige Kanonisten mit Beziehung auf den unauslöschlichen Charakter, den die Ordination (s. d.) einbrücke. Katholische wie evangelische Geistliche können dem weltlichen Gerichte nicht eher zu criminellem Bestrafung übergeben werden, bis sie degradirt sind. Die Degradation erfolgt unter gewissen Feierlichkeiten, welche damit schließen, daß dem Schuldigen die Amtskleidung Stück vor Stück abgenommen wird. Auch ohne daß ein criminelles Verbrechen vorliegt, kann Degradation erfolgen, um ein unwürdiges Mitglied vom Lehramte zu entfernen; doch wird sie dann gewöhnlich nicht durch einen öffentlichen Act vollzogen. — In dem Kriegesrechte versteht man unter Degradation die Strafe, durch welche ein Soldat, der ein Verbrechen begangen, von einem höhern auf einen niedern Grad herabgesetzt wird. Die Degradation fand im Dreißigjährigen Kriege und einige Zeit nachher auch bei den Offizieren statt, wie noch gegenwärtig bei dem russ. Heere theils auf bestimmte kurze Zeit, theils auf unbestimmte Zeit. Bei allen andern europ. Truppen ist sie als eine den Offizier zu sehr herabsetzende Strafe abgeschafft und nur noch für Unteroffiziere beibehalten. In Preußen werden gemeine Soldaten wegen grober Vergehungen in die zweite Classe degradirt, des Nationalzeichens und der Kriegsdenkmünze beraubt, der Bestrafung durch Stockschläge unterworfen, und nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Königs können sie wieder in die erste Classe rücken. Ähnliche Einrichtungen finden auch in mehren andern Staaten statt.

Dehnbarkeit nennt man die Eigenschaft fester Körper, ohne Aufhebung des Zusammenhangs eine bleibende Verlängerung in der Richtung einer Hauptdimension zu gestatten, wobei sich natürlich die übrigen Dimensionen entsprechend verjüngen und häufig auch die ganze Masse eine Verdichtung erfährt. Sie ist durchaus nicht zu verwechseln mit der Elasticität (s. d.), da es bei Bestimmung der Dehnbarkeit auf bleibende Dehnung ankommt,

also eigentlich die Dehnbarkeit erst da angeht, wo die Elasticität aufhört. Sehr elastische Körper können wenig oder gar nicht dehnbar sein, und umgekehrt. Andererseits ist es auch nicht richtig, wenn man die Dehnbarkeit dadurch messen will, daß man die größte Verlängerung bestimmt, welche ein Körper aushalten kann, ohne zu zerreissen, da dies schon ein mit der Festigkeit oder Cohäsion (s. d.) zusammenhängendes Verhältniß ist. Die eigentlichen Maße der Dehnbarkeit sind einertheils die Dünne der Drähte, Fäden oder Bleche und Blätter, zu welchen man einen Körper auszudehnen im Stande ist, unbekümmert, ob dies noch so allmählig und langsam geschieht, und zweitens kommt es auf den Widerstand an, welchen man hierbei erfährt. Vorzüglich wichtig ist die Eigenschaft der Dehnbarkeit bei Metallen, da zwar Glas, Harz u. s. w. in der Wärme auch dehnbar sind, aber doch nur bei den Metallen davon technische Anwendung gemacht wird. Die Dehnbarkeit gesponnener Fäden ist diesen nur als Aggregat einzelner Haare oder Fädchen eigen, nicht ihrer Substanz an sich. Ubrigens unterscheidet man bei den Metallen die eigentliche Dehnbarkeit, d. h. das Vermögen, sich zu feinen Drähten ziehen zu lassen, von der Streckbarkeit oder dem Vermögen, sich unter dem Hammer und zwischen Walzen zu Schienen und Blechen strecken zu lassen. In ersterer Beziehung folgen sich die technisch wichtigen Metalle so: Platin, Silber, Eisen, Kupfer, Gold, Zinn, Blei; in der zweiten aber so: Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Platin, Eisen.

Dei hieß seit 1600—1830 das Oberhaupt der den Naubstaat Algier beherrschenden Janitscharenmiliz, neben dem anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes zu besorgen hatte. Seit 1710 hörte jedoch die Pforte auf, einen besondern Pascha zu ernennen und ertheilte diese Würde dem jedesmaligen Dei, dessen Bestätigung ihr zukam. (S. Algier.) Die Deis wurden durch die Wahl der algierer Janitscharenmiliz ernannt, bei der es sehr tumultuarisch herging, indem der ganze Wahlmodus darin bestand, daß Jeder der vor dem Palaste versammelten Janitscharen den Namen eines ihm beliebigen Candidaten nannte, und in diesem Schreien, den Namen beibehaltend oder wechselnd, fortfuhr, bis sich eine Mehrheit für einen der Bewerber entschieden hatte. Wollte sich die Minderkeit nicht unterwerfen, so kam es häufig zu Blutvergießen, und nicht selten ward der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet; ja einmal geschah es, daß sieben Deis hintereinander gewählt und gleich wieder ermordet wurden. Der Neugewählte, der, wenn ihm sein Leben lieb, zur Annahme der Würde gezwungen war, wurde auf den Thron gesetzt, mit dem Ehrenkafan bekleidet und mußte dann den Eid leisten, indem er vorzüglich beschwor, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen, worauf ihm sämtliche Offiziere der Miliz und Beamten die Hand küßten. Ein solcher Regierungswechsel war gewöhnlich mit vielen Hinrichtungen verbunden, durch welche der Neugewählte seine Gegenpartei zu schwächen suchte. Trogdem waren die Regierungen der Deis selten von langer Dauer, und die Mehrzahl starb keines natürlichen Todes. Denn obschon der Dei durch kein Gesetz am grausamsten Despotismus gehindert war, so war er doch der Sklave seiner Janitscharen, in deren Willen er sich fügen mußte, und die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Divan, sonst aber durch Aufruhr und Mord seine Macht beschränkten. Der Name Dei wird auf verschiedene Weise erklärt. Sich selbst nannten die Deis Wali (Gouverneur), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) und Seriasker (Oberbefehlshaber).

Deich, im Holländischen dijk, wird ein wohlverwahrter Erdwall oder Erdaufwurf genannt, welcher zur Sicherheit des hinter ihm liegenden Landes angelegt ist, um das über das gewöhnliche Gestade des Meers oder der Flüsse hinaufsteigende Wasser abzuhalten und damit Überschwemmung oder Wegreißen des Landes zu verhüten. Die Böschung der Deiche nach der Landseite zu wird die Landabbachung, die nach der Wasserseite zu die Wasserabbachung, das Land vor jener Binnenland, das vor dieser Butenland genannt. Nach der Lago am Meere oder am Flusse unterscheidet man See- und Flußdeiche; letztere zerfallen in Winter- und Sommerdeiche. Jene sollen das höchste, diese das hohe Sommerwasser von dem Binnenlande zurückhalten. Zuweilen wird vor dem Deiche so viel Butenland angelegt, daß man auf demselben einen zweiten Deich erbauen kann, worauf dann der ältere den Namen Schlaf-, Sturm- oder Rückdeich erhält. Binnen- oder Landdeiche werden angelegt, um den Hauptdeich vor Überschwemmung von der Landseite her oder das Binnenland beim möglichen Durchbruch desselben zu schügen. Da in Beziehung auf die Deiche

wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen, so gibt es ein besonderes **Deichrecht**, welches über die rechtlichen Verhältnisse, die in Hinsicht der Deiche eintreten, handelt. Die Hauptquellen desselben sind die Deichordnungen oder Deichgesetze der Länder, wo große Deiche angelegt sind, sie gingen großentheils aus altem Gewohnheitsrechte hervor und dieses bildete sich schon früh, vorzüglich in den Gegenden der Ost- und Nordsee; auch der Sachsen- spiegel gedenkt schon desselben. Als Hauptgrundsatz des Deichrechts gilt: Jeder ist zur Erhaltung eines Deichs verbunden, dessen Grundstück durch die Überschwemmung eines austretenden Wassers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines **Deichbandes**, d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Einzelnen besteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet sind, sobald eine Genossenschaft der Art vorhanden ist, und der Landesherr kann befehlen, daß sich eine solche bilde. Dieselbe wird zwar gewöhnlich als bloße Gesellschaft (societas) behandelt, doch erscheint sie richtiger als eine deutsch rechtliche Corporation. Die **Deichlast** oder die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten, welche den Deichgenossen oder Deichbandsgenossen obliegt, ist eine Reallast, was schon das alte Sprüchwort: *Wer nicht will deichen, der muß weichen*, andeutet. Von der Deichlast findet keine Ausnahme statt, wenn sie nicht durch anerkannte Privilegien bestätigt wird. Grobe Nachlässigkeit in der Abtragung der Deichlast begründet das **Spadenrecht**, nach welchem in solchem Falle ein Grundstück, auf welchem die Deichlast haftet, nach einem gewissen Termin *sub hasta* verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlast oder Nothhülfe ein, welche darin besteht, daß alle fähige Bewohner eines Bezirks zu Hülfe aufgefodert werden können, damit das Wasser nicht durchbreche. Nicht immer liegt nach den Deichrechten Denjenigen eine Entschädigung ob, die durch Aufopferung eines speciellen Eigenthums oder durch dessen Beschädigung gewinnen. Die Vertheilung der Deichlast aber geschieht entweder so, daß jedem Badesgenossen ein bestimmter Deichanteil (Gabel) zur Erhaltung angewiesen, oder daß der Deichbau als gemeinschaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den **Communfuß**, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Wassers weiter landeinwärts angelegt wird, sind die Eigenthümer, auf deren Ländereien der neue Deich angelegt wird, berechtigt, Schadenersatz zu fordern. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht werden, sind bevorrechtet und werden nach Particularrechten in Concurs in die erste Classe gesetzt. Streitigkeiten, die über Deichangelegenheiten entstehen, werden vor einem besondern Gericht, dem des **Deichgrafen** oder obersten Aufsehers und Richters in Sachen des Deichbaus, und den **Deichgeschworenen**, die ihm als Schöppen beigeordnet sind, entschieden. Von diesen Personen wird auch von Zeit zu Zeit, namentlich im Frühjahr und Herbst (Vor- und Nachschau) eine Untersuchung des Deichs, **Deichschau** genannt, angestellt. Vgl. Dammert, „**Deich- und Strombaurecht**“ (Hannov. 1816).

Deidamia hieß die Tochter des Königs Lylomedes von der Insel Skyros, mit welcher Achilles (s. d.), während er sich bei ihrem Vater in Frauenkleidern verborgen hielt, den Pyrrhus (Neoptolemus) zeugte. — **Deidamia**, die Tochter des Bellerophon, war die Gemahlin des Evander und Mutter des Sarpedon.

Dei gratia, d. h. von Gottes Gnaden, fügten aus mehren apostolischen Äußerungen, z. B. 1 Kor. 15, 10, zuerst die Bischöfe auf der Kirchensammlung zu Ephesus im J. 431, später auch Äbte und Abtissinnen, ja sogar Mönche und Kaplane, als ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit vom höchsten Wesen, ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Nach der Mitte des 13. Jahrh., als der Papst allmählig für den Statthalter Christi auf Erden zu gelten anfing, schrieb sich die hohe Geistlichkeit „**Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden**“ (*Dei et apostolicae sedis gratia*). Seit den Zeiten der Karolinger bedienten auch weltliche Fürsten sich der Formel **Dei gratia**, doch erst im 15. Jahrh. betrachtete man sie als nur Denjenigen zugehörig, welchen unumschränkte Gewalt über ihre Unterthanen zustand. Während noch im vorigen Jahrh. kleine Fürsten vom Kaiser die Erlaubniß nachsuchten, sich dieser Formel bedienen zu dürfen, haben sie in neuerer Zeit mehre größere Staaten fallen lassen.

Deiman (San Diederich), ein gelehrter holländ. Theolog und ausgezeichnete Prediger,

der erste Begründer einer freieren theologischen Lehrart in der protestantischen Kirche Hollands, geb. zu Hagen in Ostfriesland am 9. Apr. 1732, studirte zu Halle bis 1753 und lebte dann längere Zeit als Candidat in seiner Heimat, indem die dichterischen Versuche, die er herausgab, ihm nicht zur Empfehlung bei einer Anstellung gebient zu haben scheinen. Nachdem er aber 1763 die Predigerstelle zu Zierikzee erhalten und man sein Predigertalent kennen gelernt hatte, ward er schon im nächsten Jahre als Prediger nach Zwoll, 1770 nach Utrecht und 1779 nach Amsterdam berufen. Ungeachtet der Anfechtungen und Verlegerungen, die er von seinen ältern Amtsgenossen erdulden mußte, ging er unbefangen auf der einmal betretenen Bahn fort und predigte die freieren Ansichten vom Christenthum, die er in Halle sich zu eigen gemacht hatte. Thätig in seinem Amte bis wenige Tage vor seinem Tode, starb er am 9. Apr. 1783. Außer mehren holländ. Übersetzungen berühmter Werke deutscher Theologen schrieb er auch eine „Katechetische aanleiding tot de kennis der christelijke leere“ (Utr. 1772; 3. Aufl., Amst. 1783). — Sein Bruder, Jan N. d. D., als Arzt, Chemiker und Physiker von großen Verdiensten, geb. zu Hage, einem Dorfe in Ostfriesland, am 29. Aug. 1743, erlernte mit Unterstützung seiner zwei ältern Brüder zunächst die Apothekerkunst und studirte dann ebenfalls zu Halle Medicin. Nach Erlangung der Doctorwürde begab auch er sich nach Holland und ließ sich 1770 zu Amsterdam als praktischer Arzt nieder, wo er sich allmählig einen wohlbegründeten und allgemeinen Ruf erwarb. Seine tiefen Einsichten, seine scharfe Diagnose und seine naturgemäße Methode ließen ihm die schwierigsten Curen gelingen. Trotz seiner überhäuftten Geschäfte trieb er auch die verwandten Zweige seiner Wissenschaft mit großem Erfolg. In der Gesellschaft Concordia et libertate, deren Mitglied er war, hielt er eine Menge interessanter Vorträge, die auch in Zeitschriften gedruckt wurden. Seine „Medicinischen Versuche und Beobachtungen über die günstige Wirkung der Electricität bei verschiedenen Krankheiten“ (1779; deutsch von Kühn, Kopenh. 1793), die Preisschrift „Über den Nutzen der Bäume und Pflanzen zur Reinigung der Luft“ (1780) und „Über den Nutzen und Schaden der Chinarinde“ (1785), welcher die königliche Gesellschaft für Medicin zu Paris den Preis zuerkannte, gründeten seinen literarischen Ruf. Außerdem bereicherte er die Physik und Chemie mit vielen neuen Entdeckungen, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Physikern sichern. Nicht minder erwarb er sich dadurch ein nicht geringes Verdienst, daß er zuerst Holland mit der Kant'schen Philosophie bekannt machte. König Ludwig von Holland wählte ihn zu seinem Leibarzte und schätzte ihn außerordentlich hoch. Er starb am 25. Jan. 1808.

Deinhardstein (Ludw. Franz), als Bühnendichter bekannt und beliebt, wurde 1789 zu Wien geboren, wo er seine Studien machte, sodann an der Theresianischen Mitterakademie, nachher an der Universität ästhetisch-literarische Vorlesungen hielt und 1832 an die Stelle des Dramaturgen Schreyvogel das Amt als Hoftheatersecretair übernahm. Später wurde er Censor und Vicedirector am Hofburgtheater. Seine Stücke, meist wenig umfangreich, gefielen durch ihre Herzlichkeit, gebildete Sprache und ihr geschicktes, ganz auf die Bühne berechnetes Arrangement. Obgleich sie auf eine tiefere poetische Auffassung des Stoffs und originelle Erfindung wenig Anspruch haben, so zeichnen sich doch einzelne durch sinnreiche Wendung und Durchführung aus. Auch sieht ihm im Verse eine große Gewandtheit zu Gebote. Bereits 1826 erschienen von ihm „Dramatische Dichtungen“ (Wien), die wenig Bedeutendes, unter Andern auch das matt sentimentale dramatische Gedicht „Borcaccio“ enthalten. Besser schon sind die in seinem „Theater“ (Wien 1827) enthaltenen kleinen Stücke, darunter das anmuthig launige kleine Lustspiel „Die verschleierte Dame“, „Floretta“ und das Künstlerdrama „Das Bild der Danae“. Einzeln erschienen das Lustspiel „Ehestandsqualen“ (Wien 1820) und „Erzherzog Maximilian's Brautzug“, ein dramatisches Gedicht nach dem Theuerdank (Wien 1832). Am meisten gefielen auf der Bühne „Hans Sachs“ (Wien 1829), welches in zweiter Auflage mit noch andern Stücken vereint den zweiten Theil seines „Theater“ (Wien 1833) bildet, und das auch in das Englische übersezte Lustspiel „Garrick in Bristol“ (Wien 1834). Als lyrischer Dichter ist D. anmuthig; etwas oberflächlich dagegen als Reiseschriftsteller in seinen „Skizzen einer Reise“ (Wien 1831), die er durch Deutschland unternahm, um für die seit 1829 von ihm mit Geschick und kritischem Takt redigirten „Jahrbücher der Literatur“ Belletristen als Mitarbeiter zu gewinnen.

Deion, der Sohn des Aolus und der Enarete, war König von Pholis und Gemahl der *Diomedea* (s. d.), mit welcher er die *Asteropeia*, den *Aktor*, *Kephalos* u. A. zeugte.

Deioneus, der Vater der *Dia*, der Gemahlin des *Trion* (s. d.), wurde von diesem hinterlistig umgebracht.

Deiphobe, die Tochter des *Glaucus*, war Priesterin des *Apollon* und der *Trivia* in einer Höhle bei *Kumä*, wo sie den *Aneas* in die Unterwelt führte. Nach *Servius* soll sie Dieselbe sein, welche dem *Tarquinius* die *Sibyllinischen Bücher* verkaufte. (*S. Sibylla*.) Ihrer Liebenschaft wegen mit dem *Apollon* lebte sie 700 Jahre. Sie hatte nämlich für ihre Gunstbezeugung so viele Jahre zu leben verlangt, als sie gerade Sandkörner in der Hand hielt, aber dabei zugleich ein ewige Jugend zu bitten vergessen. Daher ward sie im Alter ganz kraftlos und schwand wie ein Schatten dahin.

Deiphobus, der Sohn des *Priamus* und der *Heluba*, war nach *Hektor* einer der tapfersten Trojaner, ein Gegner der Auslieferung der *Helena* (s. d.) und nach dem Tode des *Paris* Gatte derselben. Deshalb nach der Eroberung Trojas ein besonderer Gegenstand des Hasses der Griechen, wurde sein Haus zuerst erstürmt und er selbst von dem *Menelaus* grausam verstümmelt, wie ihn auch *Aneas* in der Unterwelt antraf. Letzterer errichtete ihm ein Denkmal auf dem rhöthischen Vorgebirge. — *Deiphobus*, der Sohn des *Hippolytus* in *Amyklä*, reinigte den *Hercules* vom Mord des *Iphitus*.

Deiphontes, der Sohn des *Antimachus*, Gemahl der *Hyrnetho*, der Tochter des *Herakliden* *Temenos*, wurde nach dessen Ermordung durch die eigenen Söhne König von *Argolis*. Nach *Pausanias* bestieg der älteste Sohn *Eisos* den Thron; D. aber wendete sich nach *Epidaurus*. Hier suchten ihm seine Schwäger durch List und Gewalt die Gattin zu rauben; D. aber holte sie auf der Flucht ein, wobei *Hyrnetho* das Leben verlor.

Deiphyle, die Tochter des Königs *Adrastus* und der *Amphithea*, wurde die Gemahlin des *Lydeus* und Mutter des *Diomedes*.

Deipylus hieß nicht nur ein Genosse des *Diomedes* vor Troja, sondern auch ein Sohn des *Jason*, den er mit der *Hypsipyle* auf *Lemnos* zeugte.

Deipnon nannten die Griechen die Hauptmahlzeit, die gewöhnlich gegen Sonnenuntergang gehalten wurde und selbst in den reichsten und angesehensten Familien in Vergleich mit den Römern durch große Einfachheit sich auszeichnete, da außer einer Mehlspeise Fleisch und besonders Fische die Hauptbestandtheile ausmachten. Während des Essens selbst trank man nicht, sondern ging erst nach Beendigung desselben zum Genuß des Weins über, indem der erste Becher mit ungemischtem Weine zum feierlichen Trankeopfer dargereicht und der feierliche Lobgesang angestimmt wurde, worauf das eigentliche *Symposion* (s. d.) erfolgte. Letzteres wurde namentlich durch heitere Gespräche, durch muntern Scherz, durch allerhand Spiele, Musik und Tanz, durch Aufgabe und Lösung von Räthseln u. s. w. belebt und gewürzt, da die Griechen auch hier in der bessern Zeit einen weit höhern Werth auf den geistigen als auf den sinnlichen Genuß legten. Daher haben selbst *Platon* und *Xenophon* einen ihrer schönsten Dialogen das „*Symposion*“, in Form von Gesprächen, wie sie bei Tafel geführt wurden, eingekleidet, und *Deipnosophisten* nannte man diejenigen gebildeten Männer, die bei Tische gelehrte Gespräche führten, wie wir dies noch in späterer Zeit bei den Mitgliedern des Museums in *Alexandria* finden. *Athenäus* (s. d.) schrieb ein Werk unter diesem Titel, worin über Gegenstände und Gebräuche bei der Tafel u. s. w. vorzugsweise gehandelt wird.

Deisidämonia bezeichnet zunächst Gottesfurcht, dann aber auch sowol die echte Frömmigkeit als den Aberglauben (s. d.), insbesondere die abergläubige Furcht vor Geistern, Dämonen (s. d.) und Gespenstern (s. d.). Mit großer Lehrweisheit schrieb *Paulus* (*Apostelgesch.* 17, 22), als er in Athen auftrat, den Athenern nur *Deisidämonie* zu, um sie nicht von vorn herein zu erbittern, und mit demselben doppel sinnigen Ausdrucke bezeichnete der röm. Procurator *Festus* (*Apostelgesch.* 25, 19) in Gegenwart des Königs *Agrippa* den jüdischen Glauben. — Die *Deisidämonia* als Furcht vor Geisteserscheinungen (s. d.), vor Geistern der Wüste, der Wälder und Berge, die man zum Theil als schadenbringende Mächte dachte, zieht sich durch alle Zeiten und Völker.

Deismus oder Theismus, im Gegensatz des Atheismus, heißt der Gottesglaube oder auch das System, nach welchem Gott als der oberste und letzte Grund aller Dinge an-

genommen wird. Zuweilen setzt man dem Deismus den Offenbarungsglauben entgegen und versteht unter einem Deisten Denjenigen, welcher zwar an das Dasein und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft oder doch seinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. Kant unterschied ganz willkürlich zwischen Deismus und Theismus so, daß der erstere zwar eine höchste und letzte Ursache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Wesen als den Urheber aller Dinge annehme, der letztere aber das Dasein eines lebendigen Gottes, eines mit Verstand und Freiheit begabten Wesens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt sei, behaupte. — Deisten oder Freidenker nannte man im 17. und 18. Jahrh. eine Reihe Männer, welche auf dem Grunde freier Prüfung die natürliche Religion zur Norm und Regel aller positiven Religion erheben wollten und somit die Vorläufer des Nationalismus waren. Die, von welchen man den obigen Namen vorzugsweise gebraucht, waren meist Engländer. Es gehören zu ihnen Herbert von Cherbury (s. d.), Charl. Blount, geb. 1654; John Toland, geb. 1670, dessen Schrift „Christianity not mysterious“ (Lond. 1702) die Richtung der Deisten sehr bestimmt aussprach; Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (s. d.); Anthony Collins, geb. 1676, der persönliche Freund Locke's; Thom. Woolston (s. d.), Matthews Lindal, geb. 1656, der Verfasser der Schrift „Christianity as old as the creation: or the gospel a republication of the religion of nature“ (Lond. 1730), der Viscount Bolingbroke (s. d.) u. A. Vgl. Lechler, „Geschichte des engl. Deismus“ (Stuttg. und Tüb. 1841).

Dejanira, die Tochter des Dneus, Königs von Kalydonien in Aetolien, nach Hygin des Dionysos und der Althäa, die Schwester des Meleager, wurde von Hercules dem Achelous (s. d.), dem sie verlobt war, nach einem heftigen Kampfe genommen. Als er auf dem Wege mit ihr durch den Fluß Euenus, dessen Fluten angeschwollen waren, aufgehalten wurde, erbot sich der Centaur Nessus, die D. auf seinem Rücken über den Fluß zu tragen. Hercules nahm das Anerbieten an und ging zuerst durch den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, sah er, daß der Centaur, weit entfernt, die D. über den Fluß zu tragen, vielmehr Alles anwandte, sie zur Untreue gegen ihn zu bewegen. Von Zorn entbrannt schoß er einen vom Blute der Lernäischen Schlange (s. d.) vergifteten Pfeil nach ihm ab. Nessus, der seinen herannahenden Tod fühlte, gab der D. sein blutiges Gewand mit der Bedeutung, daß, wenn sie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieses das sicherste Mittel sei, ihn stets an sich zu fesseln. Die D. nahm das Geschenk, das nach Andern in einem Liebestrank bestand, leichtgläubig an, sandte es später, wegen der Töle von Eifersucht geplagt, ihrem Gemahl und bereitete ihm so, ohne es zu wollen, einen schrecklichen Tod (s. Hercules), worauf sie einen Strick ergriff und sich erhing.

Dejean (Pierre Franç. Aimé Aug., Graf), Pair von Frankreich und Generallieutenant, einer der berühmtesten Entomologen der neuesten Zeit, wurde zu Amiens 1780 geboren und studirte anfangs Medicin. Noch sehr jung trat er indes in den Militärdienst, begleitete seinen Vater, der im holländ. Feldzuge das Geniecorps commandirte, und zeichnete sich später aus als Commandant eines gegen Spanien fechtenden Dragonerregiments. Der Großen Armee zugesellt, focht er in fast allen Schlachten des russ. Feldzugs; bei Waterloo wurde er Adjutant Napoleon's. Fouché, den er beleidigt hatte, setzte ihn 1815 auf die Proscriptionslisten. Im J. 1818 aus dem Exil zurückgekehrt, blieb er bis 1830 Generallieutenant außer Dienst. Nach seinem Wiedereintritte machte er den Feldzug in Belgien mit. Berühmter noch als durch seine militärischen Leistungen ist D. durch seine Verdienste um die Entomologie, insbesondere die Käferkunde. Von Jugend auf dieser Wissenschaft geneigt, benutzte er sogar seine Feldzüge zur Vermehrung seiner Sammlungen und brachte namentlich aus dem entomologisch kaum gekannten Spanien außerordentlich Vieles und Neues mit. Durch eine während seines Exils nach Illyrien unternommene Reise und durch Verbindung mit fast allen namhaften Entomologen Europas erhob er seine Sammlung zur größten des Continents. Er machte sie nützlich durch einen 1821 erschienenen, die Käfer umfassenden systematischen Katalog (2. Aufl., 1833—37), der allen Sammlern unentbehrlich ist, ferner durch sein System der Käfer („Species générales des coléoptères“, 5 Bde., Par

1825—37; Bd. 6 fügte Aubé hinzu), welches unvollendet geblieben, aber als große Autorität gilt und durch eine „Iconographie des coléoptères d'Europe“ (46 Hefte) erläutert wird. Seine Arbeiten sind gründlich; die Entomologen haben daher nicht angestanden, die Mehrzahl seiner neuen Species und seine Abänderungen im System anzuerkennen. Dennoch scheint D. der täglich wachsenden Schwierigkeiten dieses Studiums müde geworden und ihm vor kurzem entsagt zu haben, indem er seine an 25000 Arten zählende Käfersammlung partiellweise veräußert hat.

Dejotarus, einer der Tetrarchen oder Vierfürsten von Galatien, erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den röm. Feldherren in den asiat. Kriegen geleistet hatte, vom röm. Senate den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien. Im bürgerlichen Kriege nahm er Partei für Pompejus, unterwarf sich aber nach der Schlacht bei Pharsalus, an welcher er selbst mit 600 Reitern Theil genommen hatte, dem Cäsar. Dieser verzieh ihm, als er nach dem alexandrinischen Kriege nach Asien kam, um selbst gegen Pharnaces zu kämpfen, gegen welchen sein Feldherr Gn. Domitius Calvinus, von D. unterstützt, nichts ausgerichtet hatte. Doch gab er ihm nach der Besiegung des Pharnaces das von diesem eroberte Kleinarmenien nicht zurück und entzog ihm auch die Tetrarchie der Trocener, die D. in widerrechtlichem Besiz hatte. Zwei Jahre nachher, 45 v. Chr., ward D. von seinem Enkel Castor vor Cäsar eines Versuchs gegen dessen Leben angeklagt und von Cicero in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt. Nach Cäsar's Tode, 44 v. Chr., nahm D. wieder die früher besessenen Länder ein und wurde in ihrem Besiz durch Antonius, den er bestochen hatte, bestätigt. Doch verband er sich bald darauf mit Brutus; seine Truppen fochten mit in der Schlacht bei Philippi, gingen aber nach des Cassius Tode zu Antonius und Octavian über. D. starb im J. 40. — Ein anderer, vermuthlich der Urenkel jenes ältern, ist der **Dejotarus**, der als König von Paphlagonien Antonius gegen Octavian unterstützte, aber nach der Schlacht bei Actium von ihm abfiel.

Defadik oder **Defadisches Zahlensystem** nennt man das allgemein übliche Zahlensystem (s. d.), nach welchem die Zahlen in Classen von zehn Einheiten getheilt sind und zehn Einheiten einer Classe eine Einheit der nächst höhern Classe ausmachen.

Defagon oder **Dezähne** heißt in der geradlinigen Geometrie eine Figur von zehn Seiten.

Defagonalzahlen heißen die Zahlen 1, 10, 27, 52, 85, 126, 175 u. s. w., deren zweite Differenzen 8 sind; dahin gehören alle solche ganze Zahlen, die man erhält, wenn man irgend eine ganze Zahl mit ihrem um drei verminderten Vierfachen multiplicirt; z. B. $85 = 5 \times 17$. (S. **Figurirte Zahlen**.)

Decameron (**Decamerone**) nannte nach griech. Ableitung **Deca** = **deci** (s. d.) seine Sammlung von Novellen wegen der Eintheilung derselben, indem von zehn Personen, die sich an zehn verschiedenen Tagen versammeln, jedesmal eine Novelle erzählt wird. Dibdin's „**Biographical decameron**“ verbreitet sich in derselben Eintheilung von zehn Tagen über das ganze Gebiet der Bibliographie.

Defan, indisch **Dakshina**, d. h. der Süden, wird im Allgemeinen der südliche Theil der Halbinsel von Vorderindien genannt, welcher im Norden von Hindostan, im Osten, Süden und Westen vom Indischen Ocean begrenzt wird. (S. **Dakshina**.) D. bildet größtentheils ein Hoch- und Tafelland; die Hauptgebirge sind am Nordrande das Vindhyaergebirge, gegen 2000 F. hoch, und am Westrande die 3—4000 F. hohen Westghats, die sich bis zur Südspitze der Halbinsel, dem Vorgebirge Komorin hinabziehen. Die größten Flüsse sind der Nerubudda und Tapti, der Godavery und Mahanuddi. Die Vegetation ist ungemein üppig und mannichfaltig, und nirgend stößt man auf Steppen- oder Wüstenboden. Das Land hat das glücklichste Kulturklima; es fehlt die tropische Glut des hindostanischen Tieflandes und der Küstenebenen, aber auch der Schnee und das Eis; nur die höchsten Spizen der Ghats bedecken sich dann und wann mit Schnee. Thau und Regen erfrischen die Luft; es herrscht ein ewiger Frühling, wie in den Küstenlandschaften Kleinasiens. Eine merkwürdige Erscheinung sind die Mouffons, Winde, welche hier regelmäßig von Südwest während unserer Sommermonate, dagegen von Nordost zur Zeit unsers Winters wehen und einen auffallenden Wechsel der Witterung veranlassen. Der Reichthum der Halbinsel an Producten der drei Naturreiche ist ungemein groß und bedeutend. Die Bewohner sind theils Eingeborene,

Hindus, theils Eingewanderte. Zu den erstern gehören die durch ihre kriegerische Tapferkeit und Liebe zur Unabhängigkeit berühmten *Mahratten* (s. d.). Eingewandert sind Afghanen, Araber, Parsen, Juden, Siamesen, Malaien, Chinesen, Perser und Europäer, namentlich Briten, Holländer und Portugiesen. Der Flächeninhalt *D.*'s wird auf 25000 \square M., die Zahl der Bewohner zu 50 Mill. angegeben. Der größte Theil des Landes, mit Ausnahme des Staats der *Mahratten*, bildet theils unmittelbares, den Briten unterworfenenes Gebiet, theils Vasallenstaaten, welche von den Engländern fast völlig abhängig sind. *Tenes* zerfällt in die Provinzen *Gundwana*, *Driffa*, die nördlichen *Circaren*, *Ahandesch*, *Verar*, *Beeder*, *Nurungabad*, *Weschapur*, *Canara*, *Malabar*, *Balaghaut*, *Coimbatour*, *Salem* und *Karnatik*, welche größtentheils unter den Präsidenschaften von *Bombay* und *Madras* stehen, diese sind hauptsächlich der Staat des *Nizam* von *Heiderabad*, *Mysore*, *Travankore*, *Cochin* u. s. w. Die Geschichte *D.*'s ist größtentheils in die des ganzen Vorderindiens und Indiens im Allgemeinen verflochten. Nachdem die *Ghaznaviden* von *Ghasni* aus *Hindostan* erobert hatten, trat im 9. Jahrh. n. Chr. eine Dynastie aus dem *Madsputenstamme* der *Silara* als Herrscherin der Halbinsel *D.* auf und behauptete sich bis zum Ende des 11. Jahrh., wo die *Gangavansa* zur Herrschaft gelangten. Die *Gangavansa* wurden am Ende des 13. Jahrh. den moslemischen *Ghuriden* von *Delhi* zinsbar, die einen großen Theil des Landes sich unterwarfen. Nach der Ermordung *Roma Deva's* im J. 1312 hörte *D.* auf, ein selbständiger Staat zu sein. Ein mohammedan. *Vizekönig* wurde in *D.* eingesetzt, das Land bis an das Meer von den Moslemen bezwungen, worauf der *ghuridische* König *Mohammed* von *Delhi* 1338 seine Residenz nach *Devagiri* verlegte, das er *Daulatabad* nannte. Sehr bald wurden indes die Moslemen aus *D.* wieder durch *Ala Eddin* vertrieben, der die Dynastie *Bahmany* stiftete, welche unter mancherlei Kämpfen und Empörungen einzelner indischer Fürsten bis zum J. 1556 regierte. Während der Zeit der Herrschaft dieser Dynastie kamen 1498 die ersten Portugiesen in das Land. Die Dhnmacht der *Bahmany-Dynastie* und die fortwährenden innern Zerrwürnisse unter den unabhängig gewordenen Fürsten benutzte der *Großmogul* von *Delhi* und eroberte das ganze Land. Unter dem *Großmogul* *Aureng-Zeyb* erhoben sich die *Mahratten* unter Anführung eines ihrer Fürsten *Seraji*, machten sich unabhängig und wurden nun das herrschende Volk. Die Kämpfe zwischen ihnen und dem Reiche *Delhi* gaben den Briten und den Franzosen Veranlassung, sich in die innern Angelegenheiten des Landes zu mischen, worauf die Erstern, nachdem sie den franz. Einfluß geschwächt und zuletzt ganz beseitigt hatten, sich theils durch Vertrag, theils durch glückliche Kriege des ganzen Küstenlandes nebst großen Gebieten des Innern bemächtigten.

Dekan (*Decanus*) bezeichnete bei den röm. Heeren der spätern Zeit einen Führer von zehn Mann und in den Klöstern einen Aufseher von je zehn Mönchen. Der Ausdruck ist noch in geistlichen Collegien üblich und von da auf die Universitäten übergegangen. Der *Dekan* oder *Dechant* in den *Domcapiteln* und *Collegiatstiftern* ist der *Regel* nach der zweite der höhern *Dignitarien* und hat die innern Angelegenheiten des *Collegiums* zu beaufsichtigen und zu leiten. In dem *Cardinalcollegium* des *Papstes* führt diesen Titel der älteste der *Cardinalbischofe*. Bei der *Landgeistlichkeit* sind die *Landdechanten* *Aufseher* und *Vorsteher* ihres *Bezirks*; auch führen in einigen Ländern die *Superintendenten* den Titel *Dekan*. Auf den *Universitäten* sind die *Dekane* die *Vorsteher* der einzelnen *Facultäten*, deren *Würde* und *Amte* theils beständig ist, theils wechselt entweder nach der *Reihe* oder nach der *Wahl* der *Mitglieder*. *Dekanei* oder *Dechanei* heißen die *Güter* und *Gebäude* zum *Unterhalte* des *Dechanten*, sein *Kirchsprengel* und endlich auch seine *Wohnung*.

Dekas hieß bei den *Griechen* ein *Trupp* von zehn Mann und der *Anführer* desselben *Dekabarch*.

Dekastichon nannten die *Griechen* ein aus zehn Versen bestehendes *Gedicht*, dergleichen ein gewisser *Hannon* zuerst verfertigt haben soll.

Deken (*Agatha*), holländ. Dichterin, geb. in der Gegend von *Amstelveen* am 10. Dec. 1741, war die Tochter ziemlich wohlhabender *Landleute*, die aber, durch *Unfälle* mancherlei Art heimgesucht, ihr *Vermögen* einbüßten und sie *verwaist* und *verarmt* zurückließen, als sie kaum ihr drittes *Lebensjahr* erreicht hatte. Die *Vorsteher* des *Waisenhauses* der *Collegianten* zu *Amsterdam* nahmen sich ihrer an und sorgten für ihre *Erziehung*. Durch ihr *sitt-*

fames Wesen sicherte sie sich die Gunst ihrer Verfolger, und ihr klarer Verstand begann rasch sich zu entwickeln. Schon früh erwachte in ihr die Neigung zur Poesie, die besonders durch ihre Freundin Elisabeth Bekker (s. d.), mit welcher sie seit 1777 bis zu ihrem Tode ungetrennlich zusammen lebte, gefördert und genährt wurde. Beide Freundinnen arbeiteten meist gemeinschaftlich, verließen nach den Ereignissen im J. 1787 auf einige Zeit ihr Vaterland und weilten in Burgund. Sie schufen für Holland den Originalroman, welche Dichtgattung bis dahin nur aus mittelmäßigen Übersetzungen franz. und engl. Romane bekannt war. Meisterhaft verstanden sie es, den holländ. Volkscharakter, wie er in den verschiedensten Gestalten im Leben hervortrat, darzustellen, und ihre Charakter schilderungen können fast durchweg für musterhaft gelten. Dahin gehören besonders „Historie van Sara Burgerhart“ (2 Bde., 1782); „Historie van Willem Levend“ (8 Bde., 1784—85; deutsch, 6 Bde., Hamb. 1798—1821); „Brieven van Abraham Blankaert“ (3 Bde., 1787) und „Historie van Cornelia Wildschut“ (6 Bde., 1793). Als lyrische Dichterin ist D. nicht ohne vielfaches Verdienst, besonders in der Gattung des religiösen Liedes. Ihre Lieder athmen durchgehend eine sanfte Stimmung zu Ernst und herzliche, werthätige Frömmigkeit, und viele derselben sind in kirchliche Gesangbücher übergegangen. Auch ihre „Liederen voor den boeestand“ (1804) und „Liederen voor kinderen“ werden hochgeschätzt, obgleich letztere denen van Alphen's weit nachstehen. Sie starb am 14. Nov. 1804.

Dekker (Jeremias de), holländ. Dichter, wurde 1609 oder 1610 zu Dordrecht geboren. Sein Vater Abraham D., aus Antwerpen herkommend, hatte sich dem Kriegsdienste gewidmet, den reformirten Glauben angenommen und drei Jahre lang Ostende gegen den Erzherzog Albert aufs muthigste vertheidigen helfen. Nach der Übergabe von Ostende verließ er die span. Niederlande und zugleich den Kriegsdienst und ließ sich erst zu Dordrecht und später zu Amsterdam nieder. Der Sohn zeigte schon früh einen scharfen, mit lebhafter Phantasie verbundenen Verstand und ein gesundes Urtheil, und ein eifriges Studium der alten und neuern Literatur bildete seinen Geschmack. Poesie war und blieb seine Lieblingsbeschäftigung, und seine Geistesproducte zeichneten sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck vorzüglich aus. Das erste von ihm herausgegebene poetische Werk war „De Klaagliederen van Jeremias“, denen bald mehre andere, namentlich auch Übersetzungen folgten. Viele seiner Gedichte verdanken ihre Entstehung seinem warmen Gefühle für Liebe und Freundschaft, und gerade diese gehören zu den ausgezeichnetsten Früchten seiner Muse. Sein „Lof der geldzucht“, eine treffende Satire, der „Goede vrijdag“, Gedichte auf das Leiden Christi, stehen, gleich seinen lyrischen Gedichten, noch in wohlverdientem Ansehen, und seine Epigramme (pundlichten) gehören unbedingt zum Besten, was die Literatur jener Zeit in dieser Gattung aufzuweisen hat. Er starb 1666. Die beste Ausgabe seiner Gedichte mit beigefügter Biographie besorgte Brouerius van Nideck (2 Bde., Amst. 1726, 4.); eine Auswahl seiner gelungensten lyrischen Gedichte findet sich in Siegenbeek's „Proeven van nederduitsche dichtkunde“ (Leyd. 1823) und eine Auswahl seiner Epigramme in Geysbeek's „Epigrammatische Anthologie“ (Amst. 1821).

Delaborde (Henri Franç., Graf), franz. General, wurde am 21. Dec. 1764 zu Dijon geboren, wo sein Vater Bäcker war. Die Revolution veranlaßte ihn, die Wissenschaften mit dem Kriegsdienste zu vertauschen. Nachdem er sich im republikanischen Heere vielfach ausgezeichnet und alle Grade durchlaufen hatte, ward er in Folge dessen, daß er am 24. Aug. 1793 ein Corps Marseiller zurückwarf, zum Brigadegeneral und bald darauf zum Chef des Generalstabs bei der Armee vor Toulon ernannt. Während der Belagerung der Stadt von Dugommier an die Spitze einer Division gestellt, trug er wesentlich zur Eroberung bei. Im folgenden Jahre focht er mit Auszeichnung in der Armée der Westpyrenäen in Spanien und 1796, nach dem Frieden auf der Halbinsel, ward er mit einer Division an den Rhein geschickt, wo er den Breisgau besetzte, während der Oberfeldherr Moreau in Baiern vordrang. In Deutschland fand er weniger Gelegenheit, sich durch kriegerische Thaten, als während seines langen Aufenthalts daselbst, durch strenge Mannszucht und rechtliches Betragen gegen die Bevölkerung ein bleibendes Andenken zu sichern. Nach dem Frieden von Luneville wurde er 1802 zum Gouverneur der 13. Militärdivision ernannt und 1804 zum Offizier der Ehrenlegion. Im J. 1807 ging er unter Junot nach Portugal und im fol-

genden Jahre nach Spanien, wo ihn Napoleon zum Grafen erhob. Dem russ. Feldzuge von 1812 wohnte er unter Mortier bei; nachher wurde er zum Gouverneur des Schlosses von Compiègne ernannt. Nach der Restauration verlor er zwar diese Stelle; dagegen erhielt er eine Pension von 15000 Francs, den Ludwigsorden und den Befehl über einen Theil der Truppen zu Toulouse. Allein diese Auszeichnungen konnten seine Anhänglichkeit für den rückkehrenden Kaiser nicht unterdrücken. Am 4. Apr. 1815 erklärte er in einer hinreißenden Adresse ans Volk, daß der Held seines Jahrhunderts angekommen sei, um die Ehre Frankreichs herzustellen, und ließ sofort die Commissare der Bourbons verhaften. Napoleon machte ihn hierauf zum Gouverneur mehrerer Divisionen des Westens, zum Kammerherrn und Pair von Frankreich. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons wurde D. auf die Liste derjenigen Offiziere gesetzt, die criminell verfolgt werden sollten. Er erschien auch im Sept. 1816 in Paris vor dem Kriegsgericht, das sich indeß für incompetent erklärte, weil der Name Delaborde's in der Anklageacte „de Laborde“ lautete, mithin die Identität der Person angeblich zweifelhaft war. Unter den vielen Verfolgungen blieb die Sache D.'s liegen, und er lebte seitdem unangefochten in großer Zurückgezogenheit. Er starb am 20. Oct. 1842.

Delaborde (Jean Jos.), s. Laborde (Jean Jos. de).

Delambre (Jean Jos.), franz. Astronom, geb. am 19. Sept. 1749 zu Amiens, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung durch Delisle, der damals zu Amiens lebte, und ging hierauf nach Paris, um, wie man es damals nannte, philosophische Studien zu treiben. Da seine Altern ihn nicht unterstützen konnten, so hatte er bis in sein 20. Jahr mit Nahrungsorgen zu kämpfen. Um diese Zeit wendete er sich zu den mathematischen und auf Lalande's Rath, der ihn auf einer Privatsternwarte unterbrachte, wo er wenigstens sorgenfrei leben konnte, zu den astronomischen Studien. Im J. 1781 gab ihm die Entdeckung des Uranus durch Herschel Gelegenheit, sich bekannt zu machen; er fand nämlich mehrere ältere Beobachtungen dieses Planeten, den man früher für einen Fixstern gehalten hatte, auf und construirte die ersten Tafeln desselben. Bald darauf fing er auch an, neue Sonnentafeln zu arbeiten, die er später gänzlich umarbeitete. Ebenso beschäftigten ihn später Tafeln des Jupiter und Saturn, denen er, sowie jenen des Uranus, eine größere Vollkommenheit geben konnte, weil zu derselben Zeit Laplace ihre Störungen mit besonderer Sorgfalt neu berechnet hatte, und es werden seine Tafeln der Jupitersatelliten als die besten ihrer Art anerkannt. Nachher unternahm er mit Méchain die große Gradvermessung von Dünkirchen bis Barcelona, die er in seiner „Base du système métrique, etc.“ (3 Bde., Par. 1806—14, 4.) beschrieb. Sie sollte zur Bestimmung des Urmasses, des Mètre, dienen; es war dies jedoch nur ein Vorwand, um die Hauptsache, die Vermessung selbst, durchzusetzen. Während der Schreckensherrschaft wurden auch diese Vermessungen unterbrochen, und D. gleich Borda, Laplace, Lavoisier u. A. seiner gemäßigten Gesinnungen wegen von der Commission der neuen Mäße ausgeschlossen. Nach zwei Jahren steter Besorgniß und ängstlicher Zurückgezogenheit wurde D. indeß wieder angestellt und ihm die Fortsetzung jener Messung erlaubt, die er 1799, nicht ohne viele Beschwerden und selbst Gefahren, vollendete. Hierauf wurde er zum Mitglied der Akademie, 1802 zum Generalinspector der Studien und 1803 zum beständigen Secretair des Instituts ernannt. Als solcher hat er in seinen sogenannten „Eloges“ auf eine Weise, die nicht recht gebilligt werden kann, gegen mehrere seiner ehemaligen Collegen, wie Delisle, Bossut u. A., einen Tadel ausgesprochen, der weniger die Wissenschaft als den Charakter dieser Männer betraf. An Lalande's Stelle zum Professor der Astronomie ernannt, überließ er sich seitdem einer Schreibfucht, wie sie besonders unter den Mathematikern wol nur selten vorkommen mag. Sein „Traité d'astronomie“ (3 Bde., Par. 1814; neue Aufl. von Mathieu, 1827, 4.) enthält viel Gutes, ist aber viel zu weitläufig; seine „Histoire de l'astronomie ancienne“ (2 Bde., Par. 1817, 4.), „Histoire de l'astronomie du moyen âge“ (Par. 1819, 4.), „Histoire de l'astronomie moderne“ (2 Bde., Par. 1821, 4.) und „Histoire de l'astronomie du 18ième siècle“ (herausgeg. von Mathieu, 2 Bde., Par. 1823, 4.) haben keinen besondern Werth. Er starb zu Paris am 19. Aug. 1822.

Delaroche (Paul), einer der vorzüglichsten Maler der gegenwärtigen franz. Schule, ist zu Paris am 27. Juli 1797 geboren. Sein Talent entwickelte sich frühzeitig, und schon seine Arbeiten aus früher Zeit ließen die Bedeutsamkeit desselben erkennen. In seinem 20.

Jahre trat er in das Atelier des berühmten Malers Baron Gros. Er hatte sich in dieser Zeit mit Vorliebe dem Fache der Landschaft zugewandt und bewarb sich um den landschaftlichen Preis, den er jedoch nicht erlangte. Er war damals, sei es aus Biödigkeit oder aus Entmuthigung, an sich selbst irre geworden; er zweifelte an seinem Talente und dachte schon, sich dem Kanzleiwesen zu widmen. Nur mit Widerwillen verfolgte er die eingeschlagene Bahn. Indes sollte er bald, nachdem er das Fach der Landschaft ganz verlassen und in der Historienmalerei seinen eigentlichen Beruf erkannt hatte, zu glänzenden Erfolgen gelangen. Das erste bedeutende Bild, mit welchem er auftrat, war die Darstellung des Joas, der als Kind von der Josabath dem Tode entrisen wird (1822). Dieses Bild, von großer dramatischer Wirkung, ließ bereits deutlich die individualisirende Richtung des Künstlers, die aber noch im Kampf mit den Grundsätzen der ältern Schule stand, erkennen. Später wendete er sich vorzugsweise der Darstellung nationalhistorischer Scenen, namentlich aus der franz. und engl. Geschichte, und zwar solchen Scenen zu, in denen Stimmungen, Gefühle und Ansichten der bewegten Gegenwart ihren Ausdruck finden. D. wußte in diesen Bildern die feinste psychologische Charakteristik mit der glücklichsten und kräftigsten Realität, der frischesten Objectivität zu verbinden; er hat sich hierbei des Elements der Farbe und des Hell dunkels, überhaupt Dessen, was den Maler eigentlich in seiner technischen Größe zeigt, in einem Grade bemächtigt, daß er den Besten, die sich in solcher Weise vor Zeiten ausgezeichnet, nicht gar fern sieht; seine Bilder haben die ansprechendste und wirksamste Wärme des Lebens. So ist D., gleich vorzüglich in der Auffassung wie in der Darstellung, als einer der größten Meister zu nennen, die seither überhaupt nationalhistorische Momente zu Gegenständen der künstlerischen Darstellung erwählt haben. Den Übergang zu dieser Richtung machten seine Jeanne d'Arc, sein Tod des Annibale Caracci, sein heil. Vincenz von Paula, vor dem Hofe Ludwig's XIII. predigend. Höchst vollendet erschienen sodann die beiden kleinen figurenreichen Bilder des Cardinals Richelieu, der, dem Tode nahe, zwei blühende Jünglinge, Cinq-Mars und de Thou, zum Tode führt, und des Cardinals Mazarin, der, ebenfalls schon dem Tode verfallen, noch von dem lustigen Geflüster und Geselüster seiner Hoffstranzen umgeben ist. Ähnliches Verdienst zeigen die beiden großen Bilder der Söhne Eduard's im Kerker und des Cromwell, der die Leiche König Karl's I. betrachtet. Dann gehören hierher noch die Ermordung des Herzogs von Guise, eine Scene der Bartholomäusnacht und der Tod der Königin Elisabeth von England. Für die gediegensten Meisterwerke dieser Richtung des Künstlers gelten jedoch der Tod der Jane Gray und des Lords Strafford, der auf dem Gange zu seiner Hinrichtung den Segen des Erzbischofs Laud empfängt. Im J. 1834 erhielt D. den Auftrag, die Kirche der heil. Magdalena zu Paris mit einer Reihe großer Frescogemälde aus der Legende dieser Heiligen zu schmücken. Er begab sich nach Italien, um von den Fresken der alten Meister Studien für die Auffassung und Behandlung des Stils der religiösen Malerei zu machen. Die Ausführung jener Fresken zerschlug sich, aber die Studien, welche D. in Italien gemacht hatte, blieben nichtsdestoweniger von größtem Einfluß auf sein künstlerisches Streben. Er suchte sich von der Idealität jener alten Meister, besonders des Fiesole, einen Theil zu eigen zu machen und die Einfachheit und Strenge ihrer Richtung mit den Erfahrungen einer gereiften Kunst zu verschmelzen; in wie merkwürdigem Grade er dies möglich machte, bezeugte er durch mehre neuere Leistungen, die von seinen frühern Arbeiten beträchtlich verschieden sind, aber noch vielmehr von der affectirten und äußerlichen Weise, in welcher einige andere Franzosen der Gegenwart die Religiosität der alten Italiener zu copiren suchen. Als Bilder der Art sind namentlich seine Darstellungen der heil. Amalia, Königin von Ungarn, und der heil. Cäcilia zu nennen. Die Mehrzahl von D.'s Werken ist durch die vorzüglichsten Kupferstecher Frankreichs gestochen und in dieser Weise allgemein verbreitet. D. ist mit einer Tochter des berühmten Malers Horace Vernet verheirathet und seit 1832 Mitglied des Instituts.

Delatores hießen in der röm. Kaiserzeit im Gegensatz zu den eigentlichen Accusatores diejenigen Ankläger, die aus unlautein Absichten, namentlich um ihres Privatvortheils willen auftraten, sowie Diejenigen, welche falsche Beschuldigungen vorbrachten, oder überhaupt aus der Erhebung von Anklagen ein förmliches Gewerbe machten. Von den tyrannischen Kaisern, namentlich auch der frühern Zeit, wurden die Delatores begünstigt;

die bessern, die das Verderben, welches durch sie in die gesellschaftlichen Verhältnisse kam, erkannten, verführen mit harten Strafen gegen sie, und auch die Gesetzgebung der spätern Kaiserzeit suchte sie hinwegzuschaffen.

Delavigne (Jean Franz. Casimir), einer der unter dem franz. Mittelstande beliebtesten Dichter, wurde zu Havre am 16. März 1794 geboren und vollendete seine Studien in Paris. Nachdem er schon mit einigen frühern poetischen Versuchen aufgetreten war, auch für seine „Découverte de la vaccine“ (Par. 1815, 4.) von der franz. Akademie ein Accessit erhalten hatte, wandte er sich der dramatischen Poesie zu. Gleich an seiner ersten Arbeit auf diesem Gebiete, „Les répres siciliennes“, bewunderte man eine gewählte Diction, durch die D., der sehr fleißig arbeitet, nicht selten den Mangel an poetischem Gehalte zu übertünchen sucht. Sein „Patria“ (1820; deutsch von Mosel, Lpz. 1823) fügte zu seinem Ruhm nichts hinzu; desto günstiger aber wurden „Louis XI“, sein bestes Stück, und „Les enfants d'Edouard“ aufgenommen, obschon das letztere Stück als dramatische Conception keinen Werth hat. Auch in seinen übrigen historischen Dramen „Marino Falieri“ (1829) und „Don Juan d'Autriche“ (1836) zeigte sich D. als ungenügenden Charakterzeichner. Trogdem hat er seine zahlreichen Bewunderer, namentlich in der Bourgeoisie, weil er in einer ansprechenden Form Gedanken gibt, die zu fassen es keines tiefen Denkens bedarf. Außerdem schmeichelt er der Nationaleitelkeit, wie er dies namentlich in seinen Volkshymnen, denen er den Namen „Messéniennes“ (2 Bde., Par. 1824 und öfter) beilegte und in seinem „Retour de l'empereur“ in auffallender Weise gethan hat. Als Lustspieldichter hat er nur mit seiner „École des vieillards“ (1823) einiges Glück gemacht, seine Komödie „La popularité“ (1839) sprach keineswegs an. Im J. 1824 wurde er Mitglied der franz. Akademie und vom König Ludwig Philipp, mit dem er schon früher in Verbindung gestanden, erhielt er, nachdem er während der Restauration eine königliche Pension ausgeschlagen hatte, eine einträgliche Anstellung als Inspector am Conservatorium zu Paris. Neuerdings ist er auch in Gemeinschaft mit seinem Bruder **S e r m a i n D.**, einem gewandten Baudevillisten, zum ersten Male mit seinem „Charles VI“, componirt von Halévy (1843), als Verfasser eines Spenntertes aufgetreten.

Delawäre, der kleinste der Staaten der nordamerik. Union, grenzt nördlich an Pennsylvanien, westlich an Maryland, südlich an denselben Staat, von dem er durch eine im 38° 27' nördl. B. gezogene Parallele getrennt ist, östlich an den Atlantischen Ocean bis zum Cap Henlopen und nördöstlich an die Bucht von Delaware und den Fluß gleiches Namens. Sein ganzer Flächeninhalt beträgt nicht mehr als ungefähr 100 QM. Das Klima ist mild und gesund, der Boden reich an allen europ. Feld- und Gartenfrüchten. Die Colonie von D., wie die von Neujersey, wurde von Schweden gegründet, und in Newcastle, einer ebenfalls von Schweden gegründeten Niederlassung, steht jetzt noch die alte von den gottesfürchtigen Colonisten gebaute Schwedenkirche. Die Schweden traten die Colonie an die Holländer und diese dieselbe an die Engländer ab. Im J. 1682 wurde D. sammt Pennsylvanien von Karl II. an Will. Penn verschenkt und 1701 D. wiederum von Pennsylvanien getrennt. Mit der Unabhängigkeitserklärung von 1776 erhielt auch D. eine neue Verfassung, welche jedoch im J. 1792 noch einmal abgeändert wurde. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat von neun und einem Repräsentantenhause von 21 Gliedern. Der Gouverneur hat eine Besoldung von 1333 1/3 Dollars. Der Staat ist in drei Grafschaften eingetheilt, welche zusammen im J. 1810 72674, im J. 1820 72749, im J. 1830 76739 und im J. 1840 78085 E. zählten. Die Bevölkerung wächst daher nicht schneller, ja kaum so schnell als in vielen europ. Staaten. Der Schulfonds beträgt 183000 Dollars. Übrigens hat der Staat keine Schulden. Die Regersklaverei besteht noch, obwol in einem sehr gemilderten Grade; im J. 1840 zählte man nur 1371 männliche und 1234 weibliche Sklaven. Der Staat besitzt ein Gymnasium zu Newark, 20 Normal- und 152 öffentliche Schulen, dessenungeachtet befanden sich bei der Zählung von 1840 noch 4832 Personen über 20 Jahre alt, welche weder lesen noch schreiben konnten. Die zwei bedeutendsten Städte sind Wilmington mit 8367 und Newcastle mit 2737 E.

Delbrück (Joh. Friedr. Gottlieb), Erzieher des jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Prinzen von Preußen, geb. am 22. Aug. 1768 zu Magdeburg, wo

sein Vater Mathsmann war, studirte seit 1787 zu Halle Theologie, wo er vorzüglich im Hause Niemeysers liebevolle Aufnahme fand. Im J. 1790 wurde er Lehrer an dem damaligen Altstädter Gymnasium seiner Vaterstadt und 1792 Rector am Pädagogium Unserer lieben Frauen, wo er alle die Hindernisse, welche ihm die Widerspenstigkeit der ältern Lehrer entgegenstellte, die sich seinen Anordnungen, als denen eines jungen Mannes, nicht fügen wollten, glücklich besiegte. Im Aug. 1800 vom Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., zum Erzieher seiner beiden ältesten Prinzen erwählt, genoß er in diesem neuen überaus wichtigen Wirkungskreise bald des vollen Vertrauens der königlichen Ältern, sodas ihm gestattet wurde, die Erziehung der Prinzen ganz nach seiner Ansicht zu leiten und zu vollenden. Als der König 1809 das Ziel erreicht glaubte, zu welchem D. die Prinzen führen sollte, ward er seines Verhältnisses entbunden und erhielt den Titel eines Geh. Regierungsraths nebst einer bedeutenden lebenslänglichen Pension. Er besuchte nachher das südliche Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich, und nachdem er 1813 nach Deutschland zurückgekehrt, war er besonders thätig als einer der Vorsteher der Luisenstiftung zu Berlin. Im J. 1815 vermählte er sich mit einem ganz jungen Mädchen; nichtsdestoweniger war die Ehe bis zu dem Tode der jungen Frau, im J. 1823, eine sehr glückliche. Er hatte bereits mehre Anstellungen im Staatsdienste abgelehnt, als er 1817 das Pastorat an der Michaelskirche zu Zeig und die damit verbundene Superintendentur übernahm. Hier brachten ihn sein Eifer bei der Einführung der berliner Hofkirchenagende und sein Streben, statt der allgemeinen wieder die Privatbeichte einzuführen, in manche Unannehmlichkeiten. Nachdem er die letzten Jahre sehr leidend gewesen, starb er am 4. Juli 1830. Die königliche Familie, und namentlich der jetzige König von Preußen, welche fortwährend an D.'s Verhältnissen den lebhaftesten Antheil genommen hatten, bezeugten denselben auch bei seinem Tode. Als Schriftsteller hat D. nichts Bedeutendes geleistet, desto mehr wirkte er durch seine gediegene Persönlichkeit. — Sein jüngerer Bruder, Joh. Friedr. Ferd. D., Professor an der Universität zu Bonn, geb. am 12. Apr. 1772 zu Magdeburg, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann von 1790—94 zu Halle vorzugsweise Philologie und hatte bald darauf das besondere Glück, zu Hamburg, wohin er als Hauslehrer gegangen war, in ein näheres Verhältniß zu Klopstock zu treten. Schon im J. 1797 erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin; im J. 1809 wurde er als Regierungs- und Schulrath nach Königsberg versetzt, wo er zugleich die Professur der Beredsamkeit an dasiger Universität übernahm, in erster Eigenschaft im J. 1816 nach Düsseldorf, und 1818 als Professor nach Bonn. Seine Schriften zeichnen sich durch die ernste Richtung eines durchaus dem Edlen zugewendeten Geistes und den auf die schöne Form verwendeten Fleiß vortheilhaft aus. Wir erwähnen hier nur „Xenophon, zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre“ (Bonn 1829) und „Der verewigte Schleiermacher; ein Beitrag zur gerechten Würdigung desselben“ (Bonn 1837). — Der jüngste Bruder, Gottlieb D., gest. am 2. Nov. 1842 als Geh. Oberregierungs- und Regierungsbevollmächtigter der Universität zu Halle, geb. zu Magdeburg am 2. Sept. 1777, hatte ebenfalls zu Halle die Rechte studirt und hier als Auscultator bei dem damaligen Universitätsgerichte seine amtliche Laufbahn begonnen. Im J. 1800 wurde er bei dem Obergerichte der Provinz zu Magdeburg als Justizcommissarius und 1802 zugleich als Criminalrath angestellt. Während der westfälischen Regierung fungirte er als Rechtsanwalt bei dem Civiltribunal erster Instanz in Magdeburg, auch zugleich seit 1807 als Syndicus des Domcapitels daselbst, nach dessen Aufhebung er die Verwaltung der Güter der sämmtlichen aufgehobenen Stifter zu Magdeburg zu besorgen hatte. Im J. 1816 wurde er Regierungsrath bei der neuerrichteten Regierung zu Magdeburg und 1826 zugleich Mitglied und Justitiarius des Consistoriums und Provinzialschulcollegiums der Provinz Sachsen mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths. In Halle, wohin er 1830 zunächst als Commissar zurückkehrte, worauf er 1831 Curator wurde, erfüllte er mit strenger Rechtlichkeit und ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Pflichten seines schwierigen Amtes, zugleich sorgfältig die seiner hohen Stellung gebührenden Rechte überwachend.

Del credere nennt man in der Kaufmannssprache die Gewährleistung für eine über-
 Gons.-Lex. Neunte Aufl. IV. 9

nommene Bürgschaft und *Del credere* stehen die Übernahme einer solchen Bürgschaft. Das *Del credere* stehen findet gewöhnlich statt von Seiten der Banquiers, Commissionairs und Mäkler, wenn die Käufer den Verkäufern nicht genugsam bekannt sind.

Delegation ist diejenige Form der Aenderung eines bestehenden Schuldverhältnisses, wobei entweder der bisherige Gläubiger seinem Schuldner, den er der Verbindlichkeit gegen sich entläßt, einen andern Gläubiger anweist, an den er Zahlung leisten soll, oder der bisherige Schuldner seinem Gläubiger, der ihn dafür seiner Verbindlichkeit entläßt, einen andern Schuldner stellt. Der überweisende Schuldner oder Gläubiger heißt der *Delegant*, der überwiesene Schuldner *Delegat*, der Gläubiger, und zwar im erstern Falle der neue Gläubiger, *Delegatar*. Es versteht sich, daß diese Überweisung nur unter Zustimmung aller drei Beteiligten geschehen kann; sie bewirkt aber auch gänzliches Aufhören des bisherigen Verhältnisses Seiten des Deleganten und unterscheidet dadurch hauptsächlich das Geschäft sowol von der *Cession* (s. d.) als von der *Assignment* oder *Anweisung* (s. d.), die beide nur dem angewiesenen Gläubiger und dem angewiesenen Schuldner das Recht geben, die Zahlung der bisherigen Verbindlichkeit gültig anzunehmen und zu leisten, aber im übrigen das Rechtsverhältniß an sich nicht verändern, sodas der Schuldner auch gegen den *Cessionar* alle Einreden brauchen kann, welche ihm gegen den Cedenten zustanden. Der *Delegat* kann dagegen gegen den *Delegatar* nichts geltend machen, was er nur dem Deleganten entgegensetzen konnte. — In Italien ist *Delegation* (*Delegazione*) der Titel der Regierungsbehörden, deren im lombard.-venet. Königreiche unter der Regierung zu Mailand neun und unter der zu Venedig acht bestehen, aus einem Delegaten, *Vicedelegaten* und *Adjuncten* zusammengesetzt.

Delessert (Benjamin, Baron), Banquier, früher Mitglied der franz. Deputirtenkammer, geb. 1763 zu Genf, diente zu Anfange der franz. Revolution in der Artillerie, mußte aber nach dem 10. Aug. als Anhänger *Lafayette's* aus der Armee treten und errichtete darauf zu Paris ein Banquiergeschäft, das er durch Thätigkeit und Rechtschaffenheit zu großem Ansehen brachte. Als die große pariser Bank errichtet ward, trat er ins Directorium. Während der Contingentsperre ließ er sich sehr angelegen sein, *Munkeltrübenzucker* zu fabriciren. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion und gab ihm 1813 das *Commando* einer Legion der pariser Nationalgarde. Nach der Restauration wurde er, da er sich für philanthropische Zwecke sehr interessirte, zur Commission für die Verbesserung der Gefängnisse gezogen. Obschon ihn Ludwig XVIII. zum Offizier der Ehrenlegion ernannt hatte, blieb er doch seiner Partei treu und protestirte am 6. Juli 1815 mit den andern Häuptern der Nationalgarde gegen die *Occupation* Frankreichs, was nach der zweiten Rückkehr der Bourbon's seine Absetzung zur Folge hatte. Wie er der Kammer von 1815 angehört hatte, so wurde er auch 1817 in die Kammer gewählt, der er mit Ausnahme der von 1824 ununterbrochen angehörte, erst als Deputirter von Paris, seit 1827 von *Sannur* gewählt. Er hatte seinen Platz im linken Centrum und sprach sich mit großer Unparteilichkeit gegen verschwenderische Ausgaben, gegen Ausnahmegeetze und die Veränderung des Wahlsystems aus; er protestirte gegen die Ausstosung *Manuel's* und gehörte 1830 zu den 221. Nach der Julirevolution war er 1831 und 1834 *Vicepräsident* der Kammer, in der er sich nun den Anhängern des Widerstandsystems angeschlossen. Er stimmte für die *Dotation* des Herzogs von Nemours, aber gegen die Befestigung von Paris. In die Kammer von 1843 wurde er nicht wieder gewählt. Fortwährend bewies er sich als einen Freund, Beschützer und thätigen Verehrer der Künste und Wissenschaften, und eifrig dem Studium der Botanik ergeben, ließ er das Prachtwerk, die „*Icones selectae plantarum quas in systemate universali, ex herbariis parisiensibus, praesertim ex Lessertiano descripsit Decandolle*“ (3 Bde., Par. 1820—37, 4.) auf seine Kosten erscheinen.

Delfico (Melchiorre), ein um sein Vaterland durch Wort und That hochverdienter Mann, geb. 1744 zu *Leognano*, wohin sich seine Aelteren zur Zeit des östr. Kriegs aus Anhänglichkeit an den König Karl von Neapel zurückgezogen hatten, stammte aus einer alten Familie, Namens *Decivittella*, von *Teramo* in den *Abruzzen* und genoß in seiner Jugend den Unterricht der ausgezeichnetsten Lehrer. Seine literarische Laufbahn eröffnete er 1774

mit einem philosophischen Versuch über die Ehe. Im J. 1784 war er Militairassessor in der Provinz von Teramo, welche Stelle er aber sehr bald wieder niederlegte. Mißbräuche, die er allerwärts traf, gaben nun seinem patriotischen Eifer vielfache Gelegenheit, sich als Anwalt des öffentlichen Wohls thätig zu zeigen; doch die Neuerungen, die durch ihn herbeigeführt wurden, erweckten ihm Feinde, die mächtig genug waren, ihn zu stürzen. Aus dem Gefängnisse befreite ihn die Ankunft der Franzosen, und als er 1799 sah, daß das alte Regiment wieder zurückkehren und zu Privatrade vielfache Veranlassung nehmen würde, wählte er freiwillig das Exil und begab sich in die Republik San-Marino, wo er ein ehrenvolles Asyl fand. Aus Erkenntlichkeit gegen die daselbst empfangenen Wohlthaten, arbeitete er hier die „Memorie storiche della repubblica di San-Marino“ (1804); auch schrieb er hier die geistreiche „Memorie sulla libertà del commercio“ (1803). Nach der Rückkehr der Franzosen in das Königreich Neapel im J. 1806, wurde D. zurückberufen und Staatsrath. Im J. 1813, wo er das Unglück hatte, eine starke Körperverletzung zu erleiden, nahm er seine Entlassung. Die einzige Schrift von ihm in dieser Zeit sind die „Pensieri sopra alcuni articoli relativi all' organizzazione de' tribunali“. Als die Bourbons auf den neapolit. Thron zurückgekehrt, besuchte der König selbst D. und ernannte ihn zum Präsidenten der Generalcommissiön der Archive des Königreichs. Seit dieser Zeit lieferte D. mehre treffliche Abhandlungen in die Acten der Accademia Ercolanese, deren Mitglied er seit 1807 war, und auch die ästhetische Schrift „Nuove ricerche sul bello“ (Neap. 1818). Von neuem wurde er seiner ruhigen Zurückgezogenheit im J. 1820 entrisen, indem ihn der König zum Präsidenten der Giunta provvisoria di governo ernannte und seine Provinz ihn zum Parlamentsdeputirten wählte; doch seiner vorgerückten Jahre wegen erhielt er nach drei Monaten die Erlaubniß, sich in die ländliche Ruhe nach Teramo zurückziehen. Als sein Freund Graf Zucoli in Angeklagtestand verfest wurde, vertheidigte er denselben in dem „Discorso in difesa de' ministri“. Auch erhielten viele Beamte durch seine Vermittelung ihre verlorenen Stellen zurück. In Neapel, das er 1823 zum letzten Male besuchte, ließ er seine berühmte Sammlung von Werken aus dem ersten Jahrhundert der Buchdruckerkunst zurück, die später der bourbonischen Bibliothek einverleibt wurde. Seine letzte Schrift war die „Dell' antica numismatica della città d'Atri nel Piceno con un discorso preliminare sulle origini italiane“ (Teramo 1824; neue verb. Aufl., Neap. 1826). Bis in die letzten Jahre seines Alters für das Gemeinwohl thätig, starb er, einige Wochen vorher vom Schlage getroffen, am 21. Juni 1835.

Delft, eine freundliche, aber jetzt ziemlich öde und todte Stadt im Bezirke Rotterdam des niederl. Gouvernements Südholland an dem Flüsschen Schie, von vielen Kanälen durchschnitten, ist ziemlich regelmäßig in Form eines Vierecks gebaut und hat 16000 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der Prinzenhof, worin 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerard erschossen wurde, das große 1618 erbaute Stadthaus mit vielen ausgezeichneten Gemälden, das Zeughaus, die alte Kirche mit den Denkmälern der Admirale Tromp und Peter Hein und des Naturforschers Leeuwenhoeck, die neue Kirche mit einem berühmten aus etwa 500 Glocken bestehenden Glockenspiele und einem 300 F. hohen Thurme, in welcher die Mausoleen des Hugo Grotius und des Prinzen Wilhelm die vorzüglichsten sind, und endlich die Kirche der Jesuiten. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören eine Artillerie-, Ingenieur- und Marineschule. Die Stadt hat mehre Fayence- und Steingutfabriken, welche das bekannte Delfter Porzellan liefern, das nebst Seife, Luch, Tapeten, Decken und Branntwein einen Haupthandelsartikel ausmacht. Auch die hier gefertigten mathematischen und physikalischen Instrumente stehen in Ruf. Die Umgebungen der Stadt sind äußerst freundlich, und nette Gartenhäuser und zahlreiche Windmühlen zieren dieselben. D. wurde im 11. Jahrh. von dem lothringischen Herzog Gottfried dem Buckeligen erbaut und kam dann in den Besiz der Grafen von Holland, die es durch Kastellane verwalten ließen. Später wurde es mehrmals durch große Brände heimgesucht, so in den J. 1536, 1654 und 1742, nach welchen es stets schöner und regelmäßiger wieder aufgebaut wurde. Als die franz. Republik sich Hollands bemächtigte und eine Batavische Republik schuf, wurde D. die Hauptstadt eines Departements gleiches Namens. Mit D. ist durch

einen Kanal Delfts Haven verbunden, ein Marktflöcken an der Maas, mit 3000 E., welche ansehnlichen Herings- und Stöckfischfang betreiben.

Delhi, nach ihrem Erbauer, dem Schah Dschehan, auch Schah-Dschehanabad genannt, in Hindostan in der zur Präsidentschaft Kalkutta gehörigen Provinz gleiches Namens (1670 □M. mit 8 Mill. E.), einst die Hauptstadt des großen mongol. Reichs in Indien, noch jetzt der Sitz der alten Herrscherfamilie, wie auch eines brit. Residenten, liegt auf einer felsigen Hügelkette und an der Dschumna, über welche hier eine steinerne Brücke führt. Sie hat, inbegriffen die vielen Ruinen, einen Umfang von sieben Meilen und theilt sich in die Hindu- und in die Mongolenstadt. Die Straßen sind meist krumm, winkelig und sehr eng. Unter der großen Anzahl von Moscheen mit hohen Minarets und vergoldeten Kuppeln ragt die Dschumna-Moschee über alle hervor, der schönste mohammed. Tempel in Ostindien, durchgehend aus rothem Granit erbaut und mit weißem Marmor ausgelegt. Dauri-Serai, der Kaiserpalast, an der Dschumna, ist ein Gebäude von ungeheuern Umfange, welches große Gärten, Moscheen und Bäder umschließt und von den auf viele Tausende sich belaufenden Nachkommen des Großmoguls bewohnt wird. Die Citadelle und viele ehedem weltberühmte Paläste von Nabobs und Khans, welche hier residirten, sind zerfallen. Die Einwohnerzahl wird noch immer auf 200000 geschätzt. Was glaubwürdige Schriftsteller von der ehemaligen Pracht und den Reichthümern D.'s berichten, grenzt an das Fabelhafte. In neuester Zeit hat ein lebhafter Handel mit Kaschmir, Kandahar, Kabul, Bengalen und andern Ländern den Wohlstand und die Blüte der Stadt wieder einigermaßen gehoben. D. soll nach den indischen Sagen von dem Nadsha Dehlîh gegründet worden sein; in dem „Mahabharata“ wird es Indraprosthâ, die Residenz der Pandus oder Sonnenkinder genannt, deren Reich als das Hauptreich Indiens geschildert wird. Die Straßen waren mit Gold gepflastert, wie die Sage erzählt, mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Bazars voll Kostbarkeiten und der Palast der Pandus strahlte von Diamanten und andern Edelsteinen. Die Pandus aber und ihre Herrlichkeit erloschen und mit ihnen die Größe und der Glanz des alten D., auf dessen Ruinen später das heutige D. entstand, das zur Residenz erhoben wurde. Lange Zeit beherrschten indische Könige dasselbe und galten als Schutzherren des hochheiligen Wallfahrtsorts Jahnesur. Im J. 1011 wurde D. vom Sultan Mahmud von Ghisni erfürmt und geplündert und das Land eine Provinz des Gasnavidenreichs unter eigenen Nadshas, die sich allmählig von demselben löstren. Daher drang 1191 der ghuridische Sultan Mohammed abermals nach D. vor, besiegte nach hartnäckigem Kampfe den Fürsten von D. und eroberte die Hauptstadt, über welche er einen ihm zinsbaren Nadsha setzte. Aber bald nachdem er Indien wieder verlassen, stürzte der ghuridische Gouverneur Kulbud Eddin Ulbek den eingesezten Fürsten, machte D. zum Mittelpunkt eines noch mächtigern Reichs und wurde Gründer der ersten afghanischen Dynastie, deren Herrscher alles Land vom Pendschab bis Bengalen sich unterwarfen und deren Hof der glänzendste und prächtigste in Asien wurde. Nachdem diese Dynastie mit Kei Kobad 1288 untergegangen, kam die zweite afghanische Dynastie, die Ghuriden, in den Besitz des Reichs. Allah Eddin, 1295—1316, vertheidigte dasselbe siegreich gegen die wiederholten Angriffe der Mongolen. Bald nach dessen Tode gelangte die dritte afghanische Dynastie unter Toghluk auf den Thron von D., welcher aber durch den meist mit Blutvergießen begleiteten Sturz der einzelnen Herrscher oft erschüttert wurde. Als endlich völlige Anarchie eintrat, zog Timur 1398 vor D., besiegte die Mohammedaner, eroberte die Stadt, plünderte sie und machte sich zum Kaiser. Nach Timur's Tode entstanden neue Zerrüttungen und blutige Kriege um Stadt und Reich, bis 1450 die Dynastie Lody den Thron bestieg. Allein schon 1526 wurde dieselbe durch Timur's Enkel, Sultan Babur, nach der Schlacht bei Paniput gestürzt, worauf Babur als erster Großmogul den eroberten Thron bestieg. Babur wählte abwechselnd D. und Agra zu seinen Residenzen. Das neue D. wurde 1632 am westlichen Ufer der Dschumna vom Schah Dschehan erbaut. In furchtbarer Weise wurde D. nach dem Siege Nadir Schah's über den Großmogul im J. 1738 geplündert und verwüstet; ebenso 1755 durch die Perser unter Abdalli und von den Mahratten 1772. Durch diese Plünderungen und Verwüstungen verlor D. seinen weltberühmten Reichthum und Glanz und sank in Ruinen. Als die Engländer im J. 1802 über Sindia siegten, besetzten sie auch D., ließen zwar dem Großmogul dasselbe als Residenz, stellten ihn aber unter die

Aufsicht und den Schutz eines von ihnen eingesetzten Residenten. Seit dieser Zeit gehört D. zu den brit. Besitzungen in Indien und hat sich durch die Bemühungen der Engländer um bessern Anbau des Landes und durch Beförderung des Handels und der Industrie zu einigermassen bedeutendem Wohlstand und Glanz wiedererhoben.

Delille (Jacq.) auch Delisle, der berühmteste didaktische Dichter der Franzosen, war der natürliche Sohn eines Advocaten Montanier, weshalb er sich auch Montanier-Delille nannte, geb. am 22. Juni 1738 zu Ligue-Perse in Auvergne. Nachdem er im Collège L'Escur und später im Collège zu Amiens seine Bildung vollendet hatte, trat er zuerst mit seiner Uebersetzung der „Georgica“ Virgil's auf (Par. 1770, 4.). Dem Aufsehen, das diese freie Nachdichtung machte, verdankte D. eine Anstellung am Collège de France; später begleitete er den Herzog von Choiseul-Gouffier, der als franz. Gesandter nach Konstantinopel ging. Seine erste selbständige Dichtung „Les jardins ou l'art d'embellir les paysages“ (Par. 1782; verm. Aufl., 1801) fand zwar anfangs den Beifall nicht, der seiner Uebersetzung Virgil's, die er später noch durch Bearbeitung der „Aeneide“ (1803) vermehrte, geworden war, gilt aber wol mit Recht für eins der bessern Lehrgedichte, welche die Franzosen aufzuweisen haben. Beim Beginn der Revolution verlor D. fast sein ganzes Vermögen, lehnte aber, weil er dem alten Regime treu bleiben wollte, nichtsdestoweniger eine Stelle im Institut, die man ihm anbot, ab, bis er sie später, als man sie ihm wiederholt antrug, annahm. Seit 1794 lebte er von Paris entfernt und dichtete während seines Aufenthalts in der Schweiz seinen „Homme des champs ou les géorgiques françaises“ (Erasb. 1802, 4.; deutsch von Müller, Lpz. 1801), mit dessen Entwurf er sich 20 Jahre beschäftigt hatte. Der Anblick der Leiden seines Vaterlandes erzeugte das Gedicht „La pitié“ (Par. 1802; Lond. 1805, 4.), durch eine Reihe lieblicher und rührender Gemälde anziehend. Von Basel begab sich D. nach London, wo er indessen nicht zu den Emigranten gezählt wurde. Nachdem er seine Uebersetzung des „Verlorenen Paradieses“ (Lond. 1805) vollendet hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und ließ seine „Trois règnes de la nature“ (2 Bde., Par. 1808, 4.), zu denen Cuvier Anmerkungen schrieb, und sein Gedicht „La conversion“ (Par. 1812) erscheinen. D. ist ein Dichter, dem die beschreibenden Partien besonders gelangen; wo er begeistert werden will, wird er rhetorisch, und die schöne, ausgefeilte Form, von der seine Zeitgenossen besonders zur Bewunderung hingerissen wurden, läßt uns kalt und entschädigt nicht für die Prosa, welche mehr oder weniger aller didaktischen Poesie anhaftet. Als Eigenthümlichkeit erzählt man, daß D., wie ehemals Tasso, seine Verse, bevor er sie niederschrieb, im Kopfe ausarbeitete und im Stande war, sie vollständig im Gedächtnisse zu bewahren. Er starb am 1. Mai 1813, nachdem er einige Zeit vorher das Gesicht verloren hatte. Nach seinem Tode erschien „Le départ d'Eden“ (Par. 1815). Seine Gesamtwerke sind öfter erschienen, am vollständigsten zu Paris 1824—25 (16 Bde.).

Delirium nennt man eigentlich einen den äußern Umständen widersprechenden Ideengang, der in dem innern Zustande des Gehirns seinen Grund hat, oder mit andern Worten eine Verwirrung des Urtheils durch einen Fehler der Anschauung bewirkt, den der Verstand nicht zu verbessern vermag. Gewöhnlich bezeichnet man indeß mit diesem Worte nur den vorübergehenden symptomatischen Zustand, in welchen Fieberkranke verfallen, wenn die Krankheit sich ihrem Höhepunkte nähert, oder wenn die sogenannte Exacerbation, eine gesteigerte Thätigkeit der Krankheit, die gewöhnlich des Abends stattfindet, eintritt und den Functionen der Sinneswerkzeuge und des Gehirns Eintrag thut. Man sagt dann: der Kranke phantastirt. Das Delirium kann z. B. in schweren Nervenfebern wochenlang anhalten, ohne daß die Seele davon auch noch später leidet, wenn die körperliche Krankheit schwindet; bleiben jedoch Seelenstörungen zurück, so sind sie durch die Krankheit bedingt, deren Symptom das Delirium war. Man nimmt zwei Hauptverschiedenheiten dieses Zustandes an, das sanfte Delirium (mit *seu blandum*), welches sich nur durch verkehrtes Sprechen und ruhige Bewegungen kundgibt, und das wilde Delirium (*ferox*), in welchem der Kranke durch einen blinden, den Willen unterjochenden Trieb zu heftigen, gewaltsamen Handlungen gezwungen wird. Im Ganzen findet auch hier, wie bei allen Krankheiten, eine Stufenleiter mit vielfältig verschiedenen, oft untereinander combinirten Zuständen statt. — Das *Delirium tremens*, der Säuferwahninn oder das Säuferzittern, ist eine in Folge des Über-

maßes im Genuß geistiger Getränke, vorzüglich des Brantweins, eintretende Störung der Geistesthätigkeiten mit Zittern der Gliedmaßen. Die Krankheit ist meist nach einigen Tagen beendet, geht aber auch in Gehirnentzündung über und endet dann, wie auch durch hinzugekommenen Schlagfluß, tödtlich. Es wird diese Krankheit bei jeder Wiederkehr gefährlicher, und das einzige Mittel gegen Rückfälle ist das allmälige Entziehen des Lieblingsgetränks.

Delisches Problem heißt die im griech. Alterthume berühmte geometrische Aufgabe, die Seite eines Würfels zu finden, dessen Inhalt doppelt so groß ist als ein anderer gegebener Würfel. Die Veranlassung dazu wird von der Sage auf verschiedene Weise angegeben. Die eine Sage erzählt, König Minos habe seinem Sohne Glaukus ein Grabmal errichten lassen wollen. Die Bauleute hätten dazu einen Würfel gewählt, der 100 F. lang, breit und hoch war. Minos habe das Denkmal zu klein gefunden und es doppelt so groß an körperlichen Inhalt haben wollen. So sei die Frage entstanden, wie die Seiten zweier Würfel sich verhalten, deren einer doppelt so groß ist als der andere. Andere bringen die Sache mit Delos in Verbindung und erzählen, daß das dortige Orakel des Apollon, als während einer Pest, welche auf Delos wüthete, die Einwohner dasselbe befragten, die Antwort gegeben habe, sie sollten den Altar des Apollon, der die Form eines Würfels hatte, noch einmal so groß machen. Das habe man gethan, gleichwol habe die Pest nicht nachgelassen und bei wiederholter Anfrage habe das Orakel erklärt, daß der Altar die Würfelform behalten müsse und die vorgenommene Vergrößerung, bei der man dies nicht beachtet, unrichtig sei. Diese Aufgabe brachte, wie damals, nach der Sage, die Einwohner von Delos, so später die Gelehrten in große Verlegenheit; selbst Platon, welchen jene um Rath gefragt haben sollen, wußte keine Auflösung des Problems zu geben und nahm zu Ausreden seine Zuflucht. Übrigens ist die Aufgabe älter; schon vor Platon fiel Hippokrates von Chios (nicht mit dem Arzte gleiches Namens zu verwechseln) darauf und fand, daß es nur darauf ankomme, zu zwei gegebenen Linien zwei mittlere Proportionallinien zu construiren. Später beschäftigten sich Eratosthenes, Nikomedes, Heron u. A. ohne genügenden Erfolg damit. Apollonius brauchte zur Auflösung dieser Aufgabe die Kegelschnitte, ebenso Menächmus; Nikomedes die von ihm zu diesem Zwecke erfundene krumme Linie, welche er Conchoide nannte, Diokles die Cissoide, u. s. w. Die analytische Behandlung, die Descartes in die Geometrie einführte, zeigte diese Aufgabe bald in ihrem wahren Lichte. Man sah, daß sie nur ein ganz besonderer Fall der Auflösung einer sogenannten cubischen Gleichung sei, und daß sie sich durch den Durchschnitt zweier Kegelschnitte, deren einer auch ein Kreis sein kann, darstellen lasse. Descartes brauchte, was das Einfachste ist, die Parabel mit dem Kreise; man kann aber auch die Hyperbel mit dem Kreise oder zwei Parabeln brauchen u. s. w. Wenn die Seite eines gegebenen Würfels a ist, so ist die Seite eines doppelt so großen Würfels gleich $1,259921. a$. Vgl. Montucla, „Histoire des recherches sur la quadrature du cercle“ (Par. 1754; neueste Aufl., 1831) und Reiner, „Historia problematis de cubi duplicatione“ (Gött. 1798).

Delisle oder **De l'Isle** (Claude), franz. Geograph und Historiker, geb. zu Bouchoulers am 5. Nov. 1644, studirte die Rechte und ward Advocat, wendete sich aber später der Geschichte zu und erhielt in solcher eine Professur. Der Regent, der Herzog von Orleans, dessen Lehrer er gewesen war, ernannte ihn später zum Censor und zu seinem Secretair. Er starb zu Paris am 2. Mai 1720. Seine Hauptwerke sind der „Atlas historique et géographique“ (Par. 1718, 4.); „Abrégé de l'histoire universelle“ (7 Bde., Par. 1731), „Introduction à la géographie“ (2 Bde., Par. 1746) und „Traité de chronologie“ zusammengedruckt mit Pétau's „Abrégé chronologique“ (3 Bde., Par. 1730). — Sein ältester Sohn, **Guillaume D.**, der eigentliche Begründer des geographischen Systems der Neuern, geb. am 28. Febr. 1675 zu Paris, verrieth schon in der Kindheit seine Neigung zur Geographie. Von Cassini unterrichtet, entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er früh den Gedanken faßte, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben. Im J. 1700 gab er eine Weltkarte, Karten von Europa, Asien und Afrika, einen Himmels- und einen Erdglobus von einem Fuß im Durchmesser heraus. Dabei legte er, was seine Vorgänger, meist blindlings den Längenbestimmungen des Ptolemäus folgend, vernachlässigt hatten, die bis zu seiner Zeit gemachten astronomischen Beobachtungen zum Grunde, die er aber mit den

von ältern und neuern Reisenden angegebenen Ortsentfernungen und den vorhandenen Reisebeschreibungen sorgfältig verglich. Die Anzahl seiner Karten zur Geographie der alten und neuen Welt beläuft sich auf 134; unter ihnen zeigt besonders die letzte Ausgabe seiner Weltkarte von 1724 die Fortschritte, welche die Geographie bis dahin gemacht hatte. D. war der Lehrer Ludwig's XV. in der Geographie und erhielt dafür den früher nicht üblichen Titel eines königlichen Geographen. Er starb am 5. Jan. 1726. Am geschättesten ist die Ausgabe seines „Atlas géographique“, welche Phil. Buache (1789) besorgte. — Ein zweiter Sohn des Vorigen, Jos. Nicolas D., geb. zu Paris am 4. Apr. 1688, widmete sich von früher Jugend an der Astronomie und hatte Lieutaud und Cassini zu Lehrern. Im J. 1726 berief die Kaiserin Katharina I. ihn nach Petersburg, um durch ihn eine Schule für Astronomie anlegen zu lassen, die dann auch durch seine Bemühungen bald berühmt wurde. Auf verschiedenen Reisen sammelte er in Rußland viele schätzbare Nachrichten für Naturkunde und Geographie. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1747 kaufte ihm der König seine reichhaltigen Sammlungen für Astronomie und Geographie ab und bestellte ihn zum Aufseher derselben. Insbesondere beschäftigte sich D. mit der Construction, durch welche man die Sonnenfinsternisse darzustellen pflegt, und mit der verwandten Lehre von den Parallaxen. Auch stellte er verschiedne Untersuchungen über die lichten Farbensreifen an, die häufig den Schatten der Körper begrenzen (s. Inflexion), aber ohne viel Erhebliches zu finden. Das von ihm vorgeschlagene Thermometer, dessen Theorie er 1733 der Akademie zu Petersburg vorlegte, hat unbedient eine gewisse Berühmtheit erlangt, wiewol das Princip desselben im Grunde ganz verkehrt war. Nach demselben sollte der Nullpunkt bei der Wärme des siedenden Wassers liegen und die Wärmegrade sollten mit abnehmender Wärme wachsen, also über der Siedehöhe des Wassers negativ sein; die Zehntausendtel der Zusammenziehung des Quecksilbers sollten die einzelnen Wärmegrade angeben; beim Gefrierpunkt des Wassers sollte 150° stehen. In Gebrauch ist dieses Thermometer übrigens nie gekommen. Sonderbar benahm sich D. bei der Wiedererscheinung des Halley'schen Kometen im J. 1758. Er ließ ihn durch seinen Gehülfen Messier ein ganzes Jahr hindurch suchen, ohne sich selbst um ihn zu bemühen, und als Messier ihn am 21. Jan. 1759 gefunden, mußte er seine Entdeckung auf D.'s Befehl bis zum April geheim halten und durfte sie erst veröffentlichen, als es in Frankreich bekannt wurde, daß der sächs. Landmann, Palitsch, den Kometen schon am 26. Dec. 1758 mit bloßen Augen gesehen habe, und daß er seitdem in ganz Deutschland beobachtet werde. In seinen letzten Jahren lebte D. ganz der Frömmigkeit, besuchte täglich mehre Kirchen, ging alle Sonntage zur Beichte und starb am 11. Sept. 1768, ganz vergessen und so arm, daß man ihm nicht einmal ein anständiges Begräbniß hätte geben können, wenn nicht Messier und Buache die Kosten desselben bestritten hätten. Nächst Messier sind unter seinen Schülern besonders Delambre und Lalande zu erwähnen. Sein wichtigstes geographisches Werk, das „Mémoire sur les nouvelles découvertes au Nord de la mer du Sud“ (Par. 1752; 2. Aufl., 1753), enthält das Ergebnis der Bemühungen der Russen zur Entdeckung eines Weges aus dem Südmeer in die Gewässer im Norden von Amerika. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire et au progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique“ (Petersb. 1738, 4.) blieben unvollendet; sein „Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25 juin“ (Par. 1748) ist eine vollständige Übersicht aller ringförmigen Sonnenfinsternisse. — Zwei andere Brüder, Simon Claude D., geb. 1675, gest. 1708, und Louis D., bekannter unter dem Namen Delisle de Lacroyère, der als Astronom seinem Bruder Jos. Nicol. nach Petersburg folgte, gest. auf der amerik. Insel Awatscha am 22. Oct. 1741, machten sich ebenfalls bekannt, jener als Historiker, dieser durch seine Reisen nach Sibirien und Kamtschatka, sowie als Begleiter Bering's im J. 1741.

Delmenhorst, eine Stadt im Großherzogthum Oldenburg, an der Delme, mit 1700 E., welche sich neben einigen Gewerben meist von Landwirthschaft nähren und sehr besuchte Pferdemärkte halten, bildete nebst der Umgegend im Mittelalter eine Grafschaft. Als sich nämlich Detto II., der jüngere Bruder des Grafen Christian's III. von Oldenburg, mit seinen Verwandten entzweit, Oldenburg verlassen hatte, kaufte er von einem Vasallen des Erzbiethums Bremen ansehnliche Güter an der Delme und erbaute 1247 zwischen der

Delme und der Horst das Schloß Delmenhorst. Nach seinem Tode erbte sein Neffe Otto III. Schloß und Herrschaft D., die somit an Oldenburg kam, und erhob den um das Schloß gebildeten Ort zu einer Stadt. Bei der Theilung Oldenburgs im 14. Jahrh. unter Johann XI. und Christitan IV. kam die Grafschaft an den letztern, nachher pfandweise an Bremen, später an Oldenburg zurück, im 15. Jahrh. aber durch gewaltsame Wegnahme an das Bisthum Münster. Erst Graf Anton I. von Oldenburg eroberte 1547 D. wieder, weshalb Münster mit Oldenburg einen langwierigen Proceß führte, der noch fortwährte, als die Grafen von Oldenburg 1667 ausstarben und ihr Land nebst D. durch Erbschaft an Holstein überging, welches es denn auch nach entschiedenem Proceße behielt und mit Dänemark vereinigte. Im J. 1772 vertauschte letzteres die Grafschaft an die Holstein-Gottorpische Linie Oldenburgs, und so kam dieselbe wieder zu Oldenburg.

Delolme (Jean Louis), bekannt als Staatsrechtslehrer, geb. zu Genf 1740, war Advocat in seiner Vaterstadt, als die innern Unruhen derselben, an welchen er durch eine Schrift „Examen des trois points de droit“ Theil nahm, ihn veranlaßten, sich nach England zu begeben, wo er einige Jahre, ungeachtet seiner schriftstellerischen Thätigkeit, in großer Dürftigkeit zubrachte. Sein Stolz gefiel sich in dieser niedrigen Unabhängigkeit und verschmähte jede Unterstützung, die er zuletzt nur von der Gesellschaft zur Unterstützung armer Gelehrten annahm, um, etwa gegen das J. 1775, in sein Vaterland zurückkehren zu können. Er starb am 16. Juli 1806 in einem Dorfe in der Schweiz. Als er nach England kam, hatte die aristokratische Anarchie in Schweden und Polen ihren Culminationspunkt erreicht, und in England fürchtete man, auf dem Wege zu einem ähnlichen Ziele zu sein. Dies gab ihm Veranlassung, in seinem berühmten Buche „Constitution de l'Angleterre, ou état de gouvernement anglais comparé avec la forme républicaine et avec les autres monarchies de l'Europe“ (Amst. 1771; zuletzt sehr vermehrt, 2 Bde., 1822), welches er selbst ins Englische (Lond. 1772; 4. Aufl., mit Anmerkungen von Choote, 1784) und ins Deutsche (1776; auch Altona 1819) übersezte, und in der „Parallel between the english government and the former government of Sweden“ (Lond. 1772) die Vorzüglichkeit und Kraft der engl. Staatsverfassung auseinander zu setzen. Es ist das erstere Werk kein schulgerechtes Staatsrecht Englands, doch enthält es sehr scharfsinnige Betrachtungen über die engl. Verfassung, über die Kraft, welche aus einer glücklichen Verbindung der Monarchie mit großen Freiheiten des Volks entspringt, und besonders über den Werth einer unabhängigen Gerichtsverfassung und eines durch Strafgesetze geregelten, durch keine Censur gehemmtten Gedankenverkehrs. Außerdem verdienen seine „History of the flagellants or memorials of human superstition“ (Lond. 1782, 4.) und „Essay, containing strictures on the union of Scotland with England“ (Lond. 1796, 4.) Erwähnung.

Delorme (Marion), die man mit der Phryne verglichen hat, wie man ihre Freundin, die Ninon de l'Enclos, mit der Aspasia verglich, war um 1612 in einem Dorfe bei Chalons-sur-Marne geboren und kam sehr jung nach Paris, wo sie, mit einem bedeutenden Erbtheile und großer Schönheit ausgestattet, sich würde haben verheirathen können, wenn sie es nicht vorgezogen, ein abenteuerliches und wildes Leben zu führen. Ihr erster Liebhaber war der durch seine Zweifelsucht bekannte Dichter Desbarreaux; demselben folgte eine große Menge Anderer, darunter der Herzog von Buckingham, der Großstallmeister Cinq-Mars, der Unterintendant der Finanzen, d'Eméry, nach dem sie sich „Mad. la Surintendante“ nannte, der Präsident Chevry, der Chevalier de Grammont, der Herzog von Brissat, die Marschälle d'Albret, de Lamellerie und de Laferte-Semeterre. Der junge Cinq-Mars liebte sie ernstlich und wollte sie heirathen, sodas sich dessen Mutter bei Richelieu die Verhaftung ihres Sohns ausbat, die der Minister um so lieber vollzog, weil er selbst ein Verehrer der Marion war. Bei den ersten Unruhen der Fronde war das Haus derselben der Sammelplatz der Häupter dieser Partei, und Mazarin beschloß, sie nach der Verhaftung der Prinzen ebenfalls festnehmen zu lassen; allein ihr plötzlicher Tod, den sie sich im Alter von 39 Jahren selbst zuzog, verhinderte dies. An diese historischen Thatfachen knüpft sich die Sage, daß die Marion das Gerücht ihres Todes verbreitet, um aus dem Gefängnisse nach England zu entkommen; daß sie erst 1682 nach Paris zurückgekehrt, unterdessen nacheinander drei Männer, einen Lord, einen Räuberhauptmann und einen Finanzprocurator, geheirathet und endlich 1706,

nach Andern gar erst 1741 gestorben sei. Victor Hugo hat sie zum Gegenstande eines historischen Dramas gemacht.

Delorme (Philibert), einer der ersten franz. Architekten aus der Periode der sogenannten Renaissance, d. h. aus derjenigen Zeit, in welcher man durch die Wiederaufnahme antiker Bauformen eine Wiedergeburt der Kunst zu feiern meinte, wurde gegen den Anfang des 16. Jahrh. geboren. Er begab sich früh nach Italien; die Studien, die er dort nach den Werken der modernen ital. Architekten und nach der Antike gemacht hatte, suchte er nachmals in der Heimat zur Anwendung zu bringen. Er war für König Heinrich II. und noch mehr, nach dessen Tode, für Katharina von Medici thätig; doch hat sich von seinen Arbeiten nicht Vieles erhalten; die wichtigste ist die Anlage des Palastes der Tuilerien, den er mit einer reichen, doch schon dem Barocken sich zuneigenden Decoration verfab, der aber in späterer Zeit sehr bedeutend verändert worden ist. D. starb 1570 oder 1577. Er hinterließ mehre Schriften über die Architektur, von denen besonders die „Nouvelles inventions pour bien bâtir et à petits frais“ (Par. 1561) berühmt sind. Dieses Werk enthält nämlich die Erfindung des sogenannten Bohlendaches, die von D. herrührt und zu ihrer Zeit sehr großes Aufsehen machte. — **Pierre Claude Franç. D.**, geb. 1783, einer der namhaftesten Maler der neuern classisch-franz. Malerschule, welche erst in jüngster Zeit durch die romantische Schule verdrängt wurde, war ein Schüler Girodet's und zeichnete sich durch edle, geschmackvolle Zeichnung und ein angenehmes Colorit aus. Die Gegenstände seiner Darstellung gehören größtentheils dem Kreise der antiken Mythe an. Einige der bedeutendsten findet man in der Galerie des Luxembourgs.

Delos, jetzt **Dili**, von den Alten auch **Rynthia**, **Asteria** und **Ortygia** genannt, eine der Cycladischen Inseln im Aegeischen Meere, von $1\frac{1}{2}$ □M. Flächenraum, gegenwärtig wegen ihres ungesunden Klimas unbewohnt, war einer uralten Sage nach durch den Schlag des Dreizacks des Neptun aus dem Meere emporgestiegen und schwamm unstät auf demselben umher, bis Jupiter sie mit diamantnen Ketten an den Meeresgrund fesselte. Hier fand die flüchtige **Lætona** (s. d.) eine sichere Ruhestätte für ihre Entbindung; sie gebar auf einem wüsten Felten unter einem schattigen Baume die Götterkinder Apollon und Diana, die daher **Delios** und **Delia** genannt werden, und gelobte zugleich, daß ein Tempel hier errichtet werden solle, zu welchem alle Völker die kostbarsten Geschenke bringen würden. Von jetzt an galt D. als ein geweihter und heiliger Ort, sodaß man nicht einmal die Todten hier bestattete, sondern auf die benachbarte Insel Rhenea brachte. Die Städte waren offen, nicht mit Mauern umgeben; ihre unermesslichen Schätze wurden nur durch die Heiligkeit des Orts geschützt, und selbst die Perfer ließen sie unangetastet. In früherer Zeit hatte die Insel eigene Könige, die zugleich das Priesferamt verwalteten; nachher trat sie, wie die übrigen Inseln, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Athen. Durch ausgebreiteten Handel hatte sich hier ein Wohlstand gebildet, der sich selbst noch zu den Zeiten des gesunkenen Griechenlands erhielt, da nach der Zerstörung Korinths die reichen korinthischen Kaufleute hierher sich flüchteten und dem Handel neuen Aufschwung gaben. Später erneuerten zwar die Römer den Athenern diesen Besiß; allein Stadt und Tempel fanden einen schimpflichen Untergang durch Menophanes, den Feldherrn des Königs Mithridates von Pontus, der nach allgemeiner Plünderung die Stadt völlig zerstörte und Weiber und Kinder als Sklaven nach Pontus führte. Außer geschätzten Erzarbeiten verdienen der Tempel und das Orakel des Apollon, als die größten Merkwürdigkeiten, der Erwähnung. Der Tempel, von Erichthon, dem Sohn des Cecrops, gegründet und im Verlaufe der Zeit außerordentlich verschönert, war aus parischem Marmor erbaut und enthielt außer der Bildsäule des Gottes einen merkwürdigen Altar, der dem **Delischen Problem** (s. d.) den Namen gegeben haben soll. Die Orakel, welche Apollon hier während des Sommers ertheilte (denn im Winter geschah dies zu Patara in Lycien), hielt man für die deutlichsten und zuverlässigsten von allen. Auch feierten auf D. die Hellenen alle fünf Jahre das **Delische Fest**, wobei gymnische und musische Spiele stattfanden, und die Athener jährlich die schöne, von Theseus gestiftete Wallfahrt, **Theorie** genannt, mit Chören und Tänzen. Vgl. Schwenk, „*Delica*“ (Bd. 1; Frankf. 1825).

Delpsch (Jacq. Mathieu), ein berühmter franz. Chirurg und Operateur, geb. am

2. Oct. 1777 zu Toulouse, genoss eine sehr mittelmäßige Erziehung, da sein Vater in beschränkten Umständen lebte, bis Larrey, ein Onkel des berühmten Arztes gleiches Namens, das in dem Knaben schlummernde Talent erkannte und ihn unter seiner Anleitung im Hospital zu Toulouse zum Arzte bildete. Nachdem D. 1811 in Montpellier promovirt, wendete er sich nach Paris, wo er sich Boyer's Gunst erwarb und durch seine Vorträge über Chirurgie vorzüglich die Studirenden aus dem südlichen Frankreich an sich zog. Im J. 1812 folgte er dem Rufe als Professor der chirurgischen Klinik nach Montpellier, in welcher Stellung er sich als Lehrer und als Operateur einen solchen Ruhm erwarb, daß man ihn als den Wiederhersteller der Chirurgie im südlichen Frankreich bezeichnet. Später erhielt er den Titel als Leibarzt des Königs und des Herzogs von Angoulême. Seine Vorträge fesselten durch Lebendigkeit das Interesse der Zuhörer; seine Operationen verrichtete er mit außerordentlicher Geschicklichkeit; besonders entwickelte er in der Anlegung von Verbänden eine eigenthümliche Fertigkeit. Geliebt und geehrt von seinen Mitbürgern, seinen Kranken und seinen Schülern, wollte es ihm doch nicht gelingen, sich die Zuneigung seiner Collegen in gleichem Grade zu sichern, was wol seinem etwas zu großen Ehrgeize zuzuschreiben war. Ein tragischer Tod endete sein Leben am 29. Oct. 1832; ein früherer Patient von ihm, der schon wegen eines Mordversuchs in Haft gewesen war, tödtete ihn durch einen Flintenschuß, wie man sagt, aus Rache. Seine hauptsächlichsten Schriften sind „*Précis élémentaire des maladies réputées chirurgicales*“ (3 Bde., Par. 1816), „*Chirurgie clinique de Montpellier ou observations et reflexions tirées des travaux de la clinique chirurgicale de cette école*“ (2 Bde., Montpell. 1823—29, 4.; deutsch, Weim. 1826) und „*De l'orthomorphie par rapport à l'espèce humaine*“ (2 Bde., Par. 1828).

Delphi, der Sitz des berühmtesten Orakels des alten Griechenlands, auf dessen Stelle jetzt das ärmliche Dorf *A s i r i* steht, war im Alterthume eine kleine, aber beinahe die wichtigste Stadt in Phocis, am südwestlichen Abhange des Parnassus, und soll nach Einigen von Delphos, dem Sohne des Apollon und der Keläno, nach Andern von dem in einen Delphin verwandelten Sonnengotte seinen Namen erhalten haben. Der Umfang der Stadt war nicht bedeutend; außerhalb der Mauern auf dem höchsten Punkte der Umgegend war das Orakel des Apollon nebst allen dazu gehörigen Tempelgebäuden, und man nannte diesen Theil der Stadt Pythia. Der kassalische Quell bespülte den Tempel des Apollon, sowie die Heiligthümer der Leto, Artemis und Pallas Athene. Nachdem Apollon, erzählt die Mythe, den Drachen Pytho getödtet, und an dem Orte, wo dieses geschehen, sein Heiligthum zu gründen beschloß, erblickte er ein Handelsschiff aus Kreta. Sogleich sprang er in Gestalt eines ungeheuern Delphins ins Meer, stürzte sich in das Schiff und zwang es, vor Pylos, wohin es bestimmt war, vorbei und in den Hafen von Krissa einzulaufen. Als die Kretenser ans Land getreten waren, erschien Apollon in herrlicher Jünglingsgestalt und verkündigte ihnen, daß sie nie in ihr Vaterland zurückkehren, sondern als Priester ihm in seinem Tempel dienen sollten. Begeistert und mit Lobgesängen folgten die Kretenser dem Gott zu seinem Heiligthume und wurden hierauf die Gründer der Stadt Delphi. Der Ort, wo die Orakelsprüche erteilt wurden, war die Höhle *Pythium*, deren Entdeckung die Sage einem Hirten zuschreibt, der am Fuße des Parnass weidete und von dem berausenden Dunste, der ihm aus derselben entgegenkam, in prophetische Begeisterung versetzt wurde. Seitdem stellte man über die Felskluft, welche man in den Tempel einschloß, den heiligen Dreifuß (*Tripos*), auf welchem die Priesterin, Pythia genannt, die begeisternden Dünste und mit ihnen die Eingebung des delphischen Gottes empfing und verkündete. Wenn sie zuvor den Leib und besonders das Haar in dem nahen kassalischen Quell gebadet, dann mit Lorber bekränzt, auf dem mit Lorber geschmückten Dreifuß sich niedergelassen und den dabei stehenden Lorberbaum geschüttelt, auch wol einige Blätter davon genossen hatte, gerieth sie in den Zustand der Entzückung. Ihr Gesicht wechselte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder und aus ihrem Munde tönten Klaggergeschrei und langes Stöhnen. Dieser Zustand stieg bald zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, und von dem aufsteigenden Dunste fast erstickt, mußten die Priester die Ringende auf dem Sige gewaltsam zurückhalten, worauf sie dann unter fürchterlichem Geheul ansang, einzelne Worte auszustößen, welche die Priester mit Sorgfalt auffaßten, ordneten und schriftlich dem Fragenden überlie-

fert. In frühester Zeit waren die dunkeln zweideutigen Sprüche in Verse eingekleidet, als aber in spätern Zeiten das Ansehen der Orakel sank, wurden sie in Prosa ertheilt. Lange stand das Orakel in dem Muse der Unfehlbarkeit; denn die Dorer, die ersten Bewohner des Orts, die sich bald in allen Theilen Griechenlands ansiedelten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnsitz die unbegrenzte Ehrfurcht für dasselbe. Anfangs war für das Orakelsprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag bestimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geschenke erscheinen. Daher besaß der prächtige Tempel ungeheure Schätze, und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunstwerken, welche die Dankbarkeit dargebracht hatte, geschmückt. D. war zugleich der Ort, an welchem die Reichen ihr Vermögen unter dem Schutze Apollon's niederlegten. Vgl. Hüllmann, „Würdigung des delphischen Orakels“ (Bonn 1837) und Götte, „Das delphische Orakel in seinem politischen, religiösen und sittlichen Einflusse auf die alte Welt“ (Lpz. 1839). Die Alten hielten D. für den Mittelpunkt der Erde, und man erzählte, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu messen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her abgeschickt, welche hier zusammengekommen wären. Auch war in D. das Grab des Neoptolemus oder Pyrrhus, des Sohns des Achilles, der hier von Drestes getödtet wurde. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnotus mit der Geschichte des trojanischen Kriegs ausgemalte Lesche (ein Ort zum geselligen Verkehr). In der Ebene zwischen D. und Kircha wurden im Monat Targelion die Pythischen Spiele (s. d.) gefeiert. Diese sowie das Amphiktyonengericht, welches früher in D. seinen Sitz hatte, begründeten vorzüglich den dauernden Glanz D.'s im Alterthume.

Delphine. Die Delphine bilden eine sehr artenreiche Gruppe der Cetaceen oder fischartigen Säugethiere, haben einen cylindrischen, oft sehr großen Körper und schnabelförmige, mit spizen Zähnen besetzte Kinnladen. Sie sind in allen Meeren verbreitete, gefräßige, den Menschen indess ungefährliche Raubthiere, kommen meist gesellig vor und schwimmen mit großer Schnelligkeit und Ausdauer. Ihr Fleisch ist schlecht und wird nur von rohem Völkern oder armen Strandbewohnern genossen; Thran enthalten sie in ziemlicher Menge, doch findet eine regelmäßige Jagd auf sie nicht statt. Am bekanntesten sind der gemeine Delphin (Zummler) und das sogenannte Meerschwein, ein Delphin von 4—5 F. Länge, der heerdenweise in der Nordsee lebt. Die griech. und röm. Schriftsteller erwähnen oft der Delphine, die in fabelhafter Gestalt abgebildet wurden, während man ihre Naturgeschichte mit Märchen ausstattete. — Apollon verwandelte sich, nach dem Mythos, in einen Drachen, als er Delphi gründen wollte, und den Sänger Arion (s. d.) trug ein Delphin nach Tanarus; Delphine waren auch die Boten und Diener des Neptun. — Das Sternbild dieses Namens von zehn Sternen in der Nähe des Adlers ist nach der Sage der Delphin, welcher die Amphitrite (s. d.), die dem Neptun entflohen, auskundschaftete und von diesem zur Belohnung unter die Sterne versetzt wurde.

Delta wird im engern Sinne der von den Mündungsarmen des Nil eingeschlossene Theil Agyptens, im weitern Sinne aber ganz Unterägypten genannt. Der Name ward dem erstern von den Griechen wegen seiner dreieckigen, einem griech. Δ gleichenden Gestalt beigelegt; in neuerer Zeit wird er häufig auch auf andere ähnliche geographische Formationen bildende Flußmündungen übertragen, wie man z. B. vom Rhone-, Po-, Donau-, Wolga-, Ganges-, Nigerdelta u. s. w. spricht. — **Negatives Delta** nennt man in neuerer Zeit die tiefe, meerbusenähnliche Mündung eines Flusses, z. B. des Tajo, der Gironde, Seine u. s. w.

Deluc (Jean André), einer der scharfsinnigsten Geologen und Meteorologen, geb. 1727 zu Genf, stand bei den unruhigen Bewegungen in seiner Vaterstadt seit 1766 auf Seiten des Volks den Anhängern des Raths gegenüber und wurde, da man ihn seiner Einsicht und Gewandtheit wegen sehr hoch achtete, 1768 nach Paris gesendet und 1770 zum Mitglied des Großen Raths ernannt. Um seine Studien fortzusetzen, verließ er bald darauf Genf und ging nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. Seit 1798 Professor der Philosophie zu Göttingen, lebte er, ohne dahin zu kommen, bis 1806 in Berlin, Hannover und Braunschweig, worauf er nach England zurückkehrte. Hier starb er zu Windsor am 8. Nov. 1817. D. durchreiste zu verschiedenen Malen die Schweiz, das Harzgebirge und die Rheingegenden. Bedeutende Verdienste erwarb er sich durch die Verbesserung des

Barometers und durch seine Untersuchungen über das Thermometer. Die Hypothesen in seinem geologischen Systeme, die er zum Theil mit der Heiligen Schrift in Übereinstimmung zu bringen suchte, fanden viele und bedeutende Gegner. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir die „Recherches sur les modifications de l'atmosphère“ (2 Bde., Genf 1772, 4.; deutsch von Sehler, Lpz. 1776), wodurch er seinen Ruf zuerst begründete; „Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme“ (6 Bde., Haag 1779—80), zum Theil die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Reisen enthaltend; „Nouvelles idées sur la météorologie“ (2 Bde., Lond. 1786; deutsch von Witterhoff, Berl. 1788), „Lettres physiques et morales sur l'histoire physique de la terre“ (5 Bde., Par. 1798), „Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles“ (2 Bde., Par. 1803), „Elementary treatise on geology“ (Lond. 1809), in welchen letztern Schriften er sein geologisches System darlegte, und endlich „Geological travels in some parts of France, Switzerland and Germany“ (2 Bde., Lond. 1813).

Demades, ein Staatsmann und Redner in Athen, der Zeitgenosse und Gegner des Demosthenes, gelangte, obgleich von ganz niederer Herkunft, schon frühzeitig durch sein Redner-talent zu Ehrenstellen und Ansehen, das er jedoch, als er sich nach der Schlacht bei Chäronea zur Partei des macedonischen Königs Philipp schlug, von dem er reichliche Geschenke zog, nicht zum Wohl seines Vaterlands verwendete. Später suchte er sich auf gleiche Weise bei Alexander einzuschmeicheln, dessen Freigebigkeit er zur Deckung seiner durch Luxus und Ausschweifung angehäuften Schulden ausbeutete. Zuletzt wurde er von den Athenern als Gesandter an Antipater geschickt und auf dessen Befehl, da er sich eines verrätherischen Anschlags auf Antipater's Leben verdächtig gemacht hatte, nebst seinem Sohne *Demias* hingerichtet. Von seinen Reden hat sich, mit Ausnahme eines Bruchstücks, nichts erhalten. Vgl. Hardy, „De Demade oratore atheniensi“ (Berl. 1834).

Demagog, Führer des Demos, d. h. der Masse des Volks, nennt man einen Mann, welcher es versteht und unternimmt, durch Redekunst den versammelten Haufen zu bewegen und zu leiten. In der reinen Demokratie, wo die Landgemeinde oder gemeine Bürgerschaft unmittelbar regiert, ist der Demagog ein unentbehrlicher Mann, der Fürst und Liebling des Volks, dessen Macht unbeschränkt ist, so lange er den Sinn der Menge beherrscht, der aber in den Staub getreten wird, wenn er es wagt, den Leidenschaften und Vorurtheilen derselben entgegenzutreten, oder wenn ihn ein Anderer durch größere Nachgiebigkeit und Schmeichelei überbietet. Nur bei einem so hochgebildeten Volke, wie die Athener, konnte ein Mann wie Perikles lange Jahre sich an der Spitze des Staats behaupten; wenige Andere haben sich in der leicht gewonnenen, aber auch leicht verlorenen Volksgunst länger als kurze Augenblicke erhalten. Sie sind gefallen, entweder indem ihre Nachgiebigkeit gegen die Launen der Menge sie verächtlich, oder ihr Versuch, wirklich zu regieren, sie verhaßt machte. Der Aristokratie ist der Demagog ein gefährlicher Mann, welchen die eigennützige Faction der Machthaber nicht bald genug vernichten kann, was der röm. Senat an den edlen Gracchen verübte. Statt der Gesezesherrschaft und Erhebung des Volks, welche die Gracchen herzustellen unternahmen, fielen Senat und Volk unter die Herrschaft der Imperatoren. In der Monarchie ist die *Demagogie* ein Verbrechen, weil sie den regelmäßigen Gang der Volksleitung von oben in ein verfassungswidriges Wirken von unten verändert. (S. *Umtriebe*, demagogische.) Es ist ein Symptom großen Verderbens, wenn Das, was zum Wohl der Gesamtheit nöthig ist, wenn heilsame und gerechte Verbesserungen nicht durch die Kraft der Vernunft, sondern durch Volksgewalt und Furcht vor derselben errungen werden müssen. Einer Regierung, welche weiß, was sie will, und noch mehr, was sie soll, kann dieses Unglück nie begegnen. Der durch die Gunst des Volks auch noch so hoch Erhobene tritt, wenn er klug, von selbst zurück, sobald ihm die Sonne des Glücks am höchsten steht. Nur *Washington* (s. d.) begleitete sie bis ans Ende seines Lebens, weil er Feldherrnrühm und Bürgertugend mit der seltensten Selbstbeherrschung vereinte.

Demanteliren, s. *Schleifen*.

Demarcationslinie nennt man in der Kriegswissenschaft die von zwei oder mehrern streitenden Parteien vertragsmäßig festgestellte Grenzlinie, welche während einer bestimmten Zeit, z. B. eines Waffenstillstandes, von keinem Theile überschritten werden darf. Sie hat

gewöhnlich natürliche Gegenstände des Terrains zu ihrer Grundlage und wird durch Flüsse, Wege, Wälder u. dgl. bestimmt. Nach dem Frieden zu Basel wurde am 17. Mai 1795 durch Vertrag eine solche Linie zwischen der franz. und preuß.-sächs.-heff. Armee gezogen und durch dieselbe der Kriegsschauplatz vom nördlichen Deutschland entfernt gehalten; eine andere ward im pläzburger Waffenstillstande am 4. Juni 1813 zwischen der franz. und preuß.-russ. Armee in Schlesien festgesetzt, welche die streitenden Heere bis zu Ende des Waffenstillstands am 17. Aug. trennte. Als im 15. Jahrh. die Portugiesen und Spanier um die Herrschaft der Meere und die neuentdeckten Länder stritten, zog der Papst Alexander VI. (s. d.) gleichfalls eine Demarcationslinie durchs Weltmeer, welche die Herrschaft beider Völker in bestimmte Grenzen weisen sollte.

Demarara, früher eine holländ., seit 1803 eine brit. Niederlassung in Südamerika, bildet mit Essequibo und Berbice das jetzige brit. *Guiana* (s. d.).

Dembinski (Henryk), poln. General, geb. 1791, ein Sohn Ignaz D.'s, der als Landbote dem Reichstage 1788—91 beizwohnte, wurde nach dem Tode des Vaters, der in seinem letzten Willen seinen Söhnen die Pflicht auferlegte, jederzeit aus allen Kräften die Constitution vom 3. Mai 1791 zu unterstützen und ihre Arme der Vertheidigung des Vaterlands zu widmen, durch seine Mutter, eine Tochter des sächs. Obersthofmeisters, Grafen Roszyski, trefflich gebildet. D. zeichnete sich früh durch Gewandtheit in körperlichen Übungen sowol als in seinen Studien aus. Nebst zweien seiner Brüder kam er 1807 in die Ingenieurakademie zu Wien. Als 1809 die östr. Regierung den poln. Zöglingen Offizierstellen beim Heere anbot, schlug D. solches aus und begab sich nach Polen, um seinem Vaterlande Beistand zu leisten. Als gemeiner Soldat trat er in das fünfte reitende Jägerregiment, indem er den Offiziergrad, den man ihm anbot, nur auf dem Schlachtfelde verdienen wollte. Er war Lieutenant, als der Feldzug gegen Rußland eröffnet wurde. In der Schlacht bei Smolensk zeichnete er sich so aus, daß Napoleon selbst ihn zum Hauptmann ernannte. Zwei seiner Brüder fielen in jenem Feldzuge, aber dieser Verlust feuerte ihn desto mehr an, der Ermahnung seines Vaters nachzukommen. Unter den Befehlen des Generals Sokolnicki lernte er eine schwache Heeresabtheilung mit Vortheil gegen überlegene Streitkräfte gebrauchen, und die wichtige Kunst, das Terrain zu benutzen. Während des Feldzugs in Deutschland, wo er noch einen Bruder verlor, ward er dem General Wielohorski beigegeben, der zu jener Zeit bis zu Napoleon's Abdankung die Geschäfte als Kriegsminister des Herzogthums Warschau zu Paris besorgte. Darauf nahm er seinen Abschied und kehrte in sein Vaterland zurück. Bald nachher verheirathete er sich, verlebte fünf Jahre in gänzlicher Zurückgezogenheit auf einem kleinen Landgute und gelangte durch unermüdete Anstrengungen aus einer fast dürftigen Lage zum Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens. Als die Revolution im J. 1830 in Polen ausbrach, eilte er, seinem Vaterlande beizustehen. Er wurde Major eines Regiments, das sich in der Wojwodtschaft Krakau bildete; bald nachher aber erhielt er den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde dieses Gebiets und widmete sich der Ausbildung derselben mit so großer Thätigkeit, daß dieses Corps sich bald vor allen andern auszeichnete. Nachdem er mit demselben an dem Tage der Schlacht bei Grochow in Warschau angelangt, übergab ihm bald nachher der Oberfeldherr Skrzynecki den Befehl über eine Cavaleriebrigade, mit welcher D. in dem Gefechte bei Kuslew dem Heere des Feldmarschalls Diebitsch sich entgegenstellte und an der Spitze von ungefähr 4000 M. einen ganzen Tag lang eine Macht von 60000 M. aufhielt. Diese glänzende Waffenthat verschaffte ihm die Würde eines Brigadegenerals. Als Skrzynecki gegen die russ. Garden vorrückte, erhielt D. den Befehl, die Brücke bei Ostrolenka anzugreifen, die von den Russen besetzt war und die man bis dahin für eine unbeswingliche Stellung gehalten hatte. Er begann den Angriff in der Nacht an der Spitze neuausegehobener Truppen, und nach einem vierzehnstündigen hartnäckigen Kampfe vertrieb er die Feinde. Darauf kam er mit seinem Corps zu der Heeresabtheilung des Generals Gielgud. Nach der Schlacht bei Ostrolenka, an welcher er nicht Theil nehmen konnte, mußte er fortan das Schicksal der Division Gielgud theilen. Als die zu dieser Heeresabtheilung gehörenden Generale sich entschlossen, auf das preuß. Gebiet überzugehen, wollte D. lieber ehrenvoll fallen als ohne Schwertstreich die Vertheidigung seines Vaterlandes aufgeben und faßte den kühnen Plan, mitten durch ein Land, das von einem seinen Streitkräf-

ten zwanzigfach überlegenen Heere besetzt war, nach Warschau vorzubringen. Er mußte dazu einen Umweg von 300 Stunden machen und zu den Quellen der Bilia und des Niemen hinaufgehen. Am Ende des Juli 1831 erschien er plötzlich mit der kleinen Schar seiner Tapfern vor Warschaus Thoren. Seine Ankunft glich einem Triumphe; er wurde mit dem frohen Zurufe eines Volks empfangen, das dieses letzten Trostes in dem Augenblicke bedurfte, wo sich Alles zu seinem Verderben verschworen zu haben schien. D. ward alsbald zum Gouverneur der Stadt ernannt und erhielt darauf die Oberbefehlshaberwürde, die er jedoch nur wenige Tage behauptete. Sein Plan, den er am Tage nach der Nacht vom 15. Aug. gefaßt haben soll, sich zum Dictator zu erheben und die gesammte öffentliche Gewalt in sich zu vereinigen, um alle Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu richten und auf diese Weise vielleicht noch einmal die Unabhängigkeit eines Vaterlandes zu retten, wurde vereitelt, und D. zerfiel wegen der Heftigkeit seines Charakters noch vor dem Falle Warschaus mit vielen seiner Landsleute. Mit Rybinski's Corps ging er hierauf nach Preußen und von hier nach Frankreich. Um sich als Soldat einen neuen Wirkungskreis zu verschaffen, trat er 1833 in die Dienste des Pascha von Agypten, der ihn nach Syrien sendete, um die Reorganisation der ägypt. Armee zu betreiben; doch kehrte er bald wieder nach Paris zurück. Nachdem vorher ein Bruchstück seiner Denkwürdigkeiten nach mündlichen Dictaten von Spazier unter dem Titel „Mein Feldzug nach und in Lithauen und mein Rückzug von Kursjany nach Warschau“ (Lpz. 1832) herausgegeben worden war, erschienen seine mit vieler Schärfe geschriebenen „Mémoires“ (Par. 1833), die er jedoch, um seinen Landsleuten einen Beweis seiner Versöhnlichkeit zu geben, später zu unterdrücken sich bemühte.

Demeter ist der griech. Name der Ceres (s. d.).

Demeter (Ignaz Anton), Erzbischof von Freiburg, geb. am 1. Aug. 1773 zu Augsburg, wo sein Vater Bürger und Bäcker war, studirte zu Dillingen unter dem würdigen Ignaz Mich. Sailer die Theologie und erhielt 1796 die priesterliche Weihe. Von dem Grafen Schenk zu Stauffenberg im J. 1801 auf die Pfarrei Lautlingen in Württemberg berufen, widmete er sich, angeregt durch den als verdienten und fruchtbaren Kinderschriftsteller bekannten und ihm befreundeten Christoph Schmid (s. d.), mit vielem Eifer dem Erziehungsfache. Er errichtete in seiner Pfarre eine Privatbildungsanstalt für Schullehrer und schrieb mehre für die damalige Zeit nicht unwerthvolle pädagogische Schriften, wodurch er die Aufmerksamkeit des Kirchenraths Werkmeister in Stuttgart und des Generalvicars von Wessenberg in Konstanz auf sich zog. Diese beiden edlen Kämpfer für Licht und christliche Wahrheit in der katholischen Kirche empfahlen D., der indessen bereits zum Oberschulcommissar ernannt worden war, der bad. Regierung, als diese im J. 1808 einen tüchtigen Vorstand für das mit dem Lyceum von Baden nach Rastatt verlegte Schullehrerseminar suchte. D. wurde im Jan. 1809 Director des letztern Instituts und zugleich Professor der Pädagogik am Lyceum und Rector der Stadtpfarrei. In diesem vielseitigen Wirkungskreise erwarb er sich große Verdienste und allgemeine Achtung. Im J. 1818 zog er sich jedoch auf die reiche Pfarrei Sasbach bei Achern zurück, die er auch nicht aufgab, als er, wiewol nur auf kurze Zeit, als Ministerialrath und Mitglied der katholischen Kirchensection nach Karlsruhe berufen wurde. Im J. 1823 durch den Erzbischof Bernard Boll zum Domcapitular an der Metropolitankirche zu Freiburg ernannt, wurde er nach dessen Tode, wiewol er der jüngste Capitular, der gelehrte Hug sein Mitbewerber war und die allgemeine Stimme den Freiherrn von Wessenberg foderte, unter mancherlei begünstigenden Umständen am 11. Mai 1836 zum Erzbischof erwählt, und nachdem die Wahl die päpstliche Bestätigung erhalten, am 29. Jan. 1837 in der Metropolitankirche zu Freiburg feierlich consecrirt. Er starb am 21. März 1842. D. gehörte der gemäßigten Episkopalpartei in der katholischen Kirche an; seine frühern freisinnigen Ansichten hatte er freilich in späterer Zeit, wie so viele Andere, aufgegeben; aber der gegen ihn erhobene Vorwurf ultramontaner Bestrebungen war zu hart, obschon auch er im Oct. 1838 erklärte, in Bezug auf die gemischten Ehen dem päpstlichen Breve, gleich den preuß. Bischöfen, sich anschließen zu müssen. Von D.'s Schriften, meist erbaulichen und pädagogischen Inhalts, sind zu nennen „Grundsätze für die Bildung der Schullehrer“ (3. Aufl., Straßb. 1821), „Vollständiges Handbuch zur Bildung ange-

hender Schullehrer“ (3 Bde., Mainz 1821—23; Bd. 1, 5. Aufl., 1830; Bd. 2, 2. Aufl., 1834) und die „Zeitschrift zur Bildung katholischer Schullehrer“ (4 Hefte, Freib. 1809).

Demetrius Poliorketes, d. i. der Städteeroberer, der Sohn des Antigonus (s. d.), war unter den macedon. und syr. Königen dieses Namens durch seine Talente, seine Thaten und den Wechsel seiner Schicksale der bedeutendste. Geboren im J. 337 zeichnete er sich schon frühzeitig durch Tapferkeit und Kriegskunst in den Kriegen seines Vaters gegen Eumenes, Seleucus und Ptolemäus aus, obwohl er von diesem bei Gaza im J. 312 geschlagen ward. Im J. 307 sendete ihn Antigonus nach Griechenland, um dort die macedon. Herrschaft des Kassander zu zerstören; er eroberte Megara und nahm Athen ein, dessen Bewohner ihn als ihrem Befreier mit Ehren überhäuften. In Cypren schlug er im J. 306 Menelaus, den Bruder des Ptolemäus, und die Flotte des Letztern, die zum Entsatz der Stadt Salamis herbeigeeilt war, bei deren Belagerung und Eroberung D. namentlich die Kunst zeigte, die ihm seinen Beinamen erwarb. Antigonus nahm nun den Königstitel an und ertheilte ihn auch seinem Sohne. Rhodus ward von diesem 304 vergeblich angegriffen, dagegen entsetzte er Athen, das Kassander belagerte, und vertrieb dessen Truppen aus Hellas und dem Peloponnes. Als nun Kassander, Lysimachus, Seleucus und Ptolemäus sich gegen ihn und Antigonus verbanden, eilte er dem Letztern zu Hülfe nach Asien, eroberte Ephesus, ward aber nach der Schlacht bei Ipsus im J. 301, in der Antigonus selbst fiel, zur Flucht gezwungen. Die Athener, die sich früher in den widrigsten Schmeicheleien gegen ihn überboten hatten, ließen ihn jetzt nicht ein, bald aber gewann er, da Seleucus, der mit seinen frühern Bundesgenossen zerfallen war, seine Tochter Stratonike heirathete und ihm Cilicien, Cypren und Phönizien überließ, von neuem Macht, mit der er Griechenland wieder zu gewinnen suchte. Die Athener ergaben sich ihm 297 und erhielten Verzeihung; im Peloponnes schlug er den spartan. König Archidamus und war nahe daran, Sparta selbst einzunehmen, als er sich plötzlich nach Macedonien wendete, um sich in den Streit, der dort zwischen den Brüdern Antipater und Alexander ausgebrochen war, zu mischen. Nachdem er den Letztern 294 hatte ermorden lassen, ward er selbst von den Macedoniern zum König ausgerufen, unterwarf die abtrünnigen Bötier nach der Einnahme von Theben, 290, und versöhnte sich mit Pyrrhus (s. d.) von Epirus, der mit den Atoliern gegen ihn kämpfte, um seines Vaters Reich und seine eigenen Besitzungen in Asien, die indessen verloren gegangen waren, wieder zu gewinnen. Noch ehe er jedoch seine ungeheuern Rüstungen vollendet hatte, ward er durch den Einfall des Lysimachus, der sich mit Seleucus und Ptolemäus verbunden hatte, in Macedonien beschäftigt; er zog gegen ihn, aber die Macedonier, bei denen er sich durch Schwelgerei und Hochmuth verhaßt gemacht hatte, verließen ihn 287 und wählten den Pyrrhus, der sich dem Bündnisse seiner Gegner angeschlossen hatte. Er floh nach Griechenland, wo sein Sohn Antigonus Gonatas seine Herrschaft behauptete; nur Athen hatte sich befreit und ward von D. vergeblich angegriffen, der nach Asien eilte, um hier den Lysimachus anzugreifen. Anfangs glücklich, ward er durch Agathokles, den Sohn des Lysimachus, bald so bedrängt, daß er sich nach Cilicien auf das Gebiet des Seleucus flüchten mußte. Ihm ergab er sich, nachdem ihn seine Soldaten verlassen hatten, im J. 286. Er starb im J. 285 zu Apamea am Drontes, wohin ihn Seleucus, der ebenso die Aufforderungen des Lysimachus, ihn zu tödten, als die Bitten des Antigonus, ihn frei zu lassen, zurückwies, hatte bringen lassen.

Demetrius Phalereus, so genannt von seinem Geburtsort Phalerum, einer der Hafenstädte Athens, ein Zeitgenosse des Vorigen, war von niederer Herkunft, geb. um 345. Er schloß sich dem Theophrast als Schüler an und gewann als Redner bald bedeutenden Einfluß in Athen, sodas ihn Kassander im J. 317 an die Spitze der Verwaltung der Stadt stellte. Zehn Jahre leitete er diese auf das tüchtigste, die Athener erwiesen ihm die größten Ehren, wie sie ihm denn so viel Statuen als Tage im Jahre errichteten. Als er aber im J. 307 beim Anzug des D. Poliorketes die Stadt verlassen mußte, warf das wankelmüthige Volk jene Statuen um, ja es ward sogar ein Todesurtheil gegen ihn erlassen. Er flüchtete sich zu Ptolemäus Lagi nach Aegypten, der sich seiner als Rathgeber bediente und durch seine Anregung zum Sammeln von Büchern bewogen ward, wodurch der erste Grund, auf dem sich die Alexandrinische Bibliothek bildete, gelegt wurde, ohne daß deshalb D. als der erste Aufseher dieser Bibliothek betrachtet werden dürfte. Bei Ptolemäus Philadelphus fiel er

in Ungnade und starb, nach 283 v. Chr., in der Verbannung in Oberägypten. D. war als Redner ausgezeichnet, obwol er sich von der strengen Weise des Demosthenes entfernte, und gehörte zu den gelehrtesten Peripatetikern; Diogenes von Laerte führt gegen 50 Schriften historischen, politischen, philosophischen, rhetorischen und grammatischen Inhalts auf, die ihn zum Verfasser hatten; die Schrift über den rednerischen Vortrag, die sich unter seinem Namen auf unsere Zeit erhalten hat, gehört einem spätern Zeitalter an; sie ist von Schneider (Altenb. 1779), von Gölter (Lpz. 1837), am besten im neunten Theile der „Rhetores graeci“ von Walz (Stuttg. 1836) herausgegeben.

Demetrius ist der Name mehrer russ. Großfürsten. — D. I., ein Sohn des Großfürsten Alexander Newski, lebte mit seinem Bruder Andreas nach des Vaters Tode in fortwährendem Kriege und abwechselnd vom Glück begünstigt, bis er 1294 starb. — D. II., ein Sohn des Großfürsten Michael, gelangte nach des Vaters Ermordung, durch die Unterstützung der Tataren, 1320 in den Besitz des Fürstenthums Nowogrod, wurde aber durch Georg III. entthront und sah sich genöthigt, zu den Tataren seine Zuflucht zu nehmen. Als er hier Georg III., der, nachdem er ebenfalls in Folge einer Revolution zu den Tataren geflüchtet war, ermordete, ward er 1325 hingerichtet. — D. III., ein Sohn Konstantin's, 1360 durch die Tataren als Großfürst von Moskau eingesetzt, wurde 1363 entthront und starb 1383. — Ihm folgte D. IV., mit dem Beinamen *Don sky*, ein Sohn Iwan's, der schon als unmündiges Kind im Besitze des Großfürstenthums Moskau gewesen, durch D. III. aber verjagt worden war und erst nach dessen Entthronung im J. 1363 von neuem den Thron bestiegen und sich mit Jenes Tochter vermählt hatte. Er verlegte seine Residenz von Kiew nach Moskau, erbaute den Kreml von Stein und war sehr glücklich im Kriege gegen die Fürsten von Twer, die Lithauer, die Fürsten von Nidsan und selbst gegen die Tataren. Wegen der siegreichen Schlacht gegen die letztern am Don erhielt er den Beinamen *Don sky*. Im erneuerten Kampfe aber gegen dieselben unterlag er; es wurde Moskau niedergebrannt, und die Russen sahen sich genöthigt, unter die Zinspflichtigkeit der Tataren zurückzukehren. Er starb 1389. — D. V., ein Sohn Iwan's II. des Schrecklichen, geb. 1582, ward durch Boris Fedorowitsch, Mitregent des Zar Fedor Iwanowitsch, nach des Letztern Tode mit seiner Mutter Marta verwiesen und auf Befehl des Großfürsten von Moskau, Boris Godunow, wahrscheinlich 1591, ermordet. — Im J. 1603 trat der erste der sogenannten falschen Demetrier auf. Er gab sich für den Sohn Iwan's aus und behauptete den Mörder entkommen zu sein; soll aber ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens *Grischka Dtrepiew* gewesen sein. Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewski in Lithauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Wojewoden von Sandomir, *Mniszek*, durch den er dem poln. Könige Sigismund III. vorgestellt wurde. Die Polen erkannten in ihm ein willkommenes Werkzeug, am Einfluß auf Rußland zu gewinnen; von ihnen unterstützt, begann er gegen Boris den Krieg. Dieser starb, nachdem er wiederholt geschlagen worden war, sehr schnell, wie Einige meinen an Gift, und sein Sohn Feodor, der ihm folgte, gerieth in Gefangenschaft. Hierauf zog D. 1605 in Moskau ein, bestieg den Thron und ließ Feodor erdrosseln. Er regierte mit Kraft und Umsicht, doch brachte er das Volk gegen sich auf, als seine Braut, die katholische Marina *Mniszek*, die Tochter des Wojewoden von Sandomir, mit 2000 Polen in Moskau erschien. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; das Volk, von dem Fürsten *Wassili Schuiski*, dem D. großmüthig schon vorher verziehen hatte, als er eines Plans, ihn vom Thron zu stürzen, überführt worden war, geleitet, brach in dem Kreml. D. und viele Polen wurden ermordet, Marina, die mit Mühe dem Tode entging, ward ins Gefängniß geworfen. — Schon 1607, nachdem *Wassili Schuiski* den Thron bestiegen, trat der zweite falsche D. auf. Er gab sich für eine Person mit dem ersten aus, behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben, war aber nach einer Angabe ein Jude, nach einer andern der Sohn des Fürsten *Andrej Kurbski*. Er fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn für ihren Gemahl anerkannte. Die Polen unterstützten ihn ebenfalls, verließen ihn aber nachher. Der poln. Hetman *Soltjewski* nahm nach *Wassili's* Sturze die russ. Hauptstadt für *Sigismund's* III. Sohn, *Wladyslaw* in Besitz, ohne sie lange behaupten zu können. D. hatte sich nach *Kaluga* geflüchtet und ward ermordet. — Ein dritter falscher D. war der angebliche

Sohn des Dtrepietw. Er fand Unterstüßung bei Bladyslaw IV. von Polen, flüchtete, als dieser gestorben, zuerst nach Schweden und dann nach Holstein, wo ihn der Herzog an den Zar von Rußland auslieferte, der ihn erdroßeln ließ. — Ein vierter falscher D., der sich für den Sohn Demetrius' V. ausgab, war der Diakon Sidore. Er bemächtigte sich der Stadt Pleskow, wurde aber seines Übermuths wegen von den Bewohnern vertrieben, von Kosacken nach Moskau gebracht und dort 1613 hingerichtet.

Demidow, eins der größten Handelshäuser in Moskau, welches auf Industrie und Geldumlauf noch gegenwärtig den größten Einfluß übt, gelangte zu seinem Ansehen durch Nikita D., der unter Peter dem Großen in Sibirien die erste Eisenhütte anlegte, mit welcher 1702 der Kaiser ihn beschenkte. — Durch seinen Sohn Klimfi D., der kaiserlicher Staatsrath war, wurde 1725 am Fuße des Magnetbergs in Sibirien das Eisenwerk Nischneitagilsk angelegt, das noch jetzt die bedeutendste unter den sibir. Hütten ist. — Wasili D., seit 1741 Obersecretair des Senats und später Staatsrath, sowie Iwan D., seit 1764 Contreadmiral, verbreiteten ihren wohlthätigen Einfluß über alle Theile des Reichs. — Paul Gregoriewitsch D. legte zu Moskau bei seinem Palaste einen an erotischen Holzarten reichen botanischen Garten an, sammelte ein herrliches Kunst- und Naturalien cabinet und begründete eine reich dotirte Handelsschule. — Nikolaji, Graf von D., geb. 1774 zu Petersburg, ein Sohn des am 31. Jan. 1826 verstorbenen Geh. Raths Peter Gregoriewitsch von D., trat früh in Militairdienste und zeichnete sich als Adjutant Potemkin's im Türkentriege aus. Später vermählte er sich mit einer Gräfin Stroganow, und nachdem er den Abschied als Oberst bekommen, ward er Geh. Rath und Kammerherr des Kaisers. Als Freund der Naturkunde und der Künste, voll Eifer, die Bildung in seinem Vaterlande immer mehr zu verbreiten, unternahm er zu seiner eigenen Belehrung eine Reise nach Deutschland, Italien, Frankreich und England und sendete mehre seiner Berg- und Hüttenmänner nach Steiermark, um geübte Lehrer des Bergbaus heranzubilden. Jedem Russen erlaubte er in seinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen. Im J. 1812 errichtete er auf seine Kosten ein ganzes Regiment und führte dasselbe so lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er ist im Besiz einer reichen Gemäldegalerie und vieler andern Kunstschätze; sein ausgezeichnetes naturhistorisches Cabinet schenkte er der durch den Brand verarmten Universität zu Moskau. Im J. 1826 gab er zu Petersburg und Moskau einige kleine Schriften über Industrie, Capitalvermögen und Handel in franz. Sprache in Druck. — Sein Bruder, der russ. Kammerherr, Anatoli D., machte, um das Andenken seines Vaters zu ehren, eine Schenkung von 500000 Rubeln zur Gründung einer Anstalt in Petersburg, in welcher arme Leute die Mittel zu ihrem Unterhalte finden. Um die russ. Literatur zu heben, wies er der petersburger Akademie der Wissenschaften sehr bedeutende Fonds zu, aus welchen diese seit 1831 alljährlich die Demidow'schen Preise von 5000 Rubel Assignaten für die besten russ. Werke ertheilt. Einen Theil der großen Reisen, die er gemacht, beschrieb er in Verbindung mit Sainson und Duponceau in dem Werke „Voyage dans la Russie méridionale et la Crime par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie“ (Par. 1839). Im J. 1840 vermählte er sich in Florenz mit der Prinzessin Mathilde de Montfort, der Tochter des ehemaligen Königs von Westfalen, Hieronymus Napoleon. Da er hierbei als ein Bekenner der griech. Kirche das Versprechen gegeben hatte, alle aus dieser Ehe entspringenden Kinder röm.-katholisch erziehen zu lassen, ein solches aber den russ. Gesetzen zuwiderläuft, so veranlaßte dies mehrfache Differenzen zwischen dem russ. Hofe und der röm. Curie; D. aber wurde aus dem russ. Staatsdienste entlassen und nach Petersburg zur Verantwortung gerufen. Hier gelang es ihm jedoch sehr bald wieder, die Gunst des Kaisers zu gewinnen; er wurde seiner früheren Stellung im Staatsdienste zurückgegeben und erhielt demnachst die Erlaubniß, sich wieder nach Paris zu begeben.

Demilune oder Halbmond ist in der Fortification der franz. Ausdruck für *Mare* (f. d.), besonders wenn dieses vor der Courtine liegende Außenwerk mit kurzen, abgestuften Flanken versehen ist, wie dies bei einigen Festungen nach Vauban's Manier vorkommt.

Demurg, d. i. Werkmeister, Bildner, bezeichnet in der Kosmologie der Gnostiker (f. d.) den Schöpfer der Sinnenwelt. Sie dachten ihn als den Vorsteher (Archon) der Conv. = Ver. Neunte Aufl. IV.

untersten Stufe der pleromatischen Geister, der mit dem Chaos in Berührung kam und in diesem eine beseelte Körperwelt schuf. Er vermochte den von ihm geschaffenen Menschen nur sein eigenes schwaches Princip, die Psyche, mitzutheilen, daher legte Gott in die Menschen- natur zugleich das göttliche Vernunftvermögen, das Pneuma. Allein die Macht des Bösen in den materiellen Leibern sowie die Gegenwirkung des nur psychischen Demiurgen selbst ließ jenes höhere Element nicht zur Entwicklung kommen. Sich selbst für den höchsten Gott haltend, konnte er auch die Seinigen nicht zur Erkenntniß der wahrhaften Gottheit hinführen, gab ihnen das unvollkommene mosaische Gesez (daher der Judengott), das nur sinnliches, nicht einmal erreichbares Glück verheißt, und sandte gegen die Geister der Hyle blos einen psychischen, also unkräftigen Messias, den Menschen Jesus. — Bei den Kirchenvätern heißt *Demiurg* zuweilen auch der Logos, sofern er als Organ Gottes bei der Welt- schöpfung gedacht wurde.

Demme (Herm. Christoph Gottfr.), einer der bessern geistlichen Lieberdichter der Deut- schen, auch im Fache der schönen Literatur bemerkenswerth, geb. zu Mühlhausen am 7. Sept. 1760, wurde nach vollendeten Studien Subconrector am Gymnasium und 1796 Superin- tendent daselbst. Seit 1801 führte er als Generalsuperintendent und Consistorialrath die oberste Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten des Herzogthums Sachsen-Alten- burg und starb am 26. Dec. 1822. Unter dem Namen *Karl Stille* trat er mit seinem „Pächter Martin und sein Vater“ (2 Bde., Lpz. 1792—93; 3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1802) auf, worin Wieland einen echt Sokratischen Geist erkannte. Gleichzeitig erschienen die mit gleichem Beifall aufgenommenen „Erzählungen“ (2 Bde., Riga 1792—93; 2. Aufl., 1797). Unter seinen übrigen Schriften erwähnen wir „Sechs Jahre aus Karl Burgfeld's Leben“ (Lpz. 1793), „Abendstunden im Kreise gebildeter und guter Menschen“ (2 Bde., Gotha 1804), „Predigten für häusliche Andacht“ (Gotha 1808), „Gebete“ (Gotha 1818) und die nach seinem Tode erschienenen „Predigten bei besondern Veranlassungen“ (Neust. an der D. 1823). In Mühlhausen führte er 1799, in Altenburg 1807 ein neues Gesang- buch ein, welches auch mehre Lieder von ihm enthält. Durch Herzlichkeit, edle einfache Sprache, geschicktes Individualisiren, vernünftige und lebenswarme Frömmigkeit und durch sein Streben, echte Lebensweisheit und frommen praktischen Sinn zu verbreiten, verdient *D.* unter denjenigen Schriftstellern seiner Zeit, welche eine gleiche Tendenz verfolgten, ausgezeichnet zu werden.

Demmin, eine alterthümliche Stadt im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Pro- vinz Pommern, liegt auf einem Hügel in dem von niedrigen Höhen umgebenen Thale der Peene, welche bis hierher für kleine Seeschiffe fahrbar ist und hier die Tollense und Trebel aufnimmt. Sie zählt 5200 E., welche Weberei, Gerberei, Fischfang und beträchtlichen Han- del mit Getreide und Holz treiben. *D.*, im Mittelalter *Timin* oder *Dymin*, auch *Dammin* genannt, ist eine der ältesten von den Slaven erbauten Städte Pommerns; schon zu Karl des Großen Zeiten geschieht ihrer Erwähnung als eines wichtigen Handelsplatzes. Herzog Hein- rich der Löwe von Sachsen erstürmte und verheerte sie 1164, nachdem er den slawischen Für- sten Pribislaw besiegt hatte. Nach ihrer Wiederherstellung wurde sie von dem König Walde- mar II. von Dänemark erobert, der sich in ihrem Besitze bis zu seiner Niederlage bei Born- hövede 1227 behauptete. Seit dieser Zeit hatte *D.* gleiches Schicksal mit Pommern; im Dreißigjährigen Kriege stritten sich die Schweden und Kaiserlichen vielfach um ihren Besiß, und noch nachdem sie im westfälischen Frieden mit Vorpommern an Schweden gekommen, hatte sie vielfache Kriegsdrangsale, besonders in den Kriegen zwischen dem Großen Kurfür- sten und den Schweden, zu erdulden. Im stockholmer Frieden von 1720 mußte sie nebst dem am rechten Ufer der Peene gelegenen Theile Vorpommerns an Preußen abgetreten werden.

Demodoklus heißt im Homer jener Sänger der Phäaken, der bei einem Festmahle des Königs Alkinous in Anwesenheit des Odysseus die Liebe des Ares und der Aphrodite sowie die Schicksale der nach Troja gezogenen Griechen und die Eroberung Trojas besang. Daher stellen ihn spätere Schriftsteller als Musiker und Dichter dar, der schon vor Homer eine Einnahme Trojas und ein Gedicht über die Liebe des Ares und der Aphrodite verfaßt habe.

Demokratie, Volksherrschaft, Herrschaft des Demos. Fast man das Volk als Das auf, was es in der Wirklichkeit ist, als die Totalität eines dauernden und gegliederten Organism-

raus, welcher die Gesamtheit der unter derselben Staatsgewalt stehenden und in der Regel durch gemeinsame Abstammung, Geschichte, Sprache und Sitte verbundenen Menschen umfaßt, so kann die Herrschaft dieses Volks sowol Monarchie und Aristokratie als Demokratie in sich fassen, sofern die Monarchie und die Aristokratie ebenfalls aus dem Volke sind und dem Volke gehören. In diesem Sinne hat in neuester Zeit Lamartine mit dem demokratischen Princip kokettirt, ohne ihm in Wahrheit zu huldigen. Er hat von einer demokratischen Verfassung gesprochen, in der er doch für Königthum, Adel und alle sonstige Aristokratie vollkommen Platz zu finden wußte. Gewöhnlich aber versteht man unter Demokratie diejenige Regierungsform, worin, im Gegensatz zur Monarchie und Aristokratie, welche beide Formen sie ausschließt, die rechtliche Souveränität der Masse der Actirbürger des Staats, diese Kopf für Kopf genommen und nur mit Ausschluß der Frauen, äußerlich Unfreien, Unmündigen und Bescholtenen zusteht, und die Mehrheit der Stimmen unter ihnen die Endentscheidung über alle wichtige Fragen gibt. Diese Regierungsform in ihrer Reinheit ist eigentlich nur in sehr kleinen Staaten, bei sehr einfachen Staatsaufgaben und großer Gleichheit der Bildung, Gesinnung und Verhältnisse möglich. In den Staaten des Alterthums ist sie nur dem Scheine nach dagewesen, weil da die Masse der niederen Stände im Sklaventhume lebte. Um dieselbe auch auf größere Reiche und zusammengesetztere Zustände anzuwenden, wählte man die Form der repräsentativen Demokratie. Die Erfahrung jedoch hat gelehrt, daß dieser Versuch nur ein zweifaches Resultat haben konnte, entweder man wußte die Volksherrschaft zu einem bloßen Schatten und Namen zu machen, in Wahrheit aber die Herrschaft einer reichen und angesehenen Minderzahl zu begründen, welche die Mehrzahl durch einige Formen und Phrasen täuschte, oder man sah das Wirken des Staats sich ganz in den Kampf um die Führung der Geschäfte verlieren, die Masse des Volks aber factisch darnach trachten, die repräsentative Demokratie so viel als möglich in eine reine zu verwandeln. In Amerika, wo die Demokratie ihr durch Geschichte und Verhältnisse angewiesenes Feld hat, zeigen sich diese Wendungen zwar bereits stark, werden aber doch noch durch die große Leichtigkeit des materiellen Erwerbs und das weite Feld, welches dort das Privatleben noch der Kraft und dem Unternehmungsgeiste öffnet, sowie durch die relative Einfachheit und Sicherheit der dortigen Staatsgeschäfte in ihrer Schädlichkeit gemildert. Niemand aber kann behaupten, daß das dortige Staatswesen jenen idealen Schimmer um sich verbreitete, jene Kräfte und Tugenden entfaltete, die den Namen der Republik aus den Tagen der Alten so glorreich machen. Der Grundfehler aller solcher Demokratie liegt in der Nichtberücksichtigung der ewigen, auch der Zukunft verpflichteten Bestimmung des Staats, der organischen Gliederung des Volks, der von der Natur selbst begründeten und mit der steigenden Entwicklung zunehmenden Verschiedenheiten unter den Menschen, des großen Einflusses, den die Verhältnisse auf den Menschen haben und des sichern Umstandes, daß Bildung und Tugend sich nicht nach der Kopfszahl unter die Menschen vertheilen.

Fragen wir, welche Stelle dem demokratischen Princip in jener gemischten Verfassung zufalle, die von allen Staatsweisen als die beste gepriesen wird, so wird es auch hier die Einflüsse und Rechte umfassen, die von Allen in Gleichheit geltend gemacht werden können. Diese sind den verschiedenen bestehenden Einrichtungen nach verschieden. Die Vernunft aber, auf Erfahrung und Menschenkenntniß gestützt, kann eine solche Gleichheit des Urtheils und der Gesinnung nur bei denjenigen Angelegenheiten annehmen, zu deren Behandlung der Gesichtspunkt und die Kraft des gewöhnlichen guten Hausvaters ausreichen. Das demokratische Princip in dem gemischten Staate, z. B. in England, zeigt sich daher zuvörderst in dem Gegensatz zu dem Vielregieren und dem Volksbevormunden, in der persönlichen Freiheit und Selbstbestimmung der Individuen, in dem eigenen Besorgen der eigenen Angelegenheiten. Je höher die Menschheit sich entwickelt, desto freier wird dieser Spielraum, desto weiter vertheilt die Kraft zur richtigen Behandlung der Angelegenheiten der Einzelnen und der innern Kreise des Volks sein. Das Regieren aber wird stets ein aristokratisches Geschäft bleiben, d. h. es wird stets einer umsichtigen Berücksichtigung der Kräfte, Richtungen und Verhältnisse bedürfen, um jede öffentliche Angelegenheit in die Hände Derer zu bringen, die für sie die Geeignetsten sind, und diese Befähigung wird sich niemals in Gleich-

heit über die Menschen vertheilen. Wol aber soll auch dieses aristokratische Regiment, um nicht in Einseitigkeit und Kastengeist zu verfallen, unter demokratischen Einflüssen stehen, d. h. es soll ein reges politisches Bewußtsein im Volke leben und jegliche Kraft soll sich geltend zu machen suchen, um mit dem Gewicht der öffentlichen Meinung auf das Ganze zu wirken. Dieses Gewicht selbst aber ist ein organisches und siegt nicht durch irgend eine mechanische Vorschrift, die da gebietet, sich den meisten oder den lautesten Stimmen zu unterwerfen, sondern indem es sich in den Überzeugungen zur Herrschaft erhebt. Endlich versteht es sich von selbst, daß alles Regiment insofern ein demokratisches sein muß, als das Gedeihen des Volks das Ziel aller Regierung ist.

Demokrit, griech. Philosoph, aus Abdera, geb. gegen 470 v. Chr., wurde, einer Sage zufolge, durch Magier und Chalbäer, welche Xerxes bei seinem Durchzuge durch Abdera zurückgelassen, für das Studium der Philosophie gewonnen. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Agypten, wo er Geometrie studirte, und nach Asien, um seine Kenntnisse der Natur zu erweitern. Sein Werk von der großen Naturordnung brachte ihm, nachdem er es seinen Mitbürgern vorgelesen hatte, bei diesen reiche Belohnung und hohes Ansehen, und die Zahl seiner Schriften und der Ruhm, welchen dieselben ihm im Alterthume erwarben, beweisen, daß er sich mit ganzem Eifer der wissenschaftlichen Forschung gewidmet haben muß. Unter die verschiedenen Märchen, mit denen sich die spätere Zeit über ihn trug, gehört auch, daß er beständig über die Thorheiten der Menschen gelacht habe, weshalb man ihn als Gegenstück des Heraklit (s. d.) angesehen hat. In seinem System hat er die mechanische oder atomistische Erklärungsart der Natur, welche sein Vorgänger Leucipp (s. d.) unter den Griechen zuerst aufstellte, weiter ausgebildet. Die Entstehung der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilbarer, aber nicht wahrnehmbarer Körperchen (s. *Atome*), die sich nach Figur, Lage und Ordnung voneinander unterschieden und durch die Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zusammengesetzt würden. So entstand das Weltall zufällig, ohne Beihülfe einer ersten Ursache; aber es gibt zahllose Welten, welche immerfort entstehen, bald wieder untergehen. Die Ewigkeit der Atome bewies er daraus, daß man die Zeit sich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorstellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weise. Wenn Körper auch unendlich theilbar sind, so muß man doch zugeben, daß die Theilung müsse wahrgenommen werden können. Nach geschעהner Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im ersten Falle wäre die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zusammenfügung von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre nichts übrig, so könnte auch die Körperwelt nicht sein; also müssen einfache Grundkörper oder Atome existiren. Den Atomen legte er außer Figur, Größe und Undurchbringlichkeit auch Schwere bei. Alle Dinge haben die Atome zu ihren Bestandtheilen, und ihre Verschiedenheit rührt bloß her von der Verschiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atome, woraus jedes Ding besteht. Diese Verschiedenheit der Atome ist unendlich, sowie ihre Anzahl, daher auch die Verschiedenheit der Dinge selbst unendlich groß ist. Alles Wirken und Leiden ist Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge aufeinander wirken. Auch die Qualitäten, z. B. Härte, Weichheit, Farbe, Ton, Geruch, entstehen erst auf abgeleitete Weise aus dem Zusammentreten der Atome und ihrer Wirkung auf unsere Organe. Die ursprüngliche Bewegung der Atome ist eine wirbelnde, kreisförmige, in welcher der Grund aller andern Bewegungen in der Welt liegt. Diese Kreisbewegung nannte daher D. auch die Nothwendigkeit. Das Feuer besteht nach ihm aus runden Atomen, während die übrigen Elemente sich nur durch Größe und Kleinheit ihrer Atome unterscheiden. Die Seele besteht, insofern sie bewegende Kraft ist, vorherrschend aus den feinsten Feueratomen. In allen Körpern aber sind auch Feueratome, denn in allen ist etwas von Seele. Menschen und Thiere athmen sie mit der Luft ein, daher auch mit Aufhören des Athemholens das Leben aufhört. Der Tod wird bereitet durch Übermaß in der Ausscheidung der feinem Atome. Die menschliche Seele besteht im höhern Grade aus Feueratomen, da sie aber auch die übrigen Elemente erkennt, und etwas doch nur durch das ihm Gleiche erkannt werden kann, so muß sie auch aus den übrigen Elementen zusammengesetzt sein. Das Gefühl (Betaftung) ist der Grundsinne und unter allen der untrüglichsie; denn nur Das kann

objectiv wahr an den Dingen sein, was den Atomen selbst zukommt, und dies erfahren wir am sichersten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge, und sind also weniger zuverlässig. Die Äußerungen der fünf Sinne werden theils durch die verschiedene Zusammensetzung der Atome in den Sinneswerkzeugen, theils durch die verschiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Wenn wir sehen, so sondern sich von dem äußern Körper Theile ab (Ausflüsse), die sich in der Luft verdichten und als Bilder von dem Auge aufgefaßt werden. Die strömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verursachen das Gehör; durch die Stimme werden sie wieder herausgeschleudert. Auf ähnliche Weise entstehen die Empfindungen des Geschmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenstände berühren durch dasselbe die Seele und erwecken die Vorstellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorstellungen zur Seele gelangen, so hört die Thätigkeit derselben auf, wie im Schlafe. Träume erklärte D. in sinnreicher Consequenz durch die fortbauenden Bewegungen der Gesichts- und Gehörwerkzeuge, welche wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen werden. Die Sinnenerkenntniß ist, insofern sie subjectiv ist, dunkel, trügerisch und stellt bloß Bewegungen der äußern Körper dar. Wahr sind nur die nicht sichtbaren Atome und das Leere, welche als Grundprincipien allen Erscheinungen unterliegen. In der Seele, deren Fortbauer er leugnen mußte, da sie nach ihm ebenfalls aus trennbaren Atomen besteht, scheint er den vernünftigen Theil, der seinen Sitz in der Brust hat, und den unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt ist, unterschieden zu haben. Beide aber machen nur ein Wesen aus. Sein praktischer Grundsatz war Wohlsein durch Gleichmuth. Übrigens war D. bei den Alten auch durch seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse berühmt, wie er überhaupt für die individuelle Bestimmtheit der Erscheinungen eine scharfe Auffassungsgabe gehabt haben muß. Er soll viele schöne Theoreme über die Berührung der Kreise und Kugeln und über die irrationalen Größen aufgestellt, auch Perspective und Optik cultivirt haben, wie Vitruv erzählt, der mehre seiner verloren gegangenen Werke anführt. Er soll erkannt haben, daß der leere Raum zur Bewegung nothwendig ist, daß im leeren Raume alle Körper mit derselben Geschwindigkeit fallen, daß das Licht in der Emanation leuchtender Elemente aus den Körpern besteht, daß die Atome der Körper verschiedenes Gewicht untereinander haben, daß die Milchstraße ihren Glanz nur einer Menge kleiner gedrängter und sehr entfernter Sterne verdanke u. s. w. Die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in sein System. Auch sie erklärt er durch Bilder, welche von der Natur ausgehen, zum Theil wohlthätige, zum Theil schädliche, aber vergänglich, wie alles übrige. So wenig nun D.'s System des Atomismus auch nur für die bloße Naturerklärung ausreicht, was in den wichtigsten Punkten schon Platon und Aristoteles gezeigt haben, so verdient doch D. einen der ersten Plätze unter den Naturforschern, auch hat die von ihm zuerst in größern Umfange versuchte mechanische Naturauffassung bis auf die neuesten Zeiten herab, wenn auch in verfeinerter Gestalt, auf die empirische Naturforschung den größten Einfluß ausgeübt. Vgl. Papencordt, „De atomicorum doctrina“ (Berl. 1832), Geffers, „Quaestiones Democriteae“ (Gött. 1829, 4.), Burchard, „Democriti Abderitae de sensibus philosophia“ (Minden 1830, 4.) und Desselben „Fragmente der Moral des D.“ (Minden 1834). Am vollständigsten hat die Fragmente der zahlreichen Schriften des D. gesammelt F. G. A. Mullach, „Democriti Abderitae operum fragmenta“ (Berl. 1843). D. starb um 370 v. Chr. in einem Alter von 104 Jahren. Seine Schule wurde von Epikur (s. d.) verdrängt, der jedoch dieses System nicht scharfsünniger entwickelte, sondern nur den physischen Theil desselben seiner Ethik zur Grundlage gab.

Demoleon, ein Trojaner, der Sohn des Antenor, wurde von Achilles getödtet; Demoleon, ein Centaur, auf der Hochzeit des Pirithous von Theseus erlegt.

Demolitionsystem nennt man ein solches Befestigungssystem, wo gleich bei Erbauung der Festungswerke zur theilweisen Selbstzerstörung derselben die nöthigen Einrichtungen getroffen werden. Die zu diesem Zwecke angelegten Minen, die man später nur mit Pulver zu füllen braucht, heißen **Demolitionsminen**. In der neuern Befestigung, wie bei Koblenz, Köln, Ingolstadt u. s. w. sind die betaschirten Werke mit solchen Minen versehen, um, wenn sie aufgegeben werden müssen, dieselben in die Luft sprengen zu können.

Demonstration ist in der philosophischen Sprache gleichbedeutend mit **Beweis** und namentlich versteht man darunter einen logischen Beweis, d. h. einen solchen, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt, während Andere, wie Kant, damit nur den mathematischen Beweis, d. i. die Begründung eines Urtheils aus der Anschauung, bezeichnet wissen wollen. — In der Jurisprudenz heißt **Demonstration** eine weniger förmliche Beweisführung, welche in schleunigen und andern summarischen Sachen Anwendung findet. — In der Kriegssprache bezeichnet man mit **Demonstration** eine Bewegung gegen einen Ort, welche man macht, um den Feind irre zu leiten und ihm den wahren Plan zu verbergen.

Demontiren heißt feindliche Geschütze in Festungen oder im freien Felde zerstören oder wenigstens für den Augenblick außer Gefecht setzen, wozu man sich im Allgemeinen der Kanonenkugeln bedient. Auch gebraucht man das Wort vom Zerstören der feindlichen Brustwehren, was nicht sowol durch Kanonenkugeln geschieht, als durch Kanonengranaten, d. h. durch Granaten, welche aus Kanonen mit mittlerer Ladung in den feindlichen Wall hineingeschossen werden und in demselben crepiren.

Demophon, auch **Demophon**, des Sohn des Theseus und der Phädra, befreite vor Troja seine Großmutter Athra aus dem Sklavendienst der Helena. Auf der Rückkehr von Troja ward er nach Thrazien verschlagen, wo sich die Phyllis, die Tochter des Königs Sithon, in ihn verliebte, die, als D. von Athen, wohin er gereist war, nicht zur bestimmten Zeit zurückkehrte, sich selbst tödtete. Von Diomedes, welcher auf der Rückkehr nach Attika verschlagen wurde und dieses Land plünderte, erbeutete D. das Palladium. Nach Antoninus Liberalis vertheidigte er die Herakliden gegen den Eurystheus, wobei dieser Reich und Leben verlor. Auch Drestes soll nach dem Muttermord sich zu ihm geflüchtet haben.

Demos, gewöhnlich im Plural **Demen**, war die griech. Benennung für die einzelnen Gemeinden oder Ortschaften, in welche ganz Attika, mit Einschluß der Hauptstadt Athen, auf die Weise eingetheilt war, daß auf jede Phyle (s. d.) zehn Demen kamen, daher die Zahl derselben ursprünglich auf 100 sich belief, die jedoch später, etwa in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., auf 174 ausgedehnt wurde. Diese Abänderung der frühern Solonischen Verfassung nahm der Athener Klisthenes (s. d.), ein Freund und Förderer der Demokratie, um 510 v. Chr. vor, um eine genauere Übersicht der Bewohner und des Grundbesitzes bei der Besteuerung zu erlangen, ohne daß man dabei den örtlichen Zusammenhang der einzelnen Demen mit ihrer Phyle streng beobachtete. Übrigens erscheinen die Demen in mehrfacher Beziehung als selbständige Corporationen, mit eigenen religiösen Gebräuchen, Behörden und Versammlungen. Ebenso hatte jeder Demos seinen Vorsteher, **Demarch** genannt, der das Interesse seiner Gemeinde vertreten mußte, die Versammlungen berief, die Beschlüsse vollzog, die Gemeindegüter zugleich mit den Schatzmeistern verwaltete und in einzelnen Fällen eine Art polizeilicher Gewalt handhabte. Vgl. Leake, „Die Demen von Attika“ (deutsch von Westermann, Braunschw. 1840).

Demosthenes, der ausgezeichnetste Redner des Alterthums, wurde 384 v. Chr. zu Athen geboren. Sein Vater, ein Waffenschmied daselbst, hinterließ bei seinem Tode ihm, dem damals siebenjährigen Knaben, ein sehr bedeutendes Vermögen und hatte die Verwaltung desselben drei Vorm.ändern übertragen, die jedoch, obgleich zwei von ihnen nahe Verwandte waren, das anvertraute Gut größtentheils gewissenlos verschwendeten. Dieser Umstand wirkte nicht nur auf die frühzeitige ernste Ansicht vom Leben und das strenge Gefühl von Rechtlichkeit, sondern auch auf den spätern Beruf des D. entschieden ein; denn er selbst führte, obgleich erst 17 Jahre alt, den Proceß gegen seine Vormünder und gewann ihn. In der weitern Ausbildung der Beredsamkeit verdankte er Vieles dem Isäus (s. d.), das Meiste aber wol seiner wahrhaft bewundernsw. Anstrengung und Ausdauer. Die Natur hatte ihm große Hindernisse entgegengestellt, eine sehr schwache Brust und eine stotternde Stimme, die ihn namentlich an der deutlichen Aussprache des R hinderte, sodas er bei seinem ersten öffentlichen Auftreten verhöhnt wurde. Diese natürlichen Mängel beseitigte er dadurch, daß er auf Anrathen des Schauspielers Satyros kleine Kiesel in den Mund nahm und so mehre Verse hintereinander, selbst auf den beschwerlichsten Wegen, hersagte und am Meerestrande beim Tosen der Wellen im lauten Sprechen sich übte. Mehre Monate verschloß er sich in einem unterirdischen Gemach, nachdem er, um jeder Versuchung zum Ausgehen vor-

zubeugen, den Kopf zur Hälfte sich hatte scheeren lassen. Vor dem Spiegel studirte er längere Zeit Anstand und Geberdenspiel. Nach solchen mühevollen Vorbereitungen verfaßte und hielt er seine meisterhaften Reden, von denen seine Weiber zwar sagten, daß sie nach der Lampe röchen, welchen aber die Nachwelt den ersten Platz unter den Werken der Beredsamkeit angewiesen hat, Reden, in denen er den thörichten Wünschen der Menge laut widersprach, die Athener wegen ihrer Fehler offen tadelte und sie zu Muth, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe entflammte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien und hauchte seinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er selbst besetzt war. Die erste dieser berühmten, unter dem Namen der Philippischen bekannten Reden verfertigte er, als Philipp sich des Passes bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, sogleich eine Flotte und ein Heer auszurüsten, den Krieg selbst anzufangen, den Schauplatz desselben nach Macedonien zu verlegen und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entscheidenden Sieg zu enden. Die Athener billigten zwar seine Plane, allein sie führten sie nicht aus; der berühmte Phocion (s. d.), der die Schwäche Athens kannte, rieth unablässig zum Frieden. D. ging inzwischen zweimal als Gesandter an den Hof Philipp's, ohne den Zweck seiner Unterhandlungen zu erreichen; jedes Mal rieth er bei seiner Rückkehr zum Kriege, ja er suchte nicht nur Athen sondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopylä in Phocis eingedrungen war und sich zum Schrecken Athens der Stadt Clatea bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksbeschluß, sogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüsten, das Heer nach Eleusis zu führen und Gesandte an alle Städte Griechenlands zu schicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu bewirken. Er selbst befand sich unter den Gesandten und bewog die Thebaner, ein athen. Heer in ihre Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit, wie in Theben, entwickelte er in Böotien. Durch seinen Eifer wurde eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zusammengebracht; bei Charonea (s. d.) kam es zur Schlacht, und die Griechen unterlagen. D. wurde nun zwar von seinen Gegnern, an deren Spitze der von Philipp bestochene Aeschines (s. d.) stand, der Feigheit in der Schlacht beschuldigt; allein unmittelbar nach der Schlacht der ehrenvolle Auftrag ihm vom Staate ertheilt, die Leichenrede zum Andenken an die bei Charonea Gefallenen zu halten. Später erkannte ihm Athen, auf den Antrag des Ktesiphon, die Bürgerkrone zu. Dagegen erhob Aeschines eine öffentliche Anklage, und dieser Streit zwischen beiden Rednern war der Gegenstand der Rede „De corona“, welche des D. Triumph war und seinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte D., daß Athen jetzt leichter seine Freiheit werde behaupten können; aber Alexander's schreckliche Rache an Theben setzte die Athener so in Schrecken, daß sie um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinen Verlangungen abzustehen, daß ihm der von den Macedoniern vielgefürchtete D. und einige andere Redner ausgeliefert würden. Kurz nachher beschuldigt, vom Harpalos bestochen worden zu sein, wurde er zu einer Geldstrafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er sie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Argina floh, wo er bis nach Alexander's Tode blieb. Beim Ausbruche des Kriegs mit Antipater zeigte sich D. wieder öffentlich, suchte die kleinen griech. Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bewegen und wurde von den Athenern ehrenvoll zurückgerufen. Als aber der Krieg eine für Athen unglückliche Wendung nahm und Antipater auf seine Auslieferung bestand, floh er in den Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria, an der Küste von Argolis, und tödtete sich hier, wo er von den Schergen des Antipater ergriffen werden sollte, im J. 322 v. Chr. durch Gift, welches er stets bei sich trug. Obgleich sein Charakter nicht ganz rein zu sprechen ist von Eitelkeit und Ehrgeiz, so haben ihn doch schon die Alten als das vollendetste Muster der Beredsamkeit aufgestellt. Immer sprach er, wie es die Zeiten, die Umstände und die Zuhörer erforderten, bald sanft, bald heftig, bald erhaben. Der rednerische Ausdruck wurde durch ihn zu einer vorher nie gekannten Vollkommenheit ausgebildet. In Nachdruck und Überzeugungskraft, an Scharfsinn und Feinheit in Auffindung und Aufstellung der Gründe übertrifft er den Cicero, an Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache alle seiner Vorgänger. Natürlichkeit, Kraft und Gedrängtheit in Sprache und Gedanken sind die hervorstechendsten Eigenschaften seiner

Reden, durch die er einen so großen Einfluß auf seine Zeitgenossen übte. Wir besitzen unter seinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und 6 Briefe, welche letztere die Kritik jedoch längst als unecht bezeichnet hat. Die erstern zerfallen in Staats-, Gerichts- und Prunkreden. Unter den Gesamtausgaben erwähnen wir außer der ersten Ausgabe bei Aldus (Ven. 1504, Fol.) die von Felicianus (3 Bde., Ven. 1543), Hieron. Wolf mit Ulpian's griech. Commentar und lat. Übersetzung (Bas. 1549, 4.; 1572, Fol.), Taylor (3 Bde., Camb. 1748; 1757, 4.), Reiske in den „Oratores graeci“ (Lpz. 1770), Schäfer mit einem kritischen und exegetischen Apparat, Wolf's Übersetzung und Indices (9 Bde., Lond. und Lpz. 1822—26) und W. Dindorf (3 Bde., Lpz. 1825); die in den Sammlungen der „Oratores attici“ von Bekker (Berl. 1825) und von Sauppe und Baier (Zür. 1842 fg.) und die von Bömel (Par. 1843). Unter den Ausgaben einzelner Reden heben wir hervor die „Orationes selectae“ von Bremi (Gotha 1829) und von Reuter (2 Bde., Augsb. 1833); „De corona“ von Dissen (Gött. 1837); „In Leptinem“ von F. A. Wolf (Halle 1789; 2. Aufl. von Bremi, Zür. 1831); „In Midiam“ von Buttmann (Berl. 1823; 3. Aufl., 1841), Blume (Straß. 1828) und Meyer (Halle 1832); „In Androtonem“ von Funckhanel (Lpz. 1832); „Philippicae“ von Bömel (3 Bde., Frankf. 1829—33) und Franke (Lpz. 1842) und „Olynthicae“ von Frottscher und Funckhanel (Lpz. 1834). Eine deutsche, durch auffallende Eigenthümlichkeiten merkwürdige Übersetzung lieferte Reiske (5 Bde., Lemgo 1764—68); die Staatsreden nebst der Rede für die Krone übersetzte F. Jacobs (2. Aufl., Lpz. 1833), die Rede für die Krone F. von Raumer (Berl. 1811), die Philippischen Reden A. G. Becker (Halle 1823—25), und die erste Philippische Rede im Auszuge G. Niebuhr (Hamb. 1831). Eine franz. Übersetzung gab Auger (6 Bde., Par. 1777; neue Aufl. von Planche, 1819—21) und eine engl. Leland (2 Bde., 1756—70; neueste Aufl. 1814). Vgl. A. G. Becker, „De als Staatsmann und Redner“ (Halle 1816; 2. Aufl., 1830), Westermann, „Quaestiones Demosthenicae“ (4 Abtheil., Lpz. 1830—37), Scholten, „De Demosthenae eloquentiae caractere“ (Utr. 1835), vorzüglich aber Böhnecke, „Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner“ (Bd. 1, Berl. 1843).

Demouffier (Charl. Alb.), franz. Dichter, geb. zu Villers-Coterets am 11. März 1760, ein Nachkomme Racine's, übte anfangs mit Erfolg das Geschäft eines Advocaten, das er aber bald aufgab, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Er schrieb Schauspiele, z. B. „Le consiliateur“ und „Les femmes“, die nicht ohne Wig sind, aber an Leere der Handlung leiden, Opem und Gedichte. Vorzugsweise aber haben seine „Lettres à Emilie sur la mythologie“ (6 Bde., Par. 1786; neueste Aufl., 1841; deutsch von Rosig und Jäntendorf, 6 Bde., Dresd. 1803—4) ihm einen Namen gemacht, denen man zwar mit Recht Oberflächlichkeit, Ziererei und Paradoriensucht zum Vorwurf macht, die aber doch mit Geist, Feinheit und Leichtigkeit geschrieben sind. Er starb am 9. März 1801. Mehrere seiner hinterlassenen Schriften erschienen als „Cours de morale, opusculs en vers et en prose, et théâtre“ (5 Bde., Par. 1804; neue Aufl., 1809). — Sein Onkel, Pierre Ant. D., geb. am 1. Aug. 1735 zu Lassigny, gest. 1803, war ein geschickter Ingenieur, der sich durch mehrere bedeutende Bauten berühmt gemacht hat.

Denar (Denarius) hieß in der röm. Republik eine anfangs nur in Silber ausgeprägte Münze. Dieselbe wurde zuerst im J. 269 v. Chr. im Werthe von zehn Assen ausgeprägt. Als durch die Lex Papiria das As (s. d.) verringert wurde, erhielt sie den Werth von 16 Assen, und erst Augustus stellte den alten Werth von zehn Assen wieder her. Als Silbermünze bestand der Denar bis zur Zeit Konstantin des Großen. Golddenare, im Werthe von zehn Silberdenaren, wurden seit 207 v. Chr. eingeführt und erhielten sich weit länger als die Silberdenare, bis in das späte Mittelalter. Von den Römern ging der Denar, wenigstens dem Namen nach, zu andern Völkern und in andere Länder über. In Frankreich und Deutschland (s. d.) bildete. Frankreich schlug in der neuern Zeit den Denier als kupferne Scheidemünze und nachher auch doppelte Deniers. Im J. 1758 wurden von den Franzosen auch Deniers als braunschweig. Landesmünze eingeführt. Dem franz. Denier ist der Denaro in den Staaten Oberitaliens nachgebildet, der ursprünglich so ausgeprägt wurde, daß deren

zwei ein Solbo ausmachen, nach und nach aber vielfache Reductionen erfuhr. In Russland ist die *Denga* an die Stelle des Denar getreten, die den Werth einer halben Kopeke hat, ursprünglich in Silber ausgeprägt wurde und seit 1655 kupferne Scheidemünze ist. Den röm. Golddenar nahmen von den Byzantinern die Araber an und nannten ihn *Dinar*. Der älteste bekannte arab. *Dinar* ist vom J. 77 der Hegira. Von den Arabern ging der *Dinar* zu den meisten Völkern des Morgenlands über. Noch gegenwärtig wird er, wenigstens dem Namen nach, von den Holländern für Java geprägt.

Dendera, ein Dorf in Oberägypten, am westlichen Ufer des Nil, von den Arabern *Berbe* genannt, hat seinen Namen vom alten *Lentyris* oder *Lentyra*, dessen Tempelruinen sich drei Viertelstunden davon in der Wüste befinden. Noch erkennt man vom alten *Lentyris*, das sich bis in die Zeiten *Theodosius* des Großen erhalten haben mag, eine große rechteckige Umwallung von Backsteinen, in die zwei reichgeschmückte Thore führen, und die außer einigen Bauten von geringerer Bedeutung, zum Theil aus der Römerzeit, ein jetzt fast ganz in Schutt vergrabenes *Typhonium* und den berühmten, wahrscheinlich der *Isis* gewidmeten, Haupttempel umschließt. Der letztere, ein Meisterstück der ägypt. Baukunst, das selbst auf die rohen Gemüther der Soldaten *Bonaparte's* im ägypt. Feldzuge einen wunderbaren Eindruck machte, ist eines der besterhaltenen Denkmäler des alten Aegyptens und zeichnet sich ebenso sehr durch die Großartigkeit und Reinheit der Architektur wie durch die sauberste Ausführung und einen unabherrlichen Reichthum von Hieroglyphen aus. Vorzüglich berühmt ist dieser Tempel durch die beiden in demselben befindlichen Thierkreise, die von den Franzosen bei ihrer Expedition nach Aegypten entdeckt und zuerst bekannt gemacht wurden. Der größere derselben befindet sich in der Decke des Porticus des Tempels, an deren beiden äußersten Abtheilungen die Zeichen in zwei Streifen vertheilt erscheinen; der kleinere, welcher die Thierzeichen in einer Spirallinie zeigt, befand sich an der Decke eines im zweiten Stockwerk am hintern Theil des Tempels befindlichen Zimmers und wurde im Sommer 1820 von einem Franzosen auf sehr barbarische Weise zum größten Theil herausgesägt, nach Frankreich geschafft und da der Regierung, die ihn dem ägypt. Museum einverleibte, für 150000 Francs verkauft. Auf beiden Thierkreisen folgen sich die Zeichen in der noch üblichen Ordnung, und merkwürdig ist nur, daß der Krebs als im Solstitium befindlich darauf verzeichnet erscheint. Aus dieser Abweichung vom gegenwärtigen Stande der Sonne glaubte man auf das Alter dieser Thierkreise zurückschließen zu können, und nur Das machte eine Differenz, ob man jenes Solstitium als Winter- oder als Sommersolstitium betrachtete. Nahm man jenes an, wie *Rhobe* in dem „Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder“ (Wresl. 1809, 4.), so ergab sich, da zur Zurücklegung eines einzigen Thierzeichens 2152 Jahre nöthig sind, daß die Thierkreise über 15000 Jahre alt seien; nahm man dieses an, wie *Littrow*, so kam ein Alter von 3228 Jahren heraus. Über diese Differenz und über das Alter der Denkmäler entspann sich deshalb unter den Gelehrten ein langer und weitläufiger Streit, der die verschiedensten Resultate hervorrief, wie denn *Fourier* die Entstehung der Denkmäler zwischen 2500 und 2100, *Dupuis* um 1300, *Lalande* um 1300 oder 1200, *Saint-Martin* zwischen 900 und 569, *Leprince* um 824, *Lenoir* um 770, *Biot* nicht vor 716, *Visconti* nicht vor 328, *Testa* nicht vor 300 v. Chr. und *Paravey* nicht vor den Zeiten der *Ptolemäer* setzte. *Letronne* in seinen „*Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité*“ (Par. 1824) suchte aus der Vergleichung des im Mumienkasten des *Petemenon* gemalten *Zodiakus*, der nur eine astrologische Bedeutung hat, zu erweisen, daß auch die Thierkreise von D. nur eine solche Bedeutung hätten, nicht aber eine astronomische, indem sie nichts als eine Art *Horoskop* der röm. Kaiser *Augustus* und *Tiberius* darstellten. *Champollion* endlich in der „*Lettre à Mr. Dacier*“ (Par. 1822) fand in der Nähe des runden Thierkreises den Titel *Autokrator* in phonetischer Schrift, bezog ihn auf den röm. Kaiser *Claudius* oder auf *Nero* und schloß daraus, daß die Thierkreise sowie der ganze Tempel aus der röm. Kaiserzeit stamme. *Goulianos* in seinen „*Bemerkungen über den Thierkreis von D.*“ (Dresd. 1832) will gar den Namen des Kaisers *Tiberius* in der Abkürzung *T B* neben dem Titel *Autokrator* angedeutet finden. Gegen die Schlüsse, welche man aus dieser Inschrift gezogen, macht jedoch *Parthey* in seinen „*Wanderungen durch Si-*

eilien und die Levante" (Bd. 2, Berl. 1840) mit Recht zwei Umstände geltend, einmal den rein altägypt. Stil des ganzen Gebäudes, den man in der Römerzeit unmöglich weder so treu habe nachahmen können noch wollen, wie die ganz in der Nähe liegenden Ruinen eines Gebäudes in röm. Baustil beweisen, und dann, daß sich in dem Tempel einige dem Auge Champollion's entgangene Pharaonenringe mit den Namen Thutmosis III. und Rhamfes III. und IV. befinden, welche den Beweis liefern, daß jene und noch andere am Tempel befindliche Inschriften mit den Namen von Ptolemäern und röm. Kaisern nichts anderes als gewöhnliche Proskynemata sind. Der Streit über die Bedeutung und das Alter der Thierkreise wird indeß auch hierdurch noch nicht völlig gelöst, da daraus nur so viel hervorgeht, daß der Tempel zur Zeit der gedachten Pharaonen gestanden haben muß. Vgl. außerdem L. Ideler, „Über das Alter des Thierkreises" (1838), A. W. von Schlegel, „De zodiaci antiquitate et origine" (1839) und Letronne, „Sur l'origine du zodiaque grec" (1840).

Dendermonde oder **Termonde**, Stadt und Festung in der belg. Provinz Ostflandern, am rechten Ufer der Schelde zu beiden Seiten der hier in dieselbe einmündenden Dender, zählt über 7500 E., die mit Leinwandbleichen, Brauerei, Hut-, Chlor-, Taback-, Papier- und Tüllfabrikation sich beschäftigen. Auch befinden sich in D. eine Baumwollenspinnerei und eine Salzraffinerie; in der Umgegend wird der feinste Flachs Flanderns gezogen. Namentlich die genannten Fabrikate sind die Hauptgegenstände eines sehr lebhaften Handels. Ubrigens bestehen in D. mehre wissenschaftliche Institute, z. B. eine Akademie der Zeichen- und Baukunst, und sehr ansehnliche Anstalten der Wohlthätigkeit.

Dendriten heißen Steine mit baum-, strauch- und moosartigen Zeichnungen. Am gewöhnlichsten finden sich solche Zeichnungen im Kalk- und Mergelstein. Manche Dendriten lassen sich schleifen und werden zu Kunstfachen verarbeitet.

Dendrolithen, versteinerte Baumstämme oder Stücke derselben, kommen in allen Erdgegenden in den sogenannten secundären Formationen, zumal im Kohlengebirge, vor, und sind sonach Reste einer untergegangenen Schöpfung. Ihre Größenverhältnisse sind sehr verschieden, denn während an einigen Orten wahrhaft riesige Stämme sich finden, an welchen oft sogar Äste erhalten sind, Früchte und selbst Blätter (diese als Abdrücke) beobachtet werden, entdeckt man anderwärts nur Splitter, die aber von Bäumen herrühren, die mit solchen, welche gegenwärtig an denselben Orten wachsen, nichts gemein haben, z. B. die schönen Palmenstämme an der Chemnitz in Sachsen u. s. w. Gemeinlich sind solche Hölzer in Asch ver wandelt, oder auch in Pechstein, wenn sie in alten, durch vulkanisches Feuer veränderten Schichten vorkommen. Über den Hergang ihrer Entstehung sind die Meinungen noch immer getheilt. Mehre sind so hart und schönfarbig, daß man sie zu allerlei Kunstfachen verarbeitet. Sehr dünngeschliffene Blättchen derselben lassen unter dem Mikroskop die Structur des Holzes erkennen, sodaß es den Botanikern, die durch anatomische Kenntniß jetzt lebender Hölzer unterstützt wurden, möglich gewesen ist, viele, wenigstens in Bezug auf die botanischen Familien, zu deuten, welchen sie angehört haben. Brongniart war einer der ersten Forscher in diesem Gebiete. Ihm sind viele Andere gefolgt, unter welchen gegenwärtig besonders Unger sich auszeichnet. Die ältern Botaniker und Geognosten haben sich nicht, oder wenigstens ohne Erfolg, bemüht, systematische Kennzeichen jener vorweltlichen Vegetabilien zu entdecken.

Dendrometer, d. i. Baummesser, heißt ein Instrument behufs der Schätzung der Höhe eines Baums, des Durchmessers seines Stamms und seiner Holzmasse. Mittels des Dendrometers kann man auch die Höhe und die Entfernung von Gegenständen, z. B. von Bergen oder Thürmen, zu denen man, z. B. eines Flusses wegen, mit ziemlicher Genauigkeit messen. Mit Verbesserung des Dendrometers beschäftigten sich besonders die Engländer Whittel und Duncombe und die Deutschen Jung, Burgsdorf, Hösch, Späth, Busch und Kielmann. Letzterer erfand den Baummesserkreis, der sich von dem Dendrometer insofern unterscheidet, als mittels desselben jede beliebige Stelle bei jeder Lage eines Baumstamms gemessen und der Durchmesser genau gefunden werden kann.

Denham (Sir John), unter den beschreibenden Dichtern der Engländer durch sein „Cooper's hill" ausgezeichnet, ein Gedicht, womit er eigentlich den Ton anschlug für die Landschafts- und Naturmalerei, die später den engl. Parnas überwucherte, war zu Dublin 1615 geboren. Er führte auf der Universität zu Dorset ein sehr unregelmäßiges Leben und ließ

früher in London durch leidenschaftlichen Hang zum Spiele von seinen juristischen Studien abziehen. Seinen erzürnten Vater zu versöhnen, schrieb er gegen die Spielsucht sein „Essay upon gaming“. Einiges Aufsehen machte sein Trauerspiel „The Sophy“, obwohl es sich nicht über das Mittelmäßige erhob. Jeder dramatische Dichter war in der Rebellion gegen König Karl Stuart von selbst Royalist. Auch D. wurde im königlichen Heere angestellt; da ihm aber das Kriegsleben nicht gefiel, ging er mit dem Hofe nach Drford, wo er 1643 sein Gedicht „Cooper's hill“ herausgab, das aber trotz der geistreichen Zierlichkeit, Lebhaftigkeit der Schilderungen und des trefflichen Versbaus so wenig als andere Dichtungen dieser Art einen selbständigen Charakter hat und sein inneres Interesse nur durch die didaktischen Stellen erhält, mit welchen die Beschreibung durchwebt ist. Später wurde D. zu mehren Geschäften gebraucht und seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart durch Würden und Ämter belohnt. Eine unglückliche zweite Heirath, die er in höherm Alter einging, brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnsinn. Nach seiner Genesung dichtete er die in England sehr geschätzte Legie auf den Tod des Dichters Cowley. Er starb am 19. März 1668 und wurde in der Westminsterabtei neben Chaucer, Spencer und Cowley begraben. Seine Werke wurden zuerst 1684 gesammelt (neue Aufl., Lond. 1704).

Denham (Dixon), berühmt durch seine Reisen in Afrika, denen die Erdkunde manche Aufschlüsse verdankt, geb. 1785, erhielt seine Bildung in der königlichen Kriegsschule zu London und diente dann in dem span. Kriege gegen Napoleon. Erst im J. 1821 setzte er seinen längst gehegten Wunsch, eine Reise nach Timbuktu in Afrika zu unternehmen, ins Werk. Mit Geist entwarf er hierzu einen Plan, der später Gordon Laing (s. d.) zum Begleiter diente. Allein die Regierung hatte bereits einen andern Plan entworfen und dessen Ausführung Dubney und Clapperton übertragen, denen sich anzuschließen er die Erlaubniß erhielt. Schon am 21. Nov. 1821 traf er mit seinen Reisegefährten zu Tripolis zusammen. Im Febr. 1822 brachen sie nach Murzuk in Fezzan auf und am 4. Nov. erreichten sie Lari, die nördlichste Grenzstadt des Königreichs Bornu am Tschadsee. D. besuchte von hier aus den letztern, dessen geographische Lage er bestimmte, und begab sich dann nach Kuka, der Residenz des Beherrschers von Bornu, wo er einem Kriegszuge gegen die Fellatahs beiwohnte. Hierbei verwundet und gefangen genommen, gelang es ihm doch durch seine Geistesgegenwart zu entkommen und nach namenlosem Ungemach mit den Trümmern des Heers Bornu wieder zu erreichen, von wo aus er dann eine Reise den südlich in den Tschadsee einmündenden Scharyfluß aufwärts unternahm. Tiefere von ihm beabsichtigte Forschungen in dem Reiche Bornu vereitelten das Mißtrauen und die Wildheit der Bewohner. Mit Clapperton unternahm er dann, als Dubney am 12. Jan. 1824 gestorben war, die Reise nach Sakkatu im Reiche der Fellatahs und kehrte mit ihm im Apr. 1825 über Tripolis, Italien und Frankreich nach seinem Vaterlande zurück. Zu Ende des nächsten Jahres ging er, inzwischen zum Oberstlieutenant befördert, nach Sierra-Leone, um den Zustand der dortigen Negercolonie zu untersuchen und eine Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen. Nach dem Tode des Capitain Owen wurde er zum Statthalter der Colonie ernannt, wodurch sich ihm Mittel und Wege zu neuen Entdeckungen im Innern Afrikas eröffneten; allein schon im Juni 1828 starb er in Sierra-Leone. Seinen Reisebericht enthält die von Barrow herausgegebene „Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824 etc.“ (Lond. 1826, 4.).

Denina (Giacomaria Carlo), ital. Literatur und Geschichtschreiber, geb. am 28. Febr. 1731 zu Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften und erhielt 1754 die Professur der Humaniora zu Pignerol, der er aber wegen einer der Geistlichkeit mißfälligen Komödie, die er verfaßt hatte und nach damaliger Sitte durch seine Schüler aufführen ließ, verlustig wurde. Schon nach wenigen Jahren wurde er indeß wieder als Professor der Rhetorik an dem Collegium und der Universität zu Turin angestellt. Allein die Mönche waren ihm einmal feind; sein Fall war beschloffen, obschon der König D. selbst unterstützte. Wegen des heimlichen Abdrucks seiner Schrift „Dell' impiego delle persone“ (2 Bde., Flor. 1777; neue Aufl., Tur. 1803), worin er namentlich nachzuweisen suchte, wie man die Mönche in nützliche Glieder des Staats umwandeln könne, wurde er seiner Stelle wieder entsetzt, auf einige Zeit in das Seminarium zu Vercelli geschickt, dann nach seiner Heimat verwiesen

und erst 1781 ihm erlaubt, nach Turin zurückzukehren. Im Sept. 1782 folgte er einem Rufe Friedrich des Großen nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen wurde. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Universität zu Turin, doch noch ehe er dieses Amt angetreten, übertrug ihm Napoleon in Folge der Dedicatio seines „Clef des langues“ (3 Bde., Berl. 1804) die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars zu Paris. Hier starb er am 5. Dec. 1813. Eine seiner ersten größern Arbeiten war der „Discorso sopra le vicende della letteratura“ (2 Bde., Tur. 1761; 4 Bde., Tur. und Carmagnola 1792—1811; deutsch von Seeben, 2 Bde., Berl. 1785—87). Sein Werk „Delle rivoluzioni d'Italia“ (3 Bde., Tur. 1769—70, 4.; deutsch von Volkman, 3 Bde., Lpz. 1771—73), welches er in spätern Ausgaben (5 Bde., Ven. 1800) fortsetzte, zog ihm vielfache Anfeindungen von Seiten der Vertheidiger der geistlichen Freiheiten zu. Seine „Storia politica e letteraria della Grecia libera“ (4 Bde., Tur. 1781—82; deutsch von Dau, 2 Bde., Flensb. 1783—85), ein für jene Zeit schätzbares Werk, arbeitete er während seiner Verbannung. Unter seinen übrigen meist franz. Werken, die er zum größten Theile in Berlin schrieb, erwähnen wir den „Essai sur la vie et le règne de Frédéric II“ (Berl. 1788), „La Prusse littéraire sous le règne de Frédéric II“ (3 Bde., Berl. 1790—91), „Guide littéraire“ (3 Bde., Berl. 1794—96), die Resultate seiner 1791 nach Piemont unternommenen Reise; „La Russiade“ (Berl. 1799—1800), ein Heldengedicht zur Verherrlichung Peter des Großen, angeblich aus einem ungedruckten griech. Originale, die „Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien“, nach D.'s ital. Handschrift ins Deutsche übersezt von Straß (3 Bde., Berl. 1800—3) und „Rivoluzioni della Germania“ (8 Bde., Flor. 1804); ferner das „Tableau hist., statist. et moral de la haute Italie et des Alpes qui l'entourent“ (Tur. 1805) und die „Storia dell' Italia occidentale“ (6 Bde., Tur. 1809—10). Der Einfluß franz. Denkweise ist in seinen Schriften unverkennbar, und seine sonst leichte und gefällige Darstellung von franz. Geschwägigkeit nicht ganz freizusprechen.

Denis (Joh. Michael Kosmus), einer der vorzüglichsten Bibliographen Deutschlands, der sich um die Bücherkunde in einer Zeit verdient machte, wo dieselbe noch keinen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, war am 27. Sept. 1729 in der damals bair. Stadt Schärding am Inn geboren. Von seinem Vater Joh. Rud. D., einem Rechtsgelehrten, hatte er jene große Liebe zu den Büchern geerbt, die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete, doch entwickelten sich auch sehr bald bei seiner lebhaften Phantasie und bei einer gewissen Weichheit des Gemüths seine poetischen Anlagen und eine Vorliebe für Beschäftigung mit der Naturgeschichte. Im zehnten Jahre dem Gymnasium der Jesuiten zu Passau zugeführt, betrieb er mit Eifer die classischen Studien. So mangelhaft der Unterricht in der deutschen Sprache damals war, so bildete er doch namentlich seine poetischen Anlagen nach den dürftigen Vorbildern jener Zeit nicht ohne Glück aus. So vorbereitet trat er 1747 in den Jesuitenorden, dem er, während seines Noviziats fast von allen ästhetischen und classischen Studien ferngehalten, mit Eifer sich hingab und für welchen er bei der seltensten Duldbarkeit, die ihm eigen war, die entschiedenste Vorliebe bis in das höchste Lebensalter, namentlich aus dem Grunde behielt, weil er die wissenschaftlichen Leistungen desselben schätzte. Nachdem er nachher als Repetent der hebr. Sprache in dem akademischen Collegium zu Wien sowie als Lehrer in Grätz, Klagenfurt und Judenburg fungirt hatte, wurde er zwar 1756 zum Priester geweiht, auch bald nachher zu einer geistlichen Wirksamkeit in Presburg berufen, 1759 aber wegen Kränklichkeit als Lehrer an das Collegium Theresianum zu Wien versetzt. Im J. 1773 erhielt er unter dem Titel eines Vorstehers die Aufsicht über die jener Lehranstalt vermachte, später nach Lemberg gebrachte Garelli'sche Bibliothek. Dieses Amt führte ihn zu einem gründlichen Studium der Bibliographie und als Frucht ausdauernder Beschäftigung mit der ihm untergebenen Büchersammlung erschienen seine „Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek“ (Wien 1780, 4.). Bei der Aufhebung des Theresianum im J. 1784 wurde D. vom Kaiser Joseph zum zweiten, 1791 aber zum ersten Custos bei der Hofbibliothek, zugleich mit dem Titel eines Wirklichen Hofraths, ernannt. In dieser Stellung wirkte er mit allgemeiner Anerkennung und galt für weite Kreise in bibliothekarischen und bibliographischen Beziehungen als Auctorität. Er starb am 29. Sept. 1800. Durchaus liebenswürdig in

seinem Charakter, hat er nicht allein um die Hebung der Bibliographie unbestreitbare Verdienste sich erworben, sondern es gebührt ihm namentlich auch die Anerkennung, daß er viel zur Bildung des Geschmacks und Veredelung der deutschen Sprache in Oestreich beigetragen hat. Er wagte in dieser Beziehung manchen für seine Zeit und für die Umstände, unter denen er lebte, bedenklichen Schritt, wie ihn ein weniger beliebter und in Bezug auf Gelehrsamkeit minder geachteter Mann kaum hätte wagen dürfen. Dahin gehört namentlich, daß er protestantische Dichter, wie den von ihm hochverehrten Klopstock, mit dem er im Allgemeinen auch den Haß des Reims theilte, Gellert, auf dessen Tod er ein schönes Gedicht verfertigte, den gegen Oestreich dichtenden Gleim und andere Dichter unbedenklich in seinem Vaterlande empfahl und sogar Auszüge aus ihren Schriften zu pädagogischen Zwecken veranstaltete. Sein Studium des Ossian, von dessen Werken er zuerst in Deutschland eine Uebersetzung, zugleich mit seinem eigenen unter dem anagrammatischen Namen des Bardens *Sined* gedichteten Liedern, herausgab („Ossian's und Sined's Lieder“, 5 Bde., Wien 1784; 2. Aufl., 6 Bde., 1791 fg.), wirkte auf seine dichterischen Erzeugnisse wesentlich ein, in denen er, ohne hervorstechende Eigenthümlichkeit, der durch Klopstock eingeführten Bardendoesie huldigte. Seine vielen in guter Sprache verfaßten lat. Gedichte erschienen gesammelt unter dem Titel „*Carmina quaedam Denisii*“ (Wien 1794, 4.). Von seinen übrigen zahlreichen Schriften, welche, soweit sie Bibliographie betreffen, sich durch die größte Zuverlässigkeit und Sorgfalt auszeichnen, sind noch folgende zu nennen: „Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde“ (Wien 1774), „Grundriß der Literargeschichte“ (Wien 1776), „Einleitung in die Bücherkunde“ (Wien 1777, 4.; 2. verb. Aufl., 1795—96), „Wiens Buchdrucker-geschichte bis MDLX“ (Wien 1782, 4.; nebst „Nachtrag“, 1793, 4.), „*Annalium typographicorum Mich. Maittaire supplementum*“ (2 Bde., Wien 1789, 4.), „*Codices manuscripti theologici bibliothecae palatinae vindobonensis latini aliarumque Occidentis linguarum*“ (2 Bde., Wien 1794—1802, Fol.) und „*Lesefrüchte*“ (2 Bde., Wien 1797).

Denkart heißt im Allgemeinen die Beschaffenheit der Gedanken, sofern sie durch rechten oder falschen Gebrauch der Seelenkräfte selbst bestimmt wird; so ist z. B. beim Wahnsinn die Denkart gestört. **Denkungsart** ist die Art und Weise, sittliche Dinge nach gewissen Grundsätzen zu beurtheilen, und es fällt daher Denkungsart fast ganz mit Dem zusammen, was man sonst den **Charakter** (s. d.) nennt. So beruhte z. B. Sancho Pansa's Denkungsart auf dem Grundsatz: Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe. Die Denkungsart eines Menschen offenbart sich in seinen Handlungen, die eines Volks oder einer Volksclasse größtentheils in den Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten.

Denken, in der weitesten Bedeutung, bezeichnet die Thätigkeit der Kräfte eines vernünftigen Geistes; unter Denken im engeren Sinne versteht man das nicht unmittelbar von außen angeregte Vorstellen des Geistes, und unter **Denkvermögen** oder **Intelligenz**, im gemeinen Leben Vernunft, oder Verstand im Gegensatz der Sinnlichkeit genannt, das Vermögen der nicht sinnlichen Erkenntniß. In einem noch engeren Sinne unterscheidet man das Denken, auch das formale logische Denken genannt, von dem Erkennen im eigentlichen Sinne, insofern dieses auf wirkliche Gegenstände gerichtet ist, während bloße Gedanken auch leere Gedanken sein können. In diesem Sinne genommen, gehört zu dem Denken das Begreifen und Bilden der Begriffe, nach der ältern Terminologie Verstand im engsten Sinne, das Urtheilen und das Schließen oder die Vernunft im logischen Sinne. Die Gesetze, welche das Denken beirteilen nicht immer befolgt, da es auch verkehrte, widersprechende, unzusammenhängende Gedanken und Gedankenreihen gibt, sondern befolgen soll, wenn es wenigstens auf formelle Nichtigkeit Anspruch machen will, nennt man gewöhnlich **Denkgesetze** (logische Gesetze), die sich auf den Grundsatz der **Identität** (s. d.) oder des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten (*exclusi medii seu tertii inter duo contradictoria*) und das Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz zurückführen lassen. In Beziehung auf diese Gesetze sind die Vorzüge des Denkens Einheit oder Widerspruchlosigkeit, Bestimmtheit oder Deutlichkeit, Zusammenhang und Consequenz. Das Denken ist so verschieden, wie die geistige Bildung der Menschen überhaupt. Im Allgemeinen unterscheidet man das gemeine und das methodische gebildete (s. **Logik**), ferner das abstracte und con-

crete und seit Hegel das abstracte und speculative Denken. (S. Abstract, Concret, Dialektik und Speculation.)

Denkfreiheit. Da das Denken eine innere, durch äußern Zwang gar nicht bestimmbare Thätigkeit des Menschen ist, so kann die Denkfreiheit Niemandem genommen werden und unmittelbar gar kein Gegenstand des äußern Rechts und Gesetzes sein. Indessen ist ein indirecter Zwang von außen doch auch hier insofern denkbar, als von den Staaten zuweilen eidliche Erklärungen über die innere Überzeugung oder Versicherungen, daß man sich von irgend einer Regel des Glaubens nicht entfernen wolle (Glaubensbekenntnisse, Widerruf angeblicher Irrlehren, Teseid in England u. s. w.), gefordert und die Weigerungen als Verbrechen bestraft wurden, und dann insofern, als in frevelhafter Weise die Erziehung zum eigenen richtigen Denken durch Beschränkung der Lehrer, Anstellung unfähigter Subjecte an den Lehranstalten und Anordnung einer den Geist erlahmenden Lehrmethode gehindert wurde.

Denkmale oder Monumente nennt man im Allgemeinen Alles, was als Zeichen der Vergangenheit gewisse Erinnerungen an dieselbe erweckt, wie die Gräber der Helden (s. d.) in Deutschland, vorzüglich aber Gegenstände der menschlichen Kunst; im engeren Sinne die artistischen oder eigentlichen Kunstdenkmale. Von letztern haben viele einen innern Gehalt, indem sie an sich als Werke der schönen Kunst gefallen (s. Alterthum, Antike und Archäologie), andere (Denkmale im engsten und gebräuchlichen Sinne) nur einen äußern, sofern sie das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten der Nachwelt überliefern. Zu den Denkmalen bestimmter Personen, die man Ehrendenkmale nennt, gehören auch die Trauermonumente und Grabmäler. Dergleichen Denkmale finden wir aus allen Zeiten und bei allen Nationen, vom ersten rohen Versuche der Kunst bis zur höchsten Vollendung. Die ältesten, die wir kennen, sind die Pyramiden (s. d.) und Obelisken (s. d.) Aegyptens, die riesenhaften Pagoden (s. d.) des alten Indiens und die pers. Königsgräber in den Trümmern von Persepolis (s. d.), welche alle durch ihre kolossale Größe und erhabene Einfachheit Ehrfurcht gebieten. Durch Schönheit und Geschmack in der Ausführung zeichnete sich aber Griechenland in dieser Hinsicht vor allen andern Ländern aus, wo man den Siegern in den feierlichen Spielen ebenso wie den Helden in der Schlacht und andern um Staat und Wissenschaft verdienten Männern prächtige Ehrendenkmale errichtete. Daher erwuchs allmählig die große Menge von Tropäen und Statuen, die noch jetzt in dürftigen Überresten uns zur Bewunderung hinreißen. Als die Römer mit den Griechen in der Kunst zu wetteifern begannen, blieben sie hinter diesen auch in der Errichtung von Denkmalen nicht zurück, und eine ganz eigenthümliche Gattung bildeten bei ihnen die Triumphbogen (s. d.). Die frühesten Denkmale bei den Griechen und Römern waren unstreitig die Grabmale zur Aufbewahrung der Asche oder die zur Ehre des Verstorbenen errichteten Kenotaphien (s. d.). Das berühmteste Denkmal dieser Art war das sogenannte Mausoleum (s. d.). Auch das neuere Europa hat Denkmale aller Art und in ziemlicher Menge aufzuweisen, die in ihrem Stile ebenso verschieden sind wie in ihrem künstlerischen Werthe. Namentlich hat man auch seit der Mitte des vorigen Jahrh. auf Pflege, Beschreibung und Zeichnung der vorzüglichsten Denkmale große Sorgfalt verwendet, und vorzüglich verdanken wir den Franzosen und Engländern die nähere Kenntniß der alten Denkmäler Aegyptens, Griechenlands und Algeriens. Die Westminsterabtei in London, Santa Croce in Florenz, sowie Paris, München, Berlin und Petersburg bieten jetzt schöne Muster des Zweckmäßigen und Nachahmungswerthen dar. Eine ziemlich gute Sammlung gab de Luberfac heraus unter dem Titel „Discours sur les monuments publics de tous les âges et de tous les peuples“ (Par. 1776, Fol.). Nach den verschiedenen Mythenkreisen stellte Raoul Rochette die auf seinen Reisen in Italien und Sicilien im J. 1826 gesammelten Monumente zusammen in den „Monuments inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine“ (Par. 1828 fg., Fol.). Besonders wichtig für die Sculptur vom 13. Jahrh. an bis auf Canova herab sind die „Monumenti sepolcrali della Toscana, disegnati da Vinc. Gozzini e incisi da Giov. Paolo Lasinio, sotto la direzione dei Sign. P. Benvenuti e L. de Cambray-Digny“ (Flor. 1819, Fol.), worin die Werke von Ghiberti, Donatello, Michel Angelo u. A., die Grabmäler der Mediceer u. s. w. beschrieben sind. Vieles erwartet man von der für die Aufzeichnung der alten Monumente in Griechenland von Seiten der griech

Regierung eingesetzten Commission (s. Athen), wie denn auch Frankreich für Erhaltung/Abzeichnung und Beschreibung der alten Denkmale des jetzigen Algeriens Sorge trägt.

Einen besondern Abschnitt in der Geschichte der Denkmale bildet die neueste Zeit, indem das letzte Jahrzehnd sich ganz besonders bemüht, verdienten und hervorragenden Männern eine Auszeichnung durch Aufstellung eines Ehrendenkmal's, häufig in einem sehr bescheidenen Maasstabe, zukommen zu lassen. Nur einige der wichtigsten heben wir hier nach den verschiedenen Ländern heraus. In England zunächst erinnern wir an die Statuen Huskisson's in Liverpool, Canning's in Westminster in der Nähe des Parlamentshauses, Grey's in Newcastle, Wilberforce's in Hull (1833), des Herzogs von Sutherland zu Beaubraggie in Schottland, James Watt's zu Greenock in Südscottland (1838) und des Herzogs von Bridgewater in Manchester; die bronzene Kolossalstatue des Herzogs von York (1834) und die bronzene Reiterstatue Georg's III. (seit 1836); ferner an die Denkmale des Herzogs von Wellington in Greenwich, Shafspeare's auf einer Höhe nahe am Themseausflus und W. Scott's in Edinburg und Glasgow. Frankreich, das sich besonders seit der Julirevolution beieferte, die Anerkennung des Verdienstes auch durch die Kunst der Nachwelt zu überliefern, besitzt namentlich in Paris (s. d.) eine Masse großartiger Denkmale, unter denen wir nur an die Vendôme'säule, die wieder mit der Statue Napoleon's geziert ist, sowie überhaupt an Das, was zum Andenken an den Kaiser, den man von Helena wieder nach Paris geführt, gethan, desgleichen an den Triumphbogen, an Lafayette's, Casimir Périer's, Dampierre's und Hoche's Statuen erinnern. Eins der großartigsten Monumente ist die Boulogner Säule zum Andenken an die von Napoleon eigenhändig vorgenommene Auftheilung der Ehrenlegionskreuze im J. 1804. Bessières und Murat erhielten zu Cahors, Kleber zu Strasburg, Mortier zu Lille, ebenso Corneille zu Rouen, Montaigne und Montesquieu zu Bordeaux, Fénelon zu Cambrai, Rabelais zu Meudon, Cuvier zu Montbeillard, Bodelieu zu Rouen, Jacquard in Lyon, Gutenberg in Strasburg Ehrendenkmale. Auch Belgien und Holland blieben nicht ganz zurück, namentlich sind zu erwähnen das Denkmal auf der Place des Martyrs in Brüssel und die Statuen van Eyck's zu Brügge, Rubens' zu Antwerpen und Grétry's zu Lüttich. In Deutschland erhoben sich seit den Jahren der Befreiung treffliche Monumente zu Berlin und München. Das Andenken Schill's wurde 1835 durch ein Denkmal verberlicht, der Schwedenstein bei Lützen erhielt eine künstliche Überdachung von Guseisen und dem Fürsten von Schwarzenberg errichtete kindliche Liebe bei Leipzig 1838 ein Andenken. Außerdem gehören hierher die Denkmale für Schiller zu Stuttgart, für Gutenberg zu Mainz, im J. 1837 enthüllt, für Peter Scheffer zu Gernsheim, für Mozart zu Salzburg, für Goethe zu Frankfurt am Main, für Beethoven zu Bonn, für Hebel zu Karlsruhe, für Jean Paul Richter zu Bunsiedel, für Thaer in Leipzig, wozu 1843 der Grundstein gelegt wurde, und besonders das kolossale Hermannsdenkmal auf einer Höhe des Teutoburger Waldes; ferner die Denkmale für Friedrich II. zu Muppin, für Schwerin zu Prag, für den Herzog Eugen von Leuchtenberg in der Michaeliskirche zu München, 1830 errichtet, die Otto'säule zwischen Hohenbrunnen und Perlach vom J. 1833, die Wallhalla (s. d.) und andere vom König Ludwig von Baiern ausgeführte Prachtmonumente, das Denkmal des Königs Friedrich August zu Dresden, enthüllt 1843. In den östr. Staaten bezeichnete man in Mähren zwischen Brünn und Nauschnig die Stelle, wo Kaiser Joseph II. im J. 1769 den Pflug selbst führte, durch einen Obelisk; zu Innsbruck in der Schloßkirche erhielt 1834 Andr. Hofer und in Grätz Kaiser Franz I. ein Denkmal. Preußen, Osterreich und Rußland errichteten bei Arbisau, zwischen Teplig und Dresden, den dort gefallenen Kriegern drei Monumente. In Schweden, das schon früher Karl XII. und Linné durch Denkmale ehrte, wurde zu Upsala Gustav Adolf, dem Helden der protestantischen Freiheit, ein Obelisk, Gustav Erikson Wasa ein Denkstein und dem Botaniker Thunberg ein Denkmal errichtet. In Dänemark begann mit Thorwaldsen eine neue Ara des monumentalen Schmuckes. In Rußland erhielten mehre blutgedüngte Schlachtfelder, wie das von Borodino, Tarutino u. s. w. großartige Monumente, die aber durch den Triumphbogen, der in Petersburg vor dem Rigaer Thore sich erhebt, und durch die riesenhafte Alexander'säule (1834) noch weit übertroffen werden. Erzstatuen wurden daselbst auch Kutusow und Barclay de Tolly errichtet; nicht minder erhielten Karamsin zu Simbirsk und Derzawin zu

Kasan Ehrenmonumente. Auch die Schweiz bewies ihre Dankbarkeit für Rousseau durch eine Bronzestatue auf der Rousseauinsel (1837) und für Zwingli durch ein Monument zu Kappel im Canton Zürich (1838). Selbst das neue Griechenland hat bereits mehren Helden des Freiheitstampfes Denkmale errichtet. In Kalkutta erhielt Lord Bentinck, in Bombay Sir Thomas Moore und in der Ebene von Quebeck der General Wolfe Denkmale.

Denkmünze, Schaumünze oder Medaille nennt man eine zum Andenken an berühmte Männer, merkwürdige Begebenheiten u. s. w. geschlagene Münze. Im Alterthume war der Gebrauch der Denkmünzen bei Griechen und Römern üblich, und ihre Medaillons sind noch gegenwärtig eine Zierde der Münzsammlungen. Diese numi maximi moduli (medaglioni) pflanzten sich von Rom nach Byzanz fort, und hier haben wir eine der schönsten Medaillen von Konstantin XIV., dem letzten Kaiser von Byzanz. Auch Mahomed II. verewigte die Eroberung von Konstantinopel durch eine Medaille. Nach der Eroberung Konstantinopels verbreitete sich der Gebrauch der Denkmünzen zunächst in Italien, wohin sich die vorzüglichsten Künstler aus Konstantinopel gewendet. Früher wurden dieselben einseitig gegossen und mit dem Griffel überarbeitet, wie z. B. die Medaille auf Johannes Pico, Herrn zu Mirandola, gest. 1494; zweiseitige Denkmünzen kamen erst später auf. In letztern zeichnen sich ganz besonders folgende bewährte Künstler des 15. Jahrh. aus: Victor Pisano (s. d.), auch Pisanello genannt, Mattheus du Pastis, Andreas di Cremona und Paulus da Nagusio. Einer der schönsten Medaillons dieser Periode ist der von Pisano, auf Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand, in Silber. Vgl. Lédouan Tannezi, „Notice sur une médaille de Philippe-Marie Visconti“ (Par. 1816, 4.). Später begann man die Stempel in Stahl zu schneiden und die Medaillen zu prägen. In dieser Gattung erwarben sich den größten Ruf Jo. Cavinius oder Cavinius, Vict. Camelinus, Bervenuto Cellini (s. d.), Jo. Bernhardus e Castro Bononiensi, Alex. Carfari und Nicolo Pisano (s. d.). Cavinius ist insbesondere bekannt durch die Nachbildung röm. Muster, worin ihm Alex. Bassianus treu zur Seite stand. Von Italien aus ging der Gebrauch der Denkmünzen nach Frankreich, England und Holland über; in Deutschland wurden sie erst unter Kaiser Maximilian I. verbreitet. War es einmal gewöhnlich, durch Schaumünzen das Andenken vergangener Zeiten zu erhalten, so konnte es nicht fehlen, daß auch ganze Folgen von Medaillen mit Bildnissen gefertigt wurden, um in Verbindung mit den allegorischen Darstellungen der Rückseiten das Andenken an die betreffende Person und die damit verknüpften Begebenheiten bleibend zu erhalten. So arbeitete Christian Bernuth in Gotha die röm.-deutschen Kaiser in 225 Stücken, desgleichen die Päpste in 250 Medaillen; Joh. Wost die franz. Könige von Pharamund bis auf Heinrich IV. und die Päpste von Urban VI. bis Gregor VIII.; Jean Daffier die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XIV. in 66 Medaillen, sowie die von England in 34 Stücken von Wilhelm dem Eroberer bis Georg II. und 25 Medaillen auf berühmte Männer; Arwed Karlsteen die Medaillen der schwed. Könige von Gustav I. bis Karl XII., und dieselbe Reihe, aber in größerer Ausdehnung, Joh. Karl Hedlinger (s. d.), der, als einer der fruchtbarsten und ausgezeichnetsten Medailleurs, auch außerdem eine große Anzahl sehr schöner Medaillen lieferte. Wigand Schärer entwarf die Reihe der Kurfürsten von der Pfalz (vollendet von seinem Sohn 1758), Urbani die der Herzoge von Lothringen, die der Päpste in 110 Medaillen sowie mehre einzelne Stücke für Spanien, die Pfalz u. s. w. Nic. Chevalier zeichnete sich durch satirische Denkmünzen aus; auch arbeitete er eine Reihe Medaillen zur Geschichte Wilhelm's III. von England. Zahlreiche Denkmünzen auf die Regierung Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. lieferten Mauger, Rottier, Bernard, Fleurimont u. A.; Kraft, Bestner Wirth und Widemann widmeten ihre Kunst der Lebensgeschichte der Kaiserin Maria Theresia. In der neuesten Zeit zeichneten sich Frankreich unter Napoleon und England durch ihre Medaillen aus. Vgl. Millin, „Histoire métallique de la révolution française“ (Par. 1806, mit 26 Kpfn.), Hennin, „Histoire métallique de la révolution française“ (Par. 1826, 4., mit 95 Taf.), Millingen, „Histoire métallique de Napoléon“ (Lond. 1819, 4., mit 60 Taf. und Supplement, Lond. 1821, 4., mit 14 Taf.) und Mudie, „National medals“ (Lond. 1820, 4.). Für die Geschichte Preußens sind die Medaillen unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. nicht ohne Interesse. In Baiern hat man neuerdings den Gebrauch der Alten,

die Denkmünzen auch als Geld zu prägen, wieder aufgenommen. Geld und Denkmünze zugleich sind die bair. Geschichtshaler. Die schönsten Medaillen in der neuesten Zeit verdankt Deutschland dem berliner Hofmedailleure Loos (f. d.); neben ihm sind zu nennen Abramson (f. d.), Krüger und König.

Denkübungen oder reine Verstandesübungen nennt man die in besondern Stunden, nach einem bestimmten Plane angestellten Übungen in Elementarschulen, wodurch die Erkenntnißkräfte, insbesondere der Verstand, angeregt und entwickelt werden. Sie wurden in dem letzten Drittel des vorigen Jahrh., im Gegensatz gegen das bis dahin übliche mechanische Einlernen positiver Kenntnisse, hauptsächlich durch *Basedow* (f. d.) und *Nochow* (f. d.) in den Elementarunterricht eingeführt, um dadurch die Aufklärung des Volks zu befördern. Sie fanden bald in den bessern Schulen Eingang und haben allerdings ihrer Zeit Gutes bewirkt, aber auch vielfach geschadet, weil sie die hauptsächlichste Veranlassung wurden, daß die einseitig formale Bildung des Verstandes auf Kosten der Gesamtbildung des Geistes das Übergewicht erhielt und die Erwerbung positiver Kenntnisse zu sehr vernachlässigt wurde. Den nachtheiligsten Einfluß hat die durch sie hervorgerufene Nüchternheit auf den Religionsunterricht gehabt, welcher, seines positiven Charakters entkleidet, bald in Begriffszersplitterung und flaches Raisonnement ausartete. In neuester Zeit ist man, wenigstens in den höhern Kreisen der Pädagogik, allgemein der Ansicht geworden, daß in besondern Stunden betriebene Denkübungen für Schulen unnöthig sind, da jeder Unterrichtsgegenstand so gehalten werden kann und soll, daß er in seiner Art die Denkkraft des Schülers weckt und entwickelt, und nur wenige mit der Zeit nicht fortgeschrittene Pädagogen reden jenen Denkübungen noch das Wort, wie denn dieselben auch noch in manchen zurückgebliebenen Schulen eine traurige Rolle spielen. Mit diesen formalen, durch *Krause's* „Versuch planmäßiger und naturgemäßer unmittelbarer Denkübungen“ (3 Bde., 4. Aufl., Halle 1826—34) auf die Spitze getriebenen Denkübungen dürfen übrigens die für die untern Classen der Schulen notwendigen Anschauungsübungen (f. d.) nicht verwechselt werden.

Denner (*Balthasar*), einer der ausgezeichnetsten Portraitmaler seiner Zeit, geb. zu Hamburg am 15. Nov. 1685, lernte die Kunst bei untergeordneten Malern, anfangs zu Altona, hernach zu Danzig; bessere Lehre und gediegenere Vorbilder fand er in der Natur. Neigung und äußere Verhältnisse trieben ihn der Portraitmalerei zu; mit seinem 24. Jahre ward sein Name berühmt, und die Fürsten, die Vornehmen und Reichen in Norddeutschland, in Dänemark, Holland und England überhäuften ihn mit Aufträgen. Es war sein Stolz, möglichst getreue Spiegelbilder der Natur zu liefern; einzelne Köpfe von alten Männern und Bauern hat er mit unsaglicher technischer Vollendung, bis auf die feinsten Poren, Aderchen und Lineamente des Gesichts, durchzuführen gewußt, und es werden diese Bilder, die Perlen seiner Kunst, in den Galerien als seltene Schätze aufbewahrt. Wenn die unendliche Ausführung derselben, die zugleich mit einer guten Totalwirkung verbunden ist, bewundert wird, so ist doch hinzuzufügen, daß ihnen das Höhere, der großartigere Puls des Lebens, der geistigere Gehalt, fehlt. Dennoch haben diese Bilder ihre große kunsthistorische Bedeutung. Sie gehören einer Zeit an, in welcher die Kunst fast überall, nach damaliger franz. Art, in oberflächlichen Manierismus versunken war; D. dagegen führte den Blick wieder auf die reine Natur zurück, und gerade, daß er bis in deren feinste Einzelheiten hinabstieg, daß er auch das Geringfügigste nicht verschmähte, mußte auf die Bestrebungen einer spätern Folgezeit wohlthätig einwirken. Er starb zu Hamburg am 14. Apr. 1747.

Denner (*Joh. Christian*), der Erfinder der Clarinette, geb. zu Leipzig 1655, kam acht Jahre alt mit seinen Altern nach Nürnberg, wo er nachher Instrumentenbauer wurde und 1707 starb. Auf die Erfindung der Clarinette wurde er durch Verbesserungsversuche der Schalmey geleitet. Außerdem fertigte er viele damals sehr gesuchte Flöten.

Dennewitz, ein kleines Dorf im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, eine Stunde südwestlich von Züternboge gelegen, erhielt historische Merkwürdigkeit durch die Schlacht am 6. Sept. 1813. Was den Marschall *Dudinot* bei *Grosbeeren* (f. d.) nicht gelingen war, sollte nach der Absicht *Napoleon's* Ney, unter ihm *Dudinot*, *Bertrand* und *Reynier* (das zwölfte, vierte und siebente Armeecorps), mit 70000 Franzosen, Sachsen und Polen voll-

bringen, nämlich Berlin erobern. Die Nordarmee der Verbündeten, unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden, schien am 4. Sept. über Zahna weiter nach Roslau vorrücken und dort über die Elbe gehen zu wollen. Ney zog daher, nach seiner Ankunft, das franz. Heer im besetzten Lager bei Thiesen unweit Wittenberg zusammen, verstärkte dasselbe möglichst durch frische Truppen und rückte am 5. Sept. auf der Straße nach Jüterbogk gegen Zahna los. Hier stand, unter dem preuß. Generalmajor von Dobschütz, die Vorhut der Heerschar von Tauenzien. Hestig von der bedeutenden Übermacht der Franzosen angegriffen, mußte Dobschütz, nach tapferer Gegenwehr, auf Zalmsdorf sich zurückziehen und endlich auch die hier eingenommene Stellung verlassen, jedoch erst, nachdem er den von Gadegast über Seyda zurückkehrenden Truppen des Generals Tauenzien die nothwendige Zeit zum Rückzuge verschafft hatte. Beide Colonnen, wieder vereinigt, bezogen am Abend vor Jüterbogk ein Bivouac. Sobald der General Bülow Nachricht von der ernstlichen Angriffsbewegung der Franzosen erhielt, eilte er dem General Tauenzien zu Hülfe. Zu dem Ende marschirte er, um dem Feinde in die Flanken und in den Rücken zu fallen, um die fünfte Nachmittagsstunde nach Kurzlipsdorf und Kaltenborn ab, wo seine Truppen in der Nacht, eine halbe Meile von den feindlichen Vorposten entfernt, eine verdeckte Stellung einnahmen. Am Morgen des 6. Sept. begann die Schlacht. Marschall Ney ließ zunächst den General Bertrand die Brücke über die Na passiren und das etwa 10000 M. starke Corps des Generals Tauenzien mit einer doppelt überlegenen Truppenzahl angreifen. Vier Stunden lang hatte sich Tauenzien in seiner gutgewählten Stellung vertheidigt, als er endlich der immer heftiger andrängenden Übermacht zu weichen begann. Doch jetzt, gerade zu gelegener Zeit, erschien endlich Bülow bei Niedergersdorf in der linken Flanke des Feindes und eröffnete ein heftiges Geschützfeuer. Die Franzosen stuzten, und diesen Augenblick des ersten Schreckens benutzte Tauenzien geschickt, um auf den Feind aufs neue einen gutausgeführten Cavalerieangriff zu machen, der die Verwirrung noch vermehrte. Als Ney die veränderte Lage der Dinge bemerkte, entsendete er das Armeecorps des Generals Reynier von Mohrbeck nach Niedergersdorf, um sich dem General Bülow entgegenzustellen, wo nun, namentlich zwischen der Division Durutte und den Truppen des Generals Thümen, ein heftiger Kampf entbrannte, der sich nach und nach immer mehr nach D. und später nach Gölsdorf hinzog. Schon begann auch hier, trotz der Anstrengung der daselbst kämpfenden Sachsen, die franz. Schlachtordnung zu weichen, als unerwartet der von Dohna nach D. berufene Marschall Dudinot mit dem zwölften franz. Armeecorps und der Cavalerie des Herzogs von Padua (30 franz. Bataillons unter Deckung einer schweren Batterie) heranrückte. Dieser Übermacht mußten nach verzweifelter blutiger Gegenwehr die Preußen weichen und Gölsdorf den Franzosen überlassen. Indes traf aber auch auf der preuß. Seite General Borstell, der wegen des späten Erscheinens der Schweden erst um 11 Uhr aus seiner Stellung von Kropstädt hatte aufbrechen können, mit der fünften Brigade auf dem Schlachtfelde ein, worauf sich der Kampf um Gölsdorf aufs heftigste erneuerte. Zugleich war die Hauptmacht der Schweden und Russen unter dem Kronprinzen näher herangerückt und hatte im Hintergrunde zwischen Kurzlipsdorf und Eckmannsdorf Stellung genommen; schwed. Geschütz wurde gegen Gölsdorf angefahren und schwed. und russ. Cavalerie näherten sich; das den Generalen Thümen und Tauenzien gegenüberstehende vierte franz. Armeecorps vermochte sich nicht mehr zu halten. Demgemäß entschloß sich Ney, die Schlacht aufzugeben und den Rückzug anzuordnen. Zur Deckung desselben rief er den Marschall Dudinot von Gölsdorf ab, damit er zwischen D. und Mohrbeck mit seinem Heertheil den geschlagenen rechten Flügel aufnehme; die Vertheidigung von Gölsdorf aber wurde den Sachsen überlassen, die nach einem kurzen blutigen Kampfe sich gleichfalls zum Rückzuge genöthigt sahen. Bald sah das zwölfte franz. Armeecorps sich selbst mit in die Flucht des vierten verwickelt, und da auch die franz. Cavalerie, die noch einmal zur Unterstützung des Rückzugs vorgehen mußte, mit leichter Mühe zurückgeworfen wurde, so war die Flucht allgemein. Man verfolgte den Feind, der sich nach der Gegend von Dahnie und Torgau zurückzog, an demselben Tage noch bis Körbitz und Wölfigkendorf. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlstatt fielen 5000 Gefangene, drei Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als die Verfolgung vor Torgau

auffhörte, betrug der Gesamtverlust der Franzosen gegen 20000 M., wovon die Hälfte Gefangene waren, 80 Kanonen und 400 Kriegswagen. Die Preußen zählten gegen 9000 Tode und Verwundete. In Folge dieses Siegs ließ der Kronprinz Wittenberg durch Thümen, Torgau durch Wobeser und Magdeburg durch Puttlig beobachten; er selbst ging mit dem Heere bei Rosslau über die Elbe und vereinigte sich im Anfange des Oct. mit Blücher.

Denomination, d. h. Benennung, wird sowol von der Ernennung zu einem Amte als von der Namhaftmachung der Zeugen in einem Proceffe gebraucht.

Denon (Dominique Vivant, Baron), franz. Künstler und Kunstkenner, geb. am 4. Jan. 1747 zu Châlons-sur-Saône, wurde in Paris, wohin er sich in der Absicht begeben, die Rechte zu studiren, durch Talente und Neigung dem Studium der bildenden Künste zugeführt. Er machte Glück in der Gesellschaft und schrieb ein Lustspiel „Le bon père“ (1769), das insbesondere den Damen gefiel. Ludwig XV., der ihn liebgewonnen hatte, ernannte ihn zum Gentilhomme ordinaire du roi und gab ihn der Gesandtschaft zu Petersburg bei. Nachher erhielt er eine Sendung in die Schweiz, wo er Voltaire's Portrait und das bekannte „Le déjeuner de Ferney“ zeichnete; hierauf bekleidete er sieben Jahre hindurch eine Stelle bei der franz. Gesandtschaft zu Neapel. Während seines Aufenthalts in Süditalien verband er sich mit dem Abbé Saint-Ron zur Herausgabe der „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile“ (Par. 1788, Fol.) und schrieb noch eine besondere „Voyage en Sicile“ (Par. 1788). Nachdem er die diplomatische Laufbahn verlassen, lebte er eine Zeit lang in Venedig, wo er namentlich in den Kreisen der geistreichen Gräfin Albrizzi glänzte. Die Aufmerksamkeit, welche die Revolution überall auf die Franzosen lenkte, vertrieb ihn aus Venedig sowie später auch aus Florenz und der Schweiz, sodas er sich genöthigt sah, nach Frankreich zurückzukehren. Von dem berühmten David beschützt, konnte er sich ungestört der Kunst und namentlich der Kupferstecherei widmen. Als Bonaparte, dessen eifriger Bewunderer er geworden war, nach Italien und später nach Aegypten ging, begleitete er ihn und bearbeitete, nach Frankreich zurückgekehrt, das Werk, das seinen Ruhm begründete, die „Voyage dans la Basse-et la Haute-Égypte“ (2 Bde., Par. 1802, Fol. und 3 Bde., 12. mit einem Atlas in Fol.; nachgedruckt in London mit verbessertem Text, 2 Bde., 4.). Die Kupferstiche, die er diesem Werke beigegeben hat, sind sehr treu und verrathen einen geschickten Zeichner. Auch hatte er als Mitglied des Agypt. Instituts den bedeutendsten Antheil an der von diesem herausgegebenen „Description de l'Égypte“. Von Bonaparte zum Generalinspector der Museen ernannt, entwickelte er in dieser Stellung eine große Thätigkeit. Während er den Kaiser auf seinen Feldzügen begleitete, hatte er besonders das Geschäft, in den eroberten Ländern die Kunstschatze auszuwählen, welche als Siegestrophäen nach Paris geführt werden sollten. Nach der ersten Restauration behielt er seine Aemter, die er erst nach der zweiten verlor, weil er sich 1815 dem zurückkehrenden Kaiser wieder genähert hatte; doch blieb er Mitglied des Instituts. Seitdem lebte er zurückgezogen und beschäftigte sich mit der Herausgabe seiner reichen Kunstsammlung, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollte und mit Vorarbeiten zu einer Geschichte der Kunst. Beendet wurde das Werk von Amaury Duval und herausgegeben unter dem Titel „Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciens que modernes, recueillis par Vivant D., pour servir à l'histoire des arts“ (4 Bde., Fol.). D. starb zu Paris am 27. Apr. 1825. Nach seinem Tode wurden seine Sammlungen, die zu seinen Lebzeiten jedem Kunstfreunde offen gestanden hatten, versteigert. Vgl. die „Description des objets d'art composant le cabinet de feu M. le baron D.“ (3 Bde., Par. 1826).

Dentatus (Marcus Curius), s. Curius Dentatus.

Denzel (Georg Friedr., Baron), franz. Brigadegeneral, geb. am 25. Juli 1755 zu Türkheim von protestantischen Eltern, studirte zu Jena Theologie und ging 1772 mit einem Regimente von Pfalzweibrücken als Feldprediger nach Nordamerika. Nach seiner Rückkehr ums J. 1783 wurde er Pastor zu Landau und heirathete die Tochter des dasigen Bürgermeisters. Vom Departement des Unterrhein in den Convent gewählt, erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wodurch er der Abstimmung im Proceffe Ludwig's XVI. entging. Auf seinen Betrieb wurde die Vereinigung mehrerer deutschen Städte an den Gren-

zen des Elfaß mit der Republik decretirt. Seines strengen und willkürlichen Verfahrens wegen denuncirt und zurückberufen, klagte er vor dem Convent nicht nur dem General Harambure des Royalismus an, sondern foderte auch die Absetzung des Generals Delmas. Als 1793 Landau in Folge eines angezettelten Verraths, in den man ihn selbst zu ziehen versucht hatte, an die Preußen übergeben werden sollte, hintertrieb er solches; er setzte den Gouverneur Laubadiere ab, ließ mehre Offiziere verhaften, cassirte die Civilbehörden und vereinigte fünf Monate hindurch bis zur Entsetzung der Stadt durch Hoche alle Gewalt in seinen Händen. Vor dem Convente namentlich durch einen der verhafteten Offiziere der Gewaltthätigkeit beschuldigt, kam er, ungeachtet der Verwendung der Bürgerschaft von Landau, in Haft, die erst mit dem Sturze der Schreckensherrschaft endete. Hierauf trat er wieder in den Convent und wurde dann in das Departement Lamanche gesendet, um den Terrorismus vollends zu unterdrücken. Im J. 1796 kam er in den Rath der Alten, in welchem er die Bildung der republikanischen Legionen betrieb und gegen die royalistischen Umtriebe auftrat. Noch in demselben Jahre wurde er Generaladjutant; als solcher wohnte er 1806 dem Kriege gegen Preußen bei und trat dann in den Generalstab. Sein menschenfreundliches Benehmen bei Auswechselung der Kriegsgefangenen brachte ihm mehre fremde Orden ein, und die Bürgerschaft zu Wien, wo er die Gouverneurstelle bekleidete, ließ eine Denkmünze auf ihn schlagen. Nachher wurde er nach Spanien gesendet; im J. 1812 folgte er der Großen Armee nach Rußland. Im Aug. 1813 erhob ihn Napoleon zum Brigadier, Offizier der Ehrenlegion und Baron und am 3. Apr. 1814 zum Marschal de Camp. Während der Hundert Tage wendete er sich wieder Napoleon zu und nahm Theil an der Schlacht bei Waterloo. Nach der zweiten Restauration blieb er im Dienste, bis er 1824 den Abschied erhielt, worauf er bald nachher starb. — Sein Sohn, franz. Cavalerie-Oberst, suchte 1822 mehre eine Verschwörung gegen die Bourbons beschuldigte, zum Tode verurtheilte Unteroffiziere durch Bestechung des Gefängnißwärters zu befreien und wurde dafür cassirt und zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Ein ausgezeichnete Offizier, schlug man ihn 1829 zum Obergeneral des griech. Heers vor.

Denunciation bezeichnet sowol die dem Gerichte ohne dessen Aufforderung gemachte Anzeige (s. d.) eines verübten Vergehens, als auch die noch jetzt übliche Abart des Anklageproceßes (s. Anklage), wo Jemand wegen ihm widersahrener Rechtsverletzung gegen den Verletzenden den Antrag auf Strafe bei Gericht stellt. Die Humanität der Strafgesetzgebung zeigte sich unter Andern auch darin, daß eine Anzahl theils geringfügiger, theils solcher Rechtsverletzungen, bei denen der Nutzen unbedingten, officiellen Einschreitens mit der Störung von Familienverhältnissen zu theuer erkauft sein würde, z. B. Ehebruch, Familien-diebstahl u. s. w., nur auf Antrag des Verletzten zur Untersuchung und Bestrafung gezogen werden. Die Zurücknahme der Denunciation kann in der Regel, gegen Erstattung der Kosten, bis zum Schluß der Untersuchung erfolgen. Die wissentlich falsche Denunciation wegen eines Vergehens bildet in den neuern Strafgesetzgebungen ein besonderes Verbrechen.

Denzel (Bernh. Gottlieb), ein geachteter Pädagog, geb. am 29. Dec. 1773 zu Stuttgart, wo sein Vater Kaufmann war, erhielt in den Seminarien zu Denkendorf, Maulbronn und Tübingen seine theologische Bildung, auf welche der Professor Storr den bedeutendsten Einfluß hatte, und kam dann als Erzieher in das Haus eines angesehenen Kaufmanns in Frankfurt am Main. Im J. 1806 wurde er zum Pfarrer in Pleidelsheim befördert, nachdem er einige Zeit Pfarrvicar gewesen war. Hier entwickelte sich seine Neigung zur Pädagogik. Seit 1811 als Inspector des neuerrichteten Schullehrerseminars und zugleich als dritter Diakonus nach Eßlingen versetzt, erhielt er 1817 von der nassauischen Regierung den Auftrag, das Schulwesen ihres Landes zu organisiren, den er auch vollführte. Noch in demselben Jahre wurde er zum Director und ersten Lehrer des Seminars zu Eßlingen befördert und gleichzeitig erhielt er von seiner Regierung den Charakter als Professor, von der nassauischen den eines Oberschulraths. Im J. 1822 bekam er den Titel als Rector und 1832 den Titel und Rang als Prälat. Er starb am 13. Aug. 1838. Rühmlichst hat D. als praktischer Pädagog gewirkt; in wissenschaftlicher Hinsicht sind seine Leistungen unbedeutend. Unter seinen Schriften ist zu nennen die jetzt bereits zum Theil nicht mehr genügende „Einleitung in die Elementarschulkunde und Schulpraxis“ (3 Bde., 3. Aufl., Stuttgart. 1825—35).

Deodant bezeichnet im engl. Rechte Alles, was als Veranlassung zum Tode eines Menschen dem Staate verfällt. (S. Coronet.) In der engeren Bedeutung, bloß auf Thiere beschränkt, ist das Deodant in dem mosaischen Gesetze begründet, die Ausdehnung desselben aber auf leblose Gegenstände scheint aus dem german. Rechte geflossen zu sein. Da indes das Deodant öfters in gar zu weiter Ausdehnung in Anspruch genommen wurde, so sind hierüber in neuerer Zeit einschränkende Bestimmungen eingetreten. Als Deodant verfallen auch alle bewegliche und unbewegliche Güter der Selbstmörder.

Departement heißt zunächst die Vertheilung einer Sache auf Mehre; so sagt man im Französischen le département des tailles, des quartiers, etc., d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militair u. s. w. Dann bedeutet es so viel als Geschäftsbezirk oder Behörde, in welchem Sinne es namentlich mit Ministerium gegenwärtig gleichbedeutend gebraucht wird. Endlich dient das Wort auch zur Bezeichnung eines größten Bezirks bei der Eintheilung eines Landes. In diesem letztern Sinne kam es besonders in Aufnahme, als in Frankreich während der Revolution durch den Beschluß vom 4. Nov. 1789 die frühere Landeseintheilung in Provinzen abgeschafft und eine neue, in Departements, eingeführt wurde, die nach der Menschenzahl, dem Flächeninhalt und den directen Steuern sich richten und durch welche noch insbesondere dem alten eingewurzelten Geiste des Provinzialheffes entgegenge wirkt werden sollte. Die Ausführung besorgte der Abbe Sieyès, und es wurde das Land in 83 Departements eingetheilt, die in der Folge durch die allmählichen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 sich vermehrten, nach dem Frieden von 1814 aber auf 86 wieder verminderten. Das Departement zerfällt in Frankreich wieder in Arrondissements, diese in Cantons, und diese in Gemeinden.

Depeschen nennt man die Correspondenz, die zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den von ihm abhängigen diplomatischen Agenten gewechselt wird. Fremden diplomatischen Agenten stellt man nicht Depeschen sondern Noten zu. Die Depeschen sind eigentlich von der einen Seite die fortlaufenden Ergänzungen der Instructionen und von der andern sind sie Berichte. Den Namen haben sie von der Nothwendigkeit ihrer schleunigen Besorgung.

Deployment, d. h. Entwicklung, Ausbreitung oder Entfaltung, bezeichnet in der Kriegssprache die Bewegung, wenn die Züge einer geschlossenen Colonne, welche wegen mangelnden Zwischenraums nicht durch schräges Herausziehen in Linie formirt werden können, sich zuvörderst durch den Marsch auf Linien, die mit der zu erreichenden Aufstellung gleich laufen, dem ihnen bestimmten Plage nähern und dann durch rechts- oder linksrum in denselben rücken. Indes wird dieser Begriff nicht überall so streng festgehalten, und es werden namentlich beim franz. Heere Entwicklungen geöffneter Colonnen, welche durch schräges Herausziehen der Züge erfolgen, ebenfalls Deployements genannt. Das Deployiren geschieht, um eine längere Feuerlinie zu erlangen, namentlich nach gelungenen Bayonnettangriffen, doch muß es stets im Geschwindigkeitsschritt und bei der Reiterei im Trabe ausgeführt werden. Bei dem preuß. Heere wurde es 1748 eingeführt.

Depönens heißt in der lat. Sprachlehre ein Zeitwort, welches zwar passive Form, aber transitive oder intransitive, im Allgemeinen also active Bedeutung hat. Der Name stammt von deponere, d. i. ablegen, weil diese Verba gleichsam ihre der passiven Form entsprechende Bedeutung abgelegt haben. Vgl. „Muthmaßungen über den Ursprung der Deponentia in der lat. Sprache“ (Münst. 1832).

Deportation, d. h. die Verbannung an einen bestimmten entfernten Ort, verbunden mit der Einschaffung an denselben, kam als eine Strafe unter den röm. Kaisern statt der alten Interdiction, durch die Einem Wasser und Feuer verboten wurden, in Anwendung. In England wurde die Deportation unter der Königin Elisabeth gesetzlich eingeführt gegen Vagabunden und Gauner und hat hier sehr gute Wirkungen gehabt. (S. Botanysai.) Nachdem Frankreich sie in das Strafgesetzbuch von 1791 aufgenommen, wurde sie zur Zeit der Republik vorzüglich gegen Geistliche, welche den bürgerlichen Verfassungseid verweigerten, und später wegen politischer Vergehen, z. B. 1797 bei Barthélemy und Pichegru, in Anwendung gebracht. Auch in den spätern Gesetzbüchern Frankreichs wurde die Deportation beibehalten und noch gegenwärtig wird darauf erkannt. Da es aber Frankreich an einem

zweckmäßigen Orte zu einer Strafcolonie fehlt, indem das franz. Guiana allzu ungesund ist, so tritt an ihre Stelle lebenslängliche Einsperrung. Die Deportation zieht den bürgerlichen Tod nach sich, d. h. der Verurtheilte wird aller bürgerlichen Rechte verlustig, seine Ehe wird aufgelöst, seine Kinder sind Waisen, sein Vermögen fällt an seine natürlichen Erben, er kann nichts mehr erwerben und besitzen.

Depositenbank, s. Bank e n.

Deposition bezeichnet den zwischen Zweien abgeschlossenen Vertrag über verwahrliche Niederlegung einer beweglichen Sache, zufolge dessen der eine Theil, der Depositar, das Niedergelegte des andern Theils, des Deponenten, zu bewahren und ihm auf Verlangen zurückzugeben übernimmt. Die Deposition gehört zu den Realcontracten der Römer, weil die gegenseitigen Pflichten nur erst durch die wirkliche Übergabe der Sache zur Verwahrung begründet werden. Der Depositar haftet für getreue und sorgfältige Aufbewahrung und muß dem Deponenten die Sache, das Depositum, zurückgeben, wenn auch dessen Recht an derselben streitig gemacht werden könnte. Er muß den Schaden an derselben tragen, welchen er durch grobes Versehen oder vorsätzlich veranlaßt; der Deponent hingegen muß ihm die darauf gewandten Auslagen ersetzen. Gebrauch darf der Depositar die Sache nicht. — Die Deposition bei Gericht erfolgt, wenn sich Jemand von gewissen Verbindlichkeiten befreien will. Wollte der Gläubiger sich widerrechtlich weigern, den schuldigen Gegenstand (die Zahlung) anzunehmen (d. h. in mora accipiendi ist), so kann sich der Schuldner von seiner Verbindlichkeit und zugleich von der Gefahr der Aufbewahrung, vom weitem Zinslauf u. s. w. befreien, wenn er die Schuld in gerichtliche Verwahrung gibt. Zuweilen aber ist die Deposition bei Gericht auch ein Sicherheitsmittel, wenn man nämlich Einwendungen nicht hat sofort erweislich machen können oder sie noch nicht fällig sind, der Gläubiger aber, welchem man einstweilen zahlen muß, unsicher ist. Endlich bezeichnet Deposition auch so viel als Aussage.

Depot heißt in der Kriegssprache im Allgemeinen eine Niederlage von materiellen oder personellen Streitmitteln, daher die Ausdrücke Artillerie-Depot, Batterie, Baumaterialien-Depot, Ersatz- oder Ergänzungs-Depot, worunter man nicht nur die zum Nachschub der Armee bestimmten Ersatzmannschaften sondern auch die Orte versteht, woselbst sie für den Kriegsdienst ausgebildet werden.

Depping (Georg Bernh.), ein durch seine schriftstellerischen Leistungen in franz. wie in deutscher Sprache rühmlich bekannter Literator in Paris, geb. 1784 zu Münster in Westfalen, verließ sein Vaterland im J. 1803, nach der Besignahme desselben durch die Preußen, und begleitete einen franz. Emigranten nach Frankreich, wo er seitdem geblieben ist. In Paris anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten angestellt, studirte er die neuern Sprachen und nahm dann an mehren Zeitschriften sowol Frankreichs als Deutschlands Antheil. Seine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne“ wurde wegen Censurhindernisse nicht fortgesetzt. Später gab er eine „Sammlung der besten alten span. historischen Ritter- und maurischen Romanzen“ (Epz. 1817) heraus. Mit Maltebrun besorgte er eine neue Auflage von Levesque's „Histoire de Russie“ (8 Bde., Par. 1812) und mit Villenave die bei Belin erschienenen Auflagen von Rousseau, Fontenelle, Montesquieu, Larochefoucauld, Hamilton und Diderot; er arbeitete Mentelle's „Géographie de la France“ um und lieferte die geographischen Werke „La Suisse“ (4 Bde., 2. Aufl., Par. 1824), „La Grèce“ (4 Bde., Par. 1823) und „Voyage d'un étudiant dans les cinq parties du monde“ (2 Bde., Par. 1822), auch viele Beiträge zur „Biographie universelle“ und zur Fortsetzung der „L'art de vérifier les dates“. Seine Schrift für die Jugend „Les soirées d'hiver“ (3. Aufl., Par. 1833) und die „Merveilles et beautés de la nature en France“ (2 Bde., 8. Aufl., Par. 1836) erfreuen sich fortwährenden Beifalls. Seine „Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X siècle“ (2 Bde., Par. 1826; 2. Aufl., 1843; deutsch, Hamb. 1829) wurde von der Akademie der Inschriften 1822, und seine „Histoire de commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique“ (2 Bde., Par. 1832) 1828 mit dem Preise gekrönt. Außerdem erhielten noch für zwei andere Schriften „Die Juden im Mittelalter“ (Stuttg. 1834) und „Über die Sekten und Lehren der Gnostiker“, an dersel-

ben Akademie das Accessit. Seine Geschichte der Normänner führte er in der Fortsetzung zu Liquer's „Geschichte der Normandie“ (2 Bde., Rouen 1835) fort. Für die auf Staatskosten gedruckte Sammlung historischer Documente bearbeitete er die ältesten Statute der Handwerke der Stadt Paris (Par. 1837, 4.) und eine Zusammenstellung der wichtigsten auf die Staatsverwaltung Ludwig's XIV. bezüglichen Actenstücke. Die von ihm im Archiv des Kriegsdepôts zu Paris angestellten Nachforschungen setzten ihn in Stand, eine „Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner im Bündniß mit Frankreich gegen Holland in den J. 1672—74“ (Münst. 1840) zu schreiben. In seinen „Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris“ (Lpz. 1832) hat er interessante Nachrichten über seinen Aufenthalt in dieser Stadt und über seine literarischen Verbindungen mitgetheilt.

Depressionschuß, Senk- oder Longirschuß heißt ein jeder unter der Horizontallinie gerichtete Schuß. Den Winkel, unter welchem der Schuß gerichtet ist, nennt man alsdann den Depressionswinkel, auch wol den Inclinations- als Gegensatz vom Elevationswinkel. Laffeten, welche so eingerichtet sind, daß man sehr tiefgerichtete Senkschüsse thun kann, heißen Depressionslaffeten. Sie kommen in sehr hoch gelegenen Bergfestungen zur Anwendung, wie z. B. auf dem Königstein bei Dresden, um das tiefe Elbthal beschießen zu können, was mit keiner andern Laffete möglich wäre. Die erste Depressionslaffete erfand der engl. Artillerielieutenant Köhler bei der Vertheidigung von Gibraltar im J. 1782.

Deputation nennt man zuvörderst die Absendung von Beauftragten aus dem Mittel einer Corporation, die das Gesandtschaftsrecht nicht hat, an irgend einen Höhern. Von daher ist es überhaupt auf jede Abordnung aus einer Corporation, einem Stande u. s. w., endlich fogar auf eine Auswahl aus einer größern Vereinigung von Individuen übertragen worden, weshalb auch die Ausschüsse häufig Deputationen genannt werden.

Deputatwirthschaft nennt man eine solche Oekonomie, in der statt unverheiratheter, nur auf einen gewissen Zeitraum gemietheter Diensthöten, verheirathete Diensteute auf Lebenszeit und unter Gewährung des nöthigen Unterhalts angenommen sind. Die Vortheile der Deputatwirthschaft bestehen darin, daß die innere Wirthschaft sehr erleichtert und vereinfacht und an Kosten nicht wenig gespart wird; doch läßt sich nicht leugnen, daß durch die Ansiedelung verheiratheter Leute, die ein Heimatsrecht an dem Ansiedelungsorte erhalten, einem Gute große Lasten aufgebürdet werden können.

Deputirtenkammer, s. Kammern.

Derbend, nach pers. Ableitung so viel als enges, festes Thor, ein Gebiet am Kaspi'schen Meere, in der kaukasischen Provinz Dhagestan, bildete früher ein eigenes Khanat, welches durch Peter den Großen erobert und durch Alexander I. 1806 aufgehoben wurde. Die Einwohner, meist Turkomanen, etwa aus 4000 Familien bestehend, fertigen viele baumwollene Zeuge und treiben mit diesen sowie mit Safran und Wein Handel. — Die gleichnamige Hauptstadt des Gebiets, die einzige unmittelbare Besetzung der Russen in Dhagestan, bildet ein terrassenförmig erbautes Viereck und zählt etwa 4000 E. Die alte verfallene Festung wurde von den Russen wiederhergestellt und hat russ. Besatzung. Nördlich von D. ist das seiner mehrentheils arab. Inschriften wegen berühmte Denkmal der vierzig Helden, welche im Kampfe gegen die Araber bei Dhagestans Eroberung fielen. In der Nähe von D. beginnt die große durch die dhagestanische Landschaft Tabasseran sich hinziehende Mauer. Dieselbe wird die *Derbend'sche Mauer* oder *Sedd Eskender*, d. i. Alexander's Mauer, genannt. Sie war ursprünglich 30 F. hoch und 10 F. dick und lief über Berge und Thäler gegen Westen bis an das Schwarze Meer. Mit eisernen Thoren, Wachtthürmen und Castellen versehen, diente sie zum Schutze Persiens gegen die nördlichen Volksstämme. Es ist unbekannt, wer die Stadt und die Mauer erbaut hat; genannt werden als Erbauer Alexander der Große, Eskender Dulkarnain und Nuschirvan, welcher Letztere wol nur der Wiederhersteller der Stadt und Mauer gewesen ist und auch das Khanat im 6. Jahrh. stiftete. Um 1220 wurde D. von den Mongolen erlürmt und ihnen so der Weg zur Eroberung des russ. Tieflandes im Norden des Kaukasus eröffnet. Später bemächtigten sich die Türken eines Theils der Stadt, doch wurden sie wieder daraus vertrieben. Im J. 1722 entriß die Russen D. den Persern, behielten es im Frieden von 1723, gaben es aber 13 Jahre

später wieder an Persien zurück, bis es dann endlich 1806 abermals von Rußland weggenommen und durch Alexander I. dem russ. Kaukasien einverleibt wurde.

Derby, eine engl. Grafschaft von 47 $\frac{1}{2}$ □M., ist im Nordwesten gebirgig, weshalb dieser Theil High-Peak genannt wird, dagegen im Osten und Süden eben, fruchtbar und trefflich angebaut. Wegen der zahlreichen Schluchten, Klüfte und Höhlen ihrer Berge gehört die Grafschaft zu den anmuthigsten und romantischsten Gegenden Englands. Merkwürdig sind besonders die Peakshöhle, welche von einem Bache durchströmt wird und im Middletonthale unweit des Bleibergbau treibenden, kleinen Fleckens Castleton liegt, ferner die Eldon- und die Pooleshöhle bei Burton, in welcher sich die mannichfaltigsten und schönsten Tropfsteinbildungen abgelagert haben und ein Strom durch Felsen gewaltsam seinen Lauf bricht und einen Wasserfall bildet, und endlich die Tropfsteinhöhle Bradwell-Cavern, sowie das Thal des Dove durch seine wunderbaregeformten Felsen und übereinandergefügten Felstrümmer und der Knowleshill mit reizendem Panorama. Wildbäche aller Art durchrauschen das Bergland und eilen hinab in die wiesenreichen und fruchtbaren Thäler, welche von mehren Flüssen bewässert sind. Zu den größern derselben gehören der Trent, welcher den Dove und Derwent aufnimmt, der Wye, Kolher und Dee. Zahlreiche Kanäle verbinden die Flüsse untereinander, vermehren die Fruchtbarkeit des Bodens, unterstützen den Bergbau und beleben den Handel und Verkehr der Bewohner. Wichtig und zahlreich sind die Mineralquellen und Gesundbrunnen, z. B. zu Burton, Maslak und Kedblestone, sowie die intermittirende Quelle Eideswell. Auch ist die Gegend reich an Mineralien; es werden Eisen, Blei, Steinkohlen, Antimon, Galmei und Kupfer zu Tage gefördert; auch fehlt es nicht an Marmor, Flußspath, Mühlsteinen, Alabaster, Alaun, Krystall und elastischem Stein. Die Grafschaft ist daher ziemlich stark bevölkert und zählt gegen 235000 E., die sich theils mit Viehzucht, Ackerbau und Bergbau, theils in Fabriken auf Wolle, Seide und Baumwolle, theils mit lebhaftem Ausfuhrhandel beschäftigen. — Der Hauptort der Grafschaft ist Derby, in einer romantischen Gegend am westlichen Ufer des Derwent, eine hübschgebaute Stadt mit mehren Kirchen und Bethäusern, unter denen die Allerheiligenkirche wegen ihrer gothischen Bauart ausgezeichnet und mit einem 173 F. hohen Thurm versehen ist. Andere ansehnliche Gebäude sind das Grafschaftsgefängniß, das Hospital und das Stadthaus. Die Stadt zählt 35000 E., welche sehr betriebsam sind. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Fabrication sind Baumwolle, die Seidengarn-, Porzellan-, Marmor- und Flußspathwaren, Schrot, Bleiweiß und Bleiröhren, mit denen sowie mit den in der Umgegend gewonnenen Mineralien, namentlich mit Steinkohlen und Marmor bedeutender Handel getrieben wird. In der Nähe von D. liegt der herrliche Landsitz Kedblestonehouse mit einem großen Park.

Dereser (Ant. Thaddäus), ein katholischer Theolog von wissenschaftlich freierm Geiste, wurde zu Fahr im Würzburgischen am 11. März 1757 geboren. Als Jüngling trat er in den Orden der Karmeliterobservanten, die ihm den Namen Thaddäus von Stilldams beilegen. Im J. 1783 ging er als katholischer Professor der Hermeneutik und orient. Literatur nach Bonn, wo er die „Sendungsgeschichte Jesu“ (Bonn 1789) erscheinen ließ, und 1791 wurde er bischöflicher Vicar und Professor der Theologie zu Strassburg. Die Verweigerung des Eides auf die Constitution von 1791 büßte er im Gefängniß, aus dem er erst 1796 entlassen wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er 1797 eine außerordentliche und zwei Jahre später eine ordentliche theologische Professur zu Heidelberg, die er 1807 mit dem Stadtpfarramte in Freiburg vertauschte, worauf er 1810 Stadtpfarrer in Karlsruhe wurde. In der Stellung, die er seit 1811 als Professor der Theologie am Lyceum und als Regens des Priesterseminars in Luzern einnahm, blieb er nur drei Jahre, weil ihn seine freiere Erregung in Zwistigkeiten verwickelte. Nachdem er hierauf einige Zeit als Privatmann wieder in Heidelberg verlebt hatte, wurde er 1816 als geistlicher Rath und zweiter Professor der Theologie und Philosophie nach Breslau berufen. Hier starb er am 16. Juni 1827. Den meisten Anklang haben D.'s Erbauungsschriften gefunden, namentlich das „Deutsche Brevier für Stiftsdamen, Klosterfrauen und gute Christen“ (4 Bde., Augsb. 1792; 8. Aufl., 1820) und das „Katholische Gebetbuch“ (Heilbr. 1808; 5. Aufl., 1837). Außerdem schrieb er ein „Großes biblisches Erbauungsbuch auf alle Tage des Kirchenjahres“ (4

Vde., Heilbr. 1810; im Auszuge, 8. Aufl., Heilbr. 1838); auch übersezte er theilweise das Alte Testament (1786—1815).

Derfflinger (Georg, Reichsfreiherr von), eigentlich **Dörfling**, brandenb. Generalfeldmarschall, einer der ersten Helden des von dem Großen Kurfürsten gegründeten preuß. Militärstaats, geb. im März 1606, ist nach einigen Angaben aus dem östr. Dorfe Neuhofen im Lande ob der Enns, nach andern der Sohn eines protestantischen Landmanns in Böhmen. Für das Schneiderhandwerk erzogen, wollte er, um sich den Religionsbedrückungen nach der Schlacht am Weißen Berge zu entziehen, nach Berlin wandern; als man aber, weil er kein Geld hatte, ihn über die Elbe zu setzen verweigerte, warf er sein Bündel in den Strom und wurde Soldat. Er diente eine Zeit lang als Reiter entweder bei den Sachsen oder unter dem General von Thurn; allein da er sich schon damals mit dem Gedanken verfolgte, wie er General werden könnte, so trat er, bereits Offizier, in schwed. Kriegsdienste, wo er unter Gustav Adolfs, hierauf unter Baner's und Torstenson's Fahnen focht. Als Überbringer der Botschaft von dem Siege bei Leipzig im J. 1642, zu welchem er als Oberster an der Spitze seines Reiterregiments viel beigetragen hatte, ward er von der Königin Christine zum Generalmajor ernannt. Nach dem Frieden als Fremder aus dem schwed. Heere entlassen, wendete er sich nach Brandenburg und trat 1654 als Generalmajor der Cavalerie in die Dienste des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der seine Talente und seinen Muth zu belohnen vielfache Gelegenheit fand, indem er sich in allen Feldzügen der Preußen gegen die Polen, Schweden und Franzosen durch Klugheit, Schnelligkeit, Thatkraft und Tapferkeit auszeichnete. Er wurde 1656, nach der Schlacht bei Warschau, Generallieutenant, 1657 Wirklicher Geh. Kriegsrath, 1658 Generalfeldzeugmeister, 1670 Generalfeldmarschall, 1677 Obergouverneur aller pommerischen Festungen und 1678 Statthalter von Hinterpommern und dem Fürstenthume Camin. Auch brauchte ihn der Kurfürst bei mehren Gelegenheiten zu Gesandtschaften; der Kaiser Leopold aber erhob ihn am 10. März 1674, auf Ansuchen des Kurfürsten, in den Reichsfreiherrnstand. Zu seinen glänzendsten Waffenthaten gehören der Überfall der Schweden an der Havel und die Wegnahme von Rathenau am 15. Juni 1675, wodurch er dem Kurfürsten den Sieg bei Fehrbellin (s. d.), am 18. Juni, vorbereitete, an welchem Tage er selbst den Oberbefehl unter dem Kurfürsten hatte. Nicht minder ruhmvoll waren für ihn die Eroberung Stralsunds im J. 1678 und der Winterfeldzug gegen die Schweden im J. 1678—79, indem er mit 9000 M. und 30 Kanonen auf Schlitten über das Frische und das Kurische Haff setzte und die Schweden unter Horn bei Tilsit 1679 schlug. D. war in seinem Betragen stets einfach, bescheiden und behielt auch als Greis noch seinen muntern, thätigen Geist und sein frisches, kräftiges Herz. Seine Sprache war offen und gerade, nicht selten derb und treffend. So erwiderte er dem Herzoge von Holstein-Beck, als dieser ihn eines Tages auf unzarte Weise an seine Abkunft erinnerte: „Es ist wahr, daß meine Altern mich für die Elle bestimmten; doch die Vorsehung hatte mich für den Degen bestimmt, und mit diesem verstehe ich alle Diejenigen zu messen, die mich etwa beleidigen möchten.“ Er starb am 4. Febr. 1695 und wurde in der schönen Kirche zu Gusow beerdigt. Der König Friedrich I. ehrte seinen Tod durch eine Gedächtnismünze, deren Hauptseite das wohlgetroffene Bildniß D.'s zeigt, während auf der Rückseite Mars und Hercules als die Ahnherrn des östr. Hebejers dargestellt sind. Sein Geschlecht erlosch mit seinem Sohne, der als preuß. Generallieutenant 1740 zu Berlin starb. Vgl. König, „Authentische Nachrichten von dem Leben D.'s“ (Stendal 1786) und Warnhagen von Ense, „Biographische Denkmale“ (Bd. 2).

Derivationsrechnung nennt man denjenigen Theil der mathematischen Analysis, welcher die Function einer oder mehrerer Größen auf eine solche Art in Reihen entwickeln lehrt, daß man die Glieder derselben nach einem bestimmten Gesetze auseinander herleiten und somit den Fortgang dieser Reihen leicht übersehen kann. Die ersten Versuche in dieser Rechnung wurden von Segner in der Mitte des 18. Jahrh. gemacht; allein erst Arbogast durch sein Werk „Du calcul des dérivations“ (Straßb. 1800) wurde der Begründer derselben. Das von ihm angewendete Verfahren hat Ähnlichkeit mit der combinatorischen Analysis, die Hindenburg zuerst aufstellte; aber die Derivationsrechnung nimmt ihren Weg durch die

Differentialrechnung, was die combinatorische Analysis nicht thut. Es lassen sich durch diese Methode die schwierigsten und interessantesten Aufgaben lösen, die ohne dieses Hülfsmittel kaum zu behandeln sein würden. Hindenburg selbst stellte in der Schrift „Über combinatorische Analysis und Derivationscalculus“ (Lpz. 1803) eine Vergleichung beider Methoden an.

Derivatium heißt in der Sprachlehre ein abgeleitetes Wort, welches dadurch entsteht, daß man an die Anfänge oder Endungen der Wurzelformen Laute oder Sylben fügt, um auf diese Weise neue Wörter zu bilden. Das Verfahren bei dieser Ableitung nennt man *Derivation*, vom lat. *derivare*, d. i. ableiten, und das dem abgeleiteten zu Grunde liegende ursprüngliche Wort das *Primitivum* (s. d.) oder Stammwort. Im Allgemeinen unterscheidet man wieder *Denominativa*, d. h. von *Nominibus*, und *Verbalia*, d. h. von *Verbis* abgeleitete Worte, z. B. Blümchen von Blume, besprechen von sprechen u. s. w.

Derketo, eine syr. Göttin, vorzugsweise in Toppe und Askalon verehrt, wurde bis an die Hüften als Weib, unterwärts aber als Fisch dargestellt. In ihr symbolisirte sich jene weibliche Naturkraft, die Alles gebiert und das männliche Princip durch Liebreiz an sich fesselt, die Anfang und Ende alles Lebens begreift. Sie ist daher identisch mit der in Helio-*polis* verehrten *Dea Syria* und der *Atergatis* (nur eine andere Form ihres Namens) und vielfach verwandt mit der *Astarte* und *Isis*. Von den Griechen wurde sie durch verschiedene Göttinnen, besonders aber durch *Here*, *Cybele* und *Aphrodite* wiedergegeben. Hauptsächlich verehrte man sie unter dem Symbol des Fisches, der in ihrem Mythos eine große Rolle spielt. Der letztere, durch die ihn uns überliefernden Griechen sehr mit griechischen mythischen Elementen gemischt, macht sie zur Mutter der *Semiramis*. Ihre Verehrung war orgiastischer Art, wie die häufig dabei vorkommenden blutigen Selbstgeißelungen und Entmannungen, ihre fanatische Verehrung durch rasende Weiber und Gallen (Entmannte) und die in ihren Tempeln befindlichen Phallen beweisen.

Derwisch ist ein pers. Wort, welches arm bedeutet und wie der entsprechende arab. Ausdruck *Fakir* (s. d.) gebraucht wird, um eine Classe Personen in den mohammed. Ländern zu bezeichnen, die in vieler Hinsicht mit den Mönchsorden der christlichen Welt übereinstimmen. Die Derwische zerfallen in viele verschiedene Bruderschaften und Orden. Die meisten wohnen in reich versorgten Klöstern, *Tekkije* oder *Changäh*, und stehen unter einem Vorgesetzten, welcher den Titel *Scheikh* oder *Vir*, d. i. *Alter*, führt. Einige der Mönche sind auch verheirathet und dürfen dann außer dem Kloster wohnen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster schlafen. Ihre Andachtsübungen bestehen in gottesdienstlichen Versammlungen, Gebeten, religiösen Tänzen und Kasteiungen. Da das Kloster ihnen keine Kleidung gewährt und sie, mit Ausnahme der *Bektaschis*, auch nicht betteln dürfen, so müssen sie durch Handarbeit sich etwas zu verdienen suchen. Es ist schwer, genau die Zeit zu bestimmen, wann diese religiösen Orden entstanden sind. Schon von den ältesten Zeiten her hielten es fromme Männer im Oriente für verdienstvoll, den Genüssen irdischer Freuden zu entsagen, sich von den Fesseln des häuslichen und geselligen Lebens zu befreien, und in Armuth und Zurückgezogenheit ihre Gedanken ausschließlich der Betrachtung der Gottheit zuzuwenden. In diesem Sinne empfahl auch schon *Mohammed* im *Koran* die Armuth. Die Sage leitet diese Orden aus den ersten Zeiten des *Islam* ab, indem schon die *Khalifen* *Abubekr* und *Ali* dergleichen fromme Bruderschaften gestiftet haben sollen; allein sie mögen wol etwas später entstanden sein. Viele mohammed. Fürsten, auch türk. *Sultane* achteten sie sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich; noch jetzt stehen sie beim Volke in hohem Ansehen. Die Orden sind meist nach den Namen ihrer Stifter benannt, und die bekanntesten unter ihnen die *Bestamis* seit 874, die *Kabris* seit 1165, die *Mufajis* seit 1182, die *Mewlewis* seit 1273, die *Nakshibendis* seit 1319, die *Bektaschis* seit 1357, die *Mufchenis* seit 1533, die *Schemissis* seit 1601 und die *Dschemalis* seit 1750.

Derjawiin (*Gabr. Romanowicz*), einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter *Rußlands*, geb. zu *Kasan* am 3. Juli 1743, diente, nachdem er das *Gymnasium* seiner Vaterstadt besucht hatte, seit 1762 als gemeiner Soldat und zeichnete sich besonders 1774 gegen den Rebellen *Pugaczew* aus. Die Kaiserin *Katharina* lernte frühzeitig sein Talent würdigen und beförderte ihn später sehr schnell zu höhern Staatsämtern. Er wurde im J. 1800 *Reichsschatzmeister* und 1802 *Justizminister*, zog sich jedoch schon im nächsten Jahre von allen öf-

fentlichen Geschäften zurück, um ganz den Musen zu leben. Früh schon entwickelte sich sein selbständiges dichterisches Talent und jedenfalls ist er als der hervorragendste Dichter aus der Zeit Katharina's anzusehen. Ein überschwenglicher Bewunderer dieser Fürstin feierte er sie in seinen glänzendsten Oden. Von diesen ist die „An Gott“, obgleich nicht die schönste, doch am weitesten bekannt, und in die meisten Sprachen übersetzt. Der chines. Kaiser ließ sie sogar ins Chinesische übersetzen und, auf Seide in Gold gedruckt, in seinem Palaste aufhängen. Im Allgemeinen sind D.'s Dichtungen nicht selten reich an wahren dichterischen Schönheiten; doch artet in einigen die orient. Bildersprache bisweilen in Bilderprunk aus. Seine dramatischen und prosaischen Arbeiten mochten zu ihrer Zeit manches Verdienstliche haben. D. starb am 6. Juli 1816 auf seinem Landgute Swanka im Nowgorodischen. Seine sämtlichen Schriften erschienen in Petersburg (5 Bde., 1810—15).

Desaix de Vogoux (Louis Charl. Ant.), Divisionsgeneral der franz. Republik, geb. von altadeligen Eltern am 17. Aug. 1768 zu Saint-Hilaire d'Yhat in Auvergne, trat, auf der Militärschule zu Effiat vorbereitet, im Alter von 15 Jahren in ein Infanterieregiment und wurde beim Ausbruche des Revolutionskriegs als Adjutant des Generals Victor zur Rheinarmee versetzt. Reich an Kenntnissen und Muth, den neuen Ideen aufrichtig ergeben, stieg er schnell empor und war bereits 1793 bei der Moselarmee Brigadegeneral. Bei Räumung der Weissenburger Linien durch die Franzosen am 30. Oct. deckte er den Rückzug und verließ das Heer selbst dann nicht, als er bei Lauterburg durch die Wännen geschossen wurde. Die Mäßigung und Rechtschaffenheit, die D. als wahrer Republikaner überall bewies, und die Forderung, daß man seine Mutter und Schwester, die man als Adelige ins Gefängniß geworfen, freilassen sollte, bestimmten die Volksdeputirten Saint-Just und Lebas, ihm das Schicksal Cuffine's zu bereiten. Als jedoch die Soldaten diesen Anschlag erfuhren, drohten sie die Commissare zu erschießen, und D. blieb bei dem Heere. Beim Vorrücken der Franzosen in die Pfalz befehligte er unter Pichegru die Avantgarde und lieferte am 23. Mai 1794 den Dstreichern bei Schifferstadt ein heftiges Treffen. Nach den Erfolgen bei Plazberg am 14. Juli und Trippstadt am 2. Sept. ward er zum Divisionsgeneral erhoben. Gleich ausgezeichnet focht er hierauf bei Kaiserslautern, Frankenthal und Weissenau. Im J. 1795 befehligte er unter Jourdan den rechten Flügel der Sambre- und Maasarmee, 1796 aber unter Moreau das Centrum des Rhein- und Moselheers. Nach dem Waffenstillstande drang er am 14. Juli unter fortwährenden Gefechten über Neuhofen, Rühbach, Dannstadt in die Ebene von Mutterstadt vor und bewerkstelligte dann am 14. mit großem Geschick den Übergang der Franzosen über den Rhein bei Kehl, aus welchem Plage er hierauf die Dstreicher verdrängte. Im Sept., nach einer Menge kleiner Gefechte unterstützte er als Befehlshaber des linken Flügels den berühmten Rückzug des republikanischen Heers unter Moreau (s. d.), worauf ihm die Vertheidigung des Brückenkopfs zu Kehl übertragen wurde, den er nach anhaltendem Kampfe mit dem Erzherzoge Karl am 9. Jan. 1797 endlich den Dstreichern übergeben mußte. Als das republikanische Heer hierauf den Befehl erhielt, unter Moreau den Rhein nochmals zu überschreiten, bewerkstelligte er in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. im Angesichte des Feindes diesen Übergang, wurde aber in Folge seiner persönlichen Kühnheit dabei in den Schenkel verwundet. Nach dem Vertrage von Leoben ging er nach Italien, um Bonaparte kennen zu lernen, und begleitete sodann denselben nach Agypten. Hier bedeckte er sich in der Schlacht bei Schabreiß, an den Pyramiden, in den Gefechten mit Murat Bei und den Mamluken mit neuem Ruhm, sodaß er sich die ganz besondere Gewogenheit Bonaparte's erwarb. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir wurde er von Kleber beauftragt, die Convention von El-Arisch, am 24. Jan. 1800, zu vollziehen. Demzufolge schiffte er sich, mit Pässen versehen, nach Frankreich ein, wurde aber von einer engl. Fregatte aufgebracht und zu Livorno von dem Admiral Keith einen Monat hindurch gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung eilte er nach Italien, wo er von Bonaparte zwei Divisionen im Centrum der Armee erhielt. Am 14. Juli 1800, als er gegen Abend an der Spitze seiner Truppen in die schon wankende Schlachtlinie Bonaparte's bei Marengo (s. d.) einrückte, um ein 5000 M. starkes Corps Dstreicher aufzuhalten, durchbohrte ihm eine Kugel die Brust, sodaß er kurze Zeit darauf starb. Ihren Anführer zu rächen, stürzten sich die Soldaten wüthend auf die Dstreicher, zwangen die-

selben, die Waffen zu strecken und sicherten hiermit den Erfolg des Tags. Bonaparte ließ den jugendlichen Helden in der Kapelle des Klosters auf dem Saint-Bernhard beisetzen und ihm auch zu Paris eine eiserne Bildsäule errichten.

Desarmiren heißt im Gegensatz von **Armiren** (s. d.) eine Festung oder ein einzelnes Festungswerk oder eine Batterie von den Geschützen, die sich darauf befinden, entleiden und diese in die Verwahrungsorte zurückbringen.

Desâtit, d. i. Vorschriften, nennt man mit einem neuerf. Worte eine angeblich uralte, neuerdings wieder entdeckte Sammlung von 16 heiligen Schriften der 15 altperf. Propheten, mit Einschluß eines Buchs von Zoroaster. Diese Sammlung ist in einer jetzt unbekannteren Sprache geschrieben, die sich ebenso vom Zend als vom Pehlwi und dem Neupersischen unterscheidet. Der letzte jener 15 Propheten, Sasan, der zur Zeit des Falles der Sassaniden lebte, als die Araber sich des Reichs bemächtigten, hat den Desâtit wörtlich ins Neupersische übersezt und mit einem Commentar in derselben Sprache begleitet. Nachdem angeblich dieses Werk bis ins 17. Jahrh. eine Hauptquelle der altperf. mit Astrologie und Dämonologie untermischten Religionslehre gewesen, hierauf aber fast anderthalbhundert Jahre lang vergessen war, entdeckte dasselbe zu Ispahan ein gelehrter Parse, dessen Sohn, Molla Firuz, von dem Marquis Hastings dazu veranlaßt, eine Ausgabe desselben unter dem Titel „Desâtit, or sacred writings of the ancient persian prophets“ (2 Bde., Bombay 1818) veranstaltete, welche Erstine mit einer engl. Übersetzung begleitete. Erstine hält jedoch die Sammlung für unecht; auch Sylvestre de Sacy glaubte, daß der Desâtit das Werk eines Parsen im 4. Jahrh. der Hegira sei, der die Sprache absichtlich erfunden habe, um der Sammlung, welche an sich alte Traditionen und sinnreiche Mythen enthalte, das Ansehen der Glaubwürdigkeit zu geben; Hammer dagegen hält den Desâtit für echt und führt ihn auf den pers. Propheten Mehabat zurück.

Desault (Pierre Jos.), einer der berühmtesten Wundärzte Frankreichs, geb. am 6. Febr. 1744 zu Magny-Bernais in der ehemaligen Franche-Comté, erlernte anfangs die Chirurgie bei einem Vater, bis er in das Kriegshospital zu Besfont kam, wo er die Gelegenheit benutzte, sich namentlich in der Behandlung der Schußwunden zu üben. Im J. 1764 kam er nach Paris, hörte hier den berühmten Petit und erhielt schon zwei Jahre nachher den Lehrstuhl der Anatomie selbst. Obgleich es ihm an der Gabe des Vortrags fehlte und Neider ihn anseindeten, so war er doch bald einer der besuchtesten Lehrer, da er in der Behandlung der Anatomie eine neue Bahn brach und besonders die chirurgische Anatomie vervollkommnete. Er wurde Professor an der École pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité und 1788 am Hôtel-Dieu, wo er bis an seinen Tod am 1. Jan. 1795 mit ebenso viel Fleiß als Erfolg wirkte. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, in welcher sich viele der vorzüglichsten Wundärzte Europas mittelbar oder unmittelbar gebildet haben. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, daß er Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie brachte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Angabe verbesserter Verbandarten vervollkommnete, zuerst die klinische Behandlung der Wundarzneikunst in Frankreich einführte und seinen Schülern eine edle Begeisterung für ihre Kunst einflößte. In seinen Operationen zeichnete er sich durch Kühnheit und Vereinfachung der Handgriffe aus und war selbst da originell, wo er schon bekannten Methoden folgte. Diese glänzende Naturgabe, die ihn in den schwierigsten Fällen sicher leitete, ersetzte zum Theil den Mangel gelehrter Kenntnisse, die ihm so gleichgültig waren, daß er in spätern Jahren gar nichts mehr las, wie er denn auch der Kenntniß innerer Krankheiten völlig ermangelte und sehr unwillig wurde, als man in den ersten Jahren der Revolution bei der Stiftung der École de santé, wo er Lehrer der chirurgischen Klinik ward, das Studium der Medicin und das der Chirurgie in die nothwendige Verbindung brachte, welche der Geist der Wissenschaftlichkeit foderte. Die Behandlung des Dauphins, der im Temple starb, war ihm übertragen. Außer zwei kleinen Abhandlungen hat er nichts Schriftliches hinterlassen; seine Lehre findet sich aber in den von seinen Schülern im Hôtel-Dieu gemachten und im „Journal de chirurgie“ (4 Bde., Par. 1791—95; deutsch, 12 Bde., Frankf. 1791—1806) mitgetheilten Beobachtungen, sowie in den von Bichat unter D.'s Namen herausgegebenen „Oeuvres chirurgicales“ (3 Bde., Par. 1798; neueste Ausg. von Roux, Par. 1813; deutsch von Wardenburg, 4 Bde., Göt. 1799—1800)

Desbordes-Balmore (Marceline), eine ausgezeichnete lyrische Dichterin, geb. am 10. Mai 1787 zu Douai, wo ihr Vater Wappenmaler war, lernte als Kind tiefes Elend kennen. Auf einer Reise nach San-Domingo, wo sie reiche Verwandte hatte, verlor sie ihre Mutter und verdankte es nur der Barmherzigkeit der Seeleute, daß sie wieder nach Frankreich zurückkehren konnte. In ihrem 16. Jahre kam sie an das Théâtre Feydeau; da sie aber hier bei der geringen Einnahme, die sie anfangs hatte, ihren Vater nicht genugsam unterstützen konnte, so ging sie in die Provinz, wo sie mehr zu verdienen hoffte. Kaum 20 Jahre alt, mußte sie indeß der Bühne entsagen und fing nun ganz unbewußt an, Trost und Beruhigung in der Poesie zu suchen. Später verheirathete sie sich an einen gewissen Balmore. Ihre lyrischen Gedichte, die in verschiedenen kleinern Sammlungen erschienen und später in einer Gesamtausgabe („Poésies“, Par. 1841) vereinigt wurden, sind die Ergüsse eines innigen Gemüths. Sie ist überall rein subjectiv und strömt sogar in ihren kleinen Novellen, z. B. „Les veillées des Antilles“ (2 Bde., Par. 1820, 12.), „L'atelier d'un peintre“ (Par. 1833) u. s. w., ihre eigenen melancholischen Gefühle aus. Abwechselnd lebte sie später in Lyon und Paris, fortwährend an vielen literarischen Unternehmungen Theil nehmend. Was sie indeß seit Jahren für den Tag geschrieben, ist mit dem Tage wieder vergessen worden; ihre Elegien aber werden auf die Nachwelt kommen.

Descartes (Rene), gewöhnlich Renatus Cartesius genannt, der Reformator der Philosophie, mit welchem man oft die neuere Philosophie anfangen läßt, der einzige streng systematische Philosoph der Franzosen, geb. am 31. März 1596 zu LaHaye in Touraine, zeigte schon in der Jesuitenschule zu Laflèche, wo er Philologie, Mathematik und Astronomie studirte, ungemeinen Scharfsinn. Nachdem er einige Zeit auf Reisen zugebracht, um seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern, trat er als Freiwilliger in das Heer, war hierauf bei der Belagerung von Larochelle und focht dann unter dem Prinzen Moriz in Holland. Aus Holland ging er nach Deutschland und trat in bair. Dienste unter General Tilly; da er jedoch als Soldat wenig Gewinn für seinen Zweck sah, nahm er 1621 seinen Abschied. Nach verschiedenen Reisen kehrte er endlich nach Holland zurück, wo er seine meisten Schriften ausarbeitete, viele Schüler an sich zog, aber auch in mehre gelehrte Streitigkeiten, besonders mit den Theologen, verwickelt wurde. Obgleich er die Unabhängigkeit liebte, so ließ er sich dennoch in seinem hohen Alter bereden, 1649 nach Stockholm zu gehen, wo die Königin Christine seinen gelehrten Umgang und Unterricht wünschte. Wenige Monate nach seiner Ankunft starb er daselbst am 11. Febr. 1650. Sechzehn Jahre später wurde sein Leichnam nach Paris gebracht und in der Kirche der heil. Geneviève-du-Mont beigesetzt. D. war nie verheirathet; über den Tod einer natürlichen Tochter, welche noch als Kind starb, war er untröstlich. Eine feste philosophische Überzeugung war bei D. der Zielpunkt seines Strebens auch während seines militärischen Lebens geblieben. Das Resultat seiner Forschungen stellte er besonders in den „Meditationes de prima philosophia“ (Amst. 1641, 4.) und „Principia philosophiae“ (Amst. 1644, 4.) auf. In seinem Systeme ging er vom vorbereitenden Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im deutlichen Denken fand, und legte den Gedanken der Untrennbarkeit des Seins von dem Denken oder dem Bewußtsein in dem Satz: „Ich denke, also bin ich“ (cogito, ergo sum) seinem Raisonnement zum Grunde. Das denkende Wesen oder die Seele, lehrte er weiter, ist von den Körpern, deren Wesen in der Ausdehnung besteht, wesentlich verschieden durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unsterblichkeit hervorgeht, und durch die Freiheit, welche der Seele zukommt, weil sie sich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht Alles deutlich, in Vielem ist sie dem Zweifel unterworfen, und insofern nur ein unvollkommenes, endliches Wesen. Diese eigene Unvollkommenheit führt auf die Idee eines vollkommensten Wesens, zu dessen Vollkommenheit auch das Dasein gehört. Er bediente sich demnach des sogenannten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes, nur auf eine andere Weise, als sich desselben früher schon Anselm von Cantebury (s. d.) bedient hatte, weshalb dieser Beweis nach ihm auch der Cartesianische genannt wurde. Die Idee eines absolut vollkommenen Wesens, welche er für eine angeborene Idee hielt, stellte er an die Spitze seines Systems und leitete von ihr die Gültigkeit des Satzes ab, daß Das, was vollkommen klar und deutlich gedacht werde, nie Irrthum sein könne, weil sonst das vollkommenste Wesen für einen Betrüger erklärt werden müßte. We-

gen des Gegensatzes, den er zwischen Seele und Leib annahm, behauptete er, Seele und Leib könnten sich nicht einander zur Wirkbarkeit bestimmen ohne göttliche Mitwirkung, durch welches System der Assistenz einige seiner Schüler auf den Occasionalismus (s. d.) kamen. Wegen jener Bestimmung der Seele sprach er auch dieselbe den Thieren ab und hielt sie für belebte Maschinen. Ungeachtet solcher seltsamen Ansichten hat doch sein System durch den Geist des Selbstdenkens, welcher in demselben herrscht, große Wirkung in der Philosophie hervorgebracht. Es hat auf Jahrhunderte dem philosophirenden Geiste eine neue Richtung gegeben und vorzüglich in Frankreich unter den Jansenisten und den Mitgliedern der Congregation des Dratoriums, ferner in Holland und Deutschland viele Anhänger gefunden. Als Gegner desselben aber traten Hobbes, Gassendi, Huet, Daniel u. A. auf, von denen einige diesen Rationalismus als gefährlich verfolgten. Des D. Untersuchungen erstreckten sich aber nur auf die theoretische Philosophie, namentlich Logik und Metaphysik, welche von ihm nicht genau unterschieden wurden. Für die obersten Begriffe der letztern erklärte er die Substantialität und Causalität. Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat er manche Verdienste; doch größere und dauerndere erwarb er sich um die Mathematik, und diese sind es, denen er seinen Einfluss auf sein Zeitalter vorzugsweise verdankte. Er war der Schöpfer der analytischen Geometrie; er erkannte zuerst die wahre Bedeutung der negativen Wurzeln der Gleichungen; er fand die Anzahl der positiven und der negativen Wurzeln in den Abwechslungen der Zeichen für die Glieder jeder Gleichung; er gab eine neue und sinnreiche Auflösung der Gleichungen des vierten Grades; er führte zuerst die Exponenten ein und legte dadurch den Grund zu den Rechnungen mit Potenzen; er lehrte, wie man an jeden Punkt einer geometrischen Curve, mit Ausnahme der mechanischen oder transcendenden, Tangenten und Normalen ziehen soll, und, was vielleicht sein Hauptverdienst ist, er zeigte, wie man die Natur und die Eigenschaften jeder Curve durch eine Gleichung zwischen zwei veränderlichen Coordinaten ausdrücken kann, wodurch er eine neue Bahn brach, die zu den herrlichsten Entdeckungen führte. Dieses sinnreiche und in seinen Folgen äußerst wichtige Verfahren gab ihm nicht nur ein Mittel, alle algebraischen Curven nach ihren Gleichungen in Classen zu theilen, sondern auch dieselben Betrachtungen auf krumme Linien von doppelter Krümmung fortzusetzen, von welchen er die Projectionen derselben auf drei unter sich senkrechten Ebenen untersuchte. Seine „Géometrie“ (1637), welche Schooten mit einem trefflichen Commentar begleitete (Leyd. 1649), und seine „Dioptrique“ (1639) werden ein immerwährendes Denkmal seines hohen Talents und des großen Verdienstes bleiben, welches er sich um die mathematischen Wissenschaften erworben hat. Weniger glücklich war er in seinen kosmologischen Bemühungen, in welchen er, gleich Demokrit (s. d.), die Bewegung der Himmelskörper durch Wirbel (tourbillons) erklären wollte, welche in Strömungen des das Weltall erfüllenden Aethers bestehen sollten, eine Theorie, die wol damals und selbst noch lange nach Newton's Entdeckungen viel Aufsehen gemacht und viele Anhänger gefunden hat, die aber schon längst der Vergessenheit übergeben worden ist. Seine mathematischen und philosophischen Werke, welche in lat. Sprache abgefaßt sind, wurden zu Amsterdam (9 Bde., 1692—1701, 4.; franz. 13 Bde., Par. 1722—29, 12.) und später von Cousin (11 Bde., Par. 1824—26) herausgegeben. Sein Leben beschrieben Thomas (Par. 1761), Gaillard (Par. 1765), Mercier (Genf und Par. 1765), Lapeletus (Nürnberg. 1674), Bayle (Amst. 1681), Baillet (Par. 1690; 2. Aufl. 1692) und Huet (Par. 1692). Unter seinen Schülern und Anhängern sind vorzüglich zu nennen der Arzt Louis de la Forge, der Herausgeber seiner nachgelassenen Schriften Claude de Clerelier, gest. 1686, Pierre Sylvain Rogis, 1632—1707, der seine Ansichten in systematischer Form darzustellen suchte, Joh. Clauberg, 1625—69, und die Jansenisten von Portroyal, Arnauld, Pascal (s. d.) und Nicole.

Descendenten heißen die Nachkommen einer Person, Kinder, Enkel u. s. w., gleich wie Ascendenten die Vorfahren, Altern, Großältern u. s. w. Die Reihenfolge der erstern, Vater, Sohn, Enkel u. s. w. nennt man die absteigende, die umgekehrte Reihenfolge der letztern die aufsteigende Linie.

Descente, d. h. Absteigung. Wenn eine Belagerung so weit vorgeschritten ist, daß die Bresch- und Contrebatterien etablirt, die feindlichen Flankengeschütze demontirt und der Wall durch Breschelegung geöffnet worden ist, so führt der Belagerer von der Contrescarpe

einen bedeckten Sappengang bis auf die Sohle des trockenen oder bis auf den Wasserspiegel des nassen Grabens, in welchem letztern Falle der Gang in einen festen Damm ausgeht, der bis zur Bresche reicht. Diese ganze Arbeit nennt man die *Descente*; sie ist also nichts weiter als ein künstlicher, aber sicherer Übergang über den Festungsgraben, um mit den Sturmcolonnen zur Bresche gelangen zu können.

Deserre (*Hercule, Graf*), franz. Staatsminister, ein durch Talente und Energie ausgezeichnete Staatsmann und Redner, geb. zu Metz 1774, stammte aus einer adeligen Familie Lothringens. Nachdem er in Folge der Revolution 1791 ausgewandert, machte er mehre Feldzüge in der Armee des Prinzen Condé mit, erhielt aber später die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, und bildete sich hierauf zum Sachwalter. Napoleon ernannte ihn zum Generaladvocaten beim Appellhose zu Metz, dann zum Präsidenten des Appellhofes zu Hamburg, wo er sich durch Rechtslichkeit, Mäßigung und Thätigkeit Achtung erwarb. Er verließ Hamburg kurz vor der Einschließung im J. 1813. Nach der Rückkehr der Bourbons ward er 1814 als erster Präsident des Appellhofes zu Kolmar angestellt. Während der Hundert Tage folgte er dem Könige nach Gent. Als Abgeordneter bei der Kammer im J. 1815 vom Departement des Oberrhein gewählt, machte er sich durch die Kraft, mit welcher er die ultraroyalistische Mehrheit bekämpfte, dem Ministerium ebenso bemerkbar, als er das Vertrauen der Nation gewann. Mit Würde und Unparteilichkeit bekleidete er 1816—18 die Stelle eines Präsidenten der Kammer; auch war er während dieser Zeit Mitglied des Staatsraths in dem Ausschusse für die Gesetzgebung. Im Dec. 1818 ernannte ihn der König zum Großsiegelbewahrer und Justizminister. Als solcher schloß er sich an das System von Decazes (s. d.) an; insbesondere zeichnete er sich 1819 durch seine Vertheidigung der drei Gesetzworschläge über die Presse aus, welche an die Stelle der bisherigen Censur traten. Auch widerlegte er sich mit Nachdruck der Abänderung des Wahlgesetzes. Heftig klagte er in seiner Rede am 23. März 1819 die Parteisucht der Ultras als die Ursache an, daß die 1815 im Süden Frankreichs begangenen Verbrechen unbestraft geblieben wären. Das ungestüme Verlangen der Liberalen aber, daß alle Régicides zurückgerufen werden möchten, wies er am 17. Mai 1819 durch sein berühmtes *Jamais* zurück. In der Folge trennte er sich von den Doctrinaires, deren Grundsätze auch die seinigen gewesen waren, und unterstützte Decazes, als dieser im Febr. 1820 das Wahlgesetz von 1817 abzuändern vorschlug. Als hierauf in dem parlamentarischen Kampfe über die drei Gesetzworschläge des abgegangenen Premierministers die Erbitterung der Parteien auf das höchste gestiegen war, vollendete er, durch die Annahme der vorgeschlagenen Abänderungen des neuen Wahlgesetzes am 9. Juni 1820, den Sieg der gemäßigten rechten Seite und des Ministeriums. Indem er so der Haupt Urheber des neuen Wahlgesetzes von 1820 wurde, leistete er den Royalisten die größten Dienste, machte sich aber die Liberalen gänzlich zu Feinden. Der König erhob ihn in den Grafenstand und ertheilte dem Sohne desselben, da D. selbst kein Vermögen besaß, ein Majorat von 20000 Francs jährlicher Einkünfte. Als die neuen Wahlen von 1820 und 1821 eine große Zahl Ultraroyalisten in die Deputirtenkammer brachten und sich auf diese Weise eine mächtige Opposition der rechten Seite gegen das Ministerium bildete, deren Wortführer, Corbière und Billèle, selbst in das Ministerium zu kommen strebten, wurde nach der Ministerialveränderung am 14. Dec. 1821 Peyronnet an D.'s Stelle Justizminister und Siegelbewahrer. Obgleich D. dem Gesetzentwurfe des neuen Ministeriums, welches die Jury bei Beurtheilung der Preservergehen aufgehoben wissen wollte, entgegen war, so trat er doch in der Kammer nicht auf die Seite der Opposition. Im Mai 1822 ging er als Gesandter nach Neapel, wo er am 21. Juli 1824 starb.

Desertion, d. h. Verlassung, wird in der Rechtsprache sowol von dem Falle gebraucht, wenn ein Soldat (*Deserteur*) sein Regiment ohne Urlaub verläßt, was immer als Eidbruch, unter gewissen Umständen, z. B. im Kriege, oder beim Übergehen zum Feinde, aber auch noch schärfer zu bestrafen ist, als wenn ein Ehegatte heimlich von dem andern entweicht. Der hierauf von dem Verlassenen anzustellende Proceß heißt der *Desertionsproceß*. — In dem Sinne von Verfümmelung braucht man den Ausdruck *Desertion* auch vom Verfümmeln am Beweise im Civilproceße, oder auch an eine gewisse Frist gebundenen processualischen Handlungen.

Deserviten heißen die Gebühren eines Advocaten für seine advocatorischen Bemühungen. Desèze (Raymond, Graf), einer der Vertheidiger Ludwig's XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, geb. 1750 zu Bordeaux, wo sein Vater Parlamentsadvocat war, widmete sich aus angestammter Neigung der Advocatur, wofür er sehr bald ungewöhnliche Talente entwickelte. Durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure ward er dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen. Sein Ruhm war schon gegründet, als ihm das schwere Geschäft übertragen wurde, die Vertheidigung Ludwig's XVI. mit zu übernehmen, da die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit erkannten, dieselbe allein zu besorgen. Für die Verrichtung der eigentlichen Schusschrift blieben ihm nur vier Nächte, da die Tageszeit zur Durchsehung der Actenstücke und zu den nöthigen Unterredungen mit seinen Collegen gebraucht wurde. Dessenungeachtet lieferte er in seiner Vertheidigungsrede, welche er am 26. Dec. 1792 vor den Schranken des Convents hielt, ein Meisterstück, welchem allein der Vorwurf zu machen ist, daß er darin zu sehr als bloßer Advocat sprach und sich nicht auf den höhern Standpunkt des Staatsmanns erhob. In der Folge wurde D. als verdächtig verhaftet, der 9. Thermidor brachte ihn aber wieder in Freiheit. Nach der Zurückkehr der Bourbons überhäufte ihn Ludwig XVIII. mit Ehrenbezeugungen; er wurde 1814 zum ersten Präsidenten des Cassationshofs und zum Großschatzmeister der königlichen Orden, und nachdem er während der Hundert Tage dem Hofe nach Gent gefolgt war, nach dessen Zurückkunft zum Grafen, Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie ernannt. Er starb zu Paris am 2. Mai 1828.

Desfontaines (Pierre Franç. Guyot), franz. Literator, geb. zu Rouen 1685, wurde in seinem 15. Jahre in den Jesuitenorden aufgenommen und durch diesen zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahre verließ er den Orden, um sich ganz den schönen Wissenschaften zu widmen, und arbeitete dann am „Journal des savants“. Wegen eines entehrenden Vergehens in Bicêtre eingesperrt, wurde er durch Voltaire's Einfluß zwar wieder freigelassen, jedoch aus Paris verwiesen, und erst 1731 ihm erlaubt, nach Paris zurückzukehren. Mit Voltaire gerieth er, nachdem er denselben in seinen „Observations sur les écrits modernes“ (Par. 1735) getadelt, in Streitigkeiten, die, von beiden Seiten mit großer Heftigkeit und unter gegenseitigen Schmähungen geführt, nicht wenig dazu beitrugen, D. als Literator einen Namen zu schaffen. Wenn indeß Voltaire durch die Überlegenheit seines Wiges die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Recht keineswegs ganz auf seiner Seite war, und daß die Kritiken des D. zwar streng, aber nicht ungerecht zu nennen sind, wiewol er sich im Allgemeinen in seinen kritischen Urtheilen häufig von Parteilucht leiten ließ. Viel Antheil hatte D. namentlich an der Schrift, welche Voltaire am meisten erbitterte, nämlich am „Dictionnaire néologique“ (7. Aufl.; Amst. und Lpz. 1756), das nicht ohne Erfolg die Reinheit der franz. Sprache in der Art, wie die großen Schriftsteller des 17. Jahrh. sie ausgebildet hatten, zu vertheidigen unternahm. D. starb zu Paris am 16. Dec. 1745. — Desfontaines Lavallée, eigentlich Franç. Guill. Fougues Deshayes, der Verfasser einer ziemlich bedeutenden Anzahl Romane, komischer Opern und Vaudevilles, und einer der Mitarbeiter an der „Nouvelle bibliothèque des romans“, war zu Caen 1733 geboren und starb am 21. Nov. 1825.

Desfontaines (René Louche), franz. Botaniker, geb. am 14. Febr. 1752 zu Lemblay im Departement Aile und Vilaine, studirte in Paris Medicin unter dem besondern Schutze Lemonnier's, des Leibarztes Ludwig's XVI., wendete sich aber später der Botanik ganz zu und bereiste 1783—85, von den Deis unterstützt, die Regenschafthen Algier und Tunis. Er gelangte bis auf den südlichen Abhang des Atlas und sammelte eine große Menge Pflanzen, welche seiner berühmten und großes Ansehen genießenden „Flora atlantica“ (2 Bde., Par. 1798—1800, 4., mit 26 Taf.) die Grundlagen lieferten. Um die Pflanzenphysiologie machte er sich verdient durch seine Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonenstengel und manche kleinere Abhandlungen; für die „Annales du muséum d'histoire naturelle“ lieferte er eine große Menge sehr geschätzter Arbeiten aus dem Gebiete der beschreibenden Botanik, und das Herbarium des pariser Pflanzengartens verdankt ihm seinen stattenswerthen Umfang. Seit 1785 als Professor der Botanik angestellt, seit 1793 Mitglied der Akademie, lehrte er mit besonderer Vorliebe Anatomie und Physiologie der Pflanzen

und veranlaßt, daß von seiner Zeit an diese Wissenschaften als Grundlage der Botanik galten. Die letzten Lebensjahre wurden ihm durch häusliches Misgeschick und durch Erblindung sehr verbittert, doch verließ ihn philosophische Ergebung nicht. Er starb am 22. Nov. 1833.

Deshoulières (Antoinette), nach Voltaire's Urtheile die ausgezeichnetste unter allen franz. Dichterinnen, geb. 1634, eine Tochter Duligier de Lagarde's, der am Hofe der Königin Anna von Osterreich angestellt war, verband mit einem einnehmenden Außern und einem edlen Charakter ein vorzügliches Talent für Poesie. Sie verstand Latein, Italienisch und Spanisch; in den spätern Jahren ihres Lebens, wo sie anhaltend krank war, beschäftigte sie sich mit der Philosophie. Verschiedene gelehrte Gesellschaften nahmen sie unter ihre Mitglieder auf; ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Witz machten sie zur Zierde der gebildeten Circle ihrer Zeit. Aus unbekannten Ursachen in ihrer Jugend im Schlosse zu Bilvorden eingesperrt, wurde sie hier von ihrem nachherigen Gatten, Guill. de Cafton de Boisguer in D., geb. 1621, der unter dem großen Condé gedient hatte und der Verfasser der unter Bauban's Werken mit abgedruckten „Discours sur la défense des places“ ist, entführt. Ihren Ruf als Dichterin verdankt sie vorzüglich ihren Idyllen, welche moralische Reflexionen in naive bukolische Gemälde einkleiden; doch ist die beste derselben „Les moutons“ fast wörtlich dem 1580 verstorbenen, wenig bekannt gewordenen Dichter Antoine de Coustel nachgebildet. Unbedeutend sind ihre Oden, ihr Trauerspiel „Genseric“ und ihre Episteln; wahres poetisches Gefühl aber lebt in ihren kleinern Gedichten, besonders in den Madrigalen. Für die Kinder des Grafen Artois wurden ihre „Vers allégoriques à les enfants“ gedruckt, die überhaupt, vorzüglich aber in der zweiten mit Versen von Racine vermehrten Auflage eine bibliographische Seltenheit sind. Sie starb zu Paris am 17. Febr. 1694. Die vollständigste Ausgabe ihrer Werke, vereinigt mit denen ihrer Tochter, Antoinette Thérèse D., geb. 1662, gest. am 8. Aug. 1718, die sich ebenfalls als Dichterin versuchte, ist die von Crapelet (2 Bde., Par. 1799). Einen Auszug aus ihren und Chauvieu's Gedichten gab Friedrich II. heraus (Berl. 1777).

Designation, d. h. Anweisung oder Bezeichnung, nennt man die vorläufige Berufung zu einem Amte, dessen wirkliche Übertragung dann noch an anderweite Bedingungen geknüpft ist. Auch heißt in einigen Ländern das Urtheil im Concursproceß, welches die Reihenfolge der zur Perception gelangenden Gläubiger bestimmt, das sogenannte Prioritäts- oder Locationsurtheil, das Designationsurtheil.

Desinfection heißt zunächst das zu Zerstörung von Ansteckungsstoffen anzuwendende Verfahren. Dasselbe ist natürlich nur da am Plage, wo man Grund hat, ein wirklich materielles Contagium anzunehmen, z. B. bei den Blattern, der Pest u. s. w., und kann nicht allein auf Kleidungsstücke, Waaren aller Art, Brieffschaften u. s. w., sondern auch auf Personen selbst angewendet werden, wie man es denn auch in den verschiedenen Quarantaineanstalten der Vorsicht halber an Allem zur Ausführung bringt, was aus einer verdächtigen Gegend kommt. Gegenwärtig sind zu dem Ende ausschließlich Chlorräucherungen (s. Chlor) in Anwendung, wobei man durch Ausbreitung der Gegenstände, Durchstechung der Briefe u. s. w. dafür sorgt, daß das Chlor überall eindringe. Für Menschen sind die Chlorräucherungen sehr lästig, auch ist es überhaupt unwahrscheinlich, ob ein einmal vom Menschen aufgenommenes Contagium auf solche Art zerstört werden kann, weshalb man sich in Rücksicht derselben immer auf eine längere Beobachtung in der Quarantaine und Desinfection ihrer Effecten wird beschränken müssen. Aus Versuchen, welche von einer russ. Commission kürzlich in Aegypten angestellt wurden, geht hervor, daß ein etwa 24stündiges Verweilen in einer Temperatur von 60°—70° das Pestcontagium völlig zerstört, sodas also Aussicht vorhanden ist, die den Waaren und Brieffschaften so nachtheiligen Chlorräucherungen durch ein unschädliches Erhitzen ersetzen zu können. Im weitern Sinne heißt Desinfection überhaupt Zerstörung säuliger und übelriechender Ausdünstungen, sogenannter Miasmen, welche nicht allein belästigen, sondern auch in der That als Krankheitsursachen wirken können. Hierher gehören also die Räucherungen mit Essig, mit auf glühende Kohlen geworfenen Wachholderbeeren und andern aromatischen Stoffen, mit rohen Kaffeebohnen, die besonders zur Zeit der Cholera empfohlen wurden, endlich auch die Chlorräucherungen und Salpetersäureräucherungen.

gen, wie sie in Krankenzimmern, Hospitälern u. s. w. häufig in Anwendung kommen. Ehe man in lange verschlossene Keller, Bergwerke, Brunnen u. s. w. eindringt, ist die darin häufig angesammelte unathembare Luft durch Erzeugung starken Luftwechsels, Abbrennen von Schießpulver u. s. w. zu beseitigen. Sehr wichtig ist endlich die Desinfection der Abtritte. Diese kann allerdings palliativ durch Anwendung sogenannter Water closets (Sièges inodores) geschehen, welche aber nur dadurch wirken, daß sie das Eindringen der Gasarten in die bewohnten Räume durch Abschließung der Öffnungen und häufige Reinigung mit Wasser verhüten. Absolute Desinfection der Abtritte würde nur dadurch möglich sein, daß man den Inhalt der Kloaken selbst geruchlos machte und vor jeder Fäulniß bewahrte. Unter allen hierzu vorgeschlagenen Einrichtungen bleibt die beste immer die, wo man die Kloake mit einem Abzugskanal in Verbindung bringt, den Raum selbst aber mit abwechselnden Schichten von Stroh, Sand, Kalkmergel und grober Holzkohle füllt, durch welche alles Flüssige abfiltrirt wird, während das Feste, welches schnell austrocknet und der Fäulung in weit geringerm Grade unterworfen ist, zurückbleibt. Etwa alle Jahre sind diese Schichten zu erneuern. Neuerdings hat Sirey empfohlen, in die Kloaken ein Gemenge von Holzkohle und Eisenvitriol zu schütten, wodurch der Zweck vollständig erreicht werde.

Desmologie oder **Syn-des-mologie**, ein Theil der Anatomie, umfaßt die Lehre von den Bändern im thierischen Körper. Obgleich ein scharf abgeschlossenes Ganze darstellend, wird die Desmologie doch gewöhnlich der leichten Faßlichkeit wegen sogleich im Zusammenhange mit der Osteologie oder Knochenlehre in Vorträgen und Handbüchern aufgefaßt, da sie allein die **Bänder** (s. d.) behandelt, welche Knochen untereinander verbinden.

Desmoulin's (Benoit Camille), ein leidenschaftliches Parteihaupt der franz. Revolution und deren Opfer, geb. 1762 zu Guise in der Picardie, studirte auf dem Collège Louis-le-Grand die Rechte, verließ jedoch diese Laufbahn, weil er stammelte. Für die politischen Verfassungen der Alten schwärmend, suchte er in der beginnenden Staatsumwälzung mit Leidenschaft seine classischen Ideale geltend zu machen. In diesem Sinne schrieb er „La philosophie au peuple français“ (Par. 1788) und „La France libre“ (1789). Nach der Entlassung Neckers entflammte er am 12. Juli im Palais royal durch die heftigsten Reden und unter der Aufforderung zur Ergreifung der Waffen das versammelte Volk, was zwei Tage darauf zur Einnahme der Bastille führte. In dieser Zeit gab er auch das Journal „Révolutions de France et de Brabant“ heraus, ein Blatt, das durch seine ausschweifenden Grundsätze einen ungeheuern Erfolg hatte und in welchem er sich selbst den Procureur général de la lanterne nannte. Von Mirabeau zwar beschützt, von Malouet aber in der Constituirenden Versammlung am 2. Aug. 1790 als Aufwiegler angeklagt, entging er nur durch die Flucht der Verhaftung. In dieser Zeit heirathete er Lucile Duplessis, ein junges, schönes, reiches Weib, das er leidenschaftlich liebte. Bei den Vorgängen auf dem Marsfelde am 10. Aug. spielte er eine gleiche Rolle mit seinem Freunde Danton (s. d.), weniger war er bei den Septembermordeleien theilhaftig. Von der Gemeinde in Paris in den Convent gewählt, stimmte er für Ludwig's XVI. Tod, unter Hinzufügung der Worte, „vielleicht zu spät für die Ehre des Convents“. Seine Anhänglichkeit an Danton und an seinen Schülersohn Robespierre bewog ihn, an dem Kampfe gegen die Girondisten, die sonst seine persönliche Achtung besaßen, Theil zu nehmen. In einer Flugschrift, „Histoire des Girondins“, überschüttete er die furchtsamen Republikaner mit tödlichem Spotte; doch empfand er hernach, als sie das Schafot besteigen mußten, die bitterste Reue. Gegen Ende des J. 1793 ließ er die ersten Nummern seines Blattes „Le vieux cordelier“ erscheinen, durch das er der Revolution ungeheuern Vorschub leistete. Während der Schreckensherrschaft bediente er sich im Einverständnisse mit Danton dieses Blattes, um die revolutionairen Ausschweifungen zu hemmen und den Wohlfahrtsauschuß anzuklagen. Hebert, den er besonders angegriffen, klagte ihn an, die Herstellung des Königthums zu beabsichtigen, und der listige Robespierre trug in voller Versammlung, nachdem er seinen Freund vorher anscheinend vertheidigt hatte, auf die Verbrennung aller Nummern der Zeitschrift an. „Verbrennen“, rief D., „ist nicht widerlegen“, und bald darauf erschien die siebente Nummer des Blattes, in der die Männer des Terrorismus und die Jakobiner noch heftiger angegriffen wurden, mit den Schlussworten: „Die Götter haben Durst.“ Sofort ließ Robespierre am 30. März 1794 D. und

Danton verhaften. Saint-Just, der D. persönlich feind und das Werkzeug Robespierre's war, betrieb besonders seine Verurtheilung. Als D. vor dem Tribunale nach seinem Alter gefragt wurde, erwiderte er: „Pai trente ans, l'âge du sansculotte Jésus Christ.“ Am 4. Apr. wurde er mit Danton und vielen Andern hingerichtet, wobei er im Andenken an seine Gattin und sein eheliches Glück weniger Entschlossenheit zeigte als gewöhnlich. D. war wie Danton von häßlichem Außern, aber ein Mann von großen Fähigkeiten und edlem Herzen, wie sehr auch seine politischen Ausschweifungen diese Eigenschaften verdunkelten. Seine Gattin, die Alles aufgeboten hatte, um ihren Gatten zu retten, bestieg 14 Tage darauf mit großer Fassung das Blutgerüst. Seine Schwiegermutter Duplessis starb in Paris 1835 und übergab dem Advocaten Malton die ganze noch ungedruckte Correspondenz ihres Schwiegersohns mit Robespierre, Marat, Fouquier-Tinville, Saint-Just, Fréron, Mirabeau u. A.

Desnoyers (Aug. Gasp. Louis Boucher, Baron), einer der vorzüglichsten unter den neuern franz. Kupferstechern, geb. 1779 zu Paris, wo sein Vater in Ludwig's XVI. Diensten Schloßverwalter war, bildete sich anfangs zum Historienmaler und studirte in Rom, wo er mehre Gemälde in Wasserfarben copirte. In der Kupferstechkunst, welche er hierauf mit Eifer trieb, war Lardieu sein Lehrer. Seine Vierge, dite la belle jardinière, nach Rafael, deren Stich er in Jahresfrist 1805 vollendete, gründete seinen Ruf. D.'s Grabstichel vereinigte Berbie's Manier in der Behandlung der Köpfe mit Drebel's Manier in der Behandlung der Gewänder, sowol in Hinsicht auf Stoff als Faltenwurf, wie sich dies recht deutlich zeigte in dem Kupferstiche, Napoleon im Krönungscostume darstellend, nach Gérard's Gemälde von 1805. Dieses ebenso effectvolle als fleißig gearbeitete, jetzt sehr seltene Blatt ist 2 F. hoch und 18 Zoll breit. Der Kaiser selbst hatte D. den Stich übertragen und bezahlte für die Platte, die er ihm nach abgezogenen 1000 Exemplaren überließ, 50000 Francs. Auch stach D. das Bild des jungen Königs von Rom nach Guérin. Vorzugsweise aber widmete er sein Talent Rafael's Werken. Dahin gehören außer der erwähnten Jungfrau seine Vierge au linge, die Madonna da Foligno, die Madonna del Pesce, La vierge au berceau, die Madonna della Seggiola, La vierge de la maison d'Albe, die Madonna aus dem Hause Tempi, die heil. Katharina von Alexandrien und die Heimsuchung der Elisabeth. Andere berühmte Kupferstiche von ihm sind die heilige Familie nach Leonardo da Vinci, die Magdalena nach Correggio, Phädra und Hippolyt nach Guérin, Belisar nach Gérard u. s. w. D. wurde 1816 Mitglied des Instituts, 1825 erster Kupferstecher des Königs und 1828 zum Baron ernannt. In der neuern Zeit hat er wenig mehr geleistet.

Despötie ist die Übertragung des Verhältnisses des Herrn zum Sklaven auf den Staat, und **Despotismus** findet da statt, wo nicht Gesetze, sondern Willkür und Gewalt herrschen und nicht das Beste des Volks sondern lediglich der Vortheil des Gewalthabers die Richtschnur der Regierung ist. — Das griech. Wort **Despot** bedeutet übrigens einfach Herr, weshalb es unter den griech. Kaisern zum Ehrentitel und theilweise zur Bezeichnung ihrer und der türk. Vasallenfürsten wurde.

Dessalines (Joh. Jak.), unter dem Namen Jakob I. Kaiser von Haiti, war ein Neger von der Goldküste und der Sklave eines freien schwarzen Pflanzers in dem franz. Antheile von San-Domingo (Haiti). Als mit dem J. 1790 die blutigen Unabhängigkeitskämpfe auf der Insel begannen, trat D. wegen seiner überwiegenden Persönlichkeit, obschon er aller Bildung entbehrete, bald hervor und wurde Adjutant des Negergenerals, Jean François, der sich mit den Spaniern gegen die Franzosen verbündet hatte. Als Toussaint l'Ouverture (s. d.) die Sache François' verlassen und unter Zugeständnissen für die Schwarzen zur franz. Partei übergetreten war, folgte auch D. diesem talentvollsten der Negerhäuptlinge und wurde von demselben zum Divisionsgeneral erhoben. Bei den nun folgenden grauenhaften Kämpfen der Schwarzen gegen die Farbigen besiegte D. vollständig durch strenges und thätiges Verfahren den Mulattenschef, Rigaud, und erwarb sich dadurch das Vertrauen Toussaint's, der ihm alle Aufträge gab, welche blutige Strenge erheischten. Viele Tausend Farbige wurden nun durch D., der einem blutigen Tiger glich, hingeschlachtet. Als nach dem Frieden von Amiens der General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel erschien, erhob sich auch D. aus seinem wüsten und wollüstigen Leben und begann unter Toussaint

gegen die Franzosen einen kleinen Krieg, in welchem er Proben von Ausdauer, Kühnheit und Schnelligkeit an den Tag legte, wie sie die Geschichte kaum anderwärts kennt. Besonders merkwürdig war seine Vertheidigung von Saint-Marc gegen den General Boudet, indem er bald den Ort hartnäckig vertheidigte, bald floh und auf der Flucht die Zeichen blutiger Verwüstung hinterließ. Als die Stadt nicht mehr zu halten war, zündete er dieselbe, namentlich seinen prächtigen Palast, mit eigenen Händen an, ließ von den Weißen so viele als möglich ermorden, die übrigen aber mitnehmen und nach und nach auf der Flucht morden. Nach dem Frieden, den am 1. Mai 1802 Leclerc durch ihn und Christoph zu Stande brachte, ward er General in franz. Diensten und erhielt das Gouvernement im Süden der Insel. Er hatte unermessliche Schätze zusammengerafft und ergab sich nun wieder der Wollust. Als sich nach der Entfernung Toussaint's, zu der er aus Eifersucht beigetragen haben soll, dessen Neffe, Belair, gegen die franz. Tyrannei erhob, nahm er ihn gefangen und ließ die schwarzen Anhänger desselben, 300 an der Zahl, niederhauen, wie er es früher mit den Weißen gethan. Mittlerweile war Rochambeau an des gestorbenen Leclerc Stelle getreten und verwaltete sein Amt mit unerhörtem Frevel. Er ließ unter Anderm den geachteten und Frankreich ergebenen Negergeneral, Maurepas, zu sich laden und ermordete ihn mit seiner ganzen Familie auf martervolle Weise. D. verband sich hierauf mit Christoph und sammelte seine schwarzen Scharen; seine erste That war furchtbare Rache. Er ließ 500 Galgen errichten und hing daran ein ganzes Corps Franzosen, das er durch einen schnellen Marsch gefangen genommen. Hierauf belagerte er die Franzosen in der Capstadt und brachte es im Verein mit einer engl. Flotille, die die Stadt von der Seeseite einschloß, dahin, daß Rochambeau mit seinen Truppen die Insel im Nov. 1803 verlassen mußte. D., an der Spitze der Armee, proclamirte nun die Sicherheit der Person und des Eigenthums und die Unabhängigkeit des alten Haïti (s. d.). Im Jan. 1804 ernannte ihn eine von allen Offizieren unterschriebene Erklärung zum Generalgouverneur der neuen Republik, mit dem Rechte der Gesetzgebung und der Ernennung seines Nachfolgers. Die ersten Schritte seiner Regierung, auf welche die Engländer mannichfachen Einfluß übten, verriethen Maß und guten Willen; besonders suchte er die Bevölkerung zu heben und ließ darum fogar die Einfuhr neuer Sklaven zu. Kaum aber waren die ersten Einrichtungen getroffen, als er die Verfolgung der zurückgebliebenen Weißen begann. Da weder das Volk noch die Gerichte die Ermordung derselben beginnen mochten, so überfiel er mit Militairabtheilungen die Dörfer und hieb die weißen Einwohner nieder; die dem Blutbade Entflohenen aber lockte er unter dem Versprechen, denselben Sicherheitsbriefe zu ertheilen, auf Cap Français und ließ sie erschießen. Gleich nach dieser Greuelthat brach er im Apr. 1804 in den span. Theil der Insel auf, um auch diesen, namentlich die Stadt Domingo, zu unterwerfen, was jedoch mißglückte. Dafür führte er einen andern langgenährten Plan nach seiner Rückkehr aus; er ließ sich am 8. Dec. 1804 auf dem Marsfelde zu Port-au-Prince als Kaiser des haïtischen Reichs krönen. Zugleich ward eine neue Verfassung eingeführt, die anscheinend freisinnig war, im Grunde aber alle Gewalt in seine Hände legte. Es erschien nun eine Reihe Anordnungen, welche die Organisation des Reichs in allen Zweigen bezweckten; allein sein Despotismus und seine zügellosen Leidenschaften verdarben und verkümmerten alle Entwürfe. Eitel und verschwenderisch, umgab er sich mit einer Pracht, die das Aufkommen des Staats hinderte; das Heer, die Stütze seiner Macht, befand sich deshalb in unglücklicher Entblößung. Neben seiner zweiten Gemahlin, der schönsten und gebildetsten Negerin, der es oft gelang, seine Wuth zu mäßigen, hielt er sich 20 Weischläferinnen, die aus dem Staatsschatz besoldet wurden. Dabei war seine Erscheinung auf das kostbarste und schillerlichste herausgeputzt, und ein Tanzmeister mußte ihn fortwährend begleiten, um ihn in Stunden der Muße Unterricht zu geben. Unerträglich als sein Geiz, seine Wollust und Verschwendung drückte aber seine Grausamkeit, die nun die Schwarzen traf. Vor seinem Argwohn, der immer den Tod brachte, war im ganzen Reiche Niemand sicher; selbst die hohen Beamten und Offiziere ließ er ohne Untersuchung hinrichten. Um dem Wüthen dieses Unmenschen Einhalt zu thun, verschworen sich endlich die Großen des Heers und hieben ihn am 17. Oct. 1806 nieder.

Dessau, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Anhalt-Dessau (s. Anhalt)

und der Sitz der höchsten Landesbehörden, an der Mulde, die eine halbe Stunde unterhalb der Stadt sich in die Elbe ergießt, über die hier seit 1836 eine hölzerne Brücke mit steinernen Pfeilern führt, besteht aus der Altstadt, der Neustadt und dem Sande, der Vorstadt vor dem Muldenthore und der jenseit der Mulde liegenden Wasserstadt, welche durch eine Brücke mit jenen Stadttheilen in Verbindung steht. Eine sehr schöne und die regelmäßigste Straße ist die Cavalierstraße. Die vorzüglichsten Gebäude sind das sehr ansehnliche herzogliche Schloß, der Erbprinzenpalast und das Theater. Unter den Kirchen zeichnet sich die reformirte Schloß- und Stadtkirche aus, mit der herzoglichen Gruft und Gemälden von Lucas Kranach dem Jüngern. Außerdem hat die Stadt noch eine reformirte, eine protestantische und eine katholische Kirche und eine Synagoge. Sie ist reich an wissenschaftlichen und Kunst- sowie an wohlthätigen Anstalten und Vereinen. Unter den erstern verdienen besondere Erwähnung die 1837 neuorganisirte Hauptschule, das 1779 gestiftete Schullehrerseminar, die mit einer Handelsschule verbundene jüdische Franzschule und die 1822 begründete Erziehungsanstalt für Töchter aus den höhern Ständen; die herzogliche seit 1820 öffentliche Bibliothek, die 1787 gegründete Pastoralgesellschaft, die seit 1836 bestehende Bibelgesellschaft und der gleichzeitig gestiftete Gartenbauverein, der seit 1838 eine „Gartenbauzeitung“ herausgibt; ferner die herzogliche Kapelle und das Theater, die Singakademie, die Liedertafel und die durch Fr. Schneider in großem Maße stehende musikalische Lehranstalt; unter den wohlthätigen Anstalten erwähnen wir das gymnastische mit einer orthopädischen Heilanstalt in Verbindung stehende Institut, das Waisenhaus und das 1749 von dem Fürsten Leopold erbaute und Leopoldsdank genannte Armenhaus. Die Stadt zählt gegen 12000 E., darunter 750 Juden. Sie sind sehr gewerbtätig, fabriciren Tuch, Strümpfe, Hüte und Taback, treiben Branntweimbrennerei und Gerberei und nicht unbedeutenden Handel, den der 1834 eingerichtete Wollmarkt wie ein sehr bedeutender Getreidemarkt, gute Kunststraßen und die vorbeigeführte Berlin-Anhaltische Eisenbahn unterstützen. Durch schöne Häuser, Anlagen und Parks hat die Stadt ein sehr freundliches Ansehen, und selbst der Gottesacker ist in einen angenehmen Garten umgeschaffen. In der Nähe befinden sich zwei herzogliche Landhäuser, das Georgium und Luisium mit schönen Gärten, und die ganze Umgebung von D. und die Gegend, durch welche die Straße nach Wörlitz (s. d.) führt, bilden gleichsam einen einzigen, großen Park. D. wurde wahrscheinlich unter Albrecht dem Bären von den hierher einwandernden Flamländern gegründet; erst 1213 wird es indeß urkundlich als Stadt erwähnt. Schon vor dem J. 1313 bestand hier eine von der Kirche unabhängige Schule. Später erlitt D. durch mehre Feuersbrünste beträchtlichen Schaden; im 16. Jahrh. fing es an, sich mehr zu erweitern. Im J. 1525 wurde hier zwischen den Kurfürsten Albrecht von Mainz, Joachim I. von Brandenburg und dem Herzog Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der röm.-katholischen Kirche geschlossen. Im Dreißigjährigen Kriege traf Kriegsnoth mancherlei Art die Stadt; Graf Ernst von Mansfeld suchte vom 1.—11. Apr. 1626 mehrmals den Übergang über die Elbe bei D. zu erzwingen, wurde aber endlich durch Wallenstein vollständig zurückgeschlagen. Von neuem erhob sich die Stadt unter dem Fürsten Leopold I., als Protestant und Juden der Kultus gestattet wurde; große Berühmtheit erlangte sie am Ende des 18. Jahrh. durch das hier von Baschow (s. d.) gegründete Philanthropin. Am meisten geschah aber zur Verschönerung und Vergrößerung der Stadt unter dem Fürsten Leopold Friedrich Franz und unter dem gegenwärtigen Herzoge, Leopold Friedrich.

Dessert oder Nach Tisch heißt Alles, was, auf Gaumentzigel und Augenweide berechnet, zum Schlusse eines Mahls aufgetragen wird. Das Dessert besteht hauptsächlich aus Confituren aller Art, Torten und Zuckerwerk; Blumen, Wasen und Krystalle dienen dazu, den Glanz desselben zu erhöhen. In frühern Zeiten behaupteten die Italiener in Aufstellung der Desserts den Vorrang vor allen andern Völkern; später und bis auf die neueste Zeit gebührt aber den Franzosen der Preis.

Dessolles (Jean Jos. Paul Augustin, Marquis), franz. Generallieutenant, Pair und Staatsminister, geb. am 3. Oct. 1767 in einer altadeligen Familie zu Auch im Gersdepartement, erhielt durch seinen Onkel, den spätern Bischof von Chambéry, eine vortreffliche Erziehung. Im J. 1792 trat er in die Freiwilligenlegion in den Westpyrenäen und wurde Ca-

pitain, Adjutant des Generals Reynier und Mitglied des Generalstabs. Als Adeliger ward er hierauf kurze Zeit aus der Armee verwiesen, am 2. Oct. 1793 aber als Generaladjutant wieder angenommen, worauf er unter Bonaparte in der ital. Armee diente. Im J. 1797 überbrachte er die Urkunde des Vertrags von Leoben dem Directorium. Bald darauf zum Brigadegeneral ernannt, erhielt er das Commando gegen die Östreicher im Belstin und schlug dieselben bei Santa-Maria am 13. Apr. 1798. Nach diesem Siege trat er als Divisionsgeneral und Stabschef in die ital. Armee unter Scherer, wo er sich besonders im blutigen Treffen bei Novi, am 16. Juli, mit seinem Freunde Gouvion Saint-Cyr auszeichnete und sich die Freundschaft Moreau's erwarb. Als Moreau im Frühjahr 1800 den Oberbefehl über die Rheinarmee erhielt, wählte er D. zum Chef seines Generalstabs, der nun besonders in der Schlacht von Hohenlinden, beim Übergange über den Inn und bei der Einnahme von Linz einen bleibenden Kriegsruhm sich erwarb. Nach dem Frieden von Lunewille wurde D. zum Staatsrath im Kriegsministerium ernannt, welche Stellung er jedoch ablehnte. Im J. 1803 schickte ihn der erste Consul, dem alle Freunde Moreau's verdächtig waren, nach Hannover, um daselbst den General Mortier als Oberbefehlshaber provisorisch zu ersetzen; allein D. ließ sich sehr bald zurückrufen und zog sich, jede Anstellung ausschlagend, auf sein Landgut nach Aach zurück. Dennoch ernannte ihn Napoleon 1804 zum Großoffizier der Ehrenlegion, gab ihm 1805 das Gouvernement von Versailles und schickte ihn 1808 als Divisionsgeneral nach Spanien, wo er sich durch seine Menschlichkeit und Mäßigung selbst die Zuneigung der feindlichen Bevölkerung erwarb. D. hatte wiederum längere Zeit auf seinem Landgute zugebracht, als er 1812 als Chef des Generalstabs der Armee des Vicekönigs von Italien im russ. Feldzuge beigegeben wurde; doch verließ er, weil seine Ansichten über den Feldzug mit denen des Kaisers nicht stimmten, bei Smolensk das Heer und kehrte nach Paris zurück. Im März 1814 wurde er hier in Rücksicht auf seine Abneigung gegen den kaiserlichen Despotismus zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt, und in der Nacht vom 5. zum 6. Apr. soll er es gewesen sein, der den Kaiser Alexander zur Verwerfung der Dynastie Napoleon's und zur Restauration der Bourbons durch Vorstellungen bestimmte. Bald darauf wurde er zum Staatsrath und Staatsminister, Pair, Generalleutenant und Commandant aller franz. Nationalgarben unter dem Grafen Artois erhoben. Während der Hundert Tage lebte er ruhig auf seinem Gute und bald nach der zweiten Restauration legte er das Commando der Nationalgarde nieder, weil er das neue despotische Regiment, das jetzt begann, gleich dem Napoleon's verabscheute. In der Pairskammer gehörte er der Opposition und den Vertheidigern der Charte an. Am 28. Dec. 1818 trat er in das von Decazes (s. d.) gebildete Ministerium als Präsident und Minister des Auswärtigen, zog sich aber mit Saint-Cyr und Louis nach zwei Monaten schon wieder zurück, weil er das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817 aufrecht erhalten wissen wollte. Der König hatte ihn während dieser Zeit zum Marquis erhoben. Ein abgesetzter Feind der Politik des Ultraroyalismus zeigte er sich in der Pairskammer unausgesetzt als einen unbestechlichen Vertheidiger der öffentlichen Freiheit. Er starb zu Paris am 3. Nov. 1828.

Destillation heißt das Verfahren, nach welchem man Flüssigkeiten mit Hülfe der Wärme in einem verschlossenen Gefäße in Dämpfe verwandelt und diese dann in einen zweiten kühl gehaltenen Apparat überführt, in welchem sie sich wieder zu einer Flüssigkeit (das *Destillat*) verdichten. Behandelt man feste Körper auf gleiche Art und läßt sie sich wieder in fester Gestalt absetzen, so heißt dies *Sublimation* (s. d.). Hat man es bei der Destillation mit Flüssigkeiten zu thun, welche bei dem angewendeten Wärmegrade unzerseht flüchtig sind, so ist dies die Destillation im engerm Sinne, die in der Regel angewendet wird, um flüchtige Körper von nicht flüchtigen oder weniger flüchtigen, mit denen sie vermenget sind, zu trennen. So wird der Weingeist durch Destillation von dem weniger flüchtigen Wasser und anfangs von den Bestandtheilen der Maische befreit, so die Aetherarten von den bei ihrer Darstellung angewendeten Säuren und Salzen, die ätherischen Öle von Harz und Farbstoffen; so wird das Zink, wie es durch Kohle aus den Erzen ausgeschmolzen worden ist, durch Destillation leicht aus diesem Gemenge abgeschieden und dabei zugleich, indem man die zuerst übergehenden Theile wegeth, von einem begleitenden flüchtigen Metalle, dem Cadmium, getrennt; kurz es wird nicht leicht einen flüchtigen Körper geben, zu dessen Rein-

darstellung man sich nicht der Destillation bediente, ja selbst das Wasser wird durch Destillation von den ihm beigemengten Salzen gereinigt (destillirtes Wasser), ein Mittel, wodurch man auch Meerwasser trinkbar macht. Manche Körper, welche für sich erst bei ziemlich hoher Temperatur flüchtig sind, lassen sich in Verbindung mit andern Dämpfen, besonders mit Wasserdämpfen, leichter verflüchtigen. Dieses erschwert zwar einerseits oft die scharfe Trennung vermengter Flüssigkeiten durch bloße Destillation, daher man z. B. Weingeist durch bloße Destillation nicht vollkommen entwässern kann, aber man kann diesen Umstand auch wieder benutzen, wie man denn z. B. die flüchtigen Öle der Pflanzen durch Destillation der Pflanzentheile mit Wasser gewinnt, indem das Öl mit den Wasserdämpfen übergeht und sich aus dem Wasser nach dem Erkalten von selbst, oder nachdem man das Wasser mit Kochsalz gesättigt hat, abscheidet. Die Destillation wird in besonders dazu bestimmten Apparaten ausgeführt. Der erste Haupttheil dieser Apparate, in welchem die Substanzen erhitzt werden, besteht meist aus verzinntem Kupfer, wie die Destillirblase der Branntweimbrennereien, der Apotheker u. s. w., oder aus Glas, wie die Retorten zu chemischen Zwecken, zu Darstellung von Säuren und andern das Kupfer und Zinn angreifenden Metallen, seltener aus gebranntem Thon, wie bei Darstellung der nordhäuser Schwefelsäure, aus Platin, wie die Säureretorten größerer Fabriken, aus Gusseisen z. B. für Zink, Quecksilber u. s. w. Dieser Theil ist der Hauptform nach weit und bauchig und läuft entweder unmittelbar, wie die Retorten und Kolben, in einen gebogenen oder geraden Hals aus, oder ist, wie die Destillirblasen, mit einem besonders aufgesetzten Helm, der sich in einem Schnabel fortsetzt, versehen. Die Erwärmung geschieht bei Glasretorten über Kohlenfeuer, oder im Wasserbade, Sandbade, Ölbade, je nach der erforderlichen Temperatur, auf einem Ofen; kupferne Blasen werden entweder wie Kessel über einer Feuerung eingemauert und von außen erhitzt, oder die Erhitzung geschieht durch Wasserdämpfe (Dampfdestillation). Dieser erste Haupttheil wird nun mit dem Theile, welcher das Destillat aufnehmen soll, der sogenannten Vorlage, die entweder aus Glaskolben oder Flaschen, welche reihenweise durch Tubulaturen und Röhren verbunden werden (Woulffsche Flaschen), oder nur aus gewöhnlichen Fässern bestehen kann, entweder unmittelbar oder mittels kurzer Glasröhren, oder mittels eines sogenannten Kühlapparats verbunden. Im erstern Falle muß die Vorlage selbst und das Verbindungsrohr durch kaltes Wasser, nasse Tücher, Kältemischungen u. s. w. abgekühlt werden, im zweiten geschieht die Verdichtung in dem Kühlapparate oder Refrigerator. Der älteste Refrigerator ist ein einfaches Schlangenrohr, in einem Fasse stehend, welches stets kaltes Wasser enthält; in neuerer Zeit hat man mannichfache andere Formen ausgedacht, deren Zweck ist, eine möglichst große Oberfläche in kleinem Raume darzubieten. Da das Kühlwasser durch die Condensation der Dämpfe warm wird, so muß es immer erneuert werden, und man kann sich auch zur ersten Abkühlung solcher Flüssigkeiten bedienen, die erwärmt oder zum Theil verdampft werden müssen. Hierauf beruhen die Vortheile der Vorwärmer bei der Branntweimbrennerei (s. d.) und einige Abdampfapparate für Zuckerfabriken. Das Gelingen der Destillation beruht vorzüglich darauf, daß man möglichst constant die Hitze auf dem Grade erhält, welcher gerade für Verflüchtigung des beabsichtigten Products hinreicht, daher der Vortheil der Dampfdestillation, der Destillation im Sand- und Wasserbade, und daß die Abkühlung möglichst vollständig geschehe. Ein mechanisches Überspringen von Flüssigkeit in die Vorlage ist häufig nur dadurch zu verhüten, daß man die Blase nur zum Theil füllt und, was bei Glas- und Thongefäßen ohnehin nöthig ist, sehr vorsichtig erhitzt. Um endlich den Unfällen vorzubeugen, welche durch die Spannung der Dämpfe im Innern des Apparats und umgekehrt dadurch entstehen können, daß zu Ende der Operation der innere Raum luftleer wird, bringt man sogenannte Sicherheitsröhren, bei metallenen Apparaten Ventile an. Unter trockener Destillation versteht man die Zerstörung, welche organische Producte, Knochen, Holz, Steinkohlen u. s. w., erleiden, indem man sie in verschlossenen Gefäßen, gewöhnlich eisernen Retorten, erhitzt. Allgemeine Producte dieses Processes, der bei Erzeugung der Knochenkohle, der Holzkohle für Pulverfabriken u. s. w., des Leuchtgases Anwendung findet, sind brennbare Gase, ölige und wässerige Flüssigkeiten, z. B. Theer, Essigsäure beim Holz, Ammoniak bei Steinkohlen und animalische Substanzen sowie Kohle z. B. Knochenkohle, Coaks. Je nachdem man nun die rückständige Kohle oder

die flüssigen Destillationsproducte oder die Gase benutzen will, muß der Proceß der trockenen Destillation etwas anders geleitet werden.

Destouches (Philippe Méricault), franz. Lustspieldichter, geb. zu Tours am 22. Aug. 1680 und in Paris erzogen, diente in seiner Jugend als Freiwilliger im Heere, nahm aber dann seine Entlassung und wurde der Gesandtschaft in der Schweiz beigegeben, die der Marquis de Puiseux bekleidete. In der Schweiz fand er Muße, sein Talent dem Theater zuzuwenden. Mehre Schauspiele, die er hier schrieb, fanden großen Beifall. Zugleich erwarb er sich durch seine diplomatische Gewandtheit die Gunst des Regenten, des Herzogs von Orleans, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England sandte, um diesen bei seinen Geschäften zu unterstützen. Als Dubois nach Frankreich zurückkehrte, blieb D. an seiner Stelle in London, wo er eine geheime Ehe einging, die ihm nachher zu dem Lustspiele „Le philosophe marié“ (1727) den Stoff gab. Im J. 1723 wurde er Mitglied der Akademie. Durch ausgezeichnete Geschäftsführung erwarb er sich das volle Vertrauen des Regenten und die Hoffnung auf glänzende Beförderung; doch der Tod seines Beschützers vernichtete diese Hoffnung. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens zog er sich auf sein Landgut bei Melun zurück, wo er sich mit Landbau und Philosophie beschäftigte und sehr Vieles für das Theater schrieb. Der Cardinal Fleury wollte ihn später als Gesandten nach Petersburg senden; D. schlug jedoch diesen Antrag aus. Er starb am 4. Juli 1754. Sein Sohn befragte auf Befehl Ludwig's XV. eine Ausgabe der Werke des Vaters (4 Bde., Par. 1757, 4.); eine andere Salgues (6 Bde., Par. 1811; 4 Bde., Par. 1820); eine passende Uebersetzung erschien 1841. Die Stücke von D. sind in einem einfachen und reinen Stile geschrieben; indeß verdanken sie den Beifall, den sie gefunden haben, mehr ihrem Reichthum an interessanten Situationen, als einer richtigen Charakterzeichnung.

Destutt de Tracy (Antoine Louis Claude, Graf), franz. philosophischer Schriftsteller, geb. 1754, war, als die Revolution ausbrach, Oberst der Infanterie und Deputirter bei den Generalstaaten für den Adel von Bourbonnais. Er zeigte sich als Freund der liberalen Ideen, wollte die katholische Religion nicht mehr Staatsreligion genannt wissen und stimmte für die Abschaffung der Adelsprivilegien. Als Lafayette nach dem 10. Aug. 1792 Frankreich verließ, begleitete er denselben und theilte auch dessen Gefangenschaft bis 1795. Während der ganzen Dauer der Herrschaft Napoleon's war D. Senator, obschon er keineswegs zu den Schmeichlern des Kaisers gehörte. Nach der Rückkehr der Bourbons wurde er 1814 zum Pair ernannt; während der Hundert Tage nahm er kein Amt an. Seit der Gründung des Nationalinstituts Mitglied desselben, bezieht er auch 1816 seinen Sitz in der franz. Akademie. Er starb am 8. März 1836. Von den Franzosen wird er als einer ihrer besten Metaphysiker geachtet, doch bekennt er sich noch zum *Sensualismus* (s. d.). Neben seinem Hauptwerke, den „*Eléments d'idéologie*“ (6 Bde., Par. 1801—23), ist sein „*Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu*“ (Par. 1819; deutsch von Morstadt, 2 Bde., Heidelb. 1820—21) zu erwähnen, der besonders in den nordamerik. Freistaaten, wo er auf mehren Universitäten als Compendium dient, in Ansehen steht.

Desultörisch, eigentlich auf- und abspringend, wie ein röm. *desultor*, der beim Wettreiten in der Rennbahn ohne Unterbrechung des Laufes von einem Pferde auf das andere sprang, wird theils von der ungenauen Behandlung eines Gegenstands gesagt, wobei man immer von der Hauptsache wieder abspringt, theils von Sachen selbst, die flüchtig und nur oberhin betrieben werden. So spricht man von einer *desultorischen Lecture*, wenn Jemand ohne Plan und Ordnung allerhand Schriften durcheinander liest.

Detachement heißt eine von dem Hauptcorps abgesendete Truppenabtheilung. *Detachirte Werke* nennt man die Außenwerke einer Festung, welche in der Entfernung von 200 und mehr Schritten jenseit des Glacis vorgerückt liegen und zur Festhaltung eines wichtigen Punktes dienen. Sie haben die Form der Bastionen, Sternschanzen, Redouten, Flecken und werden jetzt häufig durch die Montalembert'schen *Thürme* (s. d.) vertreten.

Detail heißen die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die genauern Umstände einer Sache, daher ins *Detail* gehen oder *detailliren* von der Erörterung kleinerer Umstände gesagt wird. Dem *Detail* ist in der Kaufmannssprache der *Handel en gros* entgegengegesetzt, weshalb man einen Klein- oder Ausschuitthändler *Detailhändler* oder *De-*

tailleur nennt. In der Kunst versteht man darunter einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künstler kann z. B. die bloße Form einer Hand angeben; er detaillirt aber, wenn er nachher die Gelenke, Nägel u. s. w. im Einzelnen bestimmter ausführt. Wie weit in dieser Ausführung gegangen werden dürfe, ohne die Darstellung des Ganzen zu beeinträchtigen, ist stets ein Gegenstand des Streits gewesen. Während Diejenigen, welche von dem Begriffe der Kunstwahrheit ausgehen, hierin nicht weit genug gehen zu können meinen, wie dies z. B. der Portraitsist *Denner* (s. d.) in fast unübertroffener Weise that, suchen dagegen die *Undulisten* (von *undulatus*, d. i. wellenförmig) den Mangel an Bestimmtheit der Zeichnung und an genügender Ausführung ihrer Werke durch den Hogarth'schen Grundsatz, daß alle Schönheit auf wellenförmigen Linien beruhe, zu entschuldigen. Nicht alle alte Künstler haben das Detail vernachlässigt; im Gegentheil zeigt sich in einigen ihrer Werke ein fleißigeres, geschmack- und kunstvolleres Talent, als in irgend einem Werke der neuern Plastik. Im Allgemeinen könnte man behaupten, der Künstler solle danach streben, die Wahrheit als schönen Schein darzustellen, und dies wird ihm vorzüglich dann gelingen, wenn er die Gegenstände so bildet, wie sie aus mäßiger Entfernung sich als Ganzes darstellen. Was von den bildenden Künsten gilt, läßt sich auch auf die Poesie anwenden. Wer das Detail ganz vernachlässigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzu sehr ins Detail geht und überall dieses recht geflissentlich ausmalt, verliert sich ins Breite und wird schwerlich einen rechten Gesamteindruck hervorbringen. — In der Kriegswissenschaft heißt ein *Detail schlagen* die getrennten Corps der feindlichen Armee einzeln schlagen.

Determination, d. i. Bestimmung, heißt in der Logik die der Abstraction (s. *Abstract*) entgegengesetzte logische Operation, vermöge deren einem Allgemeinbegriffe bestimmende Merkmale hinzugefügt werden, wodurch man zu einem dem Inhalte nach reichern, dem Umfange nach jenem untergeordneten Begriffe gelangt. Daß ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinirter Begriff ohne Widerspruch nicht auch durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, drückt die Logik durch den Satz des ausgeschlossenen Dritten (*principium exclusi medii inter duo contradictoria*) oder den Satz der durchgängigen Bestimmbarkeit (*principium omnimodae determinationis*) aus, welcher so lautet: Von zwei entgegengesetzten Bestimmungen, wenn sie überhaupt auf einen Begriff sich beziehen, kann in derselben Beziehung nur die eine demselben beigelegt werden, die andere ist ihm abzuspochen.

Determinismus oder **Prädeterminismus** bezeichnet die eine von den beiden entgegengesetzten Ansichten, in welche die Frage nach der Freiheit des menschlichen Willens die Philosophen getheilt hat, nämlich die, nach welcher die Willensacte durch Ursachen bestimmt sind, sodas sie unter Voraussetzung dieser Ursachen nicht anders ausfallen können, als sie ausfallen, während die entgegengesetzte Ansicht des **Indeterminismus** das Wollen und Handeln für frei, und zwar in dem Sinne für frei erklärt, daß es von vorhergehenden Ursachen nicht nothwendig bestimmt wird und also auch möglicherweise eine den bestimmenden Ursachen entgegengesetzte Richtung nehmen kann. Der Indeterminismus findet seinen bestimmtesten Ausdruck in dem Begriffe der transcendentalen Freiheit (s. d.); der Determinismus kann sich sehr verschieden gestalten, je nach den Meinungen über die Beschaffenheit und den Zusammenhang der Ursachen, welche als den Willen bestimmend gedacht werden. Die roheste Form desselben ist der **Fatalismus** (s. d.), der die Willensacte, wie alles andere Geschehene, von einer allgemeinen, blind wirkenden Nothwendigkeit beherrscht werden läßt. Nicht viel besser ist der materialistische Determinismus, der im Zusammenhange mit einer Psychologie steht, welche das geistige Leben nur für den Ausdruck der Bewegungen der Bestandtheile des körperlichen Organismus erklärt und somit die Selbstständigkeit des geistigen Lebens geradezu leugnet, wie denn z. B. der franz. Materialismus des 18. Jahrh., namentlich **Lametrie** (s. d.) u. A., in diesem Sinne den Menschen als eine bloße Maschine betrachtete. Ganz anders gestaltet sich der Determinismus, wo das Wollen nicht als die Folge äußerlich und mechanisch wirkender Ursachen, sondern als der Ausdruck und die Folge der innern Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens selbst betrachtet wird, sodas die Causalität, die das Wollen bestimmt, in dieser Regsamkeit des eigenen geistigen Lebens liegt. Auf diesen Determinismus weist schon die Thatsache hin, daß es Motive, Triebfedern, Beweggründe für das Wollen gibt, daß gerade das entschiedenste Wollen sich seiner Beweg-

gründe am deutlichsten bewußt ist, und dieser Determinismus läßt sich sehr wohl mit dem Sage vereinigen, daß trotz der Abhängigkeit von (bewußten oder unbewußten) Motiven das Wollen im Allgemeinen an bestimmte Motive nicht dergestalt gebunden ist, daß nicht andere Motive Einfluß zu gewinnen im Stande wären. In diesem Sinne haben namentlich Leibniz (s. d.) und Herbart (s. d.) den Determinismus vertheidigt. Ueberhaupt hat der Determinismus, seitdem man die Frage nach der Freiheit des Willens systematisch zu untersuchen begonnen, in der Nothwendigkeit, den Begriff der Causalität auch auf die Veränderungen des Wollens anzuwenden, immer wieder einen Stützpunkt gefunden, und meist hat nur die ungegründete Befürchtung, daß derselbe die moralische Zurechnung aufhebe, dem Indeterminismus ein gewisses Gewicht verschafft.

Detmold, die Residenzstadt des Fürstenthums Lippe-Detmold (s. d.), am östlichen Fuße des Teutoburger Waldes, an der westfälischen Berra, mit dem fürstlichen Residenzschloße, welches die Alexandersburg genannt wird, der Sitz der höchsten Landesbehörden, besteht aus der Alt-, Neu- und Vorstadt. Sie besitzt ein Gymnasium (das Leopoldinum) in einem schönen Gebäude, mit ansehnlicher öffentlicher Bibliothek, ein 1791 errichtetes Schullehrerseminar, einen Sängerverein seit 1832, eine Bibelgesellschaft, eine vorzügliche und sehr umfassende Armenversorgungsanstalt und zählt 3000 E., welche sich mit Leinweberei, Gerberei, Brauerei und Landwirthschaft beschäftigen; auch ist in neuerer Zeit ein bedeutender Pferdemarkt eingerichtet worden. In der Nähe befindet sich das Lustschloß Friedrichsthal mit schönen Anlagen und die Meierei Johannettenthal. D. soll das alte Teutoburgium gewesen sein. Im J. 783 fand hier zwischen den Franken unter Karl dem Großen und den Sachsen eine Hauptschlacht statt, die, obgleich sehr blutig, doch keine Entscheidung gewährte. Zwischen D. und Horn war das Schlachtfeld (genannt Winfeld), auf welchem der röm. Feldherr Varus von Hermann im J. 9 n. Chr. geschlagen wurde. Ein Denkmal zu Ehren des Letztern ganz in der Nähe von D., auf der sogenannten Grotenburg, einer freien Bergspitze des Teutoburger Waldes, zu errichten, hat ein seit 1838 in D. zusammengetretener Verein unternommen, der nicht allein im Lippischen sondern auch im übrigen Deutschland viel Anklang fand, aber noch bedeutender Unterstützung bedarf, wenn er das großartige Werk in der beabsichtigten Weise ausführen soll.

Detoniren nennt man beim Gesange ein Abweichen von der richtigen Tonhöhe, vorzugsweise und am richtigsten das augenblickliche oder allmähliche Sinken des Tons. Jede Abweichung von der Reinheit überhaupt nennt man richtiger *distoniren*. Manche gebrauchen indeß letztern Ausdruck für das Zuhochsingen, das Auf- oder Überziehen, im Gegensatz zu dem Detoniren oder Unterziehen.

Detfelbach, eine kleine Stadt im bair. Kreise Unterfranken, zwei Meilen von Würzburg, am rechten Ufer des Main, welcher hier eine bedeutende Krümmung macht, terrassenartig emporsteigend, zählt 2400 E., die sich durch Gewerbe, Acker- und Weinbau nähren und unter denen sich viele Juden befinden. Der Weinbau, welcher einen ausgezeichneten Frankenwein liefert, geht hier in sehr frühe Zeit zurück. In der Nähe liegt der Ort Weinberg mit einem Franciscanerkloster, zu dessen Kirche, wegen eines wunderthätigen Marienbildes, stark gewallfahrtet wird. Schon zu Anfange des 9. Jahrh. stand an der Stelle von D. der königliche Meierhof *Detilbach*, der damals der uralten Abtei zu Kitzingen gehörte. An Würzburg kam D. erst im 14. Jahrh.; städtische Gerechtsame erhielt es 1484 durch Kaiser Friedrich III. Wegen der Bethelligung der Bewohner am Bauernaufstande im J. 1525 hielt nach Unterdrückung desselben der Bischof daselbst ein fürchtbares Blutgericht.

Deukalion, der mythische, dem Homer und Hesiod unbekante Vater des Hellen und der Stammvater der Hellenen, der Sohn des Prometheus, ein Enkel des Japetos und Gemahl der Pyrrha, verfertigte, als Zeus das Menschengeschlecht durch Wasser zu vertilgen beschlossen hatte, auf den Rath seines Vaters einen hölzernen Kasten, in welchem er mit seiner Gemahlin während der neuntägigen Flut auf dem Gewässer umhergetrieben, endlich auf dem Parnass, als sich das Wasser vertief, landete. Hier bildete er mit der Pyrrha auf den Rath der Themis oder des Zeus Phryios (Fluchtbeförderer) Menschen, sodas er Stammvater des neuen Menschengeschlechts wurde. Auf seine Frage nämlich, wie er die Erde wieder bevölkern könne, erhielt er die Antwort, sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich

werfen. Diesen dunkeln Ausspruch deuteten sie also, daß ihre Mutter die Erde, deren Gebeine aber die Steine seien. Sie thaten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von D. geworfenen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Die Kinder, welche er mit Pyrrha zeugte, waren Hellen, Amphiktyon und Protogenia. In Bezug auf den Ort weicht die Sage mannichfach ab. Hygin nennt den Atna, auf dem er sich zuerst niedergelassen, Servius den Athos; doch stimmen die Meisten im Parnas überein. Nach Pindar baute er seine erste Wohnung in Opus. Auch die Gründung des alten Heiligthums des olympischen Zeus in Athen wird ihm zugeschrieben und daselbst sein Grabmal gezeigt. Nach der parisischen Marmorchronik regierte D. zu Lykoneia 1574 v. Chr., und die Überschwemmung fand 1514 oder 1529 v. Chr. statt. Von Einigen wird die Deukalionische Flut für ein und dieselbe mit der Noah'schen Sündflut (s. d.) gehalten. — Deukalion heißt ferner ein Sohn des Minos und der Pasiphae oder Krete, einer der kalydonischen Jäger und Argonauten, der Vater des Idomeneus; dann ein Sohn des Hercules und einer Tochter des Ihespius und endlich ein Trojaner, den Achilles tödtete.

Deus ex machina ist der oft gebrauchte Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama. In der antiken Tragedie geschah es nämlich häufig, daß die Katastrophe durch einen mittels der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde; dahin gehört z. B. die Erscheinung des Hercules im „Philoktet“ und der Diana in der „Iphigenia in Tauris“. Im modernen Lustspiel kann man jeden reichen Dufel, der wie aus den Wolken fällt, um den Conflict zu lösen, einen Deus ex machina nennen. Gegenwärtig bedient man sich dieses Ausdrucks meist im lächerlichen oder tadelnden Sinne und hat ihn wol auch auf den Roman und plögl. Ereignisse im gewöhnlichen Leben übertragen.

Deus Fidius ist entweder der Gott der Treue (fides), oder der umbrisch-sabinische Fidius Sancus.

Deut (Duyt) ist der Name einer holländ. Scheidemünze von Kupfer in der Größe eines Pfennigs. Acht Deut (Duyt) galten einen Stüber. Deuts wurden nicht nur in Holland als Landesmünze sondern auch von den einzelnen Provinzen, z. B. Geldern, Utrecht, Seeland, Dberysfel u. s. w., ausgeprägt und von den Holländern für Ostindien und die Capstadt geschlagen. Die allgemeine Verbreitung und die Menge dieser Münzen gab Veranlassung, daß man auch Deut bildlich für eine Sache gebräuchl., die wenig oder gar keinen Werth hat.

Deuteronomion, d. i. Wiederholung des Gesetzes, wird von den griech. Uebersetzern das fünfte Buch Moses genannt, weil es eine Übersicht der gesammten mosaïschen Gesetzgebung, mit Ausnahme Dessen, was für die Priester allein gehört, enthält, auch die Geschichtserzählung der frühern Bücher zum Theil wiederholt. Nur der Abschnitt (Cap. 31—34) über das Lebensende des Moses ist neu. Gegen die mosaïsche oder überhaupt frühe Abfassung entscheiden die mehrfachen Beziehungen auf den Tempel zu Jerusalem, auf Königthum und Prophetenthum und Anderes. Nach den neuesten Untersuchungen von Stähelin, der in den Büchern des Pentateuchs eine Grundschrift und eine Ergänzungsschrift nachweist, ist das Deuteronomion von dem Ergänzer der vier ersten Bücher Moses verfaßt.

Deutsch und Teutsch. Nicht allein über des Wortes Etymologie sondern auch über die Orthographie, ob man deutsch oder teutsch schreiben soll, ist bis auf die neueste Zeit hartnäckig gestritten worden. Das Wort heißt im Althochdeutschen diutisk, im Mittelhochdeutschen tiutsch. Die Tenuis t im Mittelhochdeutschen hat sich nun im Neuhochdeutschen theils in die Media d abgewandelt (wie z. B. in tach, Daach; trache, Drache; tumber, dumm u. s. w.), theils ist sie geblieben (z. B. tac, Tag; trieben, treiben u. s. w.). Demnach wäre teutsch zu schreiben ebenso richtig als deutsch. Beachtet man dagegen den Gebrauch, so wird man sich für deutsch entscheiden; denn diese Schreibung war schon im 16. Jahrh. überwiegend und blieb es bis auf die neueste Zeit, trotz aller Reclamationen. Auch über die Etymologie des Wortes ist man jetzt im Klaren. Nach der Untersuchung von Jak. Grimm in seiner „Grammatik“ ist das Wort von dem gothischen thiuda, vulgus, Volk, herzuleiten und das gothische thiudisk, althochdeutsch diutisk, mittelhochdeutsch tiutsch, neuhochdeutsch deutsch bedeutet also vulgaris, popularis, dem Volke eigenthümlich, angehörig; deutsch e

Sprache heißt demnach genau genommen ursprünglich Sprache des Volks, Vulgärsprache, im Gegensatz hauptsächlich der lateinischen und romanischen.

Deutschbrot oder *Niemeczkybrot*, d. i. Deutsch-Furth, eine königliche Stadt im Czaslauer Kreise des Königreichs Böhmen, am rechten Ufer der Sazawa, welche hier die Schlapanka aufnimmt, ist ziemlich gut gebaut und hat mehre ansehnliche öffentliche Gebäude, darunter namentlich die Dechantkirche. Auch ist dieselbe im Besitze eines Gymnasiums und eines Mineralbads. Die 4000 Einwohner nähren sich namentlich mit Decken- und Tuchweberei. D. ist eine der ältesten Städte Böhmens und soll um 792 von deutschen Bergleuten gegründet worden sein, als in der Nachbarschaft die reichen Silberbergwerke entdeckt wurden. Bei D. wurde am 1. Jan. 1422 Kaiser Sigismund von den Hussiten unter Jiska geschlagen und 1469 König Matthias Corvinus von Ungarn durch die Böhmen eingeschlossen.

Deutschland, ein fruchtbarer, alle Klimate der gemäßigten Zone in sich einschließender Länderstrich im Herzen Europas, grenzt im Osten an Westpreußen, Posen, das russ. Polen, den poln. Freistaat Krakau, Galizien und Ungarn, im Süden an das Adriatische Meer und Oberitalien (Lombardei), im Westen an die Schweiz, Frankreich, Belgien, Holland und im Norden an die Nordsee, Schleswig und die Ostsee. Es liegt vom 22° 30' — 36° 40' östl. L. und zwischen 44° — 55° nördl. B. Seine größte Länge von Norden nach Süden beträgt 150, die größte Breite von Westen nach Osten 130 Meilen. Der geognostischen Beschaffenheit nach zerfällt D. in Nord-, Mittel- und Süddeutschland oder in Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland. Zu Nord- oder Niederdeutschland, welches die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks hat, gehören Preußen, Holstein, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, die lippeschen Fürstenthümer und die drei freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen. Diese Länder bilden eine große Ebene, sandig und moorig, die nur allmählig in südlicher Richtung ansteigt und deren höchste Hügel, mit Ausnahme des Harzgebirgs mit dem 3500 F. hohen Brocken, kaum über 500 F. sich erheben. Mitteldeutschland umfaßt Luxemburg, Hessen, Sachsen, Nassau, Anhalt, Schwarzburg, Meuß, Waldeck und die freie Reichsstadt Frankfurt am Main und ist im Süden vom Jura, im Osten durch einen Zweig der Karpaten begrenzt. Im Innern ziehen sich zwei Gebirgszüge von Osten nach Westen. Der eine ist von geringer Breite und dacht sich schnell ab; er geht vom Harz aus, umfaßt das Wesergebirge, das Siebengebirge, den Westerwald und die Eifel und verliert sich in den Niederrungen Norddeutschlands; der andere beginnt mit dem Riesengebirge in Schlesien, findet seine Fortsetzung im Erzgebirge in Sachsen, dem Fichtelgebirge in Baiern und dem Thüringerwald und endigt im Rhön-, Spessart-, Taunus- und Vogelsgebirge und über dem Rhein in dem Hundsrück. Diese Höhenzüge stehen einerseits durch den Hundsrück mit den Vogesen, andererseits durch den Schwarzwald und Böhmerwald mit den Alpen, endlich durch die Sudeten und Mährischen Gebirge mit den Karpaten in Verbindung. Süd- oder Oberdeutschland begreift die Länder zwischen den Alpen und dem mitteldeutschen Gebirge, Ostreich, Baiern, Württemberg, Baden, Hohenzollern und Liechtenstein. Hier sind die Rhätischen, die Tiroler, Salzburger und Steierschen, ferner die Kärntner und Krainer Alpen (s. d.), mit Höhengipfen von 6—14000 F. und Gletschern, die sich bis über 3000 F. herab erstrecken. Von den 500 Flüssen D.s, unter ihnen 60 schiffbare, sind die bedeutendsten die Donau, der Rhein, die Elbe, die Weser und die Oder, welche sämmtlich, mit Ausnahme der Donau, die in das Schwarze Meer fließt, in die Nord- oder Ostsee münden. Zum Flußgebiete der Donau, welche auf dem Schwarzwalde entspringt und von Westen nach Osten fließt, gehören die Iller, der Lech, die Altmühl, die Nab, der Regen, die Isar, der Inn, die Enns und March; zum Gebiete des Rhein, welcher auf dem St.-Gotthard entspringt, die Elz, Kinzig, Murg, Pfalz, der Neckar mit den Seitenflüssen Jart und Kocher, der Main mit der Rednitz und Nidda, die Nahe, Lahn, Mosel, Wipper, Ruhr und Lippe; zum Gebiete der Elbe, welche auf dem Riesengebirge entspringt, die Moldau, Eger, Mulde, Saale, Havel mit der Spree; zum Gebiete der Weser, nach der Vereinigung der Werra und Fulda bei Münden so genannt, gehören die Aller mit der Leine und Oker, die Wimmer und Hunte; zum Gebiete der Oder, welche auf den mährischen Sudeten entspringt, die schlesische Neiße, die Ragbach, der Bober, die lausitzer Neiße, die Wartha mit der Rega. Von den Küstenflüssen sind wichtig die Eider, der Grenzfluß D.s gegen Schleswig, die Ems, die

Fahne, welche in die Nordsee, die Trave, Warnow, Persante, Bipper und Stolpe, deren Mündungen in die Ostsee gehen. Die Etsch, in Tirol entspringend, und die Weichsel, welche ebenfals ihre Quellen in D. hat, verlassen das Land nach kurzem Laufe. Unter den wenigen Kanälen, die Deutschland hat, sind zu erwähnen der schleswig-holsteinsche Kanal, welcher die Eider mit der Ostsee, der Mühlroser Kanal, der die Spree mit der Oder verbindet, der Finowkanal zwischen der Havel und Oder und der Große Kanal an der Havel; im Süden D. s der Wiener Kanal und der Ludwigskanal. Seen finden sich vorzüglich in Süd- und Norddeutschland; die vorzüglichsten im Süden sind der Bodensee, Chiem-, Würm- (Starnberger), Ammer-, Feder-, Atter- und Traunsee; im Norden das Steinhudermeer, der Dümersee, ferner der Schweriner-, Rageburger-, Malchower-, Ruppiner-, Plauersee u. a. Auch Böhmen und Schlesien haben kleine Seen. Meerbusen bilden die Mündungen der Elbe, Weser, der Ems und der Trave; in Süddeutschland das Adriatische Meer bei Triest und Quarnero. In dem Stettiner Haff, einem Meerbusen, den die Mündung der Oder bildet, liegen die beiden Inseln Usedom und Wollin; etwas nördlicher davon die Insel Rügen, merkwürdig durch ihre Kreideseifen. Die ostfriesischen und oldenburgischen Inseln in der Nordsee sind unbedeutend.

Das Klima in D. ist gemäßigt und mit wenig Ausnahmen gesund. Im Norden, besonders an den Küsten, ist dasselbe feucht und unbeständig, in den Gebirgsgegenden zum Theil rauh und kalt, im Süden dagegen mild und trocken. Tirol erzeugt schon Südfrüchte und hat ital. Luft, doch gedeihen im Norden noch alle europ. Obstarten. Der Productenreichthum ist groß und mannichfaltig. Treffliche Pferde finden sich in Mecklenburg und Holstein, großes, nutzbares, kräftiges Rindvieh in den Marschländern der Ostsee, besonders in Ostfriesland, und in der Schweiz, veredelte Schafe, besonders in Mitteldeutschland, namentlich in Sachsen und Schlesien, Schweine, besonders in Westfalen, der preuß. Provinz Sachsen und in Baiern. Von Wildpret finden sich Edel- und Damhirsche (letztere in Holstein), Rehe, Gemsen, wilde Schweine und Hasen, von Raubthieren der Wolf hier und da in der preuß. Rheinprovinz, der Luchs im Böhmerwalde und der Bär hin und wieder in den Alpen. An der nördlichen Seeküste lebt der Seehund, die Fischotter in fast allen Theilen D. s. Von Federvieh finden sich Reb-, Birk- und Auerhühner, auch, wiewol seltener, Schnee-, Haselhühner und Trappen; Fasanen vorzüglich in Böhmen und Geier und Adler besonders in den Alpen. Die Gänse- und Bienezucht ist in Norddeutschland, der Lerchenfang in Sachsen, der Vogelfang auf dem Thüringerwalde sehr bedeutend. Die Flüsse sind reich an Fischen mancherlei Art (Rhein- und Elbflachs und Lüneburger Bricken), die Nordseeküsten an Austern. Von Pflanzenproducten gedeihen vorzüglich Getreide, Wein, Gartengemüse, Obst, Flachs, Hanf, Raps- und Rübsamen, Hopfen, Taback, Kümmel, Anis, Fenchel. Große Kiefer- und Fichtenwälder gibt es im Norden, Eichenwälder in der Mitte, Laubholz und edlere Nadelhölzer, wie Lärchentanne, Zirbelnuskiefer und Weißtanne im Süden D. s. Ebenso ergiebig ist das Mineralreich an Porzellanerde, Kobalt, Schwefel, Bernstein, Braunstein, Kalk, Marmor, Gyps, Alabaster, Schiefer, Steinkohlen, Torf, Salz; ferner an Quecksilber, Zink, Kupfer, Zinn, Silber und vorzüglich an Eisen und Blei. An Mineralquellen zählt es gegen 1000. Die Gesamtzahl der Einwohner D. s. schätzt man auf 38 Mill., die auf 11600 □ M. wohnen. Von ihnen sind 30 Mill. deutscher und 6 Mill. slawischer Abkunft; zu den letztern gehören die Czechen oder Böhmen, die Kassuben in Pommern, die Wenden in der Lausitz und die Slowaken und Kroaten. Außerdem wohnen in D. zerstreut etwa 500000 Juden, in Illyrien und Tirol 250000 Italiener, im Westen des Rhein und sonst zerstreut eine halbe Mill. Franzosen und Wallonen, in Osterreich 6000 Griechen und Armeraner und außerdem eine kleine Anzahl nomadisirender Zigeuner. Abgesehen von den Juden bekennen sich gegen 21 Mill. zur katholischen, 16 Mill. zur protestantischen Kirche; außerdem gibt es noch etwa 10000 Herrnhuter und einige Tausend Mennoniten, Wiedertäufer und Mitglieder anderer christlichen Sekten.

Die Hauptnahrungsweige sind Landwirthschaft, Bergbau, Fabriken, Handel und Gewerbe. Die Landwirthschaft ist von großer Bedeutung und hat einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß der Ackerbau vielleicht nur dem englischen, die Viehzucht nur der in der Schweiz nachstehen dürfte. Hinsichtlich des Bergbaus übertreffen die

Deutschen alle andern Nationen, und hinsichtlich der Fabriken kommen sie den Franzosen und Engländern, wenn auch nicht in Grobbarkeit der Unternehmungen, doch in Trefflichkeit und Solidität der Waaren gleich. (S. Deutsche Manufactur- und Fabrik-industrie.) In Leinwand- und Damastwebereien zeichnen sich Schlesien und die Lausitz, in Tuchfabriken Sachsen, Böhmen, Mähren und Preußen, besonders Rheinländer, in Spitzen- und Blondarbeiten Neuschatel und das Erzgebirge vortheilhaft aus. Ferner liefern Preußen und Sachsen Baumwoll- und Seidenwaaren in vorzüglicher Güte, und elberfelder Seidenstoffe und erzgebirgische Kattune wandern jährlich in großer Anzahl nach Amerika und nach dem Orient. In der Vorfertigung von Uhren zeichnet sich Neuschatel aus, in Galanterie-, Tischlerwaaren und Flügeln Wien, in Eisen- und Stahlwaaren Steiermark, Tirol, Böhmen, die Harzgegend, Westfalen und die Rheinprovinz, in Glaswaaren aller Art Böhmen. Messing verarbeitet man in vorzüglicher Güte am Niederrhein, und Gold und Silber zu Schmuck- und Luxusartikeln in Wien, Augsburg, Berlin, Dresden, Prag und Pforzheim. Das sächs. Porzellan übertrifft noch jetzt alle Porzellane anderer Länder an innerm Gehalt, und das berliner steht in Hinsicht der Malerei selbst dem besten französischen nicht nach. Das sächs. Erzgebirge liefert aus den zöblicher Brüchen die besten Serpentinwaaren und versteht einen großen Theil Europas mit Apothekergeschirren aus diesem Steine. Die besten Schmelztiegel fertigt man in Passau und Großalmerode; Holzschnitzwerk und Spielsachen werden zu Nürnberg, in Tirol, dem sächs. Erzgebirge und Voigtlande gefertigt. Der Deutsche Handel (s. d.), durch die Thätigkeit der Einwohner und den Reichthum an Naturerzeugnissen, namentlich seit Gründung des Zollvereins zu einem lebhaften Verkehre gesteigert, wird im Inlande noch besonders durch schiffbare Flüsse, gute, zahlreiche Straßen, treffliche Postverbindung, Eisenbahnen, Messen, Handelsgesellschaften und Asscuranzen gefördert. Er erstreckt sich selbst bis über das Meer, erleidet jedoch hier durch Mangel an einer Flotte, an guten Häfen und überseeischen Colonien mancherlei Hemmungen. Die wichtigsten Seehandelsstädte D.s sind Hamburg und Triest, nächstdem Bremen, Lübeck, Altona, Emden, Kiel, Stettin, Stralsund, Rosdock und Bismar. Indirecten See- und wichtigen Landhandel treiben besonders Leipzig, Köln, Magdeburg, Berlin, Wien, Elberfeld, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Breslau, Prag, Augsburg, Wogen, Laibach u. s. w. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Holz, Wolle, Leinwand, Eisenwaaren, Blei, Zink, Quecksilber, Glas, Salz, Woll- und Baumwollenwaaren, Rinder und Pferde.

In Wissenschaft und Kunst stehen die Deutschen auf einer hohen Stufe und brauchen eine Vergleichung mit andern gebildeten Nationen nicht zu scheuen. (S. Deutsche Literatur und Wissenschaft und Deutsche Kunst.) Mit Fleiß und glücklichem Erfolg haben sie besonders die gelehrten Studien und die speculative Philosophie angebauet. Um die Förderung der theologischen Wissenschaften, des röm. Rechts, der altclassischen Philologie und der gelehrten Medicin haben sie bedeutende, selbst im Auslande anerkannte Verdienste. Es ist ein Charakterzug der Deutschen, alle irgendwie bedeutenden Productionen fremder Nationen alsbald in die Heimat zu verpflanzen. Größer als in irgend einem andern Lande ist in D. die Zahl der Bildungsanstalten aller Art; 23 Universitäten, an 400 Gymnasien und Lyceen, zahlreiche Schullehrerseminarien, eine Menge Handels-, Real- und höhere Bürgerschulen, viele Akademien, unzählige gelehrte Gesellschaften und Künstlervereine, eine große Anzahl Bibliotheken dienen dazu, die Leistungen der Kunst und Wissenschaft, nicht wie in Frankreich und England blos in die Hauptstädte sondern bis in die kleinsten Orte und entferntesten Theile des Landes zu verbreiten. Zu Gunsten dieser universellen Bildung, die das deutsche Volk vor allen andern Staaten auszeichnet, wirkt auch der bis tief ins unterste Volksleben eingreifende, zu einem früher nie erreichten Grade gesteigerte Schulunterricht in den Städten und zum Theil selbst auf dem Lande. Die Gemäldesammlungen in Dresden, Wien, München, Berlin, Kassel u. s. w., sowie die Bibliotheken zu München, Wien, Berlin, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Göttingen, Hamburg, Wolfenbüttel, Prag, Weimar, Gotha, Darmstadt, Kassel, Frankfurt, Breslau zählen zum Theil mit unter den ersten und ausgezeichnetsten in Europa. Außerdem gibt es in Dresden, Wien, München und Berlin Antikensammlungen; in Wien, Berlin, Prag, München, Breslau,

Leipzig, Lillenthal bei Göttingen und auf dem Seeberg bei Gotha Sternwarten; in Wien, Berlin, Göttingen, München, Hamburg, Neuwied Naturaliensammlungen. Für den Bergbau ist durch die Bergakademie zu Freiberg, für die Forstwissenschaft durch die Akademien zu Tharand, Dreißigacker, Mariabrunn, Eisenach u. s. w., für rationelle Landwirtschaft durch die Institute zu Mägelin in der Mark, zu Eldena bei Greifswald, zu Schleichheim in Baiern, zu Hohenheim in Württemberg, zu Tharand in Sachsen, zu Rügenwalde in Hinterpommern u. s. w. gesorgt. Auch in der deutschen schönen Literatur zeigt sich fortwährend auf allen Gebieten, selbst dem der politischen Literatur, ein reges, geistiges Leben, das im Entwicklungsproceß begriffen, von den herrlichen Kräften, die sich hier bethätigen, mit der Zeit einen bedeutenden Aufschwung erwarten läßt. Erfreulich ist es, daß die deutsche Literatur, nicht bloß die wissenschaftliche, seit lange bereits auch im Auslande, England, Frankreich, selbst in Italien so lebhaft Theilnahme und gerechte Anerkennung findet. (S. Deutsche Literatur im Auslande.)

Was endlich die politische Eintheilung D.s anbelangt, so war diese in verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Die alte ethnographisch-geographische Eintheilung D.s in kleine, meist von natürlichen Grenzen eingeschlossene und bald nach einem Flusse, einem Berge, nach der Beschaffenheit des Bodens, bald nach der daselbst angeessenen Völkerschaft oder nach einem verdienten Manne benannte, Districte, welche *Gau* (*pagi*) hießen, bildete die Grundlage der unter den merovingischen und karolingischen Königen der Franken bewerkstelligten, politischen Eintheilung des Landes. Es setzten nämlich dieselben, als sie die im innern D. wohnenden german. Völkerschaften unter ihre Botmäßigkeit brachten, über jene vorgefundenen volksthümlichen Bezirke Beamtete, welche in ihren Namen Recht zu sprechen, für Eintreibung ihrer Einkünfte Sorge zu tragen, die Heerbannspflichtigen in den Krieg zu führen und die Angelegenheiten der Gaugemeinde in herkömmlicher Weise zu besorgen hatten, und solche Beamtete nannte man Grafen und ihren Amtsbezirk *Grafschaft*. Es waren aber jene Gauen sowohl ihrem Umfange als ihrer Einwohnerzahl nach sehr verschieden, je nach der größern oder geringern Ertragsfähigkeit des Bodens und nach der jedesmaligen Größe des auf demselben angesiedelten Volkstammes, daher auch Gau und Grafschaft nicht immer zusammentrafen, sondern zuweilen entweder mehrere kleinere Gauen einem Grafen untergeben, oder ein größerer, der dann gewöhnlich mehrere Untergaue hatte, in mehrere Grafschaften getheilt war. Bei topographischen Angaben pflegte man nun dem Namen des Gaues, in welchem ein Ort lag, auch den Namen des Grafen beizufügen, zu dessen Amtsbezirke derselbe gehörte. Hand in Hand mit dieser politischen Organisation des Landes ging die kirchliche, welche, da sie erstere bei weitem überdauert hat und deshalb uns vollständiger bekannt geworden ist, das sicherste Mittel abgibt, zur Kenntniß jener zu gelangen. Auf diesem Wege haben, seit Mitte des vorigen Jahrh., nach dem Vorgange des göttweicher Abts Bessel in dem „*Chronicon gottwicense*“ mehrere Gelehrte den Umfang der Gau- und Grafsprengel einzelner Landschaften aus den alten Diöcesangrenzen genauer nachzuweisen und geographisch darzustellen gesucht, wie Schöpflin für den Elsaß, Kremer für Rheinfranken, Wenck für Hessen, Gensler und Schultes für das Grabfeld, Dümbeck für Alemannien und Schwaben, Lang für Baiern, Leutsch für Thüringen und die Ostmark, Bersebe für Niedersachsen und Thüringen, Ledebur für Westfalen. Eine andere Allgemeinere, politische Eintheilung D.s in Herzogthümer entstand, als bei Ausgang der Völkerwanderung die vielen kleinen german. Volkstämme sich in mehrere große Völkerhaufen, wie Franken, Sachsen, Friesen, Thüringer, Baiern und Alemannen mit Schwaben scharten und je einen Häuptling oder Herzog an ihre Spitze stellten. Diese Volksherzogthümer wurden zwar durch die fränk. Könige vernichtet, doch ward damit die Sonderung der einzelnen Völkermassen nicht aufgehoben, vielmehr schlossen sich an diese die durch Karl den Großen eingerichteten größern Verwaltungs- oder fogenannten *Sendbezirke* an, deren Oberaufsicht einem weltlichen (Sendgraf) und einem geistlichen Herrn anvertraut war, und auch außerdem blieben die Sachsen oder das ganze nördliche Deutschland, hinsichtlich ihres Rechts von den übrigen Deutschen, welche fränk. Recht hatten, gesondert. Mit den *Metropolitansprengeln* konnten jene Sendbezirke nicht zusammentreffen, weil Mainz durch Bonifacius sich zur Mutterkirche über das ganze Austrasien, so weit es damals im Osten reichte, erhob, und auch in der Folge den alten wiedererz-

standenen Metropolen Bisanz, der nun die Kirchen von Lausanne und Basel, und Trient, der die Kirchen von Metz, Toul und Verdun übergeben waren, die Bischümer Konstanz und Strasburg nicht zurückgab, dagegen aber genöthigt wurde, der zu neuer Selbständigkeit gelangten ripuarischen Kirche Köln, der Utrecht und Lüttich zugehörten, die zu Ende des 8. Jahrh. errichteten sächs. Bischümer Münster, Osnabrück, Minden und Bremen, welches letztere jedoch bald sich als Metropole für Magdeburg, Schwerin und Lübeck erhob, zu überlassen und auch zu dulden, daß für die bair. Bischümer Regensburg, Passau, Freisingen und Brixen ein eigener Metropolit zu Salzburg installirt ward. So erstreckte sich denn das mainzer Erzbisthum seit Anfang des 9. Jahrh. über ganz Alemannien (Strasburg, Konstanz, Augsburg, Neuburg, sowie auch Chur), Ostfranken (Speier, Worms, Würzburg, Eichstädt, während jedoch Bamberg unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle stand) und das südliche Sachsen (Paderborn, Hildesheim, Halberstadt, Verden) nebst den dazu gehörigen zinsbaren slawischen Grenzländern. Was aber die letztern betrifft, so wurden für dieselben in der Folge, bei fortschreitender Germanisirung, eigene Metropolen zu Magdeburg, wozu Meissen, Merseburg, Naumburg-Zeitz, Brandenburg und Havelberg gehörten, Prag und Dimütz errichtet. Auch die Eintheilung in Gaue ward hier, jedoch auf Grund der denselben entsprechenden slawischen Zupanien, nachgebildet, und eine Anzahl solcher Bezirke zusammengekommen unter die Aufsicht von Markgrafen gestellt. Diese, auch Duces genannt, gelangten bald, wegen ihrer ausgebreiteten Wirksamkeit, zu hohem Ansehen, sodas sie unter den letzten Karolingern im Stande waren, in den Grenzprovinzen Sachsen, Thüringen, Baiern und Kärnten, wie dies auch in Ostfranken und Alemannien durch die Sendgrafen und in Lothringen durch königliche Machtvollkommenheit geschah, die alten Herzogthümer zu erneuern. Vergebens suchten die Ottonen die auf solche Weise gefährdete Einheit des Reichs dadurch zu sichern, daß sie die Herzogthümer an Glieder ihrer Familie verliehen; vergebens war auch König Heinrich III. bemüht, dieselben mit seiner Krone zu vereinigen; vielmehr gelang es ihren Inhabern während der stürmischen Regierung Heinrich's IV. die Erblichkeit ihres Amtes festzustellen. In dieselbe Periode fällt auch die Einführung der Erblichkeit der Grafschaften, welche die vorzüglichste Ursache zum Verfall der Gaueintheilung wurde. Durch die Erblichkeit nämlich mußte es, zumal unter einem schwachen Regenten, bald bei den Reichsbeamteten Gewohnheit werden, Das, was sie bisher nur im Namen des Königs verwaltet hatten, als Eigenthum anzusehen, weshalb dann viele Begüterte sich der Gerichtsbarkeit derselben zu entziehen und unter die unmittelbare Obhut des Reichsoberhauptes zu begeben suchten, während andere Freie sich unter den Schutz der Städte oder der geistlichen und weltlichen Herren stellten. Zudem waren viele Städte schon aus dem Gauverbande gelöst, besonders aber war es der Geistlichkeit frühzeitig gelungen, ihre großen Güter, ja ganze Grafschaften, welche sie der Freigebigkeit der Fürsten und Könige verdankte, von der weltlichen Gerichtsbarkeit zu befreien, und so hörten die Gaue auf, eine politische Eintheilung zu bilden. Neue Namen wurden für die Unterabtheilungen der neugebildeten Territorialherrschaften erfunden, und die Grafen nannten sich gleich den Dynasten und Andern von Adel nach ihren Hauptschlössern oder sonstigen Allodialbesitzungen. Dies zeigt sich zuerst im 11. Jahrh. in Niederlothringen; seit Mitte des 12. aber kamen auch im übrigen D. die Gaue in Vergessenheit; ja selbst die wenigen Districte, welche noch die Kaiser aus dem allgemeinen Schiffsbruch gerettet und unter die Aufsicht neuer Reichsbeamteter, der Landgrafen und Landvögte, gestellt hatten, z. B. Hessen, die Wetterau, Elsaß u. s. w., wurden nicht mehr pagi, sondern provinciae genannt und mit der Zeit ebenfalls in Territorialherrschaften umgestaltet.

Die größten weltlichen Territorialherrschaften bildeten diejenigen Geschlechter, welche, wie die herzoglichen, psalzgräflichen und markgräflichen, zur Zeit des Verfalls der Gauverfassung den größten Amtsbezirk und innerhalb desselben nicht nur viele Allodial- und Besoldungsgüter besaßen, sondern auch mehre Grafschaften unter ihrer Aufsicht hatten, wie die Brabanter in Niederlothringen, die Etichonen in Oberlothringen, die Zähringer in Alemannien und Kleinburgund, die von Meran in Baiern und Franken, die Ottenburger in Kärnten, die Babenberge in Ostreich, die Wettiner in den Ostmarken, die Salier in Thüringen und Hessen, die Askaniern in der Nordmark, die Welfen in Baiern, Schwaben und

Sachsen und die Hohenstaufen in Alemannien, Franken und Burgund. Der Kampf dieser beiden lezten mächtigsten Geschlechter bewirkte die Auflösung zweier Herzogthümer, von denen das eine, Sachsen, in das welfische Allodialbesitzthum, das an Kurföln ertheilt sogenannte Herzogthum Westfalen und eine Menge kleiner Stücke zerfallend, nur dem Namen nach an einen askanischen Theilfürsten verliehen wurde, das andere, Baiern, aber in ziemlicher Vollständigkeit in Besitz des Hauses Wittelsbach kam. Mit dem Untergang des Hohenstaufischen Geschlechts wurden dann auch die beiden andern bedeutendsten Herzogthümer, Schwaben und Franken, zerstückelt, und so erscheint D. in der Mitte des 13. Jahrh. in eine unzählige Menge kleinerer oder größerer Territorien getheilt, deren geistliche oder weltliche Besitzer kurz zuvor durch die Privilegien Kaiser Friedrich's II. vom J. 1220 und 1232 den Grund zu ihrer Landeshoheit gelegt sahen, und in dem bald darauf eintretenden Zwischenreich die erwünschte Gelegenheit fanden, dieselbe noch weiter auszubilden. Wenn nun seit jener Zeit eine große Zahl dieser Territorien durch Erlöschen vieler Geschlechter, namentlich auch der meisten der obgenannten mächtigen Fürstenhäuser, mittels Lehnsconsolidationen, Anwartschaften, Vermählungen, Erbverbrüderungen u. s. w. mit andern verbunden, und somit einerseits die persönliche Anzahl der weltlichen Reichsstände merklich verringert, andererseits aber auch der Umfang einzelner Territorien beträchtlich erweitert wurde, einige Geschlechter auch, wie die Habsburger, Wittelsbacher und Luxemburger, aus denen deutsche Könige hervorgingen, im Stande waren, ihre Hausmacht ganz besonders zu stärken, so konnte doch, so lange nicht die Untheilbarkeit der Territorien und die Primogenitur, deren Mangel nur einigermaßen durch den Eintritt vieler Familienglieder in den geistlichen Stand ersetzt ward, eingeführt, ja selbst noch Todtheilungen nicht selten waren, keine dauernde, überwiegende Territorialmacht sich gestalten, und oft waren die fürstlichen Theilerben eines bedeutenden Ländereins minder mächtig als Grafen, welche zufällig in den Alleinbesitz ihrer Hausgüter gekommen. Als aber durch die Goldene Bulle Karl's IV. die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in denjenigen Gebieten, auf welchen die Kurwürde haftete, festgesetzt war, gingen allmählig auch einzelne Häuser an, und zwar geschah dies zuerst 1473 in der Mark Brandenburg, dieses Beispiel in ihren Stammbesitzungen nachzuahmen, wogegen dann die kleinern Reichsstände durch Zusammentreten in Corporationen ein Gegengewicht gegen die Übermacht Jener zu bilden suchten. Indessen beharrten noch mehre Jahrhunderte lang manche Fürstenhäuser hartnäckig bei dem herkömmlichen Erbtheilungsgrundsatz, in der Meinung, ihren Glanz dadurch zu erhöhen, daß sie durch möglichst viele regierende und stimmfähige Glieder repräsentirt würden, und waren durch solche Schwächung ihrer Territorialmacht außer Stande, die günstigen Umstände zu benutzen, durch welche im Laufe der lezten drei Jahrh. andere, ungetheilte Häuser durch Säkularisation geistlicher Güter, Mediatisirungen, nachdrückliches Handeln bei Successionsstreitigkeiten, wie überhaupt bei jeglicher zur Vergrößerung gebotenen Gelegenheit, zu ihrer jetzigen Höhe sich emporzuschwangen. Die solchergehalt herbeigeführte politische Zerissenheit D.s hätte vielleicht durch die Kreisverfassung einen neuen Halt gewinnen können, wäre nicht in den Territorialstaaten der Keim zu ihrer künftigen Unabhängigkeit, wie in dem Reiche der zu seiner völligen Auflösung bereits so weit entwickelt gewesen, daß dieselbe nie zu der hohen Bedeutung gelangen konnte, welche ihrem Urheber vorgeschwebt haben mag. König Albrecht II. beabsichtigte nämlich schon, angeblich zur Abschaffung des Faustrechts und zur Begründung einer tüchtigen Gerichtsverfassung, D., das man sich damals aus vier Theilen bestehend, jedoch ohne Rücksicht auf die ursprünglich in den Volksherzogthümern repräsentirten Rationalverschiedenheiten, oder auf den Unterschied der Länder sächs. und fränk. Rechts dachte, eine naturgemäßere Eintheilung zu geben, und es kamen, da er an der Ausführung durch den Tod verhindert ward, unter seinem Nachfolger mehre Entwürfe hierzu in Vorschlag; doch gelang es erst dem Kaiser Maximilian I. im J. 1500, behufs der Handhabung des Landfriedens und der Vollstreckung reichskammergerichtlicher Erkenntnisse, einen Ausschuss von Reichsständen (Reichsregiment) zu errichten, der unter dem Vorsey des Kaisers oder seines Statthalters aus 14 speciell bestimmten Ständen, namentlich sämtlichen Kurfürsten, und aus sechs Abgeordneten bestehen sollte, die von den Reichsständen nach sechs zu dem Ende angeordneten Kreisen gewählt

werden sollten. Dadurch entstanden die sechs sogenannten alten Kreise, der bairische, schwäbische, fränkische, rheinische (nachher oberrheinische), westfälische und sächsische (nachher niedersächsische), welche alle damals auf eine wirkliche Weise im Reichsverbande begriffenen Stände, daher weder Böhmen, Savoyen, die Schweiz noch Preußen, Liefland u. s. w. umfaßten, mit Ausnahme der Länder des Hauses Osterreich und der Kurfürstenthümer, weil diese bei der Wahl jener sechs Abgeordneten nicht concurrirten. Hierauf wurden im J. 1512 auch für die letztern Länder noch vier neue Kreise geschaffen, nämlich der östreichische und burgundische, für die in zwei Besitzthümer vertheilten damaligen östr. Länder; ein zweiter rheinischer, der niederrheinische oder kurrheinische, für die vier rhein. Kurfürsten und ein zweiter sächsischer, der obersächsischer, für Kursachsen und Kurbrandenburg nebst einigen von dem bisherigen sächsischen, dem niedersächsischen, Kreise abgetrennten Ländern. Die auf Grund dieser in ethnographischer Rücksicht immer noch sehr unvollkommenen Eintheilung durch Kaiser Karl V. weiter ausgebildete und namentlich auf militairische und policicliche Gegenstände ausgeübte Kreisverfassung kam indes unter seinen Nachfolgern mehr und mehr in Verfall, bis sie endlich bei Aufhebung des Reichsverbandes völlig verschwand, und es steht nun dahin, ob in der Folge ein ähnliches, aber den Forderungen der Zeit angemesseneres, auf historisch-ethnographischer Grundlage ruhendes Institut geschaffen und somit Deutschland aus einem Staatenbunde naturgemäß zu einem organischen Bundesstaate sich heranzubilden werde. (S. Deutscher Bund.) Vgl. Brunn, „D. in geographischer, statistischer und politischer Hinsicht“ (3 Bde., 2. Aufl., Berl. 1819), Hörschelmann, „Erd-, Volks- und Staatenkunde von D.“ (Berl. 1829), Hoffmann, „D. und seine Bewohner“ (4 Bde., Stuttg. 1834—36), Büchele, „Deutsche Vaterlandskunde“ (Bd. 1, Stuttg. 1838), Hoffmann, „D. in seiner natürlichen Beschaffenheit, seinem frühern und jetzigen politischen Verhältnisse“ (Gotha 1838), Hoffmann, „Das Vaterland der Deutschen“ (Münch. 1839) und Weber, „D. oder Briefe eines in D. reisenden Deutschen“ (4 Bde., Stuttg. 1826; neueste umgearb. Aufl., 6 Bde., Stuttg. 1843). Unter den Karten von D. sind die vorzüglichsten und ausführlichsten die von Reimann (Berl. 1825 fg.), welche in 342 Blättern die vollständigste Topographie enthält, und die von Weiß und von Börl in 85 Blättern (Freib. 1829); ferner sind zu erwähnen die „Specialkarte von D.“ von J. Fried (Wien 1843) und die „Wandkarte von D.“ von J. Montour (Karlsr. 1842).

Die Römer nannten D. mit Inbegriff Dänemarks, Norwegens, Schwedens, Finnlands, Lieflands und Preußens Germanien (s. d.). Die Völkerwanderung zerflort dieses alte Germanien, von welchem das gegenwärtige Norddeutschland einen geringen Theil bildete. Slawische Stämme, aus dem hohen Osten kommend, drängten die Germanen bis an die Elbe, die Saale und das Gebirge zurück, das auf der einen Seite Böhmen, auf der andern Franken und Baiern voneinander scheidet. Die Germanen wurden wieder durch das Hereinbrechen der Slawen (s. d.) genöthigt, sich auf die Provinzen des weströmischen Reichs zu werfen und dieses selbst zu zerstören. In diesen Bewegungen entstand das gegenwärtige Süddeutschland, besonders die Theile desselben, welche jenseit der Donau und des Rheins gelegen waren. Das röm. Leben, welches hier heimisch geworden, wurde durch die einbrechenden Germanen schnell und völlig vernichtet. Indes beschränkte sich dieses neue Germanien auf die Gebiete im Osten des Rheins; der Strich im Westen dieses Flusses, der nachmals zu D. kam, wurde noch lange zu Gallien gerechnet. Dieses neue Germanien entstand am Ende des 5. Jahrh., aber den Namen Deutschland hatte es noch nicht. Sechs verschiedene Völker machten die Hauptbewohner desselben aus, nämlich die Friesen (s. d.), Sachsen (s. d.), Thüringer (s. d.), Franken (s. d.), Alemannen (s. d.) und Baiern (s. d.). Merkwürdigerweise wurden die Schicksale dieser Stämme nicht durch diese selbst, sondern durch eine Fremde, wenn auch ursprünglich ebenfalls german. Macht, durch die sogenannten salischen Franken, in der nächsten Zeit bestimmt. Zuerst nämlich erzwangen die letztern, indem sie die german. Stämme im Osten des Rheins allmählig ihrer Herrschaft unterwarfen, eine äußerliche Vereinigung derselben und keteten so die Germanen zu einer Nation, zu einer Einheit zusammen, die früher nur in der Idee, niemals aber in Wirklichkeit vorhanden gewesen war. Die Unterwerfung aber der Germanen durch die salischen Franken erfolgte höchst langsam und allmählig. Sie begann im Anfange des

6. Jahrh. und endete am Anfange des 9. Jahrh. Die Sachsen, als die letzten, wurden erst in den J. 772 — 804 durch die Franken unter Karl dem Großen (s. d.) besiegt. Hierauf waren alle Germanen, aus denen die deutsche Nation hervorgegangen, insofern vereinigt, als das fränkische Reich sie alle umschloß. Die Franken brachten aber auch ein Zweites nach D., die feudalistische Aristokratie. Sie herrschte bei den salischen Franken in Gallien selbst und wurde von ihnen unter die german. Völker im Osten des Rhein gebracht, so wie sie sich dieselben allmählig unterwarfen. Auf den großen Grundbesitz gebaut, wirkte diese feudalistische Aristokratie insbesondere nach zwei Seiten hin. Zuerst wurde das Königthum durch sie sehr bedeutend eingeschränkt. Schon unter Karl dem Großen war sie so mächtig, daß, wie es scheint, der König, oder wie er seit dem J. 800 sich nannte, der Kaiser, ohne Zustimmung derselben nichts Bedeutendes unternehmen konnte. Unter den schwachen Nachfolgern Karl des Großen stieg die Macht der Aristokratie schnell so sehr, daß sie, nicht das Königthum, als die eigentliche Staatsgewalt anzusehen war. Das Dritte, was die salischen Franken über den Rhein brachten und hier fest begründeten, hing mit dem Zweiten zusammen und war eigentlich nur eine Seite desselben, nämlich die weltliche Macht des hohen Klerus, namentlich der Erzbischöfe und Bischöfe. In dem Reiche der Franken in Gallien waren schon vom 6. Jahrh. an die Bischöfe in den Besitz großer Lehen gekommen und dadurch Glieder der herrschenden Aristokratie geworden. Die Frankenherrscher, besonders Karl der Große, scheinen bei Gründung der röm. Kirche in D. von der Ansicht ausgegangen zu sein, daß zur Erhaltung derselben unter den rohen, kaum aus dem Heidenthum herausgerissenen Germanen, weltliche Mittel nöthig seien. Die neuauferichteten Bischofsstühle wurden daher gerade mit dem größten und bedeutendsten Lehen begabt, und so ist es gekommen, daß im Deutschen Reiche die Prälaten, indem für sie noch weitere Begünstigungen hinzukamen, in der mächtigen Aristokratie beinahe die Mächtigsten wurden.

Als die Enkel Karl des Großen das Frankenreich unter sich theilten, empfing durch den Vertrag von Verdun im J. 843 Ludwig, gewöhnlich der Deutsche genannt, Alles, was im Osten des Rhein gelegen war, und auf dem linken Ufer des Stroms nur die Städte Mainz, Worms und Speier. Dieser Besitz, der schon als ein deutsches Reich betrachtet werden konnte, obwohl noch lange nachher der Name Ostfranken dafür vorkommt, lag im Ganzen genommen zwischen dem Rhein, der Elbe, Saale und dem Böhmerwaldgebirge. In den Donauegenden aber war dieser Besitz durch die Eroberungen Karl des Großen über die Aaren sehr weit, bis an den Naabfluß, ausgedehnt worden. Von dem weiten Gebiete auf dieser Seite D.s ist indeß am Ende des 9. Jahrh. durch den Einbruch der Magyaren (Ungarn) viel wieder verloren gegangen, viel aber doch auch bei D. geblieben. Es sind die nachmaligen Länder Steirich, Steiermark, Kärnten und Krain. Die Karolinger, welche im Osten des Rhein herrschten, gewannen nun auch noch das sogenannte Lothringen, das oberrheinische Deutschland, welches ein Stück des alten Gallien war. Leider führten sie ihr Stammgeschlecht, dessen Sprossen gegen das Aussterben hin immer kraftloser wurden, nicht lange über die Theilung von Verdun hinaus. Ludwig der Deutsche starb 876. Nach seinem Tode entstanden auf kurze Zeit drei besondere Reiche in D., nämlich Sachsen, Alemannien und Baiern für seine Söhne Ludwig, Karlmann und Karl. Schon 882 vereinigte der zuletzt erwähnte Karl, der Dicke genannt, nach dem Tode seiner Brüder, D. und 884 selbst das ganze Frankreich wieder. Doch bestand diese Vereinigung mehr zum Scheine als in der Wirklichkeit. Die Aristokratie setzte Karl den Dicken 887 auf dem Reichstage zu Tribur ab, und es entstanden nun eigentlich zwei deutsche Reiche, ein kleineres und ein größeres. Das kleinere lag in der gegenwärtigen deutschen Schweiz, wo die Mächtigen Einen aus ihrer Mitte, einen Grafen Rudolf erwählten. In dem größern Theile, dem Hauptreiche, wurde Arnulf, Karlmann's unehelicher Sohn, zum König gewählt. Nach einem ziemlich unbedeutenden Leben, in welchem nur etwa sein siegreicher Kampf gegen die Normannen im J. 891 als Lichtpunkt erscheint, starb Arnulf 899. Sein noch ganz junger Sohn, Ludwig das Kind, führte den königlichen Namen bis in die Mitte des J. 911, wo mit seinem Tode der karolingische Stamm in D. erlosch.

Um diese Zeit neigte die Aristokratie, an deren Spitze jetzt gewissermaßen die Herzoge

standen, in ihrer Majorität zu dem Plane hin, das Königthum und das Reich fallen zu lassen. Es kam zu keiner allgemeinen Königswahl; nur die Großen der Provinz Franken traten zusammen und wählten Einen aus ihrer Mitte zum König, Konrad I. (s. d.), der jedoch nicht in allen Theilen D.s Anerkennung fand. Nach seinem Tode im J. 919 wählten die fränk. und die sächs. Großen Heinrich, den Herzog von Sachsen, zum König. Heinrich I. (s. d.) stellte das Reich wieder so her, wie es unter den letzten Karolingern gewesen war. Dieses Reich stand auf dem Boden des karolingischen und war gewissermaßen eine Fortsetzung desselben. Es hätte eine große Staatsklugheit und die consequente Arbeit mehrerer Jahrhunderte bedurft, um das Wesen dieses karolingischen Reichs, die aristokratische Verfassung, zu vernichten, und ein wirkliches Reich, ein nationales Einheitsreich an die Stelle zu setzen. Keiner der Könige aus dem Hause Sachsen scheint die Kraft und die Umsicht besessen zu haben, welche dazu erforderlich war. Heinrich's Tod im J. 936 pflanzte das Reich auf seinen Sohn Otto I. (s. d.) fort, der 962 die Kaiserkrone gewann. Außerdem, daß er 955 bei Augsburg einen entscheidenden Sieg über die Ungarn erfocht, wodurch er D. für immer von diesen lästigen Gästen befreite, ward unter ihm das Reich, zunächst das Herzogthum Sachsen, an der Saale und Elbe durch kräftige Fortsetzung der schon unter Heinrich I. begonnenen Kriege gegen die Slawen bedeutend erweitert. Otto I. starb 973. Seine beiden Nachfolger Otto II. (s. d.) bis 983 und Otto III. (s. d.) bis 1002 sind geschichtlich unbedeutend und bestätigen nur die stets sich wiederholende historische Erfahrung, daß große Fürstengeschlechter in ihren letzten Sprösslingen gewöhnlich der Schwäche und Kraftlosigkeit anheimfallen. Ein Seitenverwandter des Hauses Sachsen kam nach Otto's III. Tode auf den Thron, König Heinrich II., der sich durch weiter nichts auszeichnete als durch mönchische und völlig unkönigliche Gesinnung, sowie durch die unverständigste Begünstigung des höhern Klerus und die Erhöhung der weltlichen Macht desselben. Mit ihm erlosch 1024 das Haus Sachsen, um dem fränkischen oder salischen Königstamme Platz zu machen. Vgl. Ranke, „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächs. Hause“ (Bd. I—3, Abth. 1, Berl. 1837 — 40).

König Konrad II. (s. d.) war der Erste aus dem salischen Geschlechte, das ein volles Jahrh. den Thron einnahm. Nachdem bereits unter Otto I. Italien mit D. verbunden worden war, vereinigte Konrad II. Burgund damit, das nur einen kleinen deutschen Bestandtheil hatte. Die hierdurch über ital. und franz. Landschaften gewonnene Herrschaft der deutschen Könige war indeß, vorzüglich was die letztere anlangt, selten mehr als ein bloßer Name. Übrigens zeigte Konrad II. wenigstens den Willen, jeden weitern Fortgang der Macht der Aristokratie zu hemmen, freilich, ohne es darin bis zu seinem Tode im J. 1039 zu einem irgendwie bedeutenden Resultate zu bringen. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich III. (s. d.) ließ seine Gesinnungen gegen die Aristokratie deutlicher sehen, aber selbst seine eiserne Strenge und entschiedene Energie vermochten in den zu tief eingewurzelten Verhältnissen nur wenig zu ändern. Heinrich III. starb 1056, und die Krone ging auf seinen damals noch sehr jungen Sohn Heinrich IV. (s. d.) über. Unter ihm kam seit 1075 ein gewaltiger und entscheidender Kampf zwischen dem Königthume und der Aristokratie zum Ausbruch, da Heinrich IV. entweder wahrhaft den Willen hatte, die Aristokratie zum Ausbruch, oder wenigstens die Aristokratie solche Entwürfe bei dem Könige vermuthete. Papst Gregor VII. (s. d.) war es, der das Feuer dieses Kampfes anblies, indem er hoffte, das Investiturdereciet während desselben in dem Reiche zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Der furchtbare, entsetzliche Kampf wurde selbst durch Heinrich's Tod im J. 1106 nur auf kurze Zeit unterbrochen; er brach noch einmal unter seinem Sohn und Nachfolger Heinrich V. (s. d.), wenn auch mit verminderter Kraft, aus und wurde erst kurz vor dem Tode des Letztern beigelegt. Mit Heinrich V. starb 1125 der Stamm der fränk. Königsfamilie aus. Der Plan, welchen dieses Haus besonders seit Heinrich III. verfolgt zu haben scheint, die Aristokratie in der Gestalt, in welcher sie da war, zu vernichten, war vollständig gescheitert; ja es stand dieselbe vielmehr beim Aussterben des salischen Stammes in ihren Hauptrepräsentanten, den Herzogen, Markgrafen, Grafen, Erzbischofen und Bischöfen, mächtiger als je zuvor da. Sie hatte, was sonst königliches Amt war, bereits zu ihrem Erbe und Eigenthum gemacht, die königlichen Domänen, die königlichen Einkünfte zum Theil an sich ge-

rissen. Zugleich hatte sich neben der großen Aristokratie eine kleinere gebildet, welche von ihren Burgen aus die Einwohner des flachen Landes bedrückte; nur in den jetzt emporblühenden Städten fand die Freiheit noch einen Zufluchtsort. Vgl. Stenzel, „Geschichte D.s unter den fränk. Kaisern“ (2 Bde., Lpz. 1827—28) und Gervais, „Politische Geschichte D.s unter der Regierung der Kaiser Heinrich's V. und Lothar's III.“ (2 Bde., Lpz. 1841—42).

Seit dem Aussterben der fränk. Könige kann das Deutsche Reich als ein wirkliches Wahlreich, dessen Vergebung in den Händen der hohen Aristokratie lag, betrachtet werden. König Lothar (s. d.) aus dem Hause Supplinburg, vorher Herzog von Sachsen, war, da er schon 1139 wieder starb, eine flüchtige und auch sonst ziemlich unbedeutende Erscheinung auf dem deutschen Königsthule. Die folgenden 125 Jahre aber waren für die Gestaltung der Dinge in D. wieder von großer Wichtigkeit. Das berühmte Haus der Hohenstaufen (s. d.) gelangte mit Konrad III. (s. d.) auf den Thron. Wenn Konrad mehr als Stammherr des Geschlechts und als der erste Kaiser, der zu einem Kreuzzuge sich entschloß, merkwürdig war, so ist dagegen Kaiser Friedrich Rothbart (s. d.), seit 1152, eine um so interessantere Erscheinung. Die Familie der Hohenstaufen scheint sehr bald die Begründung einer wirklichen Herrschaft in D., wie eine solche damals bereits in dem benachbarten Frankreich sich zu gestalten begann, als viel zu schwierig erkannt zu haben, sie wendete sich daher nach Italien, und Kaiser Friedrich lief, um ein wahres Reich zu schaffen, sich in einen schweren Kampf mit den lombard. Städten ein. D. wurde von jetzt an von seinen Königen und Kaisern sich selbst überlassen und der hohen Aristokratie, welche nach einer eigenen, fürstlichen Gewalt zu streben begann, gar nicht mehr entgegengearbeitet. Kaiser Friedrich, der auch in Italien nichts vollenden konnte, fand 1190 auf einem Kreuzzuge in Cilicien den Tod. Sein Sohn, Heinrich VI. erlangte für sich und seine Familie das Erbkönigreich Apulien (Neapel) und starb 1197. Philipp von Schwaben, sein Bruder, gewann zwar die Stimmen einiger Großen für sich, andere Fürsten aber wählten Otto IV. (s. d.) aus dem Hause Welf zum König. Der Kampf zwischen diesen beiden Königen wurde durch Philipp's Ermordung im J. 1208 geendigt; doch behauptete auch Otto IV. nur kurze Zeit den Thron, indem er schon 1212 durch Friedrich II. (s. d.), den Sohn Heinrich's VI., verdrängt wurde. Noch weit mehr als seine Vorfahren hatte Friedrich II. seine Blicke auf Italien gerichtet. Wahrscheinlich weil er an der Möglichkeit der Bildung einer wirklichen Königsmacht in D. verzweifelte, erhöhte er selbst, um nur einige Hülfen für seine Kämpfe in Italien zu gewinnen, die Macht der großen Aristokratie so sehr, daß ihre Glieder nun allmählig anfangen, zu wirklichen Fürsten zu werden. Nur selten und nur kurze Zeit war Friedrich II. in D. Er hatte einen seiner Söhne als Mit- oder Unterkönig bei den Deutschen zurückgelassen, erst den ältesten Heinrich, und nachdem dieser von ihm abgefallen, gestürzt und gefangen gesetzt worden, seit 1236 den jüngern, den sogenannten König Konrad IV. (s. d.). Diese Söhne aber waren außer Stand, in D. etwas für die Begründung eines wahren Reichszusammenhangs zu thun; auch scheinen sie kaum die Absicht gehabt zu haben. Friedrich selbst wurde durch sein Streben nach einer festen Königsmacht in Italien nicht nur mit dem Guelfen, sondern auch mit dem apostolischen Stuhle in einen furchtbaren Kampf verwickelt, weil das Papstthum die Bildung eines starken Reichs in Italien am allerwenigsten dulden wollte. Paps Innocenz IV. sprach auf der Synode zu Lyon im J. 1246 den Bann über ihn aus und ließ in D. und in Italien den Aufstand gegen die Hohenstaufen als eine heilige Pflicht gegen die Kirche predigen. Hierdurch entstand in D. sowol als in Italien ein ungeheures Gewirre, in dessen Mitte Friedrich II. 1250 in Italien starb. Da Konrad IV. in D. sich nicht länger behaupten konnte, eilte er 1251 nach Italien, um sich und seiner Familie wenigstens das Erbkönigreich Neapel zu retten, dessen sich zu bemestern der päpstliche Stuhl im Begriffe stand. Allein Konrad IV. starb dort schon 1254, und auch sein Sohn Konradin (s. d.), Herzog von Schwaben, der 1268 ebenfalls aus D. nach Italien fortzog, um sein Erbreich in Besitz zu nehmen, fand dort bald nachher seinen Tod. Mit ihm endete das Geschlecht der Hohenstaufen, das zuletzt mehr ein ital. als ein deutsches gewesen war.

Die Zeit, welche von den letzten Jahren Friedrich's II. bis zur Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg verlief, war für D. eine Periode des Übergangs, in welcher die

Königsmacht, die, obwol von Jahrzehnd zu Jahrzehnd sich verringern, im Ganzen doch noch die karolingische gewesen war, diesen Charakter vollends aufgab, um der neuern Macht, die künftig in dem Reiche herrschen sollte, der Fürstenmacht, die überhaupt nur langsam sich ausbildete, Platz zu machen, und man hat diese Zeit, weil die Könige, die in derselben erscheinen, völlig Null waren, das Interregnum genannt. Diese Könige waren Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, der 1246 Friedrich II. von den geistlichen Fürsten entgegen gestellt wurde; Wilhelm von Holland bis 1256 und zuletzt Alfons X. (f. d.), König von Castilien, welchen der eine Theil der Fürsten, und Richard, Graf von Cornwallis, welchen der andere Theil nach Wilhelm's Tode gewählt hatte. Aus der Verwirrung dieser Übergangsperiode erklären sich mehre Erscheinungen, z. B. das Entstehen der Fengerichte (f. d.), der Hanse (f. d.) und des Rheinischen Städtebunds. Besonders fühlbar wurde jetzt der Mangel eines allgemeinen Rechts und allgemeiner Gerichte, obwol von Friedrich II. ein sogenannter Hofrichter zu fester Handhabung der obersten kaiserlichen Gerichtsbarkeit aufgestellt worden war. Diese Unsicherheit und Ordnunglosigkeit der Gerichte führte herbei, daß gerade jetzt die alte german. Sitte der Fehde mit verdoppelter Wuth aufwachte. Zwei Jahrhunderte lang wurde das Reich mit Fehden, Gewalt, Raub, Mord und Brand von einem Ende bis zum andern erfüllt und selbst das kräftige, persönliche Auftreten einzelner Kaiser, namentlich Rudolf's I., konnte darin nur einen vorübergehenden Stillstand herbeiführen.

Das Interregnum endigte mit dem Regierungsantritt Rudolf's I. (f. d.), Grafen von Habsburg, der 1273 nach dem Tode Richard's zum König und Kaiser der Deutschen gewählt wurde. Unverkennbar begann mit demselben eine neue Zeit, die man sich indeß nicht durch eine sehr scharfe Linie von der vorhergegangenen Periode getrennt denken darf. Die kaiserliche Macht war von jetzt an mehr ein Schatten, eine große Erinnerung, und der Kaiser, obwol die damalige Zeit keine bestimmten Vorstellungen darüber hatte, eigentlich nur noch das Haupt der großen Reichsaristokratie, die wesentlich aus den weltlichen und geistlichen Fürsten, zum Theil aber auch aus einer Anzahl großer Städte oder vielmehr der Magistratsräte derselben, welche allmählig das Recht, auf dem Reichstage mit zu erscheinen und mit zu stimmen, erhalten hatten, bestand. In den Territorien der Fürsten hatten schon zur Zeit der Hohenstaufen die Landstände sich zu bilden begonnen. Durch sie wurde die Gewalt der Fürsten in ihren Territorien ebenso eingeschränkt wie die Gewalt des Kaisers auf den Reichstagen durch die Fürsten. Die Vielheit des Herrenthums war mit dem Eintritte dieser Zeit in D. entschieden. Die Nation wurde in allen Angelegenheiten nicht von einem Punkte, sondern stets von mehreren Punkten aus, ja in vielen Fällen wirklich durch sich selbst bestimmt. Die Folge davon war eine kräftige Entwicklung des Einzelnen, die sich in dem Aufblühen der vielen Städte und in der Eroberung Preußens zeigte, die in der Hohenstaufischen Periode von den Deutschen Rittern (f. d.) begonnen und vollendet wurde, während es freilich andererseits an der Entwicklung des Allgemeinen, der Nationalität, fehlte. Kaiser Rudolf war vor allen Dingen bestrebt, das verderbliche Raub- und Fehdewesen abzustellen, zugleich aber auch den Besitz des Kaiserthums zur Begründung einer möglichst großen Hausmacht zu benutzen. In der That bot sich ihm hierzu durch seinen Sieg über Ottokar, den König von Böhmen, im J. 1278, die günstigste Gelegenheit, indem er hierdurch 1282 D. Steiermark und Krain für sein Haus erwarb, wozu einige Jahrzehnde später auch noch Kärnten und Tirol kamen. Rudolf I. starb 1291. Die Kurfürsten, in deren Händen allein das Recht, den Kaiser zu wählen, allmählig gefallen, hatten keinen Gefallen an der offenbar gewordenen Politik des Hauses Habsburg, den Besitz des Königschrones nur zum Gewinn der Familiengröße auszubauen. Sie ernannten daher keinen Habsburger wieder, sondern den Grafen Adolf von Nassau (f. d.). Da es Adolf genau so wie Rudolf machen wollte, stellten die Fürsten ihm Rudolf's Sohn, Albrecht I. (f. d.), gegenüber, vor dem auch Adolf 1298 zu Grunde ging. Albrecht I. zeigte sich noch gewinn- und länderlüchtiger als sein Vater und gab durch sein gewaltsames Auftreten die erste Veranlassung zum Entstehen der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Als er 1308 von seinem Neffen, Johann von Schwaben, ermordet worden, gingen die Kurfürsten abermals von dem Hause Habsburg ab und wählten Heinrich, Grafen von Luxemburg. Heinrich VII. (f. d.) gewann für seinen Sohn Johann und sein Haus die böhm. Königskrone, zog darauf nach

Italien, um noch einmal Das, was den Hohenstaufen mislungen, zu versuchen, fand aber, vielleicht durch ital. Gift, dort 1313 den Tod. Bei der Wahl spalteten sich die Stimmen der Kurfürsten. Ein Theil ernannte Ludwig, Herzog von Oberbayern, der andere Friedrich den Schönen, Herzog von Osterreich, zum Kaiser. Ein langer Kampf entschied endlich für Ludwig den Baiern (s. d.). Unter seiner Regierung machte der röm. Stuhl, welcher damals seinen Sitz zu Avignon hatte, den letzten Versuch von Bedeutung, eine unmittelbare weltliche Macht in dem Deutschen Reiche zu gewinnen, indem er die Oberlehnherrlichkeit über dasselbe in Anspruch nahm. Ludwig der Baiern, der sich einem solchen Ansinnen widersetzte, wurde allerdings durch den Papst erst gebannt, dann abgesetzt; doch in Folge davon im J. 1338 die Erklärung der Kurfürsten und der Reichsstände zu Menze herbeigeführt, daß der Papst in die Königswahl der Deutschen sich nicht zu mischen habe und daß das Reich in jeder weltlichen Beziehung von dem päpstlichen Stuhle völlig unabhängig sei. Zwar gelang es dessenungeachtet dem Papste im J. 1346 einige Fürsten zu bewegen, Karl von Mähren, der auch noch in demselben Jahre durch den Tod seines Vaters, Johann, König von Böhmen wurde, zum Kaiser zu ernennen, aber ehe der Kampf zwischen ihm und Ludwig noch recht zum Ausbruch kommen konnte, starb Letzterer im J. 1347. Nicht sogleich jedoch kam Karl IV. (s. d.) zum Alleinbesitze des Throns; denn die Söhne Ludwigs stellten einen kleinen Fürsten, den Grafen Günther von Schwarzburg (s. d.) als Gegenkönig auf. Von Karl IV. aber gewonnen, verließen sie denselben sehr bald selbst. Der wackerer Günther trat 1349 ab und starb bald darauf. Noch kein Kaiser hatte den deutschen Königsthron so ausschließlich für die Zwecke seines Hauses benutzt, als es von Karl IV. geschah. Sein böhm. Reich, zu dem jetzt Mähren, Schlessien und die Lausitz gehörten, zu vergrößern und blühend zu machen, hielt er nächst jenem Zwecke für die Hauptaufgabe seines Lebens. Um das übrige D. kümmerte er sich nur soweit es unabweisbar nothwendig war oder seine Familienentwürfe es foderten. Darum gab er auch 1356 die berühmte Goldene Bulle (s. d.), welche den sieben Kurfürsten Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das Recht der ausschließlichen Königswahl, der Mitregierung des Reichs und das jus de non appellando ertheilte. Diese Maßregel war besonders für den Fall berechnet, daß das Haus Luxemburg den Kaiserthron wieder verlieren sollte, wo alsdann dieses Haus, daß sich in dem Besitze zweier Kurfürstenthümer, Böhmens und Brandenburgs, befand, nach Möglichkeit unabhängig dastand. Bei Karl's IV. Tode im J. 1378 ging das Reich auf seinen Sohn Wenzel (s. d.) über. Wenzel ward theils durch die Schlahheit seines Wesens, theils durch die in Böhmen durch Huss (s. d.) beginnenden religiös-kirchlichen Bewegungen, theils durch den unruhigen Geist des böhm. Adels gehindert, sich um das Deutsche Reich zu kümmern. D. stand damals auf dem Punkte, in eine Kette besonderer Föderationen und Eidgenossenschaften auseinander zu gehen. Ein mächtiger Gegensatz, der sich zwischen den Föderationen der Städte im Süden und in der Mitte des Reichs (Rheinischer und Schwäbischer Städtebund) und den Föderationen der Fürsten ebendasselbst bildete, führte einen Kampf zwischen beiden herbei, der 1382 für die Städte einen unglücklichen Ausgang nahm und so den völligen Auseinanderbruch des Reichs noch verhinderte. Wenzel wurde 1400 von einigen Fürsten des Reichs für abgesetzt erklärt, führte aber nichtsdestoweniger bis an seinen Tod im J. 1419 den Titel eines deutschen Königs fort. Ruprecht von der Pfalz, der an seine Stelle gewählt wurde, war völlig unbedeutend. Nach Ruprecht's Tode im J. 1410 wählte ein Theil der Fürsten Sigismund (s. d.), Wenzel's Bruder und König von Ungarn, zum Kaiser, während ein anderer Jobst von Mähren, Wenzel's Vetter, ernannte. Es war das letzte Mal, daß zwei Könige zugleich gewählt wurden. Jobst starb schon 1411 und Sigismund blieb thatsächlich allein König. Sigismund's Zeit aber war von den heftigsten Stürmen erschüttert. Die Synode zu Kostnig und der Papst hatten Huss verbrennen lassen, seine Lehre für verdammenswerth und seine Anhänger für Keger erklärt. Sigismund, der nach Wenzel's Tode auf den böhm. Thron Anspruch machte, wurde von den erbitterten Hussiten zurückgestoßen, und es ließ nun der Papst 1420 förmlich das Kreuz gegen die Hussiten predigen. Das Deutsche Reich wurde einerseits durch die Kirche, andererseits durch Sigismund in einen Krieg gegen die böhm. Hussiten verwickelt, der um so blutiger war je mehr er besonders um des Glaubens willen geführt ward. In diesem Kriege wurde

die Schwäche der Deutschen, wo sie als Gesamtmacht auftreten wollten, da für einen solchen Zweck das Reich gar nicht organisiert war, so recht sichtbar. Es gelang indessen noch, zwar nicht durch deutsche Kräfte sondern durch andere Mittel, die böhm. Reformation größtentheils zu vernichten und Sigismund zum König von Böhmen zu machen.

Mit Sigismund starb 1437 das Haus Luxemburg aus. Zuerst kam Albrecht II. (f. d.), Herzog von Osterreich, auf den Thron, der jedoch schon 1439 starb. Ihm folgte ein anderer Habsburger, Kaiser Friedrich III. (f. d.), unter welchem der Reichstag in die drei sogenannten Bänke der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte getheilt und die Vorbereitungen und Vorberathungen wegen gänzlicher Abstellung des Fehdewesens und wegen Einführung eines ewigen Landfriedens getroffen wurden. Auch erlangte das Haus Habsburg bei Friedrich's Lebzeiten noch durch die Heirath seines Sohns Maximilian mit der burgundischen Maria den Besitz der niederländ. Provinzen, eine Vergrößerung, die nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse des Reichs blieb. Nach langer Regierung überließ 1493 Friedrich den Kaiserthron seinem Sohn Maximilian I. (f. d.). Unter ihm wurde endlich 1495 zu Worms nach langen Debatten der Beschluß gefaßt, daß das Fehdewesen völlig aufhören, daß die Nichtreichsunmittelbaren vor ihren gewöhnlichen Gerichten, die Reichsunmittelbaren aber, d. h. die Fürsten und Stände, vor einem zu errichtenden Reichskammergericht Recht nehmen sollen. Zugleich fanden auf den Reichstagen wiederholte Verhandlungen zur Errichtung eines sogenannten Reichsregiments statt. Der Gedanke der Fürsten und Stände hierbei war offenbar, dem Kaiserthume die Macht, welche es noch besaß, vollends zu entreißen und eine Art ständisches Gouvernement einzuführen, weshalb auch Maximilian den gethanen Vorschlägen stets zuwider war. Das Reichsregiment wurde wirklich erst 1520, nach Maximilian's Tode, aufgerichtet, doch war es auch nur einige Jahre wirksam. Das wichtigste Ereigniß unter Maximilian's Regierung war, daß in den letzten Jahren derselben Luther (f. d.) auftrat. Kaiser Maximilian starb zu Anfange des J. 1519; im Juli wurde sein Enkel, Karl I. von Castilien, als Karl V. (f. d.) zum Kaiser der Deutschen erwählt. Besonders der Umstand, daß man gegen die immer mächtiger werdenden Türken auch einen mächtigen Schutz nöthig hatte, führte seine Wahl herbei, die übrigens deshalb wieder von den Fürsten und Ständen des Reichs mit Recht als bedenklich angesehen werden mußte, weil Karl ein so länderreicher Fürst war, daß er seine große Macht leicht auch zur Erhöhung der Kaisergewalt und Unterwerfung der Fürsten und Stände verwenden konnte. Diese suchten sich daher durch Bedingungen und Schwüre festzustellen, und so geschah es, daß man Karl V. die erste Wahlcapitulation (f. d.) vorlegte. Von den vielen Ländern, die er ererbte, behielt Karl nur die span., die ital. und die niederländ. für sich; die deutschen, Osterreich, Steiermark, Krain, Kärnten, Tirol und Vorderösterreich trat er 1522 an seinen jüngern Bruder Ferdinand ab. Wider die Reformation (f. d.), die immer mehr sich auszubreiten und festzusetzen drohte, trat er sehr bald als entschiedener Gegner auf und hätte sie gern unterdrückt, wenn nur die vielen Kriege, die er bald gegen Frankreich, bald gegen die Türken zu führen hatte, ihm hinlänglich Zeit und Kraft dazu gelassen hätten. Die Protestanten, des Kaisers Absichten ahnend, schlossen 1530 zu ihrem Schutze den Schmalkaldischen Bund (f. d.). Zwar sprengte der Kaiser durch seine Siege in den J. 1546 und 1547 denselben und versuchte hierauf durch das sogenannte Interim (f. d.) die Protestanten zum Rücktritt in den Schoos der röm. Kirche vorzubereiten; doch durch Moriz von Sachsen (f. d.) und dessen Bundesgenossen, die sich mit Frankreich, des Kaisers geschworenem Feind, vereinigt hatten, wurde er unerwarteterweise gezwungen, alle gefaßten Entwürfe fallen zu lassen und den Abschluß eines vorläufigen Friedenstractats zu Passau 1552 zu gestatten. Seitdem zog sich Karl V. von den Geschäften des Deutschen Reichs zurück und überwies diese gänzlich an seinen Bruder Ferdinand, der bereits 1532 den Titel eines röm. Königs empfangen hatte. Bei dem Abschlusse des Religionsfriedens (f. d.) im J. 1555 war Karl V. schon gar nicht mehr thätig. Gerade in dem Augenblicke, wo er abgeschlossen ward, langte seine Entsagungsurkunde in dem Reiche an, und sein Bruder, Ferdinand I. (f. d.), kam nun auf den Kaiserthron. Durch den Abschluß des Religionsfriedens von 1555 war gewissermaßen der erste Act der Vorgänge, welche durch die Reformation über D. gebracht wurden, geschlossen. Die Reformation soll, wie oft behauptet worden ist, die Schwäche D.s erzeugt haben, indem durch sie die Nation

in zwei einander fremd entgegenstehende Theile, Protestanten und Katholiken, auseinander gerissen worden sei. Diese Behauptung ist aber insofern grundfalsch, als die Spaltung nicht durch die Reformation sondern durch den Widerstand, den sie fand, und durch ihre gewaltsame Wiederunterdrückung, die in einem großen Theile D. im Fortgange der Zeiten eintrat, herbeigeführt wurde; denn in der Mitte des 16. Jahrh. hatte der beiweitem größte Theil der Nation ohne allen Zwang und ohne alle Gewalt die Reformation angenommen. Die Einheit der Nation in dem Glauben und der Kirche war insofern da, als die unzweifelhafte Majorität der Nation sich zur Reformation gewendet. Die Minorität, welche katholisch geblieben und zum Theil sogar nur deshalb geblieben war, weil sie von der Fürstengewalt dazu gezwungen ward, würde der Majorität bald gefolgt sein, wenn der röm. Katholicismus nicht dadurch eine große Macht im Reiche behalten hätte, daß die Majorität der Fürsten katholisch blieb. Zwar hielten zuletzt von den großen weltlichen Fürsten nur zwei, Osterreich und Baiern, am Katholicismus fest; dagegen waren die Erzbischöfe und Bischöfe fast alle bei der röm. Kirche geblieben, was, da sie zugleich weltliche Fürsten waren, eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit war. In dem Religionsfrieden hatte man durch einen Punkt, durch das sogenannte *Reservatum ecclesiasticum* (s. d.) dafür gesorgt, daß die katholisch-geistlichen Fürsten, so lange sie ihr weltliches Fürstenthum nicht verlieren wollten, nicht zum Protestantismus übertreten konnten. Zugleich drangen, als kaum der Religionsfriede geschlossen, die Jesuiten in Deutschland ein, durch welche angespornt, vorzüglich die katholisch-geistlichen Fürsten alle Macht anwendeten, die sogenannte Gegenreformation durchzuführen, d. h. die Menschen zu zwingen, wieder katholisch zu werden. Ueberdies war es ein Unglück, daß nicht nur innerhalb der protestantischen Kirche vielfache Streitigkeiten ausbrachen, sondern daß neben der lutherischen, d. h. eigentlich deutsch-nationalen Reformation auch die schweiz.-franz. Reformation in das Reich eindrang und sich in demselben viele Anhänger verschaffte, weil dadurch die Gesamtkraft des ganzen Werks geschwächt wurde. Die neuen Verhältnisse fingen an sich zu gestalten, als Kaiser Ferdinand I. 1564 starb. Nach seinem Tode fielen die Besitzungen des Hauses Habsburg an seine Söhne, wodurch mehre Linien dieses Hauses entstanden, die erst unter Kaiser Leopold alle wieder vereinigt wurden. Kaiser Maximilian II. (s. d.) scheint persönlich den Protestanten sehr geneigt gewesen zu sein; auch gab er den Protestanten in Böhmen und in dem eigentlichen Osterreich fast völlige Religionsfreiheit, wodurch sich der Protestantismus in allen östr. Besitzungen überhaupt mit überraschender Schnelligkeit ausbreitete. Maximilian starb indeß schon 1576. Sein Sohn und Nachfolger Rudolph II. (s. d.) schlug den entgegengesetzten Weg ein. Die antireformatorischen Bemühungen des Kaisers, an dessen Hofe die Jesuitenpartei wieder ein entschiedenes Übergewicht erlangte, führte indeß auf der einen Seite nur herbei, daß der Kaiser 1609 in dem sogenannten Majestätsbriefe den Böhmen diese Freiheiten erst recht feierlich bestätigen mußte; im Deutschen Reiche aber erregten sie bei den Protestanten den Argwohn, daß sie von den Katholischen, sowie Zeit und Gelegenheit günstig seien, angegriffen werden würden. An mehren Vorgängen, besonders aber an der Art, wie gegen die kleine Reichsstadt Donauwerth verfahren wurde, ließ sich Das erkennen. Mehre Fürsten und Stände schlossen daher 1608 eine Union, welcher die Katholischen ihrerseits eine sogenannte Liga oder *Ligue* (s. d.) entgegensetzten. Der Ausbruch des Kampfes ward besonders durch die Ermordung Heinrich's IV. von Frankreich, welcher bereits mit der Union in Verbindung getreten war, noch einige Zeit aufgehalten. Unterdessen starb Kaiser Rudolf II. 1612, und sein Bruder Matthias (s. d.) ward gewählt. Die Spannung der Verhältnisse in dem eigentlichen Reiche dauerte unter demselben fort. Es war aber nicht allein eine Spannung zwischen Katholicismus und Protestantismus, sondern auch im Protestantismus selbst, wo Lutherische und Calvinische das Gemeinsame ihrer Interessen dem röm. Katholicismus gegenüber zu verkennen fortfuhren. Die Böhmen erhoben sich gegen das Haus Habsburg, aus Besorgniß, dasselbe wolle den Majestätsbrief nicht auf die Dauer gelten lassen. Kaiser Matthias starb 1619, als diese Bewegung bereits ausgebrochen war, und es gelang demjenigen Mitgliede des Hauses Habsburg, in welchem der röm. Katholicismus mit dem feurigsten Eifer lebte und der alle Grundsätze der Jesuiten zu den seinigen gemacht hatte, die Wahl zum deutschen Kaiser und König auf sich zu lenken.

Kaiser Ferdinand II. (f. d.) hatte kaum, durch die Liga unterstützt, 1620 den Aufstand der Böhmen unterdrückt, als er mit einem doppelten Plane hervortrat. Die Reformation sollte gewaltsam vernichtet und die Vernichtung derselben zur Erhöhung und Erweiterung der Macht der Habsburger benutzt werden. Was das Erstere anlangt, so wurde es in den östr. Erblanden, besonders zwischen den J. 1622 — 28, mit den gewaltsamsten Mitteln durchgesetzt, sodas die Reformation fast gänzlich wieder verschwand; in dem übrigen D. entzündete sich der furchtbare Dreißigjährige Krieg (f. d.), durch den der größte Theil des Reichs verödete und fast die Hälfte seiner Bewohner vernichtet wurde. Die benachbarten Mächte konnten der großen Umgestaltung, welche Ferdinand II. mit dem Reiche vorhatte, nicht ruhig zusehen; Frankreich faßte die politische, Schweden die kirchlich-religiöse Seite ins Auge, obwohl Gustav Adolf (f. d.), der 1630 in D. erschien, wenigstens später, auch politische Entwürfe gehabt zu haben scheint. Gustav Adolfs Tod im J. 1632 befreite Ferdinand II. aus einer ersten großen Gefahr, Wallenstein's (f. d.) Ermordung im J. 1634 aus der zweiten, nämlich der durch seinen eigenen Feldherrn, durch das Werkzeug, dessen er sich zur Ausführung seiner Pläne bedient, von seiner Höhe herabgestürzt zu werden. Nachdem sich Frankreich und Schweden einmal eingemischt, war es schwer, diese Mächte aus dem Reiche wieder los zu werden; doch hätte nach Ferdinand's Sieg in der Schlacht bei Nördlingen im J. 1634 wenigstens mit Schweden leicht ein Friede erlangt werden können. Der Kaiser schloß zwar 1635 mit Sachsen die Prager Convention, durch welche die Entwürfe gegen den Protestantismus und auf das Reich anscheinend aufgegeben wurden; allein da ein Theil der Protestanten dem Kaiser zu mißtrauen fortfuhr und Frankreich aus selbstsüchtigen Gründen die Fortsetzung des Kriegs wollte, so kam es zu keinem allgemeinen Frieden. Ferdinand II. starb 1637, und es folgte sein Sohn Ferdinand III. (f. d.), unter dem endlich der Westfälische Friede (f. d.) zu Stande kam, durch welchen der Religionsfriede von 1555 erneuert und auch auf die Calvinisten ausgedehnt wurde. Mit dem Abschlusse dieses Friedens hört eigentlich die Geschichte D.s als einer Einheit auf. Von dem Reiche war nicht viel mehr als der Name übrig geblieben, und nur in seltenen Fällen noch trat eine wirkliche Thätigkeit desselben hervor. Die Reichstage waren schon seit der Reformation wegen der Feindschaft und Spannung zwischen Katholiken und Protestanten nicht mehr regelmäßig von den Fürsten besucht worden. Im J. 1663 wurde der perpetuirliche Reichstag zu Regensburg errichtet, und die Fürsten, welche durch ihre Abgeordneten sich vertreten ließen, erschienen nicht mehr persönlich. D. in seiner Zerissenheit, die selbst auf die nationalen Gefühle seiner Bewohner so einwirkte, daß diese fast verschwanden, wurde nun ein Tummelplatz, auf welchem man einen guten Theil der europ. Angelegenheiten auskämpfte. Hierzu trug vor Allem der Umstand nicht wenig bei, daß so viele große deutsche Fürstengeschlechter zugleich fremde Throne besaßen oder empfingen. So bestieg Kursachsen 1697 den poln. Königsthron, während Brandenburg für Preußen 1701 den königlichen Titel annahm und Braunschweig-Lüneburg, das 1692 auch die Kurwürde erworben, im J. 1714 auf den Thron Englands berufen wurde. Die Ruhe D.s nach dem verheerenden Dreißigjährigen Kriege währte nur kurze Zeit. Kaiser Ferdinand III. starb 1657, und sein Nachfolger Leopold I. (f. d.) hatte, außer seinen Kämpfen gegen die Türken, mit Frankreich den span. Erbfolgekrieg zu führen, in welchem das Reich für den Kaiser, Baiern und Köln aber für Frankreich austraten. Dieser abermal's blutige und verheerende Krieg dauerte auf der einen Seite noch, als auf der andern, durch die nord. Angelegenheiten herbeigezogen, 1706 die Schweden in Sachsen erschienen. Leopold I., gest. 1705, erlebte den Ausgang des span. Erbfolgekriegs nicht, ebenso wenig sein Sohn Joseph I. (f. d.), und erst sein Bruder Karl VI. (f. d.) endigte ihn durch den badener Frieden im J. 1714.

Die Zeit, welche von da bis zum Auftreten Friedrich des Großen verläuft, ist wol als diejenige anzusehen, in welcher Deutschland politisch am niedrigsten stand; auch ist sie durch keine bedeutenden Ereignisse wichtig. Karl VI. starb 1740. Da er keinen Sohn sondern nur eine Tochter, Maria Theresia (f. d.), hinterließ, so hatte er eine sogenannte Pragmatische Sanction (f. d.) aufgestellt, durch welche diese Tochter zur alleinigen Erbin der ungetheilten östr. Monarchie erklärt wurde. Es begann nun die Zeit des Gegensatzes zwischen Osterreich und Preußen, der von D. ebenfalls sehr theuer hat bezahlt werden müs-

sen. Karl Albert von Baiern, August von Sachsen und Friedrich II., König von Preußen, erhoben Ansprüche auf einzelne Theile des östr. Staats; auch glaubte Frankreich die Gelegenheit benutzen zu müssen, um D., besonders Östreich zu schwächen, sich selbst aber zu vergrößern. Schon 1740 brach der Krieg aus, während dessen, besonders auf Betrieb Frankreichs, Karl Albert von Baiern, der zu einer solchen Rolle durchaus nicht befähigt war, unter dem Namen Karl VII. (s. d.) zum deutschen Kaiser erwählt ward. Er starb indes schon 1745. Maria Theresia konnte den Kampf endigen, ohne an Baiern und Sachsen Opfer bringen zu müssen; an Preußen aber verlor sie Schlesien. Mit Frankreich ward 1748, ohne bedeutenden Länderverlust für Östreich, der Friede zu Aachen geschlossen. Franz I. (s. d.), Maria Theresias Gemahl, war unterdes 1745 Kaiser geworden und der Gegensatz zwischen der alten Macht Östreichs und der neuen Macht Preußens noch keineswegs hinlänglich durchgearbeitet. Er kostete den deutschen Landen noch den furchtbaren Siebenjährigen Krieg (s. d.), 1756—63. Allerdings kann nicht in Abrede gestellt werden, daß das Emporkommen Preußens wesentlich zur Zerstörung der alten Reichsverhältnisse beitrug. Ebenso wenig aber darf man leugnen, daß eine solche Zerstörung absolut nothwendig war, wenn in D. ein frisches und kräftiges politisches Leben gedeihen sollte. Es war natürlich, daß auch nach der Beendigung des Siebenjährigen Kriegs noch lange eine feindselige Spannung zwischen Östreich und Preußen blieb. Unterdes hatte Franz I. 1765 seinem großen Sohne, Kaiser Joseph II. (s. d.), nach einem ziemlich unbedeutenden Leben Platz gemacht. Aus dem Kaiserthume an sich konnte jetzt sehr wenig noch geschöpft und gemacht werden. Das Leben Josephs II. ist daher auch weniger in Beziehung auf das Reich als vielmehr in Beziehung auf die Länder, die seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfen waren, bedeutend. In diesen suchte er durch Aufhebung einer großen Anzahl von Klöstern, durch Abschaffung unnützer Ceremonien, durch Aufhebung der Leibeigenschaft, durch Verbesserung der Justizpflege, durch Befreiung der Landeskirche von Rom, durch verbesserten Schul- und Jugendunterricht, durch die den Protestanten bewilligte Toleranz, durch Belebung der allgemeinen materiellen Kräfte ein neues Leben zu begründen. In Beziehung auf das Reich aber ist Joseph II. kaum durch etwas Anderes als durch die Versuche wichtig, welche er machte, Östreich auf Kosten Baierns zu vergrößern. Diese Versuche aber wurden durch Friedrich II. in dem sogenannten Einjährigen Kriege, 1778—79 und durch die Stiftung des deutschen Fürstentums (s. d.) 1785 vereitelt. Die allgemeine Lage der europ. Staaten war durch mehre Verhältnisse, besonders aber durch die Anfänge der franz. Revolution, ungemein verdorren, als Joseph II. am 20. Febr. 1790 starb. Sein Bruder und Nachfolger, Leopold II. (s. d.), hätte gern den Ausbruch eines Kriegs mit Frankreich vermieden, aber dieses Ungewitter war bei seinem Tode, am 1. März 1792, schon so mächtig heraufgezogen, daß Kaiser Franz II. (s. d.), sein Sohn und Nachfolger, mit dem die Reihe der deutschen Kaiser enden sollte, der Sturm nicht mehr beschwören konnte. Obwohl Preußen und Östreich am Anfange des nun entbrennenden Kampfes zusammen standen, trat doch ersteres durch den 1795 zu Basel mit Frankreich geschlossenen Frieden von diesem Kampfplatze ab, worin das übrige nördliche Deutschland ihm bald folgte. Östreich und der südliche Theil hatte den Krieg nun allein zu bestehen. Er endigte damit, daß im Frieden zu Campo-Formio im J. 1797 und dann 1801 im Frieden zu Luneville das ganze linke Rheinufer an Frankreich abgetreten werden mußte. Der franz. Einfluß, besonders der Einfluß Bonaparte's auf Deutschland, trat nun immer entschiedener hervor. Durch die sogenannte Säkularisation (s. d.) im J. 1803 hörten die geistlichen Fürstenthümer auf zu existiren, indem die weltlichen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Länder verloren hatten, damit entschädigt werden sollten. Neben andern Ursachen war es bereits das Gefühl des unvermeidlichen Untergangs des alten Reichs, welches Franz II. bewog, am 11. Aug. 1804 neben dem Titel eines deutschen Kaisers auch noch den Namen eines Erbkaisers von Östreich anzunehmen. Mit dem Untergange des Reichs ging es von nun an schnell vorwärts. Baden, Württemberg und Baiern trennten sich factisch schon 1805 von demselben, indem sie als Bundesgenossen Frankreichs Östreich mitbekämpften.

Die Stiftung des Rheinbunds (s. d.) am 12. Juli 1806 führte die Vollendung des Sturzes für das alte Reich herbei. Kaiser Franz II. legte den Titel eines deutschen Kaisers nieder, und so hatte endlich auch der Name des Deutschen Reichs nun aufgehört. Aber nicht

dadurch allein ist der Rheinbund von Wichtigkeit, daß er die Veranlassung zur Auflösung des Reichs gegeben, sondern auch um deswillen, weil durch ihn eine Zahl kleiner Reichsfürsten mittels der Mediatisirung (s. d.) verschlungen und viele andere Stände ihrer Selbstständigkeit beraubt und andern größern Staatskörpern einverleibt wurden; ferner, weil durch ihn manche Grundsätze, die in der franz. Revolution gereift, sich nun auch nach D. verbreiteten. So ward durch den Rheinbund ein neues Leben in D. vorbereitet. In Folge des unglücklichen Kriegs Preußens gegen Frankreich, den der Friede zu Tilsit am 8. und 9. Juli endete, verbreitete sich derselbe auch nach dem Norden D.s. Der Rheinbund hatte die Bestimmung, in D. die künftige unmittelbare Herrschaft Frankreichs anzubahnen, und diese trat bereits ein in den von Napoleon neugegründeten Staaten, dem Königreiche Westfalen, gebildet aus preuß., kurhess., hannöv. und braunschw. Landen, und dem Großherzogthum Berg. Auch der Krieg, der 1809 zwischen Frankreich und Osterreich ausbrach, endigte nach hartnäckigem, blutigem Kampfe mit dem Opfer bedeutender Abtretungen, welche das letztere im Frieden zu Wien am 14. Oct. 1809 behufs der Gründung eines neuen franz. Staats, der Illyrischen Provinzen, und zur Vergrößerung einiger Rheinbundsfürsten machen mußte. Im nächsten Jahre errichtete Napoleon das Großherzogthum Frankfurt und bald nachher vereinigte er zur bessern Handhabung seines gegen England gerichteten Continentsystems die Besitzungen der zeitherigen Rheinbundsfürsten von Oldenburg, Arenberg und Salm und alles Land bis an die Travenmündung unmittelbar mit Frankreich. Doch der Krieg im J. 1812 gegen Rußland brach Napoleon's Macht; mit echt nationaler Begeisterung erhoben sich Preußen, Osterreich und nach der Reihe fast alle deutsche Staaten zum Freiheitskriege, und in einem zweimaligen Feldzuge (1813 und 1815) wurde Napoleon völlig besiegt. (S. Russisch-Deutscher Krieg von 1812 — 15.) Frankreich mußte im Frieden zu Paris die seit 1790 von D. nach der Reihe gemachten Abtretungen zurückgeben, die Großherzogthümer Berg und Frankfurt, das Königreich Westfalen und die Illyrischen Provinzen, Napoleon's Schöpfungen, verschwanden wieder und die deutschen Fürsten traten auf dem Congreß zu Wien am 8. Juni 1815 in einen Staatenbund zusammen, der Deutsche Bund (s. d.) genannt. Durch diesen Congreß wurden die von Napoleon vertriebenen Fürsten in ihre Länder wieder eingesetzt; Preußen erhielt wieder seine frühern Besitzungen oder an deren Stelle Entschädigungen, z. B. Schwedisch-Pommern und die Rheinlande, Hannover wurde an England zurückgegeben, Lauenburg fiel an Dänemark, das zum Großherzogthum ernannte Luxemburg an die Niederlande, Baiern ward für Tirol, Salzburg und Vorarlberg, das an Osterreich zurückkam, durch die Fürstenthümer Würzburg und Aschaffenburg entschädigt, Württemberg und Baden wurden arrondirt, Oldenburg und Weimar durch kleine Gebietsheile vergrößert; nur der gefangene König von Sachsen verlor die Hälfte seines Landes an Preußen. Zugleich wurden die beiden Mecklenburg, Weimar und Oldenburg zu Großherzogthümern und die Städte Frankfurt, Bremen, Lübeck und Hamburg zu Freistaaten erhoben. D. bedurfte jetzt der Ruhe und des Friedens, um nach so heftigen Erschütterungen und verheerenden Kriegen wieder Kräfte sammeln und sein materielles Wohl neu begründen zu können. Aber die Nachwehen des Kriegs, Handelsstockungen, welche durch Preußens 1818 neu eingeführtes Zoll- und Sperrsystem noch empfindlicher wurden, unbefriedigte Hoffnungen Einzelner nach dem Kriege und getäuschte politische Erwartungen überhaupt erhielten noch fortwährend die Gemüther in misanthropischer Aufregung. Dieser Misanthropie, mit einer unbestimmten Sehnsucht nach Freiheit gepaart, trat zunächst in der Burschenschaft (s. d.) auf den Universitäten offenkundig ans Licht, aber die Regierungen eilten alsbald, durch energische Maßregeln, namentlich durch die Karlsbader Beschlüsse (s. d.) vom 20. Sept. 1819 und die Centraluntersuchungscommission zu Mainz, die in jener Verbindungen geargwöhnten demagogischen Umtriebe gewaltsam zu unterdrücken. (S. Geheimere politische Verbindungen.) Außerdem aber ereignete sich in der nächstfolgenden Zeit nach dem Frieden, außer dem Aussterben des Hauses Sachsen-Gotha-Altenburg im J. 1825 und dem Religionswechsel des Herzogs von Anhalt-Köthen, der 1825 zum Katholicismus übertrat, fast nichts Merkwürdiges, als daß mehrere deutsche Staaten, wie Nassau (1815), Sachsen-Weimar (1816), Baiern (1818), Baden und Württemberg (1819) und das Großherzogthum Hessen (1820) freiere constitutionelle Verfass-

sungen erhielten, während in Preußen Provinzialstände ins Leben traten, und daß rasch nacheinander auf fast allen deutschen Thronen die Regenten durch den Tod wechselten. Die Juli-revolution in Frankreich 1830 erregte auch in D., namentlich in Kurhessen, Hannover, Braunschweig und Sachsen, ernste Bewegungen, die sehr schnell auf die kleinern deutschen Staaten sich fortpflanzten und theils in dem Verlangen nach Volksvertretung, theils in dem Haß gegen Beamtenanmaßung ihren Grund hatten. Die genannten Staaten und nach dem Vorgange derselben mehre andere erhielten sämmtlich Repräsentativverfassungen, welche noch jetzt in anerkannter Wirksamkeit bestehen, bis auf Hannover, wo der König Ernst August unmittelbar nach seiner Thronbesteigung 1837 das von seinem Vorgänger bestätigte Staatsgrundgesetz wieder aufhob und eine Verfassung, der von 1819 ähnlich, an dessen Stelle setzte, was einen fortwährend schwankenden Zustand der Dinge in diesem Lande zur Folge hatte. Auch in dem übrigen D. wurde die Ruhe noch einige Male unterbrochen. Der exaltirte politische Geist, der früher in der Burschenschaft hervorgetreten, tauchte, durch politische Flugblätter und Journale genährt und von Studirenden weiter verbreitet, noch einmal bei der Feier des hambacher Festes 1832 und zum zweiten Male mit noch heftigeren Symptomen in dem Frankfurter Attentat (s. d.) 1833 auf. Vermehrte Reactionsmaßregeln und Verbote waren die Folge davon, Maßregeln, wie sie der Bundestag später auch gegen die unter dem Namen des Jungen Deutschland (s. d.) begriffenen politischen Schriftsteller in Anwendung brachte. Zu gleicher Zeit hatten die Regierungen in Baiern, Würtemberg und Baden mit der Opposition in den Kammern harte Kämpfe zu bestehen, und Preußen sah noch in den letzten Tagen Friedrich Wilhelm's III. im J. 1837 durch den hartnäckigen Widerstand der Erzbischöfe zu Köln und Posen gegen die Regierung in die katholischen Wirren sich verwickelt. Noch jetzt dauern in vielen deutschen Ländern diese Uebergriffe des Katholicismus fort, scheinen aber das Gute zu haben, den angegriffenen Protestantismus mit neuem Feuer und frischem Eifer (s. Gustav-Adolfsfestung) zu erfüllen. Einen mächtigen, allgemeinen, wenn auch nicht sehr nachhaltigen Aufschwung nahm die nationale Gesinnung in D. in Folge der Provocationen Frankreichs unter dem Ministerium Thiers im J. 1840, und im Volke wie bei den Fürsten ist die Nothwendigkeit eines einigen D. lebendiger erkannt worden. Von wichtigem Vortheil für den Handel und mächtig wirkend auch für die Einheit D.s war die dem Versuche eines mitteldeutschen Handelsvereins (1828) gefolgte Einigung der meisten deutschen Staaten zu einem mit Preußen (1833) geschlossenen Deutschen Zollverein (s. d.), der bereits die wohlthätigsten Folgen gehabt hat. Nicht minder wurden Industrie und Handel durch die zahlreichen Eisenbahnen, die D. in neuester Zeit erhielt, sowie durch die für diese und für Unternehmungen anderer Art an allen Orten ins Leben tretenden Actiengesellschaften gefördert und verbreitet. Ueberhaupt traten die materiellen Interessen in neuester Zeit in den Vordergrund und nahmen, von den Regierungen zum Theil aus Staatsklugheit gefördert, einen raschen und gewaltigen Umschwung, sodas nicht ohne Grund zu befürchten ist, es werde die sich fortwährend steigende Richtung auf das Materielle allmählig den Geist beeinträchtigen, wo nicht ertöden. Vgl. Luden, „Geschichte des deutschen Volks“ (12 Bde., Gotha 1825—39), Pfister, „Geschichte der Deutschen“ (5 Bde., Hamb. 1829—35), Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (5 Bde., Berl. 1839—43), Menzel, „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte“ (10 Bde., Bresl. 1826—43) und Duller, „Geschichte des deutschen Volks“ (Lpz. 1840, 8.; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1841, 16.).

Deutsche Alterthumskunde. Für deutsche Alterthumskunde ist man in neuerer Zeit sehr thätig gewesen und hat auch im Einzelnen Gutes geleistet; andere Theile der Wissenschaft liegen dagegen noch sehr im Argen, und das Ganze derselben ist bis jetzt nur unter schwachen Händen gewesen. Schon über die Grenzen, bis zu welchen herab die deutsche Alterthumsforschung auszudehnen ist, hat man sich nicht verständigt; Einige haben sie im 8. oder 12., Andere im 15. Jahrh. gesteckt. Betrachtet man die deutschen Alterthümer als Object einer wissenschaftlichen Darstellung, so wird man eine Unterscheidung zwischen vorchristlichen und christlichen oder germanischen und eigentlich deutschen Alterthümern eintreten lassen; denn die christliche Religion verdrängte nicht allein den alten heidnischen Cultus, sondern brachte zugleich eine gesteigerte, aber fremde Cultur mit sich, durch

die viele Verhältnisse im öffentlichen und häuslichen Leben der alten Deutschen gänzliche Umgestaltung erlitten. Die erste germanische Periode wird man dann mit dem 6. — 7., die deutsche mit dem Ausgange des Mittelalters, dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. beschließen. Betrachtet man dagegen die deutschen Alterthümer als Gegenstände einer Sammlung, so kann man die Grenzen weiter stecken und etwa bis zur Mitte des 17. Jahrh., von wo sich die neuern Zustände des deutschen Volks und Landes datiren, vorrücken.

Die germanische Alterthumskunde ist ihrem größern Theile nach noch dunkel und unaufgeklärt, woran theils die nicht ausreichende Anzahl der erhaltenen Denkmäler, hauptsächlich aber der Mangel schriftlicher Nachrichten Schuld ist. So schätzbar auch des Tacitus und einiger Späteren Berichte über Deutschland sind, so vermiffen wir doch Vieles, was das innere, häusliche Leben der Bewohner desselben aufzuklären im Stande wäre, und über eine Menge Gegenstände, die seit einer Reihe von Jahren aus dem Schooße der Erde gefördert worden sind, haben wir nicht allein hinsichtlich ihrer Bestimmung und Benützung kein Kenntniß, sondern bleiben sogar oft genug in Ungewißheit, ob sie den Germanen oder andern Völkern, namentlich den Kelten und Slaven, angehörten. Gleich ungewiß bleibt es, ob viele Geräthschaften, wenn sie auch von den Germanen benutzt wurden, ihnen auch ihre Verfertigung verdanken und somit als Zeugnisse für die errungene Culturstufe dienen dürfen; oder ob sie ihnen, was nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist, von andern Völkern, zunächst von den Römern, durch Handel zugeführt wurden. Dies sind Hauptpunkte, vor deren Erledigung sich keine zuverlässige Darstellung einer german. Alterthumskunde denken läßt. Gleichwol ist nicht zu bezweifeln, daß sich durch sorgfältige Vergleichung und Erwägung der in verschiedenen Gegenden Deutschlands meist durch Ausgrabungen erhaltenen Ergebnisse in den obigen Fällen bestimmte und sichere Resultate gewinnen lassen, und ist man erst über Abstammung, Bestimmung und Zweck der in so vielen öffentlichen und Privatsammlungen aufgespeicherten Alterthümer im Reinen, dann ist es Zeit, mit Benützung der überlieferten schriftlichen Nachrichten und mit steter Berücksichtigung alles Dessen, was sich aus alter heidnischer Zeit noch bis tief ins Mittelalter hinein erhalten hat, eine gründliche, kritische german. Alterthumskunde zu schreiben, wie wir sie noch nicht haben. Von allen den Schriften, die vom 17. Jahrh. an bis auf die neueste Zeit hauptsächlich über durch Ausgrabungen entdeckte Alterthümer erschienen sind und in denen neben den wunderlichsten Meinungen und Ansichten, die sich hier hervorwagen, für den Forscher meist nur das Material Werth hat, nennen wir das „Friderico-Franciscum“ erläutert und herausgegeben von Lisch (Lpz. 1837, 4. und Fol.) als ein Werk, in dem zuerst ein ersterer Weg der Forschung eingeschlagen wurde, der auch schon zu manchen wichtigen Ergebnissen geführt hat. Als Wissenschaft behandelten die german. Alterthumskunde in ihrem ganzen Umfange systematisch Joh. Uir. Tresenreuter in den „Antiquitates Germaniae“ (Gött. 1761), nicht ohne Verdienst Bernh. Fr. Hummel in dem „Compendium deutscher Alterthümer“ (Nürnb. 1788) und K. G. Köstig, „Die Alterthümer der Deutschen“ (Lpz. 1797; 2. Aufl., 1801); Gust. Klemm's „Handbuch der german. Alterthümer“ (Dresd. 1836) läßt bedauern, daß der Verfasser zur Erläuterung der german. Alterthümer auf die des Mittelalters fast gar keine Rücksicht genommen. Als vortreffliche Werke über einzelne Fächer und Gegenstände der german. Alterthümer sind zu nennen Wilh. Grimm, „Über deutsche Runen“ (Gött. 1821) Jak. Grimm, „Deutsche Mythologie“ (Gött. 1835; 2. Aufl., Abth. 1, 1843) und Kasp. Zeuß, „Die deutschen und die Nachbarstämme“ (Münc. 1837).

Die Alterthumskunde des deutschen Mittelalters oder die eigentlich deutsche Alterthumskunde, wie wir sie vorher nannten, ist von so großer Ausdehnung, daß es fast unmöglich fällt, sie in ihrer Gesamtheit umfassend und ausführlich zu behandeln. Was früher in der german. Zeit noch vereinzelt und unvollständig da stand, das liegt jetzt in zahlreich erhaltenen Denkmälern uns vor Augen, und die besondern Theile der Alterthumskunde in dieser Zeit bieten mehr als hinreichenden Stoff dar zur Bildung einer abgesonderten Wissenschaft. Aus diesen Gründen mag es sich auch erklären lassen, daß man bis jetzt noch nicht versucht hat, eine Alterthumskunde des Mittelalters zu schreiben; ein compendios abgefaßtes Handbuch wäre wenigstens zu wünschen, um über das Ganze der Wissenschaft eine klare und bestimmte Übersicht zu gewinnen. Sowie für die german. Alterthumskunde haben auch für die deutsch-

des Mittelalters die seit einigen Jahrzehnden in fast allen Theilen Deutschlands gebildeten historischen Vereine (s. d.) mit großem Eifer reiches Material zu Tage gefördert und der vom Freiherrn von Nuffes 1832 begonnene und bis 1839 von F. J. Mone fortgesetzte „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“ verfolgte hauptsächlich den Zweck, alle neue Entdeckungen und Erscheinungen im Bereiche der mittelalterlichen deutschen Alterthümer zur Kenntniß zu bringen. In einzelnen Zweigen ist auch hier sehr Tüchtiges geleistet worden; vor Allem sind die Bemühungen um Herausgabe und Erläuterung aller sprachlicher Denkmäler von dem glücklichsten Erfolge gewesen, die von Männern wie Jak. und Wihl. Grimm, Docen, Lachmann, Benecke, Haupt, sowie von Graff, von der Hagen, Mone, Masmann, Hoffmann, Leyser u. A. ausgingen. Die „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, herausgegeben von Haupt (Bd. 1 — 3, Lpz. 1841 — 43), sucht Alles, was sich auf deutsche Sprache und Literatur bezieht, in sich zu vereinigen und enthält höchst schätzbare Mittheilungen und Abhandlungen. Mit gleich regem Eifer hat man die Denkmäler der altdeutschen Baukunst erforscht und bekannt gemacht und die Werke von Sulpiz Boisseree, Costenoble, G. Moller, Stieglitz, Quaglio, Müller in Darmstadt, Lepsius, Vittrich u. A. haben manchen neuen und richtigern Ansichten in diesem Fache Bahn gebrochen. Weniger ist, die Arbeiten von Schorn, Grüneisen u. A. ausgenommen, in wissenschaftlicher Hinsicht für die altdeutsche Malerei und Sculptur geschehen, obgleich man für Erhaltung und Wiederherstellung der Kunstdenkmäler überall sehr thätig war. Auch die Münzkunde des Mittelalters, für welche die „Blätter für Münzkunde“, herausgeg. von G. Grote (4 Bde. Hannover, 1834 — 39, 4.) und die „Numismatische Zeitung“, redigirt von F. Reismann (Jahrb. 1 — 7, Weissensee 1834 — 40) nicht Unerhebliches beigetragen haben, erwartet noch ihre gründliche Bearbeitung; für andere Zweige der Alterthumskunde, wie Heraldik, Epigraphik, Genealogie, ist mit Ausnahme von frühern ungenügenden und unkritischen Versuchen in neuerer Zeit so viel als nichts gethan worden.

Deutscher Bund. Seitdem die Souveränität der deutschen Reichsstände durch den westfäl. Frieden unwiderruflich geworden war, lag in der Reichsverfassung ein großer innerer Widerspruch zwischen der gesetzlichen Unterordnung der Reichsstände unter die Reichsgewalt und ihrem obersten Inhaber, dem Kaiser, einerseits und dem naturgemäßen Streben der einzelnen Staaten nach Selbständigkeit und ungehinderter Entwicklung ihrer Kräfte andererseits. Die einzige Vermittelung zwischen diesen sich entgegensehenden Principien lag in der Volkseinheit der Deutschen, der Gemeinschaftlichkeit der Sprache und Literatur, der Sitten und ihrer Geschichte. Besonders seit dem westfäl. Frieden 1648 war das alte Reich eigentlich nur dem Namen nach noch vorhanden. Die größern und bedeutendern unter den Fürsten und Ständen bewegten seit dieser Zeit sich als unabhängige, als souveraine Herren. Endlich erkannte dieses Herrenthum selbst, daß im Verhältniß gegen das Ausland eine andere Einheit Deutschlands, als sie in dem sogenannten Reiche lag, geschaffen werden müsse. Dieser Gedanke, diese Überzeugung ward den deutschen Fürsten fast aufgedrängt, als Napoleon 1806 das alte Reich vernichtet und den Rheinbund, wenigstens in einem Theile Deutschlands, an dessen Stelle gesetzt hatte. Denn obwohl derselbe die Staaten, die ihn bildeten, in strengere Abhängigkeit von Frankreich hielt, so bahnte er doch und gerade dadurch den Weg zu der Ansicht, daß eine für die Zukunft innere Friedensstörung in Deutschland verhütet, seine Kraft zur Verteidigung nach außen vereinigt und was Alle gemeinschaftlich berührte, auch gemeinschaftlich erledigt werden müsse. Als Mittel für diese Zwecke sollte der Deutsche Bund dienen. Die Begründung und Anordnung dieses Gesamtverhältnisses der deutschen Staaten geschah auf dem wiener Congresse im Nov. 1814 zunächst durch eine Verathung Osterreichs, Preussens, Baierns, Hannovers und Württembergs, zu welcher jedoch später (vom 25. Mai 1815 an) auch die übrigen souverainen deutschen Staaten hinzugezogen wurden. Der anfangs von mehren deutschen Fürsten und Staaten gemachte Antrag auf Wiederherstellung der Kaiserwürde wurde sehr bald theils durch Osterreichs eigene standhafte Weigerung theils aus andern Ursachen abgewiesen. Ein anderer Vorschlag, den gesammten Bund in sieben Kreise, mit einem oder zwei der größern Staaten an der Spitze, zu theilen, dabei einen Bundesstag mit doppelter Rathversammlung, von welchen die eine aus den Kreisobersten, die andere aus allen souverainen und den größern mediatisirten Fürsten, sowie aus den vier freien

Städten zusammengefest sein sollte, einzusetzen und zugleich ein allgemeines Bundesgericht damit zu verbinden, fand gleichfalls vielfachen Widerspruch. Vorzugsweise machten Baiern und Württemberg, wie es schien aus Furcht vor Beschränkung ihrer Souveränitätsrechte, gegen die Errichtung des Bundes überhaupt sehr nachdrückliche Einwendungen, ja letzteres zog sich endlich sogar von den Berathungen ganz zurück und trat erst später (am 1. Sept. 1815) dem Bunde bei. Es ist kein Zweifel, daß der größere Theil der Machthaber und Staatsmänner, in deren Hände das große Geschäft gelegt war, eine neue Formel der Verbindung für die deutschen Staaten aufzustellen, den aufrichtigen Willen besaß, diese Verbindung so innig und stark zu machen als möglich, und selbst für die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten wo nicht eine kraftvoll eingreifende Centralregierung, doch eine festbestimmte gemeinschaftliche Gesetzgebung zu gründen und die Schranken wegzuräumen, welche die Deutschen in so mancher Beziehung voneinander trennten. Allein man überzeugte sich bald, daß der Charakter der Selbständigkeit bereits zu tiefe und allgemeine Wurzeln geschlagen habe, als daß man bei aller Geneigtheit zum Nachgeben und selbst zu Aufopferungen hoffen durfte, auf diesem Wege das Ziel zu erreichen. Man mußte sich also begnügen, nur die allgemeinen Grundlagen einer festen Staatenverbindung gegen das übrige Europa zu legen, für die innern Zwistigkeiten einen friedlichen Weg der Entscheidung zu bahnen und im Ubrigen nur die Möglichkeit künftiger engerer Verbindung frei zu halten. Auf diese Weise ward nach langen Verhandlungen über diese Angelegenheit am 8. Juni 1815 zu Wien die deutsche Bundesacte, bestehend aus 20 Artikeln, von welchen die ersten elf wörtlich in die wiener Congressacte vom 9. Juni 1815 aufgenommen und dadurch unter die Garantie der europ. Hauptmächte gestellt wurden, unterzeichnet und damit der unauflöbliche Deutsche Bund geschaffen. Dieser besteht, wie ursprünglich, gegenwärtig aus 34 unabhängigen Staaten und aus vier freien Städten nebst ihrem Gebiete. Nachdem 1817 noch Hessen-Homburg in denselben aufgenommen worden war, ward 1825 durch das Erlöschen des herzoglichen Hauses Sachsen-Gotha die ursprüngliche Zahl der Staaten wiederhergestellt. Der Deutsche Bund ist keine Union, kein Bundesstaat, wie z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sondern eine bloße Föderation, ein Staatenbund, d. h. ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souverainen Fürsten und freien Städte, in welchem demnach alle Bundesglieder als solche gleiche Rechte haben. Diese sind: 1) Osterreich (aber nur mit folgenden Staaten: Erzherzogthum Osterreich, Herzogthum Steiermark, Königreich Illyrien, Grafschaft Tirol, Königreich Böhmen, Markgrafschaft Mähren mit östr. Schlesien und Herzogthümern Auschwitz und Zator in Galizien, zusammen 3687 □M. mit etwa 12 Mill. E.), 2) Preußen (aber nur mit den Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Sachsen, Westfalen, Rheinland, zusammen 3340 □M. mit 10½ Mill. E.), 3) Baiern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Württemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Hessen-Darmstadt, 10) Holstein und Lauenburg, im Besitze des Königs von Dänemark, 11) Luxemburg, im Besitze des Königs der Niederlande, 12) Sachsen-Weimar, 13) Sachsen-Meiningen, 14) Sachsen-Altenburg, 15) Sachsen-Koburg-Gotha, 16) Braunschweig, 17) Nassau, 18) Mecklenburg-Schwerin, 19) Mecklenburg-Strelitz, 20) Oldenburg, 21) Anhalt-Desfau, 22) Anhalt-Bernburg, 23) Anhalt-Köthen, 24) Schwarzburg-Sondershausen, 25) Schwarzburg-Rudolstadt, 26) Hohenzollern-Hechingen, 27) Hohenzollern-Sigmaringen, 28) Waldeck, 29) Reuß ältere Linie, 30) Reuß jüngere Linie, 31) Lippe-Schaumburg, 32) Lippe-Detmold, 33) Liechtenstein, 34) Hessen-Homburg, und die freien Städte: 35) Lübeck, 36) Frankfurt, 37) Bremen und 38) Hamburg.

Der Zweck des Deutschen Bundes ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten (Art. 2). Demgemäß versprochen laut Art. 11 alle Mitglieder des Bundes, sowol ganz Deutschland als den einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantierten sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen. Bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen. Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten

gerichtet sind. Auch machen sie sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen und ihre Streitigkeiten nicht mit Gewalt zu verfolgen. In den nächstfolgenden Artikeln der Bundesacte sind die nothwendigsten und allgemeinsten Grundlagen der öffentlichen Ordnung in den Bundesstaaten gelegt. So bestimmt dieselbe im Art. 12 Trennung der gerichtlichen Gewalt von der regierenden und Nothwendigkeit einer dreifachen Instanz, und nach Art. 13 sollen alle Bundesstaaten eine landständische Verfassung erhalten. Der Art. 14 verfügte Sicherstellung eines festen Rechtszustands für die mediatisirten, vormalig reichständischen Fürsten und Grafen. Der Art. 16 sicherte die bürgerliche Gleichstellung allen christlichen Confessionsverwandten in den deutschen Bundesländern zu. Der Art. 18 gestattete die Freizügigkeit innerhalb des Bundes und versprach gleichförmige Verfügungen über die Pressfreiheit. Der Art. 19 versprach eine künftige Berathung über die Befreiung des Verkehrs innerhalb des Deutschen Bundes. Zu Frankfurt am Main sollte ein immerwährender Bundestag seinen Sitz haben, bestehend aus den bevollmächtigten Gesandten der 38 Staaten. Osterreich erhielt das immerwährende Präsidium und am 5. Nov. 1816 wurde die Bundesversammlung eröffnet. Diese Bundesversammlung besteht in doppelter Form, 1) als allgemeine Versammlung, voller Rath oder Plenum genannt, in welcher jedes Mitglied wenigstens eine, die größern Staaten aber mehre Stimmen haben, nämlich Osterreich und die fünf Königreiche jedes vier (24), Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg jedes drei (15), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau jedes zwei (6), die übrigen einzelnen Mitglieder jedes eine Stimme, sodas mit ihren 25 Stimmen, indem die drei Speciallinien des Hauses Sachsen die Stimme des erloschenen Hauses Sachsen-Gotha fortführen, das Plenum 70 Stimmen zählt; 2) als engerer Rath, Bundesregierung genannt, bei welcher die Stimmen der 38 Bundesmitglieder auf 17 reducirt sind. Osterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt nebst Hessen-Homburg, Holstein und Luxemburg führen jedes eine Einzelstimme (11), die übrigen haben Gesamt- oder Curiatstimmen, und zwar wird die 12. von dem Hause Sachsen ernestinischer Linie, die 13. von Braunschweig und Nassau, die 14. von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, die 15. von Oldenburg, den drei anhaltischen und den zwei schwarzburgischen Häusern, die 16. von Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Reuß, Liechtenstein, Lippe und Waldeck und die 17. von den vier freien Städten gemeinschaftlich geführt (Art. 4). Das Plenum findet statt, wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf Beschlüsse, welche die Bundesacte selbst betreffen, auf organische Bundeseinrichtungen und auf gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art ankommt, ferner, wie die wiener Schlußacte hinzusetzte, wo es sich um eine Kriegserklärung oder Friedensbestätigung oder die Aufnahme eines neuen Mitglieds in den Bund handelt. Übrigens darf im Plenum keine Berathung und Erörterung, sondern nur Abstimmung stattfinden und ein gültiger Beschluß setzt hier eine Mehrheit von zwei Dritttheilen voraus. Die engere Versammlung dagegen entscheidet, inwiefern gewisse Gegenstände für das Plenum geeignet seien; sie werden in dieser engern Versammlung vorbereitet und bis zur Annahme oder Verwerfung zur Reife gebracht. Die Beschlußnahme in diesem engern Rathe, wo die absolute Stimmenmehrheit gilt, soll die Regel sein, das Plenum aber nur in den von der Bundesacte ausdrücklich bezeichneten Fällen eintreten. Übrigens ist, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, in beiden Versammlungen Stimmeneinhelligkeit erforderlich.

Das Heer des Deutschen Staatenbundes besteht aus den Contingenten der 34 einzelnen Bundesstaaten und der vier freien Städte Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt zusammen und ist in zehn Armee-corps nebst einer Reserve-Infanteriedivision getheilt. Von diesen zehn Corps stellt Osterreich drei, jedes zu zwei Divisionen; Preußen drei, ebenfalls zu zwei Divisionen; Baiern das siebente Corps, zu zwei Divisionen; Württemberg, Baden und Rheinhessen bilden das achte Corps, zu welchem jeder dieser Staaten eine Division stellt; Sachsen und Kurhessen bilden die erste Division des neunten Corps und Nassau mit Luxemburg die zweite Division desselben; das zehnte Corps ist in zwei Divisionen getheilt, die

erste bilden Hannover, Braunschweig, Holstein und beide Mecklenburg, die zweite aber Oldenburg mit den drei Hansestädten. Die Reserve-Infanteriedivision, bestehend in 11116 M., ohne Cavalerie und ohne Geschütz, ist aus den Contingenten der 18 kleinern Staaten und der freien Stadt Frankfurt zusammengesetzt. Die Stärke der einzelnen Armeecorps ist nicht überall gleich, das bairische ist das stärkste, das neunte Corps das schwächste. Die Gesamtstärke des Bundesheers beträgt 303483 M., nämlich 238871 Infanterie, 40721 Cavalerie, 20979 Artillerie, mit 580 Geschützen, und 2912 Pioniere. Zum Schutze gegen Angriffe von außen dienen die Bundesfestungen. Zu solchen wurden zunächst die drei Festungen Mainz, Landau und Luxemburg erhoben und zugleich beschloffen, sie auf gemeinschaftliche Kosten herzustellen, zu verstärken, zu erhalten und mit Truppen verschiedener Bundesstaaten zu besetzen. Landau (s. d.) in Rheinbaiern hat keine gemischte, sondern blos bair. Besatzung. Diese Festung wurde früher durch die Germersheimer Linien, welche $\frac{2}{3}$ Meilen weit bis an den Rhein gingen, verstärkt und hat in neuester Zeit durch die neu angelegte bair. Festung Germersheim noch an Wichtigkeit gewonnen. Sie hat die Bestimmung, den östlichen Zugang aus dem Elsaß nach dem Oberrhein zu decken. Mainz (s. d.) ist die stärkste der drei Bundesfestungen. Sie liegt auf dem Hauptzugange aus dem Elsaß und beherrscht die Einmündung des Main in den Rhein. In neuerer Zeit wurde sie durch mehre Additionswerke ansehnlich verstärkt und hat im Frieden gegen 8000 M. Besatzung, zur Hälfte aus östr., zur Hälfte aus preuß. Truppen bestehend. Gouvernement und Commandantur alterniren unter beiden Staaten in jährlichem Wechsel, sodas wenn Osterreich die eine dieser Behörden installirt, es preussischerseits mit der andern geschieht. Luxemburg (s. d.) ist schon aus frühern Zeiten als eine der stärksten, aber auch zugleich weitläufigsten Festungen bekannt, welche in neuester Zeit noch dadurch an Stärke gewonnen hat, das mehre unnütze Werke eingegangen sind und bei andern eine den Grundsätzen der neuern Fortification entsprechende Umformung stattgefunden hat. Luxemburg hat einen preuß. Gouverneur und eine starke, ausschließlich aus preuß. Truppen bestehende Besatzung. Während die genannten drei Festungen hauptsächlich den Schus des Mittelrheins bezwecken, befand sich der deutsche Oberrhein ohne denselben, da man sich über die zweckmäßigsten Punkte zur Anlage neuer Bundesfestungen nicht einigen konnte. Die Wahl schwankte zwischen Ulm, Rastatt und andern Punkten, und die desfalls ausgeworfenen Summen (namentlich wurde dazu ein Theil der franz. Contribution von 1815 bestimmt) blieben gegen sehr mäßige Zinsen über 20 Jahre lang deponirt. Die Epoche des franz. Ministeriums Thiers im J. 1840 brachte endlich die dringliche Frage zur Entscheidung, und der Deutsche Bund einigte sich dahin, mit dem Bau von Rastatt (s. d.) als vierter Bundesfestung unverzüglich vorzuschreiten und demnächst die Befestigung von Ulm (s. d.) als fünftem Bundesplatz folgen zu lassen. Im Interesse des Deutschen Bundes, wenn auch nicht als eigentliche Bundesfestung, ist hier noch die starke bair. Festung Ingolstadt (s. d.) zu erwähnen, deren Bau, nach einem großartigen Plane, als vollendet anzusehen ist und wodurch dieser Ort einen der wichtigsten Waffenplätze des südlichen Deutschlands bildet. Im Falle eines Kriegs wird vom Bunde ein Oberfeldherr gewählt, der in dessen Eid und Pflicht steht, von ihm seine Instruktionen erhält, ihm allein verantwortlich und selbständig den Operationsplan des Feldzugs zu entwerfen befugt ist.

Der Kanzleiaufwand beim Bundestage, im Durchschnitt jährlich 22330 Fl., ist nach der Stimmenzahl im engeren Rathe, alle übrigen Selbsteinstellungen und die Mannschafftsstellung ($\frac{1}{100}$ der Bevölkerung) sind nach einer auf die Volkszahl gegründeten Matrikel vertheilt. Die Gesandten der Bundesmitglieder haben die Eigenschaften völkerechtlicher Abgeordneten und sind nur ihren Regierungen verantwortlich, daher auch stets nur an die Instruktionen ihrer Höfe, nicht an ihre Überzeugung gewiesen. Eine Ausnahme hiervon machen jedoch die Fälle, wo die Gesandten als Commissarien der Bundesversammlung oder als Referenten derselben zu handeln haben. Auch fremde Gesandtschaften sind bei der Bundesversammlung accreditirt und angestellt, namentlich von Frankreich, Großbritannien, Rußland, Schweden und Belgien. Über die zu ihrem Wirkungskreise gehörigen Gegenstände beginnen ihre Berathschloßungen theils von Amtswegen, theils werden sie durch Mittheilungen fremder Regierungen oder Anträge der Bundesmitglieder eingeleitet. Auch Privatpersonen können sich an die Bundesversammlung wenden und erhalten Resolution durch Protokollertracte. Die Sigan-

gen der Bundesversammlungen sind theils vertrauliche, in welchen vorläufige Besprechungen stattfinden, und worin kein Protokoll aufgenommen wird, theils förmliche. Die letztern wurden bis zur Mitte des J. 1824 mit wenigen Ausnahmen der Öffentlichkeit übergeben; seitdem aber ist das Publicum in Betreff derselben meist an Vermuthungen gewiesen. Über Gegenstände, welche nicht zur allgemeinen Bekanntmachung sich eignen, werden Separatprotokolle aufgenommen, und diese nur als Handschrift (*loco dictaturae*) gedruckt und an die Gesandten und Ministerien vertheilt. Die Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich sucht die Bundesversammlung zuvörderst durch eine Commission in Güte beizulegen; wenn jedoch der Vermittelungsversuch fehlschlägt, wird ein rechtliches Verfahren eingeleitet, und von den Parteien das oberste Gericht eines Bundesstaats erwählt, welches den Streit nach gemeinem deutschen Recht und nach den von dem Reichsgerichten befolgten Normen als *Aufragalinstanz* (s. d.) zu entscheiden hat. Der erwählte Aufragalgerichtshof spricht im Namen und Auftrage des Deutschen Bundes, und es sind auf diese Weise schon mehre Streitigkeiten geschlichtet worden. Dem engern Rathe liegt auch nach der Executionsordnung vom 3. Aug. 1820 ob, die Bundesbeschlüsse nöthigenfalls durch Gewalt zur Execution zu bringen.

Alles dieses ist zuerst in der Stiftsurkunde vom 8. Juni 1815 bestimmt, sodann in der Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820, welche als Bundesgesetz am 8. Juni 1820 angenommen wurden. Die Thätigkeit, welche nächstdem der Bund entwickelte, war meist nach innen gerichtet und durch die Ereignisse veranlaßt, welche im Laufe der Zeit sich aufdrangen. So hatten die politischen Umtriebe, die zunächst durch die Restaurationsversuche einzelner Regierungen kleinerer Staaten und durch das Verlangen nach Volksvertretern hervorgerufen, besonders in der Burschenschaft zur Erscheinung kamen, 1819 die Karlsbader Beschlüsse zur Folge, durch welche mittels Einsetzung einer Centraluntersuchungscommission zu Mainz, mittels Schärfung der Censur und mittels strenger Überwachung der Universitäten durch Regierungscommissarien dem Überhandnehmen dieses politischen Geistes entgegengewirkt werden sollte. Prohibitive Maßnahmen ähnlicher Art erfolgten, als das Beispiel der Julirevolution in Frankreich mehrfach ernstere Unruhen in einzelnen deutschen Staaten entzündete. An sie schlossen sich am 28. Juni 1832, gewissermaßen als Antwort auf die Anträge, die Welcker 1831 in der badischen Ständeversammlung auf Reform des Deutschen Bundes gestellt hatte und auf die mancherlei Angriffe, die in andern Ständeversammlungen gegen das Verfahren des Bundes gemacht waren, sechs neue Beschlüsse an, welche vorzugsweise in den constitutionellen Staaten das monarchische Element gegen das ständische zu erheben bestimmt waren. In denselben wurde aufgestellt, daß die deutschen Souveraine berechtigt und verpflichtet seien, Anträge der Stände, welche die in der Hand des Monarchen befindliche Staatsgewalt irgendwie schwächen könnten, zu verwerfen, daß die Stände kein Recht hätten, mittelbar oder unmittelbar die Bewilligung der Steuern an die Erfüllung anderweiter Bedingungen zu knüpfen, daß die innere Gesetzgebung der Bundesstaaten weder dem Zwecke des Bundes noch der Erfüllung bundesverfassungsmäßiger Pflichten Eintrag thun dürfe, daß eine Commission niedergesetzt werden solle, vor der Hand auf sechs Jahre, welche etwaige Versuche von Eingriffen der Stände in die Rechte der Regierungen zu überwachen habe u. s. w. In ähnlicher Weise wurde auch die Feier des hambacher Festes und später das frankfurter Attentat Veranlassung, die Beaufsichtigung der periodischen Presse zu schärfen, politische Vereine zu verbieten und für die Universitäten strengere Controlmaßregeln anzuordnen. Wenn diese Art Thätigkeit der Bundesversammlung im Volke weniger Anklang fand, so wurde dagegen die Begründung eines Bundeschiedsgerichts (30. Oct. 1834), welches in Folge der 1834 zu Wien gehaltenen Ministerialconferenzen ins Leben trat, als Garantie für Sicherung des allseitigen Rechtszustands, mit Freude aufgenommen. Seiner Bestimmung nach soll dieses Gericht für den Fall dienen, daß in einem Bundesstaate zwischen der Regierung und den Ständen über die Auslegung der Verfassung oder über die Grenzen der bei Ausübung bestimmter Rechte des Regenten den Ständen eingeräumten Mitwirkung, namentlich durch Verweigerung der zur Erfüllung der Bundespflichten und des Staatszwecks erforderlichen Mittel, Irrungen entstanden, und alle verfassungsmäßigen und mit den Gesetzen vereinbarlichen Wege zu

deren genügender Beseitigung bereits vergebens eingeschlagen seien. Dieses Gericht ist gebildet aus 34 Männern, welche immer auf drei Jahre von den 17 Stimmen des engern Rathes ernannt werden, sodas von jeder Stimme ein im juridischen und ein im administrativen Fache ausgezeichnete Geschäftsmann bestellt wird. In Betreff der Differenzen, welche die Staaten untereinander oder die Fürsten betrafen, deren Schlichtung dem Bunde übertragen worden war, trat derselbe zuerst 1817 mit dem Kurfürsten von Hessen, gegen den von einem Domainenkäufer eine Reclamation eingereicht worden war, in Conflict. Der Kurfürst nahm aber den Beschluß, welchen die Bundesversammlung an ihn erließ, höchst misfällig auf. In der Sache der holsteiner Stände (1822), die für Wiederherstellung der Landstände, welche der Landesfürst angeblich versprochen, die Hüfe der Bundesversammlung nachsuchten, sowie in der hannöv. Verfassungsfrage, enthielt sich dieselbe einer directen, zwingenden Entscheidung. Ebenso führten die wiederholten Verhandlungen über minder drückende Zolleinrichtungen und eine nach und nach für ganz Deutschland zu begründende Handelsfreiheit, sowie über die mit dieser Angelegenheit eng zusammenhängende anhaltiner Enclavensache zu keinem Resultate. Dagegen trat der Bund in der Streitsache des Herzogs Karl von Braunschweig mit seinen Ständen und Georg IV. von England, wo es fast zur Vollstreckung der Execution kam, und in der bei Gelegenheit der belg. Unruhen streitig gewordenen luxemburger Sache mit Festigkeit und kraftvoller Haltung auf. Außer der „Sammlung der Protokolle der Bundesversammlung“ (16 Bde., Frankf. 1816—24, 4.) sind die Bundesgesetze auf sehr zweckmäßige Weise zusammengestellt in Meyer's „Staatsacten für Geschichte und öffentliches Recht des Deutschen Bundes“ (2 Bde., Frankf. 1822—24; 2. Aufl., 1833); Michaelis' „Corpus juris publici germanici academicum“ (Züb. 1825); Klüber's „Quellensammlung zu dem öffentlichen Rechte des Deutschen Bundes“ (3. Aufl., Erl. 1830) und Desselben „Öffentliches Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten“ (Frankf. 1818; 4. Aufl., von Morstedt, 1840). Vgl. auch Crome, „Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von sämmtlichen zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern“ (4 Bde., Lpz. 1820—28).

Deutsche Geschichtskunde. Die deutsche Geschichtskunde oder Quellenkunde der deutschen Geschichte hat es mit Erforschung und Beurtheilung der Schriften zu thun, aus denen eine zuverlässige authentische Geschichte des deutschen Volks geschöpft werden kann. Sie wird schon mit den Überlieferungen beginnen, die auswärtige Völker, vornehmlich Griechen und Römer, über Deutschland aufbewahrt haben, und mit demjenigen Zeitpunkte schließen, in welchem die deutsche Geschichtsforschung entschieden auftritt, d. h. mit dem Schlusse des 15. Jahrh. Die frühesten Nachrichten über Deutschland finden sich nur beiläufig und vereinzelt bei Griechen und Römern, bei Cäsar, Vellejus und Dio Cassius; in des Tacitus „Germania“ wird uns jedoch dieser Mangel reichlich ersetzt durch eine ausführliche und treffliche Schilderung unserer Vorfahren und des von ihnen bewohnten Landes. Über einzelne deutsche Völkerstämme im frühen Mittelalter sind dann reichhaltige Quellen Jordanes (s. d.) in seiner „Geschichte der Gothen“, einem Auszuge aus des Cassiodorus verlorenem ausführlichen Werke; Gregor von Tours (s. d.), gest. 595, in seiner „Geschichte der Franken“ und Paulus Diaconus (s. d.), gest. vor 800, in seiner „Geschichte der Langobarden“. Die Reihe der eigentlich deutschen Quellenschriftsteller beginnt unter Karl dem Großen, der die Hauptvölker deutschen Stammes unter einem Scepter vereinigte. In den Geschichtswerken dieser Zeit bis zum 10. Jahrh. treten vornehmlich zwei Richtungen in den Vordergrund, nämlich die annalistische und chronikenartige und die biographische. Die annalistische Aufzeichnung besteht in einer kunstlosen und trockenen Aufzählung der Begebenheiten nach den Jahren, die sich, außer in den Annalen Einhard's (s. d.), nie zu einer wahrhaft historischen Auffassung und Darstellung erhob. Die Anfänge derselben liegen noch vor der karolingischen Zeit und fallen gewöhnlich mit der Gründung der Klöster zusammen, in denen sie angelegt wurden. Neben den Annalen haben wir mehrere Chroniken, die nach dem Muster von Beda's „Chronicon de sex aetatibus mundi“ von Erschaffung der Welt anfangend, später das Gleichzeitige in der Weise der Annalen anreihen und erst von diesem Zeitpunkte an für die Geschichte brauchbar werden. In beiden Arten der Aufzeichnung, der annalistischen und chronikartigen, ist wie von historischer Auffassung, so auch von

einer bestimmten Form der Darstellung nicht die Rede, vornehmlich schon aus dem Grunde, weil die Annalen sowol als die Chroniken ihre Entstehung und Weiterführung mehreren aufeinanderfolgenden Verfassern verdanken. Unter der ansehnlichen Menge von Annalen verdienen besonders bemerkt zu werden die „Annales Laureshamenses“ oder Lorscher Annalen von 703—803, die „Annales Einhardi“, auch genannt „Annales regum Francorum, Pippini, Caroli Magni, Hludowici Imp.“ von 741—829, ausgezeichnet in historischer wie in sprachlicher Hinsicht, von vorn herein eine Überarbeitung der Lorscher Annalen, dann aber selbständig fortgesetzt von Einhard; die „Annales Fuldenses“ von 714—831, verfaßt von dem Mönch Einhard, bis 863 von Rudolf, dann Fortsetzungen Anderer bis zum J. 901; die „Annales Xantenses“ von 640—873. Hierher gehören auch die „Casus Sancti Galli“ von Ratpert, gest. um 900, und seinem trefflichen Fortsetzer Eckhard IV. Von den Chroniken nennen wir das von Anders im Mittelalter stark benutzte „Chronicon“ des Regino (f. d.), Abt von Prüm, gest. 915, das aber erst im zweiten Theile, der den Zeitraum von 741—906 umfaßt und besonders von 870 an als gleichzeitige Quelle höchst schätzbar ist. Auch die Anfänge der Biographie fallen noch vor Karl dem Großen, doch erhob sie sich unter ihm vorzüglich durch Einhard zu seltener Höhe und gewann von diesem Zeitpunkte Geltung und weite Ausbreitung. Sie nahm zwei Richtungen, eine kirchliche und eine politische. Die kirchliche Biographie, die die frühere ist, hat in dieser Zeit fast durchgängig wenigstens special- und culturgeschichtliches Interesse, da sie nur selten einen panegyrischen oder ascetischen Charakter annimmt und sich gewöhnlich noch auf historischem Boden fortbewegt. Die politische Biographie gewann weniger Ausbreitung und Umfang als die kirchliche, erreichte aber nach Inhalt und Form eine höhere Stufe, von der sie aber kurz nachher wieder herabsank. Den Mittelpunkt bildet Einhard's „Vita Caroli Magni“, beendet vor 820, das vollendetste geschichtliche Werk dieser Art im Mittelalter, sowol was Anlage und Behandlung als was Sprache und Ausdruck betrifft; den Nachfolgenden diente es als Muster, was aber Niemand erreichte, viel weniger übertraf. Thegan, Chorbischof von Trier, schrieb eine „Vita Hludowici Imp.“ bis 835 in annalistischer Form; er steht aber einem Unbekannten nach, der das Leben desselben Kaisers in einfacherer, aber vollständigerer und unparteiischer Weise verfaßte. Näher kommen Einhard's Werke die vier Bücher „Geschichten über die Streitigkeiten der Söhne Ludwig des Frommen“ bis 843, die Rithard, ein Enkel Karl des Großen, im Auftrage Karl des Kahlen schrieb, an deren Überarbeitung und größerer Vollendung ihn wahrscheinlich der Tod hinderte. Unter den Werken der kirchlichen Biographie steht die „Vita Bonifacii“ vom Presbyter Willibald, bald nach dem Tode des Märtyrers (754) in etwas schwerfälligem Stile verfaßt, den übrigen an Alter voran; fast von gleichem Alter ist die der Sprache und Darstellung nach rohe, aber interessante „Vita S. Galli“ (um 771); historisch werthvoll sind ferner die „Vita Sturmii“ vom Mönch Sigil, gest. 822, in Fulda, die „Vita Liudgeri“, Bischofs von Münster, gest. 809, gleich nach seinem Tode von Altfred, die „Vita S. Willehadi“, Bischofs von Bremen, von Anstar, gest. 865, und die „Vita S. Anskarii“ von Rimbert, gest. 888, verfaßt. Am Ende dieses Abschnitts können noch einige Werke in metrischer Abfassung, wie des Poeta Saxo Werk „De gestis Caroli Magni“ und des Ermoldus Nigellus „Carmen eleg. in honorem Hludowici Imp.“ erwähnt werden, da ihr geschichtlicher Gehalt den dichterischen überwiegt.

Vom 10. Jahrh. ab tritt die im vorhergehenden so beliebte kirchliche Biographie in den Hintergrund und die wenigen Werke dieser Gattung nehmen mit nur einzelnen Ausnahmen von nun an mehr einen paränetisch-ascetischen Charakter an und bieten somit für die Geschichtsforschung vermindertes Interesse; auch die Annalen, obgleich in manchen Klöstern noch fortgeführt, haben von diesem Zeitpunkte an sehr an Bedeutung verloren, da an ihre Stelle Geschichtswerke meist unter dem Namen von Chroniken traten, von denen viele an Reichthum des historischen Stoffes und vollkommener Bewältigung und Durchdringung desselben, wozu sich bei einzelnen auch eine kunstgemäße Darstellung gesellt, die Werke der vorhergehenden Periode noch übertreffen. Mit dem 12. Jahrh. erscheinen auch Chroniken in deutscher Sprache und sämmtlich gereimt, bei denen jedoch, da ihr historischer Gehalt gering ist, mehr ihre poetische Geltung in Frage kommt.

Aus der Zeit der sächs. Kaiser haben wir drei Schriftsteller als vorzüglich wichtig her-

vorzuziehen, Liutprand, Widukind und Dietmar. Liutprand (s. d.), Bischof von Cremona, gest. um 972, war vielfach in Angelegenheiten Kaiser Otto's I. beschäftigt und machte namentlich mehre Gesandtschaftsreisen nach Constantinopel, wodurch er sich Kenntniß der griech. Sprache erwarb. Er schrieb in einer lebendigen, etwas incorrecten Sprache „De rebus gestis Ottonis Magni Imp.“, eine „Relatio de legatione constantinopolitana“ und sechs Bücher über die Begebenheiten seiner Zeit, die er „Antapodosis“ nannte. Ihn übertrifft bei weitem durch Correctheit der Sprache, lichtvolle und ruhige Darstellung Widukind (s. d.) von Korvei, gest. vor 1004, der in drei Büchern, denen er eine Einleitung über den Ursprung der Sachsen vorausschickte, die Thaten Heinrich's I. und Otto's I. bis zum J. 973 verfolgte. Eine Hauptquelle für die Geschichte des gegenwärtigen Königreichs Sachsen und der slavischen Gegenden über der Elbe ist Dietmar's (s. d.) von Merseburg, gest. 1018, „Chronicon“, das bei seinem Reichthum und der glücklichen Auswahl des historischen Stoffs gern übersehen läßt, daß der Verfasser in einer oft dunkeln und schwülstigen Sprache schrieb und überdies etwas wundergläubig war. Von den wenigen Biographien verdienen aufgeführt zu werden die „Vita Brunonis“, Erzbischofs von Köln, von Ruotger 967 abgefaßt; das Leben eines andern Bruno, Bischofs von Bamberg, gest. 1008, welches in die älteste Geschichte der Diöcese Licht bringt, und die poetische „Panegyris“ der Ottonen von der Nonne Hrotsvita (s. d.). Unter den falschen Kaisern ist Lambert von Aschaffenburg (s. d.) Derjenige, welcher in seinem mit richtigem Blicke und scharfem Urtheil, dabei in correcter Sprache abgefaßten „Chronicon“ von 1050—77 seine Vorgänger noch hinter sich ließ und neben Einhard als das beste Muster der Geschichtschreibung im Mittelalter gelten kann. Nicht unwürdige Nachfolger von ihm waren Hermann Conractus (s. d.), der Preßhafte oder Gebrechliche, gest. 1054, in seinem „Chronicon ab orbe cond. ad ann. 1054“ mit Fortsetzung bis 1066; Adam von Bremen (s. d.) in seiner „Historia ecclesiae Hammaburg.“ von 788—1072, der erste und trefflichste Geschichtsschreiber des nördlichen Deutschlands, Cosmas von Prag (s. d.), gest. 1125, in seinem „Chronicon Bohemorum“ und der Verfasser des ersten Theils vom „Chronicon Urspergense“ bis 1126. Einen gleich glücklichen Fortgang hatte die Geschichtschreibung unter der kraftvollen und thatenreichen Regierung der Hohenstaufen. Unter den Historikern dieser Periode stehen voran Otto von Freisingen (s. d.) mit seinem „Chronicon“ bis 1153, Helmold (s. d.) mit seinem „Chronicon Slavorum“ bis 1170, fortgesetzt von Arnold von Lübeck, Albert von Stade, gest. nach 1260, und der petersberger Mönch in dem „Chronicon montis sereni“, 1124—1225. Mehre schrieben das Leben Kaiser Friedrich's I.; das von Otto von Freisingen verfaßte und von Madewic fortgesetzt ist den andern vorzuziehen. Poetisch behandelte die Thaten desselben Günther in seinem „Ligurinus seu de rebus gestis Friderici I.“ mit Geschick und Talent.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen, in den wirren Zeiten des Interregnums, sank auch die Geschichtschreibung von ihrem Höhenpunkte immer tiefer hinab; von allgemeineren Geschichtswerken dieser Periode bis zum Ausgange des 15. Jahrh. gibt es nur wenige, die außer in Bezug auf ihren Inhalt noch in anderer Hinsicht genannt zu werden verdienen; den meisten Werth haben noch einige Special- und Städtechroniken, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. meist in deutscher Sprache abgefaßt zum Vorschein kamen und zum Theil von allgemeinerem historischen Interesse sind, da sie gewöhnlich über die gesteckten Grenzen hinausgehen. Werke der erstern Gattung sind Heinrich's von Rebdorf „Chronicon“ von 1295—1363, Heinrich's von Herbold, gest. 1370, Schrift „De temporibus memorabilibus“, des Gobelinus Persona, gest. 1420, „Cosmodromium“, Herm. Corner's „Chronicon“ bis 1435 und Werner Rolewinck's „Fasciculus temporum“. Von den Specialchroniken erwähnen wir nur Ottokar's von Horned „Ostreichisch-steyrische Chronik“, kurz vor und nach 1300 in deutschen Reimen, Jak. Zwinger's von Königshofen „Elsassische Chronik“ um 1386 und Johannes Rothe's um 1442 abgefaßte „Thüringische Chronik“. Von den Städtechroniken zeichnen sich aus die „Limburger Chronik“ des Joh. Gensbein, gest. 1402, die 1385 vom Minoritenlesemeister Detmar begonnene „Lübische Chronik“ und die noch ungedruckte, 1451 im Auftrage des Raths von Vet. Becker geschriebene „Chronik von Zerbst“, letztere beide in plattdeutscher Sprache.

Schon im 16. Jahrh. begann man Sammlungen verschiedener Quellschriftsteller der deutschen Geschichte zusammenzustellen und zu veröffentlichen; doch bediente man sich dabei nicht derjenigen Kritik, welche untersucht, ob die Quelle ursprünglich oder abgeleitet, ob sie rein und verlässlich oder getrübt, ob das Ganze bloßes Compilat oder Auszug aus ältern Werken ist. Fast der neuesten Zeit und vor Allen den Herausgebern der „*Monumenta Germaniae historica*“ blieb es aufbehalten, mit gesundem, kritischem Urtheil die einzelnen Quellschriftsteller der deutschen Geschichte zu untersuchen, zu sichten und dadurch über die Quellenkunde der ältesten deutschen Geschichte ein Licht zu verbreiten, das auf die Geschichtsforschung bereits die erfreulichste Rückwirkung geäußert hat. Die Sammlungen begannen mit der Ausgabe *Widukind's* u. s. w. von *Martin Frecht* (Bas. 1532, Fol.); dann folgten die „*German. rer. quatuor chronographi*“ von *Sim. Schardius* (Frankf. 1566, Fol.); die „*Script. rer. germ.*“ von *Pet. Pithou's* (Bas. 1569, Fol.); das „*Historicorum opus*“ von *Sim. Schardius* (Bas. 1574; 2. Aufl., Gief. 1673, Fol.); die „*Script. rer. germ.*“ von *Reiner Reineccius* (Frankf. 1577—81, Fol.); die „*Illustres veteres scriptores etc.*“ von *Joh. Pistorius* (3 Bde., Frankf. 1583—1607; 3. Aufl., von *B. G. Struve*, Regensb. 1726, Fol.); die „*Veteres scriptores etc.*“ von *Neuber* (Frankf. 1584; 3. Aufl., Frankf. 1726, Fol.); die „*Germaniae historici illustres* von *Chr. Ursinius* (2 Bde., Frankf. 1585; 2. Aufl., 1670, Fol.); die „*Rerum germ. script. aliquot insignes*“ von *Marq. Freher* (3 Bde., Frankf. 1600—11; 3. Aufl., von *B. G. Struve*, Straßb. 1717, Fol.); die „*Rerum alamannicar. script. aliquot vetusti*“ von *Nelch. Goldast* (3 Bde., Frankf. 1606; 3. Aufl., von *H. C. Senckenberg*, Frankf. 1730, Fol.); des *Aneas Sylvius* „*Historia rerum Friderici III. Imp.*“ und *Anderes* von *J. G. Kulpis* (Straßb. 1685; unter neuem Titel „*Script. rer. germ.*“ von *Joh. Schilter*, Straßb. 1702, Fol.); die „*Script. rer. germ.*“ von *H. Weiblum* (3 Bde., Helmst. 1688, Fol.); die „*Script. rer. germ.*“ von *J. M. Heineccius* und *J. G. Lenzfeld* (Frankf. 1707, Fol.); die „*Corpus hist. medii aevi*“ von *H. J. Geo. Eccard* (2 Bde., Lpz. 1723, Fol.) und die „*Vindemiae literariae seu vet. monumentorum collectio*“ von *J. F. Schannat* (2 Bde., Fulda 1723—24, Fol.). Hierzu kommen noch einige Sammlungen mit speciellem Titel, wie die „*Script. rer. germ. septentrional.*“ von *Erp. Lindenbrog* (Frankf. 1609; 2. Aufl., von *J. Alb. Fabricius*, Hamb. 1706, Fol.); die „*Script. rer. brunsvic.*“ von *G. W. von Leibniz* (3 Bde., Hannov. 1707—11, Fol.) und dessen „*Accessiones historicae*“ (2 Bde., Lpz., 1698, 4.; 2. Aufl., unter dem Titel „*Script. rer. germ.*“, Hannov. 1700, Fol.) und die „*Script. rer. germ. praecipue saxonicarum*“ von *Joch. Burch. Mencke* (3 Bde., Lpz. 1728—30, Fol.).

Nachdem schon Männer wie *Rösler*, *Krause*, *Joh. von Müller* u. A. den Plan zur Veranstellung einer allgemeinen und kritischen Sammlung der deutschen Quellschriftsteller gefaßt hatten, aber immer an der Ausführung derselben gehindert worden waren, bildete sich auf Anregung des preuß. Staatsministers von *Stein* (s. d.), unterstützt von der Bundesversammlung zu Frankfurt am Main, am 20. Jan. 1819 zu Frankfurt eine Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, die nach Überwindung von mancherlei Hindernissen das frühere Vorhaben endlich glücklich ins Werk setzte. Nach dem festgesetzten Plane wird das Werk fünf Hauptabtheilungen haben: 1) *Scriptores*, 2) *Leges*, 3) *Diplomata*, 4) *Epistolae* und 5) *Antiquitates*. Die Redaction des Werks wurde *G. H. Pertz* (s. d.) übertragen, der seine Aufgabe trefflich gelöst hat. Bis jetzt erschienen sechs Bände der „*Monumenta Germaniae historica inde ab a. Chr. 500 usque ad a. 1500*“ (Hannov. 1826—41, Fol.), von denen der erste, zweite, fünfte, sechste Quellschriftsteller, der dritte und vierte Band aber Gesetze enthält. Jedem Bande sind Schriftmuster beigegeben. Neben den Monumenten erscheint das „*Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung der Gesamtausgabe der Quellschriftsteller deutscher Geschichte des Mittelalters*“ (Bd. 1—4, herausgeg. von *Büchler*, *Dumge* und *Richard*, Frankf. 1820—22, Bd. 5—7, von *Pertz*, Hannov. 1824—39), in welchem Untersuchungen und Abhandlungen über einzelne Schriftsteller nebst Verzeichnissen von Handschriften u. s. w. niedergelegt sind. Als Vorarbeit zu der dritten Abtheilung, der *Diplome* erschienen von *Böhmer* „*Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum rom. inde a Carolo I. usque ad Henricum VII.*“ (Frankf. 1831, 4.). Einzelne

in den Monumenten bereits enthaltene wichtigere Schriftsteller gab Perg unter dem Titel „Scriptores rer. Germ. in usum scholarum“ (Hannov. 1839—41) heraus.

Deutscher Handel. Wenn auch Deutschland bedeutende Küstenstrecken an der Nord- und Ostsee und eine kleinere am Adriatischen Meere besitzt, so ist doch seine Lage für den See- und Welthandel bei weitem weniger vortheilhaft als die der übrigen großen Handelsstaaten, weil von der Nordsee aus diese und der Kanal, von der Ostsee aus der Sund und das Kattegat, die Nordsee und der Kanal und von Triest aus das Adriatische Meer und die Häfte des Mittelländischen zu passiren sind, um in den Atlantischen Ocean zu gelangen. Eine viel bessere Lage, um von den Ereignissen im Welthandel schnell Gewinn zu ziehen und Bestellungen sofort auszuführen, haben England und Frankreich; Deutschland wird stets das später erscheinende Land sein. Dagegen ist es ausgezeichnet für den Binnenhandel gelegen; mitten in Europa kann es die Handelsereignisse eines jeden Binnenlandes sogleich zu seinem Vortheile anwenden und den natürlichen Vermittler des Landhandels zwischen dem Osten und Westen, dem Süden und Norden Europas abgeben. Diese Lage hat auch von frühester Zeit an auf Deutschlands Handel sehr vortheilhaft eingewirkt. Von der Geschichte desselben läßt sich allerdings vor Karl des Großen Zeiten nicht viel sagen. Dieser beförderte ihn zuerst durch Vermehrung der Handwerker und durch Fürsorge, daß Flach und Wolle nicht bloß zum eigenen Gebrauche sondern auch zum Handel verarbeitet würden. Es entwickelte sich einiger Ausfuhrhandel an den Küsten der Nordsee und Binnenverkehr zwischen Nord- und Süddeutschland; auch beabsichtigte Karl der Große eine Verbindung des Rhein mit der Donau. Später wurden Handelsverbindungen mit den Ländern an der Ostsee angeknüpft, um Pelzwerk gegen wollene Waaren auszutauschen. Dann wurden die Erzeugnisse des Bergbaus sowie Leinwand und Getreide aus den Häfen der Nord- und Ostsee ausgeführt. Im 12. Jahrh. trat Süddeutschland in Handelsverbindungen mit dem Orient, die durch die Kreuzzüge nicht wenig befördert wurden. Die Eroberung Preußens und Lieflands im 13. Jahrh. belebte sehr bedeutend den Handel der deutschen Ostseehäfen, die durch Räubereien zu Lande und zur See gezwungen wurden, sich nebst mehren andern Städten zu deren Abwehr zu verbinden und die Hansa (s. d.) zu gründen. Mit der steigenden Bevölkerung nahm der innere Handel zu, sodaß die Jahrmärkte im 14. und 15. Jahrh. in mehren Städten, namentlich in Leipzig und Frankfurt am Main, sich zu Messen ausbildeten. Viel trug auch zur Entwicklung des Handels der Landfriede vom J. 1495 bei. Nürnberg gewann durch seine Umsichtigkeit und Geschicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf, Augsburg, wo die Welser (s. d.) und Fugger (s. d.) blühten, vermittelte den bedeutenden Verkehr Venedigs mit Deutschland und den Niederlanden. Durch die Entdeckung des Wegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien ging aber dieser Verkehr verloren und in Folge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken litt der Handel nach dem Osten. Durch die Entdeckung Amerikas änderten sich im 16. Jahrh. nicht nur alle Verhältnisse des Handels im Allgemeinen, von jetzt an zeigten sich auch die Vortheile der Lage eines Staats am Ocean. Der Handel Deutschlands sank immer mehr, bis ihn im 17. Jahrh. der Dreißigjährige Krieg vollends vernichtete. Nachher hob sich zuerst wieder die Leinwandfabrikation, deren Erzeugnisse gleichwie Getreide einen Ausfuhrartikel bildeten, während Colonialwaaren eingeführt wurden; die übrigen Industrien litten aber fortwährend. Hamburg und Bremen traten nun an die Stelle der Städte, welche bisher die indischen Erzeugnisse von Venedig bezogen und Deutschland damit versorgt hatten. Viel trugen zur Hebung des deutschen Handels die durch Widerrufung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen protestantischen Kaufleute bei, die sich besonders in Frankfurt am Main, Sachsen und Preußen niederließen und hier neue Handels- und Gewerbezweige gründeten. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wurde dem deutschen Handel keine Gelegenheit gegeben, sich zu entwickeln, da die Anwesenheit der Schweden in Deutschland, dann die schlesischen Kriege und zuletzt der Siebenjährige Krieg sehr störend auf ihn einwirkten. Nach demselben hob er sich wieder, und besonders wurden die Verhältnisse mit Rußland und Polen belebter. Preußen und Osterreich führten das Mercantilsystem (s. d.) ein, in den übrigen deutschen Staaten wurden mäßige, nur den finanziellen Punkt berücksichtigende Zölle erhoben, welche den Verkehr sehr frei ließen. Durch den Ausbruch der franz. Revolution und die durch

ste herbeigeführten Kriege wurde der Gang des deutschen Handels sehr geändert und er selbst vom Rhein nach den Hansestädten, besonders nach Hamburg gedrängt, dem dadurch ungeheure Geschäfte zufielen, sodaß es freilich auch bei der gegen Ende des 18. Jahrh. eintretenden Handelskrisis um so mehr zu leiden hatte. Von dieser Zeit an bis zum J. 1806 war Deutschlands Handel in sehr blühendem Zustande; wegen Miswachs in England fand eine große Ausfuhr an Getreide dahin statt und dafür eine große Einfuhr an Waaren in Deutschland, die hier besonders auf den leipziger Messen nach Rußland und Polen verhandelt wurden, mit welchen beiden Ländern der Handelsverkehr ungehindert und sehr lebhaft war. Die Schlacht bei Jena änderte schnell alle Verhältnisse. Das Decret Napoleon's vom 21. Nov. 1806 aus Berlin begründete das Continentsystem (s. d.), welches durch die engl. Geheimrathsverordnung vom 7. Jan. 1807, eine fernere vom 11. Nov. 1807 und die franz. Decrete aus Mailand vom 17. Dec. 1807 und aus Paris vom 11. Jan. 1808 seine fernere Ausbildung erhielt, und durch den Tarif von Trianon und das Decret von Fontainebleau im J. 1810 ergänzt wurde. Alle überseeische Erzeugnisse mußten nun theils über Salonichi, Bosnien und Wien, theils über Petersburg und Brody bezogen werden, daher das Pfund Kaffee in Deutschland selbst bis auf 1½ Thlr. stieg. Gewannen auch einige Kaufleute und die Schmuggler an der oldenburgischen und pommerschen Küste hierbei sehr bedeutend, so litt doch der Handel im Allgemeinen unendlich, was schon damit hinlänglich belegt sein dürfte, daß in den J. 1812 und 1813 von Hamburg gar nichts auf der Dberelbe versendet wurde, während im J. 1841 bei Wittenberge 4,843,348 Ctr. niederwärts und 2,887,146 Ctr. aufwärts gingen. Die Schlacht bei Leipzig machte diesem fürchtbaren Drucke ein Ende, und der deutsche Handel ward wieder frei. Durch das Versprechen der Bundesacte, die gemeinschaftlichen deutschen Handelsverhältnisse zu ordnen, wurde er zu großen Hoffnungen berechtigt. Allein es geschah nichts; Osterreich beharrte bei seinem zeitlichen Abschließungssysteme, und Preußen führte 1818 ein Zollsystem ein, an dessen Spitze allerdings gestellt wurde, daß kein Zolltag mehr als 10 Procent vom Werth betragen sollte. Als indeß sehr bald theils die der Fabrikindustrie nöthigen Rohproducte im Preise fielen, theils neue Erfindungen namhafte Ersparniß der Verfertigungskosten bewirkten, die betreffenden Zollsätze aber nichtsdestoweniger unverändert beibehalten wurden, so hatte manches ausländische Fabrikat statt der zeitlichen 10 Procent nun 20, 40, 60 und mehr Procente vom Werthe zu erlegen. Die übrigen Staaten blieben im Allgemeinen bei ihren frühern Zollgesetzgebungen. Vier Jahre waren verflossen, ohne daß irgend etwas zur Erfüllung des durch die Bundesacte gegebenen Versprechens gethan worden wäre, als sich im J. 1819 in Frankfurt am Main ein Verein bildete, welcher Deputationen an verschiedene Höfe sendete, um an das Versprechen zu erinnern und etwaige Vorschläge zu machen. Diese Maßregel hatte in der That den Erfolg, daß im Sept. 1820 ein Congreß zu Darmstadt sich versammelte, zu dem Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Nassau, Waldeck, die herzoglich-sächsischen, hohenzollernschen, schwarzburgischen und reußischen Fürstenhäuser Commissare sandten, die aber, ohne etwas ausgerichtet zu haben, auseinander gingen. Auch fand dieser Verein unter dem deutschen Handelsstande sehr wenig Anklang, weil er dieselben Ansichten verlauten ließ, welche gegenwärtig das nationale System der politischen Ökonomie predigt, und die man sich unter der von der Bundesacte versprochenen Regulirung der gemeinschaftlichen deutschen Handelsverhältnisse allerdings nicht gedacht hatte. Nichtsdestoweniger führte die Wiederaufnahme der Idee dieses Vereins und die weitere Ausbildung derselben endlich zum Deutschen Zollverein (s. d.). Bis zum Eintritt des Zollvereins nahm der deutsche Handel nämlich keineswegs zu, besonders da Rußland und Polen ihm immer mehr verschlossen wurden, weshalb sich die Ansicht mehr und mehr verbreitete, daß der Umsatz im Innern erweitert und unter zwei Übeln, dem Verkümmern und den hohen Zollätzen des preuß. Tarifs, das kleinere gewählt werden müsse. Man wählte endlich das letztere und hat wohlgethan, weil, wenn auch viele Sätze des Tarifs zu tadeln sind, doch das Zollsystem an und für sich gut ist; Hannover, Oldenburg und Braunschweig dagegen bildeten einen Steuerverein.

Bis in die neuere Zeit war es nicht möglich, sich ein Bild von dem deutschen Handel zu machen, weil er in einige dreißig Theile getheilt war, auch keine amtlichen Nachrichten

darüber gegeben wurden. Gegenwärtig ist dies leichter, da der letztern mehr gewährt werden und nur sechs Abtheilungen des deutschen Handels bestehen. Die erste Abtheilung bilden die Hansestädte, unter welchen Bremen sich besonders durch Thätigkeit und Unternehmungsgestalt auszeichnet, wodurch es ersetzt, was seiner nicht sehr günstigen Lage abgeht. Im J. 1841 wurden, ausschließlich der von Begefac und Bremerhaven ausgelarirten Waaren, von Bremen sowol zu Lande als zu Wasser ausgeführt: 28263 Dohst Wein und geistige Getränke, 1,325310 Stück Häute und Flaschen, 596 Kisten Citronen, 32666 Tonnen Heringe, Leinsamen, braune Seife und Theer, für 2,533811 Thlr. Droguerien, Farbwaaren, Glaswaaren, Dielen, Mahagony, Kram- und Manufacturwaaren und Cigarren, 10692 Lasten Getreide und Rübsamen, 110460 Bund Balsfischbarden und 78,852065 Pf. andere Waaren. Der Gesamtwertb wurde auf 15 Mill. Thlr. geschätzt; doch ist hierunter nicht bloß der Propre sondern auch der Expeditionshandel begriffen. Die Ausfuhr an Leinenwaaren, welche unter der Gewichtsabtheilung sich befinden, betrug 2,457835 Thlr. Überhaupt trafen 1528 Schiffe ein. Die bremer Handelsmarine bestand am 1. Jan. 1843 aus 215 größern Seeschiffen von 31526 Last zu 4000 Pf.; außerdem hatte Bremen ungefähr 100 kleinere Fahrzeuge von 20 — 36 Last. Auch die bremer Handelsmarine zeichnet sich in natürlicher Folge des in Bremen herrschenden Unternehmungsgestalt in jeder Hinsicht und besonders beim Balsfischfang in der Südsee aus. Hamburg bei seiner äußerst günstigen Lage wurde zur ersten Handelsstadt Deutschlands. Im J. 1842 kamen dafelbst 3330 Seeschiffe an, darunter 1990 große Schiffe mit Lootsen, und 1340 kleine ohne Lootsen. Die Rhederei bestand am Ende des J. 1842 aus 221 Schiffen von 26781 Last zu 4000 Pf. Nach den oberländischen Staaten gingen im J. 1841 117209 Lasten Waaren, darunter 89817 auf der Elbe. Der Balsfischfang wird von Hamburg aus nur unbedeutend betrieben. Die Einfuhr ausländischer Handelsartikel in Hamburg betrug 1840 ungefähr 177 Mill. Mark Banco, und die Ausfuhr inländischer roher Producte und Fabrikate 105 Mill. Mark Banco, sodas der Gesamthandel einschließlicb des Expeditionshandels auf 282 Mill. Mark Banco sich belief, worunter der Expeditionshandel sich allerdings auch befand. Der Handel in Lübeck besteht zum kleinern Theile aus eigenem und zum größern aus Expeditionshandel, besonders nach Rußland. Im J. 1842 kamen dafelbst 960 Schiffe an, und die Rhederei bestand am Ende des J. 1842 aus 75 Schiffen mit einer Tragfähigkeit von 7637 Lasten. — Die zweite Abtheilung des deutschen Handels bildet die Hansestädte mit der Haupthandelsstadt Altona. Außer dem Verkehr dieser Stadt mit der See und dem Innern Deutschlands, welcher ganz gleicher Natur, wie der Hamburgs ist, besteht der Handel Holsteins nur in dem Austausch seiner landwirthschaftlichen Erzeugnisse gegen seine Bedürfnisse an ausländischen Waaren. Holsteins Rhederei bestand im J. 1840 auf der Westküste aus 1132 Schiffen von 14072 Lasten zu 5200 Pf. und auf der Ostküste aus 205 Schiffen von 3772 Lasten. — Die dritte Abtheilung umfaßt Mecklenburgs Handel, der allein in dem Austausch seiner landwirthschaftlichen Erzeugnisse besteht, unter denen Getreide und Wolle die ersten Stellen behaupten. Die mecklenburg. Handelsmarine bestand am 1. Jan. 1842 aus 327 Schiffen von 23630 Lasten. — Die vierte Abtheilung des deutschen Handels bildet die vierte Abtheilung des deutschen. Im J. 1840 betrug die Gesamteinfuhr zu Lande 64,793124 Fl., zur See 40,976266 Fl., in Dalmatien 3,570099 Fl., zusammen 109,339489 Fl. Conv.-Geld; die Gesamtausfuhr dagegen zu Lande 83,976331 Fl., zur See 19,864200 Fl., aus Dalmatien 5,004792 Fl., zusammen 108,845323 Fl. Conv.-Geld. Die Einfuhr vertheilte sich folgendermaßen: mittels der östr. Seehäfen 40,976260, über die Grenzen von Italien 16,389875, von Sachsen 15,650491, der Türkei 12,955435, von Süddeutschland 7,953965, von Preußen 6,467060, der Schweiz 1,761288, von Polen, Krakau und Rußland 3,615010 Fl. Conv.-Geld. Die Ausfuhr betrug mittels der östr. Seehäfen 19,864200, über die Grenzen der Schweiz 17,706609, Sachsens 17,360570, Italiens 14,781148, Süddeutschlands 14,609422, der Türkei 7,513157, Preußens 6,184328, Polens, Krakaus und Rußlands 5,821097 Fl. An Lebensbedürfnissen wurden eingeführt für 28,240187 Fl. und ausgeführt für 19,435932; an Rohstoffen und Gegenständen für die Industrie eingeführt für 43,773072 und ausgeführt für 54,511014; an halb fabricirten Stoffen und Fabrikaten eingeführt für 14,895909 und ausgeführt für

26,722444; Taback wurde eingeführt für 884350 und ausgeführt für 1,441780 Fl. Davor wurde in den deutschen Provinzen Oestreichs verzollt: in Osterreich unter der Enns 17,790070 Fl. Einfuhr und 13,909465 Fl. Ausfuhr; in Böhmen 17,717376 Fl. Einfuhr und 19,068673 Fl. Ausfuhr; in Tirol 5,035494 Fl. Einfuhr und 3,329612 Fl. Ausfuhr; in Mähren und Schlessen 4,059577 Fl. Einfuhr und 1,923402 Fl. Ausfuhr; im Küstenland 3,058389 Fl. Einfuhr und 6,677860 Fl. Ausfuhr; in Steiermark und Illyrien 2,754243 Fl. Einfuhr und 284136 Fl. Ausfuhr; in Osterreich ob der Enns 2,606874 Fl. Einfuhr und 3,197839 Fl. Ausfuhr, zusammen 53,022023 Fl. Conv.-Geld Einfuhr und 48,390987 Fl. Conv.-Geld Ausfuhr. Da man in der Regel die fremden Waaren nach den Zollämtern zur Versteuerung gehen läßt, in deren Umgegend sie verkauft werden sollen, so ist anzunehmen, daß die beiden Summen den Antheil zeigen, welchen die deutschen Provinzen an dem Gesamtaus- und Einfuhrhandel Oestreichs nahmen. Triests Handel, die Ausfuhr inländischer Waaren und den Expeditionshandel mit inbegriffen, belief sich im J. 1841 auf 63,175000 Fl. Conv.-Geld. Oestreichs Handelsmarine bestand am 1. Jan. 1840 aus 1590 Schiffen von 176696 Tonnen. — Die fünfte Abtheilung des deutschen Handels bilden Hannover und Oldenburg. Über den Verkehr derselben mit dem Auslande ist wenig bekannt; ungefähr 800—900000 Ctr. erlegen die Eingangsabgabe. Hannovers Rhederei besteht an der Unterweser in 15 Schiffen von 1138 Lasten, die Ostfrieslands aus 516 Schiffen von 26103 Lasten; Oldenburg hat an der Unterweser 104 Schiffe von 6614 Lasten; die Rhederei der Seeküste ist unbekannt. — Die sechste und größte Abtheilung des deutschen Handels bildet der Zollverein. Der Verkehr desselben hat seit 1837, von wo an erst Vergleichen angefertigt werden können, weil seitdem sein Areal sich unbedeutend vermehrt hat, mit jedem Jahre zugenommen. Im J. 1837 betrug die Einfuhr 1,069014 Scheffel, 53226 Klaftern, 69796 Schiffslasten, 237913 Tonnen, 8,751640 Ctr.; die Ausfuhr 1,961094 Scheffel, 67406 Klaftern, 49079 Schiffslasten, 170799 Tonnen, 9,840767 Ctr., und die Durchfuhr 2,352260 Scheffel, 72862 Klaftern, 55689 Schiffslasten, 186965 Tonnen, 10,654846 Ctr. Im J. 1841 dagegen die Einfuhr 824588 Scheffel, 81948 Klaftern, 76740 Schiffslasten, 295782 Tonnen, 14,383845 Ctr., oder, den Scheffel zu 75 Pf., die Schiffslast zu 37 ½ Ctr. und die Tonne zu 3 Ctr. angenommen, 19,062063 Ctr. und 81948 Klaftern Holz, außerdem noch 628499 Stück Balken und 568208 Stück Vieh; die Ausfuhr 13,848432 Scheffel, 58133 Klaftern, 178058 Schiffslasten, 46773 Tonnen, 13,317723 Ctr., oder nach obiger Reduction 30,535572 Ctr. und 58133 Klaftern Holz nebst 279208 Stück Balken und 245975 Stück Vieh, und die Durchfuhr 1,870762 Scheffel, 362 Klaftern, 9088 Schiffslasten, 80462 Tonnen, 1,533954 Ctr., oder 3,543349 Ctr. und 362 Klaftern Holz, nebst 8266 Stück Vieh. Sehr schwierig und unsicher ist jede Ermittlung und Vergleichung des Handelsverkehrs nach dem Geldwerthe, weil die Preise durch Conjunctionen und Transportkosten bestimmt werden, daher der Verkehr höher oder niedriger erscheinen kann, obgleich er der Quantität nach derselbe geblieben ist. Da indessen in vielen Ländern die Höhe des Handelsverkehrs nach dem Werthe, statt nach dem sichern Gewichte angegeben wird, so ist eine Ermittlung des Wertes der verzollten Einfuhr im Zollvereine im J. 1841 veranfaßt worden, wonach derselbe gegen 180 Mill. Thlr. betragen hat. Verzehrungsgegenstände, bei welchen eine Concurrrenz gleichartiger vereinsländischer Erzeugnisse nicht oder nur in geringem Maße eintritt, wurden 9 Procent der gesammten Gewichtseinfuhr eingeführt, ½ Procent der gesammten Gewichtsausfuhr ausgeführt, und 8 Procent der gesammten Gewichtsdurchfuhr durchgeführt; bei den Verzehrungs- und Verbrauchsgegenständen, bei welchen vereinsländische, gleichartige Erzeugnisse mit den ausländischen concurriren, betrug die Einfuhr 16 Procent, die Ausfuhr 39 ½ Procent und die Durchfuhr 54 Procent der beziehendlichen Gesammtheiten; von Fabrikmaterialien und Halbfabrikaten, zur weitem Verarbeitung dienend, belief sich die Einfuhr auf 67 Procent, die Ausfuhr auf 58 Procent und die Durchfuhr auf 30 Procent der beziehendlichen Gesammtheiten; Fabrikate wurden eingeführt 8 Procent, ausgeführt 2 Procent, durchgeführt 8 Procent der Gesammtheiten. Da Preußen zur Zeit der einzige Staat des Vereins ist, welcher Seeküsten besitzt, so kann auch nur von der preuß. Rhederei gesprochen werden, welche am 1. Jan.

1843 in 21 Häfen 835 Seeschiffe von 111047 Lasten und 18 Dampfschiffe besaß. Im J. 1841 kamen in den preuß. Häfen an: 5677 Schiffe von 443901 Lasten, darunter 2810 preuß. Schiffe von 206715 Lasten, und gingen aus: 5761 Schiffe von 464362 Lasten, darunter 2902 preuß. Schiffe von 270915 Lasten. Die Zahl der sämtlichen deutschen Seeschiffe beläuft sich auf 5236 mit einer Tragfähigkeit von 681336 Tonnen, die Last zu 2 Tonnen gerechnet. Englands Seeschiffe hatten 1842 eine Tragfähigkeit von 2,700000 Tonnen, die der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine von 945000 Tonnen, und die Frankreichs, einschließlich der Küstenschiffe, eine von 590262 Tonnen. Es nimmt sonach die deutsche Handelsmarine schon gegenwärtig ungeachtet der Lücken in den Angaben der hannöv. und oldenburg. Rhederei den dritten Rang ein, und welchen Zuwachs würde sie gewinnen, wenn Deutschland nur einem Handelsysteme huldigte. Vgl. Diederici, „Statistische Übersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im Zollvereine in dem Zeitraum von 1837—39“ (Berl. 1842).

Deutsche Kirche. Die Geschichte der deutschen christlichen Kirche tritt in drei deutlich scheidende Perioden auseinander; die erste geht von der Einführung des Christenthums bis zur Reformation, die zweite von der Reformation bis zum Jahre 1803, die dritte von da an bis auf die Gegenwart.

In die deutschen Länder kam das Christenthum zuerst von Gallien aus. Es war zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. in den Städten am Rhein verbreitet, und es gab im 3. Jahrh. bereits in Mainz, Trier und Köln christliche Bischöfe. Durch wen diese erste Verbreitung des Christenthums in Deutschland erfolgt sei, wissen wir nicht. In das Innere Deutschlands drang es später ein. Gallus brachte es 603 nach der Schweiz (Sanct-Gallen), Columban nach Schwaben und Baiern; Kilian lehrte es 692 im Würzburgischen; Rupert wurde erster Bischof von Friburg (Salzburg); Willibrod, der erste Bischof von Utrecht, verbreitete es unter Batavern, Friesen und Angelsachsen. Besonders aber war es Bonifacius (s. d.), der in der ersten Hälfte des 8. Jahrh. den christlichen Glauben in Franken, Thüringen und Hessen verbreitete, und daher den Namen eines Apostels der Deutschen erhielt. Er stiftete 740 die Abtei Fulda, wo ihm 1842 ein Denkmal gesetzt worden ist. Karl der Große zwang die Sachsen mit dem Schwert zuerst im J. 785, vollständig aber erst im J. 803, sich taufen zu lassen, und stiftete in ihren Landen die Bisthümer Münster, Osnabrück, Bremen, Verden, Paderborn und Minden. Der Kaiser Otto der Große verbreitete das Christenthum in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. an der Elbe, und ihm verdanken die Bisthümer Meissen, Zeitz, Merseburg, Magdeburg, Brandenburg und Havelberg ihre Entstehung. Nach Mähren kam das Christenthum zuerst durch bair. Missionare, dann aber besonders durch die griech. Mönche Methodius und Cyrillus. Von Mähren aus verbreitete es sich nach Böhmen und Oberschlesien. Die Pommern bekehrte 1131 Otto, Bischof von Bamberg, den Wenden ward es 1148 von Heinrich dem Löwen aufgedrungen. Da sonach Deutschland fast ausschließlich von Missionaren aus dem lat. Römerreiche christlich wurde, so war es natürlich, daß die deutschen Gemeinden auch ganz die Form des Kirchenthums und des Cultus des abendländ. oder lat. Christenthums annahmen. Wohl hätte Deutschland, besonders nachdem seine Beherrscher die Kaiserwürde erhalten hatten, einen eigenen Patriarchen haben können, aber Bonifacius hatte aus Dankbarkeit für die erhaltene Unterstützung von den Bischöfen von Rom, die deutschen Kirchen unter das röm. Patriarchat gestellt. Der Charakter der deutschen Kirche entwickelte sich daher ganz nach dem allgemeinen Charakter der röm.-lat. oder der päpstlichen Kirche. Als eine Eigenthümlichkeit der deutschen Kirche ist aber herauszuheben, daß die Geistlichkeit nicht nur wie in andern Ländern zu großem Länderbesitz als Lehen des Kaisers kam, sondern daß ein großer Theil der Geistlichen über seine Länder auch die Landeshoheit oder die Regalien erwarb, und daß die deutsche Kirche in eine größere Abhängigkeit von den Päpsten kam als beinahe irgend eine andere. Unter den Reichsfürsten, welche mit eigentlichen Regierungsrechten begabt waren, wie die Kurfürsten, Herzoge, Landgrafen, Markgrafen, war auch eine große Anzahl geistlicher Herren mit gleichen Rechten und Ehren ausgestattet. Die deutsche Kirche hatte drei geistliche Kurfürsten, die den Königen an Rang gleich geachtet wurden, die Erzbischöfe zu Mainz, Trier und Köln, von denen der zu Mainz zugleich Kanzler des Reichs war. Zu den Reichsfürsten

mit großen Ländergebieten gehörten ferner der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Freisingen, Brixen, Trient, Eichstätt, Regensburg, Augsburg, Konstanz, Basel, Strasburg, Speier, Lüttich, Münster, Osnabrück, Fulda, Paderborn, Hildesheim, Bamberg, Würzburg, und eine nicht geringe Anzahl Abteien und Propsteien, welche mit Einschluß der deutschen Mitterorden einen großen Theil Deutschlands in Besitz hatten. Zu solcher Herrlichkeit hat sich die röm.-katholische Geistlichkeit in keinem andern christlichen Reiche erhoben. Durch ihre Macht und Reichthümer und durch ihre zahlreichen Stimmen auf den Reichstagen sicherte sie ihrem geistlichen Oberhaupte, dem Papste, einen Einfluß in Deutschland, wie er ihn sonst nirgend hatte. Dieser Einfluß wurde noch dadurch gesteigert, daß Deutschland aufhörte eine Erbmonarchie zu sein und ein Wahlreich wurde, wodurch die Kaiser allmählig ihre Macht verloren und die Päpste ein leichtes Spiel fanden, besonders so lange man ihre Salbung für die kaiserliche Würde als ein wesentliches Erfoderniß hielt, die Päpste aber den Anspruch geltend zu machen suchten, daß die Kaiserwürde von ihnen verliehen werde und von ihnen zurückgenommen werden könne. Dieses führte im Mittelalter zu den traurigen Kämpfen zwischen den Kaisern und den Päpsten, wodurch Deutschland nicht bloß zerrüttet wurde, sondern auch in politischer Bedeutung so tief herabkam. Zu Erlangung einer völligen Mitherrschaft über Deutschland neben dem Kaiser fehlte nichts, als daß die Päpste die Besetzung aller Stühle der geistlichen Reichsstände in ihre Hand nahmen und die kaiserliche Lehnsverleihung der geistlichen Reichslände aufhoben und zu einer päpstlichen machten. Dies versuchte der Papst Gregor VII. (s. d.), der die bisher von den Kaisern geübte Investitur (s. d.) der geistlichen Reichsstände durch Überreichung eines Ringes und eines Hirtenstabes verbot und den Päpsten das Investiturrecht ausschließlich beilegte. Der darüber entstandene Investiturstreit wurde erst im J. 1122 zwischen dem Kaiser Heinrich V. und dem Papst Calixtus II. durch das wormser Concordat dahin beigelegt, daß die Wahl der Bischöfe und Abte durch die Capitel, in Gegenwart kaiserlicher Commissarien erfolgen, der gewählte aber dann vom Papste mit Ring und Stab (also als geistlicher Functionair), von dem Kaiser aber mit dem Scepter (als Inhaber des Reichslehns und der Regalien) investirt werden solle, und dabei blieb es in Deutschland bis zur Auflösung des Reichs. Dafür wurden aber auch die deutschen Bischöfe abhängiger von Rom als die anderer Länder, und nirgend brachte man den Grundsatz, daß der Papst der einzige Bischof der Kirche sei, die andern Bischöfe aber nur seine Vicarien vorstellten, mehr in Ausübung als in Deutschland. Auch wurde hier die Folgerung daraus, daß der Papst der eigentliche Eigenthümer und Nutznießer der Kirchengüter sei, für die päpstliche Schatzkammer sehr einträglich gemacht. Die Summen waren enorm, welche die Päpste als Pallien-gelder, für Dispensationen, als Annaten und unter andern Titeln aus Deutschland bezogen. Das sogenannte aschaffenburgere oder wiener Concordat (s. d.) im J. 1448 sollte zwar diesen Exproressionen Schranken setzen, aber die Päpste beobachteten es nicht, und es blieb Alles beim Alten. Alle Versuche, welche die Kaiser und Fürsten machten, eine Reformation an Haupt und Gliedern, d. i. an Papst und Klerus, zu machen, blieben ebenso fruchtlos, als es das Concilium zu Basel (s. d.) blieb, das zwar herzhafte Beschlüsse faßte, aber sie nicht ausführen konnte, weil die Fürsten, besonders Oestreich und Baiern, ihre Hülfe versagten. So schien die Macht des Papstes und der Hierarchie nirgend unerschütterlicher zu sein als in Deutschland, und nirgend schien ein ernstlicher Aufstand gegen das Papstthum weniger zu fürchten zu sein als hier. Man betrachtete daher auch zu Rom alle Regungen der Reformation anfangs mit Gleichgültigkeit und Verachtung, und doch war unter allen katholischen Reichen des Abendlandes keines so sehr geeignet zu einer Reformation als Deutschland. Je mehr es den Päpsten gelungen war, die Macht der Kaiser zu schwächen, desto weniger konnten diese das Amt eines Schutzherrn der päpstlichen Kirche wirksam erfüllen. Je getheilter in Deutschland die Landeshoheit war, desto schwieriger war es, eine entstandene Bewegung mit einem Schläge zu vernichten, desto leichter war die Opposition gegen den Kaiser und den Papst. Je reicher der deutsche Klerus mit Ländern und Regalien ausgestattet war, desto mehr erregte er den Neid, oder auch das Verlangen, sich seiner Güter zu bemächtigen. Je größer und drückender die Abgaben waren, welche aus Deutschland nach Rom gingen, desto weniger konnte dieser Zustand fortbauern, als nach geschlossenem Land-

frieden der Finanzhaushalt der deutschen Fürsten anfang sich zu ordnen. Die Hauptsache aber war doch der eigenthümliche Geist der deutschen Nation. Mehr als alle andere Nationen des Abendlandes hat die deutsche ein tiefes Gefühl für den unbedingten Werth alles Idealen, mithin auch der Religion. Während in Italien Unglaube, Freigeisterei, ja Atheismus um sich griff, der mit dem Heiligen oft frechen Spott trieb, verehrte man in Deutschland den Papst und die Kirche als verkörperte Ideale aufs höchste. Während Italiener und Franzosen das Kirchenwesen vorwiegend als politische Sache betrachteten und behandelten, war es in Deutschland Sache des Gemüths. Darum aber wurde auch der Geist der Deutschen durch den Contrast zwischen Ideal und Wirklichkeit so mächtig aufgeregt und erbittert. Die Macht, die Reichthümer, die Uppigkeit, das politische Treiben und die leichten Sitten, welche der Italiener an den Geistlichen natürlich fand, oder doch leicht verzieh, gereichten dem Sinne der Deutschen zum größten Argerniß. Darum fand der Versuch, die Geistlichkeit zu reformiren, d. i. sie aus ihrem Zustande der Verweltlichung heraus- und zu ihrem geistlichen Beruf zurückzuführen, in Deutschland so allgemeinen Anklang, daß sich die Reformation unfehlbar über ganz Deutschland verbreitet haben würde, wenn nicht die Fürsten Oesterreichs und Baierns, unterstützt von der ganzen Macht der geistlichen Reichsstände, den alten Zustand der Kirche mit den Waffen in der Hand aufrecht erhalten hätten.

Die Absicht Luther's und der die Reformation beschützenden Fürsten ging auf keine Weise dahin, sich von der deutschen katholischen Kirche zu trennen und ein eigenes Kirchenwesen zu errichten, sondern nur die Kirche von eingeschlichenen groben Mißbräuchen zu reinigen. Da jedoch die Päpste auch nicht die geringste Verbesserung bewilligen wollten, sondern die Reformatoren und ihre Anhänger in den Bann thaten und aus der katholischen Gemeinschaft austriefen, auch die Reformation durch die Gewalt der Waffen zu vernichten strebten, so sahen sich endlich die Protestanten genöthigt, ein eigenes Kirchenwesen zu bilden, dessen Existenz mit dem ersten Religionsfrieden zu Augsburg im J. 1554 begann und dessen politische Bestätigung im westfälischen Frieden 1648 erfolgte. Dieser Friede war die politische Urkunde der Trennung der deutschen Kirche in zwei Theile, die katholische und die protestantische. Es schieden sich nun beide Theile so streng voneinander, daß in katholischen Provinzen kein protestantischer Gottesdienst geduldet wurde und kein Protestant das Bürgerrecht erhalten konnte, und daß in protestantischen Reichstheilen auf gleiche Weise den Katholiken die freie Religionsübung und das Bürgerrecht versagt waren. Von dieser Zeit an gab es keine deutsche Reichskirche mehr, sondern in der nördlichen Hälfte Deutschlands, in Sachsen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Holstein, Braunschweig, Lüneburg, Hessen u. s. w. war der Sitz des Protestantismus, der auch in Württemberg, Baden, Baiern, Ansbach und vielen Reichsstädten herrschte, und in Schweden, Dänemark, Norwegen, England und Schottland und dem Herzogthum Preußen zur Reichskirche wurde; in Osterreich, Böhmen, Mähren, Baiern u. s. w. und in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten, der Bischöfe und Abte blieb der Katholicismus unverändert. In dem protestantischen Deutschland wurden die katholischen Bischümer, Abteien, Klöster aufgehoben, und die Besitzungen derselben entweder für den Staat, oder für das Kirchen- und Schulwesen verwendet. Dadurch hörten die Bischümer Bremen, Verden, Minden, Lübeck, Rastenburg, Schleswig, Schwerin, Halberstadt, Magdeburg, Merseburg, Naumburg, Meißen, Brandenburg, Havelberg, Camin, Lebus, sowie viele Abteien und Klöster, deren es in den sächs. Landen allein über 150 gab, auf zu sein, oder schieden wenigstens aus der Verbindung mit der katholischen Kirche. Zwar traten die protestantischen Kirchen nicht in eine völlige Einheit der Glaubensbekenntnisse und der Kirchengebräuche zusammen, und der Unterschied zwischen Protestanten und Reformirten blieb; aber doch bildeten die protestantischen Stände auf den Reichstagen in Kirchensachen Ein Ganzes, das Corpus Evangelicorum, an dessen Spitze die Kurfürsten von Sachsen standen, und Protestanten und Reformirte waren einig theils in ihrem Hauptgrundsatz, daß die Heilige Schrift allein die Norm des Glaubens und Lebens der Christen sein, und aus sich selbst, nicht aus den Kirchenvätern erklärt werden müsse, sowie daß die Lehren und Entscheidungen der Kirchenväter, Päpste und Concilien der Schrift zu unterwerfen seien, theils auch in Verwerfung der angemaßten Oberherrschaft der Päpste über die Kirche, und in der Abstellung von mancherlei Mißbräuchen und Irr-

thum, wie der Indulgenzen und Ablässe, der Anrufung der Engel und Heiligen, der Seelenmessen und stillen Messen, des Fegfeuers, des Kelchraubes, der letzten Eung, des Colibats der Geistlichen, der Mönchsgelübde und des Klosterlebens, der Glockentaufe, der Transsubstantiation, der Adoration der geweihten Hostie, der Ehrenbeichte und der Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke zur Begnadigung des Sünders bei Gott. Eine höchst wohlthätige Folge dieser Grundsätze war, daß die Messe aufhörte, das Hauptstück des öffentlichen Gottesdienstes zu sein, und die Predigt an ihre Stelle trat, und daß die nun nothwendige wissenschaftliche Schrifterklärung das Studium der oriental. und der griech. und lat. Sprachen sowie des ganzen Alterthums und der Geschichte mächtig belebte, die Volksschulen aber zu Ausbreitung des biblischen Unterrichts überall vermehrt und zu hoher Blüte gebracht wurden. Das protestantische Deutschland zeichnete sich bald aus durch die Blüte seiner Universitäten, Gymnasien und Volksschulen, und durch den mächtigen Aufschwung, den alle Wissenschaften, und die Erforschung der Wahrheit nach allen Seiten nahmen. Wesentlich trug dazu bei, daß die protestantische Geistlichkeit keine bürgerliche Gewalt hatte, sondern daß das Staatsoberhaupt zugleich die oberste Kirchengewalt in die Hände bekam, wiewol manche Fürsten davon auch keinen für die Kirche nützlichen Gebrauch machten. Das mächtige Fortschreiten der deutschen Protestanten in allen Wissenschaften nöthigte auch endlich die Theologen zum Umbau der von den Reformatoren aufgestellten Theologie, die mit dem früheren mangelhaften Zustande der Wissenschaften nicht in Conflict gewesen war, nun aber sich nicht mehr mit der Weltwissenschaft vereinigen ließ. So entstand die neuere Theologie, die man *Nationalismus* (s. d.) nennt.

Je größer der Verlust war, den die Päpste durch den Aufstand so vieler Länder gegen ihre Kirchengewalt erlitten, desto eifriger strebten sie, die noch katholisch gebliebenen Länder in strenger Abhängigkeit zu erhalten. Auch nicht Eine Concession wurde dem Protestantismus gemacht, nicht Ein von den Protestanten gerügter Mißbrauch abgestellt, vielmehr Alles, was zeitlich noch nicht Gefeg sondern nur Gewohnheit gewesen war, bestätigt und festgesetzt. Für diesen Zweck hielten die Päpste im 16. Jahrh. die ganz von ihnen abhängige Kirchenversammlung zu Trident (s. d.), wo Alles von den Protestanten Angegriffene bestätigt, der Lehrtypus der päpstlichen Kirche für immer festgesetzt, und die Protestanten mit Bann und Fluch belegt wurden. Durch die Beschlüsse dieser im J. 1563 geschlossenen Synode sind Papstthum und Protestantismus für immer getrennt, und alle Versuche einer Vereinigung so entgegengesetzter Systeme, die man machte, mußten fruchtlos bleiben. Eine mächtige Hilfe für die Päpste wurde der 1540 bestätigte Jesuitenorden (s. d.), der sich die Zerstörung des Protestantismus und die Vertheidigung des Papstthums zur Aufgabe setzte und sehr bald des Unterrichtswesens und des Reichthums bei den Fürsten sich zu bemächtigen wußte, und dadurch großen Einfluß gewann, besonders in Osterreich und Baiern. Der von den östr., bair. und katholischen Fürsten gemachte Versuch, den Protestantismus mit Waffengewalt zu zerstören, wodurch der Deutschland fürchterlich verheerende Dreißigjährige Krieg (s. d.), 1618—48, entstand, war zwar erfolglos, aber doch wurde dadurch die in Böhmen, Mähren und Osterreich schon weit vorgeschrittene Reformation unterdrückt, die weitere Verbreitung derselben in deutsch-katholische Länder unmöglich gemacht, und der Bestand der katholischen Kirche, wie er 1648 war, für immer gesichert. Die päpstliche Kirche in Deutschland behielt daher immer noch ihre drei geistlichen Kurfürsten und viele Bischöfe, Äbte und Prälaten mit ansehnlichem Länderbesitz und der Landeshoheit ausgestattet, welche in Verbindung mit Osterreich und Baiern auf den Reichstagen eine große Macht bildeten. Doch, obgleich die Päpste nicht das Geringste von ihren angemessenen Rechten fallen ließen, so waren sie doch nicht im Stande, den Einfluß der mächtig aufblühenden Wissenschaften auf die deutschen Katholiken zu hindern. Nicht nur nahmen auch die Katholiken Antheil an der Erforschung der Wissenschaften, an Verbesserung der Volksschulen, an der Cultur der geistlichen Redekunst, sondern sie lernten auch allmählig erkennen, daß Papstthum und Christenthum zwei verschiedene Dinge sein, und daß es eine katholische Kirche gegeben habe, ehe die Bischöfe von Rom Päpste wurden. Der Unterschied zwischen Papstthum und christlichem Bischofthum, oder zwischen Curial- und Episcopalsystem, den man in Frankreich immer festgehalten hatte, wurde durch Hontheim's (s. d.) berühmtes Buch auch

in Deutschland zur Anerkennung gebracht, sodas auch die deutschen Erzbischofe 1786 an der Emsfer Punctation (s. d.) den Versuch machten, den Eingriffen der römischen Curie in ihre Rechte zu wehren. Obgleich aber weder diese Punctationen noch die Grundsätze Hontheim's ins Leben traten, so blieben doch die Folgen dieses aufgegebenen Lichts, um so mehr, da Kaiser Joseph die päpstliche Macht in den östr. Staaten mit Erfolg beschränkte, viele Klöster aufhob und für die Protestanten das Toleranzedict (s. d.) erließ.

So war der Zustand der deutschen Kirche als die franz. Revolution ausbrach, die auf die deutsche Kirche, besonders die katholische, so einflussreich wurde. Die im lineviller Frieden 1801 nothwendig gewordene Abtretung des linken Rheinufer an Frankreich führte 1803 zur Säkularisation (s. d.) aller mit Landeshoheit versehenen Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien u. s. w. auf dem rechten Rheinufer, um damit die weltlichen Fürsten zu entschädigen und zu verstärken. Nur der Coadjutor des Erzbischofs von Mainz, Karl von Dalberg (s. d.), behielt die auf dem rechten Rheinufer liegenden mainzischen Länder, bekam das Bisthum Regensburg und wurde Primas des Reichs; doch traf später, nach der Auflösung des Reichs, auch diese Lande die Säkularisation. Damit war die katholische Hierarchie in Deutschland aller Landeshoheit für immer beraubt, und auch die Klöster, Abteien, welche nicht reichsunmittelbar waren, wurden größtentheils aufgehoben. Der Papst protestirte zwar gegen alle Säkularisationen, aber er konnte sie nicht hindern und wurde endlich Napoleon's Gefangener. Noch wichtiger aber war es, das ein großer Theil vormals geistlicher Besitzungen mit katholischen Unterthanen unter protestantische Fürsten kam, und das schon im Rheinbunde, noch mehr aber in der deutschen Bundesacte beide Confessionen, die katholische und die protestantische, gleiche Rechte in ganz Deutschland erhielten. Dadurch war die im westfälischen Frieden aufgerichtete Scheidewand zwischen beiden Kirchen ganz niedergelegt, und der Begriff einer herrschenden Landeskirche aufgehoben. Obgleich der durch den wiener Congress wiederhergestellte Papst dagegen protestirte, so bot er doch die Hand zu einem provisorischen Übereinkommen mit den deutschen Fürsten in Kirchenangelegenheiten. Mit Osterreich konnte der Papst ganz zufrieden sein, denn die Protestanten bekamen da die durch die Bundesacte bestimmten Rechte nicht, sondern wurden fortwährend nach dem Toleranzedict des Kaisers Joseph behandelt; ja die evangelischen Zillertaler wurden genöthigt, Tirol, ein deutsches Land, zu verlassen, weil das Toleranzedict Joseph's dort nie Gültigkeit gehabt habe. Mit Baiern schloß der Papst schon 1817 ein für ihn vortheilhaftes Concordat und mit Preußen 1821 eine gleichfalls ihm günstige Übereinkunft. (S. Concordat.) Nach langen Unterhandlungen ordnete der Papst auch im J. 1827 durch die Bulle *Ad dominici gregis custodiam* die Diöcesen, und es wurden nun Bischöfe angestellt zu Notenburg (im Württembergischen), Mainz, Limburg an der Lahn, Fulda und Hildesheim, welche insgesammt dem Erzbischof von Freiburg in Baden untergestellt sind. Dennoch aber fuhren die Päpste fort, alle ihre Ansprüche aus dem Mittelalter in der Theorie festzuhalten und in ihren Bullen auszusprechen und die Protestanten als Keger zu betrachten und zu behandeln, wobei ihnen die wiederhergestellten Jesuiten die besten Dienste thaten, sodas es zu den ärgerlichen Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Köln, Droste von Bischering (s. d.) und über die gemischten Ehen (s. d.) kam, welche nicht wenig dazu beitrugen, den alten Sektenhaß, der früher so blutige Früchte getragen hatte, aufs neue zu wecken.

Die protestantische Kirche Deutschlands wurde in ihrem Wesen durch die franz. Revolution nicht gestört; vielmehr schien diese Revolution ihr günstig werden zu müssen, denn sie vernichtete auf längere Zeit die politische Gewalt des Papstes und seiner Hierarchie, stellte eine große Anzahl katholischer Districte unter protestantische Landesherren, z. B. in Preußen, Hessen, Württemberg, Baden, Nassau, Hannover, und gab auch in den Ländern den Protestanten rechtliche Erbsenz und kirchliche Rechte, in denen sie vormals nicht einmal gebildet wurden. Dagegen aber entstand für die Protestanten auch der Nachtheil, das die sehr wirksame katholische Proselytenmacherei, nachdem die Katholiken in protestantischen Ländern kirchliche Freiheit bekommen hatten, freies Feld fand, und die katholische Priesterschaft, angefeuert durch päpstliche Bullen und durch jesuitische Umtriebe in protestantischen Ländern mit Ansprüchen hervortrat, welche den Rechten der Protestanten Eintrag zu thun drohten. Ein Hauptnachtheil entstand aber für die Protestanten dadurch, das es den Jesuiten gelang, in

den höhern Ständen die Meinung zu verbreiten, daß die Reformation und die protestantische Aufklärung die Revolution erzeugt habe, und daß es zu Bändigung des revolutionären Geistes kein anderes Mittel gebe, als Wiederherstellung der Fürstenmacht und der Zustände des Mittelalters. Dadurch wurde in katholischen und protestantischen Ländern die Reaction für veraltete Zustände geweckt und der Kampf zwischen dem Alten und Neuen erweckt, welcher die Geschichte der Gegenwart ist. Die mit dem Reformationsjubiläum im J. 1817 in Anregung gebrachte und in vielen deutschen Ländern, z. B. in Baden, Nassau, Rheinbaiern und Preußen vollzogene Union (s. d.) der Reformirten und Protestanten, so höchst wünschenswerth an sich sie war, konnte doch bei diesen reactionären Bestrebungen die gehofften Früchte nicht tragen, sondern wurde namentlich in Preußen die Ursache zur Entstehung der Aelutheraner.

Deutsche Kunst. Unter den Völkern, die im Laufe des christlichen Zeitalters mit schöpferischer Kunstthätigkeit aufgetreten sind, nimmt das deutsche Volk einen der ersten Ehrenplätze ein. In der langen Zeit des Mittelalters, von der Feststellung und Scheidung der neuern europ. Nationalitäten ab bis in das 16. Jahrh. hinein, ist zunächst nur Italien als eigentlicher Nebenbuhler Deutschlands im Bereiche der Kunst aufzuführen. Italien errang in den Fächern der bildenden Künste, in der Malerei und Sculptur, die sich zwar auch in Deutschland der mannichfachsten Pflege erfreuten, die höhere Vollenbung, aber in der Ausbildung der Architektur blieb es beträchtlich hinter Deutschland zurück. Frankreich und England, auch die Niederlande, lieferten glänzende architektonische Werke, ohne doch auch von ihrer Seite die Durchbildung der Deutschen zu erreichen; was von franz. und engl. Künstlern im Mittelalter in den Fächern der Malerei und Sculptur geleistet ward, kommt für die Auffassung des Ganzen wenig in Betracht; nur die Niederlande übten hierin einen theilweise bedeutenden Einfluß aus. Für das 17. Jahrh., in welchem die künstlerische Thätigkeit der Niederländer und der Spanier, mehr noch als der Italiener, die vorzüglichsten Erscheinungen in sich faßte, traten die Deutschen von dem Schauplatze zurück, überließen dann auch im Zeitalter Ludwig's XIV. willig den Franzosen die Ehre der glänzendsten Stellung. Bald aber machten sie wieder ihre Rechte geltend. Der neue Aufschwung der Kunst seit Winkelmann ist von den Deutschen in ernstlichster, sinnvollster und gehaltenster Weise eingeleitet worden; die Stadien einer organischen Entwicklung haben sich hier am gefeglichsten ausgebildet, und wenn gleichzeitig auch die Franzosen, sowie in deren Nachfolge die Niederländer, lebhaft Schritte vorwärts gemacht und manche sehr glänzende Erfolge errungen haben, so sieht Das, was in der deutschen Kunst sich regt und wirksam ist, in seiner Ganzheit betrachtet doch der franz. gewiß auf keine Weise nach. Deutschland empfing die ersten künstlerischen Typen, in einer Form, die in gewissem Betracht schon festgestellt war, aus den südlichen Culturländern, vornehmlich aus Italien. Es war jene Umbildung der antiken Behandlungs- und Darstellungsweise, welche sich zunächst hier für die Zwecke der christlichen Lehre, für die christliche Anschauungs- und Gefühlsweise entwickelt hatte. Es lag in diesen Typen, in diesen Formen, diesen Bildern jedoch ein innerer Widerspruch; der christliche Geist konnte in den antiken Elementen nimmer seinen vollkommen angemessenen, seinen zureichenden Ausdruck finden, zudem waren diese Elemente, als sie auf das Christenthum übergingen, schon in sich entartet und verborben. Eine tiefere Lösung des Widerspruchs, eine erneute Belebung konnte nur durch die Kraft jugendlicher Völker möglich gemacht werden; der Einfluß der german. Volksstämme, die überhaupt so wesentlich zur Regeneration Europas bestrugen, zeigte sich auch hierin. Durch die Aufnahme jener alchristlichen Kunstweise in das Bewußtsein des german. Volksgeistes bildete sich zunächst eine neue künstlerische Richtung aus, die des romanischen Stils, den man unpassend als den byzantinischen bezeichnet hat, dann die noch freiere, noch selbständigere Richtung des germanischen Stils, und Deutschland hatte hieran den wesentlichsten Antheil.

Was die Architektur anlangt, so nahm Deutschland mit fester Innigkeit vorerst die alchristliche Form der Basiliken auf; aber es befreite sich bald von der einseitigen Nachahmung antiker Einzelheiten, die in dieser Bauweise bei den Italienern fast das ganze Mittelalter hindurch wahrzunehmen ist; es schuf das Bauwerk zu einem fester in sich zusammen-

hängenden, zu einem aus congruentern Theilen gebildeten Ganzen um. Die große Glanzzeit der Herrschaft der sächs. Kaiser, welche das Nationalgefühl mächtig weckte und zugleich dessen Ausdruck war, übte hierauf einen unverkennbaren Einfluß. Sachsen und Thüringen waren auch die wichtigsten Lande für die Ausbildung der Architektur des romanischen Stils, obgleich derselbe aller Orten sich geltend machte. Mit der Basilika wurde dann die Anwendung des Gewölbes verbunden, die wiederum eine sehr bedeutende Umwandlung der Anlage zur Folge hatte, und in der spätern Zeit des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. entstand eine beträchtliche Anzahl solcher gewölbten Basiliken, nicht nur in den genannten Gegenden sondern namentlich auch in den Rheinlanden und an andern Orten, an denen man zugleich die glanzvollste, zum Phantastischen sich neigende Ausbildung des Stils bemerkt. Im nördlichen Frankreich war inzwischen durch die Benutzung und eigenthümliche Anwendung oriental. Motiven zu der Entwicklung des germanischen (gothischen) Baustils der Grund gelegt worden. Dies traf aufs entschiedenste ein geistiges Bedürfnis der Zeit, welche die vollste Belebung der architektonischen Form, die reichste Entwicklung der architektonischen Theile, die raffloseste Erhebung von den Banden der Erde und des körperlich lastenden Materials erstrebte. In rascher Folge nahmen die europ. Nationen jene Elemente zur selbstständigen und eigenthümlichen Ausbildung auf; die deutschen Meister aber erkannten am sichersten das Gesetz, welches in ihnen lag, und wußten dasselbe zur klarsten harmonischen Entwicklung hindurchzuführen. Im zweiten Viertel des 13. Jahrh. begann man in Deutschland in dieser Weise zu bauen und im Laufe von etwa hundert Jahren hatte man bereits die wunderwürdigste Blüte der Architektur zur Entfaltung gebracht. Der Dom zu Köln, 1248 gegründet, ist ohne Zweifel als das edelste Werk mittelalterlicher Architektur zu nennen; der großartig klare Entwurf dieses Gebäudes bildete sich bei jedem neuen Abschnitt in der Bauführung immer reicher, in immer mehr geläuterter Weise aus. In den verschiedenen Theilen Deutschlands gestaltete sich der german. Baustil in verschiedenen Formen, fast durchweg jedoch auf jener klaren, organischen Basis, die ungleich höher zu stellen ist, als der bunte Schmuck und die überladenden Verzierungen, wodurch die german. Bauten anderer Länder oft einen imponirenden Eindruck erstreben. Selbst die kühle, aber ernste und verständige Weise, in welcher in den deutschen Küstenländern des Baltischen Meers bis zum Finnischen Meerbusen hin gebaut wurde, ist nicht ohne gutes Anrecht auf künstlerische Geltung. Allmählig jedoch verlor sich das Gefühl für die Bedeutung dieser Formen; sie wurden theils nüchtern, theils willkürlich spielend gebildet und verschwanden dann im Laufe des 16. Jahrh. vor der aus Italien neu hereindringenden Nachahmung der antiken Architektur. Die bildnerische Thätigkeit zur Seite dieser architektonischen war ebenfalls in Deutschland keineswegs unbedeutend. Mit dem Beginn des 11. Jahrh. treten uns hier schon merkwürdige Bestrebungen entgegen. Bischof Bernward (s. d.) von Hildesheim, gest. 1022, ließ in Hildesheim ansehnliche Bronzewerke ausführen, die, wenn auch noch durchaus kein freies künstlerisches Gefühl an ihnen wahrzunehmen ist, doch schon durch das Wollen und durch die technische Übung als denkwürdige Zeichen der Zeit betrachtet werden müssen. In demselben und in dem folgenden Jahrh. wurden in Deutschland, vornehmlich ebenfalls in Sachsen, noch andere merkwürdige große Bronzarbeiten geliefert. Die Sculptur in Stein scheint sich erst später entwickelt zu haben und auch für diese Arbeit sehen wir die erste erhebliche Blüte in Sachsen. Die Sculpturen von Wechselburg und Freiberg, am Ende der Periode des romanischen Stils, d. h. etwa am Ende des 12. Jahrh. gefertigt, lassen bereits einen sehr hohen Adel des Gefühls und einen lebhaft erregten Natursinn erkennen. Italien hat in jener Zeit noch durchaus nichts Ähnliches aufzuweisen. Den genannten reihen sich dann, als ebenfalls sehr bemerkenswerthe Arbeiten, die Sculpturen im westlichen Chore des Doms zu Raumburg, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. u. s. w. an. Die Malerei, die immer erst der Sculptur nachzufolgen pflegt, hatte bis dahin noch keine höhere Ausbildung erlangt. Doch sind in der Zeit des romanischen Stils, besonders in dessen späterer Zeit, viele große Wandmalereien ausgeführt worden, freilich durchweg nur einfach colorirte starre Umriszzeichnungen. Die Reste solcher, später zumeist übertünchten Werke findet der aufmerksame Beschauer häufig genug; bemerkenswerth sind namentlich die großen Gewölbmalereien in dem Capitelssaale zu Braunweiler bei Köln. Eine sehr wichtige Erfindung war in Deutschland bereits

im 10. Jahrh. gemacht worden, die der Glasmalerei, die von Oberbayern ausgegangen zu sein scheint. Anfangs mehr oder weniger sparsam angewendet, fand diese Kunst in den Gebäuden des german. Stils, wo die Wandflächen verschwinden und statt ihrer weite Fenster eintreten, die reichste, glänzendste und eigenthümlichste Anwendung. Die erste Malerschule von selbständiger Bedeutung erscheint im 14. Jahrh. in Prag, unter Kaiser Karl IV. Ihr gegenüber steht die Schule von Köln, die am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrh. sich zu ihrer anmuthvollsten Blüte ausbildete. Die Werke dieser Schule vereinen in sich das Gepräge der reinsten kindlichen Unschuld und der anmuthvollsten Grazie, und die Bilder haben eine Schönheit und Klarheit der Farben, einen Schmelz und eine Weichheit des Vortrags, die mit keinen andern künstlerischen Erscheinungen verglichen werden können. Das Meisterwerk dieser Schule ist das sogenannte Kölner Dombild, welches, die Stadtpatronen Kölns darstellend, ursprünglich für die im J. 1426 gebaute Rathhauskapelle bestimmt war. Zu ähnlichen Vorzügen entwickelte sich gleichzeitig auch die Bildhauerkunst in Köln, wie aus manchen, dort noch erhaltenen vortrefflichen Grabmonumenten zu ersehen ist. Die kleinen Figuren an der Tumba des Erzbischofs Friedrich von Sarwarden, gest. 1414, im kölner Dom, weichen an Schönheit und Anmuth nicht den gefeiertsten Malereien der Schule.

Bald nach dieser Zeit, und während die german. Architektur in Deutschland noch volle Geltung hatte, machten sich in der deutschen Malerei und Sculptur neue Elemente geltend, erzeugt durch jenes Streben nach scharfer Individualisirung, nach möglichst treuer und verständiger Nachbildung der natürlichen Erscheinungen, welches als das Zeugniß eines neuen Zeitgeistes damals aller Orten wahrzunehmen ist. Für den Norden überhaupt ist in diesem Betracht vorzugsweise das glänzende Auftreten der flandrischen Schule, unter Hubert und insbesondere unter Johann van Eyck, von Bedeutung. Diese Schule ist auch auf Deutschland nicht ohne Einwirkung gewesen; doch gab sie wiederum eigentlich nur die erste Anregung; in unterschieden nationeller, obschon mannichfach verschiedenartiger Weise wurde dann die bezeichnete Bahn weiter verfolgt. Zahlreiche und mehr oder weniger beachtenswerthe Malerschulen, in denen allen, den localen Verschiedenheiten zum Trog, jenes naturalistische Streben mit deutscher Gemüthlichkeit und Ernsthaftigkeit befolgt wurde, treten uns im Laufe des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. entgegen. So eine kölner Schule, in der noch manche Reminiscenzen an die frühere Blüte dieser Schule bewahrt bleiben, und eine Abzweigung derselben in Westfalen; eine oberdeutsche Schule, die sich durch die innige Durchbildung meist einfacher Aufgaben auszeichnet und in der zahlreiche Meister, wie Mart. Schön (s. d.), Barth. Zeitblom, Mart. Schaffner, Hans Holbein (s. d.), der ältere und jüngere, blühten; eine fränk. Schule, die auf energischere Charakteristik bedacht war, die ihren Hauptsitz in Nürnberg hatte und als deren Häupter Mich. Wohlgemuth (s. d.) und dann dessen großer Schüler Albr. Dürer (s. d.) zu nennen sind, welchem Legtern zahlreiche Nachfolger sich anreiheten. Auch Lukas Kranaich (s. d.), der in Sachsen thätig war, stammt aus der fränk. Schule her. Die Bildhauerkunst zählte kaum minder zahlreiche und bedeutende Erscheinungen; auch in diesem Fache treten uns charakteristisch ausgebildete Meister, nach Schulen und Persönlichkeit verschieden, entgegen. Für manche treffliche Sculpturen, die wir in den Rheingegenden finden, fehlen uns nur zur Zeit noch die Namen der Meister. In Oberdeutschland sind besonders der Elssasser Niklas Lerch und die beiden Schwaben, die den Namen Georg Seyrlin führen, Vater und Sohn, von Bedeutung; in Franken Tilmann Niemenschneider von Würzburg und die Nürnberger Adam Krafft (s. d.), Veit Stosch (s. d.) und Peter Vischer (s. d.) nebst seinen Söhnen, die legtern in Bronzewerken und zum Theil durch eine vorzüglich ausgebildete Läuterung der Form ausgezeichnet. Eine höchst vollendete Meisterschaft entwickelte sich im Anfange des 16. Jahrh. in dem Fache kleiner Portraitmedaillons. Nürnberg und Augsburg waren die Hauptstätten dieses Kunstfachs und an letzterem Orte zeichnete sich darin besonders Hans Schwarz aus. Als eine ganz eigenthümliche Kunstgattung, die namentlich in Italien gar nicht vorkommt, bildete sich in Deutschland das Fach der polychromen Sculptur, deren Werke häufig mehr nach malerischen als nach bildnerischen Gesetzen angeordnet wurden, aus; doch hat man diese Arbeiten, von denen wenigstens die vorzüglichern keineswegs an den Mängeln einer Zwittergattung leiden, erst in jüngster Zeit

zu würdigen angefangen. Es sind größtentheils Schnitzaltäre, oft von überaus reicher Composition, Bilderschreine mit zierlichen architektonischen Einrahmungen und mit figürlichen Sculpturen ausgefüllt, die letztern naturgemäß bemalt und, je nach den Bedingungen des Gegenstandes, vergoldet; die Flügel der Schreine gewöhnlich mit wirklichen Gemälden versehen. Die Art und Weise der Bemalung und der Anwendung des Goldes hält sich an diesen Schnitzwerken fern von aller einseitig illusorischen Wirkung, die allerdings mit den Gesetzen der Plastik in Widerspruch stehen würde. In ganz Deutschland wurden solche Werke gefertigt. In Nürnberg waren dafür besonders die Werkstätten von Mich. Wohlgemuth und Veit Stosß thätig. Norddeutschland steht in dieser Kunstgattung dem Süden Deutschlands auf keine Weise nach; der Schnitzaltar der Kirche von Tribsees in Pommern, ein noch alterthümliches Werk voll zarter Idealität, etwa aus dem Beginn des 15. Jahrh., und die Arbeiten des Hans Brüggemann, aus dem Anfange des 16. Jahrh., in Schleswig sind hier besonders hervorzuheben. Endlich zeichnete sich Deutschland in dieser Periode noch, wenn nicht durch die Erfindung, wie es zwar allen Anschein hat, so doch gewiß durch die erste und die vielseitigst verbreitete Ausbildung zweier Kunstgattungen aus, die im Laufe der Zeit auf das gesammte künstlerische Schaffen und gegenseitige Verhalten den wichtigsten Einfluß ausüben sollten; es sind der Holzschnitt und der Kupferstich. In der Behandlung des letztern erscheint, während die Italiener sich darin noch keineswegs mit gleicher Sicherheit bewegten, Martin Schön bereits höchst entwickelt, und in der nürnbergischen Schule, besonders durch Albrecht Dürer, fanden beide Gattungen der Kunsttechnik die vollendetste Ausbildung.

So treffliche Meister indes Deutschland in den ersten Jahrzehnden des 16. Jahrh. zählte, so erreichten diese doch nicht die gebiegene Classicität, zu der sich gleichzeitig die großen Maler und Bildner Italiens emporschwangen. Die geistliche Entwicklung der Zeit war in zwei verschiedenartigen Richtungen auseinandergegangen; die Italiener waren ruhig auf der Bahn der Anschauungen fortgeschritten, die Deutschen hatten sich mit größerer Energie dem Bereiche des Gedankens zugewendet. Die einseitige Thätigkeit des Gedankens mußte die künstlerische Naivetät auflösen, aber sie brach zugleich der Entwicklung eines neuen Zeitalters Bahn. Der große Kampf der Geister begann; die kirchliche Reformation mit ihren langen Nachwehen trat ins Leben. Der Kunst war in Deutschland auf geraume Zeit der geistliche Boden geraubt; sie konnte sich zumeist nur passiv verhalten, nur etwa aufnehmen, was ihr aus der Fremde an zeitgemäßen Formen und Darstellungsweisen dargeboten wurde. Nur eine kleine Nachblüte ist für Deutschland noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. anzuführen, die eines zierlichen, auf allerhand ornamentistische Dinge gerichteten Kunsthandwerkes. Augsburg war die Hauptstätte solcher Arbeiten. Im Ubrigen gingen die vorzüglichen künstlerischen Talente, an denen es auch in dieser Zeit in Deutschland keineswegs fehlte, meist zu fremdländischen Schulen über und werden gewöhnlich bei diesen mit aufgeführt, wie z. B. Adrian van Ostade (s. d.), der berühmte Genremaler, der aus Lübeck gebürtig war, den Holländern zugezählt wird und wie Pierre Perimont oder Raymond, der ausgezeichnetste unter den Emailmalern von Limoges, dessen eigentlicher Name aber Peter Permann war, insgemein als Franzose gilt. So wahrte es das ganze 17., so die größere Zeit des 18. Jahrh. hindurch. Nur ein Künstler von vorzüglich hoher Bedeutung macht sich in dieser Zeit, d. h. am Schlusse des 17. und im Anfange des 18. Jahrh., auf selbständigere Weise geltend. Dies ist Andr. Schlüter (s. d.) aus Danzig, der unter König Friedrich I. von Preußen in Berlin als Bildhauer und Baumeister thätig war. Der französirt ital. Geschmacksrichtung seiner Zeitgenossen zwar folgend, erhob er sich über die letztern doch im allerbedeutendsten Maße durch den ernsten Adel seines Gefühls, durch die Energie seiner Auffassung und durch die Treue seiner Durchbildung.

Ein gemeinsamer Aufschwung der deutschen Kunst beginnt erst wieder in der spätern Zeit des 18. Jahrh., gleichzeitig mit der neuen Blüte der deutschen Literatur und hervorgehoben durch deren Aufschwung. Zunächst sind zwei verschiedene Richtungen, in denen sich dieser Aufschwung kund gab, zu bemerken. Auf der einen Seite nämlich flüchtete sich der künstlerische Geist aus der affectirt franz. Weise des Geschmacks in eine einfach klare Auffassung und Wiedergabe der natürlichen Erscheinungen. Berlin bildete den wichtigsten Punkt für diese Weise der künstlerischen Thätigkeit. Dort war durch Friedrich II. allerdings vier

franz. Element gepflanzt und nicht ohne Einwirkung geblieben; aber um so entschiedener mußte dort auch das durch den großen König gleichzeitig hervorgerufene Nationalgefühl sich geltend zu machen suchen. Die radirten Kupferblätter von Dan. Chodowiecki (s. d.), in ihrer unübertrefflichen Naivetät, sind die ersten Zeugnisse dieses nationell künstlerischen Aufschwungs; andere Arbeiten folgten ihnen und namentlich bewegen sich die vorzüglichsten Sculpturwerke Schadow's (s. d.), meist Portraitstatuen historisch ausgezeichnete Personen, ganz in dieser Richtung. Auf der andern Seite erstrebten die Deutschen eine Regeneration der Kunst durch das Studium der reinen und geläuterten Weise, in welcher die Natur in den Werken des classischen Alterthums ausgebildet erscheint. Es lag in der Natur der Sache, daß dieses Studium vorerst besonders auf ital. Boden begonnen ward. Joh. Winkelmann (s. d.), der große Reformator der Kunstwissenschaft, war der Erste, welcher dort die hohe Bedeutung der antiken Kunst aufs neue entwickelte. Von seinen Zeitgenossen nicht durchweg verstanden, fiel sein Wort erst bei den Jüngern auf wahrhaft fruchtbaren Boden. Carstens (s. d.), der Maler, lieferte Compositionen, die von einer wahrhaft classischen Auffassung durchleuchtet und in wunderbarer Formenreinheit ausgeführt sind. Andere schlossen sich ihm an, und unter ihnen ist besonders der leider zu jung verstorbene G. Schick (s. d.) hervorzuheben. Die andern Nationen folgten diesen Schritten; in der Sculptur waren der Italiener Canova, der freilich von französischer Affectation noch nicht frei blieb, und der große Däne B. Thorwaldsen von vorzüglicher Bedeutung; zwischen Beiden in der Mitte, doch mehr Canova verwandt, stand der Württemberger H. Dannecker (s. d.). In manchen mehr oder weniger bedeutenden Erscheinungen zieht sich diese classische Kunstrichtung bis in die Gegenwart herab. Ihr vorzüglichster Repräsentant für die neueste Zeit war Schinkel (s. d.) zu Berlin, der, besonders als Architekt thätig, das Princip der modernen Architektur wieder auf seinen ursprünglichen Ausgangs- und Lebenspunkt, auf die reine griech. Form zurückzuführen und diese doch mit geistvoller Freiheit zu behandeln wußte; der aber auch in der selbständig bildenden Kunst der classischen Richtung einen weitem Inhalt zu geben vermochte, wie dies besonders in seinen genialen Entwürfen für Frescomalereien in der Vorhalle des berliner Museums der Fall ist. Inzwischen waren aber wieder neue künstlerische Richtungen erwacht. Der Realismus jener einfachen Naturtreue genügte den Bedürfnissen der vorsehreitenden Zeit so wenig wie die formale Reinigung, welche durch die classischen Studien erstrebt wurde. Man ward darauf hingewiesen, in das Innere der Gemüthswelt einzukehren, für die künstlerische Schöpfung vorzugsweise nur nach dem innern Bedürfnis, nach der innern Stimmung zu fragen. Die Zeitumstände standen hiermit im unmittelbarsten Einklange, indem die Gewaltherrschaft Napoleon's, die das deutsche Volk äußerlich darniederdrückte, die notwendige Folge hatte, daß man im Innern Heil für das äußere Leiden suchte, daß man sich innerlich sammelte, um dem äußern Drucke nicht zu erliegen. Zugleich führten dieselben Umstände den Blick aus der trüben Gegenwart in die glücklichen Zeiten der Vergangenheit zurück, man lernte das Mittelalter, das lange misachtet worden war, wieder kennen und wieder lieben. Man ging auf die Kunstzeugnisse des Mittelalters wieder ein, und man fand in diesen, wozu man selbst schon getrieben ward, jenen Ausdruck des innerlich begeisterten Lebens, des vorherrschend gemüthlichen Daseins. Man fing demgemäß an, die Kunstwerke des Mittelalters als wichtige Förderungsmittel, selbst als Vorbilder zu betrachten, und man gründete eine romantische Kunstrichtung. Zufällige Umstände ließen dieselbe zunächst auf röm. Boden entstehen. Von den Künstlern, die dort eine solche Richtung einschlugen, ist als einer der bedeutendsten D. Verbeeck (s. d.) in Rom verblieben und hat sich eng in den Kreis der altital. Kunst eingeschlossen. Für Andere, wie Cornelius (s. d.), Jul. Schnorr (s. d.), Heineß (s. d.), eröffnete sich ein reiches Feld der Thätigkeit und mannichfach verschiedener individueller Ausbildung in München, wo durch König Ludwig von Baiern die großartigsten und umfassendsten künstlerischen Werke unternommen wurden, die zugleich auch die mannichfachste Ausbildung der verschiedenen Gattungen der Kunsttechnik, wie z. B. der so lange vernachlässigten Glasmalerei, zur Folge hatten. Jüngere Künstler haben sich aus den besondern Eigenthümlichkeiten dieser münchener Schule zu freierer Selbständigkeit entwickelt; wenigstens ist das bei W. Raubach (s. d.) auf glänzende Weise der Fall. Andere Meister der romantischen Richtung haben in mehr isolirter Stellung ihre Bahn verfolgt, wie z. B. Ph.

Zeit (s. d.) in Frankfurt am Main, oder auch wieder andere Pfade aufgesucht. Die nothwendige Einseitigkeit der romantischen Richtung, die immer geneigt ist, das Kunstwerk mehr oder weniger nur als Symbol, als abhängig von dem Gedanken und nicht als untrennbar eins mit diesem, zu betrachten, mußte jedoch wiederum, zumal da die Zeitverhältnisse sich wieder so wesentlich verändert hatten, neue Gegensätze hervorrufen. Die reale Naturauffassung verlangte wieder ihr Recht; man suchte dies zu erringen, aber von höhern Standpunkten aus als vorher. In Berlin, wo die verschiedenen Zeitrichtungen etwas bunt durcheinander gespielt hatten, entwickelte sich die Sculptur, besonders die Behandlung der historischen Momente, durch Chr. Rauch (s. d.) zu einer hohen Läuterung jener ältern Bestrebungen; unter den übrigen Bildhauern Berlins steht ihm, mehr vielleicht zu idealer Ruhe geneigt, F. Drake zur Seite. Auch in der Malerei zeigt Berlin einzelne Bestrebungen verwandter Richtung, wohin besonders die Werke von K. Begas (s. d.), sowie die höchst meisterlichen Landschaften des leider zu früh geschiedenen Blechen zu rechnen sind. Besonders einflussreich aber hat sich in solchem Streben die düsseldorfer Malerschule gezeigt, die unter Wilh. Schadow's Leitung schnell einen großen Reichthum von Talenten entwickelt hat. Als ihre vorzüglichsten Repräsentanten mögen, neben vielen Andern, R. F. Lessing (s. d.), gleich bemerkenswerth im sogenannten romantischen Genre wie in der Landschaft, A. Schrödter (s. d.), der große Humorist, und der Landschaftsmaler W. Schirmer (s. d.) genannt werden. Die düsseldorfer Schule sucht mit Emsigkeit auf das Detail der Erscheinungen einzugehen und dieselben durch den Hauch subjectiver Empfindung poetisch zu verklären; sie ist dabei jedoch, wenigstens in der größern Mehrzahl ihrer Erscheinungen, in eine einseitig elegische Sentimentalität, die mit der realen Kraft der Erscheinungen im entschiedenen Widerspruche steht, hineingerathen. Außer diesen Hauptrichtungen der gegenwärtigen deutschen Kunst sind noch gar mancherlei vereinzelte Bestrebungen, besonders in den verschiedenen Fächern der Cabinetmalerei, Genre, Landschaft, Stillleben, zu bemerken. Die aller Orten thätigen Kunstvereine (s. d.) haben für eine reichliche Production von Kunstwerken kleineren Maßstabes wesentlich mitgewirkt; sie haben dadurch allerdings, was man ihnen sehr zum Vorwurfe gemacht, den Sinn der Künstler von der Richtung auf das Große und Monumentale, das aber nicht immer das Rechte und Schöne ist, abgelenkt, haben sich aber zugleich für die Erweckung eines lebhaftern Kunstsinns im Volke unleugbare Verdienste erworben. Das vielverbreitete Bedürfnis nach künstlerischen Darstellungen bezeugt auch der lebhafteste und im Ganzen sehr erfreuliche Betrieb des Kupferstichs, Steindrucks und Holzschnitts, welcher letztere durch die jüngst beliebt gewordenen illustrierten Druckwerke einen raschen Aufschwung genommen hat.

Berfen wir schließlic noch einen Blick auf das künstlerische Bedürfnis, welches gegenwärtig das deutsche Volk oder doch die Gebildeten desselben, diejenigen, welche eine humanere Gestaltung des Lebens erstreben, zu erfüllen scheint, so können wir nicht ganz ohne Zuersticht aussprechen, daß wir wiederum in einem neuen Abschnitt, in einer neuen Krisis der Entwicklung stehen, die wiederum neue Resultate hoffen läßt. Die einseitigen Richtungen, wie solche zuletzt namentlich in der münchener und düsseldorfer Schule auseinander getreten waren, genügen nicht mehr; ein neuer Zustand der Gährung hat begonnen und die Anschauung fremdländischer Kunststrebens, wie z. B. des französischen und belgischen, ist als nicht ganz ungünstiges Ferment in diesen Gährungsproceß eingetreten. Man verlangt nach einer künstlerischen Darstellungs- und Behandlungsweise, welche unser ganzes Dasein, in der Fülle und Energie seiner Erscheinung und zugleich in dem geistigen Streben, welches die Gegenwart bewegt, auszudrücken im Stande sei. Die Architektur sucht mit Lebhaftigkeit nach denjenigen Formen, die, von aller willkürlichen Nachahmung frei, den Stempel unsers Gefühlsvermögens trage; die Sculptur und die Malerei haben mehr oder weniger auch schon die Dämme der einseitig abgeschlossenen Schule durchbrochen. Ohne Ernst und nachhaltige Treue wird freilich das noch unbekanntes Ziel nicht zu erreichen sein; doch dürfen wir auch in dem Gebiete der Kunst vielleicht nicht mit Unrecht dem nationalen Aufschwunge vertrauen, der in Deutschland neuerdings auf so erfreuliche Weise sichtbar geworden ist.

Deutsche literarische Zeitschriften, s. Deutsche poetische Kritik.

Deutsche Literatur und Wissenschaft. Immer mehr hat man sich daran gewöhnt, die Literatur eines Volks als den innigsten und zartesten Abdruck der geistigen Thä-

tigkeit desselben zu betrachten, gleichsam als einen Spiegel, worin sich die jedesmalige Physiognomie des Volks am reinsten darstellt. Denn der Geist, der Charakter, der Fortschritt einer Nation drücken sich am treuesten und wahrsten in den nationalliterarischen Producten der edelsten Geister aus, welche die Nation und den Geist der Nation am würdigsten vertreten; ebenso ist aber auch der Stillstand oder Rückschritt einer Nation an der jedesmaligen Physiognomie der gleichzeitigen nationalliterarischen Producte zu erkennen und nachzuweisen. Daher wird der Begriff einer Literatur als der einer zusammenhängenden nationalen Wissenschaft zu fassen sein und demnach die Geschichte der Nationalliteratur eines Volks als Darlegung der geistigen Geschichte dieses Volks selbst gelten können. So ist auch die Geschichte der Literatur der deutschen Nation die Geschichte ihres geistigen Lebens, ihrer innern Entwicklungen, ihres politischen und socialen Zustandes. Die mehr subjective Seite einer Nation spiegelt sich aber in ihrer Poesie (s. Deutsche Poesie), die mehr objective in ihrer Prosa (s. Deutsche Prosa); hier gilt es, eine gebrängte Uebersicht des Ganzen der deutschen Literatur zu geben.

Trotz des bunten, gemischten, eklektischen Anstriches der deutschen Literatur läßt sich in ihr ein durchgehender, nur ihr eigenthümlicher Zug nicht verkennen, und es ist ebenso hart als ungerecht, wenn A. W. von Schlegel bemerkt, daß die Deutschen allerdings eine Literatur hätten, wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wust, ein rohes Aggregat von Büchern verstehe, die kein gemeinschaftlicher Geist befele und unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar sei. Inzwischen hat hiermit Schlegel auch schon einen eigenthümlichen Vorzug der deutschen Literatur zugegeben, nämlich den, daß in ihr nichts Einseitiges sei. Die deutsche Literatur gewährt das anziehende und merkwürdige Schauspiel, daß in ihr das von allen gebildeten Völkern empfundene und gedachte Beste, Schönste und Tiefste, in einer nur ihr eigenthümlichen Mischung, zur Erscheinung kommt, daß sich in ihr die edelsten Säfte aller Literaturen ebensowol condensirt als sublimirt haben, daß sie universeller ist als jede andere und in und an sich jene Weltliteratur darstellt, welche Goethe als die der Zeit gemäße betrachtete. Sie ist die Brücke zwischen der alten und neuen Welt, zwischen dem Mittelalter und der Modernität, die denkkräftige Vermittlerin zwischen den Literaturen aller Nationen, und wie Deutschland ganz eigentlich berufen ist, den Weltfrieden zu erhalten, so hat die deutsche Literatur das Amt, den europäischen Literaturfrieden und das literarische Gleichgewicht aufrecht zu halten. Diese Universalität, zu der sie sich emporgehoben hat, beweist, daß sie von keiner Einzelliteratur abhängig ist, was sie höchstens nur in kurzen, bald vorübergehenden Zeitfristen war, daß sie vielmehr alle übrigen Literaturen nur in sich aufnahm als Stoff, um ihn mit dem deutschen Gedanken und der deutschen Philosophie zu verarbeiten und zu befruchten. Dadurch, daß die Deutschen, wie das gesammte Ausland zugibt, das denkendste und philosophischste Volk der Welt sind, daß sie keine Entwicklung des Auslandes von sich weisen, sondern in den Kreis ihrer philosophischen Betrachtung aufnehmen und zu ihrem wie der Welt Besten verarbeiten, ist es ihnen möglich geworden, trotz ihrer für den Ausländer schwierigen Sprache, eine literarische Großmacht zu werden. Diese Stellung zu erringen, würde ihnen ohne alle und jede Eigenthümlichkeit unmöglich gewesen sein. In der philosophischen Forschung und Durchdringung der verschiedensten Lebenserscheinungen, in der systematischen Ausbildung aller und jeder Wissenschaft, in der selbst die poetische Production mehr oder weniger bedingenden, durchaus reformatorischen Kritik, welche mit selbständiger, von jeder einseitig nationalen Richtung, von jeder Botmäßigkeit gegen das Ausland freier Willenskraft geübt wird, beruht die Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur. Wenn auch einzelne mit der Literatur zusammenhängende Anstalten, z. B. die Bühne, wenn einzelne Branchen, z. B. der historische Roman, vom Auslande, wenn die Publicistik von fremdländischer Terminologie mehr als billig abhängig sind, und die kosmopolitische Richtung der deutschen Literatur häufig den nationalen Kern zu sehr verwischt und zur Verkennung der volksthümlich deutschen Tugenden und Vorzüge verführte, so hat sich doch jener kritische und philosophische, ebenso sehr auflösende als zusammensetzende und organisirende Geist die Deutschen in den höhern Kreisen der Literatur mächtig und selbständig fortentwickelt und wie in früherer Zeit die Reformation so jetzt jene gewaltigen philosophischen Systeme und auf dem Gebiete des philosophischen Denkens überhaupt Revolutionen

hervorgebracht, welche in Wissenschaft und Religion, in Politik und socialer Durchbildung für die Zukunft noch die reichsten Früchte versprechen. Bei allem den Deutschen ebenfalls eigenthümlichen Sinne für die Auffassung des gegenständlichen Natur- und Menschenlebens bis zum kleinsten Detail herab, ist doch jener philosophische Gedanke die Hauptbasis, worauf die edelsten deutschen Dichtungen und Kunstwerke, besonders der neuern Zeit, beruhen. Hierdurch erheben sich aber die deutschen poetischen und künstlerischen Schöpfungen weit über die des Auslandes, wenn auch die überwiegende philosophisch-kritische Speculation der realen und praktisch-wirksamen Auffassung, wie sie dem Auslande zu Gebote steht, nur zu häufig in zu starkem Maße Abbruch thut und die schöne objective Form schon im Werden in Stücke schlägt. Auf diese philosophische Speculation hat die Deutschen ihre Stellung innerhalb des europ. Völkerlebens von selbst angewiesen, indem sie in die Mitte Europas als ein Binnevolk gestellt, in politischer Hinsicht in Particularinteressen zerteilt, nur das Zünglein an der Wage Europas sind und auf das Ausland, von dem sie sich auf allen Seiten in verschiedenster Weise berührt fühlen, mehr philosophisch reproducirend als thätig und handelnd eingreifend wirken können. Wie aber der deutsche Charakter sich weniger durch eine aufwallende und schnellkräftige Energie, als durch eine zähe Willenskraft und Stetigkeit auszeichnet, so hat das deutsche Volk wol für Zeitfristen unterdrückt, aber nie für die Dauer erdrückt und botmäßig gemacht werden können. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch in der deutschen Literatur. Hier wie dort erblicken wir oft gänzliche Abhängigkeit vom Auslande, allgemeine Erschlaffung und scheinbaren Stillstand, sodann aber plötzlichen Aufschwung und Ermannung zur Selbständigkeit und Rückkehr zu den ursprünglichen und frischen Quellen deutschen Volksthum's.

Erst nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältnisse der deutschen Stämme dauernder; einige der mächtigsten unter ihnen begründeten sich feste Sitze und brachten dadurch und durch ihr Ansehen das Wogen der übrigen Stämme zum Stillstand. Gesetze, wol von frühen Zeiten her überliefert und im Gebrauche, wurden jetzt zusammengestellt, erweitert und in lat. Sprache aufgezeichnet, und diese Sammlungen, wie sie sich bei den Gothen, Longobarden, Burgundern, Baiern, Thüringern und Sachsen finden, sind die ersten Urkunden deutscher Bildung. Als sich das Christenthum durch eifrige Bekehrer und Gründungen von Klöstern und Bisthümern in den deutschen Ländern immer mehr ausbreitete, wurden die Geistlichen die ersten Lehrer und zugleich Bewahrer der Bildung unter den Deutschen; sie machten zuerst Versuche, die noch rohe, für wissenschaftliche Begriffe unausgebildete Sprache zu handhaben und zu schreiben, indem sie kirchliche Formeln, Gebete u. s. w. für das Volk aus dem Lateinischen, oft sehr unbeholfen, übersetzten. Das älteste, umfänglichste und wichtigste Denkmal dieser Art ist des Bischofs Ulfilas (s. d.) gothische Bibelübersetzung zwischen den J. 360—380. Denkmäler der Poesie, die für uns unendlich wichtiger sein müßten, jene alten Lieder nämlich aus dem umfänglichen Kreise der deutschen Heldensage, die schon Tacitus erwähnt und die noch in dieser Zeit lebendig von Mund zu Mund gingen, sind uns in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht erhalten, obgleich von Karl dem Großen berichtet wird, daß er sich mit Sammlung und Aufzeichnung derselben beschäftigte. Was davon in späterer Zeit, im 12.—14. Jahrh., wieder auftaucht, ist durch Umarbeitung und Erweiterung seinem Inhalte und Charakter nach verändert und zum Theil verunstaltet.

Der erste Zeitraum der deutschen Literatur beginnt mit Karl dem Großen 768 und kann mit dem Anfange des 12. Jahrh., der Zeit der schwäb. Kaiser, geschlossen werden. Karl der Große ließ viele Klosterschulen, wie in Fulda, Korvei u. s. w. errichten, denen er tüchtige Lehrer vorsetzte; aus diesen Schulen gingen nicht allein gelehrte Geistliche sondern unter diesen auch Geschäftsmänner hervor, die auf die damaligen Staatsangelegenheiten bedeutenden Einfluß ausübten. Selbst an seinem Hofe stiftete Karl der Große auf Alcuin's Rath eine gelehrte Gesellschaft, an deren Beschäftigungen er selbst Theil nahm; außerdem war er eifrig bemüht, durch zweckmäßige Verordnungen auf Verbreitung allseitiger Cultur unter den ihm unterworfenen Völkern einzuwirken. Unter seinen nächsten Nachfolgern wurde zwar weniger für die Förderung der Wissenschaften gethan, doch war es für die selbständige und freie Entwicklung deutscher Sprache und Bildung ein glückliches Ereigniß,

daß im J. 843 Deutschland sich von Frankreich schied. Nachdem Heinrich I. Deutschland von den verheerenden Einfällen der Hunnen befreit, im Innern durch gute Einrichtungen befestigt und das Volk zum Bewußtsein seiner Kraft gebracht hatte, erhob sich unter Heinrich's I. Sohn, Otto I., das deutsche Volk, vornehmlich die Sachsen, zu Macht und Ansehen; wissenschaftliche Studien, die durch die Ausartung der Klöster kurz vorher darnieder gelegen hatten, nahmen von neuem einen nachhaltigen Aufschwung und bethätigten sich vorzüglich in der Geschichtschreibung. Als Geschichtschreiber zeichneten sich in dieser Periode aus Einhard, Nithard, Widukind von Korvei, Dietmar von Merseburg, Lambert von Aschaffenburg (s. Deutsche Geschichte) und als Polyhistoren und philosophische Schriftsteller Alcuin (s. d.) und Hrabanus Maurus (s. d.) in Fulda, als lat. Dichter Walafrid Strabo, Eckehard I., als theologische Schriftsteller Haymo (s. d.), Bischof von Halberstadt, Hinkmar von Rheims u. A. Außer den Übersetzungen und Erläuterungen biblischer Bücher und philosophischer Schriften von dem Sanct-Galler Abt Notker (s. d.), gest. 1022, und Williram, Abt zu Ebersberg in Baiern, sind von Denkmalern in deutscher Sprache vor Allem die zwei Evangelienharmonien zu nennen, deren eine von Otfrid (s. d.) von Weissenburg um 870 in fränk. oder althochdeutscher, die andere unter dem Namen „Heliand“ von einem nichtgenannten Dichter auf Befehl Ludwig des Frommen in altsächsl. Sprache abgefaßt wurde. Nächstdem gibt das Bruchstück des „Hildebrandliedes“ einen Begriff, wie Vieles und Großes der deutschen Literatur durch den Untergang der alten Volkspoesie aus dieser Zeit verloren gegangen ist.

Ein neuer und glänzender Zeitraum der deutschen Literatur, der zweite, begann unter den Hohenstaufen und dauerte, obgleich sich nur einer kurzen Blüte erfreuend, bis gegen das Ende des 15. Jahrh. Der vermehrte Verkehr mit Italien und andern in der Cultur vorgeschrittenen romanischen Ländern durch die Römerzüge, wie die mit religiöser Begeisterung unternommenen Kreuzzüge nach dem Morgenland, aus dem die Rückkehrenden neue Ansichten und Kenntnisse mitbrachten, waren ganz geeignet, eine heilsame Umgestaltung in dem Gemüthe der Deutschen hervorzubringen. Das von den romanischen Völkern höchst ausgebildete Ritterwesen, dem die Poesie die Folie lieh, wurde jetzt auch den Deutschen zu Theil und übte sowohl auf die Milderung und Verfeinerung der Sitten als auf die Gestaltung der Literatur und Sprache einen entscheidenden Einfluß, der nur insofern, als er die Einführung und Bearbeitung ausländischer Stoffe in der Poesie begünstigte, dagegen der freieren Entwicklung und Hebung der Volkspoesie hindernd entgegentrat, schädlich genannt werden kann. Daß der kaiserliche Hof auf die Entfaltung der Literatur dieses Zeitraums einflußreich wirkte, zeigt schon der Umstand, daß der schwäb. Dialekt fast allein in den poetischen Erzeugnissen dieser Zeit sich geltend machte und selbst von denjenigen Dichtern gebraucht wurde, in deren Vaterland ein anderer Dialekt die Oberhand hatte. Nächst dem kaiserlichen Hofe wurde auch an andern Höfen deutscher Fürsten die Poesie gepflegt, und unter allen ist der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen (s. d.) der gefeiertste. Das poetische Element war in diesem Zeitalter so vorherrschend und volkstümlich, daß man selbst bei Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände neben der althergebrachten lat. Sprache sich der metrischen Einkleidung bediente. Die hervorragendsten und vollendetsten poetischen Denkmäler dieser Periode sind in der epischen Volkspoesie die „Nibelungen“ und das seinem Sagenstoff nach noch dunkle Gedicht „Gudrun“; in der Kunstpoesie dagegen, die fast durchgängig nur ausländische Stoffe zur Bearbeitung wählte, leisteten Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival“, Hartmann von der Aue in seinem „Iwein“ und Gottfried von Strasburg in seinem „Tristan“ das Ausgezeichnetste. Unter ihnen stehen in ihren Leistungen Wirnt von Grafenberg, Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems u. A. Unter der großen Anzahl der Minnesänger nimmt Walther von der Vogelweide als der tiefste und vielseitigste unbedingt den ersten Rang ein. Diese Blüte der deutschen Poesie war indeß von kurzer Dauer; schon nach dem ersten Viertel des 13. Jahrh. sank sie sichtlich und machte seit der Mitte desselben Jahrh. der Prosa Platz. Man fing von dieser Zeit an, Urkunden, Land- und Stadtrechte, auch Chroniken deutsch abzufassen und einzelne Dialekte, die zehrer niedergedrückt waren, machten sich von da an in der Literatur wieder geltend. Der „Sachsenspiegel“ von Eike von Repgowe und der „Schwabenspiegel“ fallen als die bedeutendsten

Sammlungen traditionell fortgeplanzter Rechtsfakungen und Rechtsprüche in diese Zeit, in welcher man schon angefangen hatte, das röm. Recht bei öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen in Anwendung zu bringen. (S. Deutsches Recht.) Die Geschichte hat in dieser Zeit außer Otto von Freisingen, der eine Chronik und die Geschichte Kaiser Friedrich's I. in lat. Sprache schrieb, nicht so namhafte Repräsentanten als die vorige Periode aufzuweisen; indessen sind einige Specialchroniken, wie Jansen des Enckels Fürstenbuch von Steier und Osterreich, um 1250, die östr.-steierische Chronik Ottokar's von Horneck, Jakob Twinger's von Königshofen elsassische und Detmar's lübische Chronik, sämmtlich in deutscher Sprache, nicht bloß in sprachlicher sondern auch in historischer Hinsicht beachtenswerth. In der Philosophie waren die Deutschen während dieses Zeitraums vorzüglich thätig und übersetzten und commentirten nicht nur die Werke der Alten, besonders des Aristoteles, und der Araber ausführlich, sondern traten auch productiv auf; doch wurde die Philosophie fast nur als Dienerin der Theologie betrachtet und war mit ihr gleichsam in Eins verwachsen. Den größten Ruf unter den deutschen scholastischen Philosophen erlangte Albert der Große (s. d.), gest. 1280, der auch außerdem ausgebreitete Kenntnisse, namentlich in den Naturwissenschaften, besaß. In der Theologie, die sich nicht minder eifriger Bestrebungen zu erfreuen hatte, sind vorzüglich bemerkenswerth die gelungenen Leistungen des Dominicanermönchs Berthold (s. d.) von Regensburg, gest. 1272, in der Kanzelberedsamkeit, denen sich bis jetzt nichts Gleiches der Art an die Seite stellen läßt, sowie die Joh. Tauler's (s. d.), gest. 1361, der noch überdies einige theologische Tractate abfaßte. Die Stiftungen deutscher Universitäten und sonstiger von Klöstern unabhängiger Lehranstalten im 14. und 15. Jahrh., wodurch Mönche und Geistliche nicht mehr die alleinigen Inhaber gelehrter Bildung blieben; das Erwachen einer neuen durch das Studium der alten Classiker geläuterten Bildung in Italien, wozu die aus Konstantinopel 1453 geflüchteten Griechen den ersten Anstoß gaben und welche ihren Einfluß auch auf Deutschland ausdehnte; endlich die Erfindung der Buchdruckerkunst im 15. Jahrh., wodurch neue Kenntnisse und Ansichten schnell und ohne Schwierigkeit überallhin verbreitet wurden; Alles dies wirkte so mächtig auf eine gänzliche Umgestaltung der deutschen Literatur hin, daß man von diesem Zeitraume eine ganz neue Epoche derselben datiren muß.

Diese dritte Periode, welche bis auf die Gegenwart reicht, theilt man am bequemsten in die drei Abschnitte: 1) Bis auf Opitz oder bis zum Anfange des Dreißigjährigen Kriegs; 2) bis auf Klopstock und Lessing, und 3) von da bis auf die Gegenwart. Zu den Männern, welche zu Anfange des ersten Abschnitts dieser Periode durch Verbreitung der sogenannten Humanitätsstudien die höhere Bildung förderten, gehören vorzüglich Rud. Agricola (s. d.), Konr. Celtis (s. d.), der Polyhistor Joh. Trithemius (s. d.), vorzüglich aber Reuchlin (s. d.), Ulr. von Hutten (s. d.), Melancthon (s. d.), Joach. Camerarius (s. d.) und der berühmte Erasmus (s. d.) von Rotterdam. Sie Alle arbeiteten der nächstfolgenden Zeit mächtig vor und bildeten zwischen ihr und der vorigen Periode den Übergang oder nahmen an der großartigen geistigen Bewegung, welche in Deutschland vor sich ging, noch in der folgenden Periode den wirksamsten Antheil. An der Spitze dieser Bewegung aber, welche die Bevölkerung Deutschlands in kirchlicher Hinsicht in zwei große Massen spaltete, stand Martin Luther (s. d.). Mit ihm überflügelte der kritische und speculative Verstand Norddeutschlands die katholischen Anschauungen des deutschen Südens. Durch seine meisterhafte Bibelübersetzung wurde er der eigentliche Gründer der deutschen Prosa, und die oberflächliche, sogenannte neuhochdeutsche Sprache zu der allen Gauen verständlichen Schriftsprache erhoben. Dieselbe sprachliche Genialität, verbunden mit der charakterfestesten Entschiedenheit und einer oft donnernden Beredsamkeit, läßt sich in seinen übrigen Schriften, namentlich in seinen Predigten wahrnehmen. Von ursprünglicher Bildung ein Gelehrter, war er durch Gesinnung und Talent doch ein echter Volksmann, der die Resultate seiner Studien nur dazu verwandte, das Volk in religiösen Dingen aufzuklären. Die deutsche Sprache, die er gleichsam geschaffen, die sich in würdiger Weise dem deutschen Gedanken und Gefühle bis in die feinsten Falten angeschlossen und in der zu schreiben auch dem Gelehrten nicht mehr zur Schande gereichte, trug nicht wenig dazu bei, die Reformation (s. d.) zu Stande zu bringen, der sich alle heldenkende Köpfe jener Zeit angeschlossen und mit der alle

freien Bewegungen bis auf die Gegenwart herab zusammenhingen. Erst später bildete sich auch innerhalb der protestantischen Kirche eine scholastische und polemische ziemlich trostlose Theologie aus, womit Theosophie und Mystik in einen natürlichen und wohlthätigen Gegensatz traten. Die Mystiker wendeten sich besonders der Astronomie oder vielmehr der Astrologie und der damals alchymistischen Chemie zu, so besonders Theophrastus Paracelsus (s. d.), welcher der Chemie eine andere Wendung gab und sie auf die Medicin anwandte, die, wie die Mechanik und Mathematik, damals einige Fortschritte machte. Zu diesen Mystikern gehören ferner Jak. Böhme (s. d.), ein philosophirender Theosoph, im Gedankeninhalt wie in der Sprache gleich originell tief sinnig, und Val. Weigel (s. d.). Als Metallurg ist besonders Georg Agricola (s. d.), als Vater der Naturgeschichte Konr. Gesner (s. d.) zu nennen. Der universelle Dürer (s. d.), der die deutsche Kunstweise jener Zeit zu ihrer höchsten Vollendung brachte, arbeitete mit seinem Freunde Willibald Pirckheimer (s. d.) auf Beredelung und Reinigung der deutschen Sprache hin und schrieb schätzbare Werke über wissenschaftliche Gegenstände, wie über die Messung mit dem Cirkel, über den Festungsbau und über menschliche Proportion in deutscher Sprache. Die Astronomie machte durch Copernicus (s. d.) und später durch Kepler (s. d.) die merkwürdigsten Fortschritte. Auch zu einem deutschen Staatsrechte sowie zu einem Civilrechte wurde seit dem Anfange des 16. Jahrh. der Grund gelegt; später erschien Karl's V. peinliche Halsgerichtsordnung (s. d.). Obgleich man in der Mitte des 16. Jahrh. die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu sammeln und selbst ausländische Geschichte zu treiben anfang, so lag doch die Geschichtschreibung sehr im Argen. Außer des Sleidan (s. d.) lat. abgefaßter Universalhistorie erregte Carion's deutsch geschriebene Chronik (1532) auch im Auslande große Aufmerksamkeit. Vorzüglich der gedrängten kräftigen Sprache, Gesinnung und Darstellung wegen ist das „Weltbuch“ (1542) von Seb. Frank (s. d.) zu nennen, der auch, wie Joh. Agricola, deutsche Sprüchwörter sammelte und auslegte und correct deutsch zu schreiben wußte. Sodann sind als Geschichtschreiber zu erwähnen Joh. Thurnmayr oder Aventinus (s. d.), Agydus Tschudi (s. d.) wegen seiner durch Naivität und Kraft ausgezeichneten „Schweizerischen Chronik“ und Seb. Münster's (gest. 1552) merkwürdige Kosmographie (1544). In die Fortbildung der deutschen Sprache griffen auch die vielen oft sehr kräftigen geistlichen Lieberdichter, der überaus productive Hans Sachs (s. d.) und Joh. Arnd (s. d.), der Verfasser des Werks „Das wahre Christenthum“, vortheilhaft ein. Abgefonderter, aber durch den originellsten Wig, durch lebden Humor und die verwegenste Handhabung der Sprache ausgezeichnet steht Joh. Fischart (s. d.) da, während Götz von Berlichingen (s. d.) als Selbstbiograph merkwürdig ist. Die Literaturgeschichte begann mit Konr. Gesner, und bereits 1564 erschien ein Bücherverzeichniß von der frankfurter Buchhändlermesse.

In dem zweiten Zeitabschnitte der dritten Periode, von Dpiß bis auf Klopstock stand die Allgemeinbewegung der Geister, die im 16. Jahrh. so mächtig fortgeschritten war, beinahe still oder bewegte sich nach rückwärts, und es ist weniger der Gesamttinhalt der Zeit, als einzelne bevorzugte Männer, welche während dieses Zeitraums das Interesse fesseln können. Der Katholicismus, aus dem so manche schöne Kunstblüte hervorgegangen war, hatte, im Kampfe mit dem Protestantismus und von Machthabern und Jesuiten bewacht und hermetisch verschlossen, sein moralisches Gewicht, sein Selbstvertrauen und seine naive Frische verloren. Auch der Protestantismus bot kein erfreuliches Bild und artete, ganz im Widerspruche mit sich selbst, in eine starre und dumpfe Orthodorie aus, welche die Gemüther bis zum Ertröden alles Ursprünglichen und Naiven despotisch beherrschte. Hierzu kam der unselbige Dreißigjährige Krieg, welcher die Wohlfahrt des deutschen Volks bis zur Wurzel untergrub, seine gesunde Heiterkeit tilgte, seine Spannkraft erschlaffte und bei dem endlichen Friedensschlusse das Resultat hatte, daß die Fürsten ihre Hausmacht vergrößerten und sich immer mehr gegen das Volk abschlossen, daß eine Cabinetspolitik entstand und daß das Ausland, besonders Frankreich, durch Bestechung einzelner Fürsten, durch diplomatische Eingriffe und militärische Übergriffe die innern Verhältnisse Deutschlands zu leiten anfang. Je gedrückter und verarmter nach so vielen mehr durch die Fürsten als durch die Völker verschuldeten Drangsalen der Zustand der Nation war, um so auffallender erscheint der verschwenderische

Lurus, womit mehre kleinere Fürsten Deutschlands den prächtigen Hof von Versailles, ihre und des Volks Kräfte überbietend, nachzuahmen suchten. Die Folge davon waren ein steifes Hofceremoniell, die höfische Schmeicheldichtung, der monstrosöse Kanzlei- und Geschäftsstil, die elende Pedanterie der Gelehrten, die Nachahmung des Französischen in der Tracht, Sitte und Literatur, die widerliche Sprachmengerei in der Unterhaltung und im Schriftwesen, das freventliche Verleugnen alles Nationalen. Nie hat ein Volk solche Rückschritte in so kurzer Zeit gemacht, als das deutsche im 17. Jahrh., und daher die Verachtung, in welcher die deutsche Literatur dieses Jahrhunderts bei dem Auslande stand. Dessenungeachtet fehlte es in diesem Zeitraume in Deutschland nicht an tüchtigen gebildeten Männern, welche gerade im Gegensatz zu dieser Erbärmlichkeit des deutschen Schriftwesens um so mehr nach einer Reinigung der deutschen Literatur von so vielen fremdartigen und antinationalen Elementen strebten. Es fehlte aber diesen meist grundgelehrten und gesinnungsstärkenden Männern zu sehr an Genialität, sie suchten, in Ermangelung eines originellen Geistes, zu sehr auf dem Wege der Nachbildung selbst die Nachahmung zu beseitigen, als daß es ihnen hätte gelingen können, der deutschen Literatur einen tiefern nationalen Gehalt zu verschaffen. Inzwischen wurde doch durch die erste schlesische Schule, deren Vorläufer der Würtemberger G. Rud. Weckelin (s. d.) war, die formelle Seite der poetischen Sprache, namentlich die Prosodie, in einer sehr wohlthätigen und als Basis für die Zukunft nothwendigen Weise ausgebildet. Es geschah dies vorzüglich durch Martin Opiz (s. d.) von Biberfeld, den man deshalb den Vater der deutschen Poesie genannt hat. Überhaupt bietet die Lyrik in Opiz, Paul Flemming (s. d.), wol dem größten lyrischen Dichter seiner Zeit, Sim. Dach (s. d.), F. von Spee (s. d.) u. A. glänzende Namen dar, während der Epigrammatist F. von Logau (s. d.), der Tragödien- und Lustspieldichter A. Gryphius (s. d.), die oft trefflichen geistlichen Liederdichter wie Paul Gerhardt (s. d.) und J. Mist, Sigm. von Birken (s. d.) als Verfasser einer „Deutschen Rede-, Bind- und Dichtkunst“, der beachtenswerthe Sprachreiner Phil. von Zesen (s. d.) und die Satiriker Lauberg (s. d.) und Rachel das Ihrige dazu beitrugen, wenigstens in einzelnen Gebieten die Ehre der deutschen Literatur aufrecht zu halten und die deutsche Sprache gegen die immer mehr andrängende Sprachmengerei zu vertheidigen. Zu demselben Zwecke wirkten auch die vielen poetischen Gesellschaften, durch die sich dieser Zeitraum besonders auszeichnete, wie der Palenorden oder die Fruchtbringende Gesellschaft (s. d.), der Gefrönte Blumen- oder Pegenorden (s. d.), der Schwanenorden, die von Gottsched umgestaltete Deutsche Gesellschaft zu Leipzig u. s. w. Vielleicht noch durch größere Talente, aber auch durch die größten Verirrungen, durch Zuchtlosigkeit, Zweideutigkeit, Schwulst und Nachahmungssucht zeichnet sich die zweite schlesische Schule mit den Namen Lohenstein (s. d.) und Hofmannswaldau (s. d.) aus, denen Christian Weise, Rector zu Zittau, in seinen Schulkomödien das Natürlichkeitsprincip gegenüberstellte. Zur wässerigsten Geistlosigkeit sank die sogenannte dritte schlesische Schule herab, während der durch deutsche Gesinnung ausgezeichnete Abschag (s. d.), Canz (s. d.), der reichbegabte Günther (s. d.), Warnicke und selbst der sprach- und reimgewandte Brodes (s. d.) den freilich leisen Übergang zu einer bessern Zeit verkünden. Dagegen befand sich die Prosa in einem trostlosen Zustande, obgleich sich Einzelne bereits mit der Theorie des deutschen Stils und selbst mit der Geschichte der deutschen Literatur beschäftigten, wie J. G. Schottel in seiner „Ausführlichen Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ und Dan. Georg Morhof (s. d.) in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“. Zwar brauchte Chr. Thomassius die deutsche Sprache bereits zu wissenschaftlichen Vorträgen; aber sie blieb in der Prosa durchaus unbeholfen, plump, und mit lat. und franz. Ausdrücken aufs widerlichste gemengt. Der Roman, wenn wir den „Simplicissimus“ und einzelne Stellen in Lohenstein's „Arminius und Thusnelde“ ausnehmen, bewegte sich in breiter, bald matter, bald schwülstiger Schreibart, nur die mehr satirischen Schriftsteller, der kräftige Moserosch (s. d.), J. B. Schupp, der höchst originelle, witzige, an Wortspielen überaus reiche, oft ebenso zarte als burlesk derbe Kanzelredner Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara (s. d.) machen von diesem allgemeinen Verfall der Prosa eine erquickliche Ausnahme. Obgleich in den protestantischen Staaten, namentlich in Preußen, eine zu der Zeit überall unerhörte Gedanken- und Geistesfreiheit herrschte und ein un-

gemeiner Fortschritt darin stattfand, daß man über wichtige wissenschaftliche Gegenstände zu philosophiren und gegen althergebrachte Misbräuche zu polemisiren anfang, sodas die Licht der Aufklärung immer allgemeiner wurde, so blieb doch die Theologie fortwährend im dumpfsten Dogmatismus befangen und die geistliche Beredsamkeit, unter bessern Umständen so einflußreich auf das Volk, entbehrte aller Tiefe, aller freiern und humanen Auffassung der Dinge und vornehmlich jener Wärme und Kraft im Stile, wodurch Luther die Gemüther in Bewegung setzte; höchstens bildeten Ph. J. Spener (s. d.) und A. H. Francke (s. d.) zu diesem trockenen und todtten Schematismus durch ihren innerlichen Pietismus (s. d.) einen wohlthätigen Gegensatz. An der Spitze der deutschen Physiker stand freilich Otto von Guericke (s. d.) als glänzender Name. Herm. Conring (s. d.) begründete recht eigentlich zuerst die wissenschaftliche Form des deutschen Staatsrechts, während Georg Heyer zuerst 1707 eigene Vorlesungen über das deutsche Privatrecht hielt. Endlich ist noch Sam. von Pufendorf (s. d.) als ein geachteter Name zu erwähnen; doch wurden die Wissenschaften und namentlich die Geschichte in hohem Grade geistlos und in gemeiner Sprache behandelt, wenn es auch nicht an Werken fehlte, worin eine abstruse Gelehrsamkeit in einer Menge von Citaten aufgestapelt war. Viele der bedeutendsten Gelehrten schrieben lieber französisch oder lateinisch, um nicht in deutscher Sprache vergebens nach dem geeigneten Ausdruck ringen zu dürfen; so Leibniz (s. d.), der umfassendste, vielseitigste Genius, der damals unter den Deutschen auftrat und insbesondere dadurch zum Vortheile des geistigen Lebens in Deutschland wirkte, daß er bei der Stiftung der Akademie zu Berlin, welche so große Entdeckungen in den mathematischen und Naturwissenschaften veranlaßte, thätig war und durch seine literarischen Correspondenzen und Verbindungen wie durch seine Betrieblichkeit überhaupt ein regeres und mittheilsameres Leben unter den deutschen Gelehrten hervorrief. Literarische Gesellschaften und Vereine wurden seitdem fast überall gegründet; der Buchhandel fing an aufzublühen, und kritische Anstalten traten als Gerichtshofe über die Wissenschaften und Künste hervor. Sehr wichtig waren die Bestrebungen Christian von Wolf's (s. d.), die Philosophie auch in deutscher Sprache verständlich reden zu lassen. Seine Philosophie wurde von seinen zahlreichen Schülern und Anhängern bearbeitet und fortgepflanzt; von Andern, z. B. von Chr. Aug. Crusius (s. d.), geprüft und so das Denken und Schreiben in Deutschland ungemein gefördert. Zwar schien das durch Wolf beförderte systematische Bestreben in den Wissenschaften ausarten und alle Schönheit und Freiheit geistigen Lebens tödten zu wollen; aber bald machte sich ein Gegengewicht in der Liebhaberei für schöne Literatur fühlbar. Hierzu wirkte Alex. Gottl. Baumgarten (s. d.), der Stifter der Aesthetik, und Gottsched (s. d.), der Sprachreiner und nüchterne Kritiker; der das Heil der deutschen Literatur in der franz. Regelmäßigkeit und in der bloßen Correctheit suchte, gegen welche beschränkte Ansicht die Schweizer J. J. Bodmer (s. d.) und J. J. Breitinger (s. d.), welche besonders engl. Muster empfahlen, wacker ankämpften. Durch diese Reibungen zwischen der sogenannten Leipziger und Züricher Schule wurde ein äußerst wohlthätiges kritisches Leben erzeugt, ein lange nachwirkender Kampf, in welchem alle bessern Köpfe hineingerissen wurden. Die talentvollern entschieden sich für die Schweizer, und die stammverwandte engl. Literatur gewann einen immer größern und wohlthätigern Einfluß auf die deutsche. Der gefällige Hagedorn (s. d.), der markige Albrecht von Haller (s. d.), die Männer der „Bremischen Beiträge“, J. G. Schlegel (s. d.), Gellert (s. d.), Rabener (s. d.), Cramer (s. d.), Gärtner (s. d.), Zacharia (s. d.), Ebert (s. d.), Uz (s. d.), Giseke (s. d.), theils Dichter, theils Prosaisten, machten durch redliches Streben und zum Theil in ihrer Art gelungene Arbeiten die deutsche Sprache immer mehr geschickt, sich in die verschiedensten Formen zu beugen und den Gedanken einen anpassenden Ausdruck zu geben; doch fehlte es der Prosa noch immer an Leichtigkeit, Fülle und Geschmeidigkeit, während die neugewonnene poetische Sprache sich fast nur im didaktischen Gedicht, in der Fabel, im Epigramm und höchstens noch im scherzhaften Liede mit Glück bewegte. Die Hauptsache aber war, daß schon ein wirklicher Gedankeninhalt vorhanden war, der die müßige Bilder- und Reimspielerei von ehemals verdrängte. Zugleich wurde die deutsche Kraft, besonders seit der Stiftung der Universität zu Göttingen, durch Philologen und Archäologen, wie J. M. Gesner (s. d.), J. D. Michaelis (s. d.), J. A. Ernesti (s. d.) u. A., auf das classische Al-

terthum hingeleitet, während A. G. Kästner (f. d.) zugleich als gelehrter Mathematiker und satirischer Epigrammatist glänzte. Andere berühmte Namen dieser Periode waren die Namen C. F. Weiße (f. d.), Lichtwer (f. d.), Gleim (f. d.), Götz (f. d.), J. G. Jacobi (f. d.), J. B. Michaelis (f. d.), E. C. von Kleist (f. d.), S. Gessner (f. d.), Willemerow (f. d.) und Ramler (f. d.).

Der dritte Zeitabschnitt der dritten Periode der deutschen Literatur, von Klopstock und Lessing bis auf die Gegenwart, der reichhaltigste der deutschen Literatur, ließe sich wieder in mehre Unterabtheilungen spalten, indem sie die eigentlich classische Periode, die Bestrebungen und Leistungen der romantischen Schule, die verschiedenen philosophischen Schulen und besonders seit 1830 die politischsocialen Richtung umfaßt. Dieser Zeitraum ist zugleich so reich an glänzenden Namen, daß man hier nicht einmal auf deren vollständige Aufführung rechnen darf. Die im vorigen Abschnitt Genannten ebneten fast nur den Boden für den kräftigern und grandiosern Auftritt des deutschen Genius. Sie gingen zum Theil Klopstock (f. d.) voran, zum Theil noch neben ihm her; aber eigentlich ist doch nur Klopstock als Begründer der neuen poetischen Sprache zu betrachten, indem er ihr eine bis dahin nicht geahnete Fülle, Kraft und Erhabenheit verlieh, die Deutschen auf ihre nationale Urkraft zurückwies und zuerst wieder für das deutsche Vaterland, dessen Freiheit und Selbständigkeit zu begeistern wußte. Nach kräftigem Ausbruch haschend, verlor er sich zwar häufig in Gezwungenheit und Schwerfälligkeit, aber es war in Wieland (f. d.) ein trefflicher Gegensatz und notwendiges Gegengewicht vorhanden, und erst durch Wieland, dem sich bald Humboldt (f. d.) anschloß, gewann der Schritt der deutschen Poesie Leichtigkeit und Anmuth. Lessing (f. d.) dagegen bildete die deutsche Prosa nach der kritischen und wissenschaftlichen Seite aus, begründete überhaupt die Deutsche poetische Kritik (f. d.), lockerte den Boden mit dem Flugschaar seines scharfsinnigen Verstandes nach allen Seiten hin auf und schuf, von Gerstenberg (f. d.) und Lessing (f. d.) gefolgt, zuerst das deutsche Drama. Zur würdigen Auffassung der Antike wie zum Verständniß des antiken Geistes und Lebens bereitete namentlich Winkelmann (f. d.) vor, der zugleich als Prosaist glänzte. Die reinste Humanität, der ästhetische Kosmopolitismus fanden in Herder (f. d.) ihren Ausdruck, und erst nach den Bemühungen dieser Männer konnte man von einer deutschen Musterprosa reden. Kant (f. d.) schuf sein großartiges philosophisches System und begründete die Kritik der Urtheilskraft. Nach allen Seiten und in den verschiedensten Richtungen, in einer Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, wie es zu keiner andern Zeit bei irgend einer Nation gesehen ist, arbeitete der deutsche Geist, schaffend, reflectirend oder kritisirend, abgeschlossen sowol für das Vaterländische, als für die entfernteste Zeit und fremdeste Nationalität. Man hatte hierzu Muße, denn Deutschland war seit dem Siebenjährigen Kriege in sich ziemlich beruhigt und mit dem Auslande in Frieden, man hatte aber auch Anregung genug, da Friedrich der Große (f. d.), obgleich der deutschen Literatur abgeneigt, durch seine Heldengröße einmal in die Gemüther Schwung gebracht hatte, sodann aber auch, wie später Kaiser Joseph, aller Engherzigkeit fremd war und die Geister sich tummeln ließ, ohne ihnen einen hemmenden Zügel anzulegen. Voltaire, Rousseau, Franklin waren Männer, der nordamerik. Freiheitskrieg und später die franz. Revolution Ereignisse, endlich der Freimaurerorden ein damals wirksames Institut, wodurch die Edlern unter den Deutschen entweder zu antisocialen revolutionären Ansichten oder zum Kosmopolitismus, Philanthropismus und in religiöser Hinsicht zum reinsten Deismus geleitet wurden. Was aber in Frankreich praktisch und thatsächlich in der Revolution ausgoß, das schäumte in Deutschland in den Bewegungen des geistigen Lebens ab. Aus solchen und andern Gährungen, wie aus der Fülle ihres eigenen Gemüths und der Tiefe ihrer eigenen Genialität, gingen Goethe (f. d.) und Schiller (f. d.) hervor, Jener nach allen Richtungen schaffend, in der Jugend gegen alle Schranken stürmend, im Alter beschaulich wie ein morgenländischer Weiser, in allen Gattungen der Poesie wie als Prosaist gleich ausgezeichnet und musterhaft, ein universeller Genius, wie es keinen zweiten gab, Dieser mehr nach einer Richtung thätig, ebenso dichterisch als Philosoph wie philosophisch als Dichter, von reinstem Streben, von lauterster Gesinnung und beaciffert nicht so für die Menschheit, wie sie eben bestand, sondern für die Idee der Menschheit und ihre idealen Zwecke. Hierzu rechne man den wüthigen Richter (f. d.),

den humoristischen Hippel (f. d.), den tief sinnigen Hamann (f. d.), die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes: Bürger (f. d.), Hölty (f. d.), die Grafen Stolberg (f. d.); Wolf (f. d.), den glücklichen Verdeutschter antiker Meisterwerke, der, wie vor ihm Adelung (f. d.), ein tüchtiger Forscher im Gebiete der deutschen Sprache, namentlich in Bezug auf Metrik war, dabei ein gesinnungsvoller Protektant, den echt deutsch gesinnten Moser (f. d.); im Gebiete der Geschichte Schröckh (f. d.), Schlözer (f. d.) als Forscher, Joh. Müller (f. d.) als vollendeten Geschichtschreiber, Archenholz (f. d.), Posselt (f. d.); im Gebiete der Philosophie Moses Mendelssohn (f. d.), Garve (f. d.), Iselin (f. d.), F. H. Jacobi (f. d.); die Prosaisten Sturz (f. d.) und Engel (f. d.), den Physiognomen Lavater (f. d.); die Kanzelredner Mosheim (f. d.), Jerusalem (f. d.), Spalding (f. d.), Reinhard (f. d.); die Philologen Heyne (f. d.), Wolf (f. d.) u. A.; den Mythologen Creuzer (f. d.), den gemüthlichen Volkschriftsteller Claudius (f. d.), von Gödingk (f. d.), Musäus (f. d.), Campe (f. d.), F. Nicolai (f. d.), Sophie Laroche (f. d.), Matthiffon (f. d.), Schubart (f. d.), die Männer der Sturm- und Drangperiode, wie von Klinger (f. d.), Lenz (f. d.), Vater Müller (f. d.) u. A., um von den Kräften, die in diesem Zeitabschnitte wirksam waren, eine Vorstellung zu erhalten.

Man hat vielfach getadelt, daß man gerade diese Periode der deutschen Literatur die classische, ihre Koryphäen Classifier nennt; aber es war in diesen Koryphäen wirklich eine Art der Erhabenheit, ein alles Gemeine von sich streifendes Streben, eine Universalität und namentlich in Schiller und Goethe ein centraler Kern, von dem alle ihre verschiedenen Richtungen, wie Radien aus einem Mittelpunkte, ausgingen, sodas das Prädicat classisch durchaus auf sie paßt. Es ist in der spätern Zeit in einzelnen Gebieten viel Treffliches und Schönes geleistet worden, aber es fehlten den Spätern jene Großheit, Allumfassendheit und Charakterstärke, welche nicht bloß für jene oder diese einzelne Leistung, sondern auch für den ganzen Menschen, für die Gesamtheit seiner Leistungen unwillkürlich Achtung und Verehrung erwecken. Jene erhabene Universalität, nur auf das speciellere Gebiet der Geographie, des Erd- und Naturlebens übertragen, erblickt man etwa noch in A. von Humboldt (f. d.). Die romantische Schule, so treffliche Repräsentanten sie hat, so rührig und segensreich sie war, so viel sie zur Kenntniß fremdländischer Literaturen, Calderon's, Shakspeare's, des Mittelalters, der Märchenpoesie beitrug und so zarte Dichtungen sie hervorbrachte, ermangelt doch jenes persönlichen Centralkerns, jener individuellen Gedrungenheit und hat dagegen Überfluß an einer gewissen unruhigen Stimmung, ja an einer gereizten Überstimmung, welche ihren kritischen Leistungen den Anstrich der Mäkelei ertheilt. Unter ihnen steht als kritischer Stimmführer A. W. von Schlegel (f. d.), der meisterhafte Übersetzer Shakspeare's, obenan, namentlich in seinen eleganten „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“, und in seinem mit F. von Schlegel (f. d.), der jenen an Tiefe und umfassendem Geiste übertraf, sich aber auch in Mystik verlor, herausgegebenen „Athenäum“, wie denn überhaupt jetzt die Literatur der kritischen Journale in mehr als billigem Maße einzureißen begann. Als Hauptproducent zeichnet sich innerhalb der romantischen Richtung Ludw. Tieck (f. d.), sowol als Dramatiker wie hauptsächlich als Novellist und nebenbei als Kritiker und Literaturkenner aus. Ihnen schlossen sich an W. H. Wackenroder (f. d.), der tief sinnige Novalis (f. Hardenberg), Lamotte Fouqué (f. d.), J. von Eichendorff (f. d.), D. H. von Löben (f. d.), L. A. von Arnim (f. d.), Clemens Brentano (f. d.). Diese Vertiefung in das deutsche Mittelalter war bezeichnend für die Zeit der Unterdrückung und Schmach Deutschlands und nicht ohne Einfluß auf die romantische nationaldeutsche Stimmung, welche den Freiheitskrieg herbeiführte oder wenigstens ihn mit Ehre und Erfolg bestehen half und weiterhin die Kampf-, Kriegs- und Siegespoesie der J. 1813 — 15 veranlaßte. Dahin wirkte auch besonders J. G. Fichte (f. d.) in seinen begeisterten „Reden an die deutsche Nation“, wodurch er vielleicht mehr noch wirkte, als durch sein für seine Persönlichkeit charakteristisches philosophisches System, welchem Schelling (f. d.) ein flüssigeres, der Ästhetik und Naturanschauung verwandteres und namentlich den Zwecken der Romantiker dienendes System gegenüberstellte. (S. Deutsche Philosophie.) Beide, auch Kant, wurden von F. H. Jacobi (f. d.) mit warmem Glaubenseifer bekämpft, bis endlich Hegel (f. d.) aus den Resultaten der bisherigen philosophischen Forschungen

sein großartiges System bildete. Hieraus und aus dem großen Eifer, womit man die Wissenschaften im Großen, Ganzen und immer mehr mit philosophischer Durchdringung bearbeitete, läßt sich erkennen, daß die Unterdrückung die deutschen Geister nicht demüthigte, noch der Hoffnung und des Trostes beraubte, und namentlich schrieb einer der Edelsten und Treflichsten der Deutschen, Jean Paul Fr. Richter (f. d.), besonders seit 1800 seine schönsten Romane und seine originellen Schriften über Erziehung und Aesthetik; ebenso wenig läßt sich aber auch nachweisen, daß der unter Blut und Anstrengung endlich errungene Sieg der Literatur einen neuen und besondern Charakter gegeben habe; höchstens blühte die Lyrik, unter deren Repräsentanten E. M. Arndt (f. d.) und Rückert (f. d.), später Chamisso (f. d.) und Uhland (f. d.) vorzüglich populair wurden, in eigenthümlicher Weise fort, wogegen das Drama, selbst in der Hand von Talenten wie Zach. Werner (f. d.), Müllner (f. d.), Grillparzer (f. d.) vielfach auf Abwege gerieth, nicht minder die Novellistik, die freilich von den Romantikern trefflich gepflegt wurde, aber auf der andern Seite entweder gänzlich verflachte, oder, wie in Hoffmann's (f. d.) genialen Gebilden, nur zu sehr in das Abenteuerliche, Gespenstische und Gräßliche sich verlor. Das heroische Epos stand trotz der heroischen Zeit fast gänzlich still. Es läßt sich diese Erscheinung daraus erklären, daß sich die Besten dazu gedrängt fühlten, lieber durch das öffentliche Wort, statt durch die Schrift auf die Jugend zu wirken; daß die vielen und großen Hoffnungen, mit denen man sich für die Zukunft Deutschlands trug, durch die Friedensschlüsse und Congresse nicht erfüllt wurden, wie es denn namentlich niederschlagend wirkte, daß eine ursprünglich deutsche Provinz, der Elsaß, sogar nach einem zweiten siegreichen Kriege, in den Händen des Feindes blieb, daß demzufolge Mismuth sich der Gemüther bemächtigte, eine die besten Kräfte aufreibende Polemik gegen innere wenig erhebliche Feinde, z. B. gegen Kogebue (f. d.), in Gang kam, und daß nach des Letztern Ermordung der frisch auftretende Geist der deutschen Jugend wie die Presse mit einem Streiche getilgt wurden.

Hierüber suchte sich der eine Theil der Nation mit ästhetischen Genüssen zu trösten, während die Andern mit den Erinnerungen der vergangenen Zeit und der Lecture der vielen darüber erschienenen Schriften vollauf zu thun hatten. Doch läßt sich eine Einwirkung des erwachten deutschen Geistes darin erkennen, daß viele der kernhaftesten deutschen Männer sich fortan zur Bearbeitung deutscher Sprache und Alterthümer getrieben fühlten, so besonders Jak. Grimm (f. d.), dessen „Deutsche Mythologie“, „Deutsche Rechtsalterthümer“ und vorzüglich „Deutsche Grammatik“ ein unsterbliches Zeugniß deutschen umfassenden Fleißes sind; ferner W. Grimm (f. d.), Ludw. Jahn (f. d.), der Sprachreinerer unsers Jahrhunderts, Arndt (f. d.), Görres (f. d.) u. s. w. Gerade diese Männer waren es auch, welche durch feurige und freimüthige Schriften viel zur Erhebung Deutschlands beigetragen hatten, zum Theil aber, wie namentlich Jahn und Arndt, schwer dafür büßen mußten, daß sie an den Consequenzen ihrer deutschen Gesinnung zu beharrlich festhielten. Überhaupt war die Freiheit der Rede in politischen Dingen von 1819 — 30 in Deutschland ziemlich beschränkt und unter die Fesseln von Beschlüssen gelegt, welche das deutsche Volk nach so großen blutigen Anstrengungen wol nicht erwartet noch verdient hatte, und so mußte das Ganze für die Übertreibungen und Verirrungen Einzelner büßen. Daber veranlaßte die politische Langweile gegen den Schluß dieses Zeitraums hin die pikanten Gräßlichkeiten in der schönen Literatur, um die Geister zu stimuliren, während allmählig eine politische Polemik, nur mit dem Stachelgürtel der belletristischen Kritik angethan, sich in Wolfgang Menzel's (f. d.) Werk „Die deutsche Literatur“ und in Desselben „Literaturblatt“, wie in Börne's (f. d.) Schriften, Luft machte oder in sprungfertigen Wigen, wie in Heine's (f. d.) „Reisebildern“, zur Erscheinung kam. Dies war die Blut- und Selbststrache, welche die Literatur an der obwaltenden Tendenz der Beschränkung nahm, denn dem raschen und unermüdeten Wige lassen sich nicht solche Fesseln anlegen wie der objectiveinfachen Darlegung von Thatsachen oder einer systematischen Beweisführung. Die wissenschaftliche Forschung stand unterdeß nicht still und hatte einen freieren Spielraum; doch werden wir erst weiter unten darauf zurückkommen.

Den politischen Stillstand unterbrach das J. 1830 mit seinen gewaltsamen Regungen und der franz. Julirevolution, welche auch in mehreren Theilen Deutschlands Ausbrüche zur

Folge und überhaupt die Sympathien der Mehrzahl für sich hatte. Diese politische Bewegung konnte auch auf die Literatur nicht ohne Einfluß bleiben, die sich jetzt mehr als je bestrebte, Zeitfragen und Tagesinteressen in ihr Bereich zu ziehen. Nicht nur daß man die Politik, dem Censurzwange Trotz bietend, in Journalen verarbeitete und daß sich fortdauernd eine reiche, wenn auch mit dem Tage vergängliche Pflanzung von politischen Broschüren aus dem Boden der Zeit erzeugte, auch die wissenschaftlichen Werke nahmen zum großen Theil ein Zeitcolorit an. Die Philosophie bot sich willig der praktischen Anwendung auf politische und sociale Fragen dar, die Reiseliteratur schwängerte sich mit politischen Elementen, selbst die Lyrik trat als muthige Kämpferin in die Schranken, auch der Roman entsagte seiner harmlosen Objectivität oder Phantasterei und zog die Tendenzen der Zeit, oft nur in zu gewaltsamer Weise, in seinen Kreis und nur das Drama blieb, der zu strengen Beaufsichtigung des Theaters wegen, hinter der Forderung der Zeit, daß Alles eine Tendenz haben müsse, zurück. Dieser Zustand der Literatur, welcher sogar zu den gewagtesten Consequenzen und Forderungen führte, ist bis auf die Gegenwart im Wesentlichen derselbe geblieben, indem der Kampf noch fort dauert und von der einen Seite um so entschiedener und häufig rücksichtslos zum Fortschritte gedrängt wird, weil man von der andern Seite selbst oft billige Forderungen nicht gewährt, indem ferner bei den die Mitte haltenden, welche dem Geiste der Zeit nicht widerstrebten und doch auch das Alte nicht gänzlich fallen lassen möchten, ein Schwanken stattfindet, welches dem Gegensatze, im Guten wie im Bösen, immer einen neuen Anhaltspunkt gewährt. Zudem kann sich die Gährung, besonders der jüngern Geister, fast nur literarisch abbrausen, so lange bei dem Fortbestande des allgemeinen Friedens kein Abflussskanal für sie eröffnet ist. Die Zerfallenheit Deutschlands in viele größere oder kleinere Staaten und das Vorhandensein deutscher Länder außerhalb des Deutschen Bundes, wie die Schweiz und der Elsaß, haben es möglich gemacht, daß man trotz der in Deutschland fortbestehenden Censur die extravagantesten religiösen, politischen und socialen Ansichten und Behauptungen aufgestellt hat. Ob nun diese Extreme eine Berechtigung in sich, einen Lebenskeim haben, wird die Zukunft lehren; für jetzt haben sie im Volke selbst noch keinen Boden und erscheinen selbst dem Politiker, der aufrichtig den Fortschritt und das deutsche Volk mit dem französischen und englischen auf derselben Stufe politischer Bildung und Selbständigkeit zu sehen wünscht, als hohle Abstractionen, an denen Eitelkeit und Selbstverblendung vielfachen Theil haben. Bei der ungemein großen Zahl der Schriftsteller, die in jüngster Zeit hervortraten, unter denen jedoch Keiner von so überragender Größe war, daß sich an seinen Namen wie etwa an den Namen Schiller's oder Goethe's der Name einer Epoche knüpfen könnte, würde es von geringem Nutzen sein, sie namentlich verzeichnen zu wollen; es reicht hin, die jüngst vergangene Zeit nach Richtungen und Gruppen vorzuführen. Die Organisation der Gegenwart drängt von selbst wie in der Politik so auch in der Literatur zu einer gewissen demokratischen Gleichheit, zu einem Niveau der Talente, welche die Zeitstimmung nicht mehr zu beherrschen im Stande sind, sondern von ihr beherrscht werden. So vieles Gute z. B. in der neuesten Zeit auch auf dem Gebiete der Poesie geleistet worden ist, so beruht sie doch nicht mehr auf den hohen idealen Anschauungen, welche ihr zur Zeit der klassischen Periode eigenthümlich waren; sie ist in den bessern Leistungen immer mehr oder weniger von den Einflüssen der Zeit gefärbt, oft sogar getrübt, während uns die ganz und gar von allem Zeitinhalt abstrahirenden Dichtungen unwillkürlich als flach oder bedeutungslos, mindestens als wenig erhebtlich erscheinen. So ist freilich die poetische Naivität verloren gegangen, aber im Ganzen doch ein Fortschritt gemacht worden, indem gerade in Deutschland nur zu lange jene Bezugnahme auf das nächstliegende praktische Volksinteresse gefehlt hat, wodurch namentlich die Engländer und die Nordamerikaner in allem Praktischen den Deutschen so weit vorausgeeilt sind. Zu leugnen ist jedoch nicht, daß man von gewissen Seiten zu einseitig auf der Forderung von Zeitendenzen beharrt, daß man die Vorzüge einer harmlosen dichterischen Schöpfung und das Streben nach reiner Wissenschaftlichkeit zu engherzig verkennet, daß unberufene und kenntnißlose Leute, auf ihre ohnehin noch unerprobte sogenannte Gefinnung trogend, nichts als diese für nöthig halten, um als Schriftsteller wirksam zu sein, daß namentlich die politische Schriftstellerei, die unbedingt nicht bloß ein bedeu-

tendes Talent sondern auch die gebiegensten Kenntnisse erfordert, wenn sie, statt aufzuklären, die Gemüther nicht verwirren soll, in oft höchst anmaßlicher und dabei oberflächlicher Weise von sehr vielen Leuten getrieben wird, die von der Politik und ihrem umfangreichen Hülfswissenschaften höchstens die Kenntniß haben, die ihnen die Zeitungslecture gewährt, und deren Geschichtskentniß nicht über die franz. Revolution hinausreicht. Indesß ist auch hier als ein Vorzug der neuern Geistesrichtung zu erwähnen, daß man angefangen hat, die Deutschen ebensowol auf ihre großen nationalen Vorzüge und Kernkräfte als auf ihre Schwächen aufmerksam zu machen, welche der förderbaren Benützung jener noch heimmend entgegenstehen. Dies geschah nie in einer edlern und gründlichern, das Für und Wider gerecht abwägenden Weise, als z. B. von Paul Vitzler (s. d.) in dessen „Briefen zweier Deutschen“; mit Recht wurden dagegen die oft widerlich spöttischen Ausfälle auf das deutsche Volk, wie sie sich hier und da, und namentlich bei Heine, bemerkbar und aufdringlich machten, von dem gesunden Sinne der Bessern, namentlich seit dem im J. 1840 neuerwachten nationalen Geiste, beseitigt und zurückgewiesen.

Eine Eigenthümlichkeit des Schriftwesens ist es seit 1830, daß kaum ein bedeutenderes politisches Ereigniß, kaum eine sociale Frage oder Theorie vorübergegangen ist, ohne eine nur dies Ereigniß oder diese Frage betreffende specielle, freilich auch vergängliche Literatur zur Folge zu haben. Zu erinnern ist hier an die weitläufige Literatur über die Frage der Judenemancipation und der Frauenemancipation, an die Streitschriftenliteratur, welche Lorinser's in ärztlicher Hinsicht gegen die Gymnasien unternommenen Angriffe, Diesterweg's Reformvorschläge für die Universitäten, die Gegenbestrebungen der Altlutheraner gegen die Union, die kölner religiöse, die hannoversche politische Frage, die Protestation der sieben göttinger Professoren, Jacoby's „Vier Fragen“, die Homöopathie, die Sonnambulismus, Schelling's zuletzt von Marheineke kritisirte „Offenbarungsphilosophie“, die Frage über Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, über den Nachdruck, über literarisches Eigenthumsrecht, über den Communismus u. s. w. zur Folge gehabt haben. Diese Für- und Widerliteratur ist zu reichhaltig und hängt, obgleich einzelne dieser Fragen, wenn nicht erledigt, doch für den Augenblick beseitigt sind, zu sehr mit den noch nicht vorauszusagenden fernern politischen und socialen Entwicklungen zusammen, als daß hier näher darauf eingegangen werden könnte. Im Ganzen gibt sie ein Zeugniß, daß man die vielfachen noch vorhandenen Schwächen und Mängel im Nationalleben, aber auch die im Leben der Menschheit fühlt und für deren Heilung besorgt ist, und obschon sich manche unberufene Sprecher in diese Discussionen eindrängten, ist doch auch manches beherzigenswerthe Wort gesprochen worden.

Besonders zugänglich für alle Partei- und Zeitfragen erwies sich die Hegel'sche Philosophie, die gegen und um das J. 1830 ihre größte Wirksamkeit erreichte. In sich Alles umfassend und in ihr in der That großartiges System aufnehmend, alle Kreise der Denktätigkeit durchdringend, war diese Philosophie sehr geeignet, dem Bedürfniß der Jüngern, sich der mühsamen Kenntniß der Thatsachen und geschichtlichen Vorderzüge zu entziehen, mehr als halbwegs entgegenzukommen und das von allgemeinen Principien ausgehende Raisonnement, dem man sich überhaupt mit Vorliebe hingab, zu fördern. So wurde das Stoffliche nach allen Seiten hin flüßig gemacht und principienmäßig erörtert, jedoch oft nur scheinbar gründlich, da man Alles zu ausschließlich auf die bloß begriffliche und abstracte Betrachtungsweise zurückführte und Staat, Kirche, Gesetz, bildende Kunst, Literatur, kurz die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit von dem Mittelpunkte der (Hegel'schen) Idee aus zu construiren unternahm. Besonders bemächtigten sich die jüngern Anhänger Hegel's der Kritik. Die Sprache, die bei Hegel oft tief und wunderbar treffend, aber auch nicht selten durch Fremdwörter, Schulausdrücke und gezwungene Constructions verworren und barbarisch erscheint, hatte zwar viele neue bezeichnende Wendungen und Ausdrücke gewonnen, welche die Idee sehr häufig aufs glücklichste erschöpften; aber sie artete zugleich bei Hegel's Schülern in einen zu schulmäßigen Typus aus, führte in die Zeiten der frühern barbarischen Sprachengerei zurück und verzichtete fast gänzlich auf Farbenpracht oder nur jene Schönheit und Anmuth des Stils, die unter Hegel's Schülern fast allein Rosenkranz (s. d.) in einzelnen Schriften zu erreichen wußte. Ihm schließt sich, nur in zu raisonnirender Weise, Hotho (s. d.) in seinen ästhetischen Schriften

an. Aber nicht bloß die Aesthetik sondern auch die Jurisprudenz wurde von den Ansichten Hegel's erfaßt, und namentlich trat Gans (s. d.) der historischen Schule gegenüber. Im Zusammenhange mit der Hegel'schen Schule stand das sogenannte Junge Deutschland (s. d.), worunter man außer Heine noch besonders Gogkow, Wienberg, Mundt, Laube, entfernter Kühne und mit Unrecht noch einige Andere begriff. Diese Zusammenstellung war allerdings ziemlich willkürlich; doch findet sich bei den Genannten insofern etwas Gemeinsames, als sie in ihren ästhetisirenden Schriften auf sociale, politische und religiöse Fragen Bezug nahmen und in ihren Novellen Zeittendenzen vom liberalen Standpunkte zu verfechten und die poetische und prosaische Form der Darstellung miteinander zu verschmelzen suchten. Zugleich war es ihnen gelungen, sich mittelbar oder unter unmittelbarer Leitung einer Menge Journale zu bemächtigen, hauptsächlich in Norddeutschland die belletristische Kritik zu leiten und durch manche kecke Aussprüche sogar die Aufmerksamkeit der Regierungen in dem Grade zu erregen, daß man die Schriften, selbst die zukünftigen der fünf zuerst Genannten, mit einem Verbot belegte. Seitdem erwies sich, daß der ideelle Zusammenhang unter ihnen wie ihre persönlichen Sympathien äußerst gering waren, da sie unter sich zerfielen und Jeder fortan seinen eigenen Weg ging oder zu gehen vorgab. Eine gewisse kritische Regsamkeit nach allen Seiten hin und eine bei dem Einen flotte, bei dem Andern ziemlich sorgfältig ausgearbeitete stilistische Manier, die aber bei Allen geistreich und witzig zu schillern sucht, sind Eigenschaften, die man ihnen ebenso wenig wie manchem andern jüngern Schriftsteller, den man mit ihnen in Zusammenhang brachte, absprechen kann. Von der Seite der Hegel'schen Schule her drohte endlich Dav. Strauß (s. d.) in seinem „Leben Jesu“, indem er die darin unerklärten und unerklärbaren Momente als mythisch darstellte und die Widersprüche in den Evangelien mit einem Aufwande von Kritik nachzuweisen suchte, die gesammte christliche Dogmatik zu erschüttern. Weniger ist es ihm gelungen, in seinem „Cultus des Genius“ einen positiven Ersatz zu geben oder seine Ansichten populair zu machen, da er in der Kritik und der Hegel'schen Begriffssphäre befangen blieb. Weiter ging noch die Partei der „Hallischen Jahrbücher“, nachdem Schtermeyer abgetreten, unter Ruge's Auspicien. Unter dem Vorgeben, die Philosophie in Praxis umzusetzen, womit aber doch die durchaus zu sublimen Anschauungs- und Darstellungsweise in einem unpraktischen Gegensatz stand, legte sich diese Partei auf die Negation, schritt von Zerstörung zu Zerstörung weiter, wozu sie sich, um immer interessant und neu zu bleiben, genöthigt sah, und ging endlich in Bruno und Edgar Bauer (s. d.) und Ludwig Feuerbach zu Consequenzen über, die zur Folge hatten, daß die ohnehin nur im Kreise der höchst Gebildeten gelesenen „Hallischen“, später „Deutschen Jahrbücher“ verboten und Bruno Bauer die Lehrbefugniß an der Universität zu Bonn entzogen wurde, womit man den gordischen Knoten, statt ihn zu lösen, gewaltsam zerschchnitt. Ob dieses Mittel für die Dauer wirksam sein sollte, läßt sich bezweifeln, da bei dem schwankenden, so vielfach unterminirten Zustande unserer Zeit und den immer nachwachsenden Hydraköpfen gewaltsam unterdrückte Ansichten leicht zu anderer Zeit um so kühner und erfolgreicher wieder zum Ausbruch kommen. Nuth, Schärfe und Geist lassen sich jener Partei jedoch nicht ableugnen, wogegen manche ihrer Bekämpfer, wie Menzel (s. d.), als Redacteur des „Literaturblatts“ zum „Morgenblatt“, eine populairere Schreibart und mehr Bekanntheit mit den Bedürfnissen des Volks bekundeten. Auch waren Viele jener Partei von so anerkennenswerther Ehrlichkeit, daß sie eingestanden, sie predigten den Atheismus und negirten das Christenthum, wogegen die ältern scheinfrommen Hegelianer, obgleich im Grunde auf derselben Basis stehend, ihre radical undogmatischen Ansichten als die Kernansichten des Christenthums selbst anzulegen versuchten. Gegen das Hegel'sche System verhielt sich das Herbart'sche System, vorzugsweise von Drobisch und Hartenstein in Leipzig gefördert, in seiner mathematischen Abgeschlossenheit etwas trocken, während Steffens (s. d.), auch als Novellist rühmlichst hervorzuheben, seine philosophischen Ansichten mehr in poetisirenden Aphorismen orakelähnlich verkündete. Auf der katholischen Seite ist F. von Bader (s. d.), als Anhänger Kant's Krug (s. d.), als Geschichtschreiber der Philosophie sind Tennemann (s. d.); H. Ritter (s. d.) und Windischmann (s. d.) zu erwähnen. Andere Philosophen scheinen das beste Theil erwählt zu

haben, indem sie sich, wie namentlich Biedermann in Leipzig, die bloß philosophische Speculation umgehend oder verneinend, dem praktischen Zeitinteresse entschiedener zuwandten. (S. Deutsche Philosophie.) Auf dem der Philosophie naheliegenden Gebiete der Ästhetik wurde Bedeutendes von den Anhängern der Schelling'schen Ansicht, wie früher von Solger (s. d.) und Ast (s. d.), so in neuerer Zeit von Trahdorff und Lommagsh geleistet; zu den Anhängern Hegel's zählt man den in vielen Punkten eigenthümlichen und Hegel's ästhetischen Begriffskreis erweiternden C. H. Weise (s. d.); zu Herbart's Anhängern Griepenkerl und Bobrik; ferner sind auf diesem Gebiete noch W. E. Weber (s. d.), Ruge (s. d.), Wischer, Dünker, Böhig u. A. zu nennen. (S. Aesthetik.)

In der Theologie ward der Kampf zwischen Rationalismus (s. d.) und Supernaturalismus (s. d.) nicht ohne Lebhaftigkeit fortgeführt. Das rationalistische System nach Grundlage der Kant'schen und vorkantischen Philosophie wurde zuerst von Wegscheider in seinen „Institutiones theolog. dogm. chr.“ vollständig auf die Glaubenslehre angewendet. Dasselbe geschah mit der Fries'schen Philosophie durch De Wette, mit der ältern Philosophie Schelling's durch Daub, mit der Hegel'schen durch Marheineke in der 2. Auflage seiner „Grundlehren der Dogmatik“, und auch Schleiermacher's „Christlicher Glaube“ war Philosophie über das Christenthum. Den Supernaturalismus nach der Schule von Storr (s. d.) suchte Steudell (s. d.) in seinem „Dogmatischen Lehrbuch“ gegen die neuern Systeme zu retten. Die zahlreichen Vermittelungsversuche zwischen Nationalismus und Supernaturalismus blieben, da es ihnen ebenso an tiefer Begründung als an Consequenz fehlte, ohne Erfolg. Dagegen läßt sich hoffen, daß die tiefere Begründung der Einigung der Vernunft und Offenbarung, des Wissens und Glaubens in Ammon's „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“ und in Bretschneider's „Religiöser Glaubenslehre nach Vernunft und Offenbarung“ den Frieden zwischen beiden Denkarten wesentlich fördern werde. Als besonderes Organ für die supernaturalistische und symbolische Theologie ist die „Evangelische Kirchenzeitung“ unter Hengstenberg's (s. d.) Leitung aufgetreten, während die „Allgemeine Kirchenzeitung“ (zu Darmstadt) die Grundsätze des Nationalismus vertritt. Der Versuch der „Evangelischen Kirchenzeitung“, in der hallischen Denunciationsache die politische Macht gegen den Nationalismus in Bewegung zu bringen, mißlang gänzlich und erregte nur Unwillen. Die wichtigsten Gegenstände, welche außerdem auf dem Gebiete der theologischen Literatur zur öffentlichen Besprechung kamen, waren die Union (s. d.) der beiden protestantischen Kirchen, die preuß. Kirchenagende (s. d.), die Polemik zwischen Katholiken und Protestanten und besonders der Artikel von der Kirchenverfassung (Consistorien, Synoden (s. d.), Presbyterien (s. d.)), Disciplin, kirchliche Repräsentation, wozu die Verhandlungen über die Staatsverfassungen den unvermeidlichen Anstoß gaben. Erfolgreicher als die hierüber geführten Streitigkeiten waren die Fortschritte in andern Zweigen der theologischen Wissenschaft. In der Grammatik und Lexikographie der hebr. Sprache stellten Gesenius (s. d.), Winer (s. d.) und Ewald (s. d.) gründliche Forschungen an. Die Grammatik des Neuen Testaments bearbeitete Winer; die richtigen philologischen Grundsätze, welche der Willkür der ältern Gesehe steueren, wurden auf die Erklärung des Neuen Testaments von Friesche (s. d.) und auf dessen Lexikographie von Bretschneider (s. d.) und Wahl (s. d.) angewendet. Für die Kritik des neutestamentlichen Textes eröffnete Lachmann (s. d.) eine neue Bahn, indem er auf den erweislich ältesten Text zurückging. Außer den zahlreichen Schriften über die Echtheit und Glaubwürdigkeit einzelner biblischer Bücher, und im Neuen Testament namentlich des Matthäus und Johannes, verdienen besonders die Angriffe der jüngern Hegelianer, z. B. Dav. Strauß's (s. d.) und Bruno Bauer's (s. d.), auf die Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Nachrichten vom Leben Jesu bemerkt zu werden, die von Weiß (s. d.), Tholuck (s. d.), Reander (s. d.), Ammon u. A. mit tüchtigen Waffen bekämpft wurden. Die allgemeine Kirchengeschichte wurde von Hase (s. d.), Gieseler (s. d.) und Reander auf verdienstliche Weise bearbeitet, die Reformationsgeschichte von Marheineke (s. d.) und Hagenbach (s. d.). Eine kritische Ausgabe der sämmtlichen Briefe und Werke Melancthon's besorgte Bretschneider im „Corpus reformatorum“, die Briefe Luther's gab De Wette aufs neue heraus und aus dem kasseler Archiv lieferte Neudecker Beiträge zur Geschichte der Reformation. Um die

Bearbeitung der Symbolischen Bücher machten sich Hase, Köllner, Rößiger, Kleener u. A. verdient. Die christliche Sittenlehre fand an De Wette (f. d.) und Ammon (f. d.) geistvolle und sorgfältige Bearbeiter. Als vorzüglich zeichnen sich die geistlichen Reden von Dräseke (f. d.), Ammon, Schmalz (f. d.), Tzschirner (f. d.), Harms (f. d.) u. A. aus, und unter den zahlreichen ascetischen Schriften hat keine eine so große und verdiente Verbreitung gefunden als „Die Stunden der Andacht“ (f. d.).

Die wissenschaftliche Pädagogik, welche mittelbar durch die philanthropinistischen Bewegungen im siebenten und achten Jahrzehnd des 18. Jahrh. in Deutschland angelegt, durch die Kant'sche Philosophie gegen das Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrh. eigentlich begründet und durch den Einfluß der Naturphilosophie in tieferer Auffassung bearbeitet worden war, hat in der jüngsten Zeit wenig Fortschritte gemacht, weil alle Kräfte auf Förderung der praktischen Erziehung sich hinrichteten. Über das Ganze der Erziehung haben in wissenschaftlichem Geiste nächst G r a s e r (f. d.) und H e r b a r t (f. d.) nur geschriebene Bencke („Erziehungs- und Unterrichtslehre“, 2 Bde., Berl. 1835—36; 2. Aufl., 1842) und Braubach („Fundamentalpädagogik“, Gief. 1841), da S c h w a r z ' s (f. d.) „Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts“ (4. durch Curtmann neu bearbeitete Aufl., Heidelb. 1843), Nottels „System der Erziehung“ (1837), Arnold's „Pädagogik“ (1837), Stephani's (f. d.) „Erziehungskunde“ (1836) und „Unterrichtskunde“ (1833), der Gebrüder Paulus' „Principien des Unterrichts“ (1839), Stapp's „Erziehungslehre“ (3. Aufl., 1842) und S c h e e r ' s (f. d.) „Handbuch der Pädagogik“ (2 Bde., 1839—43) nicht auf dem eigentlich wissenschaftlichen Standpunkte stehen, sondern von praktischen Gesichtspunkten ausgegangen sind. Reichere Ausbeute lieferte die jüngste pädagogische Literatur über einzelne Theile der Erziehung, namentlich über Schüler und Schulunterricht. Es sind hier zu nennen: H e i n r o t h (f. d.), „Über Erziehung und Selbstbildung“ (1837), H e i n s i u s (f. d.), „Schule und Leben“ (1842), Curtmann, „Schule und Leben“ (1842), Türk, „Erfahrungen über Erziehung und Unterricht“ (1838), W e i ß (f. d.), „Erfahrungen und Rathschläge aus dem Leben eines Schulfreundes“ (2 Bde., 1835—39), Greverus, „Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens“ (1836), Gräfe, „Schulreform“ (1834) und „Schule und Unterricht“ (1838), Saufe, „Einrichtung der Schulen“ (2 Bde., 1841—42) und D i e s e r w e g (f. d.), „Begleiter für Lehrer“ (2. Aufl., 1838). Der alte Kampf zwischen Humanismus und Realismus, aufs neue angeregt durch T h i e r s c h ' s (f. d.) Schrift „Über Gelehrtenschulen“ (1826—30), wurde zu schlichten versucht aus dem nationalen und christlichen Gesichtspunkte durch K l u m p p (f. d.), „Die Gelehrtenschulen“ (1829—30); nach Principien der Hegel'schen Philosophie von Deinhardt, „Gymnasialunterricht“ (1837) und Alex. Kapp, „Gymnasialpädagogik“ (1841), während Art, „Gymnasien und Realschulen“ (1840), Mager, „Die deutsche Bürgerschule“ (1840), Nagel, „Idee der Realschulen“ (1840) die Idee der Realschulen und deren Verhältniß zum Gymnasium ins Licht zu setzen suchten. Die neueste Philosophie hat bis jetzt nur sehr geringen Einfluß auf die Pädagogik ausgeübt, da nur Deinhardt und Kapp nach ihren Principien eine Construction des Gymnasialunterrichts versucht haben. Die Fortschritte der wissenschaftlichen Pädagogik scheinen überhaupt weniger bedingt zu sein durch das Anschließen an eine philosophische Schule, oder an eine einseitige psychologische Theorie Bencke und sein Schüler Dresler), als vielmehr durch engere Verbindung mit der christlichen Ethik. Um die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts haben sich in der jüngsten Zeit Verdienste erworben Alex. Kapp durch die „Darstellung der Platonischen und Aristotelischen Pädagogik“ (1833—37), Cramer, „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthum“ (2 Bde., 1836—38) und „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters“ (1843), K. von Raumer, „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufleben classischer Studien bis auf unsere Zeit“ (1843) und Pfaff, „Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens in Württemberg in ältester Zeit“ (1843); doch ist zu wünschen, daß der historischen Pädagogik künftig noch mehr Kräfte sich widmen.

Der Einfluß der Zeit auf die Rechtswissenschaft zeigte sich in sehr verschiedener Gestalt. Zuerst offenbarte sich auf dem Gebiete des Privat- oder bürgerlichen Rechts eine Verschiedenheit der Ansichten, die alsbald zum offenen und scharfen Gegensatz ward. Die

Wiederbelebung des historischen Rechtsstudiums, zunächst in der Richtung auf röm. Recht, wie sie durch von Savigny (f. d.), Haffe (f. d.), Göschen (f. d.), Bluhme (f. d.), Hugo (f. d.) u. A. angeregt ward und in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ seit 1825 ihr Hauptorgan fand, wirkte, unterstützt durch glückliche Erfolge rechts-antiquarischer Nachforschungen, z. B. die Auffindung des vollständigen Gajus (f. d.) u. f. w., wie durch werthvolle Behandlung einzelner Themata Seiten der Genannten und ihrer Schüler, wesentlich auf gründlicheres Quellenstudium und sicherere Auffassung civilrechtlicher Institute hin. Allein ihre zu sehr von der praktischen Seite der Rechtswissenschaft abgewendete Richtung und das damit verbundene Verkennen oder Übersehen der übrigen wesentlichen Elemente unserer Rechtszustände riefen eine entgegenstehende Richtung hervor, welche der philosophischen Auffassung und der Würdigung vom praktischen Gesichtspunkt aus freieren Spielraum gewährt und, ohne eine solche äußere Geschlossenheit der Bestrebungen zu bekunden wie die historische Schule in Thibaut (f. d.) und Gans (f. d.) ihre Hauptverfechter fand, neuerlich aber hauptsächlich im Gegensatz zu dem Erben des Savigny'schen Lehrerruhms, Puchta (f. d.), von mehreren tiefer Rechtsgelehrten würdig repräsentirt wurde. Das Streben der Zeit nach gründlichen Reformen der bestehenden Rechtsverfassung gab diesen beiden Richtungen, alsbald nach dem Ende der franz. Herrschaft über Deutschland, Veranlassung, sich über Beruf oder Nichtberuf der Zeit für Gesetzgebung auszusprechen. Dasselbe Streben hat aber auch von dem zunächst unerreichbaren Allgemeinen sich auf das Besondere wendend, der praktischen Bedeutung dieses principiiellen und jetzt mehr in das Innere der Wissenschaft zurückgezogenen Gegensatzes beider Richtungen Abbruch gethan, und dafür die dem öffentlichen Leben zugewandte Seite der Wissenschaft für mehre, dem Gebiete des Privatrechts fremdere Hauptfragen in Anspruch genommen. Nachdem die Befreiungen des Bauernstandes von manchen ihn drückenden Feudallasten, die freiere Entwicklung der Grundeigenthumsverhältnisse, die Frage über den Nachdruck u. dgl. ihn Erledigung im Wege der Gesetzgebung zumeist erhalten hatten, traten in den Kreis der genannten rechtswissenschaftlichen Behandlung nach und nach mehre Punkte des öffentlichen Rechts, z. B. die Stromschiffahrtsfrage, die Untersuchungen über die Todesstrafe, über Freiheit der Presse, u. f. w. ein, welchen sich in der letzten Zeit wiederum die bereits früher einmal praktisch gewesenen Erörterungen der obersten Grundzüge des Criminal- und Proceßrechts angeschlossen. In Verbindung mit anderweiten Bestrebungen auf dem Terrain des Constitutionalismus sind diese letztern Erörterungen gewöhnlich in den Vordergrund des wissenschaftlichen Lebens des Rechts getreten, und Schriften, über die beiden principiiell einander gegenüberstehenden Arten des Straf- wie Civilproceßes, über Geschworenengerichte, Anzeigebeweis, Schiedsgerichte sind in reicher Anzahl erschienen. An der Spitze der sich in dieser Beziehung kundgebenden Reformen sind Mittermaier (f. d.) und Aberg (f. d.) zu nennen. Eine andere mehr innerliche Bewegung im Gebiete der Rechtswissenschaft ist der Fortschritt der germanistischen Studien. (S. Deutsches Recht.) Die wissenschaftliche Entwicklung des constitutionellen Staatsrechts durch von Rotteck (f. d.), Welcker (f. d.), Jordan (f. d.) u. A. ist der Praxis mannichfach und nicht ohne zu Misdeutungen Veranlassung zu geben, vorausgeeilt. — In der Politik blieb es bei einem Hin- und Herschwanken zwischen zwei Extremen, deren Vermittlung Ancillon (f. d.) vergebens versuchte. Bei der fortwährend sich steigenden Theilnahme am öffentlichen Leben konnte indes auch die Wissenschaft nicht zurückbleiben. Nie fehlte es an Solchen, die bereit waren, den von den Anhängern des Alten hingeworfenen Fehhandschuh aufzunehmen, wie dies namentlich die vielen Schriften gegen Haller's (f. d.) berüchtigte Restaurationslehre beweisen. Auch fehlte es nie an Solchen, die auf dem Grund der Geschichte und gründlicher Forschung die Fragen der Zeit zu lösen bemüht waren. Nächst Zachariä (f. d.), der in seinen „Vierzig Büchern vom Staate“ die Idee der Staaten in allen ihren Beziehungen zu entwickeln suchte, erwähnen wir hier nur F. von Raumer (f. d.), Pölig (f. d.), Joh. Schön („Die Staatswissenschaft“, Bresl. 1831), Weigel (f. d.), Bülow (f. d.) und R. Vollgraff, der freilich in seinem Werke „Die Systeme der praktischen Politik im Abendlande“ (4 Bde., Giesl. 1828—29) so weit sich verirrete, geradezu die Staatsunfähigkeit der slavisch-germanischen Völker zu behaupten. (S. auch Deutsche Politik.)

Wie überhaupt Gründlichkeit und Gelehrsamkeit der Charakter deutscher Wissenschaft ist, so ist sie auch, vorzugsweise vor allen Nationen, der der deutschen Arzneiwissenschaft, in welcher nach allen Richtungen hin eine glänzende Literatur sich kund gibt. (S. Deutsche Medicin und Chirurgie.) Nicht minder ausgezeichnete Leistungen hat die deutsche Literatur aufzuweisen in der Mathematik (s. d.), in den Naturwissenschaften (s. d.), und zwar nicht blos in der Physik (s. d.) und Chemie (s. d.), sondern auch in der Naturgeschichte (s. d.), in der Mineralogie, Botanik und Zoologie, sowie auch in den praktischen Wissenschaften und schönen Künsten, in Baukunst, Sculptur, Malerei, Musik u. s. w.

Auch die rein philosophischen Wissenschaften, denen sich der Deutsche von jeher mit dem ausdauerndsten Eifer zugewendet, wurden bis auf die Gegenwart herab nicht verabsäumt. Die Werke der alten Griechen und Römer wurden fast ohne Ausnahme in sprachlicher und sachlicher Rücksicht mit Geist und Geschmac erlüttert und der Text derselben nach verständigen Grundsätzen der Kritik hergestellt. Wir erinnern hier an die Ausgaben von G. Hermann, Böckh, Bekker, Lobeck, Voppe, Afi, Matthia, Heindorf, Schäfer, Jacobs, Dissen, Stallbaum, J. Ch. Zahn, Wunder, Bernhardt, Krüger, Klog, Westermann, Krig u. A.; an die Übersetzungen von F. Thiersch, J. H. Voß, von Knebel, Jacobs, W. von Humboldt, E. Günther, Droysen, Donner und Schleiermacher; an die lexikalischen Arbeiten von J. G. Schneider, Passow, Freund, Rost und Vape; an das große Unternehmen der Berliner Akademie, das „Corpus inscript. graec.“, begonnen durch Böckh, fortgesetzt von Franz, sowie an die „Inscriptiones latinae“ von Drelli; an die trefflichen Sprachlehren und Untersuchungen über lat. Grammatik von R. L. Schneider, Ramshorn, D. Schulz, Zumpt, Meiffig, G. L. A. Krüger; an die gediegenen Forschungen über Etymologie und Synonymik von L. Döderlein; an die Leistungen in der griech. Grammatik von Buttman, Matthia, Bernhardt und Kühner. Mit gleicher Sorgfalt wurden die meisten Theile der griech. und röm. Alterthumskunde untersucht und ins Licht gestellt, wie die in diesem Fache ausgezeichneten Arbeiten von Creuzer, Böckh, Wachsmuth, Schömann, Hefster, K. F. Hermann, Westermann, W. A. Becker, Götting u. A. hinlänglich beweisen. Namentlich wurde in der neuesten Zeit so Manches in Programmen und Monographien nach deutscher Sitte gründlich auseinandergesetzt.

Auch das Feld der Orientalischen Literatur (s. d.) wurde von den Deutschen mit großem Fleiße angebaut; im Chinesischen arbeiteten Neumann, Schott in Berlin und Mohl; im Mandschu Gabeleng; im Türkischen Hammer von Purgstall; im Indischen, namentlich im Sanskrit, Bopp, A. W. von Schlegel, Lassen, Kosegarten, H. Brockhaus, Rückert, Bernh. Hirtzel, Delius u. A.; im Persischen Dschhausen, Hammer von Purgstall, Fleischer, Buller, Wilken, Rosenzweig und Peiper; in den semitischen Sprachen und zwar im Hebräischen Gesenius, Rosenmüller, Ewald, Freytag, Hupfeld und Tuch; im Rabbinischen Deligsch, Diesenthal und Lebrecht; im Syrischen Hoffmann, Nöbiger, Bernstein Hahn und Lengerke; im Chaldäischen Winer, Fürst und Petermann; im Samaritanischen Gesenius und Uhlemann; im Arabischen Freytag, Fleischer, Hammer von Purgstall, Flügel, Kosegarten, Ewald, Wüstenfeld, Rückert, Habicht, Weil u. A.; mit den Hieroglyphen beschäftigten sich Spohn, Seyffarth, Kosegarten, Lepsius und Ideler; mit den Keilschriften Lassen und Grotefend. Nicht minder fleißig wurden von Deutschen die deutschen Sprachen und Literaturen erforscht und bearbeitet, so das Gothische von Masmann, Löbe und Gabeleng; das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche von den Gebrüdern Grimm, Benecke, Grass, Lachmann, Schmeller, Ziemann, Hoffmann, Haupt, Ettmüller, Laßberg, Frommann, Vrinisser, Hagen, Simrock, Wackernagel, Haupt und Leysler; die Denkmäler der ältern neuhochdeutschen Literatur von Gröneisen, Göz, Haltaus, Wilh. Müller, Freih. von Erlach und D. L. B. Wolff; das Angelsächsische von Grimm, Leo und Ettmüller und das Keltische von Bopp und Dieffenbach. (S. die den einzelnen Sprachen und Literaturen gewidmeten Artikel.)

Die Geschichtsschreibung hat unter den Deutschen glänzende Namen aufzuweisen. Namentlich geschah sehr viel für Sammlung und kritische Berichtigung der Quellschriftensteller. (S. Deutsche Geschichtskunde.) Nachdem die deutsche Geschichte seit

dem Anfange des 18. Jahrh. insbesondere durch J. V. von Ludewig und Gundling von der publicistischen Seite aufgefaßt und dargestellt worden war und Spener, Glasen, Hahn, Bünau und Maslov gute Vorarbeiten gegeben hatten, lieferte J. D. Köhler die erste kritische deutsche Geschichte. Der unter Baumgarten's und Semler's Leitung veranstalteten Uebersetzung der großen engl. Welthistorie schlossen sich als selbständige Werke an die Weltgeschichten von Gatterer, Schlözer, Eichhorn, Joh. von Müller, Beck, Völig, Becker u. A., wie zum Theil schon oben erwähnt wurde. Insbesondere aber war das 19. Jahrh. im steigenden Verhältnisse der Geschichtsforschung sehr günstig; als die hervorragendsten Namen führen wir hier an den freimüthigen, scharf charakterisirenden Schloffer, Heeren und Ukert, den gewandten Darsteller Raumer, den populairen W. A. Menzel, Luden, Voigt und Stenzel, Rotteck, Bachsmuth, Barthold, Flathe, Kortüm, Kobbe, Nehm, Pfister, Lappenberg, Schäfer, Bülow, den originellen Leo und vor Allen den vielleicht classischsten deutschen Geschichtschreiber der Gegenwart, den auch im Auslande hochgeschätzten und vielfach übersehten Ranke, ferner Dahlmann, Röpell, Münch, Söttl, Hormayr und Rühse. Wie der Geschichte so hat es auch den historischen Hülfswissenschaften in Deutschland nicht an gründlichen Bearbeitern gefehlt. (S. auch Deutsche Alterthumskunde und Deutsche Mythologie.) In der Kirchengeschichte zeichneten sich vorzüglich aus, wie früher Mosheim, Schröckh, Walch, Spittler, Henke, Schmidt, Plank, Stäudlin und Vater, so in neuester Zeit Danz, Neander, Gieseler, Guericke und Hase. Umfangreichere Biographien lieferten in neuester Zeit Barnhagen von Ense, W. H. Grunert, F. Förster, Preuß, Hurter, Papencordt u. A. Auch die Memoiren fingen an eine eigene Species der Literatur in Deutschland zu bilden, jedoch von der in Frankreich gewöhnlichen Memoirengattung vielfach abweichend, indem sie sich nicht so tief in die Darstellung des geheimern Staatslebens einlassen und, der Ehrlichkeit des deutschen Charakters gemäß, nicht nach pikanten und unbeglaubigten Anekdoten haschen. Memoiren von eigentlichen Staatsmännern gibt es in Deutschland noch nicht; es schrieben solche meist nur Diejenigen, welche von jeher der Literatur näher standen als dem höhern Staatsdienste, doch haben Mehre derselben durch Geist, Talent und Muth tief in die Entwicklungen gewisser Zeitperioden eingegriffen, weshalb ihre Erinnerungen für die Charakteristik dieser Zeiten und der sie leitenden Personen nicht ohne Gewicht sind. Auf diesem Gebiete hat sich besonders Barnhagen von Ense bemerkbar gemacht; ferner der Ritter von Lang und der wackere echt deutsche Arndt. Von mehr literarischem und individuellem Standpunkte sind die unter dem Titel „Was ich erlebte“ erschienenen Memoiren von H. Steffens interessant. Die deutsche Literaturgeschichte, wie einzelne Gattungen der Literatur wurden in zum Theil sehr wichtigen Werken bearbeitet, so namentlich von Gervinus in dessen berühmter „Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur“, worin das Bestreben, die Entwicklungen und Richtungen der Dichter aus deren individuellem Kern historisch zu erklären, mit großem Erfolge gekrönt ist, wenn auch einzelne vorgefaßte Zu- oder Abneigungen die Darstellung häufig trüben und eine gewisse pedantische Umständlichkeit eine zu große Breite bewirkt; dagegen versuchte, und nicht ohne Glück, Rinne in seinem Werke „Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen Nationalliteratur“ (2 Bde., Lpz. 1842) denselben Stoff philosophischer zu fassen. Zu nennen sind in dieser Beziehung ferner die Arbeiten von Wachler, Rosenkranz, F. A. Pischon, M. W. Götzinger, H. Kurz, Koberstein, Schäfer, Mundt, Laube, A. Stöber und rücksichtlich einzelner Literaturzweige von Wolff und Kehrlein. Auch die Literaturen fremder Völker wurden in raisonnirenden Werken und Handbüchern den Deutschen näher gebracht, so die franz. von Mager, die russ. von Wolffsohn.

Selten indeß zeichnen sich die deutschen wissenschaftlichen Werke ebenso durch Anmuth und Schönheit des Stils, wie durch Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Vielseitigkeit aus, obgleich die Prosa von Goethe, Herder u. s. w. hier zum Muster dienen oder der feurige Stil von Görres zur Nacheiferung reizen könnte. Dagegen erblickt man einen oft recht glänzenden und durchgebildeten Stil in den Novellen und zum Theil auch in den Romanen, ferner in den Memoiren, in einzelnen literarischen Charakteristiken und kritischen und journalistischen Abhandlungen, in manchen auf Zeitfragen Bezug habenden Schriften, obgleich die bloß wigelnde Oberflächlichkeit, zumal wenn sie sich mit stark ausgesprochener liberaler Ten-

benz verbindet, in Deutschland größere Aufmerksamkeit zu erregen pflegt, als sie verdient. In stilistischer Hinsicht hat sich auch die deutsche Reiseliteratur bedeutend gehoben, die überhaupt einerseits mehr Inhalt gewann und mehr als früher auf den politischen Zustand des bereisten Landes, wie auf den intellectuellen des Volks einzugehen pflegt, während sie andererseits in eine bloß witzige und flach geistreiche Manier ausgeartet ist. Hierher gehören die auch im Auslande, namentlich in England, geschätzten Reiseschriften von Kohl und von Strombeck, Raumer's mehr in politischer, Waagen's mehr in artistischer Hinsicht interessante Reiseberichte, Pöppig's gut geschriebene Reise nach Südamerika, H. Stieglitz's Schrift „Ein Besuch auf Montenegro“, Ruppel's „Reise nach Abyssinien“, des geistreichen Schubert „Reise nach dem Morgenlande“, des Fürsten von Pückler-Muskau's fashionabel und leichtfertig angenehm geschriebenen, aus aristokratisch-demokratischen Elementen seltsam gemischten Reiseschilderungen, Zieg's „Reise nach Griechenland“, des wunderlichen Nicolai, Gaudy's, Menzel's ital. Reisen und namentlich eines Anonymus „Reise nach Italien“ (2 Bde., Düsseldorf. 1841—42), Hailbronner's „Cartons aus der Reisesmappe eines deutschen Touristen“ u. s. w. Daß es übrigens an Gelehrten in Deutschland nicht fehlt, die mit ihren geistreichen Ansichten geistreiche Darstellung und gebildeten Stil zu verbinden wissen, beweisen unter Andern, wie früher A. von Humboldt und sein Bruder W. von Humboldt, so jetzt noch K. Ritter, der Physiolog Burdach und der in Goethe's Schule vortrefflich gebildete K. G. Carus. Wenn wir noch die Hauptleistungen schriftstellernder Frauen in neuester Zeit, mit Ausschluß der Romanschriftstellerinnen, erwähnen wollen, so stießen wir hier zuvörderst auf die kecken, zum Theil das Bestehende desorganisirenden Aphorismen der Rahel, auf Bettina's oft sehr poetische, oft kindisch coquette Selbstbespiegelungen in ihrer Sammlung „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ (f. Arnim), auf das Tagebuch der unglücklichen excentrischen Charlotte Stieglitz und auf die Reiseschriften der Gräfin Ida Hahn-Hahn. Frische und lebendige, aber oft sehr unhaltbare und unbefonnene Aphorismen charakterisiren das Wesen dieser renommirten Frauen. Es bliebe uns nun noch eine wichtige Form der Entwicklung und Manifestation des deutschen Geistes übrig, die reine Production der dichterischen Thätigkeit, welche aber wieder ein so eigenthümliches, in sich zusammenhängendes und weitläufiges Gebiet umfaßt, daß es gerathen schien, dieselbe, besonders was die neueste Zeit betrifft, in dem besondern Artikel Deutsche Poesie (s. d.) zu behandeln, wo man zusammengestellt findet, was in Deutschland im epischen und lyrischen Genre, welches letztere gegenwärtig eine auffallende politische Färbung angenommen hat, und im Roman und der Novelle geleistet worden ist, während ein anderer Artikel Deutsches Theater (s. d.) die Entwicklung der deutschen Bühne und der Schauspielkunst zugleich mit der Entwicklung der dramatischen Poesie, die in jüngster Zeit so viele vergebliche Anstrengungen gegen die bestehenden Censurverhältnisse, die Mattigkeit der Directionen, die Flauheit des Publicums und die überwiegende Vorliebe für Tanz, Musik und Decorationslurus gemacht hat, darstellen wird. Unerwähnt kann hier nicht bleiben, daß die vaterländische Dichtung, weniger die Wissenschaft, unendlich durch die Menge Übersetzungen zu leiden hat, die ohne Auswahl und fabrikmäßig gefertigt werden und womit man zur Schande der deutschen, literarisch so reich ausgestatteten Nation und zum Nachtheil werthvollerer und kostspieligerer Originale den Büchermarkt überschwemmt und den Geschmack des Volks jeder nationalen Anschauung entfremdet. Die ehrenvolle Pietät, womit man namentlich neuerdings die zerstreuten Werke älterer deutscher Schriftsteller sammelt, hat die deutsche Literatur mit einer Menge tüchtiger Gesamtausgaben bereichert. Von dieser Pietät zeugen auch die häufigen monographischen Studien über berühmte Männer der Vergangenheit und die Commentare zu ihren Werken, so die von Hinrichs und von Hofmeister zu Schiller's Dichtungen, die, so tüchtig sie sind, doch vielleicht kaum so viel praktischen Werth haben als Streicher's Schrift, „Schiller's Fucht von Stuttgart“ (Stuttg. 1836). Namentlich vermehrt sich die Literatur über Goethe (s. d.) ins Ungeheure, aber es ist darunter nur Weniges von dem Werthe wie Eckermann's „Gespräche mit Goethe“ und die Schrift von Carus, „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß“ (Lpz. 1843). Zu bedauern ist, daß die Verleger mehr als je die jeweilige Stimmung des Publicums auszubenten oder gar zu leiten suchen, daß sie, häufig nur des Bilderwesens wegen und um ein Illustrationswerk herzustellen, nicht im Interesse

der Literatur, sondern in ihrem eigenen von ihnen ausgegangene Ideen ausführen lassen und daß sie, was noch schlimmer ist, literarische Fabrikarbeiter in Masse dazu finden. Eine Hauptbranche des deutschen Buchhandels bilden nächst den Gesamtausgaben, den zeitgemäßen Broschüren, Übersetzungen, Erbauungsschriften, Leihbibliothekenromanen und sogenannten gemeinnützigen Büchern die encyclopädischen, alphabetisch geordneten Werke, die bei dem großen Umfange der gewonnenen wissenschaftlichen und geschichtlichen Resultate um so nöthiger und nützlicher erscheinen, da Vielseitigkeit ein Hauptbedürfniß der deutschen geistigen Bildung ist. (S. Encyclopädien.) Den täglichen wissenschaftlichen, politischen und belterrischen Verkehr vermitteln mit großer Schnelligkeit eine Menge Zeitungen, Zeit-, Vierteljahrs- und Monatschriften, die wir aber in dem Artikel Deutsche Kritik (s. d.) besprechen, da sie mit dieser wie mit der kritischen Richtung der einzelnen Stimmführer und der ästhetischen Stimmung der Zeit überhaupt im engsten und gegenseitigsten Zusammenhange stehen.

Deutsche Literatur im Auslande. Wenn Deutschland der oberflächlichen Betrachtung mehr als ein Land erscheint, das den geistigen Strömungen des Auslandes in größerem Maße ausgesetzt ist, als auf dasselbe bestimmend einwirkt, so wird bei tieferer Betrachtung, wenn auch nicht ein gerade umgekehrtes Verhältniß, doch ein für Deutschland entschieden günstigeres Resultat zu Tage kommen. Sein Einfluß war nicht blendend, aber nachdrücklich und dauernd. Wie Luther's reformirender Geist, wie seine vielfach übersetzten Schriften im Auslande gewirkt haben, davon liegen die Resultate in der Weltgeschichte selbst zu Tage. Auch später hat der deutsche Geist seine Einflüsse über das Ausland verbreitet; doch lieferte Deutschland von der Reformation an bis zur Mitte des vorigen Jahrh. Weniges, welches als Einzelercheinung, zumal der Form nach, den deutschen Geist würdig vertreten konnte. Diese Bemerkung betrifft indeß vorzugsweise die schöne oder eigentlich productive Literatur; die gelehrten Kenntnisse der Deutschen dagegen wurden von dem Auslande stets anerkannt. Mehrere Zweige der literarischen Erkenntniß und Bearbeitung sind von Deutschen erfunden und erst später vom Auslande gepflegt und ausgebildet worden. Die eigentliche Literaturgeschichte sowol im Ganzen wie in einzelnen Gattungen, die Aesthetik, die Handbücher, die systematische Philosophie, die Kritik, die Archäologie, die encyclopädischen Werke u. s. w. sind theils Erfindungen der Deutschen, theils nirgend sonst in gleicher Vollkommenheit angebaut worden und konnten, wie die originellere oder gründlichere Ausbildung, welche einzelne Theile in der Jurisprudenz, der Medicin, der Chemie, der Agricultur, der Philologie, der Staats- und Kirchengeschichte u. s. w. von Deutschen erfahren haben, durchaus vom Auslande nicht zurückgewiesen werden. Besonders die reformatorischen Bewegungen in der deutschen Theologie und Philosophie haben noch im vorigen Jahrh. durch Leibniz und Kant auf das Ausland wider dessen Wissen und Wollen mächtigen Einfluß geübt. Weniger bekannt, aber desto merkwürdiger ist der Einfluß, den die Ideen deutscher Illuminaten auf die ersten Begründer und Leiter der großen franz. Revolution ausferteten. Deutschland hat freilich immer das Unglück gehabt, daß man seine Erfindungen und geistigen Schätze im Auslande benutzte, verarbeitete und vervollkommnete, ohne ihm den ihm gebührenden Dank zu zollen. Vielleicht lag dies an der politischen Unbedeutendheit, Unselbständigkeit, ja Nichtigkeit Deutschlands in gewissen Epochen, noch mehr aber wol an der häufig so geschmacklosen und schwerfälligen Art der Darstellung und des Vortrags. Daher hatte namentlich die schöne Literatur der Deutschen gegen die Beurtheile des Auslandes, dem ohnehin die Schwierigkeiten der deutschen Sprache ein großer Anstoß waren, lange Zeit vergebens zu ringen, bis endlich Goethe's und Schiller's Clafficität das Ausland fast wider Willen nöthigte, den Deutschen auch in der Poesie die Ehre zu gönnen, die ihnen gebührt; ja, man nimmt jetzt kaum noch im Auslande Anstand, Goethe und Schiller als die eigentlichen Classiker und Koryphäen nicht bloß der deutschen sondern der modernen Poesie überhaupt anzuerkennen. Seitdem ist die Anerkennung der deutschen Literatur im Auslande stets im Wachsen gewesen und, wie sich von selbst versteht, namentlich in den Ländern, welche Deutschland durch Stammverwandtschaft näher stehen und in denen das Studium der deutschen Sprache durch nähere oder entferntere Sprachverwandtschaft erleichtert ist.

Zuvörderst zieht England unsere Blicke in dieser Hinsicht auf sich als dasjenige Land, welches, unter den von german. Stämmen bewohnten das mächtigste und stolzeste, trotz öftern eigensinnigen Widerstrebens immer mehr, wie von geheimer Sympathie getrieben, sich zu Deutschland hingezogen fühlt. Ja, es sind bereits in England Stimmen gegen eine gewisse Art Germanomanie laut geworden, die, so wenig Grund sie haben, doch als ein Symptom des Eifers zu betrachten sind, womit die Engländer die deutsche Literatur zu studiren und zu ergründen suchen. Die deutsche Sprache scheint wie fast überall so auch in England die eigentlich classische unter den modernen Sprachen werden zu wollen, die man wie die antiken Sprachen studirt, während die franz. freilich stets die alle Enden der Welt verbindende Conversationsprache bleiben zu wollen scheint. Zwischen beiden steht die engl. Sprache; nicht so ausgebreitet als die französische, ist sie doch ausgebreiteter als die deutsche, aber sie zählt nicht wie die deutsche jene gelehrten Anhänger, die unter allen gebildeten Völkern Europas eine zwar kleine, aber von desto größerer Begeisterung durchdrungene und alle Literaturen mit deutschem Geist befruchtende geweihte Schar bilden. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß in England, wo fast Alles mehr oder weniger als Mittel zum Zwecke dient, die Zu- und Abnahme des Studiums der deutschen Sprache mit gewissen politischen Fluctuationen zusammenzuhängen und von politischen Sympathien und Antipathien abhängig zu sein scheint. So besprechen die literarischen Journale Englands um so häufiger und anerkennender deutsche Literaturzustände, deutschen Nationalgeist und die innern Verhältnisse Deutschlands, wenn ein Zerwürfniß mit Frankreich vorhanden ist oder am politischen Horizonte droht. Allerdings kommt hierbei auch die Parteilichkeit der Journale in Betracht, und häufig genug werden die Deutschen ihrer nebelhaft mythischen, philosophischen, speculirenden, die Realität für transcendente und ideale Anschauungen opfernden Träume wegen gehöhnt. Wir wollen nicht bis auf Luther, dessen „Tischgespräche“, und auf J. Böhme, dessen Schriften ins Englische übersetzt wurden, zurückgehen, sondern an eine neuere Periode anknüpfen. Wenn Geyner's „Nydalen“, Klopstock's „Messias“, wodurch das Ausland zuerst Achtung vor dem poetischen Genius der Deutschen gewann, wenn manche Schriften und Dichtungen Lessing's und Wieland's in das Englische übersetzt wurden, so waren dies nur zerstreute und zusammenhanglose Erscheinungen. Erst das imposante Auftreten Goethe's und Schiller's weckte ein durchgreifenderes Interesse für deutsche Literatur in England. Namentlich bemühten sich einige der Koryphäen der modernen engl. Literatur, die Kenntniß der deutschen Literatur in England zu verbreiten, so Walter Scott selbst, Coleridge (s. d.) und Carlyle (s. d.). Wie Walter Scott's Werke vielfach deutschen Geist bekunden, so war Coleridge ein enthusiastischer Verehrer der deutschen Literatur, Goethe's und namentlich Schiller's, und Carlyle so von deutscher Anschauungs- und Vorstellungsweise durchdrungen, daß man seinem Stile auch in seinen Originalwerken einen allzu germanisirenden Ton vorwirft. Viel zur Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur in England trug namentlich Taylor durch sein Werk „Historic survey of german poetry“ (1830) bei. Am meisten wurde an Goethe's „Faust“ übersetzt, theilweise von Shelley, dann von Lord Francis Levison Gower (1825), hierauf von Syme und von Blackie (1834), von Hayward in Prosa (3. Aufl., 1838), von Talbot (2. Aufl., 1839), am gelungensten zugleich mit der „Braut von Korinth“ von Anster (1838), ferner von Birch und zuletzt von G. Lefevre und Lewis Filmore. Nur die von Birch ist mit der Übersetzung des zweiten Theils des „Faust“ begleitet, an welchem letztern sich auch ein Anonymus (1838), L. Bernays (1839) und nachher A. Gurney versuchten. Wie früher besonders Shakspeare's Genius die Gebildeten der deutschen Nation zu den Engländern herüberzog, so wurde nun Goethe's „Faust“ das Hauptbindemittel zwischen Deutschlands und Englands Genius. Außerdem wurden Goethe's „Werther“, „Tasso“, die „Farbenlehre“ und viele seiner lyrischen Gedichte ins Englische übertragen. Nicht Goethe ist Schiller bei den Engländern, vorzüglich aber bei den Engländerinnen beliebt. Seine Dramen sind sämmtlich in das Englische, einige sogar mehrfach übersetzt worden, die „Räuber“ bereits 1792. Größeres Ansehen als selbst in Deutschland genießt in England Schiller's „Geistesheher“. Unter seinen lyrischen Gedichten ist vorzüglich „Die Glocke“ bewundert und mehrfach übersetzt worden. Neben Goethe und Schiller, deren ausgewählte Gedichte noch neuerdings von Dwight übertragen wurden, scheint als Lyriker vorzüglich

Ufand in Ruf zu kommen. Unter den populärer gewordenen jüngern Erzeugnissen der deutschen Muse ist namentlich Chamisso's „Schlemihl“ zu nennen, der mehrfach überfetzt und von Cruikshank mit berühmt gewordenen Illustrationen ausgestattet wurde. Für die philosophischen Arbeiten der Deutschen interessiren sich die Engländer, die so gern das Reale festhalten, im Ganzen wenig; doch sind mehre Schriften Kant's überfetzt worden. Dagegen genießen die philologischen Arbeiten in England einer hohen Achtung, und die meisten berühmteren Grammatiken der Deutschen, so namentlich die hebr. Grammatik von Gesenius, Desselben hebr. Lexikon, Matthiä's und Buttman's Grammatiken und lexicologische Arbeiten u. s. w. sind mit dauerndem Erfolge für Engländer bearbeitet worden. Hieran schließen sich die Übersetzungen von Böckh's, Hermann's, D. Müller's, Wachsmuth's, Becker's u. A. archäologischen und antiquarischen Schriften. Sehr ecklächlich ist es, daß auch Thaer's und Liebig's Schriften in das Englische überfetzt wurden, sowie eine Menge religiöser, selbst pietistischer Schriften, wie die von Jung Stilling. Ebenso genießen die reinhistorischen und literarhistorischen Werke, z. B. Niebuhr's, Ranke's, Schlosser's, Raumer's, Neander's, F. Schlegel's, A. W. Schlegel's, Kugler's u. s. w. in England ein ungemeines Ansehen, und mehre derselben wurden überfetzt. Merkwürdig ist die Vorliebe der Engländer für W. Menzel, der ihnen immer noch für eine kritische Autorität gilt, und den Touristen Kohl, weshalb auch Beide Werke mehrfach überfetzt wurden. Auch Eckermann's „Gespräche mit Goethe“ wurden in das Englische übertragen, sowie die „Briefe eines Verstorbenen“, welche eine Zeit lang Aufsehen erregten. Zu den Frauen, welche auch literarisch für die Verbreitung der deutschen Literatur in England wirksam waren, gehören namentlich Sarah Austin und die für Deutschland und deutsches Wesen begeisterte Mistres Jameson. Immer häufiger werden raiffonnirende Reisewerke über Deutschland; wir führen an der Mrs. Trollope „Vienna“, Turnbull's „Austria“, Gleig's „Germany and Bohemia“, Harfins' „Germany, the spirit of her history“ und „Eight weeks in Germany, by a pedestrian“, Wilde's „Austria, its literary, scientific and medical institutions“, Spencer's „Sketches of Germany and the Germans“ und besonders des Germanomanen W. Howitt's Werk „The rural and domestic life of Germany“. Die literarischen Magazine und Reviews, namentlich das „Foreign quarterly review“, beschäftigen sich mit wachsender Aufmerksamkeit mit der deutschen Literatur und brachten in jüngster Zeit nicht bloß gelungene Übersetzungen von Proben deutscher Lyrik, sondern auch sehr ausführliche, gründliche und von großer Kenntniß zeugende Abhandlungen über die Koryphäen der deutschen Literatur. Bei solcher Theilnahme für deutsche Literatur kann es nicht befremden, daß Bulwer seinen „Maltravers“ dem großen deutschen Volke einem Volke von Denkern, widmete und daß sich Boz ebenfalls das Studium der deutschen Sprache angelegen sein ließ. Auch die Nordamerikaner streben ihrem Mutterlande in Auerkennung der deutschen Literatur rüstig nach, selbst, wie in England, die Frauen, deren Liebling Schiller ist.

Seiner Lage wie seiner nähern Sprachverwandtschaft gemäß ist Dänemark mit deutscher Literatur noch vertrauter als selbst England. Man überträgt allerdings in Dänemark weniger aus dem Deutschen, weil man von jedem Gebildeten voraussetzt, daß er deutsch verstehe. Viele der vorzüglichsten Dichter Dänemarks sind ganz aus deutscher Bildung hervorgegangen und haben, wie Ohlenschläger, Baggesen, Erwald, Friederike Brun, J. C. Hauch u. A. zum Theil deutsch gedichtet, ihre deutschen Dichtungen ins Dänische, ihre dän. ins Deutsche überfetzt. Für Verbreitung der Hegel'schen Philosophie ist und war vorzüglich Heiberg thätig. Klopstock, Schiller und zuletzt noch Hebel erhielten vom dän. Königshofe Unterstützung. In Schweden hielt Gustav's III. übertriebene und hartnäckige Vorliebe für franz. Classicität den Geschmack an der deutschen Literatur lange Zeit zurück, bis auch hier die Sympathie german. Geistes sich Bahn machte und die Fesseln brach. Vorzüglich geschah dies durch Hammarstöld in der Zeitschrift „Phosphoros“, an die sich eine ganze Schule, hierunter Atterbom, anlehnte. Deutsche Wissenschaft, Poesie und Philosophie haben seitdem mächtig Eingang in Schweden gefunden; viele deutsche Werke sind in das Schwedische überfetzt worden; berühmte Schriftsteller, wie Beskow, Fryzell u. s. w., haben Treffliches über deutsche Zustände geschrieben, und die bekanntesten Schriftsteller haben ihren eigentlichen Wärmestoff aus deutschen Dichtern entnommen. Weniger scheint

Holland, wo Bilderdijk, wie Leopold in Schweden, lange Zeit mit erstaunenswerther Consequenz gegen das Hereinbrechen des deutschen Geistes kämpfte, sich seiner german. Sympathie hinzugeben, und es ist ein schlimmes Zeichen, daß von deutschen Werken fast nur erzählende und unterhaltende ins Holländische übersezt werden. Doch regt es sich auch in Holland immer mehr, und namentlich ist es van Gert, ein Mann voll deutschen Geistes und Wissens, der mit Gleichgesinnten in dem im Haag erscheinenden „Athenäum“ auf Verpflanzung der deutschen Philosophie auf holländ. Boden dringt. Manche der geistreichsten und witzigsten Schriftsteller Hollands, z. B. J. Gaal, sind offenbar von deutschen Einflüssen befruchtet.

Merkwürdig ist die Vorliebe, womit die Franzosen, bei allen sonstigen Einseitigkeiten und Antipathien, gegenwärtig sich mit Deutschland beschäftigen und deutsche Sprache und Literatur studiren. Wenn man auch einwerfen wollte, daß dies verhältnismäßig von nur Wenigen in gründlicher und umfassender Weise geschieht, so läßt sich ebenso gut behaupten, daß in Deutschland, bei aller Fähigkeit französisch zu sprechen, vielleicht ebenso Wenige eine gründliche Kenntniß der franz. Literatur besitzen und daß hier Urtheile über Frankreich ausgesprochen werden, die den Franzosen ebenso possirlich erscheinen mögen, wie die mancher Franzosen über Deutschland den Deutschen erscheinen. Frankreich ist als Nachbarstaat Deutschlands mit diesem sowol feind- als freundschaftlich in steter Berührung gewesen; es hat mehr und mehr erkannt, worin die Deutschen ihm voraus sind, und sucht sich dessen zu bemächtigen, und gerade der Gegensatz, in welchem beide Volkscharaktere zueinander stehen, wird immer mehr zur geistigen Mittheilung und intellectuellen Ausgleichung drängen. Und so sehen wir, wie die edelsten Geister unter den Franzosen eifrig bemüht sind, sich mit deutscher Kunst, Poesie und Wissenschaft zu verständigen. Es würde zu weit führen, wenn wir die vereinzelt Versuche, die im vorigen Jahrb. gemacht wurden, durch Übersetzungen deutscher Werke die Franzosen für die deutsche Literatur zu interessiren, hier aufzählen wollten. So wurden Klopstock's „Messias“, Vieles von Gellert, Manches von Wieland und Bürger ins Französische übersezt, und namentlich fand Gefner in Frankreich wie damals in allen Ländern große Anerkennung und viele Nachahmer. Im „Théâtre allemand“ wie im „Nouveau théâtre allemand“ (Par. 1795) wurden eine Menge deutscher Stücke übersezt, und Bearbeitungen Kogebue'scher Stücke kamen in Frankreich vielfach zur Aufführung. Namentlich brachten aber Goethe und Schiller in Frankreich wie überall die deutsche Literatur und den deutschen Genius zu der Anerkennung, die sie seitdem stets genossen haben. Auch in Frankreich machte Goethe's „Werther“ ungemeines Aufsehen. Die meisten von Schiller's Stücken und mehre schnell nacheinander wurden in das Französische übersezt. Berühmt ist Benj. Constant's Bearbeitung des „Wallenstein“ mit einer Einleitung, welche interessante Betrachtungen über das deutsche Theater enthält; vorzüglich aber war es der Frau von Stael vorbehalten, in ihrem genialen Werke „De l'Allemagne“ ihre Landsleute mit der Tiefe des deutschen Geistes bekannt und auf die Schätze der deutschen Literatur aufmerksam zu machen. Die romantische Schule und die literarischen Parteimänner des „Globe“ gingen aus deutschen Elementen hervor und stützten sich wesentlich auf die von Deutschen gewonnenen kritischen, ästhetischen und philosophischen Resultate. Wenn die Engländer vorzugsweise die geschichtlichen Werke der Deutschen schätzen und übersezen, dagegen ihre philosophischen und speculativen Arbeiten geflissentlich übersahen, so findet in Frankreich das umgekehrte Verhältniß statt. Unter Denen, welche sich für die Verbreitung der deutschen Philosophie besonders bemühten, sind zu nennen Tissot, Varchou de Penhoen, der Übersetzer von Fichte's „Bestimmung des Menschen“ und Verfasser des trefflichen Werks „Histoire de la philosophie allemande depuis Leibnitz jusqu'à Hegel“ (Par. 1837), Cousin und Saint-Marc Girardin. Von der Aufmerksamkeit, welche man in Frankreich der deutschen Philosophie widmet, gibt namentlich ein Zeugniß, daß die Preisaufgabe der Akademie im J. 1838 die Darstellung der verschiedenen philosophischen Systeme der Deutschen seit Kant betraf. In letzter Zeit wurde auch die Schelling'sche Philosophie in Frankreich durch Übersetzungen und Commentare eingeführt. Für deutsche Geschichtschreibung, welche fast durchgehend sowol in der Form als der Auffassung dem franz. Geschmacke nicht zusagt, interessirt man sich in Frankreich weniger; doch ist J. von Müller geschätzt und Mehres, z. B. Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen“, Marheineke's „Geschichte der Re-

formation“, Ranke's „Geschichte der röm. Päpste“ und Hurter's „Geschichte des Papstes Innocenz's III.“ in das Französische übersetzt worden. Selbst die „Deutsche Geschichte“ von Kohlrausch erfuhr eine franz. Bearbeitung. Was das Interesse der Franzosen an deutscher Poesie betrifft, so beschränkt sich dies auch in neuester Zeit fast ausschließlich auf die classische Periode, namentlich auf Goethe und Schiller. Von des Letztern Dramen veranstaltete Barante eine vollständige Übersetzung und die Baronesse von Carlowitz, die Verfasserin einer Bearbeitung des Klopstock'schen „Messias“, übertrug Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“. Von Goethe sind namentlich der „Faust“ und „Werther“ populair und mehrfach übersetzt worden, der letztere namentlich von Marmier, welcher auch „Études sur Goethe“ lieferte, ersterer von H. Blaze. Ph. Chasles, der über Erscheinungen der deutschen Literatur im „Journal des débats“ geistreiche Artikel schreibt, wagte sich sogar an eine Bearbeitung von Jean Paul's „Titan“, und der ganz deutsch gebildete Quinet übertrug Herder's „Ideen“. Nächst Goethe's „Faust“ ist Bürger's „Lenore“ in Frankreich am populairsten. Mit den neuern Entwicklungen der deutschen Poesie beschäftigt man sich wenig, ebenso mit der deutschen Roman- und Unterhaltungsliteratur; doch sind Hoffmann's Novellen und Erzählungen sehr beliebt und erschienen kurz aufeinander in drei mit Illustrationen versehenen Übersetzungen; auch von Spindler wurde Mehres übertragen, ferner Chamisso's „Schlemihl“, Fouque's „Zauberring“ und „Undine“, mehre Stücke der Prinzessin Amalie, Einiges von Tieck u. s. w. Außer Marmier, Quinet und Ph. Chasles haben in jüngster Zeit am meisten zur Bekanntmachung deutscher Literatur- und Kunstzustände beigetragen, der freilich oberflächliche, aber angenehm schreibende Kerminier in seinem Werke „Au-delà du Rhain“, Saint-Marc Girardin in seinen „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne“, A. Michiels in seinen „Études sur l'Allemagne“, H. Fortoul in seinem wirklich mit Kenntniß geschriebenen Werke „De l'art en Allemagne“. Mehre Journale, welche sich ausschließlich, wie die „Revue germanique“, oder doch hauptsächlich, wie die „Revue du Nord“ mit deutscher Literatur beschäftigten, sind freilich eingegangen, indes zeichnet sich namentlich die „Revue des deux mondes“ durch häufige ebenso geistreiche als kenntnißreiche Betrachtungen über die deutsche Literatur, auch über die des Tages, vorthellhaft aus. Viel zur Verbreitung deutscher Literaturkenntniß in Frankreich trugen auch manche dorthin ausgewanderte emigrirte Deutsche bei, z. B. Börne, Heine, Savoye u. A. Die Regierung selbst hat auf allen höhern Schulen einen Curfus für den Unterricht in der deutschen Sprache angeordnet; auf dem Lehrstuhl der Sorbonne liest, an der Stelle seines Vorgängers S. Fauriel, Djanam aus Lyon über deutsche Literatur, namentlich die des Mittelalters, das Nibelungenlied u. s. w. mit großer Begeisterung und Liebe, am Collège de France Ph. Chasles. Wenn die Franzosen und Engländer nicht alles Deutsche ohne Auswahl und fabrikmäßig übersetzen, wie die Deutschen aus dem Englischen und Französischen, so können wir ihnen hierzu nur Glück wünschen.

Nächst den Franzosen stehen unter den Völkern lat. Zunge noch die Italiener mit Deutschland in genauerm Verkehr, und so entgegengesetzt der Charakter der ital. und deutschen Sprache wie der beiden Volkstämme auch sein mag, so fehlt es doch den edlern Geistern in Italien keineswegs an Sympathie für deutsche Literatur. Im vorigen Jahrh. galt in Italien besonders Winkelmann; ferner wurden Klopstock's „Messias“, Gessner's „Idyllen“, Wieland's „Musarion“ u. s. w. ins Italienische übersetzt. Am meisten stößt man indes auch in Italien auf die Namen Goethe und Schiller. Goethe's „Werther“ machte auch in Italien Glück und wurde von Jacopo Ortis in einem selbständigen Romane erfolgreich nachgeahmt. Vom „Faust“ und vom „Gög von Berlichingen“ erschienen Übersetzungen im „Museo drammatico“, die „Wahlverwandtschaften“ wurden unter dem seltsamen Titel „La scelta dei parenti“ bearbeitet. Noch beliebter scheint in Italien Schiller zu sein, dessen Stücke neben Ferrario, Vergani und Leoni, der gediegene Kenner der deutschen Sprache und Literatur, A. Maffei und Madame Eddige de' Solari übersetzte. Von allen deutschen Dramatikern ist indes Kogebue in Italien am beliebtesten; seine Stücke werden fast auf allen Bühnen Italiens gegeben, und eine aus mehr als 40 Bänden bestehende, zu Venedig erschienene Gesamtausgabe derselben erlebte bereits mehre Auflagen. Als eine überaus schätzbare Sammlung ital. Übersetzungen deutscher Lyriker ist der „Saggio di versi alle-

manni recate in versi italiani“ von Antonio Ballati in Mailand zu bezeichnen. Trotz vielfacher Hemmungen haben sich auch deutsche Kritik und Philosophie in Italien Bahn zu brechen angefangen. Im J. 1833 wurde Lessing's „Laokoon“ von Lombonio übersetzt, 1836 Tennemann's „Geschichte der Philosophie“ von Poli in Mailand, was auch mit Menzel's „Deutsche Literatur“ der Fall war, ins Italienische übertragen. Vorzüglich verdient um die Kenntniß deutscher Literatur in Italien machte sich jedoch Cesare Cantù in Mailand durch seinen „Saggio sulla letteratura tedesca“, worin eine vollständige Geschichte der deutschen Poesie mit anmuthig übersetzten Proben aus den Dichtern aller Zeitalter von Walther von der Vogelweide bis Uhland und Heine gegeben ist und Goethe und Schiller besonders gründlich und gut besprochen werden. — Selbst auf der pyrenäischen Halbinsel haben sich in letzter Zeit Symptome geäußert, welche ahnen lassen, daß hier deutsche Literatur und Wissenschaft einen festeren Boden gewinnen werden, wenn man auch in Spanien die Kenntniß davon weniger an der ursprünglichen Quelle, als aus franz. und engl. Berichterstattungen schöpfen mag; aber es ist schon viel gewonnen, daß madrider Journale wie der „Artista“ und die „Revista peninsular“ von Goethe, Lessing und Schiller als von classischen Autoren und Dichtern sprechen. Sonst stehen die Übersetzungen, wie die von Goethe's „Werther“, von Bouterwek, von Chamisso's „Schlemihl“ oder die Bearbeitung von Schiller's „Don Carlos“ freilich noch sehr vereinzelt. Noch seltener sind Übersetzungen aus dem Deutschen ins Portugiesische, obgleich Kosebuue ebenso häufig auf der lissaboner Bühne als auf den Theatern Italiens zur Darstellung kommt.

Unter den slawischen Völkern sind namentlich die Böhmen mit deutscher Literatur wohl vertraut, auch besitzen sie, obgleich von den gebildeten Böhmen vorausgesetzt wird, daß sie deutsch geläufig verstehen und lesen, mehre gelungene Übersetzungen deutscher poetischer Werke, namentlich Schiller'scher Dramen, die auch auf der böhm. Bühne gern gesehen werden. — Die russ. Literatur, die sich so spät entwickelte, ist vielfach von Deutschland aus befruchtet und angeregt worden, namentlich von Lomonossow, dem Vater der russ. Poesie, der ganz auf deutscher Bildung fußte, ein Schüler Christian Wolf's und namentlich ein Verehrer und Nachbildner Günther's war. Derzavin verstand außer dem Deutschen keine fremde Sprache weiter und trat in Klopstock'scher Weise auf. Nach dem Vorbilde deutscher Dichter verdrängte Zukowky den Alexandriner und führte die Balladenpoesie der Deutschen und in das Drama den jambischen Vers ein. Hochberühmt ist seine „Ludmila“, eine Nachbildung der Bürger'schen „Lenore“, seine Übersetzung der „Jungfrau von Orléans“ wie überhaupt seine Nachbildungen Goethe'scher, Schiller'scher und Uhland'scher Balladen und der Fouqué'schen „Undine“. Den „Faust“ übertrug Huber und Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde“ Bakunin ins Russische. Gretsch ist des Deutschen vollkommen mächtig und bezogte seine Theilnahme für Deutschland und dessen Literatur durch seine Schrift „Ausflug eines Russen durch Deutschland“. — Am längsten hielten wol unter den Slawen die Polen an den Formen altfranz. Classicität fest; doch haben auch sie dem reformatorischen Andrang der deutschen Literatur nicht auf die Dauer widerstehen können. Seit Mickiewicz hat sich auch in Polen eine romantische Schule gebildet, die aus engl. und namentlich deutschen Einflüssen hervorgegangen ist. Mickiewicz selbst übertrug mehre Balladen Schiller's in das Polnische. Die vielen Übersetzungen aus dem Deutschen hier anzuführen, würde einen weiten Raum erfordern; doch dürfen die Verdienste des Schauspieldirectors zu Kemberg, Kaminski, um Verbreitung deutscher Literaturkenntniß in Polen nicht übergangen werden. Er übersetzte mehre Schiller'sche Balladen und Gedichte, den „Don Carlos“ und die ganze Trilogie „Wallenstein“, die als eine meisterhafte Übersetzung bezeichnet werden darf. Auch in Polen ist Schiller der beliebteste deutsche Dichter; hiervon zeugt auch die von Bobrowicz in Leipzig vorbereitete poln. Übersetzung sämtlicher Dramen Schiller's. — Erwähnen wir noch, daß die Literatur der Ungarn vielfach von deutschen Einflüssen bestimmt und sogar manches deutsche Ereigniß in das Neugriechische übergegangen ist, so sehen wir, daß sich deutscher Same überall hin ausgebreitet hat, und daß die deutsche Literatur um so mehr berufen sein dürfte, die von Goethe proclamirte Weltliteratur zu vermitteln, da sie wol unter allen Literaturen am wenigsten an nationaler Engherzigkeit leidet und das Allgemeinen am allseitigsten und reinsten vertritt.

Deutsche Manufactur- und Fabrikindustrie. Unter den Industrien, welche sich in Deutschland zuerst in einer großartigen Gestalt zeigten, steht unstreitig der Bergbau obenan, welcher auf dem Harz schon im J. 968, im sächs. Erzgebirge 1167 und in Böhmen 1242 begann und dem sich sehr bald die Eisenindustrie anschloß. Eine Folge davon war das Erblühen der Gewerbe, und schon im 13. Jahrh. wurden hauptsächlich in Augsburg, Nürnberg und Frankfurt am Main, sowie in Sachsen Leinen- und Wollweberei geübt. Im J. 1285 gab es bereits Tuchbereiter. Im 14. Jahrh. wurde die Seidenweberei eingeführt; auch 1390 die erste Papiermühle in Deutschland angelegt. Im 15. Jahrh. kam die Schleiermanufaktur auf, auch fing man an, Taschenuhren zu verfertigen. Während des 16. Jahrh. wurden Zeugdruckereien in Augsburg und das Spizenklöppeln in Sachsen eingeführt, und Nürnberg und Augsburg erschienen mit ihren Baaren auf den engl., franz. und ital. Märkten. Der Dreißigjährige Krieg und seine nachhaltigen Folgen vernichteten wie den Handel so auch Gewerbe und Industrie in Deutschland fast ganz; doch hob sich zu Ende des 17. Jahrh. die deutsche Fabrikindustrie wieder dermaßen, daß sie sich zu Anfange des 18. Jahrh. auf einer Höhe wie nie zuvor befand. Eine bedeutende Erweiterung gewann sie durch die Baumwollindustrie. Nach dem Siebenjährigen Kriege widmete Friedrich der Große, der sich zu mercantilistischen Grundsätzen bekannte, den verschiedenen Industrien seine Aufmerksamkeit und glaubte das Heil derselben durch ein Verbotssystem zu befördern, welches bis 1818 in Preußen in Kraft blieb. Kaiser Joseph II. ergriff gleiche Maßregeln in Osterreich, welche noch jetzt in aller ihrer Strenge aufrecht erhalten werden. Im übrigen Deutschland herrschte dagegen mehr oder weniger Handelsfreiheit. Dennoch steigerte sich die Industrie in diesem Theile, besonders in Sachsen, obgleich ganz unbeschützt und von hohen Zoll- und Verbotsschranken umgeben, nicht nur verhältnismäßig, sondern in mehren Fällen sogar absolut höher als in den beiden genannten Staaten. Im J. 1818 nahm Preußen ein anderes Zollsystem an, welches sehr bald von selbst zum Schußsystem wurde, das aber mit der allmätigen Entwicklung des Zollvereins dem theilweise ganz freien Verkehr mit ungesähr 12 Mill. Menschen weichen mußte. (S. Deutscher Handel.) Nicht wenig wurde dieser Augenblick von den preuß. Fabrikanten gefürchtet; allein hier zeigte es sich durch die That, wie ungegründet die Furcht vor fremden Industrien ist, und daß ganz andere Ursachen obwalten, wenn eine Industrie gegen das Ausland nicht aufkommen kann. Die sächs. Industrien erhielten vom 1. Jan. 1834 an da unbedingt freien Zutritt, wo sie zeither ganz verbannt gewesen waren; allein dennoch wurden die preuß. Fabriken dadurch nicht nur nicht ruiniert, sondern sie haben seitdem an Ausdehnung sogar sehr gewonnen. Die nachtheilige Wirkung der Schuß- und Verbotssysteme zeigte sich hier auch durch eine fernere Thatfache. Ungeachtet die sächs. Baumwollspinnereien von ihrer Gründung im J. 1792 an bis zum 1. Jan. 1834 nur während der Continentsperre, vor und nach derselben aber nie und nicht im geringsten geschützt gewesen waren, die preuß. aber sich unausgesetzt eines Schuzes zu erfreuen gehabt hatten, so fanden sich doch in Sachsen mit 272 \square M. 500000 Spindeln vor, während man es in Preußen auf 5000 \square M. nur zu 126000 Spindeln hatte bringen können.

Was nun die einzelnen deutschen Fabrikindustrien und deren gegenwärtigen Zustand anlangt, so betrachten wir zunächst die Baumwollindustrie. Die mechanische Baumwollgarnspinnerei wurde im J. 1792 in Sachsen eingeführt. Sie hat sich seitdem über mehre Theile Deutschlands verbreitet und die bis dahin übliche Handspinnerei nach und nach ganz verdrängt. In Osterreich werden jährlich gegen 360000 Ctr. und im Zollverein gegen 220000 Ctr. Baumwolle versponnen, aus welchem letztern auch Garn ausgeführt wird. Der Hauptplatz der Baumwollspinnerei ist Sachsen mit 500000 Spindeln; Preußen hat deren 126000 und die übrigen Länder des Vereins 174000. Die Weberei ist bedeutender, da sie außer dem selbstgesponnenen auch noch engl. Garn verarbeitet; ihr Bedarf beträgt in Osterreich jährlich gegen 75—80000 Ctr. und im Zollverein gegen 430000 Ctr. Die Baumwollindustrie des Zollvereins versorgt nicht nur denselben ganz mit seinen Bedürfnissen solcher Art, sondern es werden auch jährlich noch 70000 Ctr. ihrer Fabrikate ausgeführt. Mit der Entwicklung der Fabrikation im Allgemeinen haben die chemischen Fabriken gleichen Schritt gehalten, da besonders Bleiche, Färberei und Druckerei derselben sehr bedürfen. Die statistischen Nachrichten darüber sind indeß so dürftig, daß kein allgemeines

Bild derselben gegeben werden kann; in Sachsen bestehen deren 16 im größern Stile, und die Leistungen aller in Deutschland sind sehr zufriedenstellend. Die Eisensfabrikation ist unstreitig in Deutschland überall neben dem Bergbau die älteste. Die Eisenerzeugung beträgt in Osterreich jährlich gegen 1,800000, im Zollverein 2,500000 und im übrigen Deutschland (Harz) 143000 Ctr. Diese Erzeugung genügt aber bei weitem nicht der Eisenindustrie. Ob nach Osterreich davon eingeführt werde, ist unbekannt; im Zollverein wurden im J. 1841 an Roheisen 986373, Stabeisen 554094, Feineisen 35996, Weißblech und Eisendraht 13525, Gufswaaren 61285, zusammen 1,651273 Ctr. eingeführt. Werden nun obige selbstherzeugte 2,500000 Ctr. hinzugefügt, so ergibt sich, daß jährlich mehr als 4 Mill. Ctr. Eisen in verschiedenen Gestalten verarbeitet werden. Ausgeführt wurden davon im J. 1841 66062 Ctr. Roheisen, 48828 Stabeisen, 6587 Feineisen, 4079 Weißblech und Eisendraht, 174920 Gufswaaren, zusammen 300476 Ctr., woraus sich ein jährlicher Gesamtverbrauch von 3,800000 Ctr. Eisen im Zollverein ergibt. Besondere Fortschritte hat die Gufswaarenindustrie gemacht, wie dies die Vergleichung der obigen Ein- und Ausfuhr zeigt. Holzwaaren, worunter jedoch hölzerne Instrumente nicht begriffen sind, wurden 1841 im Zollverein 36347 Ctr. ein- und 68014 Ctr. ausgeführt. An kurzen Waaren wurden im Zollverein in demselben Jahre 1289 Ctr. ein- und 22854 Ctr. ausgeführt, woraus sich auf eine sehr günstige Lage dieser Industrie schließen läßt. Eine der wichtigsten Industrien Deutschlands und zugleich eine der ältesten ist die Leinenfabrikation. Sie blüht in Osterreich, jedoch sind darüber keine nähern Nachrichten vorhanden. Im Steuerverein, namentlich in Hannover, ist sie in sehr lebhaftem Betriebe, und es wurden hier im J. 1840 214529 Stück oder 18,139000 Ellen, im Werthe von 1,489000 Thlr. zur Schau gestellt und abgestempelt. Im Zollverein wurden 1841 an Flachs, Berg, Hanf und Heede 126239 Ctr. mehr ein- als ausgeführt, sowie an Garn 21893 Ctr., an Fabrikaten 39607 Ctr. leinene und 12425 Ctr. hanfene ein- und 101136 Ctr. leinene und 36259 Ctr. hanfene ausgeführt. Die Leinenindustrie des Zollvereins hat also 61529 Ctr. leinene und 23834 Ctr. hanfene Waaren mehr gefertigt als dieser verbraucht, den sie ganz versorgte. Die deutsche Leinenindustrie würde indefs noch mehr blühen, wenn sich das mechanische Flachspinnen in Deutschland nicht so sehr in der Kindheit befände. Die Damastweberei zu Großschönau in Sachsen steht unerreicht von irgend einer da. Die Hauptstige der vereinsländischen Leinenindustrie sind Schlesien, Sachsen und Westfalen; weniger Süddeutschland. Die Seidenindustrie blüht unstreitig auch in Osterreich und liefert schöne Stoffe; allein es fehlen alle nähern statistischen Nachrichten, die auch im Zollverein noch äußerst mangelhaft sind, sowol über ihre Fabrikationsmittel als auch über ihre quantitativen Leistungen. Im Zollverein gedeiht die Seidenindustrie ungeachtet des im Vergleich zu den übrigen Industrien höchst unbedeutenden Zollschutzes außerordentlich. Vorzüglich ist sie in Rheinpreußen und in der Mark Brandenburg einheimisch. Auch in Sachsen hat sie seit 15 Jahren, obgleich ganz neu, überraschend schnell und gut Wurzel gefaßt. Im J. 1841 wurden im Zollverein 4488 Ctr. ganz- und halbseidene Waaren und nach Abzug der Wiederausfuhr 12933 Ctr. rohe und gefärbte Seide eingeführt. Die Ausfuhr der erstern betrug dagegen 10317 Ctr., woraus sich ergibt, daß die vereinsländische Seidenindustrie nicht allein das ganze Bedürfnis des Vereins befriedigte, sondern außerdem auch an das Ausland in dem gedachten Jahre 5885 Ctr. verkaufte. Ueberhaupt hat sie von 1837—41 um 89 Procent mehr Ausdehnung erlangt. Die Wollindustrie gehört, insofern sie einen einheimischen Rohstoff verarbeitet, auf dessen Benutzung die Menschen zuerst mit hingewiesen wurden, unstreitig ebenfalls zu den ältesten und wichtigsten in Deutschland. In Osterreich ist sie sehr bedeutend, doch nur für den innern Bedarf, und ihr Umfang unbekannt. Im Steuerverein blüht sie nicht sehr, dagegen nimmt sie im Zollverein jährlich mehr zu. Sie ist vorzüglich in Aachen und der Umgegend, in Lennep und der Umgegend, im Königreiche Sachsen, sowie in der preuß. Provinz Sachsen und bis in die magdeburger Gegend am rechten Ufer der Elbe einheimisch; weniger in Schlesien. Im J. 1841 wurden 30844 Ctr. wollene und halbwollene Waaren im Zollverein eingeführt und 66848 Ctr. ausgeführt. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß an vereins- und ausländischer Wolle 469000 Ctr. im J. 1841 in den vereinsländischen Verbrauch

übergegangen sind, welche nach der Fabrikwäſche 341000 Etr. gewogen haben. An ausländiſchem Wollengarn wurden 17468 Etr. verarbeitet. Die Wollindus-
trie des Vereins hat daher 358714 Etr. wollene Waaren verfertigt, von denen 66848 Etr. ausgeführt und 323161 Etr. im Verein verbraucht wurden. Es befriedigt demnach auch die vereinsländische Wollindus-
trie das ganze Bedürfniß des Vereins und führte außerdem noch 66848 Etr. aus. Daß sie jedes Jahr zunimmt, geht daraus hervor, daß sonst mehr rohe Wolle aus- als ein-
geführt wurde, jetzt aber das umgekehrte Verhältniß stattfindet.

Wenn nun aus vorstehenden Zahlen sich ergibt, daß jede der vereinsländischen Fabrik-
industrien den Zollverein ganz mit ihren Erzeugnissen versorgt, und außerdem nicht unbe-
deutend, zum Theil sogar namhaft ausführt, so wird dadurch die große Beruhigung gewährt, daß es mit ihnen nicht so schlecht steht, als von manchen Seiten behauptet wird. Dennoch
würden sie sich noch besser befinden, wenn die Ursachen, auf welche oben hingedeutet wurde, beseitigt würden. Nicht zu leugnen ist es, daß die vereinsländischen Industrien hier und da
viel Fleiß, Intelligenz und Streben nach Vorwärts zeigen, allein im Allgemeinen ist noch
Mangel daran und dagegen einige Bequemlichkeit, Kleben am Alten und vor Allem der
Wunsch, gegen alle ausländische Thätigkeit im Zollvereine gesichert zu sein, zu bemerken.
Neues selbst zu erfinden, wird vermieden, nur Ausländisches nachgemacht, womit man zum
Theil schnell genug, zum Theil aber auch zuletzt auf den Markt gelangt. Hierzu kommt
ferner der unglückliche Hang, das Bessermachen der Ausländer durch Wohlfeilheit ersetzen,
und diese durch kürzeres Ellenmaß, geringere Breite, leichtere Qualität und Verschweigung
innerer Fehler, wie Löcher, Risse u. s. w., erlangen zu wollen. Mit diesem Hauptgrunde,
warum es mit der vereinsländischen Industrie besonders auf den fremden Märkten nicht so
geht, als es sein sollte, hängt anderweit genau zusammen, daß man seinen eigenen Ansichten
ungleich mehr als dem Verlangen, Geschmack und Bedürfnisse der Abkäufer folgt, welchen
Fehler die Deutschen mit den Franzosen gemein haben. Ganz anders dagegen verfahren die
Engländer, die in ihrem Verkehre mit dem Auslande unverbrüchliche Treue und Glauben
zeigen und unermüdet in der Erforschung der Bedürfnisse, des Geschmacks und der
Gewohnheiten ihrer Abkäufer. Nur hierdurch sind die Engländer zu ihrem Übergewicht auf den
fremden Märkten gelangt und nicht durch ihre großen Capitale, welche erst eine Folge dieser ihrer
Grundsätze waren. Endlich ist es der Ausbildung und dem Fortschreiten der deutschen Industrie
sehr nachtheilig, daß die Fabrikanten zugleich die Kaufleute machen. Ganz anders in Eng-
land, wo der Fabrikant sich einzig und allein seiner Fabrik widmet. Werden diese Andeutun-
gen wohlerrwogen, so wird man leicht finden, daß es auch besser um die deutschen Fabriken
stehen würde, wenn sie anders wären, und daß das gesteckte Ziel nicht allein ohne Schutzzölle,
sondern nur ohne sie erreicht werden könne.

Deutsche Medicin und Chirurgie. Eine fruchtlose Mühe würde es sein, die
medicinische Literatur Deutschlands im Mittelalter erforschen zu wollen, wo die Heilkunde
von rohen Händen geübt keinen Stoff zu schriftlicher Bearbeitung darbot. Wie Karl des
Großen lichtbringende Schöpfungen sehr bald wieder von der Finsterniß unnachtet wurden,
so vermochten auch des großen Hohenstaufen, Friedrich's II., der als Anatom und als Schrift-
steller im Felde der Ornithologie glänzte, seines Sohns Manfred und Albert (s. d.) des
Großen Bestrebungen nur die Dunkelheit ihres Zeitalters zu erhellen. Erst mit dem Wie-
deraufblühen der Wissenschaften in Italien und mit den vielen die Welt durchdringenden
Begebenheiten und Entdeckungen des 15. Jahrh. begann auch in der deutschen Medicin ein
neuer Geist sich zu regen. Der deutsche Fleiß fing an, die Schriften der alten Ärzte, befreit
von den Zusätzen und Erklärungen der Araber und ihrer Nachfolger, in der Ursprache zu lesen
und ihre Lehren zu prüfen. Die scholastische Philosophie aber, die bis dahin alle Wissenschaft
in Fesseln geschlagen hatte, konnte nicht anders als durch ihre Hauptgegnerin, die Mystik, be-
siegt werden, und daher verfiel jenes Zeitalter durch das Streben nach Aufklärung in den
Hang zu mystischen Speculationen, wodurch Astrologie, kabbalistische Wissenschaften und
Goldmacherkunst viele Verehrer fanden, an deren Spitze der gelehrte Neuchlin (s. d.) stand,
dem der durch seine Schicksale berühmte Agrippa von Nettesheim (s. d.) folgte. Die
Folge davon war, daß die Hexenproceſſe wieder an die Tagesordnung kamen, denen jedoch
auch in Deutschland einzelne Männer, wie J. Weyer, gest. 1588, sich mit Erfolg in Wort

und Schrift entgegenstellten und somit im Verein mit den Bestimmungen der Carolina den Grund zur künftigen Staatsarzneikunde legten. Selbst mit auf dieser Mystik fußend, jedoch auch unter mystischen Benennungen viele tiefe Wahrheiten verbergend, trat Paracelsus (s. d.) mit seinem neuen System der Medicin auf und bekämpfte zuerst mit deutschem Wort und deutscher Schrift die Vorurtheile, welche das blinde, aller Selbständigkeit ermangelnde Nachbeten der Griechen und Araber hatte einwurzeln lassen. So war auch die Reformation der Heilkunde ein deutsches Werk. Die berühmtesten deutschen Anhänger des großen Mannes in jener Zeit sind L. Thurneysser zum Thurn, gest. 1595 und A. von Bodenstein, gest. 1577, während Winther von Andernach, F. und L. Zwinger u. A. eine Vereinigung der Ansichten des Paracelsus mit denen des Galenus versuchten. Von Wenigen nur wurde die neue Lehre verstanden und von Vielen gemisbraucht als Deckmantel von Betrügereien und Charlatanerien jeder Art. Namentlich gab sie Veranlassung zu dem „Arznei- und Wunderbuche“ des Pöbigers Bapst von Hochlig und zu der Verbreitung der berühmten Panacee, welche der Jurist G. Amwald zu hohen Preisen verkaufte. Später wurden des Paracelsus Lehren mit denen der Rosenkreuzer verwebt. Die Gegner des Paracelsus trugen nicht wenig dazu bei, das neue System zu sichern, indem sie durch Abstreifen der mystischen Hülle die innere Wahrheit mehr und mehr zu Tage förderten. Wie tief jedoch der Aberglaube noch in dieser Zeit seine Wurzeln geschlagen hatte, beweist die Geschichte von dem goldenen Zahn, der einem Knaben in Schweidnitz gewachsen sein sollte und noch im letzten Decennium des 16. Jahrh. zu einem heftigen Federkriege zwischen Ärzten Veranlassung gab. Die Chirurgie wurde in diesem Jahrh. durch Hieronymus Brunschwig, Hans Gerßdorff, genannt Schylhans, F. Würz und Paracelsus selbst, die Geburtshilfe durch E. Kößlin (Rhobion), die Augenheilkunde durch G. Bartisch ausgebildet. Außerordentlich waren die Fortschritte der Anatomie, welcher Wissenschaft besonders A. Vesalius, gest. 1564, sich widmete, der aber freilich aus seinem Stammlande Deutschland sich nach Italien wendete. Zu den besten Anatomen damaliger Zeit gehörten F. Mater, gest. 1614, und E. Bauhin, gest. 1624.

Nach dieser von der Mystik bewirkten Reformation in der Medicin begann wieder die Philosophie ihren Einfluß auf die Ansichten der Ärzte geltend zu machen. Während Bacon's von Verulam System sich anfangs innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes eingeschlossen hielt, verbreitete sich die Corpusculartheorie des Descartes weiter und ließ in ihrem Boden verschiedene medicinische Systeme wurzeln. Es waren die chemiatriche und iatromathematische Schule. Erstere zerfiel in die syncretistische, welche immer noch, doch wieder auf anderm Wege als früher, eine Vereinigung zwischen Galenus und Paracelsus versuchte, durch D. Sennert, gest. 1637, die spiritualistische, welche Chemicismus und Mystik verschmolz, durch van Helmont (s. d.) und die rein materiell chemische, welche die Lebensproceße durch Gährung erklären wollte, durch F. de le Boe (Syblius), gest. 1673, vertreten. Von diesen drei Lehrern erhielt der letzte in Deutschland die meisten Anhänger, unter denen vorzüglich G. W. Wedel, gest. 1721, M. Ettmüller, gest. 1683, G. E. Schellhammer, gest. 1716, und J. K. Dippel (s. d.), gest. 1734, hervorragten. Die Fortschritte in der Chemie jedoch, die von dieser Schule selbst begünstigt wurden, erweckten ihr auch die gewichtigsten Gegner, unter denen sich vor Allem J. Bohn, gest. 1718, auszeichnete. Diesen chemiatrichen Systemen gegenüber stand die iatromathematische Schule, welche in Italien gegründet, in Deutschland später durch Joh. und Dan. Bernoulli (s. d.), E. Hamberger, gest. 1755, J. G. Brendel, gest. 1758, J. G. Krüger, gest. 1760, u. A. ausgebreitet wurde. Die Einseitigkeit aller dieser Systeme mußte von selbst eine große Zahl Ärzte dem Empirismus und Eklekticismus zuführen, welche die Anatomie und Arzneimittellehre durch neue Entdeckungen bereicherten und in dem großen engl. Arzte J. Sydenham einen würdigen Repräsentanten hatten. Große Erfolge krönten in dieser Zeit, in welcher Harvey die Lehre vom Kreislauf des Bluts zur Vollkommenheit erhob, die Bestrebungen der Anatomen und Physiologen, unter denen die Deutschen W. Kollinck, gest. 1673, H. Conring (s. d.), gest. 1681, V. M. Stiegel, gest. 1663, J. J. Wepfer, gest. 1695, M. Hoffmann, gest. 1698, J. H. Wirsung, gest. 1643, E. B. Schneider, gest. 1680, J. Kepler, gest. 1630, C. Scheiner, gest. 1650, H. Meibom (s. d.), gest. 1700, J. Bohn, E. J. Lange, gest. 1701, einen ehrenvollen Platz einnahmen.

Den durch die erwähnten medicinischen Systeme sich immer mehr ausbreitenden materialistischen Ansichten der Ärzte setzte G. E. Stahl (f. d.) ein neues, der Seele mehr Einfluß einräumendes System entgegen, welches durch J. S. Karl, gest. 1757, G. D. Coschwig, gest. 1729, J. D. Gohl, gest. 1731, M. Alberti, gest. 1757, J. Zunker, gest. 1759, J. A. Unzer, gest. 1799, E. Platner (f. d.), gest. 1818, u. A. ausgebildet und vertheidigt wurde. Diesem gegenüber stand die Lehre von F. Hoffmann (f. d.), einem Anhänger der iatro-mathematischen Schule, der als Arzt sich einen ausgebreiteten Ruf erwarb und in Deutschland J. H. Schulze, gest. 1744, A. Büchner, gest. 1769, und P. Eberhard, gest. 1779, unter seinen Anhängern zählte. Auch jetzt gab es außer Denen, die sich zu einem dieser Systeme bekannten, eine große Anzahl Eklektiker, welche den großen Holländer Boerhaave als Vorgänger hatten. Dahin gehörten C. G. Ludwig, gest. 1773, N. A. Vogel, gest. 1774, G. van Swieten (f. d.), gest. 1772, u. A. Großartig waren die Fortschritte in den einzelnen Doctrinen der Medicin. In der Anatomie und Psychologie wirkte der große A. von Haller (f. d.). Die Lehre von der Irritabilität verdankt ihm ihre Begründung und genaueste Erforschung und wurde theils von seinen Freunden und Schülern, J. G. Zimmermann, G. E. Oder, gest. 1791, G. Henemann, gest. 1768, J. G. Zinn, gest. 1759, H. J. N. von Cram, theils von seinen Gegnern genauer erörtert und berichtigt. Außer diesen bereicherten noch B. S. Albini, gest. 1770, J. M. Lieberkühn, gest. 1756, J. F. Meckel (f. d.), gest. 1774, H. A. Brissberg, gest. 1808, u. A. die Anatomie mit den wichtigsten Entdeckungen. Die Kräfte neuer Arzneimittel untersuchten J. Zunker, J. E. Greding, gest. 1775, J. H. Münch, gest. 1798, und besonders A. von Störk, gest. 1803, die der Electricität A. de Haen, gest. 1776, J. G. Schäffer, gest. 1795, u. A. Neue Systeme der Nosologie nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt schufen J. E. Hebenstreit, gest. 1757, C. F. Daniel, gest. 1771, N. A. Vogel, C. G. Selle, gest. 1800, während J. Z. Platner (f. d.), gest. 1747, L. Heister, gest. 1758, und A. G. Richter (f. d.) in der Chirurgie der ganzen medicinischen Welt voranleuchteten. G. Röber, gest. 1763, G. W. Stein, gest. 1803, u. A. machten sich um die Geburtshülfe verdient, und die Staatsarzneikunde, die fast allein dem deutschen Fleiße ihre gegenwärtige hohe Stellung verdankt, fand schon in Bohn, Alberti, Ludwig, Hebenstreit, Daniel, C. E. Eschenbach, gest. 1788, J. W. Baumer, gest. 1788, J. J. Plenf, gest. 1807, J. P. Frank (f. d.), gest. 1821, u. A. classische Bearbeiter. Unter die hervorstechendsten Praktiker und Beobachter dieser Zeit gehören J. G. Brendel, J. F. Eller, gest. 1760, P. G. Werthof, gest. 1767, J. G. Zimmermann, W. Heberden, gest. 1801, J. E. Wichmann, gest. 1802, M. Herz, gest. 1803, und L. F. V. Lentin, gest. 1804. Auch die Alten, wenn auch nicht mehr als absolute Herrscher doch als gute Rathgeber im Reiche der Heilkunde, erfreuten sich einer sorgfältigen Pflege durch J. G. Sins, gest. 1754, G. E. Hebenstreit, G. G. Richter, gest. 1773, D. W. Triller, gest. 1781, J. G. F. Franz, gest. 1789, J. C. W. Möhsen, gest. 1795, C. G. Ackermann, gest. 1801, C. G. Baldinger, gest. 1804, P. G. Hensler, gest. 1805, C. G. Gruner, gest. 1815, und vor Allen durch K. Sprengel (f. d.), gest. 1833.

Noch ist das System von C. L. Hoffmann (f. d.) zu erwähnen, welches der Solidar- oder Nerventheorie des Engländers Cullen, dessen Anhänger in Deutschland Schäffer, C. F. Elsner, gest. 1820, Blumenbach (f. d.), Gall (f. d.), J. E. Reil (f. d.), gest. 1813, Sprengel u. A. waren, gegenüber auf eine erneuerte Humoraltheorie sich gründete und von M. Stoll, gest. 1787, und Selle wenigstens zum Theil angenommen wurde. Eine andere Richtung erhielt die deutsche Medicin durch die Erregungstheorie von Brown (f. d.), doch wurde die reine Brown'sche Lehre nicht lange beibehalten, sondern nur als Basis einer Menge einzelner Theorien verwendet, die zusammen wieder im Verein mit der Kant'schen Philosophie, welche das tiefere philosophische Eindringen in die Natur der Metaphysik überwies, zum Eklekticismus führten. Unter den Männern, welche in dieser Zeit die Würde der Wissenschaft aufrecht erhielten, glänzen vorzüglich J. P. Frank, Reil, C. W. Hufeland (f. d.), gest. 1836, J. Stieglitz (f. d.), gest. 1840, und C. L. Heim (f. d.), gest. 1834.

Theorie und Praxis hatten nach und nach seit Paracelsus den Materialismus wieder auf eine bedeutende Höhe geführt, als die Mystik von neuem sich zu regen begann und in der Medicin sich durch die von A. Mesmer (f. d.), gest. 1815, aufgestellte Lehre vom ani-

malischen Magnetismus offenbarte. Schon vor dem Ende des 18. Jahrh. ward diese Lehre durch Döber, G. Vicker, A. Wienholt, gest. 1804, J. L. Böckmann, gest. 1802, und C. Smelin, gest. 1809, in Deutschland einheimisch, und das 19. Jahrh. zählt eine Menge berühmter Männer, die sie theoretisch und praktisch fortbildeten, unter denen wir nur Burdach (f. d.), Döllinger (f. d.), Eschenmayer (f. d.), J. Ennemoser (f. d.), Hufeland, Kiefer (f. d.), F. Rasse (f. d.), Stieglitz, Troxler (f. d.), G. R. Treviranus (f. d.) und J. J. Wagner (f. d.) ausheben. Im Anfange des 19. Jahrh. folgte Deutschlands Medicin hauptsächlich dem neu aufgeführten Systeme der Naturphilosophie von Schelling. Auf verschiedenen Wegen wurde dieses System von den Ärzten auf die Heilkunde übertragen; F. A. Marcus, gest. 1816, K. J. Kilian, gest. 1811, J. Spindler, J. A. Schmidt, gest. 1809, u. A. folgten ihm in ihrer Therapie, Troxler, Reil und Kiefer faßten es tiefer auf, Letzterer arbeitete es zu einem freilich nicht vollendeten Systeme der Medicin aus, Oken führte es in seinem Natursysteme weiter fort, während Andere, wie J. J. Wagner, F. J. Schelver, K. J. Windischmann (f. d.), J. Görres, F. K. von Baader (f. d.), J. A. Eschenmayer und G. H. Schubert (f. d.), ihm eine mystisch-religiöse Wendung gaben. Besonders mächtig wirkte diese neue Philosophie auf die Ausbildung der Physiologie, welche durch die Forschungen von J. J. Dömling, gest. 1803, L. Reinhold, gest. 1809, G. Prochasta, gest. 1820, Troxler, P. F. von Walther (f. d.), J. B. Wilbrand (f. d.), Döllinger, K. F. von Kielmayer, Autenrieth (f. d.), G. R. Treviranus, Burdach, K. von Baer (f. d.), H. Rathke, K. G. Carus (f. d.), R. Wagner (f. d.), G. G. Valentin (f. d.), J. Müller (f. d.), C. G. Ehrenberg (f. d.) u. A. ihrem Ziele immer näher geführt wird. Als eine Spätfrucht des Brownianismus entstand durch Hahnemann (f. d.) die Homöopathie (f. d.), welche von nicht wenigen Anhängern aufgefaßt und fortgebildet wurde.

Bei der Betrachtung der Gegenwart nach den einzelnen Doctrinen gehend, haben wir manchen Namen aus der nächsten Vergangenheit nachzuholen, der bis jetzt noch keine Stelle finden konnte. Unter den Bearbeitern der Anatomie stehen J. C. Loder (f. d.), G. F. Hildebrandt (f. d.), gest. 1816, Langenbeck (f. d.), Rosenmüller (f. d.), K. A. Rudolphi (f. d.), Tiedemann (f. d.), C. H. Weber (f. d.) und A. F. J. C. Mayer oben an. Die sich daran schließenden Wissenschaften der vergleichenden und pathologischen Anatomie erfreuen sich gleicher Aufmerksamkeit, erstere durch Blumenbach, Sömmerring (f. d.), Rudolphi, Tiedemann, Treviranus, Carus u. A., letztere durch A. W. Otto, R. von Froriep (f. d.), K. Rokitsky und K. E. Haffe. Die gegenwärtigen Bearbeiter der Physiologie haben wir theils unter den Anatomen, theils unter den Physiologen angeführt, denen wir nur noch den Namen Humboldt (f. d.) beifügen. Eine besondere Vorliebe haben die Deutschen von jeher für allgemeine Pathologie gezeigt; wir erinnern nur an die Leistungen von H. D. Gaub, gest. 1780, F. G. Roose, gest. 1803, Brandis (f. d.), Hufeland, F. G. Smelin (f. d.) und in der neuesten Zeit von Schönlein (f. d.). Groß sind die Fortschritte der speciellen Pathologie und Therapie durch Beobachtung der Krankheiten und der Wirkungen neuer eingeführter Arzneimittel. Wiewol diese meist nur vereinzelt an eine lange Reihe rühmlich bekannter Namen geknüpft dastehen, so sind doch auch Männer, wie Himly (f. d.), Kreyszig (f. d.), F. Rasse, Clarus (f. d.), W. E. A. Naumann (f. d.), C. H. Fuchs, Puchelt (f. d.), K. H. Baumgärtner, Sachs u. A. stets bemüht gewesen, diese Einzelheiten festen Normen einzuverleiben. Eine zahllose Menge Schriften pathologischen und therapeutischen Inhalts wurden durch die Verheerungen der Cholera hervorgerufen. Ausgezeichnete Mühe wurde der Chirurgie zugewendet. Die glänzendsten Namen auf diesem Felde sind Rust (f. d.), Gräfe (f. d.), C. Wenzel, Walther, Sömmerring, F. K. und A. K. Hesselbach, Langenbeck, Chelius (f. d.) und Dieffenbach (f. d.), von denen mehre sich auch mit G. J. Beer, gest. 1821, Himly, J. A. Schmidt, K. J. Beck, F. A. von Ammon (f. d.), J. C. Fungken u. A. um die Ophthalmiatrik bedeutende Verdienste erworben haben. Die ersten Entbindungsschulen entstanden in Deutschland, und in der Geschichte der Geburtshülfe werden die Namen J. C. Stark, gest. 1811, L. J. Boer, Oslander, Siebold, J. K. Wigand, gest. 1817, Rägelle (f. d.), Jörg und W. J. Schmitt stets in ehrenvollem Andenken bleiben. Einer fortwährenden aufmerksamen

Pflege erfreut sich die Staatsarzneikunde, durch deren Bearbeitung A. C. H. Henke (f. d.), Clarus, Rasse (f. d.), J. Bernt, J. J. Kausch, J. H. Kopp, C. F. L. Wildberg, Horn u. A. sich einen dauernden Ruhm erworben haben. Bei der Behandlung der Geschichte und alten Literatur der Medicin brauchen wir nur an Sprengel (f. d.), Kühn (f. d.), Choulant (f. d.), Hecker (f. d.), Leupoldt (f. d.), Friedländer (f. d.) und M. B. Lessing zu erinnern, um zu zeigen, was Deutsche in diesem Fache geleistet haben. Zuletzt gedenken wir noch, als eines dem Stamme der deutschen Medicin neuerlich entsprossenen Zweigs, der Psychiatrik, die unter der Pflege von Meckel, Greding, J. C. Hoffbauer, Neil, J. G. Langemann, gest. 1832, Rasse, Heinrich (f. d.), J. B. Friedreich, Horn, C. G. Pleniß und vieler Anderer in theoretischer sowie praktischer Hinsicht schon die erfreulichsten Früchte getragen hat.

Deutsches Meer, s. Nordsee.

Deutsche Musik. Von frühester Zeit an äußerten die Deutschen große Fähigkeit und Neigung für Musik. Von welcher Art aber jene von Tacitus erwähnten Kriegsgefänge und die nach Einführung des Christenthums von dem Kloster Fulda aus durch Hrabanus Maurus (f. d.) verbreitete Kunst in Gesang und Instrumentenspiel gewesen, darüber lassen sich kaum Vermuthungen fassen. Auch wann und durch wen der durch Franko von Köln im 13. Jahrh. verbesserte Mensuralgesang eingeführt sei, ist nicht genau bekannt. Erst im 13. und 14. Jahrh. finden sich sichere Spuren eines nach der gegenwärtigen Ansicht harmonischen Gesangs, der schon im 15. Jahrh. eine bedeutende Höhe erreichte. Daß er nicht von Italien oder England aus, sondern durch die Niederländer, namentlich durch Dekenheim und seine Schule verbreitet wurde und in Deutschland besondere Pflege fand, ist neuerdings festgestellt worden. Wesentlich wurde er gefördert durch die Verbesserung der Orgel in Folge der Erfindung des Pedals. Später erwarb sich Luther, unterstützt durch Ludw. Senfl und Walther, hohe Verdienste um den Choralgesang, und sein Einfluß dadurch auf das Volk war so groß, daß man auch katholischerseits zu Verbesserung des liturgischen Gesangs sich gedrungen sah. Hemmend wirkte, wie auf Kunst und Wissenschaft überhaupt, der Dreißigjährige Krieg auch auf die Tonkunst. Nichtsdestoweniger wurde während desselben die in Italien erstandene Oper durch Heinnr. Schütz nach Deutschland verpflanzt, der 1628 seine Oper „Daphne“ in Dresden mit großem Erfolg zur Darstellung brachte. Vorzügliche Beförderung fand die Musik am Hofe zu Wien, namentlich unter Leopold und Maria Theresia. Während aber die dramatische Musik erst später in Mozart (f. d.) und Beethoven (f. d.), Maria von Weber (f. d.), Spohr (f. d.) und Marschner (f. d.) ihre Reife erleben sollte, hatte die kirchliche Musik schon um die Mitte des 18. Jahrh. in Sebast. Bach (f. d.), Händel (f. d.), Hasse (f. d.) Vertreter gefunden, denen die Folgezeit kaum etwas an die Seite zu setzen hat, wie Schönes und Großes auch noch durch Naumann (f. d.), Haydn (f. d.), Mozart, Beethoven, F. Schneider (f. d.), Spohr, Schicht (f. d.), Eybler u. A. hervorgebracht wurde. Das Eigenthümlichste, was die deutsche Musik hat und leistete, das ist die höchste Gattung der Instrumentalmusik, die Symphonie. Kein Volk, kein Land hat etwas Ähnliches aufzuweisen, keines hat auch nur eine Nachahmung versucht bis auf die neueste Zeit, wo Berlioz (f. d.) etwas Ähnliches für die franz. Musik erstrebte, das aber noch viel zu sehr im Gährungsproceß begriffen ist, als daß es einen sichern Blick auf seine Zukunft gestattete. Von den ersten Anfängen in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. bis zu ihrer formellen Begründung durch Haydn und Mozart und ihrer Vollendung und Verherrlichung in Beethoven ist die Symphonie ein deutsches Nationaleigenthum. Daß aber die Symphonie bereits als etwas Abgeschlossenes zu betrachten sei, scheint eine voreilige Behauptung. Zwar ist durch die Arbeiten von Spohr, Dnslow (f. d.), Mendelssohn-Bartholdy (f. d.), Franz Schubert (f. d.), Ries (f. d.), Kalliwoda, Hesse, Lachner u. A. dieselbe in Stoff und Form wesentlich nicht verändert, doch hin und wieder Manches aufgetaucht, Manches in freierer Formenhandhabung versucht worden, z. B. von Spohr, Rob. Schumann u. A., was darauf hindeutet, daß die Symphonie noch eine Zukunft habe. Eine andere ursprünglich reindeutsche Kunstgattung, die neuerdings auch in der ital., namentlich aber in der franz. Musik, selbst mit der deutschen Benennung Wurzel gegriffen, ist das Lied mit allen seinen Ab- und Seitenarten, der Ballade, Romanze u. s. w. und der eigenthüm-

lichen Gestaltung desselben zum religiösen Volkslied, dem Choral. Unübersehbar ist der Reichthum des Erzeugten in dieser Gattung, namentlich im nördlichen Deutschland. Freilich ist die Masse des Guten und Schönen gering gegenüber der Fülle des Mittelmäßigen und Schlechten. Von ältern Lieder- und Balladencomponisten sind zu nennen Reichardt (s. d.), Zelter (s. d.), Himmel (s. d.), Zumsteg (s. d.), Mozart und Beethoven, unter spätern Spohr, Marschner, vor Allen aber Franz Schubert, in welchem das Lied seinen Gipfelpunkt erreichte. Wie dasselbe durch ihn die weiteste und freieste formelle Ausbildung erhielt, so hat er das Schönste und Reichste und in räthselhafter Masse geschaffen, was je diese Gattung erzeugte.

Was die praktische Ausübung betrifft, so steht diese hinter der erzeugenden Tonkunst nicht zurück, namentlich ist sie mehr und mehr ein wesentlicher Theil der Erziehung geworden und zwar nicht allein unter den höhern Ständen. In Betreff der Instrumentalmusik kann nur Frankreich, oder richtiger Paris den Vergleich mit Deutschland aushalten. In der Gesangskunst freilich bleibt den Italienern der Vorrang, ausgenommen der Chorgesang. Wie jede nicht gar zu kleine Stadt gegenwärtig ein wenigstens leidliches Orchester zu haben sich bemüht, so hat ebenfalls fast jede ihr Singtränzchen, ihre Liedertafel, einen Singverein oder eine Akademie. Hier und da vereinigen sich diese Kräfte einzelner Provinzen zu Musikfesten (s. d.), die ebenfalls ein reindeutsches Erzeugniß sind. Eine krankhafte Erscheinung ist das Virtuosenhum zu nennen in seiner überwuchernden Ausbildung, das aber, eine Folge der hohen Ausbildung des Instrumentspiels, allein die Möglichkeit bedingt, die Werke der größten Tonkünstler zur Aufführung zu bringen. Höhere Bildungsanstalten für Musik (s. Conservatorien) bestehen bis jetzt in Wien, Prag und neuerdings in Leipzig; als Hauptpflanz- und Pflegestätten deutscher Kunst sind namentlich Wien, Berlin und Leipzig zu nennen. Auch die Theorie der Musik wurde nichts weniger als verabsäumt, wie dies schon in dem Charakter der Deutschen liegt. Vorzüglich ragen hier hervor in früherer Zeit Marpurg (s. d.), Kirnberger (s. d.), Albrechtsberger (s. d.) und in der neuesten Gottfr. Weber (s. d.) und Marx. An musikalischen Zeitschriften bestehen gegenwärtig in Leipzig vier, von verschiedener Art und Tendenz, unter denen wir die von Rob. Schumann und die von Hauptmann (früher von Fink) redigirten namentlich erwähnen; in Wien zwei, in Mainz eine („Cäcilie“) in zwanglosen Hefen, eine in Kassel („Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine“) und eine („Cuterpe“) in Erfurt.

Deutsche Mythologie. Die deutsche Mythologie ist erst in neuester Zeit und zwar durch Jak. Grimm geschaffen; was man früher davon wußte, bestand entweder aus wenigen abgerissenen Notizen und gewöhnlich falschen Vermuthungen darüber, oder man gab das aus der nordischen Erborgte für deutsche Mythologie aus. Sehr zu bedauern ist es, daß man bei Einführung der christlichen Religion nicht nur Alles, was an das Heidenthum erinnerte, von Grund aus zerstörte und vertilgte, sondern es selbst für gotteslästerlich und schädlich hielt, über die heidnischen Greuel in Ausführlichkeit zu berichten. So ist das über die Religion unserer Vorfahren Überlieferte nur Bruchstück, woraus sich, wenn man die wenigen in Leben, Sitten und Gebräuchen sonst noch erhaltenen, aber im Verfluß der Zeiten sehr unkenntlich gewordenen Überbleibsel ursprünglichen Heidenthums damit in Verbindung bringt, nur in seltenen Fällen ein leidliches Ganze zusammensetzen läßt. Unter solchen Umständen gewährt eine sorgfältige und vorsichtige Vergleichung und Benützung der nordischen Mythologie, die in ihrem Ursprunge doch immer eine deutsche ist, wenn sie auch erst lange nach dem Aufhören der deutschen zum Abschluß kam, große Hülfe theils zur Aufklärung des Dunkeln theils zur Ergänzung des Lückenhaften. (S. Aftenlehre.)

Von dem Wesen der Gottheit hatten die Deutschen eine viel lautere Ansicht, als man bei andern auf derselben Culturstufe stehenden Völkern vorfindet. Vermöge der Größe und Erhabenheit der Gottheit hielten sie es, nach des Tacitus Bericht, für unmöglich, sie in menschlicher Gestalt darzustellen und innerhalb der Wände von Tempeln einzuschließen. Die Erfahrung hat diese Nachricht auch bestätigt, denn nirgend hat man Götterbilder, die den Deutschen mit Gewißheit zugeschrieben werden könnten, in Gräbern oder sonst, noch Spuren von Tempeln im gewöhnlichen Sinne aufgefunden. Die Tempel ihrer Gottheiten waren heilige, durch bestimmte Grenzen gesonderte Haine; Tacitus nennt uns den heiligen

Hain der Semnonen, der Nahenarvalen, der Göttin Nerthus, des Hercules zwischen Elbe und Weser u. s. w., und Reste solcher durch ihre Benennung als geheiligt bezeichneter Haine haben sich bis ins späte Mittelalter, ja bis auf die Gegenwart erhalten. Daß auch unter bestimmten Bäumen, auf Steinen und an Quellen den Göttern geopfert wurde, bezeugen viele Stellen aus den Concilien und alten Pönitentiarien des 7. und 8. Jahrh., worin dies den Neubekehrten streng verpönt wird. Eine heilige dem Donner geweihte Eiche fällt Bonifacius bei Geismar im Hessischen; unter den Steinen aber werden ohne Zweifel die mit großen Steinplatten bedeckten sogenannten Hünengräber gemeint sein, auf denen nach einer alten Nachricht die Sachsen Teufelslieder, d. h. heidnische Lieder, wahrscheinlich während des Opfern, sangen. Wenn Cäsar sagt, daß die Deutschen keine Druiden (s. d.), d. h. eine bestimmte Priesterklasse, wie die Gallier, hatten, noch wie diese, den Opfern sehr ergeben waren, so darf man daraus nicht folgern, als ob es bei den Deutschen gar keinen Priesterstand gegeben habe. Tacitus erwähnt mehrmals ausdrücklich Priester und von Strabo wird uns sogar ein Priester der Ratten, Libys, mit Namen genannt. Nur scheint ihr Einfluß nicht von der Bedeutung gewesen zu sein als der der Druiden in Gallien. Die Priester der Deutschen, in alten Glossen Harugari, Parawari, Pluostrari genannt, waren beim Gottesdienst, bei öffentlichen Opfern und beim Volksgericht thätig und im Heere stand ihnen, nicht dem Anführer, als Vertretern der Gottheit Tadel und Bestrafung der Vergehen zu. Sie scheinen somit eine bedeutende Wirksamkeit auf die Rechtspflege, geringere auf sonstige öffentliche Angelegenheiten ausgeübt zu haben. Ob bei den Deutschen sich zu irgend einer Zeit ein System des Götterglaubens und Cultus, wie im abgeschlossenen Norden, ausgebildet hat, ist nicht zu erweisen, auch an und für sich unwahrscheinlich, da die Deutschen in so viele Stämme zerfielen. Für einige wenige Gottheiten läßt sich ein allen Stämmen gemeinsamer Cultus voraussetzen; andere Gottheiten dagegen scheinen bei gewissen Stämmen vorzugsweise, noch andere nur allein Verehrung genossen zu haben.

Die älteste Nachricht von in Deutschland verehrten Gottheiten gibt uns Cäsar; er nennt Sonne, Mond und Feuer als diejenigen, denen die Deutschen als sichtbaren und einflussreichen Gottheiten Verehrung bewiesen. Dies wäre, wenn wir uns die von Cäsar gebrauchten Ausdrücke Sol, Luna und Vulcanus nicht etwa personificirt denken, ein sehr einfacher Naturcultus, der sich bei andern Völkern auch findet und sonst nichts Unwahrscheinliches hat; halten wir indessen die abweichenden, aber offenbar genaueren Berichte des Tacitus damit zusammen, zwischen welchem und Cäsar nur ein Zeitraum von 100 Jahren liegt, während dessen der Cultus der Germanen sich unnötig so bedeutend umgestalten konnte, so wird es sehr wahrscheinlich, daß Cäsar's Bericht, der das Innere Germaniens gar nicht kennen lernte, wenn auch nicht unwahr, doch zu allgemein und oberflächlich ist. Tacitus nennt uns als den von Allen am meisten, an gewissen Tagen selbst durch Menschenopfer verehrten Gott den Mercurius, d. h. Wuotan, sächsisch Wōdan, altnordisch Odin (s. d.). Daß diesen Gott Tacitus habe bezeichnen wollen, ist durch mehr historische Zeugnisse, wie durch die alte, noch herrschende Benennung des Mittwochs (dies Mercurii) durch Wodensdag erwiesen. Seiner Wortbedeutung nach ist Wuotan (von watan, vadere) das allmächtige, alldurchbringende Wesen; er wurde als Verleiher jeglichen Guts, vorzüglich aber als Lenker der Schlachten und des Siegs betrachtet. Er fährt auf einem Wagen oder reitet und ist durch seinen breiten Hut kenntlich. Sein Cultus war, wie es scheint, allen deutschen Völkern gemeinsam; doch erlosch dieser im südlichen Deutschland früher als im nördlichen. Die Sueven brachten ihm zum Trankopfer Bier; nach Tacitus wurden ihm an bestimmten Tagen auch Menschenopfer zu Theil. Von den suevischen Semnonen erzählt Tacitus, daß zu gewisser Zeit Gesandtschaften der ihnen verwandten Stämme in ihrem heiligen Haine zur Berathung zusammenkamen, der ein Menschenopfer, wahrscheinlich für Wodan, vorausging. Das Himmelsgestirn, der Bär, heißt nach ihm Wodan's Wagen und in dem Umzuge des Wüthenden Heers ist das Andenken an ihn und seinen Namen noch bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten. Die nächste Stelle nach Wodan nimmt Donar, altsächsisch Thunar, altnordisch Thor (s. d.) ein, den Tacitus richtiger durch Hercules, nicht wie Andere, durch Jupiter interpretirt, da bei diesem Gotte in frühester Zeit mehr die Idee des Starken als die des Donnernden vorwaltete. Ihn besangen die Deutschen, wenn sie in die Schlacht gingen;

dieser Gesang hieß baritus, der durch das Vorhalten des Schildes vor den Mund dem dumpfen Rollen des Donners nicht unähnlich wurde. Man dachte sich den Gott als rothbärtig, in der Rechten einen Hammer oder eine Keule haltend; als von ihm gesendete Waffen wurden die Donnerkeile, die der in die Erde fahrende Blitz bildet, und die Donneräpfe und Donnerhämmer von Stein, die man in den ältesten Gräbern findet, angesehen. Nach ihm sind der Donnerstag (dies Jovis) und einige Kräuter, wie Donnerbart (*Barba Jovis*) und Donnersistel (*Eryngium campestre*), die das Haus vor dem Einschlagen des Bliges schützen, benannt; unter den Bäumen war ihm die Eiche heilig. Seine Verehrung fand vorzüglich bei den nordischen Völkern statt. Der dritte Gott, den Tacitus nennt, ist Mars, der Kriegsgott, der bei den Römern in vorzüglicher Verehrung stand. Seinen deutschen Namen lernen wir aus der alten Benennung des zweiten Wochentages, des Dienstages, im Süden Deutschlands Ziestages, kennen; danach heißt er althochdeutsch *Zio*, altsächsisch *Ziv*, altnordisch *Tyr*. In einer alten Glosse werden die Schwaben *Ziowari*, Verehrer des *Zio*, genannt. Bei den Baiern führte der Gott einen andern Namen; sie nannten ihn *Er*, *Zr* und davon den Dienstag, *Eritac*, *Erchtac*. Aber auch den Sachsen war er unter dieser Benennung bekannt; dies zeigt nicht bloß der Name ihrer berühmten Feste *Eresberg* (*mons Martis*), sondern auch die zusammengesetzte Form desselben Namens, *Zrmin* (auch *Ermin*), womit sie den Kriegsgott benannten. Wie *Widukind* von *Korvei* erzählt, errichteten die Sachsen nach Erstürmung der thüringischen Feste *Scheidungen* ihrem Kriegsgotte *Zrmin*, der unter dem Bilde einer nach Osten gerichteten Säule vorgestellt war, einen Altar. Hieraus ergibt sich zugleich, daß die vielbesprochene, in der Nähe der *Eresburg* befindliche *Zrminful* oder *Zrminesful* auch eine *columna Martis* war. Noch führte der Gott einen dritten Namen, der vielleicht bloß ein Zunamen war; in der alten bekannten Abschwörungsformel heißt er nämlich *Sahsnöt*, d. h. Schwertgenosse. Die drei genannten Götter, von denen die beiden letztern nach der nordischen Mythologie Söhne *Wodan's* sind, scheinen vor andern bei den Deutschen in hoher Verehrung gestanden zu haben und werden auch gewöhnlich, selbst von Tacitus, zusammen genannt; von andern minder bedeutenden Göttern sind uns nur geringe Spuren, oft nur die Namen erhalten. Von einem Hauptgotte der Nordländer, *Freyr* (s. d.), der Frieden und Fruchtbarkeit verleiht, läßt sich nur vermuthen, daß er bei den Deutschen *Frö*, altsächsisch *Fräho* geheißen habe; ihm war der Eber heilig. Den Namen eines andern in der nordischen Göttersage sehr gefeierten Gottes, des *Balder*, althochdeutsch *Paltar*, altnordisch *Baldur* (s. d.), angelsächsisch *Baldäg*, hat das jüngst entdeckte *Merseburger Lied* der deutschen Mythologie zugebracht; er heißt darin auch *Phol*, welches Grimm mit dem keltischen *Bel* und slavischen *Bjelbog*, dem weißen Lichtgott, passend zusammenhält. Der Sohn *Balder's* war *Forseti*, d. h. der dem Gerichte Vorsitzende; bei den Friesen heißt er *Fosite* und wurde auf *Fositesland*, später *Helgoland*, verehrt, wo der heilige *Liudgar* sein Heiligthum zerstörte.

Weniger deutlich und bestimmt unterscheidbar treten die weiblichen Gottheiten in der deutschen Mythologie hervor. Die Überlieferungen, die uns das Mittelalter über sie gibt und die selbst bis auf unsere Zeit im Glauben des Volks fortgedauert haben, lassen sie uns als Wesen erscheinen, die zu gewissen Zeiten Umzug halten, den Fleiß belohnen, den Unfleiß bestrafen. Ihre Attribute sind theils ein Pflug oder Wagen theils ein Schiff; ersteres bezeichnet sie als Gottheiten des Ackerbaus, letzteres als Gottheiten, die der Weberei, überhaupt dem Hauswesen vorstehen. Ein bestimmtes Zeugniß über die erste dieser weiblichen Gottheiten hat uns *Paulus Diaconus* aufbehalten; es ist die von den *Lombarden* verehrte *Frea*, die Gattin *Wodan's*, althochdeutsch *Fria*, wovon der Freitag (dies *Veneris*) benannt ist. Im Altnordischen heißt sie *Frigg*, wonach für *Frija* bei den Deutschen auch die Form *Fricka* gegolten haben muß, was sich durch das Vorkommen von einer Frau *Frecke* in Niedersachsen bestätigt. In einigen slavisch-deutschen Ländern heißt sie im Volke *Frau Herke*, was eine Umstellung von *Frecke* ist. Sie ist in der nordischen Mythologie Göttermutter, Göttin der Ehe und Liebe (*Venus*) und steht den Künsten des Haushalts vor. Unterschieden von *Fria*, aber gewiß frühzeitig mit ihr verwechselt, ist die Göttin *Fröwa*, d. h. Frau oder Herrin, altnordisch *Freyja* (s. d.), die Schwester des Gottes *Freyr*. Sie ist Jagd- und Mondgöttin und wie *Diana* unverheirathet. In dem *Merseburger Liede* heißt sie *Frua*, verkürzt aus *Fröwa*, und ihre Schwester *Volla*, d. h. Fülle oder vielleicht auch *Vollmond*, was mit der ro-

manischen Abundia, dame Habonde, übereintrifft. Fröwa hat außerdem noch mehre Beinamen; sie heißt Hera, d. i. die Hehre, Glänzende, Berchte oder Berthe, d. i. die Strahlende, in Schwaben, Baiern und Osterreich; Holba, Holle und Hilde, d. i. die Holde, Freundliche, in Hessen und Thüringen. In den Pönitentiarien wird Holba durch Diana und Herodias interpretirt, von welchen letzteres aus Hera Diana verderbt ist, mag nun Hera deutsche Glosse, oder das lat. hera (domina) sein. Unter den obigen Benennungen ist die Göttin noch bis jetzt in verschiedenen Theilen Deutschlands bekannt; sie hält allein oder begleitet von Weibern, die gleich ihr auf Thieren reiten, in den Zwölften ihren nächtlichen Umzug; in dieser Zeit darf nicht gesponnen werden, sonst verwirrt und besudelt sie den Wocken. Von Frau Herke und Freke wird Dasselbe oder Ähnliches erzählt und es mag hier in den Überlieferungen über beide Göttinnen Fria und Fröwa eine Vermengung vorgegangen sein, aus der sich das Wahre kaum unterscheiden lassen wird. Schwer sind zwei andere weibliche Gottheiten zu deuten, von denen Tacitus berichtet. Ein Theil der Sueven verehrte die Isis, deren symbolisches Attribut (signum) nach Art eines Schiffes (liburnae) geformt war. An eine Schiffahrt und Handel beschirmende Göttin kann hier bei den Sueven kaum gedacht werden, eher könnte man das Schiff auf die Kunst des Webens beziehen. Doch liegt die Vermuthung noch näher, daß Das, was Tacitus für ein Schiff ansah, ein Bild des Neumondes, die Mondichel, vorstellte, zumal da die Isis in Aegypten vorzüglich als Mondgöttin angesehen wurde. So finden wir in ihr die deutsche Fröwa wieder. Über die Göttin Nerthus, die Mutter Erde, deren Cultus auf einer Insel des nördlichen Oceans Tacitus ausführlich schildert, sind hinsichtlich des Namens die Ansichten getheilt; Einige nehmen eine Umwandlung der weiblichen in eine männliche Gottheit an und finden Nerthus in Niörd, dem Vater Frey's, wieder; Andere identificiren sie mit Jörd, der Gemahlin Odin's. Daß alle Spuren von dieser Gottheit so ganz erloschen sind, scheint anzudeuten, daß ihre Verehrung nur auf einige nördliche Völker Deutschlands sich beschränkte. Weibliche Gottheiten geringerer Bedeutung, deren Namen uns mit Sicherheit überliefert sind, waren die suevische Zisa in Augsburg, Sunna und ihre Schwester Sindgund, Tamfuna, Hludana, Nehalemnia u. s. w.; doch lassen sich über sie nur Vermuthungen aufstellen.

Außer diesen Göttern und Göttinnen erwiesen die Germanen auch Heiden und weisen Frauen als Halbgöttern fast gleiche Verehrung. Sie feierten in Gefängen den erdgeborenen Gott Turisico (Tiwisco von Tiv, Mars) und seinen Sohn Mannus, von dessen drei Söhnen Ingo, Isco und Hermino die drei Hauptstämme der Germanen, Ingaevonen, Iscaevonen und Herminonen ihre Abstammung herleiteten. Bei den Nahenarvalen nennt uns Tacitus den heiligen Hain des Castor und Pollux, dem ein Priester in weiblicher Kleidung vorstand; den Namen Alsi oder Alcis, den Tacitus als Benennung beider Brüder gibt, erklärt Grimm als Alah, d. i. Heiligthum; das Ubrige ist nicht zu deuten. Nach Grimm's Bemerkung ist in einzelnen Helden, deren das Mittelalter uns viele aus grauer Vorzeit aufbewahrt hat, z. B. Siegfried, Dietrich, Wieland u. s. w., ein Niederschlag alter Gottheiten anzunehmen. Da die hohe Verehrung der Frauen eins der Kennzeichen war, welches die Germanen vor den übrigen Völkern auszeichnete, so darf es nicht auffallen, bei ihnen auf eine sehr ansehnliche Zahl übernatürlicher weiblicher Wesen zu stoßen, die zwischen Göttern und Menschen inne standen. Ihre vorzüglichste Bestimmung war, den Menschen Heil oder Unheil vorherzuverkündigen. Sie halten sich in verschiedener Benennung als Schwanjungfrauen, Druten (s. Druiden), Wraunen (s. d.), Feinen (s. Feen) u. s. w. in Wäldern, an Flüssen, Seen, Quellen und Bergen auf und haben die Gabe, sich unsichtbar zu machen. In dem zweiten Neresburger Liede lernen wir die Sidis, Schlachtjungfrauen oder Walkyren (s. d.), im Nibelungenliede die Namen zweier Schwanjungfrauen, Habburc und Sigelint, kennen, die wie Vögel über dem Wasser schweben und dem Hagen weissagen. Untergeordneter Art, obgleich auch sie eine Art von Cultus bei den Deutschen genossen, ist eine Classe von übermenschlichen Wesen, die das Volk mit dem Namen Wichte, Elbe, Zwerge (s. d.) bezeichnet; zum Theil gehören dazu auch die Kobolde (s. d.), Nixe (s. d.) und Hausgeister. Sie verkehren nur selten mit den Menschen in bald freundlicher, bald feindlicher Weise, sind listig und klug und besitzen die Macht, durch eine Tarn- oder Nebelkappe sich unsichtbar zu machen. Der Glaube an dergleichen Wesen ist noch jetzt nicht erloschen;

wenn auch die Zwerge längst fortgezogen sind, da ihnen das Läuten der Glocken oder Neckerei und Bosheit der Menschen den Aufenthalt verleiteten, so weiß doch das Volk noch überall von ihrem Treiben und Wesen und ihren Wohnungen in Felsen und Hügeln zu erzählen. Ihnen stehen gegenüber die Niesen (s. d.), auch Heunen oder Hünen und Thürsen genannt. Wie die Menschen den Zwergen, sind die Niesen den Menschen beiweitem an Größe und körperlicher Kraft überlegen; in Hinsicht auf die Geisteskräfte lehrt sich jedoch das Verhältniß um, und die Niesen stehen da auf der untersten Stufe. Die Niesen mahnen an alte, in früher Zeit verdrängte Völker, wie die Zwerge an das allmälige Zurückweichen und Verschwinden des Heidenthums; große Bauten der Vorzeit werden ihnen oder dem Teufel zugeschrieben, und ihr Andenken ist in den Gebichten des Mittelalters wie in der Sage noch lebendig. Von einem Cultus derselben bei den Deutschen ist jedoch nirgend eine Spur. Vgl. Jak. Grimm, „Deutsche Mythologie“ (Gött. 1835; 2. Aufl., Abth. 1, 1843).

Deutsche Philosophie. So wenig für andere Wissenschaften, welche ein allgemeingültiges und nothwendiges Wissen zu erreichen die Aufgabe haben, die Unterscheidung der Nationalität den Inhalt der Wissenschaft von zufälligen äußern Verhältnissen abhängig macht, ebenso wenig kann die Bezeichnung Deutsche Philosophie die Bedeutung haben, als sei die Aufgabe der Philosophie für verschiedene Nationen eine verschiedene. Es liegt darin nichts weiter als eine Hinweisung auf die Art und den Umfang, in welcher und für welchen eine bestimmte Nation, oder vielmehr die zu ihr gehörigen Repräsentanten der Philosophie die Aufgabe der letztern aufgefaßt und zu lösen versucht haben. In diesem Sinne kann man aber mit vollem Rechte die philosophischen Bestrebungen der Deutschen vor denen der übrigen Nationen hervorheben, indem seit fast einem Jahrhunderte sich ein ernstes und allgemeineres Interesse an der Cultur der Philosophie vorzugsweise in Deutschland geltend gemacht hat und beinahe ausschließlich von deutschen Denkern die Interessen einer tiefern Speculation vertreten worden sind. Deutschland hat dadurch wieder eingebracht, was es zum Theil in frühern Jahrhunderten versäumt hatte, wo es länger als Frankreich und England an den überlieferten Formen der Scholastik festhielt. Die allgemeinere Verbreitung philosophischer Cultur steht dabei in einem genauen Zusammenhange mit der Durchbildung der Deutschen Prosa (s. d.); denn obwol selbst noch Leibniz für seine philosophischen Arbeiten sich beinahe ausschließlich der lat. und franz. Sprache bediente, so machte doch um dieselbe Zeit Chr. Thomasius (s. d.) den Anfang, die Muttersprache nicht nur für akademische Vorlesungen sondern auch für schriftliche Darstellungen zu benutzen. Zu einer allgemeineren Geltung gelangte dieser Gebrauch namentlich durch die zahlreichen Schriften Chr. Wolf's (s. d.). Später emancipirte der Aufschwung, den die deutsche Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. nahm, auch die Philosophie vollständig von den Fesseln eines fremden Idioms, und neben der poetischen Literatur der Deutschen erwuchs bald eine philosophische, die sich selbst mit der der Griechen messen kann.

Was die wissenschaftliche Richtung der deutschen Philosophie anlangt, so hatten die philosophischen Ansichten und Systeme des Bacon von Verulam (s. d.), Descartes (s. d.) und Spinoza (s. d.) zu der Zeit, als sie in England, Frankreich und Holland zuerst auftraten, verhältnißmäßig nur einen geringen Einfluß in Deutschland. Erst Locke (s. d.) fand vielseitigere Beachtung, indem er durch seine „Untersuchungen über den menschlichen Verstand“ die Frage nach dem Ursprunge und den Grenzen der Erkenntniß viel entschiedener anregte, als dies Bacon und Descartes gethan hatten. Sein Empirismus, der in der Psychologie ein Regulativ für die Metaphysik aufzustellen suchte, weckte den Widerspruch Leibniz's (s. d.), des ersten Deutschen, der in der Geschichte der Philosophie Epoche machte und der durch die nach allen Seiten hinwirkenden Anregungen, die von ihm ausgingen, als der eigentliche Urheber des philosophischen Geistes in Deutschland betrachtet werden muß. Gleichwol entbehrten die Grundgedanken seines Systems, die Monadologie, die prästabilirte Harmonie, die Lehre von den angeborenen Ideen, einer strengen systematischen Begründung; sie sind mehr geniale Hypothesen als regelmäßig abgeleitete Lehrsätze. Diesem Mangel der Leibniz'schen Philosophie suchte Chr. Wolf abzuhelfen, indem er, freilich mit Beseitigung gerade der eigenthümlichsten Gedanken Leibniz's, die Philosophie als systematisches Ganze in allen ihren Theilen nach der Methode des logischen Formalismus ausführte. Dieses Ver-

dienst einer systematisch angelegten, mit encyclopädischer Vollständigkeit durchgeführten Darstellung der gesammten philosophischen Wissenschaften kann Wolf nicht abgesprochen werden, wenn auch dabei ein über den Formalismus der äußern Ordnung und Vollständigkeit hinausgehender Untersuchungsgeist vermist wird. Die weite Verbreitung seiner Schriften, die hohe Achtung, in welcher er bei seinen Zeitgenossen stand, die große Zahl seiner Schüler und Anhänger, unter denen Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten, Bülfinger u. A. nicht zu den gemeinen Köpfen gehören, beweisen, wie viel er zu seiner Zeit gewirkt hat. Wolf selbst überlebte seinen Ruhm, und es trat in Deutschland eine Periode der philosophischen Erschlaffung ein, in welcher sich unter dem Einflusse der engl. und franz. Philosophie des 18. Jahrh. ein principloser Eklekticismus, die sogenannte Philosophie des gesunden Menschenverstands, ausbreitete. Nichtsdestoweniger herrschte in den J. 1760—80 eine große geistige Regsamkeit; die Poesie, die Reform der Erziehung, die Politik, die religiöse Aufklärung beschäftigten die Köpfe vielfältig; alte Gewohnheiten im Familien- und Staatsleben der Deutschen wurden erschüttert, und in der Stille bereitete sich ein großer und durchgreifender Umschwung vor.

So fand J. Kant (s. d.), von dem die jüngste Periode der deutschen Philosophie beginnt, ein sehr empfängliches Zeitalter vor, und obwohl seine früheren, noch theilweis von der Wolf'schen Philosophie abhängigen Schriften wenig Beachtung fanden und selbst die „Kritik der reinen Vernunft“ anfangs in Gefahr war, übersehen zu werden, so brachte doch diese sowie seine übrigen nach langer Vorbereitung rasch aufeinander folgenden kritischen Hauptwerke eine unermessliche Bewegung in dem wissenschaftlichen Gebiete hervor. Der Grund davon lag ebenso wol in der Neuheit und dem Umfange seiner Untersuchungen als darin, daß die Zielpunkte derselben sich den Bestrebungen des Zeitalters vielfältig angeschlossen. Ausschließung aller Willkür und Schwärmerei, Vertheidigung der Selbstständigkeit der denkenden Forschung, Zurückweisung der theoretischen Speculation auf das ihr zugängliche Gebiet der Erfahrung und Erhebung des Sittlichen zu der höchsten und letzten Norm aller menschlichen Bestrebungen bezeichnen im Allgemeinen die Richtung seiner Philosophie, die er überhaupt von dem Gesichtspunkte vielmehr ihrer weltbürgerlichen als schulmäßigen Bedeutung cultivirt wissen wollte, und der er dadurch ihren Einfluß auf alle Gebiete menschlichen Denkens und Handelns sicherte. Dazu kam die Hoffnung, daß durch die kritischen Untersuchungen über die Natur des menschlichen Geistes eine Ausgleichung der philosophischen Gegensätze, des Empirismus und Rationalismus, des Sensualismus und Spiritualismus u. s. w. möglich und eine Reihe durchgreifender Principien gefunden sei, nach welchen die Streitigkeiten der philosophischen Schulen einem Richterspruche in letzter Instanz sich zu fügen hätten. Daß diese Hoffnung täuschte, hatte seinen Grund darin, daß Kant die alte Schulmetaphysik durch eine Psychologie zu stürzen suchte, welche selbst auf der Basis jener Metaphysik ruhte; außerdem vermifste man in der Blüthenzeit des Kantianismus namentlich einen genügenden Einheitspunkt für die verschiedenen Theile der Philosophie. Auf diesen Mangel wies zuerst K. Leonh. Reinhold (s. d.) hin, und während der Skepticismus, z. B. in E. Schulze's „Aenesidemus“ und der ältere Dogmatismus in den Schriften Eberhard's u. A. ihre ohnmächtigen Angriffe gegen den nunmehr schon siegreichen Criticismus fortsetzten, war es J. G. Fichte (s. d.), der jenen absoluten Einheitspunkt in der Thatfache des Selbstbewußtseins, auf welches Kant's Criticismus von allen Seiten hingewiesen hatte, gefunden zu haben glaubte. Fichte, auf der von Kant vorgezeichneten Bahn consequent fortschreitend, verwandelte den halben Idealismus Kant's in einen ganzen, indem er das Ich nicht nur für den Träger und die Quelle der Erkenntniß sondern auch für das einzige Reale erklärte, dessen Vorstellung und That die Welt sei, d. h. alles Das, was unter den Begriff des Nichtich fällt. Im Ich waren Sein und Wissen identisch, es war zugleich Real- und Erkenntnißprincip, und die Natur erschien nur als der Reflex seiner absoluten Thätigkeit. Mit diesem Idealismus, den Fichte mit der ganzen ihm eigenthümlichen Energie als System auszubilden suchte, ohne deshalb sehr wesentlichen Umbildungen seiner Denkweise entgehen zu können, begann eine Art revolutionärer Aufregung der philosophirenden Köpfe in Deutschland, die gegen den ruhigen und nüchternen Geist Kant's stark abstach. Systeme folgten auf Systeme, die philosophische Literatur wuchs massenweise und die Theilnahme des Publicums war einige

Decennien lang allgemein. Die Meteore, welche am philosophischen Himmel Deutschlands aufstiegen, verschwanden aber zum größten Theile ebenso schnell, als sie aufblitzten, und einen allgemeineren Einfluß gewann zunächst nur Schelling (s. d.), der den Idealismus Fichte's unter dem Einflusse Spinoza's, auf den F. H. Jacobi (s. d.) die Aufmerksamkeit zurücklenkte, in die Identitätsphilosophie verwandelte. Die Identitätsphilosophie trat ursprünglich mit der Behauptung auf, daß, während Fichte die Natur aus dem Ich deducirt habe, sich ebenso auch der umgekehrte Weg der Deduction des Ich aus der Natur einschlagen lasse, daß aber beide Formen der Philosophie ihren Stützpunkt in dem Absoluten, als der Identität aller Gegensätze, des Idealen und Realen, des Subjects und Objects, des Geistes und der Natur, finden. Um diese Behauptung durchzusetzen, erfand Schelling die intellectuelle Anschauung als die dem Absoluten allein entsprechende, ja das Absolute selbst darstellende, mit ihm identische Art der Erkenntniß; das Organ dieser Anschauung wurde Vernunft genannt und als solches der Reflexion des Verstandes, der die absolute Identität zu erkennen ganz unfähig sei, entgegengesetzt. Das Verhältniß der gegebenen Erscheinungswelt zum Absoluten sollte nun darin bestehen, daß dieses sich in einer Vielheit von Erscheinungen darstellt, aus der Indifferenz in die Differenz heraustritt, sich in der letztern manifestirt u. s. w.; und Schelling versuchte diese Identität in der Nichtidentität und Nichtidentität in der Identität, namentlich in Beziehung auf die Naturphilosophie, im Einzelnen darzulegen, wobei ihm und seinen Anhängern das Verdienst zukommt, dem Empirismus der bloß beobachtenden und rechnenden Naturforschung entgegengetreten zu sein und auf die Belebung der Naturwissenschaft anregend eingewirkt zu haben. Andererseits lag in der Verachtung der Erfahrung und der Reflexion die Veranlassung zu einem phantastischen Treiben, welches mit der Wissenschaft häufig nichts weiter als den Namen gemein hatte, und deshalb konnten sich mit der Schelling'schen Philosophie im Gebiete der Poesie, der Religion, des socialen Lebens viele unklare Bestrebungen verbinden, die in der Romantik, der Mystik, der Hinneigung zum Katholicismus u. s. w. oft zu den seltsamsten Verirrungen führten. In der durch Fichte und Schelling bezeichneten Richtung der Philosophie liegt noch die Hegel'sche (s. Hegel), die den Inhalt der intellectuellen Anschauung durch die dialektische Methode in einer regelmäßigen Gliederung zu entwickeln versuchte und sich zwar von den regellosen Spielen phantastischer Combinationen los sagte, aber den Ausdruck des speculativen Denkens nicht in den seit Jahrtausenden anerkannten Gesetzen der Gedankenverbindung, sondern in einer Dialektik suchte, deren Wesen in der Auflösung aller festen Gedankenbestimmungen und deren Fortschritt darin bestehe, daß jeder Begriff aus sich selbst sein eigenes Gegentheil erzeuge, und, mit diesem sich zusammenfassend, sich innerlich bereichere und dadurch zu immer höhern Momenten fortschreite. Diese mit der Sache selbst identische Methode hat Hegel mit ausdauernder Beharrlichkeit durch das ganze Gebiet der Philosophie hindurchzuführen versucht; das System derselben gliedert sich bei ihm in den drei großen Stadien der Logik, der Philosophie der Natur und der Philosophie des Geistes. Während nun die genannten Systeme eine ziemlich gerade Linie des Fortschritts bilden, entstand, der äußern Veranlassung nach zunächst im Gegensatz zu dem Idealismus Fichte's, das System J. F. Herbart's (s. d.), dessen Entwicklung in einer der herrschenden Zeitphilosophie durchaus entgegengesetzten Richtung liegt, und Herbart ist neben Schelling und Hegel der einzige Denker, der für die Periode seit Kant auf eine allgemein durchgreifende Bedeutung Anspruch machen kann. Denn die überaus zahlreichen, im Einzelnen oft verdienstlichen, aber der Philosophie im Ganzen und Großen keine neuen Wege bahnenden Versuche anderer Denker, die sich entweder ältern Systemen angeschlossen und sie zu berichtigen, umzubilden, auf einzelne Theile der Wissenschaft anzuwenden bemüht waren, oder deren Bemühungen vorzugsweise durch die Polemik gegen die herrschende Zeitphilosophie charakterisirt sind u. s. w., können da nicht im Einzelnen aufgezählt werden, wo es sich um eine allgemeine Übersicht des Entwicklungsgangs der Philosophie handelt. Daher muß es genügen, an die Fortbildung und Umbildung der Kant'schen Philosophie durch Krug (s. d.), Fries (s. d.) u. A. zu erinnern, an die naturphilosophischen Arbeiten von Steffens (s. d.), Dken (s. d.), Schubert, F. von Baader (s. d.) und Eschenmayer, an die Art, wie früher Köppen (s. d.) die Jacobi'sche Philosophie systematisch darzustellen suchte, an die verschiedenen Formen, welche der Skepticismus in der Kant'schen Phi-

riode bei E. Schuze (f. d.), in neuerer Zeit bei Ed. Schmidt angenommen hat, an die verschiedenen Versuche, die Philosophie auf empirische Psychologie zurückzuführen, wohin namentlich Ed. Beneke (f. d.) gehört, an die eigenthümlichen speculativen Versuche von F. Schleiermacher (f. d.), J. J. Wagner (f. d.), J. C. F. Krause (f. d.), Chr. H. Weiße (f. d.), Fichte dem Jüngern (f. d.), Branß (f. d.), E. Reinhold (f. d.), A. Trendelenburg (f. d.), H. Ritter (f. d.), A. Günther (f. d.) u. A., an die Verschiedenheit der Richtungen, welche sich in neuerer Zeit innerhalb der Hegel'schen Schule entwickelt haben, endlich an das Verhältniß, in welches sich in der neuesten Zeit Schelling zu seiner eigenen frühern Lehre, sowie zu Dem, was daraus hervorgegangen ist, gesetzt hat. In demselben Verhältnisse, in welchem in den letzten fünfzig Jahren das Interesse an der Philosophie als Wissenschaft in Deutschland lebendig war, hat auch ihre Geschichte eine vielseitige Pflege gefunden, und die Deutschen waren die Ersten, welche die Geschichte der Philosophie als ein in sich zusammenhängendes Ganze zu begreifen und darzustellen und die wichtigsten Partien derselben in gehaltvollen Monographien zu beleuchten suchten. (S. Philosophie.) Der rasche Wechsel der philosophischen Systeme und die Extravaganzen, deren sich einzelne unter denselben schuldig gemacht haben, sind zwar oft und vielfach getadelt und bespöttelt worden; auch läßt sich nicht verkennen, daß, wo es sich nicht unmittelbar um politische und religiöse Streitfragen handelt, in neuester Zeit eine Erschlaffung des speculativen Interesses, ein gewisses Mißtrauen des größern Publicums gegen die Philosophie in Deutschland an die Stelle des frühern maßlosen Enthusiasmus getreten ist; gleichwol ist der Einfluß, den die Philosophie auf die Kräftigung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland gehabt hat, unermesslich, und es ist beinahe kein Gebiet der Forschung, in dessen tieferer und gründlicherer Behandlung nicht die Früchte des philosophischen Geistes sichtbar geworden wären. Dabei ist die Unabhängigkeit von der Philosophie, nach welcher manche Wissenschaften streben, auch nur scheinbar und beruht wesentlich darauf, daß die Ergebnisse der Philosophie schon vielfältig in sie eingedrungen sind.

Deutsche Poesie. Die Prosa-Literatur eines Volks ist ebenso als das männliche Princip seines Literaturlebens, wie seine poetische Literatur als das weibliche Princip desselben zu betrachten; beide ergänzen und vervollständigen sich, wie Mann und Weib in ihrer Verbindung erst den vollkommenen Menschen darstellen; die Poesie offenbart, wie das Weib, mehr das empfängliche Gemüths- und Phantasieleben einer Nation, die Prosa mehr ihren befruchtenden und denkenden männlichen Verstand; jene schließt sich mehr an die innern Zustände an, diese mehr an die äußern Verhältnisse; jene neigt sich mehr dem Idealen, diese mehr dem Realen und Praktischen zu; beide sind einander nothwendig, die Poesie der Prosa, damit diese auch ihrerseits dem Princip der Schönheit huldige und nicht in Noheit und Barbarei versinke, die Prosa der Poesie, damit diese einen festen Gedankeninhalt in sich aufnehme und nicht in zu weiche Anschauungen und bloße phantastische Tändeleien ausarte. Es ist für ein Volk ein ebenso schlimmes Zeichen, wenn seine poetische Zeugungskraft gänzlich stockt, als wenn sie zu sehr wuchert und die Prosa verdrängt oder diese so beherrscht, daß sie, wohin ein bekannter Vorschlag Mundt's führen würde, nur ein hermaphroditisches Zwitterwesen darstellt. Beide können und müssen aufeinander einwirken, aber als Gattungen müssen sie selbständig und gesondert nebeneinander herlaufen, und gerade durch diese Sonderung, die aber ein mäßiges Einwirken der einen Gattung auf die andere um so heilsamer erscheinen läßt, kann z. B. die griech. Literatur immer noch als eine Musterliteratur gelten. In der deutschen Literatur ist nur zu häufig die Poesie in Prosa, die Prosa in Poesie ausgeartet. Diese Erscheinung ist fast ein so schlimmes Krankheits-symptom als das andere, wenn entweder die Poesie die Prosa oder diese jene gänzlich überwuchert und verdrängt. Hier wie dort läßt sich dann jedesmal eine Lücke, ein organischer Fehler im Nationalleben selbst nachweisen, und in der folgenden gedrängten Darstellung einer so wichtigen Erscheinungsform des deutschen nationalen Geistes, wie die deutsche Poesie ist, wird sich häufig genug Gelegenheit darbieten, für solche literarhistorisch wichtige Ausartungen, Mängel und Gebrechen auch analoge krankhafte Erscheinungen im Geschichtsleben des deutschen Geistes zu entdecken, entweder das einseitige Überwiegen nüchterner Verständigkeit oder phantastisch sentimentaler Gemüthlichkeit, oder eine Verschwom-

menheit, eine Unklarheit, vermöge welcher der bloße speculirende und kritisirende Verstand sich einbildet, auch dichten zu können, was er durch eine verschönernde, poetisirende Verstandesprosa zu erreichen denkt. Auch bei der deutschen Poesie lassen sich wie bei der Deutschen Literatur (s. d.) drei große Zeiträume annehmen: 1) Von den ältesten Zeiten bis zum 12. Jahrh., 2) vom 12. bis gegen den Ausgang des 15. Jahrh. und 3) bis auf die neueste Zeit.

Die Lieder der alten Deutschen, die von Tacitus erwähnt werden, waren epischer Gattung; sie enthielten die Thaten der Vorzeit, die ursprünglich geschichtlich, bald in Folge poetischer Ausschmückung und mündlicher Tradition ins Sagenhafte übergingen. Der Art waren die Lieder, in welchen die vergötterten Helden Luitko und sein Sohn Mannus, wie der historische Arminius und spätere Helden einzelner deutscher Völker, der Gothen, Longobarden u. s. w., gefeiert wurden. Inhalt und Umfang dieses Liederkreises läßt sich ungefähr aus der spätern deutschen Heldensage ermessen, wie sie uns meist in Gedichten des 12. und 13. Jahrh., leider sehr lückenhaft und entstellt, überliefert worden ist. Lieder dieser heidnischen Periode, mit deren Sammlung und Aufzeichnung Karl der Große sich beschäftigte, haben sich noch nicht aufgefunden, könnten aber wol noch zum Vorschein kommen; einige wenige, aber um so kostbarere gerettete Überbleibsel stehen ihrem Alter nach auf der Grenze zwischen Heiden- und Christenthum. Dahin gehören das „Hildebrandslied“, zuerst entdeckt und bekannt gemacht von G. Eccard, darauf berichtet und erläutert von den Gebrüdern Grimm (Kass. 1812, 4.) und von R. Lachmann in den Schriften der Berliner Akademie (1833, 4.); das „Wessobrunner Gebet“, aus dem Anfange des 9. Jahrh., herausgegeben von W. Wackernagel (Berl. 1827), die jüngst in Merseburg entdeckten für die deutsche Mythologie wichtigen heidnischen „Zauberlieder“, herausgegeben von Jak. Grimm (Berl. 1843, 4.) und von W. Wackernagel in der Vorrede zum ersten Bande seines „Altdeutschen Lesebuchs“ (2. Aufl., Bas. 1839) und „Muspilli, oder das Gedicht vom Weltuntergange“, herausgegeben von J. Andr. Schmeller (Münch. 1832). Diese Gedichte, von denen die drei ersten mehr dem niederdeutschen als hochdeutschen Dialekte angehören, haben noch nicht den Reim, sondern alliteriren und lassen uns ahnen, von welcher Art die Poesie unserer heidnischen Vorfahren war. In der zweiten Periode dieses Zeitraums, nach Einführung des Christenthums, ziehen vor allen zwei Denkmale der geistlichen Poesie die Aufmerksamkeit auf sich, die „Altsächsische Evangelienharmonie“ und die „Althochdeutsche Evangelienharmonie“. Die altsächsische auf Befehl Ludwig des Frommen von einem sächs. Sänger verfaßt und herausgegeben von J. A. Schmeller unter dem Titel „Heliand“ (Münch. 1830, 4.) ist alliterirend und hat noch in Ausdruck und Wendung etwas Frisches und Großartiges aus dem Heidenthume herübergebracht; die althochdeutsche dagegen, von einem weissenburger Mönche, Diefried (s. d.), zwischen 863—72 gedichtet und unter dem Titel „Kriem“ von E. G. Graff (Königsb. 1831, 4.) herausgegeben, ist trocken und kaum etwas Anderes als gereimte Prosa. Von gleicher Art sind einige kleinere poetische Denkmale dieser Zeit, unter denen das „Ludwigslied“, nach 881 gedichtet, in Wackernagel's „Altdeutschem Lesebuch“ (Bd. 1), obgleich es, wenige Stellen ausgenommen, nicht das Frische des Volkslieds hat und sich mehr der Hespoesie nähert, wie diese unter Karl dem Großen bis über Otto I. hinaus an den kaiserlichen Höfen meist in lat. Sprache geübt wurde, das vorzüglichste ist.

Zu der Hebung und vollendeten Gestaltung der deutschen Poesie, die in dem letzten Viertel des 12. Jahrh. erfolgte, wirkten verschiedene Ursachen. Nachdem der Kampf zwischen Kaiser und Paps unter Heinrich IV. begonnen, die Gemüther aufgeregert und für politische Interessen empfänglich gemacht hatte, kehrten unter der kräftigen Regierung der Hohenstaufen Ruhe und Ordnung im Innern Deutschlands zurück. Die Kräfte, die sich bisher in innerlichen Zwistigkeiten aufgerieben hatten, wendeten sich erstarkt nach außen und stellten das gesunkene Ansehen des Deutschen Reichs und Volks bei den Auswärtigen wieder her. Wiederholte Züge nach Italien, dem alten Siege der Cultur, und die mit religiöser Begeisterung unternommenen Kreuzzüge nach dem Morgenlande, in denen deutsche Ritter mit der Blüte franz. und engl. Ritterschaft zusammentrafen, mußten dahin wirken, der verfeinerten Cultur der roman. Völker, insbesondere dem von ihnen so ausgebildeten Ritterwesen und der damit eng verbundenen Poesie bei den Deutschen Eingang und freudige Aufnahme zu verschaffen.

Die Poesie, die bisher nur von Geistlichen und Volksdichtern gehegt und gepflegt worden war, fand jetzt nicht allein an den Höfen des Kaisers, der Fürsten und Ritter Schutz und Förderung, sondern zählte selbst aus diesen eine nicht geringe Anzahl, die sich in ihr mit Erfolg versuchten. Es war natürlich, daß derjenige Dialekt, der vom Hofe des Kaisers ausging und schnell an den Höfen anderer Fürsten Ausbreitung gewann, nämlich der ausgebildete weichschwäbische in den Dichtungen dieser Zeit der allein herrschende wurde, wenn auch einzelne Dichter in einigen Ausdrücken und Formen ihre Heimat nicht ganz verleugnen konnten. Den Übergang zu dieser glänzendsten Periode der deutschen Poesie des Mittelalters bilden mehre nicht unbedeutende dichterische Producte, deren Verfasser Geistliche waren. Im Vergleich mit den wenig spätern haben diese Dichtungen in Sprache und Ausdruck noch viel Alterthümliches; die Behandlung des Stoffs, der oft auf lat., seltener auf nordfranz. Quellen zurückgeht, ist noch einfach und kunstlos, manchmal selbst roh, entschädigt aber in einzelnen Stellen durch Kraft und ungekünstelte Anmuth und Natürlichkeit. Unter den übrigen macht auf dieses Lob Anspruch das „Lied von Alexander“, um 1170 vom Pfaffen Lambrecht gedichtet, herausgegeben von G. F. Masmann in den „Denkmälern deutscher Sprache und Literatur“ (Münch. 1828) und das von einem Volksdichter verfaßte höchst merkwürdige Gedicht „Salman und Morolt“, in den „Deutschen Gedichten des Mittelalters“, herausgegeben von F. H. von der Hagen (Bd. 1). Außerdem gehören hierher das „Rolandslied“, vom Pfaffen Konrad um 1173—77, herausgegeben von W. Grimm (Gött. 1838), „König Ruther“, herausgegeben von Masmann in den „Deutschen Gedichten des 12. Jahrh.“ (Bd. 2, Queb. 1838), die noch ungedruckte „Kaiserchronik“, gegen 1160, und des regensburger Mönchs Bernher „Leben der Jungfrau Maria“, im J. 1173 abgefaßt, herausgegeben von Hoffmann in den „Fundgruben“ (Bd. 2, Bresl. 1837). Das der Eifersage zugehörige Werk „Reinhard Fuchs vom Glichesare“ (Gleichner) haben wir vollständig nur in einer Überarbeitung des 13. Jahrh., herausgegeben von Jak. Grimm (Berl. 1834); ein bedeutendes Fragment des trefflichen ältern Textes veröffentlichte Jak. Grimm in dem „Send schreiben an K. Lachmann“ (Lpz. 1840). Die den Vorgenannten folgenden Werke der mittelhochdeutschen Poesie, die während der Blütezeit derselben entstanden, sind es, in welchen sich der Einfluß der roman. Dichtungen nicht bloß in der gewandtern und vollendeteren Behandlung des Stoffs sondern auch in der äußern Form in einer feingebildeten, gewählten Sprache und einer kunstvollern und mannichfaltigern Anwendung des Versmaßes kund gibt. Es ist eine leicht erklärbare, doch aber immer auffallende Erscheinung, daß diese Dichter, in denen jener Einfluß am meisten sichtbar wird, zu ihren epischen Dichtungen einheimische Sagen verschmälten und dafür ihren Stoff theils aus antiken, theils aus roman. Sagenkreisen wählten, wodurch eine größere Förderung und allgemeinere Aufnahme des Volksepos verhindert wurden. Der erste dieser Dichter der Zeit nach war Heinr. von Veldeke, der in seiner „Eneit“ oder „Aeneide“, gedruckt in Ch. H. Müller's „Sammlung deutscher Gedichte“ (Berl. 1782—85, 4., Bd. 1) die Sage von Aeneas in einer schon ziemlich gefügigen Sprache bearbeitete; ihm folgten drei Meister, die andern gleichzeitigen und spätern Dichtern als Muster galten, der tiefe, aber schwer zu verstehende Wolfram von Eschenbach (s. d.), der höfliche, in Vers und Sprache unübertroffene Hartmann von Aue (s. d.) und der gewandte und zierliche, aber nicht tiefgehende Verfkünstler Gottfried von Strassburg (s. d.). An sie schlossen sich noch einige, deren Leistungen, wenn auch schwächer, doch immer von Bedeutung sind, wie Wirnt von Gravenberg, dessen „Wigalois“ F. Benecke (Berl. 1819) herausgab, Rudolf von Ems, dessen „Alexander“ noch ungedruckt ist und dessen „Barlaam und Josaphat“ Fr. K. Köpke (Königsb. 1818) und „Der gute Gerhard“ W. Haupt (Lpz. 1840) herausgaben, und Konrad von Würzburg (s. d.), der sich meist in kleinern Gedichten versucht hat. Die epische Volksepoëe dieses Zeitraums blieb von der Einwirkung dieser Kunstdichter nicht frei. Die seit langer Zeit im Volke mündlich sich fortpflanzenden gesonderten Lieder einzelner Sagenkreise wurden vielleicht erst in dieser Zeit zu einem Ganzen zusammengestellt; die Volksdichter oder Ordner, wie man sie nennen mag, übernahmen das Geschäft, durch Einschleüsel die Lücken zu ergänzen, um dadurch und vermöge starker Überarbeitung des Ganzen ein den Erzeugnissen der Kunstdichter nicht unähnliches Product herzustellen. Auf diese Art ist die gegenwärtige Abfassung des Nibelungenlieds (s. d.)

des großartigsten aller ältern deutschen Dichtungen, entstanden, das durch diese Überarbeitung mehr verloren als gewonnen hat. Vor den übrigen epischen Volksdichtungen zeichnet sich noch aus „Gudrun“, herausgegeben von A. Zimmann (Quedlinb. 1836), obgleich es an Kraft und Gediegenheit weit unter dem „Nibelungenliede“ steht. Die meisten und reichsten Blüten trieb die lyrische Poesie; es werden uns über 200 Dichter genannt, von denen Lieder, theils zerstreut, theils in mehreren alten Sammlungen, wie in der pariser, weingertner und jenaer Handschrift, erhalten sind. Ob auch auf Gestaltung dieser Gattung Einwirkung von außen, namentlich provenzalische, anzunehmen ist, darüber fehlen noch genauere Nachforschungen; wenn sie stattfand, war sie jedenfalls hier geringer als im Epos. Unter der großen Zahl Dichter trat entschieden als der begabteste, vielseitigste und geistvollste hervor Walter von der Vogelweide (s. d.), der, aus adeligem Stande, ein Wanderleben führte und bis über das J. 1227 hinaus lebte. Wolfram von Eschenbach hat nur wenige, aber treffliche Lieder gebichtet, ebenso Hartmann von Aue; dagegen sind von einem andern ausgezeichneten, nur nicht so vielseitigen Dichter als Walther, von Reinmar dem Alten, viele Lieder vorhanden. Die größte Zahl der Lieder hat die Liebe und Verherrlichung der Frauen zum Gegenstand; andere sind religiösen Inhalts, Loblieder auf die Jungfrau Maria und die Dreieinigkeits, Aufforderungen zum Kreuzzuge, Bußlieder u. s. w., noch andere Lob-, Straf- und politische Lieder. Eine ganz eigenthümliche Art Lieder sind die des Reidhart um 1217, herausgegeben von F. Benecke in den „Beiträgen“ (Gött. 1810, Bd. 1), in denen das Leben der niedern Stände, mit dem sich andere Dichter nicht befaßten, auf eine drollige und ergögliche Weise geschildert wird. (S. Minnesänger.) Aus der didaktischen Poesie sind hervorzuheben der noch ungedruckte „Welsche Gast“ Thomasin's von Zerclaere, zwischen 1215—16, und Freidank's „Bescheidenheit“, im J. 1229 abgefaßt und herausgegeben von W. Grimm (Gött. 1834), zwei Spruchgedichte, in denen die Thorheiten und Gebrechen der Zeit gezeigelt und gute Lehren und Ermahnungen gegeben werden. Nach der Mitte des 13. Jahrh. sank die deutsche Poesie sichtlich; der Versfall zeigte sich nicht allein in der Schwäche und Gehaltlosigkeit des Inners sondern auch in der vernachlässigten äußern Form, in der Sprache wie im Reim; nur einige wenige Werke, wie der „Renner“ des Hugo von Trimberg (s. d.), um 1300, der „Edelstein“ des Boner (s. d.), aus etwas späterer Zeit, und die Lieder des Johann Hadlaub von Zürich, um 1300, herausgegeben von Ettmüller (Zür. 1841, 4.), dürfen zu den bessern Productionen gezählt werden. Noch viel tiefer stehen die Leistungen der Folgezeit von der Mitte des 14. Jahrh. bis zum Ende des 15. Jahrh. Fürsten und Adelige hatten schon längst aufgehört, der Poesie Pflege und Unterstützung zu gewähren; den Kaisern fehlte es an Kraft, das aus den Fugen gehende heilige röm. Reich leidlich zusammenzuhalten und den verderblichen Fehden des verarmten und raublustigen Adels Einhalt zu thun, dem die durch Handel und Verkehr aufblühenden Städte über den Kopf gewachsen waren. In diesen letztern hatte die Poesie jetzt ihren Sitz genommen; es bildeten sich unter den Handwerkern der Städte Singschulen, in denen auch das Dichten von den sogenannten Meistersängern (s. d.) recht handwerkemäßig betrieben wurde. Die Sprache war in der Verwilderung noch weiter fortgeschritten, indem sich die verschiedenen Dialekte wieder geltend machten und die rohern Mundarten der untern Volksklasse in die Schriftsprache eindrangten. Nicht besser stand es mit der Verskunst; hier war die Hauptsache richtige Sylbenzählung. Die epischen Gedichte, die diese Zeit darbietet, bestehen zumeist in überarbeiteten und gekürzten, kümmerlichen und nur in Rücksicht ihres Inhalts beachtenswerthen Reste aus früherer Zeit; eine Sammlung derselben wurde unter dem Namen Heldenbuch (s. d.) öfter gedruckt. Was man in dieser Gattung neu schuf, wie des Büheler's „Königstochter von Frankreich“ und Ulr. Fürterer's große cyllische Dichtung, in der er die Sagen von Artus und dem Gral mit dem Argonautenzuge und dem trojanischen Kriege in eins verarbeitete, ist durch geschmacklose Weitschweifigkeit und Trockenheit ungenießbar. Aus dem Thierepos verdient jedoch der niederdeutsche Reineke Vos (s. d.), zwischen 1470—90 nach dem flandrischen „Reinaert“ mit Geschick bearbeitet, ganz den Ruf, der ihm bis auf die neueste Zeit zu Theil wurde. Das Ungenießbarste und Unpoetischste, was man aus dieser Periode finden kann, sind die meist noch und wol für immer im Staube der Bibliotheken ruhenden Ergüsse der Meistersänger;

selbst die Dichtungen der Bessern unter ihnen, wie Muscatblüt's, Mich. Beheim's („Buch von den Wienern“, 1462—65, herausgegeben von Karajan, Wien 1843), sind kaum zu verdauen. Dagegen wälzt in der lyrischen Volkspoesie dieser Zeit noch frisches und unverdorbenes Blut, durch welches auch die Poesie im 16. Jahrh. sich wieder verjüngte. Außer vielen Ungenannten gehören zu den berühmtesten die beiden schweizerischen Volksdichter Halbsuter (1386) und Veit Weber (1474). Vgl. E. Ludw. Nothholz, „Eidgenössische Lieberchronik“ (Bern 1835). Dem Volkstone nähern sich die Lieder Hugo's von Montfort und Oswald's von Wolkenstein, sowie die geistlichen Dichtungen Heinrich's von Laufenberg. Merkwürdig wird diese Periode dadurch, daß sich in ihr die ersten, aber noch rohen und ungeschlachten Anfänge der dramatischen Dichtkunst zeigen. Die sogenannten Mysterien oder Aufzüge und Darstellungen der Geistlichen an Festtagen, zu denen der Stoff aus dem Alten und Neuen Testamente genommen und mit Gesängen und Dialogen verwebt wurde, gaben mit den Fastnachtspielen, deren Spuren sich im 15. Jahrh. finden, die erste Veranlassung dazu. In diesen letztern kam in komischer, oft possenhafter Weise gewöhnlich eine Scene aus dem gewöhnlichen Leben zur Aufführung. In Abfassung solcher Fastnachtspiele, die einigermaßen schon als dramatische Versuche gelten können, haben sich namentlich zwei auch in andern Gattungen der Poesie bekannte Dichter, Hans Rosenplüt (s. d.) von Nürnberg, in der Mitte des 15. Jahrh. und Hans Volz thätig bewiesen.

Zu Anfange des dritten Zeitraums, wo durch Einfluß der classischen Literatur der Charakter der deutschen Poesie wesentlich sich änderte, wurde hauptsächlich eine Dichtungsart mit entschlednem Glücke behandelt, nämlich die moralisch-satirische. Dem „Heineke Vos“ schlossen sich an Sebastian Brand's (s. d.), „Narrenschiff“, Thomas Murner's (s. d.), „Narrenbeschwörung“ und „Schelmenzunft“, Mollenhagen's (s. d.), „Froschmäusler“ und der deutsche Nabelais, Joh. Fischart (s. d.). In den Fastnachtspielen übertraf alle seine Vorgänger der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (s. d.), neben dem noch Jak. Ayrer (s. d.) zu erwähnen ist. Die epischen Gedichte sungen an, allegorisch und historisch zu werden, wie z. B. Melchior Pfinzing's „Theuerdank“ (s. d.), welcher Kaiser Maximilian I. zum Helden hat, und die Form der Prosa anzunehmen, wodurch der nachmals sogenannte Roman vorbereitet wurde. Den großartigsten Aufschwung nahm hierauf die deutsche Poesie in Folge der durch Luther bewirkten kirchlichen Reformation, die durch eine Menge intelligenter Kräfte prüfender Gelehrten und die Schwächen der Zeit geißelnder Satiriker eingeleitet worden war, während die Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse, wichtige Erfindungen, wie namentlich die der Buchdruckerkunst, mehr zusammen treffende walthistorische Ereignisse und vorzüglich das zum Gefühl und Bewußtsein seiner selbst gekommene, nüchterne, verständige, allen unklaren, bloß romantischen Anschauungen abgeneigte Bürgerthum sie unterstützte und förderte. Martin Luther (s. d.), sowol Gelehrter als heroischer Charakter, erhob dieses geheime protestirende Bewußtsein zur entschiedenen That; er wurde der Stifter der neuhochdeutschen Prosa; er gründete als Dichter in eigenen kräftigen Vorbildern das deutsche protestantische Kirchenlied und zeichnete sich zugleich in seinen Predigten, in seinen prosaischen Schriften und vor Allem in seiner herrlichen Bibelübersetzung durch Schwung und poetischen Ausdruck aus. Dagegen bietet die deutsche Poesie von seiner Zeit an bis auf Opitz einen öden und trostlosen Anblick dar. Die kirchliche Polemik, der Streit der religiösen Parteien, die Bilderstürmerei, der Bauernaufstand, die bald nach Luther's Tode ausbrechenden innern Kriege, der in stelfen Formalismus und in dumpfe Orthodorie versunkene, von Luther's Geniehauch nicht mehr durchgeistete Protestantismus, wie auf der andern Seite der heimlich grollende, für jetzt aber eingeschüchterte Katholicismus, die kleinliche Streitsucht pedantischer Gelehrten, der düstere, altgläubige Rechtszustand u. s. w., waren nicht geeignet, den Schwung der Geister und die Intelligenz zu fördern und die poetische Productionskraft zu nähren. Endlich brach noch der schauervolle, allen Wohlstand in Deutschland zerrüttende, alle Gemüthsfröhlichkeit zerstörende und die Autorität Deutschlands nach außen gänzlich vernichtende Dreißigjährige Krieg über Deutschland herein. Die Prosa war in diesem Zeitraume noch übler berathen als die Poesie, die wenigstens durch Martin Opitz (s. d.), 1597—1639, dessen kräftiger Vorläufer Georg Rud. Weckherlin (s. d.), 1584—1651, war, in der äußern Ausbildung und der Form große Fortschritte

machte. Mit Recht nannte man ihn den Vater der neuern deutschen Dichtkunst, da er sie auf bestimmte Gesetze und auf classische Vorbilder hinwies, statt der Sylbenzählung die Sylbenmessung einführte und überhaupt einen eigenen poetischen Stil begründete. Aber das Nationalepos der Deutschen war vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche Leben sich im entschiedensten Gegensatz der alten Ritterzeit entwickelte; man hatte unter so verwirrten Zeitläufen keine Ruhe zu großen epischen oder dramatischen Compositionen; man beschränkte sich auf die Nachahmung classischer Muster und auf die Lyrik, die überhaupt in Zeiten der Landesnoth stets als Trösterin auftaucht und in diesem Zeitraume mit einseitiger Vorliebe, aber wirklich trefflich angebaut wurde, namentlich von den Nachfolgern Dvigs's, die man unter dem Namen der ersten schlesischen Schule zusammenfaßt: Paul Flemming (s. d.), 1609—40; Sim. Dach (s. d.), 1605—59; A. Tscherning (s. d.), 1611—59; Paul Gerhard (s. d.), 1606—75; F. von Logau (s. d.), 1604—55; A. Gryphius (s. d.), 1616—64; Joh. Rist, 1607—67, und Georg Phil. Parsdörfer (s. d.) und Joh. Alai, die Stifter des Blumenordens. Überhaupt wurden in dieser Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften begründet, deren Dasein das gemeinschaftliche Streben nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Ziererei aus. Mehr einzeln steht der fromme und innige F. von Spee (s. d.), 1591—1635, während der kräftige Jaf. Valde (s. d.), 1603—68, seine Gedichte in lat. Sprache schrieb. Außer dem eigentlichen Liede wurde noch das didaktische Gedicht, namentlich von Dvig, das Epigramm in ganz vorzüglicher Weise von Logau, ja selbst die Tragödie und die Posse von Gryphius angebaut; aber auch Letzterer blieb, wenigstens im Trauerspiel, stark in der Nachahmung ausländischer Muster, namentlich des Holländers Toofit von den Vondel befangen; auch hatte er keinen seinem Talente und wackern Streben ebenbürtigen Nachfolger. Überhaupt kam man in größern Compositionen über den steifen undeutschen Alexandriner nicht hinaus. Vietet in dem besprochenen Zeitraume wenigstens die lyrische Poesie einen freundlichen und erquicklichen Anblick, so sind die Zeiten nach dem westfäl. Frieden um so trostloser und wüster und durch Geziertheit, Übertreibung und Nachäffung des Ausländischen gebrandmarkt, indem man gerade das Falsche und Übertriebene am liebsten nachahmte. Es hängt dies mit dem traurigen Einflusse, den Frankreich in den innern Verhältnissen Deutschlands gewonnen hatte, mit dem steifen, lächerlichen, in Flittern erstarrten Ceremoniell an den deutschen Fürstenhöfen, mit dem Stillstande alles öffentlichen Lebens, mit dem von einzelnen Fürsten gepflegten und sorgfältig unterhaltenen Druck, der auf dem Volke lastete, mit der gedemüthigten Lage Deutschlands überhaupt genau zusammen. Am meisten beförderte diesen Ungeschmack und Schwulst in der Poesie die sogenannte zweite schlesische Schule: Hofmann von Hofmannswaldau (s. d.), 1618—79, Kasp. von Lohenstein (s. d.), 1635—83, und deren Anhänger und Nachfolger, von denen die wässerigsten und geistlosesten, wie Neutirch, Besser, König u. s. w. die sogenannte dritte schlesische Schule vertraten. Hofmann von Hofmannswaldau, ein witziger, aber ein gemüthlos frivol, mit gesuchten Bildern und Gleichnissen unerträglich spielender Dichter, suchte besonders den Geschmack des Marino und Ähnlicher einzuführen. In dieser verkehrten Richtung, welche es darauf absah, unter einem schwülstigen Bilderüberzuge die Unwahrheit und Leerheit des Gemüths zu verbergen, ging auch Lohenstein unter, ein übrigens talentvoller Dichter, dem man Feuer und Eigenthümlichkeit in Behandlung der Muttersprache, namentlich in seinem auf patriotischer Basis ausgeführten Roman „Arminius und Thusnelde“, bei allen Ausartungen, nicht absprechen kann. Seine Nachfolger überboten ihn noch oder verwässerten ihn, z. B. Heinr. Anselm von Ziegler, 1663—97, in seiner damals vielgelesenen „Asiatischen Banise“, indem sie den viel bessern Weg verließen, den Christoph von Grimmelshausen (Samuel Greifenson) in seinem trefflichen Roman „Der Simplicissimus“ eingeschlagen hatte. Das Vorzüglichste, was in diesem Zeitraume die Poesie hervorbrachte, waren noch die geistlichen Lieder, welche wir mehrens der angeführten Dichter verdanken, und einige gesinnungskräftige patriotische Gedichte von Hans Asmann von Abschaz (s. d.), 1646—99. Diese Gestalt oder vielmehr Ungehalt der Poesie dauerte bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. und wurde nur von

Einigen, wie Bernke, durch Wig bekämpft. Wir sehen nun eine wässerige und platte Gelegenheitspoesie auftreten, und es ist nur aus der einseitigen Richtung, welche die Verstandsbildung der Deutschen in diesem Zeiträume nahm, zu erklären, wie man an Canig (f. d.), 1654—99, Neukirch, Besser u. s. w. Geschmack finden konnte. Nur der geniale Günther, 1695—1723, ging nicht in der Leerheit seines Zeitalters unter.

Bald jedoch zeigte sich das Unbefriedigende der bisherigen Poesie durch einen mit großer Heftigkeit lange hindurch geführten Streit zwischen Gottsched (f. d.), welcher nebst seinem zahlreichen Anhang den durch franz. Poesie verwässerten Geschmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und den Schweizern Bodmer (f. d.) und Breitinger (f. d.), welche vorzüglich auf die Muster des Alterthums und auch schon auf die Engländer hinwiesen. Viel trug zum Siege der Schweizer bei, daß während ihres Kampfes einer ihrer Landsleute, Albrecht von Haller (f. d.), mit seinen kraftvollen und gedankenreichen Gedichten auftrat. An Gottsched's Schule knüpfte sich dagegen der Leipziger Verein jüngerer Dichter und Schriftsteller, von denen einige als Vorläufer des goldenen Zeitalters der deutschen Poesie zu nennen sind, wie z. B. J. A. Cramer (f. d.), 1763—88, Chr. Fürchteg. Gellert (f. d.), 1715—69, G. W. Rabener (f. d.), 1714—71, denen sich auch F. W. Gleim (f. d.), 1719—1803, Ev. Chr. von Kleist (f. d.), 1715—59, J. P. U. z (f. d.), 1720—96, F. W. Zacharia (f. d.), 1726—77, u. A. verbanden. Ferner zeichneten sich F. von Hagedorn (f. d.), 1708—54, und Salomon Geßner (f. d.), 1730—87, als glückliche Beförderer des Wohlklangs und der Leichtigkeit des poetischen Stils rühmlich aus, und C. M. Wieland (f. d.) leistete das Unglaubliche in der graziösen und wigigen Verfeinerung der leichten, dem franz. Geschmack zusagenden Gattungen der deutschen Dichtkunst. Am meisten wirkte F. G. Klopstock (f. d.), der Schöpfer einer neuen Dichtersprache und der Begründer der dem griech. und röm. Alterthume nachgebildeten Prosodie, in seinen Dichtungen an Schwung, Tiefe und Erhabenheit Alles weit hinter sich lassend, was Deutschland bisher aufzuweisen hatte. Namentlich gewann durch Klopstock die deutsche Poesie einen nationellern Inhalt, indem er in patriotischer Weise Freiheit und Vaterland besang, Zeitereignisse häufig zum Thema seiner Oden wählte, sodas er als eigentlicher Schöpfer der deutschen politischen Poesie gelten kann. Neben ihm wirkte als erster echtdeutscher Kritiker fast in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft, besonders mächtig aber auf das Theater, G. E. Lessing (f. d.). Um diese Zeit war auch die erste Verpflanzung Shakspeare's auf deutschen Grund und Boden von dem anregendsten Einfluß auf die größten deutschen Geister, und der Göttinger Dichterverein, Bürger (f. d.), Höltz (f. d.), Wosß (f. d.), die beiden Stolberg (f. d.), kräftigte seine lyrische Muse an ältern deutschen und engl. Volksliedern. Überhaupt dehnte der deutsche Geist, genährt von dem Besten, was die alte und neue Welt in Kunst und Wissenschaft geleistet, sich nach allen Richtungen fruchtbar aus, ohne doch dadurch seinen nationalen Mittelpunkt zu verlieren, nicht unähnlich seinem in dem Herzen Europas gelegenen Vaterlande. Keine Gattung der Poesie blieb unversucht, und neue, z. B. das ländliche Epos, wurden erfunden. Von Zeit zu Zeit erschienen jährlich Sammlungen dichterischer Versuche, auch die Erzeugnisse hochbegabter Dichter in den sogenannten Deutschen Musenalmanachen (f. d.), deren erster zu Göttingen 1770 herausgegeben wurde.

Zur Bezeichnung der höchsten Blüte der deutschen poetischen Literatur genügt es, die Namen Herder (f. d.), Goethe (f. d.), Schiller (f. d.) anzuführen. Wenn man die Fülle dessen, was diese Heroen geschaffen und gewirkt haben, überschaut, so möchte man glauben, die Geschichte großer Zeiträume in ihnen personificirt dargestellt zu finden. Der Reichthum und die biegsame Beweglichkeit der deutschen Sprache errangen in dieser Periode durch die Nachbildung fremder Dichterwerke fast aus allen bekannten Sprachen der alten und neuen Welt den höchsten Grad, und die Namen Wosß (f. d.), A. W. Schlegel (f. d.), Gries (f. d.), Streifusß (f. d.) erinnern an die glänzenden Erscheinungen auf diesem Felde. Deutschland hatte binnen 50 Jahren literarische Entwicklungen in einer Raschheit wie kein anderes Land durchlebt und war aus einem Zustande der Geschmack- und Geislosigkeit zum Erstaunen schnell bei jener Periode der Literatur angelangt, die wir noch jetzt mit Recht die classische nennen, indem die Koryphäen durch eine gewisse centrale Organisation, eine umfassende humane Bildung, einen auf das Hohe und Edle gerichteten Sinn, wie in formeller Hinsicht durch eine

großartige Plastik, durch eine harmonische Durchbildung der poetischen sowol wie der prosaischen Form ausgezeichnet sind. Der Hausfriede in Deutschland, seit dem Siebenjährigen Kriege, der zuerst wieder das Vertrauen auf deutsche Thatkraft weckte, so wenig unterbrochen, und die besonders in Preußen geförderte allgemeine Aufklärung, ließen den großen Geistern Deutschlands Ruhe und Raum genug, die gegen das Alte und Verjährte gerichteten Principien der neuern Zeit auf literarischem Gebiete durchzukämpfen; nur nahm diese Geistesrevolution, den innern Verhältnissen Deutschlands gemäß, mehr eine kosmopolitische als nationale Richtung, und wenn die drei obengenannten Koryphäen deutscher Poesie sich durch ihre kosmopolitische Grundbildung über die mehr einseitig nationale Richtung der Dichter anderer Länder erhoben, so waren doch dieser Indifferentismus gegen das Nationale und die Überhandnahme des ästhetischen Interesses über das politische sehr geeignet, die Gleichgültigkeit gegen die Gefahren zu vermehren, die der kriegerische, intriguen- und eroberungssüchtige Geist des damaligen Frankreichs über Deutschland verhängte. Gerade in der über alle Engherzigkeit erhabenen kosmopolitischen Geistesgröße jener genialen Dichter spiegelt sich auch, in inniger Wechselwirkung, der Charakter der Nation in seiner politischen Haltlosigkeit wieder. Zur Darlegung Dessen aber, was Deutschland in jeder einzelnen Gattung der Poesie bis zu Ende des 18. Jahrh. leistete, geben wir eine kurze classificirte Übersicht der als classisch anerkannten deutschen Dichter. Als *Epiker* und zwar im Heldengedichte zeichneten sich aus Klopstock, Wieland, F. Müller, L. H. von Nicolay, Goethe; in der Erzählung Hagedorn, Gellert, Wieland, Thümmel, Meißner, Anton Wall (Heyne); in der Fabel Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Lessing, Pfeffel; in der Idylle Geßner, Bronner, Voss; im Roman und in der Novelle Wieland, Goethe, Hermes, Wezel, Meißner, Müller (von Tschöke), Hippel, Thümmel, F. Schulz, Klinger, Heine, Jean Paul Friedr. Richter; in der Romanze Bürger, Christian und Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg, Herder, Schiller, Goethe; als *dramatische Dichter* und zwar im Trauerspiel Lessing, Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, Babo, Goethe, Schiller, Fr. Müller, Collin; im Lustspiel Lessing, Engel, Wezel, Gotter, Goethe, Lenz, Schröder, Kogebue, Iffland; als *lyrische Dichter* in der höhern Ode, im Lied, in der Elegie, im Sonette u. s. w. Haller, Klopstock, Uz, Ewald Chr. von Kleist, Ramler, J. A. Cramer, die beiden Grafen Stolberg, Denis, Kogegarten, Hagedorn, Weise, J. Nic. Götz, Gleim, Jacobi, Bürger, Höpft, Voss, Matth. Claudius, Gökings, Goethe, Schiller, Matthiffon, Salis, Tiedge, Hölderlin; eine *didaktische Richtung* haben vorzüglich Haller, Uz, Wieland, Neubeck, Tiedge; und es sind zu nennen in der Epistel L. H. von Nicolay, Uz, Gotter, Gökings; in der beschreibenden Poesie Haller, Ewald Chr. von Kleist, F. Leopold Graf zu Stolberg, Matthiffon; im Epigramme Kästner, Herder, Brinkman, Schiller, Goethe; und in der Satire Rabener, Lichtenberg, Thümmel und Hippel.

Der Verfall von Deutschlands Macht und Verfassung, während ein benachbartes Reich sich im Kampfe erhob und dem ganzen deutschen Vaterlande Vernichtung androhte, konnte nicht ohne Einfluß auf den Gang der Poesie sowie überhaupt auf Kunst und Literatur bleiben. Der Deutsche, äußerlich erschüttert und innerlich in seiner tiefsten Nationalität angegriffen, flüchtete aus der drängenden und niederschlagenden Gegenwart in das herrliche Alterthum seines Volks zurück, Trost und Ergebung suchend in den Sagen und Gesängen, welche aus jenen Fernen als lebendige Zeugen herüberlöteten. Andere gingen den verwandten Nachklängen des romantischen Mittelalters in Italien, Spanien und dem hohen Norden nach, und so bildete sich aus der Zeit heraus jene oft in zeitwidrige Alterthümlichkeit und welsche Süßlichkeit und Ziererei ausgeartete, aber doch ursprünglich und im Allgemeinen den Geschmack erweiternde, kräftigende und reinigende Schule der neuen *Romantik*. Unter ihnen glänzen als Kritiker sowol wie als Dichter die beiden *Schlegel* (s. d.) und *L. Tieck* (s. d.) hervor. Indes ist ein gewisser Stillstand, ein Fortbauen auf alten Grundlagen, ein Weiterspinnen abgerissener Fäden, in dem Zustande der vaterländischen Dichtkunst zu Anfange des 19. Jahrh. nicht zu verkennen, und die überhandnehmende Sucht nach ausländischen Producten, die encyclopädische Sammelsucht und das anthologische Zusammentragen aus alter und neuer Welt schien von eigener Erschöpfung zu zeugen. Daher gewiß zum großen Theil der Eifer, mit welchem das längst Vergessene hervorgehoben, das Zerstreute gereinigt, das Untergegangene aufs neue ins Leben gerufen wurde. Was von älterer deutscher

Poesie irgendwo noch ungekannt vorhanden war, ward fort und fort hervorgesucht und zu allgemeiner Kunde gebracht; Volkslieder, die als bedeutsame Stimmen untergegangener Tage alle Achtung verdienen, wurden mühsam gesammelt, auch die poetischen Stimmen anderer Völker in Übertragungen zugänglich gemacht, wie die der Neugriechen von W. Müller, der Serben von Fräul. v. Jakob und Wih. Gerhard, der Russen von Göze, der Magyaren vom Grafen Mailath u. s. w.; alte Sagen und Märchen, in denen oft allein die Poesie einer ganzen Zeit niedergelegt ist, wurden vom Untergange gerettet, halbvergessene Dichterverke einer frühern Zeit, mit zweckmäßiger Auswahl des Bessern, in neuen Ausgaben der Lesewelt näher gebracht, z. B. in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (14 Bde., Lpz. 1822—38), sowie neuere Dichterverke, mit dankbarer Anerkennung ihres Verdienstes, zu vollständigen Sammlungen vereinigt, aufs neue in Umlauf gesetzt. Indes war die Abnahme der Productionskraft, insofern man sie allein aus diesen Sammlungen erweisen wollte, nur scheinbar, und ein genialer tiefsinniger Humorist wie Jean Paul Friedr. Richter (s. d.), dessen Geisteswerke durchaus selbständig und nur aus sich selbst erklärbar sind und der mehre seiner bedeutendsten Romane, z. B. den „Titan“, gerade zu Anfange des 18. Jahrh. schrieb, ist allein hinreichend, der Periode, in der er vorzüglich thätig war, den Ruhm einer eminenten Productionskraft zu sichern. Doch offenbarte sich zur Zeit deutscher Schmach und Unterdrückung auch in den deutschen Dichtern eine gewisse brütende Passivität, und nur wenige patriotische Dichter, wie G. A. von Halem (s. d.) und Seume (s. d.), hielten lyrische Strafreden an die deutsche Nation, oder riefen, wie von Sonnenberg (s. d.) und Collin (s. d.), bei dem Ausbruch östr. Kriege gegen Frankreich in kräftigen Oden das Volk und die Jugend zur heldenmüthigen Vertheidigung auf. Indes waren die fast traumartigen Streifereien der Romantiker durch die Dämmerungen des Mittelalters wie der nordischen Heldenthums und ihre Sympathien für die alte deutsche Reichsherrlichkeit immerhin geeignet, in der Stille einen romantisch-tapfern Geist vorzubereiten und deutschen Sinn zu nähren. Die Befreiungskriege gaben, wunderbar genug, weder dem Ganzen der poetischen Literatur, noch dem Drama, dem Epos oder dem Romane einen höhern Schwung, aber wol förderten sie das so tief in den Herzen der Deutschen wurzelnde, stets vorzugsweise angebaute Lieb, welches jetzt wesentlich einen patriotischen, kriegerischen, Freiheit achtenden Charakter annahm. Besonders sind in dieser Gattung des Liedes G. M. Arndt (s. d.), Th. Körner (s. d.), F. von Stägemann (s. d.), Mar von Schenkendorf (s. d.), Fouqué (s. d.), F. G. Weibel (s. d.) u. s. w. zu nennen. Als der vollendetste Repräsentant des deutschen Liedes wie der echten Romanze steht in der Periode, welche auf die Befreiungskriege folgte, Ludw. Uhland (s. d.) da, der eigentliche Stifter der schwäbischen Dichterschule, später auch als freisinniger und patriotischer Lieberdichter ausgezeichnet. Einen norddeutschen Charakter dagegen bekunden die mehr schroffen und finstern oder ironischen lyrischen Erzeugnisse Walb. von Chamisso's (s. d.), der übrigens auch nicht verschmähte, politische Elemente in einzelne Gedichte zu verflechten. Dagegen bildete sich, sowohl während der Periode der Unterdrückung als nach der glorreichen Befreiung des Vaterlandes, im seltsamen Widerspruche mit dem gewichtigen und schmerzvollen Ernste der Zeit, die bloße Unterhaltungsliteratur in Erzählungen und Novellen aus, welche, durch eine Menge belletristischer Zeitschriften und Taschenbücher vermittelt, in flacher und leichtem Boge das Gebiet der Literatur zu überschwemmen drohte; doch machten sich manche dieser Novellen- und Romanschriftsteller durch eine gewisse Fruchtbarkeit bemerkbar, so der sentimentalisirende Lafontaine (s. d.), der den Familienroman, wie Ffland (s. d.) das Familiendrama, vorzugsweise anbaute, Schilling (s. d.), F. Aug. Schulze (s. d.), genannt Laun, später der süßliche Karl Heun (s. d.), genannt Clauren, u. s. w. Viele von ihnen verbreiteten ein höchst schädliches Gift der Lüsterheit und Frivolität, sodas der Sinn für ernste und gebieterische Poesien auf einen immer kleinern Kreis von Lesern eingeschränkt wurde. Später kam die geschichtliche walterscottisirende Romantik und Novellistik auf, namentlich durch W. Hauff (s. d.), van der Velde (s. d.), Wihleben (s. d.), genannt Tromlitz, Blumehagen (s. d.) u. s. w. Doch ist, bis auf wenige später anzuführende rühmliche Ausnahmen, zu denen in dieser Periode namentlich Schöffe (s. d.) gehört, der historische Roman in Deutschland im Ganzen sehr äußerlich und flach geblieben, da über das bloß Stoffliche deutsche Tief

und Gemüthlichkeit verloren gingen oder durch eine falsche Sentimentalität höchst mißlich ersezt wurden, während auch das stoffliche Interesse meist hinter dem der Romane Scott's zurückblieb. Das Eigenthümlichste leisteten fortdauernd, allerdings mehr die Gebildeten interessirend, diejenigen Dichter, welche mehr oder weniger dem Geiste der romantischen Schule anhängen; auch waren sie meist zugleich Lyriker, Novellisten und dramatische Dichter, zuweilen selbst das ästhetische Urtheil leitende Kritiker. Vor Allen ist hier L. Tieck zu nennen, der viele Nachfolger hatte, hierunter den jedoch mit Eigenthümlichkeit und Originalität reichlich ausgestatteten Wilh. Haering (s. d.), genannt W. Alexis. Ferner gehören hierher F. von Hardenberg (s. d.), genannt Novalis, Clemens Brentano (s. d.), Fouqué, A. von Chamisso, Achim von Arnim (s. d.), J. von Eichendorff (s. d.) u. s. w., zum Theil auch die dramatischen Dichter J. Werner (s. d.) und H. von Kleist (s. d.), in fernerer Folge der spukhaft-fragenhafte, aber geistreich originelle L. A. Hoffmann (s. d.) und dessen Nachfolger Weisflog (s. d.). Es fehlte überhaupt nicht, weder im Drama (s. Deutsches Theater) noch in der Novellistik an immerhin talentvollen Verirrungen und Mißbildungen, welche gegen die Masse der oft unendlich faden und mittelmäßigen sowol dramatischen als novellistischen Unterhaltungsliteratur schroff und grell abstachen und zwar wie pikantes Gewürz den Gaumen reizen, aber den Geschmack der Gebildeten nicht befriedigen konnten.

Mit diesen prickelnden Verirrungen sind wir bei dem Übergange zu der poetischen Literatur angelangt, welche seit dem J. 1830 sich gestaltete und einerseits zwar als eine sehr genaue Fortsetzung der frühern gelten kann, andererseits aber auch in sehr deutlichen Merkmalen den Charakter einer neuen Geschichtsepoche ausprägt und die Einflüsse der modernen Zeitrichtung erkennen läßt. Diese Epoche kündigte sich nicht bloß durch geniale Verirrungen an, die auch auf dramatischem Gebiete, z. B. bei Gräbe (s. d.), wie überhaupt auf dem Gebiete der Poesie stattfanden, sondern im engern prophetischen Anschlusse an die neuere Zeit kritisch durch Menzel (s. d.), bald poetisch humorisirend, bald stark und kräftig, aber auch oft einseitig politisirend durch Börne (s. d.), bald keck und rücksichtslos, selbst frivol ironisirend, spottend und höhrend durch Heine (s. d.), der durch seine „Reisebilder“ einer eigenthümlichen poetisirenden raisonnirenden Reiseliteratur die Entstehung gab und für seine oft ebenso zart poetische oder treffend witzige als lose, lockere, selbst frivole und gemeine lyrische Manier viele unberufene, aber auch einige berufene Nachahmer fand, welche sich durch die oft triviale Bequemlichkeit seiner Dichtweise zu eigenen Versuchen in der Heine'schen Manier verleiten ließen. Hierzu kam das Nichts schonende spöttische Element, welches unter der Jugend, die in entschuldbarer Besserungssucht nach einem veränderten politischen und socialen Zustande begehrt, weit verbreitet war und gerade in Heine ihren entsprechendsten Repräsentanten gefunden hatte. Diejenigen Nachahmer Heine's aber, welche einen eigenthümlich dichterischen Fonds und eine edler basirte Gesinnung besaßen, wendeten sich zu ihrem Besten wie zu dem der Poesie, bald von dieser Manier ab, in der sie jedenfalls mit dem unstreitig originellen und reichbegabten Heine nicht wetteifern konnten. Ueberhaupt war die Lyrik, fast mehr noch als der Roman, jedenfalls aber mehr als das Drama oder das Epos, diejenige poetische Gattung, welche in diesem Zeitraume vorzugsweise und mit Glück angebaut wurde. Deshalb möge sie auch hier den übrigen vorangestellt sein. Das J. 1830 spannte die politischen Erwartungen, besonders der Jugend, so hoch, bemächtigte sich der Gemüther in einem solchen Grade, drang so tief in alle Poren der Production und der Reflexion ein, daß selbst das Lied den Zeiteinflüssen nicht entgehen konnte, sondern geharnischt und bis an die Zähne bewaffnet in die Schranken trat. Das Lied hatte aber auch stets von Zeit zu Zeit diese politische Function in Deutschland verrichtet. Viele der edelsten Geister, wie Klopstock, Herder u. s. w., hatten Oden gedichtet, in denen die Politik die Poesie fast gänzlich verdrängte. Auf die kriegerische politische Poesie vom J. 1813 ist bereits oben aufmerksam gemacht worden. Selbst der sonst nur annuthige, in einfach zarten Naturtönen dichtende W. Müller (s. d.) wurde durch den griech. Freiheitskampf zu politischen Liedern hingerissen; Uhland, den man fast als den Schöpfer der modernen politischen Kunstlyrik betrachten darf, nahm in kräftiger und entschiedener Weise Bezug auf einheimisch deutsche und speciell schwäbische Verhältnisse, während die Unversitätsjugend, und namentlich die burschenschaftliche, ihren Haß gegen allen und jeden Despotismus fortdauernd in Liedern und oft zwar in ver-

botenen Geheimgefängen ausströmte. Hierher gehören vorzüglich die feurigen Lieder der beiden Brüder Follen (s. d.). Natürlich brachte der Umschwung, der im J. 1830 stattfand und Alles politisch machte, auch das Lied in Gährung, das sich sogar, wie namentlich bei Gelegenheit des Hambacher Festes, in maßloser Weise revolutionair zeigte. Vor allen politischen Dichtern dieser Periode sind aber zwei auszuzeichnen, Graf Platen von Hallermünde (s. d.), der in der durchgebildetsten rhythmischen Form gegen jede Unterdrückung, namentlich der Polen, Feuer und Flamme war, und Graf von Uersperg (s. d.), der unter dem Namen Anastasius Grün in seinen „Spaziergängen eines wiener Poeten“ mehr gemüthlich, witzig, durch gelungene Bilder und Gleichnisse ansprechend, doch in offener und entschiedener Weise gegen östr. Zustände seine lyrischen Pfeile richtete. Paul Pfizler (s. d.), Heinr. Stieglitz (s. d.) in seinen „Zeitsimmen“, Julius Moser (s. d.) und Niembsch von Strehlenau (s. d.), genannt Lenau, sowie viele Andere, unter denen Mancher weniger durch seinen poetischen Werth als durch seine politische Richtung sich einen Namen erwarb, schlossen sich ihnen an. Dieser mehr gemüthlichen politischen Lyrik folgte die etwas stürmisch aufgeregte, unklare, aber zum Theil phantastische und bilderreiche von K. Beck und in den letzten Jahren eine mehr auf den bloßen Verstand basirte politische Lyrik, die, durch die drohende Stellung Frankreichs Deutschland gegenüber veranlaßt, entweder in ausschließlich patriotischer Weise deutsche Einheit und Unabhängigkeit anpries oder die vermeintlichen oder wirklichen Schwächen und Mängel des deutschen Staatslebens epigrammatisch verpotete. Jenes geschah besonders in dem vielgenannten, sonst ziemlich harmlosen „Rheinliede“ von Niclas Becker, dieses in populairer Weise vorzüglich von Hoffmann (s. d.) von Fallersleben in seinen „Unpolitischen Liedern“ und in seinen „Deutschen Liedern aus der Schweiz“, zum Theil auch von Dingelstedt in seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“, denen sogleich Dittelp's „Lieder eines kosmopolitischen Tagwächters“ folgten. Bitterer, schneidender und galliger gestaltete sich das politische Lied bei Friedrich von Sallet, während Herwegh (s. d.), der in mehr als einer Hinsicht unter diesen Allen das meiste Aufsehen erregte, durch seine vollendete Virtuosität, rhetorische Kraft und eine gewisse ideale Würde, obschon seine Ideen zwischen einem deutschen Kaiserreich und einer Republik bis zum Communismus herunter seltsam wechseln, besonders die Jugend für sich gewann. Abgesehen von den fast zahllosen übrigen politischen Dichtern, unter denen Prug, J. Scherr, E. Geibel und Bäckernagel anzuführen sind, verweisen wir hier auf Hoffmann's von Fallersleben „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit“ und auf H. Marggraf's „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit“, Sammlungen, die eine Uebersicht über den reichen politischen Liederchatz der deutschen Nation gewähren. So sehr das Lied dazu berechtigt ist, politische Ideen in Handlung zu setzen und so groß seine Wirkung in dieser Hinsicht auch ist, so läßt sich doch etwas Forcirtes, Gemachtes, Conventiionelles und deshalb Ermüdendes bei vielen der neuern politischen Liederdichter nicht verkennen, und nur Wenige mögen so aus ihrem Herzen geschrieben haben, wie im vorigen Jahrh. der geniale unglückliche Schubart seine „Fürstengruft“. Die meisten unserer modernen politischen Lieder sind mehr geeignet, auf die Gebildeten als das Volk zu wirken, während doch gerade dasjenige politische Lied, welches unmittelbar aus dem Volke hervorgeht und seinem Bildungsstande und Bedürfnisse genau entspricht, von der politischen und poetischen Bildung des Volkes das offenbarste Zeugniß ablegen und zugleich das bedeutungsvollste und wirksamste sein würde. Wir haben aber nur Kunstdichter, keine eigentlichen Volks- und Naturfänger, wie Burns oder Béranger, weil nirgend die Klust zwischen den höchst Gebildeten, d. h. Studirten, und dem Volke größer ist als in Deutschland.

Über diese politische Poesie wurde übrigens, mit Ausnahme vielleicht der letzten Jahre, die rein gemüthliche, von allen Beimischungen freie Lyrik nicht verabsäumt; auch haben fast alle deutsche politischen Dichter neben den etwas harten und spröden Saiten der Politik zugleich sanftere und zartere oft mit großem Glück angeschlagen. Die deutschen Lyriker der letztvergangenen Zeit lassen sich ziemlich genau in drei Gruppen abtheilen, wenn wir Einzelne, wie den unendlich formgewandten und productiven Rückert (s. d.) und den in anderer Weise ebenso durchgebildeten Grafen Platen, als selbständige lyrische Größen ausnehmen. Zuerst, mehr oder weniger mit Umland verwandt, scheidet sich die schwäbische Gruppe

ab, die sich, wie in Schwab's (s. d.), Kerner's (s. d.), Mörike's, W. Zimmermann's, K. Mayer's, Alexander's Grafen von Württemberg u. A. Gedichten, durch Einfachheit, Zartheit und Sinnigkeit besonders bemerkbar macht, oder sich, wie in Gustav Pfizer, der Schiller'schen Dichtweise nähert. Der Geburt nach gehört hierher auch Herwegh, in welchem jedoch die dem Schwaben eigene lyrische Innigkeit nur selten anklingt. In der östr. Gruppe offenbaren sich vorzugsweise ein natürliches Gefühl für Wohlklang der Sprache und weiche Sangbarkeit, ein genußreiches Schwelgen in der Natur und eine nur häufig zu weit getriebene Neigung für Bilder und Gleichnisse. Zu dieser Gruppe gehören J. G. Seidl (s. d.), E. Ebert (s. d.), Nik. Vogl, Zedlig, K. Beck, Frankl von Feuchtersleben u. s. w., vor Allen Alexander Graf von Auersperg und der tief sinnige Lenau. Ubergänge von dieser Gruppe zu der norddeutschen werden durch Mehre, z. B. durch den Sachsen Julius Rosen, den Hessen Dingelstedt gebildet. Die norddeutsche Gruppe, die ihren Hauptsitz in Berlin hatte und wol noch hat, schloß sich vorzugsweise an die mehr düstere und schroffe Manier Chamisso's oder an die Ironie Heine's oder an das mehr traumhafte romantische Wesen Eichendorff's und überhaupt der romantischen Schule an, hierunter Freiherr von Gaudy (s. d.), erst heimisirend, dann aber in seinen „Kaiserliedern“ einen eigenen Weg verfolgend und glückliche Töne in Béranger'scher Weise anschlagend, der gemüthvolle zarte E. Ferrand, L. Giesebrecht, F. Theod. Kugler (s. d.), H. Klette, H. Stieglicz (s. d.), A. von Maltiz (s. d.), R. und H. Marggraff, F. von Sallet, D. F. Gruppe, K. Herlossohn, F. Hebbel u. v. A. Als launig drolliger Dichter zeichnet sich unter ihnen Kopisch (s. d.), durch formelle Gewandtheit Minding und besonders E. Geibel aus. Auch Baiern hat manche ehrenwerthe Namen in A. Büffel (s. d.), Fernau (Darenberger) u. s. w., der Rhein in K. Simrock (s. d.), Smets u. s. w. aufzuweisen, während Freiligrath, zum Theil nach Victor Hugo gebildet, in der nur ihm eigenen Manier einzig in Deutschland dasteht, obgleich seine lyrische Thätigkeit fast nur auf das Malerische und Descriptive beschränkt ist. W. Wacker-nagel (s. d.), treugläubig, deutsch und zart, fand zu wenig Anerkennung, über die jetzt häufig ganz andere Umstände zu entscheiden pflegen als der bloße poetische Werth. Nicht zu übergehen sind ferner der König von Baiern Ludwig, unter den lyrisch dichtenden Frauen Betty Paoli, eine pseudonyme Wienerin, die Gräfin Hahn-Hahn, die Freiin Annette zu Droschke-Hülshoff u. s. w. Die Romanze und Ballade wurde noch häufig, besonders von den Schwaben und Norddeutschen, doch in den jüngsten mehr der Zeitbetrachtung zugewandten Jahresfristen nicht mehr mit Vorliebe angebaut. Unter den Dialektdichtern sind außer Hebel im alemannischen Dialekt zu nennen Seidl im östr. Dialekt, von Holtei (s. d.) im schles. Dialekt, F. von Kobell im südbair. Dialekt, Gröbel im nürnbergischen Dialekt, E. Stöber im strasburgischen Dialekt, Usteri im schweizerischen Dialekt u. s. w., insgesammt nicht unwichtig zur Kenntniß der deutschen Dialektformen, die in dichterischen Proben Firmenich's Sammlung „Germaniens Volksstimmen“ in übersichtlicher Weise vorzuführen verspricht. Das geistliche Lied wurde, obgleich trefflich von J. von Wessenberg (s. d.) in dessen „Religiösen Gedichten“, von Burkhard in dessen „Feldblumentränzen“, Albert Knapp und Spitta angebaut, wenig beachtet. Das didaktische Gedicht nahm ebenfalls eine mehr lyrische und innerliche Richtung, wie in L. Scherer's (s. d.) „Laienbrevier“, oder in von Sallet's „Laienevangelium“, in welchem letztern Leben und Lehre Christi zur Verbreitung moderner, selbst communisticcher Tendenzen benutzt werden. Mehr in tief sinnigen und gnomenartigen Weisheitsprüchen bewegen sich Rückert's Lehrgebichte „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande“ und „Die Weisheit des Brahmanen“. Das wissenschaftliche Lehrgebicht wurde von J. Minding in „Das Leben der Pflanze“ versucht. Auch das Epos nahm immer mehr eine lyrische Richtung, während das eigentlich heroische, in welchem jedoch Labislav von Pyrker (s. d.) in seiner „Lunifias“ und in seinem „Rudolf von Habsburg“ Nühmliches leistete, dem Geist der Zeit wenig mehr zu sagen scheint. Dieses hervorragende lyrische Element verschaffte auch dem „Letzten Ritter“ von Anastasius Grün einen bedeutenden Leserkreis. Auch E. Ebert's „Wlasta“, J. Rosen's „Abasver“ und Lenau's „Savonarola“ sind mehr lyrischen als eigentlich epischen Charakters, voll Gemüths- und Reflexionstiefe, aber nicht in gleichem Maße mit epischer Handlung und Objectivität ausgestattet. Ferner sind noch zu nennen Griepentker's Künstlerpos „Die irtinische Na-

domna“, Frankl's „Christoforo Colombo“ und Rückert's sprach- und formgewandtes morgenländisches Epos „Rostem und Schurab“. Viele Dichtgattungen, wie das idyllische Epos, die Idylle selbst, die poetische Epistel, die Fabel, das komische Heldengedicht, welches zuletzt noch von Kortüm (s. d.) in der „Johstade“ am drolligsten angebaut wurde, u. s. w., scheinen fast oder gänzlich erloschen zu sein. Als Verfasser umfangreicherer Compositionen sind noch zu nennen Lenau in seinem „Faust“, worin Epos und Drama gemischt sind, Bechstein (s. d.) in seinem „Todtentanz“, Waiblinger in seinen „Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands“, Duller (s. d.), R. Beck in seinem „Zanko, der Räuberhirt“, einer Art versificirten Romans, Ida Hahn-Hahn in ihren „Venetianischen Nächten“, A. Grün in seinem „Schutt“ und in dem wunderlichen Gedichte „Die Nibelungen im Frack“, worin, wie in vielen neuern Gedichten, eine gewisse Verbitterung und Polemik, so sehr die Verfasser durch ungerichte Verdächtigungen und Angriffe dazu auch berechtigt sein mochten, den heitern Eindruck eines poetischen Kunstwerks trübt.

Neben der reinen Lyrik macht der Roman fortdauernd großes Glück, obgleich die neuere Zeit auf diesem Gebiete wenig hervorgebracht hat, dem man, wie etwa Goethe's „Werther“ oder „Wilhelm Meister“, das Prädicat eines echten Kunstwerks ertheilen könnte. Mehr als in jedem andern Lande theilt sich in Deutschland der Roman in diejenige Gattung, welche durch stoffliche Derbheit und bloße Handlung zur Unterhaltung der ungebildeten Classe dienen soll, und in diejenige, welche, von einem höhern Standpunkte aus, auf die Zufriedenstellung des ästhetischen Geschmacks der Gebildeten berechnet ist. Die erstere Gattung, wozu noch immer Ritter- und Räubererzählungen oder Darstellungen aus dem modernen Leben mit lasciver oder übertrieben und falsch sentimentaler, oder derb-komischer Tendenz gehören und die wesentlich zur Verschlechterung und Verwilderung des Geschmacks und der Sittlichkeit beigetragen hat, indem sie fast zu der einzigen geistigen Nahrungsquelle des weniger oder falsch gebildeten, aber doch lese- und unterhaltungsfüchtigen Theils der Nation geworden ist, gehört nicht in diese Betrachtung, welche es vorzugsweise mit der Darlegung Dessen zu thun hat, was auf einen, wenn auch nur bedingten poetischen Werth Anspruch machen kann. Der Roman ist überhaupt diejenige poetische Gattung, welche es mit der Moral nicht so genau nimmt und sich mehr erlaubt, als fast jede andere, vielleicht mit Ausnahme einer Art des komisch-romantischen Epos, wie es vorzugsweise von Wieland angebaut wurde. Aber der deutsche Romanschriftsteller vergeht sich nicht gegen die Moral aus Verechnung, um stets interessant zu sein, oder aus wirklicher Frivolität, sondern entweder aus plumper Geschmacklosigkeit, oder aus ästhetischer Indifferenz gegen das bloße Sittliche, indem man die Ansicht, daß die Kunst mit der Sittlichkeit nichts gemein habe, zu einem förmlichen Princip erhoben hat. Daher ist auch der eigentliche Sittenroman, der, wenn er nicht auf den Abweg einer falschen Sentimentalität geräth oder nicht mit Vorliebe die allzu grellen Nachseiten des menschlichen Daseins und der gesellschaftlichen Verhältnisse behandelt, so sehr geeignet ist, die sittlichen und intellectuellen Anlagen eines Volks zu veredeln, in jüngster Zeit wenig angebaut worden. Doch gibt es auch eine große Zahl oder vielmehr Unzahl Romanschriftsteller, die vorzugsweise auf stoffliche Unterhaltung bedacht sind, jedoch auch das Unschickliche und Unsittliche zu vermeiden wissen, sich einer ästhetischen Darstellung befleißigen und daher auch von den Gebildeten genossen werden. Dahin gehören Th. Mügge, der auch in einfachen Lebensbildern rühmlich hervorzuheben ist, Frau von Paalzow, K. Spindler, von Rehfuss, Mellstab, K. Herlosjohn, H. Heller, Dttinger, Stolle, C. von Wachsmann, Henriette Hanke, Fanny Tarnow, Amalie Schoppe, A. Lewald, J. Rudolphi (John), L. Storch, Bechstein u. s. w. Dggleich unter ihnen unleugbar bedeutende Talente sind und es Manchem nicht an Erfindungs- und Darstellungsgabe fehlt, während Andere wenigstens die Virtuosität besitzen, sich in den von Vorbildern gezogenen Linien geschickt zu bewegen und ethnographische oder historische Quellen anziehend zu benutzen, so läßt sich doch sehr in Frage stellen, ob einer von ihnen etwas die Zeit überdauerndes geleistet habe, zumal da gerade auf diesem Gebiete eine so ungeheure, eines das andere Gewächs von ähnlicher Bildung verdrängende Vegetationskraft herrscht. Der nach größerer Tiefe strebende Roman ist entweder ästhetisirend, nach dem Vorbilde Goethe's, Wagner's, Tieck's u. s. w., oder philosophirend, nach dem Vorbilde F. H. Jacobi's, wie Auerbach's „Spinoza“, oder schließt sich genau an die politischen und so-

cialen Tendenzen der Zeit an, sie entweder wie Büchler (s. d.) in seinem Roman „Der Flüchtling“, oder Tiedl in der Novelle „Eigensinn und Laune“, oder H. Steffens in seinem Romane „Die Revolution“, bekämpfend, oder zwischen dem Gut und Böse der ältern sowohl als der neuern Zeit in finstern Brüten ringend, wie W. Alexis in seinem Romane „Das Haus Dürstweg“ und Immermann (s. d.) in seinen „Epigonen“, oder sie feierend und apotheosirend, was von Vielen geschehen ist. Zu den mehr oder weniger Tendenzen huldigenden Romanschriststellern gehören namentlich die Mitglieder des sogenannten Jungen Deutschlands: Mundt, Gutzkow, Laube, ferner Kühne, Willkomm („Die Europamüden“), H. Koenig, der sich jedoch, namentlich in seinem Romane „William's Dichten und Trachten“, abklärte und rumbete, J. Moser („Congress von Verona“), zum Theil auch S. Wiese u. s. w. Der Stempel einer gewissen Dürstheit und Zerrissenheit ist fast allen diesen Productionen aufgedrückt, und nur selten weiß sich der Humor versöhnend und verklärend über den persönlichen Unfrieden wie über den Druck einer verworrenen Gegenwart hinwegzusetzen. Seltenere die Versuche im rein komischen Genre des Romans in jüngster Zeit waren, um so eher verdienen sie angeführt zu werden; so namentlich Immermann's „Münchhausen“, ferner Gutzkow's „Vater Blafedow“, Dingelstedt's „Argonauten“, H. Marggraff's „Gebrüder Pech“ und „Johannes Mackel“, A. Ruge's „Novellist“, Herlossohn's „Wanderbuch“, Willkomm's „Gold, Eisen und Geist“. Doch sind auch diese von Trübungen in Folge des Strebens nach Tendenz nicht frei und, bei mehr Reflexionstiefe, lange nicht so harmlos wie etwa Knigge's neuerdings wieder aufgelegte „Reise nach Braunschweig“. Es fehlt in ihnen nicht an komischen Einzelheiten und humoristischen Anflügen, noch nebenbei an tragischen Elementen; aber der Humor zeigt sich darin nicht so organisch schöpferisch und den Körper des Romans fogar in seinen dunkeln Partien mit Licht durchbringend wie bei Jean Paul, was leicht erklärlich ist, da der spitzsinnige und unruhig aufgeregte ironische Reflexionsinn der neuern Zeit die versöhnende humoristische Weltanschauung im Ganzen und Großen eher bekämpft, als sich mit ihr in ein gutes Vernehmen setzt. Einen rein komischen, bloß stofflichen Roman verfuhrte Tiedl in seinen „Deutschen Pickwickiern“, doch schadet ihm der Vergleich mit dem berühmten engl. Vorbilde. Der Verfasser des „Cancan eines deutschen Edelmanns“, obgleich er sich als geistreicher Humorist zeigt, kann es dagegen nirgend zu einer Gestaltung bringen, wie sie der Roman verlangt. Nach dem Vorbilde Immermann's in einer Episode seines „Münchhausen“ sind dagegen Lebensbilder aus dem häuerlich provinziellen Leben beliebt geworden, vielleicht mehr noch durch ihr ethnographisches Interesse als durch ihre novellistische Einkleidung ansprechend. Dergleichen schrieben Auerbach, Willkomm, welcher auch provinzielle Märchen aus der Oberlausitz bearbeitete, A. Weill, der sich den elsassischen Bauernzuständen zuneigte, Rank in seinen Novellen aus dem Böhmerwalde und in dem größern Umfange eines Romans besonders K. Spindler in seinem „Vogelhändler von Imbst“. Den fashionablen Salonroman bauten vorzüglich Ida Gräfin Hahn-Hahn und der durch glänzende Darstellung und angenehm nachlässige Ausführung bemerkenswerthe Freiherr A. von Sternberg (s. d.) an. Gegen diese Zierlichkeit sticht die bis zum Grausamen, Graffen und Abscheulichen gesteigerte, doch kräftige Phantasie in den Romanen Emerentius Scävola's um so greller ab, dem sich, doch in gemilderter Manier, W. Müller verwandt zeigt. Die Tiedl'sche Weise verfolgten Posgaru, Frau von Knorring, Mörike im „Waler Koltzen“, zum Theil auch Friedrich von Heyden u. A. Eigenthümlicher verhält sich L. Schefer (s. d.), der sein Romangebilde aus ureigener poetischer, wenn auch etwas unklarer Gemüthsstiefe schöpft, Levin Schücking in seinem Roman „Ein Schloß am Meere“, und der berühmte Anonymus (Seatsfeld), der Verfasser einer großen Reihe von Romanen, der „Transatlantischen Reisesitzzen“, „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, „Nord und Süd“ u. s. w., welcher in einem üppigen Naturalismus schwelgt, hier und da in das Süßliche und Manierirte ausartet, aber in glänzenden Landschaftsbildern kaum seines Gleichen hat. Tiedl selbst schrieb seine „Vittoria Accorombona“, worin seine Meisterschaft sich vielfach bewährt, zugleich aber auch eine gewisse Sympathie für die Emancipation der Frauen dem auf historischen Boden wurzelnden Romane den Charakter eines Tendenzromans aufdrückt. Der historische Roman wurde fortdauernd gepflegt, und obgleich Einige, wie von Heffues (s. d.), auf diesem Gebiete Originalität, oder wie K. Spindler (s. d.) eine reiche Er-

findungskraft bewährten, so waltete hier doch eine gewisse Gleichmäßigkeit handwerksmäßiger Virtuosität vor, indem man besonders die Vorschriften Walter Scott's copirte. In höherem und mehr literarischem Sinne bauten ihn der nur etwas ungerichtet, aber feurige E. Du l e r (s. d.) an („Kronen und Ketten“ und „Kaiser und Papst“), F. G. Kühne („Kloster-Novellen“ und „Die Rebellen von Irland“), Mundt („Thomas Münzer“), H. Laube („Die Bantomire“ und „Gräfin Chateaubriand“), vor Allem W. Alexis, welcher, nachdem er in seinen frühern Romanen an Walter Scott, in seinen kleinern Novellen, doch mit selbständiger Ironie, nicht selten an Tieck erinnerte, sich in seinem letzten Romane „Der falsche Waldemar“ und besonders im „Roland von Berlin“ zu unabhängiger Originalität und deutscher Eigenthümlichkeit erhob. Auf dem Gebiete des Künstlerromans waren thätig Melas Pastor Th. Schwarz zu Wieck auf der Insel Rügen), der in seinem „Erwin von Steinbach“ einen christlichen Bauroman lieferte, A. Büffel („Nigernächte des Meisters Zisothaus“), Griepentkerl („Die Beethovenianer“), A. Lewald („Theaterroman“), vorzüglich A. Hagen (s. d.) in seinen „Künstlergeschichten“ u. s. w. Die sentimentale Novelle bauten F. Dingelstedt in seinem Romane „Unter der Erde“, E. Ferrand in seinen zart sinnigen „Erlebnissen des Herzens“ u. A. an; den häuslichen und Familienroman mehrere Frauen. Die dramatische Poesie, welche noch gegen Ende des vorigen Jahrh. einen Hauptbestandtheil der Unterhaltungsllectüre bildete, hat aufgehört, mit der Roman- und Novellenpoesie zu concurriren. Gedrungen in seiner Form, geregelter in seinem Organismus, feuchter in seinem Inhalte vermochte das Drama um so weniger dieselbe Gunst zu erringen, als der rai sonnirnde, Als in sich aufzunehmene fähige Roman, da die mehr materielle Richtung der Bühnenverwaltungen seine innern Entwicklungen hemmte und die Beschränkungen von Seiten der Theatencensur wie der Höfe und Hofbeamten ihm nicht erlaubten, Fragen und Interessen der Zeit in nachdrücklicher Weise zu behandeln. Doch fehlte es auch auf dem Gebiete des Drama nicht an rühmlichen Bestrebungen und Leistungen, die aber mit dem Zustande der Bühne so verflochten sind und überhaupt wieder einen so reichhaltigen Literaturkörper bilden, daß wir sie in dem Artikel Deutsches Theater und deutsche dramatische Poesie (s. d.) zusammengefaßt haben. Wenn es sonach wahrlich nicht an dichterischen Talenten fehlt, so dürfte der Ausspruch eines Kritikers: „Mit unserm Dichten sei es nichts, wir dürften nur noch trachten“, wie die von Servinus ausgesprochene hypochondrische Ansicht, daß man den Acker der productiven Poesie jetzt unbestellt und für eine Zeit brach liegen lassen solle, noch sehr zur Unzeit kommen. Es ist in mehr als einer Hinsicht ein schlimmes Zeichen und zeugt von einer Störung im Gesamtorganismus, wenn die poetische Production wie die Empfänglichkeit dafür in einer Nation ausflirbt. Neben der strengen Kraft des mehr auf das Praktische gerichteten Denkens wir jede gebildete Nation auch der Schönheit und Anmuth huldigen müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen soll, in Roheit und Barbarei zu verfallen und jeder Denken und Sein verschönenden poetischen Anschauung verlustig zu gehen. Auch die Poesie eines Volks bildet einen Organismus, der sich nach nothwendigen Gesetzen gestaltet und entwickelt und erst dann stockt und verkümmert, wenn im Nationalleben selbst Störungen eintreten oder ein Organ, das Gleichgewicht aller hemmend, zur einseitigen Herrschaft gelangt. Besonders mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß die moderne wissenschaftliche Prosa häufig barbarisch, schwerfällig, mit gezwungenen Construktionen und ausländischen Wörtern pedantisch belastet erscheint und jene Reinheit und feinere Ausbildung der deutschen Sprache selten erkennen läßt, die sich gerade in unsern poetischen Erzeugnissen darstellt. Jene einseitigen Ansichten schaden der Entwicklung und allgemeinen Anerkennung der deutschen poetischen Literatur ebenso sehr als das fortwuchernde fabrikmäßige Übersetzungswesen, wodurch die poetische Anschauung und Urtheilskraft der Nation um so mehr von ihrer volksthümlichen Quelle abgeleitet werden, da sich die Einwirkung fremder, sowol antiker als modern engl., ital., span. und franz. Muster mehr als bei irgend einem andern auf Reinheit der Nationalität haltenden Volke in der deutschen schönen Literatur ohnehin erkennen läßt.

Deutsche poetische Kritik. Als ein freies Erzeugniß des Volks war die deutsche Literatur entstanden. Die politische und bürgerliche Verfassung hatte sich die Nation wol von den höhern Ständen geben lassen, aber ihr geistiges Leben schuf sie sich selbst.

Zwar waren es vornehmlich Fürsten und Edle, welche die einen großen Einfluß auf die Literatur beabsichtigende Fruchtbringende Gesellschaft (s. d.) stifteten; allein abgesehen davon, daß dieselbe es für nöthig fand, auch bürgerliche Mitglieder aufzunehmen, um einen gedeihlichen Fortgang zu gewinnen, stellten sich ihr auch bald andere ähnliche Vereine zur Seite. Zu einem mit allgemeiner Anerkennung herrschenden literarischen Gerichtshofe, wie in Frankreich die Académie française, konnte es wegen der Vereinzelung der deutschen Staaten nicht kommen; kein der Literatur gebietender Hofton engte aber die Schriftsteller in gewisse beliebte Formen ein, und die Universitäten waren als die Werkstätten gelehrter Bildung früher ohne allen Einfluß auf die Nationalliteratur. Jedem Einzelnen war unbenommen, sich auszusprechen, wie es ihm der Gott oder der Reim gab. Die Dichter seit Opitz sangen in ganz verschiedenen Weisen friedfertig nebeneinander, und das Publicum hörte einen Jeden. Nirgend war Streit, und auch Opitz's Buch „Von der deutschen Poeterei“ (Bresl. 1625, 4.), welches gewissermaßen den Schein hatte, einen allgemein gültigen Kanon aufzustellen, unterbrach den Frieden nicht. Bei dieser innern Ruhe konnten nur äußere Einflüsse Widerspruch und Parteigeist erzeugen. Die Kenntniß aber, welche man von der ausländischen Literatur nahm, war eines solchen Einflusses nicht fähig, da man bloß die matten und gehaltenen ital. Schriftsteller aus dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrh. studirte und nachahmte, und aus der franz. Literatur mit einer merkwürdigen Vernachlässigung der ersten Classiker, nur einige werthlose Romane und Gedichte sich aneignete oder aus den Holländern, den Nachahmern der Franzosen, schöpfte. Jeder ging im 17. Jahrh. seinen eigenen Weg, der aber, wenn wir die Lyriker ausnehmen, mehr oder weniger ein falscher war, indem man sich einerseits bis zum unerträglichsten trampschaftigen Schwulst steigerte oder in einen Wust gesuchter Bilder und Gleichnisse verlor, andererseits aber bei dem Extrem, bei der gänzlichen Wässerigkeit und Nüchternheit in Gedanken und Einleitung, anlangte. Von dieser Bewußtlosigkeit wurde die deutsche Literatur erst durch die kritische Vergleichung mit fremden Literaturen gerettet, als Gottsched (s. d.) und mit ihm die Leipziger sich an die Regelmäßigkeit und Correctheit der Franzosen, die Schweizer Bodmer (s. d.) und Breitinger (s. d.), welche zuerst 1721 durch ihre Zeitschrift „Discours der Maler“ (d. h. Maler der Sitten) ein kritisches Lebenszeichen von sich gaben, an die Alten und die Engländer angeschlossen. So gering anfangs die Abweichung auch war, so bedeutend wurde der Zwiespalt im Fortgange. Zwar traten die Schweizer anfangs nur moralisirend in der Weise des Addison'schen „Spectator“ auf, doch begannen sie bereits eine Polemik gegen Lohenstein, den Reim u. s. w., und auch dies konnte damals schon als ein Anfang der Kritik gelten, besonders da sie den Stoff mehr als die Form beachteten und im Fortgange des Streits immer mehr darauf drangen, daß die Poesie Handlung und Erfindung, daß sie einen Gedankeninhalt und der Gedanke eine bildliche Einleitung verlange; sie verfehlten aber darin das Rechte, daß sie die Poesie so zur Magd der bloßen sittlichen Belehrung und Erziehung erniedrigten, wie man sie jetzt wol in das Joch der Politik zu spannen anrath. Gottsched, der übrigens um die Reinigung des Geschmacks und Ausbügung mancher Noheiten vielfache Verdienste hatte, begehrte nichts als correcte Form, leichte Versification und Fluß der Diction und sank so zur Plattheit, Nüchternheit und Leere herab. Aber der Versuch in seiner „Kritischen Dichtkunst“ (1729) in der „Redekunst“ (1728 und 1736) u. s. w., eine kritische Erörterung zu begründen, ist immerhin ein glücklicher zu nennen. Diesen Werken, wie seinen Zeitschriften „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725) und „Kritische Beiträge“ (1731—44) stellte Breitinger seine „Kritik der poetischen Kunst“ und seine „Abhandlung von den Gleichnissen“, Bodmer seine „Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“ entgegen. Wenigstens bezeichneten die Schweizer einen Fortschritt der Zeit, regten zu weitem Erörterungen an und hatten den Vortheil, daß die bedeutendern Dichter, wie Wieland und Klopstock, auf ihrer Seite standen. Beide und besonders letzterer erweiterten, wie schon früher Hagedorn und Haller, das Gebiet der Dichtkunst und der poetischen Sprache, überflügelten die Kritik und gaben dieser wiederum Anlaß, einen neuen Maßstab zu finden und aus dem gegenwärtigen Zustande der Poesie neue Regeln für deren Zukunft zu abstrahiren. Die damals vielgerühmte Aesthetik des Wolfianers Baumgarten (s. d.) griff zwar nicht so belebend in die Kritik ein, wie die Aesthetik in späterer Zeit

gethan, doch hat Baumgarten immerhin das Verdienst, mit dem Worte *Ästhetik* auch die Sache erfunden zu haben. Von Gottsched und den Schweizern datiren sich auch die *Wochenblätter*, deren Gottsched 1761 bereits 182 zählte, ferner die „*Bremer Beiträge*“, deren Mitarbeiter Gärtner, Gellert, Nabener, Zacharia, Kramer, J. A. und J. C. Schlegel, nachdem sie sich von des stricten Gottschedianers Schwabe „*Belustigungen des Verstandes und Wises*“ losgesagt hatten, thatsächlich viel zur Läuterung des Geschmacks beitrugen, jedoch einseitig den moralisch didaktischen Zweck als Hauptzweck der Poesie verfolgten.

Einen Mittelpunkt erhielten die verschiedenen kritischen Regungen und Bewegungen erst durch G. E. Lessing (s. d.), der, wenn wir ihn nach seiner Totalität und der Größe seiner Erfolge, nicht nach einzelnen Aussprüchen und Seiten betrachten, immer noch als der größte Kritiker unter den Deutschen anzusehen ist. Ohne Vorliebe für irgend eine Nation und alle richtig würdigend, ein Gegner alles Conventiellen, ein Freund der Bewegung nach jeder Richtung hin, von aller Menschenfurcht frei, mit redlicher und tiefer Forschung und einer sich selbst nicht schonenden Unparteilichkeit nur das Wahre suchend, vereinigte er vielseitige Gelehrsamkeit, Wig, Schärfe des Urtheils, Klarheit des Bewusstseins, Feinheit des Geschmacks und schlagende Bündigkeit in Darlegung der gewonnenen Resultate. Wie für Bodmer und Breitinger Gottsched der Gegenstand der kritischen Reibung war, so war dies für Lessing der hallische Professor Klog (s. d.), dessen Ansehen er gänzlich vernichtete, und wie schon jene besonders dadurch, daß sie auf die Engländer, namentlich Milton, hinwiesen, das Ansehen der franz. Poetik geschwächt hatten, so erwarb sich Lessing das nationale Verdienst, ihre Autorität auch kritisch, wie Klopstock praktisch, zu vernichten und sogar schon auf Shakespeare als den deutschen Hort hinzuweisen. Zugleich schlug er die einseitigen Ausleger des Aristoteles durch Aristoteles selbst, trug zur schärfern Sonderung der Begriffe von Poesie und Wissenschaft mächtig bei, vollbrachte 1755 mit Mendelssohn in der Schrift „*Pope ein Metaphysiker*“ den Sturz der noch von Bodmer und Breitinger unangefochtenen Didaktik und bestimmte mit Scharffinn im „*Laotoon*“ (1766) die Grenze zwischen Malerei und Poesie, indem er die bloß malende und schildernde Gattung, die, verbunden mit Didaktik, noch den Schweizern als das Höchste der Poesie galt, verwarf und diese in die sich aus sich selbst entwickelnde Handlung setzte. Durch seine „*Hamburgische Dramaturgie*“ (1767—68) wie durch seine eigenen dramatischen Productionen wurde er der eigentliche Begründer einer neuen Theaterpoche. Auf diesem Gebiete hatte er keinen Vorgänger, wol aber auf dem Gebiete der Kunstkritik an J. S. Winckelmann (s. d.), der durch seine geistreichen Ansichten über antike Kunst und Kunstwerke auch die Ästhetik unter den Deutschen überhaupt förderte. Mitkämpfer Lessing's war besonders der kalt verständige, bis zur Nüchternheit aufklärungs-süchtige, aber mit einem natürlichen Gefühl für das Wahre und Richtige begabte und rastlos thätige berliner Buchhändler C. F. Nicolai (s. d.), besonders durch die Stiftung mehrerer Zeitschriften, wie 1757 der „*Bibliothek der schönen Wissenschaften*“, die er später an seinen Freund C. F. Weise übergab, der sie ohne Originalität, aber mit Redlichkeit, seinem Geschmack und Anstand unter dem Titel „*Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften*“ fortsetzte. Wichtiger wurden die seit 1759 von Nicolai herausgegebenen „*Literaturbriefe*“, woran einzelne ästhetische Gegenstände in psychologischer Weise weiter ausführend, Lessing, Mendelssohn (s. d.), Abbt (s. d.), Meseritz, Grillo und Sulzer (s. d.) Theil nahmen, welcher letztere noch durch seine „*Theorie der schönen Künste*“ (4 Bde., 1771—74), wozu Blankenburg treffliche Zusätze (3 Bde., 1796—98) lieferte, trotz seiner etwas pedantischen Engherzigkeit ein gutes Werk stiftete und das encyclopädische System in Deutschland begründen half. Der oft schonungs- und rücksichtslose Ton in den „*Literaturbriefen*“ ging in Nicolai's „*Allgemeine deutsche Bibliothek*“ (106 Bde., 1765—92) über, erschien hier aber um so schneidender, da der Tadel mehr kurz und spiz hingestellt als wissenschaftlich erörtert wurde. Gegen das Nicolai'sche Tribunal begründete der von Lessing durch Wig und Spott vernichtete Klog 1768 eine eigene „*Bibliothek der schönen Wissenschaften*“.

Von jetzt an gewährte die deutsche Literatur das seltene und bei keiner Nation sich in dieser markirten Weise wiederholende Schauspiel, daß jede neue Epoche der productiven Literatur ihre kritischen Propheten und Vorarbeiter hatte, daß die productiven Talente selbst sich der Übung der Kritik nicht entschlagen konnten, daß gegenseitig die Kritik der Productiv-

und diese jener neue Wege andeutete. So kann Herder (s. d.), besonders in seinen „Kritischen Wäldern“ (1769) als Vorkämpfer der sogenannten Sturm- und Drangperiode, der Periode der Genialität gelten. Wie man Lessing als Poeten einen Dichter mit den Mitteln der Kritik nennen kann, so darf man Herder als kritischen Geist einen Kritiker mit den Mitteln eines Poeten nennen. Wie Lessing in seinem Kampfe gegen alles Conventionele um Vieles weiter ging als die Schweizer Kritiker, so ging Herder im Grunde noch weiter als Lessing, indem er jene revolutionäre, der Kunstpoesie eigentlich feindliche Ansicht begründete, daß Alles, was geschaffen würde, originell und genial, gleichsam ein Ursprüngliches und Naturzuständliches sein müsse. Dieser Ansicht, in feurigen dichterischen Worten, wenn auch etwas unklar vorgetragen, pflichteten die genialsten Köpfe um so eher bei, da, trotz Lessing's Bemühungen, des Conventioneellen noch viel, des Ursprünglichen wenig geschaffen wurde, so Goethe (s. d.) selbst, besonders in seinem merkwürdigen Aufsatze „Von deutscher Baukunst des Ervini von Steinbach“, mitgetheilt in Herder's „Fliegenden Blättern“ („Von deutscher Art und Kunst“, 1773). Zugleich bezogen dieselbe Richtung Goethe's und seiner Freunde Jugendwerke. Leicht hätte diese Ansicht durch Mißverständnis zur gänzlichen Verwilderung des Geschmacks führen können, wenn sie nicht in Wieland (s. d.), der seit 1773 seinen „Deutschen Mercur“ herausgab, den nothwendigen Gegensatz gefunden hätte. Er vertheidigte den bisher bekämpften franz. Geschmack, war aber zu vielfältig und geschmackvoll gebildet, um etwas Anderes als das allgemein Anwendbare und dem Wesen der deutschen Literatur Verwandte aus der franz. Literatur herüberleiten zu wollen. So erhielt sich in der Kritik der Ton des feinen und milden Anstands, welcher sich namentlich in der seit 1785 gestifteten jenaïschen „Allgemeinen Literaturzeitung“ kund gab. Herder verdanken wir jene historisch-kritische Zusammenstellung verwandter Erscheinungen jene hieraus resultirende Entwicklung der ideellen Wahrheit, eine Methode, die in alle Kreise, der Wissenschaft, besonders im 19. Jahrh., mächtig eingegriffen hat. Aber schon 1790 drohte Kant's „Kritik der Urtheilskraft“ eine gewaltige Revolution herbeizuführen. Da nach seiner Lehre das reine Geschmacksurtheil von Reiz und Nahrung unabhängig und auf die reine Form eines schönen Gegenstandes beschränkt ist, so wurde, wo man bisher mit Interesse und Gefühl zu prüfen gewohnt gewesen war, eine sich selbst verleugnende Geschmackskälte sanctionirt, welche, zumal seit sie selbst von Schiller (s. d.) in seinem „Reiche der Formen“ anerkannt worden war, der deutschen Kritik eine andere Gestalt gegeben haben würde, wenn sie mehr in der menschlichen Natur begründet gewesen wäre. Zwar sämmt die Anhänger der neuen Schule nicht, an alle Erzeugnisse der Literatur sofort des Meisters Nichtsheit anzulegen, aber sie selbst stimmten in ihren Ansichten der Aesthetik nicht überein, die Nation, welche sich überhaupt in Sachen des eigenen Gefühls noch nie von der Schule etwas hatte aufdringen lassen, nahm nicht Partei, und der geniale Herder trat durch seine „Kalligone“ mit einer Heftigkeit als Gegner der neuen Lehre auf, welche nicht ohne Wirkung bleiben konnte, wenn auch sein dafür aufgestelltes Humanitätsprincip bei strengerer Prüfung selbst als ungenügend erscheinen mußte. Seitdem blieb es jedoch für jedes neue philosophische System charakteristisch, daß es auch in die Aesthetik und durch diese in die Kritik überhaupt reformirend, erweiternd oder wenigstens anegend eingriff, aber auch ebenso häufig das kritische Urtheil mit den Banden der Schulphilosophie und mit terminologischem Zwange belastete. Die größten deutschen Geister haben sich durch die Kritik nie ihrer selbsteigene Entwicklung verkümmern lassen, und wenn Schiller auch mehr oder weniger nach Kant'schen Grundsätzen seine ästhetischen und kritischen Ansichten formte, so belebte er doch ihr starres Verhalten durch die Tiefe seiner poetischen Empfindungen, während Goethe sowohl in Romanen, z. B. im „Wilhelm Meister“, wie in einzelnen selbständigen Aufsätzen ästhetisch-kritische Ansichten als aus der Unmittelbarkeit seiner genialen Natur hervorgehende Orakelsprüche verkündete, die alle geschlossene ästhetisch-kritische Systeme überdauerten und namentlich für die Kritik der romantischen Schule ein Hauptanknüpfungspunkt wurden. F. und A. W. von Schlegel (s. d.) regten im „Athenäum“ vielgestaltig, jener tiefer, dieser geschmackvoller, die Richtung der romantischen Schule kritisch an, indem von ihnen, wie auch von Wackenroder (s. d.), Tieck (s. d.), Bernharthard (s. d.), Novalis (s. Hardenberg), die Spanier und das Mittelalter mit seinen Dichtungen, Kunstwerken, Incunabeln und Märchen näher in den Kreis der kri-

tischen Betrachtung gebannt und namentlich Shakspeare und nächst ihm Calderon als der Urquell aller Poesie gefeiert wurden.

In dieser Apotheose Shakspeare's lag eine versteckte Polemik gegen Goethe und Schiller, vorzüglich gegen Lessing, und es läßt sich nicht leugnen, daß die aus der romantischen Schule hervorgegangenen Kritiker, so sehr sie auch die Sphäre der poetischen Anschauung erweitern halfen, namentlich jenen leicht hin absprechenden, mäkelfinden, oft durch geistreiche Stich- und Schlagwörter blendenden kritischen Ton erzeugt haben, der sich von ihnen bis auf die jüngste Zeit herabzieht, nur daß jetzt eine philosophisch-ästhetische Scheinlehre, die dem einfachen Verstande immer unaufgeschlossen bleiben wird, die christlich-ästhetische Mystik der Romantiker ersetzt hat. Der Kampf konnte nicht ausbleiben und wurde seit 1803 in dem von K o g e b u e (s. d.) in Verbindung mit G. G. Merkel gestifteten „Freimüthigen“ gegen die 1801—5 von Spazier geleitete „Zeitung für die elegante Welt“ geführt, worin damals die Ansichten der Schlegel'schen Schule vertheidigt wurden. Einen nachdrücklichen Halt gewann diese romantische Richtung an der Identitätsphilosophie und den aphoristischen ästhetischen Schriften Schelling's, dem sich G. A. F. Ast in seinem „System der Kunstlehre“ (1805) und K. W. F. Solger in seinem „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“ (2 Bde., 1815) angeschlossen. Gegen Ende des vorigen Jahrh., wo auch Bendavid, Heusinger in seinem „Handbuch der Aesthetik“ (2 Bde., 1797—1803) und Snell Geschmackslehren nach Kant'schen Grundsätzen entwarfen, schrieb Heydenreich sein „System der Aesthetik“, der feingebildete W. von Humboldt seine „Ästhetischen Untersuchungen“, während ohne besondere Tiefe, aber doch in gefällig geschmackvoller Weise Franz Horn, besonders zu Anfange des gegenwärtigen Jahrh., thätig war, die neuen durch die Romantiker gewonnenen Ansichten in weiten Kreisen in Umlauf zu setzen. Die originelle Manier in Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik“, kritische Ansichten in Bilder und Gleichnisse einzukleiden, fand besonders bei den Kritikern der neuesten Zeit Nachahmung. Diese verschiedenartigen ästhetischen Richtungen blieben natürlich auch auf die Kritik nicht ohne Einfluß. Die Kritik des Theaters, die Dramaturgie, erhielt neue Wendungen und Handhaben durch Schink, Schmidt, besonders durch A. W. Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Poesie“, später durch Tieck's „Dramaturgische Blätter“ und Zimmermann's „Dramaturgische Blätter für Hamburg“. Daß in Folge der Befreiungskriege auch die Kritik einen höhern Schwung erhalten habe, läßt sich nicht nachweisen, vielmehr nahm die Unterhaltungsliteratur immer mehr überhand und bestimmte auch Art und Wesen der neu entstehenden Journale. Hierzu gehören das 1807 gestiftete „Morgenblatt“, welches nach und nach von J. C. Haug, Grüneisen, G. Reinbeck, Rückert, Theresese Huber, W. Hauff und H. Hauff redigirt wurde, seit 1805 die erst von Th. Hell und F. Kind gemeinsam, dann von jenem allein, jetzt von Schmieder redigirte „Abendzeitung“, der von Gubig 1817 gegründete „Gesellschafter“ u. s. w. Allmählig nöthigte jedoch der allgemeine Geschmack für literarisches und ästhetisches Raisonnement die Journale, sich kritische, literarische und artistische Beilagen zuzulegen; so schrieb K. A. Böttiger (s. d.) ein artistisches Notizenblatt zur „Abendzeitung“, L. Tieck „Didaskalien“ zu der 1827 von F. Kind und Kraußling gestifteten, aber bald wieder eingegangenen „Morgenzeitung“, während das „Morgenblatt“ 1820 ein „Kunstblatt“, redigirt von Schorn, und ein „Literaturblatt“, redigirt von H. Voss, als Beilagen erhielt. Besonders ist als literarischer Klopffechter A. von Kogebue zu nennen, der in seinem „Literarischen Wochenblatt“, seit 1818, seine Polemik gegen die Romantiker wie gegen jede neue nationale Entwicklung fortsetzte und den Sympathien, die er darin für Rußland zeigte, hauptsächlich die Erbitterung verdankte, welche sein klägliches Ende zur Folge hatte, ferner A. Müllerer (s. d.), der das „Mitternachtsblatt“, die spätere „Mitternachtszeitung“, gründete und als Nachfolger von Voss in der Redaction des „Literaturblatts“ zum „Morgenblatt“ einen grobwitzigen, dünnhastigen, kritischen Ton anschlug, welcher wesentlich dazu beitrug, den bis dahin immer noch wahrzunehmenden Anstand aus der deutschen Kritik zu verbannen. Dieser anständige Ton wurde jedoch in dem von F. Förster und W. Häring seit 1827 gegründeten berliner „Conversationsblatt“, wie in dem 1821 aus Kogebue's „Wochenblatte“ hervorgegangenen „Literarischen Conversationsblatt“, welches sich 1826 später genöthigt sah, den Titel „Blätter für literarische Unterhaltung“ anzunehmen, festgehalten. Die mehr gelehrten Blätter, wie die hallische

„Literaturzeitung“ beschäftigten sich mit der schönen Literatur nur in beiläufiger, zum Theil wegwerfender Weise.

Allmählig, des bloß ästhetisirenden oft geschwägigen Tons satt, begann die Kritik auch die politischen Zeitfragen in sich aufzunehmen und das literarische Raisonnement mit Elementen zu versehen, die der Aesthetik an sich fern liegen, aber doch das Bedürfnis andeuteten, daß man überall nach einem nationalern Gehalt streben und eine praktischere Beziehung zum Volke nehmen müsse. Dies geschah vorzüglich von L. Börne (s. d.) in dessen „Zeitschwingen“, der besonders von W. Neumann bekämpft wurde, und von W. Menzel (s. d.) in dessen Werke „Die deutsche Literatur“, wie in dem „Literaturblatt“ zum „Morgenblatt“, welches sich unter seiner Redaction zu einer wirklichen Macht erhob, bis er sich in seiner einseitigen Polemik gegen Goethe, in seinen Extremen und namentlich in seinen denunciatorischen Ausfällen gegen das sogenannte Junge Deutschland so versing, daß man den Glauben an seine Autorität verlor, obgleich die Wärme seiner Darstellung und die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen noch jetzt Achtung verdienen. Diese ästhetisch-politisch-socialen Richtung der Kritik, welche die Tendenz des zu kritisirenden Werks mehr als seinen Stoff und seine Form im Auge behält, wurde seit 1830 typisch und verband sich im Allgemeinen mit einer witzig pikanten Darstellung und oft rücksichtsloser Polemik gegen die theils angeblichen, theils wirklichen Schwächen und Gebrechen des Staats- und Gesellschaftsverbands, namentlich des deutschen. Hierher gehören vorzüglich die Journale, die von Mitgliedern des sogenannten Jungen Deutschlands oder ihnen näher oder ferner Stehenden redigirt wurden; so von Mundt im „Zodiakus“, dem dieser den „Freihafen“ und den eingegangenen „Pilot“ folgen ließ, von Laube in der „Zeitung für die elegante Welt“, dem in der Redaction Kühne folgte, bis sie Laube 1843 wieder übernahm, von Guskow im „Telegraphen“, zum Theil auch von Duller im „Phönix“, von A. Jung in mehreren Schriften und Journalen und von H. Marggraff im „Berliner Conversationsblatt“, welches sich vom „Freimüthigen“, mit dem es längere Zeit verbunden war, wieder getrennt hatte, ferner von Brinckmeier in der „Mitternachtszeitung“, und von Wienberg, namentlich in dessen „Ästhetischen Feldzügen“. Auch die literarhistorischen Schriften dieser Autoren, zum Theil Sammlungen der Resultate ihrer journalistischen Thätigkeit, spiegeln im Allgemeinen diesen tendenziösen Charakter wieder, obgleich sie sich allmählig mehr und mehr mit sich und mit den einmal gegebenen Verhältnissen in Harmonie zu setzen suchten und der reinen Production zuwandten. Dagegen schlugen die von Ruge und Schermeier gegründeten, nachher von Ersterm allein redigirten „Hallischen“, spätern „Deutschen Jahrbücher“, in denen sich die sogenannte äußerste Linke des Hegelthums von diesem lossagte und sich zu einer compacten Masse zu verdichten suchte, eine destructive, fast alles Bestehende negirende Richtung ein, in welcher sie sich, wie jedes Extrem, wahrscheinlich aufgerieben haben würden, während das gegen sie erlassene Verbot ihrem Untergange einen Schein von Märtyrertum verlieh. In diesem wie in einigen andern Journalen ähnlichen Charakters wüthete die Kritik gleichsam mit der Brandfackel, um Alles zu vernichten, was auf dem Princip der reinen Schönheit beruhte, während doch die Journale des Jungen Deutschlands die poetische Production in Ehren hielten. Aber auch die entgegengesetzte, nicht minder fanatische Partei, die wenigstens darin mit ihren Gegnern übereinstimmt, daß ihr die Tendenz mehr gilt als das Kunstschöne an sich, und welche deshalb den Boden der Polemik nicht verlassen kann, suchte sich in kritischen Journalen zu verschanzen, namentlich in der von Büchner im harmlosen Sinne gestifteten und redigirten „Literarischen Zeitung.“ Ohne irgendwie den Interessen und Fortschritten der Zeit feindlich zu sein, vielmehr sie möglichst fördernd, haben dagegen die „Blätter für literarische Unterhaltung“ sich die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Richtungen frei gewähren zu lassen und namentlich in einem Maße, wie kein anderes kritisches Journal, eine Übersicht über das Ganze der Literatur, vorzüglich der productiven, zu bieten. Sonst ist es ersichtlich, daß sich das Interesse an der bloßen unterhaltenden, aber dabei Kunst, Literatur, Wissenschaft, Theater, Politik u. s. w. in bunter zufälliger Mischung in den Kreis ihrer meist pseudokritischen notizenartigen Betrachtung ziehenden Journalen überlebt hat, indem in den letzten Jahren viele der ältesten und angesehensten erloschen sind, die übrigen meist

zwischen Tod und Leben mühsam zu ringen scheinen. Dagegen ist zu vermuthen, daß sich die Kritik, wie es den Anschein hat, theils immer mehr in die Wochen-, Monats- und Vierteljahrschriften zurückziehen, theils sich als selbständiges Feuilleton an die politischen Zeitungen anschließen wird, wodurch beiderseits dem Publicum wie den Autoren am meisten gedient sein möchte. Es scheint nur darauf anzukommen, daß ein politisches Journal in diese bis jetzt noch mehr zufällige, zum Theil parteiische Sich-Aneignung der literarischen Kritik Ordnung und systematischen Zusammenhang bringt. Betrachten wir einige specielle Gebiete der Kritik, so ist die musikalische, früher von Rochlis, jetzt von Schumann u. A., sowie von Hellstab in mehr populärer Weise angebaut, diejenige, welche ihrer Natur nach mit der literarischen in einem nur losen Zusammenhange steht; dagegen hat die Kunstkritik ihre obersten Grundsätze, von denen sie ausgeht, fast sämmtlich mit der literarischen gemein. Was Winkelmann und Lessing, später in denkwürdigen Aphorismen Goethe, ferner Schelling, Wackenroder, die beiden Schlegel, Fernow in seinen „Römischen Studien“, Carus, Numohr, Böttiger, Waagen, Schnaase, Speth, Passavant, Gruppe als berliner Kunstreferent, H. Marggraff in seinen „Münchener Jahrbücher“ u. s. w. geleistet, ist auch mehr oder weniger der literarischen Kritik, wie diese der Kunstkritik zugute gekommen. Schliesslich ist noch darauf hinzuweisen, daß die meisten norddeutschen Kritiker und Aesthetiker von den Ansichten Hegel's ausgingen, obgleich sich ihre Radien oft so in die Weite verlieren, daß sie sich noch kaum auf diesen Mittelpunkt zurückführen lassen. Daher aber auch auf der andern Seite das Übereinkömmliche, das oft aller naiven und ursprünglich originellen Anschauung entfremdete aber zuversichtliche Urtheil, das Schulmäßige und Schulmeisterliche, der große geheimkrämische Wortschwall bei oft verhältnißmäßig geringem Kern. Indes ist die „Aesthetik“ Hegel's an sich ein bewundernswerthes Werk, und an sie schlossen sich, nicht ohne Wirkung auf die Kritik in Kunst und Poesie wie auf das allgemeine Urtheil, Rosenkranz, Gothe, Ruge, Vischer, Böhls u. s. w. an, während die kritischen und ästhetischen Ansichten Schelling's unter Andern von Trahnborff und Lommagch systematisch verarbeitet wurden. So sehen wir die Kritik von der Philosophie überall durchdrungen; auch ist an einer Philosophie das Dauerndste und Beste stets Das, was frei an das Leben, in die Praxis tritt und Bestandtheil des allgemeinen Denkens und Urtheilens wird, indem es die lebendige Fähigkeit hat, sich vom Systeme loszulösen.

Deutsche Politik. Von Vielen dürfte hier zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob es eine deutsche Politik gebe, denn allerdings sind die Zeitpunkte nicht zu häufig in der deutschen Geschichte, wo eine den Gesichtspunkt des ganzen Deutschlands erfassende und dieses als ein Ganzes dem Auslande gegenüberstellende Politik in einiger Verbreitung und Herrschaft sich bemerkbar gemacht hat. Ofter bestand vielmehr die deutsche Politik, nämlich die in Deutschland wirksame Politik gerade in einem Gegensatz gegen diesen Gesichtspunkt und, was das Schlimmste, die Umstände waren so, daß man sie nicht einmal immer deshalb tadeln konnte. Die deutsche Politik mußte von Anfang an einen eigenthümlichen Charakter dadurch erhalten, daß Deutschland in seiner Selbständigkeit niemals ein wahrhaft geeinigtes und centralisirtes Reich war. In der ältesten Zeit finden wir eine Menge kriegerischer, feindseliger, zwar in Sprache, Sitte und Verfassung verwandter, aber doch sich rastlos befehdender und selbst durch äußere Bedrängniß nur selten und niemals vollständig geeinigter Stämme. Aber auch in den blühendsten Zeiten Deutschlands beruhte doch die Verfassung des Reichs nur auf einem mehr durch die Personen als durch die Sachen und das Volksbewußtsein vermittelten Verband vieler starker und selbständiger, in mannichfacher Besonderheit und Eigenthümlichkeit sich entwickelnder Glieder; es wurde immer mehr von den Stämmen, den Sachsen, Franken, Schwaben, als von der deutschen Nation geredet und endlich erhob sich, aus ursprünglichen Keimen, in ununterbrochen wachsender Entwicklung, die Landesherrlichkeit als der sicherste Ausdruck dieses Verhältnisses. Als der würdigste Zeitpunkt deutscher Politik erschien es, mit der festen Bewachung dieser Gliederung und der Selbständigkeit der Theile doch auch eine treue Erfüllung der Pflichten gegen das Reich zu verbinden, und in der That hat Deutschland Jahrhunderte gehabt, wo die Lösung dieser zwiespaltigen Aufgabe gelang. Der Norden und die östliche Hälfte des heutigen Deutschlands wurden von deutschen Schwertern erobert und behauptet, und das weniger

durch die gesammte Kraft des Reichs, als durch die einzelnen Herzoge und Markgrafen. Deutschland bannte die Magyaren, die Dänen, die Normannen und all die zahlreichen slawischen Stämme in ihre Grenzen, während es gleichzeitig die Krone der Cäsaren auf das Haupt seines Königs brachte und ihn zum ersten Monarchen der Christenheit erhob. Es hat aber auch Zeiten gesehen, wo dasselbe Verhältniß dem Feinde Anlaß gab, sich in das Innere des Reichs zu mischen, Uneinigkeit und Verwirrung zu entzünden, Verlust und Schmach über Deutschland zu bringen, und die Niederlande, Elsaß, Lothringen, die Freigrafenschaft und die Ostseeländer sind in solchen Zeiten verloren gegangen. Beiderlei so verschiedener Erfolg war aber weniger durch die Organisation und Richtung an sich, als durch den Geist der Zeit und der Menschen bedingt. Das scheint gewiß, daß Deutschland niemals die Herrschaft eines Theils über das Ganze willig ertragen habe; wie oft auch eine solche auftauchte, bildete sich immer in einem andern Theile der Kern einer Opposition, und über kurz oder lang wurde sie gestürzt. Das größte Hinderniß der Einigung Deutschlands lag darin, daß sie stets in der Form der Herrschaft oder Hegemonie eines Theils auftrat. So bildete sich in Deutschland der eigenthümliche Gegensatz zwischen Einheit und Freiheit, und lange Zeit finden wir den Patriotismus und Freisinn auf der Seite Derer, die gegen eine Einheit ankämpften, die sie nur als ein Mittel für Machtgier und Herrschsucht ansehen. Soll man den deutschen Protestanten, die sich gegen Karl V. erhoben und selbst die Hülfe des Auslandes in Anspruch nahmen, einen Vorwurf daraus machen? Ein Blick auf Das, was aus Spanien wurde, weil es sich diesem Kaiser unterwarf und ihm seine Freiheit, seine Verfassung opferte, würde den Vorwurf entkräften. Er fällt auf das Haupt des Unterdrückers zurück. Karl V. brachte, so glaubten die Deutschen wenigstens und hatten Grund, so zu glauben, den spanischen Absolutismus und die Alleinherrschaft der katholischen Kirche im Gefolge seines Siegs, und es war echt deutsche und achtbare Politik, daß man Dem widerstrebt und es vereitelte. Ebenso war es kein Verrath an Deutschland, wenn im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs so viele edle, freisinnige und fromme Männer einen mannhaften Widerstand gegen Ferdinand, Tilly und Wallenstein leisteten und in der Noth auch diesmal auswärtige Hülfe annahmen. Aber freilich wird immer auf beiden Seiten zu weit gegangen, und wol hatte Hieronymus a Lapide, der Erste beinahe, der, ohne persönliches, egoistisches Interesse, im Sinne einer neuern Zeit, für die Kraft des Reichs schrieb, wol hatte er Recht, wenn er Unheil und Verfall von einer zu weit gehenden Auflehnung und der Einmischung der Fremden voraussagte. Denn in der That schlich sich von da an eine Politik ein, die zur gänzlichen Auflösung führen mußte. Früher war doch immer noch das Ansehen und die Kraft des Reichs in allem Gerechten groß und überwiegend gewesen und nur wo den Rechten und dem Gewissen der Glieder Zwang angethan werden sollte, fanden sich die einzelnen Theile, jeder für sich zu schwach, zusammen und bildeten eine siegreiche Gruppe des Widerstandes. Jetzt aber trachteten einzelne Theile, selbst so stark zu werden, daß sie für sich bestehen könnten. Preußen gelang das; Baiern versuchte es wiederholt vergebens. Der Norden und Nordwesten fanden an Dänemark, Schweden und England ihre Stütze; die Rheinlande lehnten sich an Frankreich an, und das Unheil war vollendet. Und dennoch war diese Richtung so tief gewurzelt, daß sie hauptsächlich die Popularität der preuß. Opposition gegen Osterreich erklärt und daß der außerordentliche Beifall, mit dem noch die letzte Fürstenthats Friedrich's II., die Stiftung des Fürstenbundes, begrüßt wurde, in der That, dem politischen Bewußtsein jener Zeit nach, ein begründeter und verdienter war. Über solchen Richtungen, über dem Neid und der Eifersucht der deutschen Hauptstaaten aufeinander und der Zerissenheit und Vertheilung der Kleinern unter Beiden, ihrem Verkaufsein an das Ausland, sank der öffentliche Geist immer tiefer. Es war an kein einträchtiges Wirken mehr zu denken, und das Deutsche Reich ging unter, weniger durch die Schuld seiner Verfassung, als durch die Schwäche der Menschen und der Zeiten. Doch diese Zeit ist vorüber, und mit der reinen Begeisterung des Befreiungskampfes ist jedenfalls der feste Wille deutscher Einigung, ist das Aufheben alles Gegenstandes unter den deutschen Staaten hervorgetreten und die Möglichkeit einer wahrhaft deutschen Politik gegeben. Diese aber wird aus dem Ganzen zu fassen sein, nicht aus dem Standpunkte eines einzelnen Theils. Sie wird im Innern die in Recht,

Geschichte und Verhältnissen begründete Gliederung wahren, aber Alles beseitigen, wodurch sie ein Hinderniß für ein kräftiges Zusammenwirken und für das Gedeihen des Ganzen werden könnte. Sie wird gegen außen Deutschland als den Schwerpunkt des europ. Staatenystems, als die festeste Bürgerschaft seines Rechtsstandes, seiner Ordnung, seines Friedens behaupten, achtunggebietend den Nachbarn, aber Keines Rechte, Keines Glück gefährlich, eine Politik der Gerechtigkeit, des Mäßes und des kräftigen, strebenden Friedens vertretend, allen Aufgaben der Humanität befreundet, aber unantastbar in ihrer ruhigen Stärke. Stellt sie sich so dar, so werden die deutschen Brüderstämme in Skandinavien, den Niederlanden, der Schweiz nicht säumen, sich dem starken Mutterland anzuschließen, so wird Deutschland der unparteiische Schiedsrichter der Nationen sein.

Deutsche Prosa. Wenngleich die deutsche Prosa vor der Poesie sich des ältesten Denkmal, der gothischen Bibelübersetzung, rühmen kann, so ist sie doch in ihrer Ausbildung und Vervollkommnung weit hinter jener zurückgeblieben. Während nämlich die Poesie gegen Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. in voller Blüte stand, kam die Prosa erst nach der Mitte des 13. Jahrh. zu freierer Bewegung und Selbständigkeit, gerade in dem Zeitpunkte, in welchem die Poesie ihrem Verfall entgegen ging. Die Prosa nahm jetzt nicht allein von dem Gebiete, welches ihr die Poesie widerrechtlich entzogen hatte, wieder Besitz, sondern gewann auch gegen die lat. Sprache, die für wissenschaftliche und rechtliche Gegenstände bisher fast das alleinige Organ gewesen war, immer mehr Grund und Boden. So wurden nun geschichtliche Werke, besonders Städtechroniken, Urkunden, Stadtrechte, Weiskämmer u. s. w. in deutscher Prosa abgefaßt, die, ohne eine so kunstgemäße sprachliche Durchbildung als die Poesie zu erfahren, sich dennoch gefügig und passend zu den verschiedensten wissenschaftlichen Darstellungsarten erweist. Dies zeigt sich vornehmlich in einigen Productionen der geistlichen Beredsamkeit dieser Zeit, wie in denen von Berthold; ja die Werke einiger dem Mysticismus ergebenen Theologen, namentlich Tauler's, lassen eine vorzügliche Befähigung der damaligen Prosa selbst für philosophische Darstellung wahrnehmen.

Die Monumente deutscher Prosa aus der frühesten Zeit sind fast ohne alle Ausnahme nichts als Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen und fügen sich gewöhnlich mit so ängstlicher und sklavischer Treue dem Originale in Construction und Satzbau, Wiedergabe von Ausdrücken und Wendungen an, daß sich aus diesen Überbleibseln kaum eine deutliche und richtige Anschauung der Sprache in ihrer lebendigen und ungezungenen Form, die sie im gewöhnlichen Leben hatte, gewinnen läßt. Das älteste Denkmal ist die von dem Bischof Ulfila (s. d.) zwischen den J. 360—380 aus dem Griechischen gefertigte gothische Bibelübersetzung, die sich nicht vollständig erhalten hat, und eine Auslegung des Evangeliums Johannis von einem Unbekannten, aus dem Griechischen des Bischofs Theoborus von Heraklea, ins Gothische übertragen und unter dem Titel „Skeirein“ von Maßmann (Münch. 1834, 4.) herausgegeben. Zwischen diesem und dem ersten althochdeutschen Denkmale liegt aber ein bedeutender Zwischenraum; denn das Früheste, was uns begegnet, eine Übersetzung der Homilie des Isidorus Hispalensis „De nativitate Christi“, herausgegeben von Holzmann, und eine Interlinearversion der Regel des heil. Benedict von dem Sanct-Galler Mönche Kero (abgedruckt bei Schilter in dem „Thesaurus“ Bd. 1) stammt erst aus dem 8. Jahrh.; aus dem 9. Jahrh. ist die Übersetzung der „Evangelienharmonie“ des Tatian (bei Schilter im „Thesaurus“ Bd. 2). Den meisten Werth haben die Arbeiten des Sanct-Galler Mönchs Notker (s. d.), gef. 1022; er übersetzte nicht nur die Psalmen (gedruckt bei Schilter im „Thesaurus“ Bd. 1), des Boethius fünf Bücher „De consolatione philosophiae“ (herausgegeben von Graff, Berl. 1837), des Marcianus Capella zwei erste Bücher „De nuptiis Mercurii et Philologiae“ (herausgegeben von Graff, Berl. 1837) und Anderes in einer schon durchgebildeten Sprache, sondern fügte auch eigene Bemerkungen und Erläuterungen bei. Gegen Ende des 11. Jahrh. fällt die Übersetzung und Auslegung des „Hohenlieds“ von Williram, der Abt zu Ebersberg in Baiern war und 1085 starb (herausgegeben von Hoffmann, Bresl. 1827).

Die Prosadenkmäler der ersten Periode des zweiten Zeitraums, d. h. vom 12. bis zur Mitte des 13. Jahrh., sind auffallend sparsam, was aus dem Vorherrschen der Poesie in dieser Periode sich erklärt. Das bedeutendste ist des Eike von Neppichau (Nepgow) „Sach-

fen Spiegel", um 1215 — 18 in niederdeutscher Sprache abgefaßt (herausgegeben von Homeyer; 2. Aufl., Berl. 1835) und der aus ihm geflossene „Schwabenspiegel“ (herausgegeben von W. Wackernagel, Zürich 1840). Sonst ist nichts von Bedeutung vorhanden, wenn man nicht die für gewöhnlich aus dem Lateinischen übertragenen Predigten dahin rechnen will, von denen mehrere Sammlungen bekannt gemacht worden sind. Vgl. K. Roth, „Deutsche Predigten des 12. und 13. Jahrh.“ (Nuedlinb. 1839), H. Leyser, „Deutsche Predigten des 13. und 14. Jahrh.“ (Nuedlinb. 1838) und Mone, „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“ (1839). Als nach der Mitte des 13. Jahrh. der poetische Enthusiasmus verbraucht war und die praktischen Interessen des Lebens das Übergewicht bekamen, trat auch die Prosa in ihre frühern Rechte wieder ein. Dabei ist es auffallend, daß, während die äußere Form der Poesie, die Sprache, von dieser Zeit an immer ärger verwilderte, die Prosa in diesem Bezuge weniger von Verderbniß ergriffen wurde. Noch gegen die Mitte und das Ende des 15. Jahrh. findet man prosaische Werke, die im Ganzen einen vortrefflichen Satz- und Periodenbau haben, wenn auch die einzelnen Sprachformen, gleichwie in der Poesie, ausgeartet sind. Schon zu großer Selbstständigkeit gereift zeigt sich die Prosa in den Werken des Predigermönchs Berthold (s. d.) von Regensburg, der um die Mitte des 13. Jahrh. predigend den größten Theil Deutschlands durchzog und durch seine eindringlichen Vorträge große Wirkungen hervorbrachte. Von seinen vielen hinterlassenen Predigten hat nur einen Theil Chr. F. Kling (Berl. 1824) bekannt gemacht. Hieran schließen sich die Werke einiger mystischen Theologen, die zum Theil ebenfalls aus Predigten, zum Theil aus Tractaten bestehen, wie des Meister Eckart, gest. 1339, von dem nur wenige Predigten und Sprüche erhalten sind (vgl. Martensen, „Über den Mystiker Eckart“); Joh. Tauler's (s. d.), des bedeutendsten unter den Mystikern; des Heintr. Suso oder Seuffe, gest. 1365, dessen Schriften zu Augsburg 1482 (Fol.) erschienen; Otto's von Passau (1386), der eine Tugendlehre unter dem Titel „Die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron“ verfaßte; endlich Albrecht's von Eybe, gest. 1485, der ein „Ehestandsbuch“ schrieb (Mürnberg. 1472, Fol.), in welchem er sich als geschickter Erzähler zeigt. In Hinsicht der geschichtlichen prosaischen Werke dieser Periode erwähnen wir außer der „Limburger Chronik“ des Joh. Gensbein und der „Erfassischen Chronik“ des Jak. Zwinger von Königshofen (s. Deutsche Geschichte 2 u. d. e.) hier nur Christian's des Kirchenmeisters Fortsetzung der „Casus monasterii Sancti Galli“ (bei Perz in den „Monum. Germ. hist.“ Bd. 2) und Diebold Schilling's „Beschreibung des Burgundischen Kriegs“ (Bern 1743, Fol.). Gegen Ende dieses Zeitraums tritt auch der Roman ins Leben, der zunächst dadurch entstand, daß man ältere poetische Werke in Prosa auflöste. So der „Wigalois“ (1472) und „Tristan“ (1489); andere Werke dieser Art, die als Volksbücher bis auf die neueste Zeit gelangt sind, wurden aus dem Französischen übersetzt, wie die „Melusine“, „Fortunatus“, „Haimonskinder“ u. s. w. Selbstständig dagegen bildete sich ein anderes noch gangbares Volksbuch, „Lyll Eulenspiegel“ (s. d.), welches eine Sammlung drolliger Abenteuer und Schwänke, manchmal von sehr roher Art, enthält und ursprünglich niederdeutsch (um 1483) abgefaßt war. Neben diesen Romanen findet sich eine große Anzahl novellenartiger Erzählungen vor, die meist noch in Handschriften vergraben liegen; eine der gelesensten und verbreitetsten Sammlungen solcher Erzählungen waren die deutschen „Gesta Romanorum“ (s. d.), die man wahrscheinlich schon gegen Ende des 14. Jahrh. aus dem Lateinischen übertrug.

Erst durch die Reformation wurde der Grundstein zu einer classischen Prosa gelegt, und zwar durch Luther in dessen Bibelübersetzung, welche zu den größten und folgenreichsten Thaten gehört, die je auf dem Gebiete der Literatur geschehen sind. Jetzt war eine geschmeidige, erstaunlich biegsame und kräftige Schriftsprache, die sogenannte neuhochdeutsche, geschaffen, die sich über allen Dialekten hielt und somit Allen verständlich war. Die Gelehrten zwar wandten in ihren Schriften mit Vorliebe noch das Lateinische an, aber der Impuls zur Benutzung der deutschen Sprache war, besonders für Kanzelvorträge, gegeben; indeß ragt Luther auch als Kanzelredner, wie überhaupt als Prosaisch, in dieser Periode so hervor, daß ihm Keiner verglichen werden mag. Schneller folgten sich im 16. Jahrh. die Schriftproben deutscher Prosa, die besonders für mystisch-philosophisch-theosophische Betrachtungen so von Jak. Böhme (s. d.), oder für Erbauungsschriften, z. B. von J. Arndt (s. d.), oder für Chroni-

ken, besonders von Seb. Frank (f. d.) und Agidius Tschudi (f. d.), in oft sehr charakteristischer Weise angewendet wurde, während Fischart durch seine geniale humoristische Behandlung der deutschen Prosa in seiner Art einzig dasteht. Der unglückselige Dreißigjährige Krieg hemmte die Fortentwicklung der deutschen Prosa fast gänzlich, und der westfälische Friede begünstigte ebenso die Einnengerei franz. Herrsch- und Intriguensucht in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, wie die Einnengerei des franz. Ceremoniells, der franz. Moden und der franz. Sprache, wodurch, wie durch die fortdauernden Übergriffe des lateinischen in den deutschen Stil, die vaterländische Prosa zu einem widerlichen Zwittergeschöpfe ausartete. Indes schrieb schon 1663 J. G. Schottel seine „Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache“; auch zeichneten sich in der Prosa J. M. Moscherosch, Lohenstein in seinem Roman „Arminius und Thueselda“, Christoph von Grimmelshausen in seinem „Simplicissimus“, als Kanzelredner J. B. Schupp, später Spener, A. H. Francke und katholischerseits der humoristische Megerle (Abraham a Sancta Clara) vortheilhaft aus. Seit Thomasius (f. d.), zu Ende des 17. Jahrh., wurde die deutsche Prosa auch zur Behandlung rein wissenschaftlicher Gegenstände benutzt; aber diese deutsche wissenschaftliche Prosa blieb noch sehr lange steif, plump, unbeholfen, mit Fremdwörtern vermengt und ein geschmackwidriger Ausdruck einer geistlosen, citatenreichen Gelehrsamkeit, selbst nachdem Christian von Wolf (f. d.) sich das Verdienst erworben hatte, auch die philosophischen Begriffe des genialen Leibniz, der, von der Schwerfälligkeit der deutschen Prosa abgestoßen, sich gern der franz. Sprache bediente, in zwar kalter und steifer, aber wenigstens klarer und bestimmter deutscher Prosa auftreten zu lassen. So gering man auch sonst die Verdienste Gottsched's anschlagen mag, trug er doch auch wesentlich zur Reinigung des deutschen Stils bei und rief die kritischen Gegenbestrebungen der Schweizer Bodmer und Breitinger hervor, eine Reibung, welcher eine große Zahl Zeitschriften und die Kritik, die seitdem wesentlich dazu beitrug, den Gang der deutschen Literatur und namentlich der deutschen Prosa zu leiten und von allen verunstaltenden fremdartigen Elementen zu befreien, ihre Entstehung verdanken. (S. Deutsche poetische Kritik.)

Mit dieser Vielseitigkeit der Kritik wuchs auch der Kreis der Gedanken und Anschauungen, welche, um sich genau abzuzeichnen und sich selbst genug zu thun, neue Kanäle sprachlicher Fassung und Formation von selbst sich bildeten. Wie die Kritik den Gedanken, so machte die Poesie, die von der Didaktik und Lyrik zur schildernden und malenden Poesie, und von da zum Epos und weiterhin zum Drama, welches schon durch seine dialogische Form der Prosa näher liegt, fortgeschritten war, auch die stilistische Form flüssiger. Nach und nach zeichneten sich in der Geschichtschreibung Mascoe und von Bünau, als Kanzelredner Mosheim, Jerusalem und Spalding, als Satyriker Liscov und Rabener, als didaktische Prosaisten Gellert, Abbt, Moses Mendelssohn, Suizer, Zimmermann, Garve, Engel, der politisch freisinnige F. K. von Moser, G. Forster u. A. aus. Salomon Gessner führte, nicht ohne Einfluß auf die beweglichere Gestaltung des prosaischen Stils überhaupt, in seinen „Idyllen“ eine malende poetisirende Prosa ein, durch welche freilich Viele auf Abwege und zu einer nicht zu billigen Zwittergattung verführt wurden; J. J. Winkelmann begründete einen für poetische Anschauungen wohlgeeigneten Stil der Kunstkritik; Gellert in seinem „Leben der schwedischen Gräfin“, noch mehr Wieland in seinen philosophischen Romanen, ferner Hermes, Musäus, Sophie Larocque u. s. w. gründeten den Prosaстил für den Roman oder bildeten ihn weiter aus; H. W. Sturz schrieb in trefflicher Prosa seine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff“, Justus Möser in vollendeter Form seine „Patriotischen Phantasien“, auch lieferte der letztere, während Schözer als historischer Forscher in den Vordergrund trat, in seiner „Donabrückischen Geschichte“ das Muster einer Specialhistorie; zugleich schrieb Adelung, obgleich einseitig und engherzig befangen, seine dankenswerthen Schriften über deutschen Stil und deutsche Sprache, und so näherte sich die deutsche Prosa, die zur Anmuth namentlich durch Wieland, sodann durch Thümmel ausgebildet wurde, in allen streng- und schönwissenschaftlichen Richtungen der classischen Höhe, auf welcher wir sie in der folgenden Periode erblicken. Mitten durch die ange deutete Periode, die folgende vorbereitend, schreitet G. E. Lessing, das Muster des deutschen kritischen Stils, in der Prosa fein, scharf gegliedert und bei alledem ebenmäßig, indes

der kritische Vorkämpfer der folgenden Periode J. G. von Herder, insofern man seine eigenthümliche auf Erfassen des Ursprünglichen und Herausstellen der Idee aus der Combination verwandter Erscheinungen abzielende Manier als eine kritische betrachten will, auch in wissenschaftlichen Erörterungen einen warmen, blühenden, phantasie- und farbenreichen Stil anwandte, nicht ohne Einfluß der originellen Denk- und Schreibweise Hamann's. Auf die höchste Höhe classischer Harmonie und Ebenmäßigkeit erhob indes J. W. von Goethe die deutsche Prosa, welche in ihm um so mehr den Künstler bewundern läßt, da sie bei ihm ohne alle Künstelei auftritt und bei aller Kunst doch nur den Gesetzen der Natur selbst huldigt. Man kann Goethe's Prosa die allgemein menschliche nennen, da sie von aller Beimischung, aller Manier frei ist, während sie doch wieder andererseits in ihrer Spontaneität und einfachen Schönheit echt deutsch erscheint. Wie alles einfach Schöne, ist die Goethe'sche Prosa schwer nachzuahmen, fast unmöglich zu erreichen. Herder sowohl als Goethe waren auch im Stil die Antagonisten Kant's, der zuerst für reinlogische Begriffe und die tiefere philosophisch abstracte Speculation im Deutschen den entsprechenden, freilich auch der Begriffsstarrheit gemäßen kalten und tonlosen Ausdruck fand. F. von Schiller, obgleich in seinen philosophischen und ästhetischen Abhandlungen von Kant'schen Principien ausgehend, läßt in seiner Prosa doch überall seine poetische Herzenswärme durchblicken, von der er sich sogar in seinen jugendlichen Prosawerken zum Theil zu weit hinreißen ließ und die er selbst in seinen historischen Schriften nicht verleugnen kann, während Johannes von Müller, nicht ohne von Tacitus und dem Chronikenstil inluirt zu sein, eine historische Schreibweise ausbildete, welche zwar zuweilen gezwungen, dabei aber markig, kurz, präcis und Vieles mit wenigen Worten malend erscheint. Der humoristische Stil wurde, nachdem ihn Lichtenberg, Matth. Claudius und Hippel in einzelnen Richtungen cultivirt, besonders von Jean Paul F. Richter, zwar mit glänzenden Zwischenlagen, doch nicht immer gerade geschmackvollen und gesuchten Wendungen, in die Tiefe gebaut.

Neben diesen Koryphäen der classischen Periode der deutschen Prosa und nach ihnen häufen sich die Namen dergestalt, daß wir hier auch auf die kürzeste Charakteristik der einzelnen Prosafisten verzichten müssen. In der Kanzelberedtsamkeit zeichneten sich aus Zollikofer, Sturm, Reinhard, Sack, Hanstein, Ribbeck, Schleiermacher, Niemeier, Ammon, Marejoll, Dräseke, Krummacher, Tischriner, Schuderoff, Schmalz und viele Andere. Dagegen hat sich die politische und gerichtliche Beredtsamkeit, besonders letztere, nicht in dem Maße in Deutschland entwickelt können, wie in den freisinniger organisirten und in allen menschlichen Hauptangelegenheiten mehr auf das Princip von Öffentlichkeit basirten Staaten Frankreich, Belgien und namentlich England; daß es in Deutschland jedoch nicht an rednerischen Fähigkeiten sondern nur an dem Terrain fehlt, sie ausbilden zu können, dafür zeugen manche in den frühern bairischen, dann in den badischen und zuletzt noch in den sächsischen Kammern gehaltenen Reden. Zu den politischen Reden und zwar zu den vortrefflichsten und von der außerordentlichsten Wirkung begleiteten, kann man Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ rechnen. Meist in lat. Sprache, noch ein Überbleibsel alter pedantischer Gewohnheit, von welcher der Deutsche überhaupt so schwer läßt, werden die Schulreden und die akademischen durch eine Feierlichkeit oder Festlichkeit veranlaßten Reden gehalten; doch ist noch neulich F. von Raumer, der speciell auf die Verunstaltungen, welche die deutsche Sprache selbst in Ministerialbefehlen erleben mußte, aufmerksam machte, mit einem nachahmungswerthen Beispiel, einer in deutscher Sprache gehaltenen akademischen Festrede, vorangegangen. Als Stilist im politischen Genre zeichnete sich namentlich Gutz aus. Der geschichtliche Stil wurde seit J. von Müller, besonders von dessen Biographen Woltmann, in weniger leichter, aber auch ernsterer und strengerer Weise von Remer, Eichhorn, Posselt, Schlosser, Pölig, von Kottick, Leo, Niebuhr, Heeren, K. A. Menzel, Luden, Raumer, Hormayr, Nanke, Wachsmuth u. s. w., in populärer Weise von Becker, W. Menzel u. s. w. angebaut. Meist überwiegt indes die Schwere des Stoffs und die Tiefe der Forschung, wie die geistvolle Combination die Anmuth der Form; namentlich kann man nicht sagen, daß bisher eine nationale geschichtliche Prosa gefunden sei, welche der Wissenschaft, dem Geiste der Nation und dem Gesetze der Schönheit zugleich genug thäte. Die Extreme sind eine zu blühende und eine zu trockene Darstellung. Der biographische, auto-

biographische und memoirenartige Stil ist besonders in jüngster Zeit trefflich angebaut worden, in kräftiger echtdeutscher Schreibweise von E. M. Arndt, in Goethisirender von Wanhagen von Ense, Carus, Steffens, Lang, Gagern, u. s. w. Im literargeschichtlichen Stil ist seit Goethe und Schiller viel Gutes geleistet worden, so von F. von Schlegel, A. W. von Schlegel, besonders in dessen „Vorlesungen über die dramatische Kunst“, die mit großer Eleganz geschrieben sind, von Bachler, der sich durch charakteristische Prägnanz auszeichnet u. s. w. Die philosophische Sprache erweiterte sich mit jedem neuen System, so besonders durch Fichte, Schelling, der auch in einzelnen Abhandlungen (z. B. in der „Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst“) den ästhetischen Sinn durch einen kunstschönen Stil zu befriedigen weiß, F. H. Jacobi, Steffens, Hegel, der, bei aller Fähigkeit, abstracte Begriffe zu erschöpfen, durch Weitschweifigkeit und Verworrenheit der Periode, wie übermäßige Anwendung fremdländischer Ausdrücke und Terminologien, besonders in seinen stricten Anhängern viel zur Verunstaltung der deutschen Prosa beitrug, Herbart u. s. w. Einzelnen stehen der sprachgewaltige Görres, ferner A. von Humboldt in seinen blühend geschriebenen „Ansichten der Natur“ und K. Ritter in seiner weisen Behandlung der Prosa bei Erörterung streng wissenschaftlicher Fragen. Ferner sind als gute Prosaisker zu nennen Voß, W. von Humboldt, Fernow, Wolf, L. von Buch, Feuerbach, Zacharia, Solger, Griepenkerl, Hotho, Grimm, Hillebrand, Passavant, Numohr, Gans, Rosenkranz und viele Andere, zum Theil in der mehr ästhetisirend philosophischen oder literarhistorischen Richtung, zum Theil in der Behandlung streng wissenschaftlicher Gegenstände. Ohne daß man der Mehrzahl unter ihnen das Verdienst einer classischen Prosa nachrühmen darf, ist doch ihr Streben, wissenschaftliche Tiefe mit klarer Darstellung zu verbinden, in Deutschland schon sehr beachtenswerth. Auch in stilistischer Hinsicht bilden in Deutschland, zum Theil als Ersatz für die Memoirenliteratur, die Briefe berühmter Schriftsteller und Dichter eine interessante Specialliteratur, so besonders die von Winckelmann, Lessing, F. H. Jacobi, Herder, G. Forster, F. von Müller, Jean Paul, Goethe, Schiller, F. von Meyern u. s. w. In diesen Briefen wird die Prosa mehr oder weniger persönlich und individuell und entwindet sich der künstlichen Verpuppung, der sie nicht selten in den Werken derselben Autoren häufig unterliegt.

Die novellistische und dem productiven Genre angehörige Prosa, schon darum beherzigenswerth, weil sich in ihr die Sprache im Allgemeinen anmuthiger und von pedantischem Zwange und fremdländischen Zuthaten freier darstellt, als in dem reinwissenschaftlichen Gebiete, wurde besonders ausgebildet von F. H. Jacobi, F. Jacobs, E. Wagner, F. Rochlig, Contessa, F. Kind; dann von den Anhängern der romantischen Schule L. Tieck, Wackenroder, Hardenberg (Novalis), A. von Arnim, H. von Kleist, Clemens Brentano, Hoffmann, J. von Eichendorff, Häring (Wilibald Aleris), Chamisso, Fouqué, H. Steffens; ferner von Fscholke, A. Hagen, in originellerer Weise von L. Schefer, endlich von Zimmermann, Mörike, Schücking, und in neuester Zeit von einer sehr großen Zahl Anderer, die noch auf dem Register der Tagesliteratur stehen. Ein eigenes poetisirend kritisches, politisirend ästhetisches, social-polemisches und besonders die Form des Wiges liebendes Genre der Prosa, dem es zum Theil nicht an dichterischer Färbung fehlt, bezeichnen die Vorgänger des sogenannten Jungen Deutschlands, H. Heine, W. Menzel, L. Börne, die Persönlichkeiten des Jungen Deutschlands: Mundt, Laube, Wienberg, Guckow, die mit ihnen näher oder entfernter zusammenhängenden: Kühne, Willkomm, Dingelstedt, Marggraff, A. Jung, L. Wihl, Schlesinger, Walesrode, Marlow (Wolfram), und zum Theil nach Heine's genialem Vorgange, die vielen Reiseschriftsteller: Pückler-Muskau, Gräfin Hahn-Hahn, Kornfeger (Siebert) u. s. w. Ferner sind zu nennen die in Stil und Tendenz die Parteigängerschaft der „Deutschen Jahrbücher“ bildenden Schriftsteller Ruge, B. Bauer, L. Buhl, Feuerbach, Prutz u. s. w., die originell schreibende Bettina (Frau von Arnim), die skizzirende Rahel, der Humorist Nises (Kehner), die anonymen Verfasser der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, wie des „Cancan eines deutschen Edelmanns“, die sich auch in stilistischer Hinsicht originell ausgebildet haben. Nach der mehr productiven und novellistischen Seite hin hat somit die deutsche Prosa eine große Beweglichkeit, Zierlichkeit und Eleganz erlangt, obschon hier und da die Beweglichkeit in einen zu süßlichen Tanzschritt, die Zierlichkeit in oberflächliche Glätte

die Eleganz in zu weitgetriebenen Mißbrauch mit fremdländischen Worten und Phrasen ausartet. Selbst in Schriften, die, wie Mundt's sonst gut geschriebene „Kunst der deutschen Prosa“, gegen diesen Mißbrauch eifern, hat die Bequemlichkeit des Verfassers einen übermäßigen Vorrath fremdländischer Phrasen aufgehäuft. Gegen diesen mehr conversationellen Ton sticht die Schwerfälligkeit, womit sonst sehr anerkennenswerthe Werke, wie die literarhistorischen Werke von Gerwinus und Rinne geschrieben sind, um so auffallender ab. Nirgend herrscht in der Prosa mehr Buntheit und gegensätzliche Spaltung als in der deutschen, nirgend ein solcher Wechsel zwischen Goethisirter Einfachheit und Jeanpaulisirter Überhäufung und Zusammenge-setztheit, nirgend ein solcher Abstand zwischen schwerfälliger Tiefe, ja selbst Unbeholfenheit und oberflächlichster Eleganz, selbst gänzlich unstilistischer Leichtfertigkeit, nirgend eine solche Entfernung zwischen der Prosa, welche den Gebildeten genießbar, und derjenigen, die dem Volke verständlich ist, wie zwischen den Werken, die bei wenigem oder oberflächlichem Inhalt viel Form, und denen, die wenig Form bei vielem und gutem Inhalt haben. Nichts ist in der deutschen Prosa typisch, Alles vielmehr der persönlichen Beliebigkeit anheimgegeben. Diese Mannichsältigkeit an sich, ein interessantes Schauspiel, beweist aber auch, daß dem deutschen Geiste eine nationale, alle Formen durchdringende Grundfärbung nicht eigen ist.

Deutsches Recht nennt man zunächst das in Deutschland entstandene Recht, im Gegensatz zu dem daselbst eingebürgerten fremden Rechte, dann das in ganz Deutschland geltende Recht im Gegensatz zu dem einheimischen Particularrecht, und endlich in einer engeren, aber der gewöhnlichsten Bedeutung das einheimische Privatrecht. Die erste Kunde von dem Rechte der alten Deutschen erhalten wir durch die Römer, insbesondere durch die „Germania“ des Tacitus. Mag derselbe in einzelnen Fällen die Rechtszustände damaliger Zeit in Deutschland idealisirt und seinen Römern als Spiegel hingestellt haben, so hat doch die genauere Erforschung Dessen, was einheimische Rechtsquellen späterer Zeit über deutsches Rechtsleben enthalten, gezeigt, wie richtig und treu Tacitus im Ganzen jene Rechtszustände aufgefaßt habe. Einheimische Quellen über deutsches Recht haben wir erst ungefähr seit dem 6. Jahrh. in den sogenannten Volksrechten der verschiedenen damaligen Hauptstämme, der Franken, Alemannen, Baiern u. s. w., sowie in den Capitularien der fränkischen Könige. Die erstern entstanden zumeist durch Aufzeichnung des schon vorhandenen Volksrechts unter Auctorität der Fürsten der einzelnen Völkerstämme, und es haben dieselben keineswegs bloß das Privatrecht zum Gegenstand. Namentlich unter Karl dem Großen wurden die Volksrechte umgearbeitet, und von ihm rühren auch die meisten Capitularien her, die in der Eigenschaft von Gesetzen theils für das ganze Reich, theils auch nur für einzelne Länder, z. B. für Sachsen, erlassen wurden und sich viel mit Verwaltungs- und Kirchensachen beschäftigen. Die Hauptgegenstände des damaligen Privatrechts waren das Familienrecht und das des Grundeigenthums. In dem Zeitraume zwischen den Karolingern und den Hohenstaufen gestaltete sich das Recht im Volke vielfältig um; doch wissen wir darüber, aus Mangel an Quellen, nichts Genaueres. Dagegen tritt uns am Ende des 12. Jahrh. das im Stillen gebildete Recht in verschiedenen Formen und Quellen deutlich entgegen. Hierher gehören, außer den Reichsgesetzen, vorzüglich die Rechtsbücher des Mittelalters, an deren Spitze der *Sachsenspiegel* (s. d.) steht. Diese, an sich nur Privatarbeiten, umfaßten zumeist das gesammte Recht jener Zeit und erlangten eine weithin sich erstreckende Gültigkeit. Auch die *Stadtrechte* (s. d.) vieler Städte, z. B. Freiburgs, Magdeburgs, Lübeck's, die zunächst nur das Recht einer Stadt festsetzten, erhielten oft eine weithin wirkende Bedeutung, indem sie sogenannte Mutterrechte für andere Städte wurden. Selbst die Genossenschaften des platten Landes zeichneten, wenn schon meist erst später, ihr Recht auf, das zunächst nur von reinörtlicher Bedeutung war, zuweilen aber auch gemeingültige Sätze enthielt; diese Quellen nennt man jetzt gewöhnlich *Weisthümer* (s. d.). Mag es auch somit viel örtliches Recht gegeben haben und das Vorhandensein von Stammesrechten, namentlich sächsischem und fränkischem, sich nicht leugnen lassen, so hat man doch sehr mit Unrecht das Dasein eines gemeinen deutschen Rechts für jene Zeit bezweifelt, da man im Gegentheil behaupten kann, daß dieselbe die Glanzperiode des reindeutschen Rechts gewesen. Denn was man auch über die vom Ausgange des Mittelalters durch Gewohnheits- und Juristenrecht erfolgte Aufnahme des fremden röm. Rechts für Ansichten haben

mag, so kann es doch nicht in Abrede gestellt werden, daß durch dieselbe nicht nur eine Zeit der Rechtsverwirrung und Unsicherheit, sondern auch die der Verkümmern und Unterdrückung des einheimischen Rechts herbeigeführt wurde, obschon es nicht gelang, das röm. Recht in Deutschland sowie vormals in der röm. Monarchie anzuwenden.

Für das gegenwärtig gültige deutsche Recht erscheinen die gedachten Quellen der frühern Zeit nur als mittelbare oder Hilfsquellen, und Dasselbe gilt auch hinsichtlich der Particularrechte der einzelnen deutschen Staaten und Provinzen. Sonach bleiben für das deutsche Recht nur die noch anwendbaren Reichsgesetze (s. d.) nebst denen des Deutschen Bundes, so weit sie hier einschlagen, das allgemeine Gewohnheitsrecht (s. d.) und das Juristenrecht (s. d.) unmittelbare Rechtsquellen, welches letztere der verschiedenartigen theoretischen und praktischen Thätigkeit der Juristen sein Dasein verdankt und in neuester Zeit immer mehr zu dem ihm mit Recht zukommenden Ansehen als Quelle des deutschen Rechts gelangt. Mag auch das deutsche Recht, bei der vorliegenden Beschaffenheit seiner Quellen, mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben als ein anderes Recht, welches in einem vollständigen Gesetzbuche niedergelegt ist, so darf man doch nicht verkennen, daß seit einigen Decennien das deutsche Recht durch seine wissenschaftliche Ausbildung eine von den Praktikern nicht mehr zu übersehende Bedeutung erlangt hat. Es wird nöthig, dasselbe mehr als es zeither geschehen in seiner Stellung zum röm. Rechte aufzufassen, sodas der in neuerer Zeit wenig beachtete Begriff eines gemeinen, d. h. aus dem fremden und einheimischen Rechte construirten Rechts wieder lebendiger hervortritt. Da nach der Aufnahme des röm. Rechts unverkennbar ein großer Theil der Privatrechtsverhältnisse nach diesem beurtheilt wird, so liegt es auf der Hand, daß für diese Lehren deutsches Recht nicht zur Anwendung kommen kann. Somit hat sich das deutsche Recht als Theil des gemeinen zunächst auf die Lehren zu beschränken, welche dem röm. Rechte fremd und doch in Deutschland gültig sind, wie Reallasten, Erbverträge u. s. w. Eine fernerweite Aufgabe desselben ist es, die Modificationen, die die meisten Lehren des röm. Rechts in Deutschland erfahren haben, auf wissenschaftlichem Wege nachzuweisen und zu begründen; denn sehr oft besteht gerade in Dem, was die Romanisten als uncivilistischen Auswuchs eines Instituts verwerfen, das lebenskräftigste deutsche Recht, welches sich in der Praxis unter dem falschen Deckmantel des röm. Rechts erhielt. Immer mehr arbeitet sich aber das einheimische Recht aus der Untermwürfigkeit unter das fremde hervor, sodas die Versuche, deutsche Institute nur unter röm. Form gelten zu lassen und nur von dem röm. Gesichtspunkte aus aufzufassen, immer seltener werden. Das deutsche Recht, dessen Dasein wirklich erwiesen ist, geht anerkannt dem fremden vor; aber beides auch in seiner Verbindung als gemeinsames Recht hat in Deutschland nur subsidiaire Geltung, sodas die Landesrechte u. s. w. ihm vorgehen. Unter manchen veralteten Eintheilungen des deutschen Rechts ist nur die in allgemeines und besonderes der Beachtung werth; unter jenem versteht man nämlich Das, was für Alle ohne Rücksicht auf ständische Verschiedenheit gilt, unter diesem Das, was nur auf einzelne Stände, z. B. den Adel, Anwendung findet. Dasselbe verliert sich aber in der neuern Zeit immer mehr. Die bekanntesten Lehrbücher des deutschen Rechts sind von F. Karl Eichhorn (s. d.), Rittermaier (s. d.) und Maurenbrecher. Andere berühmte Forscher und Lehrer des deutschen Rechts sind Wilda (s. d.), Reyscher, Albrecht (s. d.) und Weiske, von denen die beiden erstern die „Zeitschrift für deutsche Rechtswissenschaft“ (7 Bde., 2 Pz. 1839—42) begründeten, die namentlich in dem Sinne ein Organ entschiedenen Fortschritts wurde, als sie die selbständige Entwicklung echt deutscher Rechtsinstitute, deren richtige Erkenntniß bisher durch Einmischung römischer rechtlicher Grundsätze getrübt ward, zu verfolgen sich bemühte. Eine neue „Zeitschrift für volksthümliches Recht und nationale Gesetzgebung“ begründete G. Eberty (Halle 1844).

Deutsches Reich, s. Deutschland.

Deutsche Reiter nannte man die im 16. Jahrh. bei den Deutschen und den Niederländern aus den Schützen zu Pferde gebildete leichte Reiterei. Sie waren mit Brustharnisch und Pickelhaube bekleidet und führten ein Feuerrohr mit Nadschloß, zwei Pistolen und einen Reiterdegen. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege erfuhren auch sie eine Umgestaltung.

Deutsche Ritter, Deutscher Orden, auch Deutsche Herren nannte sich der

zur Zeit der Kreuzzüge entstandene dritte christliche Ritterorden. Nachdem schon ums J. 1128 ein Deutscher in Jerusalem, tief gerührt von dem Glende so mancher erkrankter und hilfloser deutschen Pilgrime, ein Hospital nebst Bethaus für dieselben gegründet und sehr bald andere Deutsche zur Wartung und Pflege ihrer Kranken sich mit ihm vereinigt hatten, traten 1190 während der an Leiden und Mühseligkeiten so reichen Belagerung von Akko einige Bürger aus Bremen und Lübeck, die unter dem Grafen Adolf von Holstein nach dem heiligen Lande gezogen waren, mit den Brüdern des Hospitals in der Absicht zusammen, nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer einen Ritterorden mit dem doppelten Zwecke der Pflege und Wartung erkrankter armer Pilgrime und der Vertheidigung des heiligen Landes durch Kampf und Schwert zu gründen. Der Plan erhielt den Beifall des Herzogs Friedrich von Schwaben, der alsbald die Stiftung des Ordens beschloß, welcher auch schon das Jahr darauf die Bestätigung des Papsts Clemens' III. und Kaiser Heinrich's VI. erlangte. Akko wurde, nachdem es erobert, die erste Heimat des Ordens; zugleich erhielt derselbe durch päpstliche Bestätigung gleiche Rechte mit den Templern und Johannitern; seine Mitglieder sollten einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze als Ordenskleid tragen und sich Brüder des Hospitals der Deutschen nennen und nur Männer deutscher Geburt von freiem, edlem Stamme in denselben aufgenommen werden dürfen. Seiner doppelten Bestimmung nach hatte der Orden zwei Classen von Mitgliedern, Ritter und barmherzige Brüder, zu denen erst nach etwa dreißig Jahren zur Beforgung des Gottesdienstes auch Priester hinzugefügt wurden. Erst später, ums J. 1221, kamen noch, ähnlich den Frères servants d'armes bei den beiden andern Orden, die sogenannten Halbbrüder hinzu, die, aus nichtadeligem Geschlechte gewählt, zum Theil in ihren weltlichen Verhältnissen fortleben durften. Der erste Ordensmeister des Deutschen Ordens war Heinrich Walpot von Bassenheim, ein Ritter aus den Rheinlanden gebürtig. Zwar befestigte unter ihm und seinen beiden nächsten Nachfolgern, Otto von Kerpen und Hermann Barth, der Orden sich schon zusehend, aber mächtig und einflußreich wurde derselbe erst unter dem vierten Ordensmeister Hermann von Salza (s. d.). Dieser, durch das Vertrauen des Papsts und des Kaisers Friedrich's II. gleich sehr geehrt und von dem Letztern für sich und seine Nachfolger im Meisteramte zum Reichsfürsten erhoben, wußte dem Orden allenthalben großes Ansehen und Gewicht zu verschaffen und den Reichthum seines Einkommens sowie den Umfang seiner Besitzungen so bedeutend zu machen, daß die Letztern bald über ganz Deutschland bis nach Ungarn, Italien und Sicilien sich erstreckten. Er war es auch, an den der Herzog Konrad von Masovien sich mit der Bitte um Hilfe gegen die heidnischen Preußen wendete. Auf Vertrieß des Papsts und nach erhaltener Zusicherung eines bestimmten Landstrichs, des Kulmerlands, als Wohnplatzes des Ordens, sendete Hermann von Salza dem Herzoge den Landmeister Hermann Balk mit einer Anzahl Ordensritter und Knappen, die 1230 den merkwürdigen, blutigen Kampf gegen die Urbewohner Preußens begannen, der, nachdem sie sich 1237 mit dem Orden der Schwertbrüder (s. d.) in Liefland vereinigt hatten, 1283 mit der Befestigung und Bekehrung der Preußen endigte. Hierauf begann der Orden 1284 den Krieg mit Lithauen, der sich länger als ein Jahrhundert hinzog. In dieser Zeit waren die berühmtesten Großmeister Meinhard von Quedfurt, welchem unter andern das Land Preußen die Eindämmung der Weichsel und Rogat verdankt, Siegfried von Feuchtwangen, der 1309 die Regierung des Ordens nach Marienburg verlegte, und Heinrich von Kniprode, der am längsten und glücklichsten regierte (1351—82) und in der Schlacht bei Rudau 1370 die Lithauer besiegte und zum Frieden zwang. Er zog gelehrte Männer aus Deutschland an seinen Hof, ließ durch sie die Ordensbrüder unterrichten und stiftete in jedem Dorfe von 60 Bauern eine Schule und zu Marienburg und Königsberg gelehrte Schulen; auch gründete er einen im Auslande berühmten Gerichtshof und beförderte Handel und Gewerbe. Unter seiner und seines Nachfolgers Regierung hatte der Orden den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht. Seine Besitzungen erstreckten sich von der Oder bis zum Finnischen Meerbusen, und seine Einkünfte wurden auf 800000 Mark berechnet. Bald nach dieser Zeit begann der Verfall des Ordens, der besonders durch die Schlacht bei Tannenberg im J. 1410 gegen die Polen, in welcher 40000 Ordensritter fielen, noch mehr aber durch Schwelgerei, Verschwendung und die im Orden entstandenen Parteiungen und Zwistigkeiten beschleunigt wurde. Der Adel

und die Städte des Landes benutzten die dadurch entstandene Schwäche der Regierung, um sich der immer drückender gewordenen Herrschaft des Ordens zu entziehen, und unterwarfen sich dem Schutze Kasimir's II. von Polen, in Folge dessen ein dreizehnjähriger verheerender und blutiggrausamer Krieg (1454—66) entstand, welcher damit endigte, daß der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen im Frieden zu Messau Westpreußen an Polen abtreten und Polens Lehenshoheit anerkennen mußte. Um durch die Familienverbindungen dem Orden Hilfe gegen Polen zu verschaffen, wählten nun die Ritter deutsche Fürsten zu Hochmeistern. So wurde 1511 Albrecht von Brandenburg gewählt, der nach einem unglücklichen Kriege mit König Sigismund von Polen 1525 das Ordensland Preußen in ein von Polen lehnbares und in seiner Familie erbliches Herzogthum verwandelte. Seit 1527 hatte der Hochmeister seinen Hauptsitz zu Mergentheim in Schwaben und war geistlicher Reichsfürst. Die elf Balleien aber, Provinzen des Ordens, unter denen Mergentheim mit 32000 E. auf 10 QM. die bedeutendste war, hatten einen Gesamtflächeninhalt von 40 QM. mit 88000 E., waren in Commthureien abgetheilt, denen ein Landcommthur vorstand, lager aber in verschiedenen Ländern zerstreut. Durch den presburger Frieden erhielt 1805 der Kaiser von Osterreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Großmeisters des Deutschen Ordens. Obschon nun derselbe im Kriege mit Napoleon am 24. Apr. 1809 zu Regensburg aufgehoben wurde und dessen Güter den Fürsten anheimfielen, in denen dieselben lagen, so führt doch noch gegenwärtig der Erzherzog Maximilian von Osterreich, geb. 1782, den Titel als Großmeister des Deutschen Ordens im Kaiserthume Osterreich, der nach dem Tode des Erzherzogs Anton, gest. am 2. Apr. 1835, vom Kaiser ihm verliehen wurde. Vgl. Voigt, „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens“ (9 Bde., Königsb. 1827—39).

Deutsches Schloß, s. Radtschloß.

Deutsche Sprache. Die deutsche Sprache ist ein Zweig des alten german. Sprachstamms, der sich in drei Zweige, den deutschen Hauptzweig, den nordischen oder skandinav. und den angelsächs. oder engl. Zweig theilte. Sie zerfiel schon im Alterthum in zwei Mundarten, die süd- und nord- oder ober- und niederdeutsche, die sich wieder in mehre Provinzialmundarten auflösten. Denn so sehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und grammatischen Formen dieser beiden Mundarten voneinander abweichen, so geben sich doch alle als einer Wurzel entwachsen zu erkennen. Gewöhnlich denkt man indes, wenn man ohne weitem Zusatz von der deutschen Sprache redet, bloß an das Hochdeutsche, die allgemeine Schriftsprache, welcher sich die Sprache der gebildeten Stände Deutschlands hier mehr, dort minder fern von den Anklängen und Eigenheiten der Provinzialmundart nähert. Die Frage, wo das reinste Deutsch gesprochen werde, läßt sich daher, ohne einseitig zu urtheilen, nicht in der Art beantworten, daß man das Gebiet desselben auf eine Gegend beschränkt, wie es z. B. Adelung that, nach dessen Ansicht das Hochdeutsche bloß die obersächsische oder vielmehr meißnische Mundart ist. In Berücksichtigung der Bildungsgeschichte der deutschen Schriftsprache versteht man darunter die geläuterte Sprache des Oberdeutschen, wie seit Luther die vorzüglichsten Schriftsteller dieselbe aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch sie auch Eingang in die feinen Gesellschaften aller deutscher Länder fand. Mit Recht setzt man daher dem Niederdeutschen nicht das Hochdeutsche sondern das Oberdeutsche entgegen, da die hochdeutsche Sprache keine Mundart eines einzigen Volks der Deutschen ist. Am wenigsten frei von landschaftlichen Eigenheiten ist die deutsche Sprache, selbst der Gebildeten, im südlichen Deutschland, zumal in den südlichsten Gegenden, in den Vorbergen der Alpen und Karpaten, und in den nördlichen und nordöstlichen Flachländern. In Oberschwaben, Oberbaiern und Osterreich ist sie rauher in den Grundlauten, reicher an Zischlauten; im westlichen Westfalen, am Niederrhein, in Mecklenburg und Pommern verschwimmt sie in breitem Grundlauten und matter Weichheit, welche Verschiedenheiten größtentheils in dem Einflusse des Klima auf die Sprachwerkzeuge begründet sind. Freier von jenen Eigenheiten und geläuteter ist das Hochdeutsch im mittlern Deutschland, besonders in Obersachsen, wo es jedoch, dem Riesengebirge sich nähernd, theils rauher, theils singend, und nach den brandenburgischen Niederungen hin wieder weich und matt wird; noch reiner im südlichen Niedersachsen, in Hannover, Braunschweig und Göttingen. Außer Deutschlands Gren-

zen wird es unter den Abkömmlingen deutscher Ansiedler in Kurland und Liefland am reinsten gesprochen, weil hier eine landschaftliche Volkssprache keinen nachtheiligen Einfluß übte.

Über den Ursprung der deutschen Sprache läßt sich mit Sicherheit so viel behaupten, daß sie in Wurzeln und grammatischen Formen auf das innigste mit dem ind. Sanskrit, dem pers. Zend, mit dem Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altflawischen und Gothischen verwandt ist, wie dies Jak. Grimm, Graff und Bopp am genauesten nachgewiesen und erörtert haben. Bopp sagt, indem er das Griechische und das Deutsche vergleicht: „Die Untersuchung der beiden Sprachen ergibt gemeinsamen Ursprung, und in der Kindheit der teutonischen sogar sanftere Anlagen. Die älteste Sage lehrt, daß die altgriech. Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienste des Bacchus und der begeisternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfangen; und die Geschichte zeigt uns in diesem thrakischen oder, wie man später es nannte, scythischen Nordlande ein deutsches Geschlecht, Gothen am Schwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtausend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Ähnlichkeit mit der griechischen behaupteten. Die südliche Schwester gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit zur höchsten Ausbildung, die nördliche sank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt sie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermischten, kraftvollen und aus innerm Triebe sich bildenden und veredelnden Stammsprache, die unter den Bastardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechischen wetteifern darf.“ Daß die deutsche Sprache eine unvermischte Stammsprache sei, d. h. eine solche, die nicht aus einer wesentlichen Vermischung mit andern Sprachen entstanden ist, erhellt aus der Vergleichung mit diesen und auch aus der besondern Eigenschaft, daß in jedem Worte die Stammsylbe stets den Hauptton hat, die Nebensylben aber entweder ganz tonlos oder doch schwächer betont sind. Leider ist uns aber aus dem ältesten Zeitraum der deutschen Sprache nur Wenig übrig, nur einzelne Wörter und noch dazu meist Eigennamen; jedoch auch dies Wenige reicht hin, uns zu überzeugen, daß sie schon damals alle die Wurzeln hatte, aus welchen sie gegenwärtig besteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutschen angemessene Art. Pomponius Mela sagt, daß ein röm. Mund diese Wörter kaum aussprechen könne, und Nazarius im 4. Jahrh. versichert, der Klang derselben errege Schauer, was Adelnung veranlaßte, auf gehäufte harte Consonanten, starke Hauchlaute, tiefe Vocale und Doppellaute zu schließen. Doch ist den Zeugnissen der damals schon sehr verweichlichten Griechen und Römer kein unbedingter Glaube beizumessen. Sie nannten die deutsche Sprache rauh und barbarisch, vielleicht nur, weil sie ihnen fremd war, und daß die Anhäufung von Mitlauten eine Sprache nicht notwendig rauh mache, zeigt die poln. Sprache, deren Consonantenmenge uns schreckt, und die dennoch in dem Munde Gebildeter sehr wohlklingend ist. Übrigens mochte wol das Altdeutsche reicher sein in Bezeichnung sinnlicher als nicht-sinnlicher Gegenstände, in deren Gebiet sich der Sohn des Waldes nicht verstieg.

Bei den mit den Skandinaviern häufig verwechselten Gothen, die sich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die nach ihrem Wohnsitz in Mösien, der heutigen Walachei, Mösogothen hießen, zeigt sich, wahrscheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh., die erste Spur deutscher Schrift und Literatur. Ulfila (s. d.), ein vornehmer Gothe, der seine Landsleute der christlichen Religion zuführte, suchte gegen 380 die Schreibkunst einzuführen und übersetzte, als er Bischof geworden war, die Bibel. Die Morgenröthe der eigentlichen deutschen Literatur, und somit auch der deutschen Sprachbildung, bricht jedoch erst im 8. Jahrh., mit der Zeit Karl des Großen, an. Was bis auf diese Zeit erschien, waren meist slavische Übersetzungen aus dem Kirchenlatein, die nicht nur die lat. Constructionen, sondern sogar die Beugung der Wörter nachformten; die herrschende Mundart aber war die oberdeutsche oder althochdeutsche. Indessen fallen doch schon in diese Zeit einzelne Lieder, durch welche die Sprache eine poetische Bildung erhielt. Karl der Große, mit dem der sogenannte fränkische Zeitraum, 768—1136, beginnt, legte den Monarchen und Bänden deutsche Namen bei, dachte selbst auf die Abfassung einer deutschen Sprachlehre und that alles Mögliche, um Sprache, Poesie und Wissenschaft zu befördern. Indes

gingen die Fortschritte nur langsam und zeigten sich erst unter seinen Nachfolgern bedeutender. (S. Deutsche Literatur.) Nur allmähigen Fortschritt machte die Bildung der Sprache auch in der Zeit der sächs. Könige, 912—1024, unter denen besonders *Notker* (s. d.) sich um dieselbe verdient machte. Da aber unter allen Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit kein so hervorragender Geist war, daß er für die Übrigen gesetzgebend geworden wäre, so kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an ihren Werken oft noch Mangel an Gleichförmigkeit in Ansehung der Beugungen und Endungen der Wörter. Ebenso ging es unter den fränk. Kaisern, 1024—1136; doch verkündete bereits das Lobgedicht eines Angenannten auf den 1075 verstorbenen Erzbischof zu Köln, *Anno* (s. d.), in Poesie und Sprache die Nähe eines schönern Zeitalters, welches unter den schwäb. Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause aufblühte und den schwäb. Zeitraum der Minnesänger umfaßt. Merkwürdig ist die Veränderung, welche jetzt in Hinsicht der Schriftsprache erfolgte, indem die fränkische Mundart, die bis daher geherrscht hatte, von der alemannischen oder schwäbischen verdrängt wurde. Das schwäbische Deutsch oder Mittelhochdeutsch, gleich anfangs ausgezeichnet durch Reichthum und Bildsamkeit, vervollkommnete sich alsbald nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Nach und nach verlor indeß die schwäb. Mundart ihr Ansehen in Deutschland, und beinahe alle deutsche Mundarten traten in gleiche Rechte. Nicht wenig würde die freie Bildung der Sprache durch die Zunft der Meistersänger gefördert. Ohne indeß den Werth der Leistungen des *Hans Sachs* (s. d.) zu verkennen, muß man doch sagen, daß die Sprache auch von dieser Sängerschule keinen wesentlichen Gewinn hatte, denn weder der Reichthum noch der Nachdruck derselben wurden befördert; höchstens gewann durch sie die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies sollte verloren gehen; denn da den Laien verboten war, die Bibel deutsch zu lesen, da man, um predigen und Proceße führen zu können, seine Kraft einer fremden todtten Sprache widmen mußte, so verwilderte mehr und mehr die bildsame Muttersprache.

Diese Verwilderung hemmte mit Macht *Luther* (s. d.), indem er, wie *Bosj* sagt, voll des begeisterten Entschlusses, daß sein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfachheit und Würde vernehmen solle, die neuverdeutschte Bibel in jeder Ausgabe, von 1518—45, sorgfältig besserte und aus dem Gemeinern zum Edlern, aus zufälliger Anreihung zu geordnetem Schwunge der Beredsamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutsche Sprache zur Geseg., Geschäfts- und später durch *Chr. von Wolf* auch zur wissenschaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neuen Sprachbaues, folgten nach Zwischenräumen der Vernachlässigung die fortbildenden Väter, und zwar zunächst der männliche *Opiz*; dann der feurige *Lohenstein*, der in „*Arminius und Thunelba*“ einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete, und endlich der gesellige *Hagedorn*, der die in Studirstuben etwas ersteifte Sprache für die zarteren Töne der Froherzigkeit und der Lebensweisheit zu schmeidigen verstand. Aus Eifer für die deutsche Sprache traten im 17. Jahrh. auch mehre Gesellschaften zusammen; so der *Palmenorden* oder die *Fruchtbringende Gesellschaft* zu *Weimar* (1617), die *Aufrichtige Lannengesellschaft* zu *Strasburg* (1617), die *Deutschgesinnte Genossenschaft* zu *Hamburg* (1646), der *Blumenorden* der *Schäfer* an der *Pegnitz* zu *Nürnberg* (1644), der *Schwanenorden* an der *Elbe* (1660) und die *Deutsche Gesellschaft* zu *Leipzig* (1697). Der Zweck des *Palmenordens*, wie ihn der *Gesichtsschreiber* desselben, *G. Neumark*, angibt, „die Muttersprache in ihre uralte angeborne Reineigkeit und Zierde wieder einzuführen, sie von dem fremden, drückenden Sprachenschocke zu befreien und durch alte und neue Kunstwörter zu befestigen“, wurde auch von den später entstandenen Gesellschaften, die sich jenem als Töchtervereine angeschlossen, mit Liebe und zum Theil mit schwärmerischem Eifer verfolgt. Wie man auch über diese Verbindungen, deren Wirksamkeit in der Regel den prunkvollen Namen nur wenig entsprach und bald in Spielerei ausartete, zu denken geneigt sein mag, das Verdienst läßt sich ihnen nicht streitig machen, daß sie der zunehmenden Ausländerei einen Damm entgegensetzten und eine lebendige Theilnahme an der Fortbildung der Muttersprache auch in den höhern Ständen der Gesellschaft rege machten. Seit dem Ende des 17. Jahrh. wurde durch den überhandnehmenden Einfluß der franz. Sprache die deutsche verdorben und, als die Sprachmengerei in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. den höchsten Gipfel erreicht hatte, die franz. herrschend. Vgl.

Kablos, „Frankreichs Sprach- und Geistes Tyrannie über Europa seit dem rastädter Frieden“ (Münch. 1814). Der neue Purismus, den G o t t s c h e d (s. d.), der die Deutsche Gesellschaft in Leipzig 1727 erneuerte, und seine Schule übten, zeugte mindestens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache, hatte aber zu wenig Empfehlendes, um der franz. Sprache die Herrschaft in Deutschland streitig zu machen. Ungerecht war das Urtheil Friedrich des Großen über die deutsche Literatur, da es zu einer Zeit erschien, der nicht nur Besseres bereits vorhergegangen war, sondern in welcher auch Klopstock, Lessing, Wieland, Engel u. A. durch eine edle Bildung des poetischen und prosaischen Ausdrucks den Deutschen den Rang eines wohlredenden Volks unbestreitbar erworben hatten. Vgl. Kolbe, „Über den Wortreichthum der deutschen und franz. Sprache, und beider Anlagen zur Poesie“ (3 Bde., 2. Aufl., Berl. 1818—20). Dreierlei ist es besonders, was den Geist der deutschen Sprache charakterisirt, zuerst ihre Bildsamkeit, in der unerschöpflichen Kraft derselben bestehend, durch Hülfen ihrer Beugungs- und Ableitungshyphen, sowie durch Wortzusammensetzungen neue Bildungen zu erzeugen; dann ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter übersteigt auch die der reichsten der lebenden Sprachen und mehrt sich fast täglich, und endlich ihre Universalität, d. h. das Vermögen, den Geist aller gebildeten Sprachen zu umfassen und das Beste derselben sich zuzueignen. Mögen immerhin manche Versuche, ausländische Formen in das Deutsche überzutragen, unglücklich ausgefallen sein; für Das, wessen die deutsche Sprache fähig ist, beweisen sie doch. Noch viel mehr aber würde die deutsche Sprache leisten können, wenn sie nicht einseitig zu sehr beschränkt worden wäre, wenn nicht das sogenannte Hochdeutsch allein Schriftsprache geworden wäre und das Niederdeutsche verdrängt hätte.

Die Leistungen der Gegenwart für die wissenschaftliche und besonders historische Erforschung der deutschen Sprache verdanken ihre Veranlassung oder doch Gedeihen und sichere Kraft der von J a k. G r i m m (s. d.) begründeten „Deutschen Grammatik“. Fünfundzwanzig Jahre sind seit dem ersten Erscheinen dieses Werks vergangen, fleißiges Sammeln, glückliche Entdeckungen und weiterdringendes Studium haben seitdem vieles Einzelne umgestaltet oder mit neuem Lichte erhellt; dennoch hat Grimm's Werk in seinem eigenthümlichsten Wesen dauernde Gültigkeit und durchdringt fortlebend und befruchtend die von ihm heraufgeführte Gegenwart der Wissenschaft. Was hinter ihm liegt, gehört der Vergangenheit. Zwar hat es auch in den vorhergehenden Zeiten nie an Männern gefehlt, welche den Denkmälern deutscher Sprache und Literatur vereinzelt Bestrebungen zuwandten, aber zum größten Theile bestanden diese Bemühungen in fleißigem Sammeln und Druckenlassen, und wo sich bei Einzelnen genauere Kenntniß der Sprache findet, da ist sie mehr eine lexikalische als eine grammatische. Lebendigere Kraft und allgemeinere Wirkung gewann das Studium der altdeutschen Literatur erst, als die romantische Schule zu tieferer Auffassung der Religion und Kunst des Mittelalters hinleitete und der fremde Druck, der später auf Deutschland lastete, in der Betrachtung der vaterländischen Vorzeit Trost und Erhebung suchen ließ. Diese gemüthliche Theilnahme an den Erscheinungen des Mittelalters rief seit dem Anfange des 19. Jahrh. eifrige Beschäftigung mit der altdeutschen Poesie hervor, die allmählig zu unbefangener Einsicht führte, festen Halt aber nur durch strenge grammatische Forschung erhalten konnte. Die Gesetzmäßigkeit der deutschen Sprachen in allen ihren Verzweigungen und Zeiträumen kam gleich in dem ersten historisch-grammatischen Versuche J a k. G r i m m's, dem ersten Theile der „Deutschen Grammatik“ (Gött. 1819) in kaum geahnter Reinheit zu Tage; einen tiefern Grund der Grammatik legte er in der zweiten Ausgabe (4 Bde., Gött. 1822—37; Bd. 1, 3. Aufl., 1840) durch die Erörterung des Lautsystems der deutschen Sprachen. In Savigny's Unterricht und Freundschaft hatte sich J a k. G r i m m's historischer Sinn, der die Erscheinungen aus ihrem Werden zu begreifen strebt, und die treue unselfischfüchtige Liebe zu den Gegenständen des Studiums ausgebildet, die auf das Kleinste achtet, unbekümmert, ob sich daraus augenblicklich wichtige Folgerungen ergeben. Neben der durchgehenden historischen Methode ist die zweite hervorleuchtende Eigenthümlichkeit, in der sich Grimm's Meisterschaft bewährt, die sinnige Beobachtung nicht bloß der sprachlichen Logik, sondern vornehmlich des poetischen Vermögens der Sprache, der Phantasie und sinnlichen Lebendigkeit, die in ihr walten. Dieses rege Gefühl für natürliche und ursprüngliche Poesie durchdringt die „Deutsche Grammatik“, wie alle Arbeiten J a k. G r i m m's

und seines Bruders Wilh. Grimm's. Während aber Jak. Grimm mit selbständiger, treuer Arbeit in geschichtlicher Ergründung der deutschen Sprachen rastlos weiterdrang, bildete sich, durch seine Leistungen bedingt und gefördert, eine umfassendere vergleichende Forschung, die durch Betrachtung aller der Sprachen, die man mit dem conventionellen Namen der indogermanischen bezeichnet und an deren Spitze durch Formenreichtum und ursprüngliche Reinheit das Sanskrit steht, für die sprachlichen Erscheinungen Aufschlüsse gewinnt, die sich auf dem abgegrenzten Gebiete einzelner Sprachgeschlechter nicht vollkommen ergeben. Grimm selbst hat aus Analogien der verwandten Sprachen für das Deutsche viele ergänzende Erläuterungen geschöpft; noch weiter ist auf dieser Bahn Franz Bopp (s. d.) vorgebrungen, der seine Meisterschaft in sprachvergleichenden und sprachergliedernden Untersuchungen durch seine „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen“ (4 Abtheil., Berl. 1833—42), glänzend dargelegt. In ähnlicher Weise hat A. F. Pott in seinen „Etymologischen Forschungen“ (2 Bde., Lemgo 1833—36) auch für die deutschen Sprachen Bedeutendes geleistet. Noch längerer Arbeit wird es indeß bedürfen, ehe sich in der Masse der aufgestellten grammatischen Combinationen das Sichere von dem Unsichern und Verfehlten sondert und der entschiedene Gewinn für die deutsche Sprachforschung feststellt; aber schon jetzt ist in wenigen Jahren und durch die Kräfte Weniger zu eindringender Erkenntniß der Gesetze menschlicher Rede eine große Strecke des Wegs gebahnt. Die durch Jak. Grimm begründete historische Methode und Bopp's sprachvergleichende Forschung fördern sich gegenseitig in unablässigem Fortschritt und verbreiten allmählig ihre Wirkung so weit und so sicher, daß ein Rückfall in oberflächliche Willkür und Empirie oder in die unzureichende und oft nur aus dem Scheine ihre Abstractionen ziehende Behandlung der Sprache nach bloßen logischen Begriffen nicht mehr zu fürchten ist. J. C. A. Heyse's „Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache“ in der fünften, von K. W. L. Heyse (s. d.) neubearbeiteten Auflage (2 Bde., Hannov. 1835—40) hat aus der wissenschaftlichen Forschung für die Darstellung der neuhochdeutschen Sprachgesetze mit Einsicht Vortheil gezogen. Auch M. W. Gözinger lieferte brauchbare Bücher für den Unterricht in seiner „Deutschen Sprachlehre für Schulen“ (5. Aufl., Aarau 1842) und seinem größern Werke „Die deutsche Sprache und ihre Literatur“ (2 Bde., Stuttg. 1836—42). R. F. Becker's (s. d.) „Deutsche Sprachlehre“ (Frankf. 1827), „Schulgrammatik der deutschen Sprache“ (4. Aufl., Frankf. 1839) und „Ausführliche deutsche Grammatik“ (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1836—43) und S. H. A. Herling's „Die Syntax der deutschen Sprache“ (2 Bde., Frankf. 1830—32) leiden, bei nicht geringem und zum Theil fruchtbarem Scharfsinn, an dem Mangel historischer Gründlichkeit. Leitfaden zum Unterricht im Altdeutschen bieten W. Wackernagel's (s. d.) „Deutsches Lesebuch“ (Bd. 1 und 2, 2. Aufl., Bas. 1838—40; Bd. 3, Th. 1 und 2, 1841—42) und A. Ziemann's „Altdeutsches Elementarbuch“ (2. Aufl., Quedlinb. 1838). Im Gebiete der Lexikographie ist E. G. Graff's (s. d.) „Althochdeutscher Sprachschatz“ (6 Bde., Berl. 1834—43) als wichtige Erscheinung hervorzuheben, in welchem die hochdeutschen Wörter aus den Quellen der frühesten Zeiten bis zum 12. Jahrh. gesammelt und etymologisch behandelt sind. Für das Mittelhochdeutsche, die hochdeutsche Sprache des 12. bis 14. Jahrh., müssen wir uns noch immer mit dem Scherz-Oberlin'schen „Glossarium“ (1781—84) und mit den Glossarien zu einzelnen Werken behelfen. A. Ziemann hat durch sein „Mittelhochdeutsches Handwörterbuch“ (Quedlinb. 1837) die ersten Bedürfnisse der Anfänger zu befriedigen gesucht. Ein ausführliches Wörterbuch des Mittelhochdeutschen hat W. Bäckernagel versprochen, dessen gründliche und umfassende Kenntniß Ausgezeichnetes erwarten läßt. Nicht geringer ist das Bedürfniß eines neuhochdeutschen Wörterbuchs, da die frühern Werke dieser Art von Adelung (s. d.), Campe (s. d.), Heinfius (s. d.), der fortgeschrittenen Wissenschaft nicht mehr genügen und die neuern Versuche theils in Umfang, Plan und Werth beschränkt sind, wie die etymologischen Wörterbücher von Schwend (3. Aufl., Frankf. 1838) und Schmitthenner (Darmst. 1834), theils in ihnen, wie in J. C. A. Heyse's „Handwörterbuch der deutschen Sprache“, bearbeitet von K. W. L. Heyse (2 Bde., Magdeb. 1831—40) und Kalkschmidt's „Gesammtwörterbuch der deutschen Sprache“ (Lpz. 1834) die geschichtliche Begründung der Befriedigung praktischer

Bedürfnisse untergeordnet ist. Ein großes geschichtliches Wörterbuch beabsichtigen die Brüder Grimm herauszugeben und es haben bereits die Vorarbeiten dazu begonnen. In ihm soll die Fülle der deutschen lebenden Sprache von Luther an niedergelegt, die sicher ermittelte Abstammung der Wörter in bündiger Kürze gelehrt und die Abwandlung der Formen und Bedeutungen durch Beispiele geschichtlich erläutert werden. Für die grammatische und geschichtliche Behandlung lebender Mundarten liegen in J. A. Schmeller's (s. d.) Arbeiten, „Die Mundarten Baierns“ (Münc. 1821) und „Sairisches Wörterbuch“ (4 Bde., Stuttg. 1827—37), Muster vor. Das „Schwäbische Wörterbuch“ von J. Chr. von Schmid (Stuttg. 1831) vernachlässigt über ungenügender Erörterung der alten Sprache die lebende. Dagegen bietet der „Appenzellische Sprachschatz“ von Lit. Tobler (Zür. 1837) eine fleißige Sammlung reichen Stoffes dar.

Deutsches Theater und Deutsche dramatische Poesie. Insofern die dramatischen Dichter Deutschlands in die große Allgemeinbewegung der deutschen Literatur fördernd eingriffen, mußten sie in dem allgemeinen Artikel über Deutsche Poesie (s. d.) erwähnt und zum Theil genannt werden. Es findet aber in Deutschland der merkwürdige Fall statt, daß die höhere dramatische Poesie, insofern sie einen Theil des Nationalgeistes ausdrückt, mit der Bühne in keinem engern und traulichen Verhältnisse steht, daß diejenigen Dichter, welche von der Bühne herab wirkten, in der Regel nicht in gleichem Maße für die Förderung der Literatur an sich gewirkt, häufig sogar dieser entgegengewirkt haben, und so muß der größere Theil der deutschen dramatischen Dichter mehr als eigentliche Bühnendichter in der Betrachtung des deutschen Theaters, mit dessen Existenz die ihrige zusammenhängt, eine Stelle finden. Es kann hier nicht nachgewiesen, sondern nur darauf hingedeutet werden, daß z. B. das altgriechische Theater nicht bloß die idealen Gestaltungen der dramatischen Poesie willig adoptirte, sondern sie auch vom Dichter verlangte. Auf einen so erhabenen Standpunkt hat sich die deutsche Bühne nie geschwungen, ihm jedoch zur Zeit Goethe's und Schiller's sich genähert, während sie gegenwärtig mehr als je in den chaotischen Zustand, aus welchem Lessing, Goethe und Schiller sie retteten, wieder zurückzusinken scheint. Wenn nun die deutsche Bühne, vielfach gehemmt und fast künstlich zu einer bloßen Schau-, Zerstreungs- und Unterhaltungsanstalt herabgedrückt, keineswegs mit der geistigen Entwicklung der deutschen Nation gleichen Schritt gehalten hat, gegen das höhere Drama, nach kurzem Aufschwunge, sich mehr als spröde zeigt und nicht einmal im Lustspiele ein getreues und correctes Spiegelbild des politischen, geselligen, sittlichen und intellectuellen Zustands der Nation gewährt, so hat sie sich doch, wie sich aus den folgenden Hauptmomenten ihrer Geschichte ergeben wird, den Einflüssen der fort- und rückschreitenden Bildung der deutschen Nation nicht gänzlich verschließen können, ja sie spiegelt gerade in ihren Schwächen und Mängeln, in ihrer chaotischen Allseitigkeit, ihrer Abhängigkeit vom Auslande, ihrer kosmopolitischen Buntheit, ihrer momentanen enthusiastischen Hingabe an das ideale Drama und ihrer plötzlichen rückschreitenden Bewegung vom Höhern zum Niedern gewisse ebenso fehler- und tadelhafte als andererseits löbliche Eigenschaften der Deutschen wieder, sodas sie auch in dieser Hinsicht als Ergänzung zu dem Spiegelbilde, welches die Gesamtbewegung der Literatur von dem deutschen Volke darstellt, von großer Wichtigkeit ist.

Die Angabe, daß schon am Hofe Karl des Großen ein Schauspiel in altfränk. Sprache aufgeführt worden sei, die von den Chronikenschreibern erwähnten Jokulatoren, Mimen, Pantomimen und Lustigmacher, welche an den deutschen Höfen herumzogen, die lat. religiösen Dramen der Nonne Hroswitha (980) können hier nicht in Betracht kommen, aber wol die Klosterschauspiele, Moralitäten und Mysterien, deren Spuren sich bis auf das 12. Jahrh. zurückführen lassen. Dergleichen religiöse Dramen wurden oft mit einem sehr zahlreichen Personal, auch wol auf öffentlichen Plätzen bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt, so 1322 zu Eisenach, 1412 zu Baugen und 1417 zu Kostniz vor dem Kaiser Sigismund. Diese religiösen Dramen, die ohnehin das komische Element durch die Einmischung des Burlesken, durch das Auftreten von Teufeln u. s. w. eher begünstigten als vermieden, führten, wie bei fast allen Nationen, auch in Deutschland zur Poesie. Der Übergang ist fast derselbe wie der Übergang der religiösen Ceremonie zur Gaukelei. Die Mysterien enthielten als drama-

tische, pomphafte Darstellungen an sich ein weltliches Element, das sich in den Fastnachtsspielen zu einer selbständigen Gattung aussonderte. Diese Fastnachtsspiele, literarisch schon bedeutsamer als die Mysterien, lassen sich auf die zur Fastnachtszeit gebräuchlichen Mummereien zurückführen und bildeten sich in Nürnberg und Augsburg vorzüglich aus. In Nürnberg war bereits um die Mitte des 16. Jahrh. ein Theater gebaut, welches jedoch kein Dach hatte; Handwerker, die zur Kunst der Meistersänger gehörten, führten diese rohen Stücke auf, welche anfangs extemporirt wurden. Die ersten gedruckten Fastnachtsspiele sind die von Hans Schnepferer, genannt Rosenplüt (s. d.), in der Mitte des 15. Jahrh., Schwänke, die in sprachlicher Hinsicht beachtenswerth, voll lustigen, aber häufig schmutzigen Witzes sind, und in einer Art processualischer Form, aber keineswegs in dramatischer Entwicklung fortschreiten. Ihm folgten Hans Folz (s. d.), Probst, der überaus fruchtbare, biedere, tüchtige, oft höchst drollige und lustige Hans Sachs (s. d.), welcher sich bereits auf Charakterzeichnung verstand, und Jak. Ayrer (s. d.), der eine große Anzahl Tragödien und Komödien schrieb, planmäßiger arbeitete als Sachs, diesen aber an genialem Witz, Kraft der Sprache, Originalität und poetischer Ursprünglichkeit nicht erreichte. Unterdeß waren auch classische Muster, Terenz und Plautus, von Rydhart übersetzt oder von Joh. Neuchlin und Jak. Locher, genannt Philomusus, in lat. Schauspielen nachgeahmt worden. Diese Versuche reinigten zwar in etwas den Geschmack und veranlaßten namentlich die Eintheilung in Acte oder Wirkungen, störten aber auch das Drama in seiner vollsthümlichen Entwicklung. Das religiöse Drama war indeß noch keineswegs erloschen, und es ist hier besonders das opernartige Schauspiel zu erwähnen, welches die Jesuiten zur Weihe der Michaeliskirche in München 1597 auf offener Straße gaben. Es hieß „Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Lucifer“, zeichnete sich durch die Menge des Personals, allein 900 Choristen, durch die Pracht der Decorationen und Vortrefflichkeit des Maschinenwesens aus und ist als der erste Versuch einer Oper, die in Italien erst 1639 eingeführt wurde, merkwürdig. Georg Victorin, Musikdirector an der Michaeliskirche, hatte dazu die Musik componirt.

Die religiöse Debatte, die Kriegswirren im 17. Jahrh., die Verdümpfung des Volkes, welches bei so furchtbaren Leiden wenig Neigung für Ergötzungen der Kunst haben konnte, die zunehmende Pedanterie der Gelehrten, in deren Hände die Poesie überging, waren nicht geeignet, im 16. Jahrh. dem deutschen Theater einen neuen Schwung zu geben, der dramatischen Poesie ein neues Lebensprincip einzuhauchen. Norddeutsche gelehrte Dichter bildeten zwar die formelle Seite des Drama aus, aber es fehlte ihnen durchaus an der süddeutschen Naivetät und Treuherzigkeit, wie sie etwa bei Hans Sachs zu finden ist. Der Begründer einer geregelten poetischen Form, Martin Opiz (s. d.), ein mehr didaktischer und lyrischer Geist, that für das Drama wenig, doch lieferte er in seiner der ital. Oper des Rinuccini nachgebildeten „Daphne“ das erste kunstgerechte deutsche Singspiel, welches durch die Composition des sächs. Hofcapellmeisters Schütz und durch die zu Ehren einer Vermählungsfeier 1627 zu Dresden stattgefundene Aufführung merkwürdig geworden ist. Ein höchst beachtenswerthes dramatisches Talent bekundete Andr. Gryphius (s. d.), besonders im Komischen („Horribilicribrifax“, „Absurda comoedia oder Peter Squenz“), doch zeugen auch seine oft schwülstigen und überpathetischen Trauerspiele von Phantasie und Kenntniß der Charakterzeichnung. Wie sich schon bei Ayrer die Einwirkung engl. Originale nicht verkennen läßt, so wirkten auf Gryphius Franzosen, Italiener und unter den Niederländern namentlich Vondel ein. Diese Neigung der deutschen dramatischen Poesie, sich an das Ausland anzuschließen, zieht sich von den ältesten Zeiten bis auf uns herab. Ein gelehrter und ästhetischer Eklekticismus verwischte immer mehr die nationale Färbung, die wenigstens in der reichstädtischen Poesie eines Rosenplüt und Hans Sachs noch zu erkennen war. Die süßliche blumige Ländelei der Italiener zog besonders die deutschen Dichter im 17. Jahrh. an; es entstanden durch die Nachahmung des Guarini die sogenannten Schäfereien oder Schäfereidramen, und sowol Hofmann von Hofmannswaldau (s. d.), wie Abesch (s. d.) verdeutschten den „Pastor fido“; Dan. Kasp. von Lohenstein (s. d.) dagegen, ein bedeutendes Talent, aber geschmacklos schwülstig, hielt sich an den verkünstelten, zierlichen Marino, steigerte noch den Schwulst des Gryphius in seinen zu jener Zeit bewundernswürdigen Trauerspielen bis zur widerwärtigsten Unnatur und suchte die Wirkung der Tragödie im

Abfcheulichen, Gräßlichen und Zuchtlosen, noch mehr sein Nachahmer Christian Hallmann. Damals war die Glanzperiode für die Schulschauspiele, welche von den Zöglingen gelehrter Schulen aufgeführt wurden, so besonders in Linz, Breslau, Königsberg und Zwickau. Christian Weise, gest. 1708, Rector zu Zittau, schrieb deren mehre und setzte dem Lohenstein'schen Schwulst verständige Nüchternheit, aber auch gesunden Volkswitz entgegen. Seine Lustspiele sind als Poffen, in denen er häufig die gelehrte Poesie mit Glück verspottete, sehr beachtenswerth, wenn sie auch nicht selten an das Pöbelhafte streiften und seine vielen Nachahmer veranlaßten, komische Wirkung allein durch die gemeinsten Späße, Joten, Prügel u. s. w. zu erzielen.

Um dieselbe Zeit blühte an den Fürstenhöfen, namentlich am dresdener und münchener, am wiener unter Leopold I., ferner in Leipzig, Königsberg, Nürnberg, vorzüglich in Hamburg u. s. w. die Oper, bei der man es auf die größtmögliche Pracht abgesehen hatte. Zu diesen Opern, deren mehre von Kayser, später von Händel componirt wurden, dichteten Christian Debedind, Postel, Hunold, Bressand, König und Feind matte oder schwülstige Texte. Dieses Übergewicht des Decorations- und Maschinenwesens aber konnte dem Gedeihen der dramatischen Poesie nur hinderlich sein; auch waren die Schauspielerbanden, die in immer größerer Zahl im Lande herumzogen, wenig geeignet, das Interesse der dramatischen Poesie zu fördern. Bekannt waren diese Banden zu Anfange des 17. Jahrh. unter dem Namen Englische Komödianten, schwerlich weil sie aus England stammten, sondern weil sie Nachbildungen engl. Originale ausführten. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. erhob sich die Truppe des leipziger Magisters Veltheim zu einiger Bedeutung, da sie Stücke von Corneille und Molière in deutscher Übertragung aufführte und somit eine gute Schule für Schauspieler wurde. Freilich mußte auch Veltheim seine edle Tendenz dem Volksgeschmack zum Opfer bringen, und Burlesken, entweder dem Italienischen nachgeahmte oder extemporirte, und die unter dem Titel Haupt- und Staatsactionen bekannten monströsen Schauspiele, meist dem Spanischen entlehnt, bildeten immer noch den Hauptbestandtheil seines Repertoirs. Aber der Anfang zum Bessern war gemacht, wie die immer mehr sich veredelnden Schauspielertruppen und besonders der Umstand beweisen, daß viele Männer von Universitätsbildung die Schauspielerlaufbahn einschlugen. Auf Veltheim folgte seine Witwe, dann Glendsohn, dessen Witwe unter ihrer Truppe den ersten namhaften über die Geschmacklosigkeit seiner Zeit erhabenen deutschen Schauspieler Kohlhardt besaß, endlich Friederike Karoline Neuber (s. d.), Gottsched's Freundin. Die Neuber sowol als Gottsched (s. d.) waren eifrig für die Verbesserung des Schauspielwesens bemüht, indem namentlich der Letztere auf kritischem Wege die Gemeinheit der extemporirten Komödie beschränkte, franz. Correctheit bis zum Übermaß einführte und in seinem Nachwerk „Der sterbende Cato“ ein wässeriges Beispiel seines Correctionseifers lieferte. Seine Verdienste um die Reinigung des dramatischen Geschmacks in Deutschland sind nicht gering anzuschlagen; nur tilgte er auch mit seinem nüchternen Verstande alles Volksthümliche, führte die Poesie, namentlich die dramatische, auf die bloße Nachahmung franz. Regelrichtigkeit zurück, ohne doch den Geist und das wirkungreiche Pathos der Franzosen zu besitzen und Andern mittheilen zu können, und glaubte sein Außersiches gethan zu haben, als er 1757 in Leipzig mit Hülfe der Neuber den Hanswurst feierlich begrub, der wenigstens als eine echtdeutsche Spottfigur bei weiser Benützung etwas Tüchtiges hätte werden können, später namentlich an Justus Möser einen geschickten Anwalt fand und besonders in dem süddeutschen Volksdrama unter verschiedenen Namen (Kasperle, Lippel, Larifari, Sepperl, Bernardon u. s. w.) immer wieder auftauchte. Volkommen hörte jedoch der widrige, in Gemeinheit versunkene Zustand der deutschen Bühne noch nicht so bald auf, trotz der viel geistreichern Versuche, welche Gottsched's nähere oder entferntere Anhänger in der Tragödie, wie Elias Schlegel, Cronqf, Chr. F. Weise, Bräve, welcher zuerst statt des steifen Alexandriners den fünffüßigen, reimlosen Jambus einführte, oder im Lustspiele, wie Gellert, Mylius, J. L. Krüger, K. F. Romanus u. s. w. anstellten, und trotz der den ästhetischen Ansichten Gottsched's entgegenarbeitenden Kritik Bodmer's und Breitinger's.

Aber wenn auch die dramatische Poesie in Deutschland sich noch nicht freier zu regen vermochte, so fand doch auf dem literarischen Gebiete überhaupt eine Regsamkeit statt. Im

Geistes- und Gemüthsleben der Deutschen gingen so revolutionaire Bewegungen vor, das Genie Klopstock's namentlich hatte der deutschen Sprache so viele neue ungeahnte Formen abgewonnen und der geistigen Sphäre des Deutschen eine so weite Grenze gesteckt, mehr freilich durch seine Oden und Messiasde als durch seine eigenen entweder der Bibel entlehnten oder den Cherusker Arminius feiernden dramatischen Versuche, daß auch geniale Schauspieler erweckt und die Bühnen überhaupt in diese Gesamtbewegung mit hineingerissen wurden. Besonders zeichneten sich unter Schönemann die Familie *A. K. e. r. m. a. n. n.* (s. d.), *Mad. Löwen*, *Mad. Schröder*, Mutter des großen Schauspielers *Schröder* (s. d.), welcher zuerst Shakspeare'sche Dramen auf der deutschen Bühne einbürgerte und vor Allem *Konr. Eckhof* (s. d.) aus, den die Schauspieler der damaligen Zeit, in rührender Anerkennung, ihren Vater nannten und der für die deutsche Schauspielkunst Das wurde, was Lessing durch Kritik und eigene dramatische Productionen für deutsche dramatische Poesie geworden ist. So begannen Schauspielkunst und dramatische Production sich gegenseitig zu stützen und diese jene, jene diese emporzuheben, eine innige Wechselwirkung, die weder den Dichter noch den Schauspieler vereinzelt dastehen ließ. Lessing's Dramen waren wesentlich auf das Vorhandensein der tüchtigen Kräfte berechnet, die sich bereits auf der Bühne, namentlich auf der hamburger, rührten. Zwar stehen Lessing's frühere Lustspiele noch ganz auf dem Niveau der Zeit, wie etwa *Cronegl's* oder *Krüger's* Versuche im Lustspiel, und sein schleppend weinerliches Trauerspiel „*Miß Sara Sampson*“ verräth noch durchaus den großen Geist nicht, der seine spätern Werke charakterisirt, wenn es auch als erster Versuch, das bürgerliche Schauspiel in Deutschland einzuführen, beachtenswerth ist. Um so mehr aber überragen sein Trauerspiel „*Emilia Galotti*“, sein Lustspiel „*Minna von Barnhelm*“, welches in seiner Art noch unübertroffen dasteht, und vor Allem sein philosophisch-didaktisches, doch auch theatrales wirksames Drama „*Nathan der Weise*“ sowohl an Inhalt und Form die Productionen seiner Zeit. Nicht minder epochemachend war in kritischer Hinsicht seine „*Hamburgische Dramaturgie*“ (1767—68), welche sich an die vorzüglichen Leistungen der hamburger Bühne anlehnte. Lessing vor Allen löste die Fesseln der Leibeigenschaft, in welchen das deutsche Drama dem französischen gegenüber sich befand, brach die Herrschaft des un deutschen Alexandriners, lehrte die Antike und die Aristotelischen Grundsätze von der Einheit des Orts und der Zeit richtiger verstehen und verdient den Dank der Nachwelt hauptsächlich durch die Anerkennung, die er dem Genius Shakspeare's zollte. Unterstützt wurden seine Bestrebungen durch die *Eschenburg-Wieland'sche* Übersetzung des Shakspeare (1762—66), durch *Leisewig's* „*Julius von Tarent*“ und *Gerstenberg's* „*Ugolino*“, durch den rührigen Geist überhaupt, welcher sich unter dem Publicum und den Schauspielern bemerkbar machte. Jetzt bildeten sich in Hamburg *Brockmann* (s. d.), *Reinicke* nebst Frau, *Borchers*, *J. Ludw. Schröder* (s. d.) und *Christi* (s. d.) zu vollendeten Schauspielern aus; in Berlin beförderten die *Koch'sche* (s. Koch), dann die *Döbbelin'sche* Gesellschaft das höhere poetische Drama; in Gotha das seit 1775 stehend gewordene Hoftheater, an dem *Eckhof* seine schönsten Triumphe feierte, *Iffland* debütierte und *Gotter* als Dichter, *Schweizer* als Componist wirkten. Ja es scheint fast, als ob damals die Schauspielkunst in Deutschland ihre höchste Höhe erreicht habe, wenn sie auch später durch einzelne geniale Schauspieler eine originellere Richtung eingeschlagen haben mag. Das Lustspiel, wenn wir Lessing's „*Minna von Barnhelm*“ ausnehmen, blieb indeß weit hinter dem ersten Drama zurück, und *Freih. von Gabler*, *Cornelius Herm. von Ayrénhoff* (s. d.), dessen Lustspiel „*Der Postzug*“ sogar den Weifall des sonst gegen die deutsche Myse so spröden *Friedrich des Großen* erwarb, *J. L. Schlosser*, die *Brüder Stephanie*, *J. C. Brandes* (s. d.), der zugleich Schauspieler und Lustspieldichter war, *J. J. Engel*, *K. G. Lessing*, der Bruder *G. E. Lessing's*, *Großmann*, *Schröder*, *Bregner*, *Jünger*, *Wexel*, obgleich einzelne Stücke aus jener Periode noch jetzt sich wirksam zeigen, sind hier nur dem Namen nach anzuführen. Die komische Oper und das Singspiel wurde, nachdem die ältere sogenannte Oper 1741 aufgehört hatte, besonders von *Chr. F. Weiße* (s. d.) in sehr populairer Weise mit Glück angebaut und zwar in Vorbildern, welche von *Schiebeler*, *Michaelis*, *Gotter* und *Meißner* mit nicht demselben Erfolge nachgeahmt wurden.

Nachdem durch *Wieland*, *Klopstock*, *Lessing*, *Bürger* u. s. w. die deutsche Sprache für

jeher Genre der Poesie geschickt gemacht war, Klopstock namentlich einen vaterländischen Geist angeregt und die Kritik Lessing's die engherzigen Schranken hinweggeräumt hatte, welche sich der freieren Entwicklung des Nationalgeistes der Deutschen entgegenstellten, bemächtigte sich der jüngern Talente eine fast rücksichtslose Glut, selbst diejenigen Schranken hinwegzureißen und darüber hinauszufürmen, welche der Geschmacksinn selbst der poetischen Production angewiesen hat. Es ist dies die chaotische Sturm- und Drangperiode, die eigentlich revolutionaire Epoche der deutschen Literatur, aus welcher diese jedoch um so reiner und geklärt hervorging. Auch die dramatische Poesie wurde in diesen Wirbel mit hineingerissen. Nachdem 1770 die Stegreifkomödie gänzlich aufgehört hatte, artete das besonders durch Lessing's „Sara Sampson“ und Diderot's „Hausvater“ beliebt gewordene bürgerliche Schauspiel in das empfindsam weinerliche Nüchterspiel aus. Dieser Richtung zollte sogar noch Goethe in „Clavigo“ und „Stella“ seinen Tribut, doch bekundete sich auch in diesen Goethe's geistreichere Manier und gründlichere Auffassung socialer Conflict, die zum tragischen Abschluß drängen. Um so durchgreifender wirkte sein „Götz von Berlichingen“, der durch geniale Naturfrische, echtdeutsche Kraft und kühne, doch nie naturwidrige Charakterzeichnung allem Schwächlichen, Weichlichen und Sentimentalen verwegen die Stirn bot. Unterstützt wurde er durch die freilich oft in hypergeniale Barbarei ausartenden dramatischen Productionen von J. Mich. Reinhold Lenz (s. d.), Mar. von Klingler (s. d.), Maler Müller (s. d.) u. s. w. Für die Bühne waren indes F. von Schiller's jugendliche bei allen Übertreibungen und Verrentungen geniale dramatische Productionen („Die Räuber“, „Fiesco“, „Cabale und Liebe“) noch wichtiger. Die damals vortrefflichste Bühne Deutschlands, die zu Mannheim, wohin Dalberg, nachdem Karl Theodor die berühmte Marschall'sche Gesellschaft nach München gezogen, 1779 die gothaische Gesellschaft mit Seyler als Director, Iffland als Intendant und dem vortrefflichen sogenannten vierfachen B. Böck, Beil (s. d.), Beck und Backhaus, engagirt hatte, erwarb sich das Verdienst, Schiller's Jugendstücke zur Aufführung zu bringen und dadurch Deutschland seinen vorzüglichsten Theaterdichter, als dramatischer Dichter theilte Goethe den Preis mit ihm, zu erhalten und zur höhern Reife zu bringen. Für dieselbe Bühne schrieben noch Gotter (s. d.) und Gemmingen (s. d.), der Verfasser des Stücks „Der deutsche Hausvater“, für die münchener Babo (s. d.), der Verfasser des beliebten Trauerspiels „Otto von Wittelsbach“ und mehrer guter Lustspiele; zugleich erlebte unter Babo die münchener Bühne seit 1792 ihre Glanzperiode. Allerdings riß auf der andern Seite durch die verfehlte Nachahmung von Goethe's „Götz von Berlichingen“ und Schiller's „Räubern“, durch eine zahllose Menge wüster und geschmackloser Mitter-, Pfaffen- und Räuberstücke, wie denn selbst Ischokke damals seinen „Abellino“ schrieb, eine wahre faustrechtliche Barbarei auf der deutschen Bühne ein, aber es ließ sich darin doch ein gewisses Sturmwehen deutschen Geistes nicht verkennen, eine fast revolutionaire Tendenz, gerichtet gegen fürstlichen und policeilichen Despotismus, Pfafferei und gesellschaftlichen Zwang; die deutsche Bühne bedurfte damals kaum noch des Auslandes und selbst die deutsche Oper erreichte, besonders durch Mozart's Compositionen, ihren Höhenpunkt, während die Oper noch um die Mitte des 18. Jahrh., wie in Berlin seit 1742, ferner zu München, Stuttgart u. s. w., mit Rückdrängung des nationalen Elements allein durch ital. Gesellschaften repräsentirt worden war.

Somit hatte die deutsche Bühne damals mehr als je vorher oder später doch eine Art Nationaldrama; man hatte sich der Nachahmungen franz. Muster fast ganz entschlagen, sich mehr an englische und namentlich, näher oder entfernter, an Shakspeare gehalten, war von dem bürgerlich Sentimentalen in den nothwendigen Gegensatz des Barbarischen und Wilden umgeschlagen und erhob sich nun durch Schiller's (s. d.) und Goethe's (s. d.) spätere dramatische Dichtungen, durch „Don Carlos“, „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Wilhelm Tell“ u. s. w. durch „Iphigenia“, „Egmont“ und „Tasso“, zu höhern idealern Gestaltungen, zu dramatischen Productionen, in welchen die psychologische Entwicklung vorwaltet, Idee und Gedanken von dem bloß Stofflichen nicht erdrückt werden, sondern dies vielmehr beherrschen und bestimmen, und die Form zugleich im immer nur erreichbarsten Grade dem Grundgesetze der Schönheit huldigt. So erhielten durch diese beiden genialen Männer, denen sich in der Folgezeit manche bedeutende Talente wie Zach. Werner (s. d.)

Heinr. von Kleist (f. d.), Dhlenschläger (f. d.) u. A. mit größerer oder geringerer Originalität anschlossen, während Th. Körner (f. d.) ganz in die Nachahmung Schiller's befangen blieb, aber doch ein schönes Streben und edle Begeisterung bekundete, eine Reihe Dramen, denen gleich vortreffliche und gleich zahlreiche das übrige Europa seit Shakspeare und Calderon nicht entgegensetzen kann. Doch gestaltete sich der Unterschied zwischen der dramatischen Dichtung und der Bühnendichtung zu einer immer tiefern Kluft, sodas viele Dramen, namentlich die der romantischen Schule, die von Tieck (f. d.) selbst, von Brentano (f. d.), Fouqué (f. d.), Eichendorff (f. d.) u. s. w. für die Bühne so gut als verloren waren. An der Spitze dieser Dichtungen steht Goethe's „Faust“, den man freilich für die Bühne später zugeschnitten hat. Andererseits vertraten Mehre das theatralische Interesse aufs einseitigste, so Koschubue (f. d.) selbst, für das Lustspiel mit Wig, Leichtigkeit des Dialogs, Mannichfaltigkeit in Zeichnung der Charaktere und erstaunlicher Erfindungsgabe aufs reichlichste ausgestattet, aber ohne eine höhere philosophische oder poetische Tendenz, ohne eine kernhafte nationale Gesinnung und nur allzu geneigt, auf die Schwächen der deutschen Nation, besonders auf ihre Sentimentalität, zu speculiren, jedes auf Nührung abzweckende Mittel in Anwendung zu bringen und das Laster selbst süßlich zu beschönigen. Nicht dasselbe Talent, aber dieselbe Theaterkenntniß und größere Reinheit des Gemüths bekundete Iffland (f. d.) in seinen nur zu einformigen Familienstücken. Ausgezeichnet war Legterer als dramatischer Künstler; auch hatte er um die Leitung des berliner Theaters, welches vorher von Ramler und Engel verwaltet und 1786 zum Nationaltheater erhoben wurde, große Verdienste. Seit 1796 Director dieses Theaters, erhob er es zu seiner höchsten Blüte, indem ihm Fleck (f. d.), der größte Heldenspieler, den Deutschland wol je gehabt hat, Unzelmann (f. d.), Beschort, Mattausch und die herrliche Unzelmann-Bethmann zur Seite standen. Folgte von den berliner Schauspielern Jeder mehr dem Zuge seines Genies und waltete unter ihnen mehr eine reale Richtung ob, so verfolgte die weimarsche Bühne, unter dem Einflusse Schiller's und der directen Verwaltung Goethe's, eine mehr ideale Richtung, wobei es weniger auf das Hervortreten Einzelner, als vielmehr auf ein poetisches Kunstganze abgesehen war. Das Wolffsche Ehepaar (f. V. A. Wolff), ferner Dser, Dürand, Madame Jagemann zeichneten sich hier vorzüglich aus. Auch Leipzig bot damals ein gutes Ensemble durch Christ (f. d.), Dpiz, Dshenheimer, Madame Hartwig, und gegen 1809 erscheint Breslau, wo sich Rhode und Streit als Administratoren und Dramaturgen besonders auszeichneten, als eine Pflanzstätte tüchtiger Talente wie Devrient (f. d.), Anschütz (f. d.) und Schmelka, von denen Ersterer später die erste Zierde des berliner, Anschütz des wienner Hofburgtheaters, Schmelka des königstädtischen Theaters zu Berlin wurde. So sehen wir die deutschen Theater in einem unablässigen Wechsel der Vortrefflichkeit, erst Hamburg, dann Gotha, hierauf Manheim, zwischendurch München, Leipzig, Weimar, Breslau und Dresden, während sich gegenwärtig die Kräfte einzig und allein um die Hoftheater, namentlich das berliner und vorzüglich das wienner, anzusetzen scheinen.

Hier möchte zugleich der geeignete Ort sein, die Bühnengeschichte bis 1830 kurz anzudeuten. Noch wirkte der Geist Iffland's, den dieser treffliche Mann seinen Umgebungen einzuhauchen wußte, in Berlin und nicht hier allein segensreich fort. Zwar wurden jetzt die Theater immer mehr Hofanstalten, die von Cavalieren verwaltet wurden, welche natürlich mehr den Geschmack des Hofes berücksichtigten, als das poetische Interesse; aber doch fehlte es nicht an trefflichen Intendanten, die wie Graf Brühl (f. d.), in Berlin, mit Eifer ihrem Amte oblagen. Die Brühl'sche Verwaltung ist sogar, was den Geschmack der Ausstattung und die historische Genauigkeit der Costüme betrifft, epochemachend in Deutschland, obgleich man auch nicht verkennen darf, das er auf Kleinigkeiten zu großen Werth legte und nicht immer Schönheit und Wahrheit zu verbinden wußte. Berlin besaß damals noch immer ausgezeichnete Repräsentanten aus der Iffland'schen Schule, z. B. Lemm, ferner Madame Stich (f. Crelinger) und vor Allen Ludw. Devrient, der seinen eigenen Weg ging und seiner dämonischen Natur folgend, vielleicht einzig dasteht. Andere aus der ältern Schule und jüngere Talente schlossen sich ihnen an; man hatte in Berlin ebensovöl für Shakspeare'sche als Goethe'sche und Schiller'sche Stücke noch ein treffliches Ensemble, aber schon legte man auf Pomp und Pracht einen zu großen Werth. Das

Interesse für das Decorationswesen überwog bereits das für Poesie, und man fing an, die dramatische Vorrathskammer des Auslandes zu plündern, die Heimat über die Fremde zu vergessen und unter den neuern einheimischen Productionen nicht die einfach poetischen, sondern die pikant unnatürlicheren vorzuziehen, in welchen der eigentlich tragische Geist durch einen fatalistischen Spuk ersetzt wurde. Calderon, Shakspeare, das deutsche classische Drama, die Posse, die franz., ital. und deutsche Oper, das Melodrama und das kostspielige, das Interesse am recitirenden Drama immer mehr verdrängende Ballet bildeten ein chaotisches, alle Sinne verwirrendes Allerlei, worin sich die deutsche Allseitigkeit in einem bunten zusammenhanglosen Bilde abspiegelte, aber der geistige Kern der deutschen Nation, von welchem diese buntfarbigen Radien sonst ausgehen, gar nicht mehr zu erkennen war. Das Manifest, welches man bei Begründung des Königsstädtischen Theaters verkündete und worin man ein Volkstheater zu stiften versprach, wurde nicht zur Wahrheit. Ein Volkstheater läßt sich nicht in ein Publicum hinein, sondern nur aus diesem heraus bilden. Der berliner Jargon, die gemeinen Volkswitze, die sich hier producirt, gaben dem Auslande von dem eigentlichen berliner Volke ein ganz verzerrtes Bild. Besser standen dem Wesen nach die Sachen in Wien, wo neben dem Hofburgtheater und dem eigentlichen Volkstheater in der Leopoldstadt und einem Theater für die Oper noch zwei andere bestanden. So wurde es möglich, daß jedes Theater sich in seiner Reinheit und mit fremdartigen Elementen unvermisch erhalten konnte. Das Hofburgtheater mit Anschütz, Korn, Wilhelmi, Madame Schröder (f. d.), Sophie Müller (f. d.) u. s. w. und trefflich geleitet von Schreyvogel (West), konnte ebensowol in der höhern Tragödie wie im feinern Lustspiel und Conversationsstück für eine wahrhafte Musteranstalt gelten; nur blieb zu bedauern, daß gemäß dem öfr. Regierungssystem die Theaterzensur hier natürlich um Vieles strenger war als an irgend einem andern Orte Deutschlands. In Wien hatte außerdem stets die Kasperliade geblüht und die leipziger Katastrophe der Vertreibung des deutschen Hanswurstes glücklich überstanden; auch besaß das treuherzig-naive und gutlaunige Wienervolk nicht wie das berliner bloßen schneidenden Witz, sondern auch wirklichen gemüthlichen und poetischen Humor, und so bildete sich wie von selbst das Leopoldstädter Theater, früher Beim Kasperl geheissen, von Marinelli 1780 erbaut, eine Volksbühne im echten Sinne des Worts, und unverfälschter Repräsentant des wiener Volkscharacters. In München bestand ebenfalls jene glückliche Scheidung, und neben dem Hoftheater bis 1825 noch ein Narthortheater. Das Schweizer'sche Volkstheater, das frühere Lipperttheater, hat sich indeß, obgleich in den Grundzügen eine wirkliche Volksschaubühne, nie zu der Bedeutung des Leopoldstädter Theaters in Wien erheben können. Das münchener Hoftheater gewann 1818 durch das Engagement Esler's (f. d.), als Heldenspieler und in Iffland'schen Stücken vielleicht der erste Darsteller seiner Zeit, wie durch das spätere Engagement der Sophie Schröder, eine erhöhte Bedeutung. An sehr vielen Orten, z. B. in Darmstadt, später auch in Leipzig, wo Stein, ein guter Heldenspieler, eine Zeit lang die Liebe zum Trauerspieler gefördert hatte, herrschte allzu einseitig die Oper vor; dagegen erhob sich das dresdener Theater seit 1825 durch Lütz zu einer höhern Bedeutung, indem hier das recitirende Schauspiel durch Pauli, Julius und die Damen Gley und Fournier u. s. w. in einem trefflichen Ensemble vertreten wurde. Rückwärts auf den Anfang der zuletzt geschilderten Periode schauend, erblickten wir mehr einzeln stehend Madame Händel-Schütz (f. d.), die, stets auf Wanderschaft begriffen, durch ihre pantomimisch-plastischen Darstellungen viel dazu beigetragen hat, das antike Costum auf der Bühne, wie die antiken Attituden zur Schönheit und Wahrheit zurückzuführen.

Die dramatische Literatur weist während dieser Periode eine Menge Namen und Productionen auf, aber im Verhältniß zur Menge nicht viel Echtes und Kernhaftes, was seine Zeit überdauert und die dramatische Poesie der Deutschen wesentlich bereichert hätte. Zach. Berner hatte in seinem ergreifenden Drama „Der vierundzwanzigste Februar“ ein modernes Fatum zum Grunde gelegt, welches nur als eine Frage und Caricatur des antiken erscheint. Müller (f. d.) in seinem „Neunundzwanzigsten Februar“ und besonders in seiner „Schuld“, und Grillparzer (f. d.) in seiner gespenstischen „Ahnfrau“ gingen auf diesem Wege weiter; aber während Legterer seine Verirrung mit seiner „Sappho“, seiner Trilogie „Das goldene Vließ“, besonders seinem Trauerspiel „Ottokar's Glück und Ende“ und durch

mehre der neuesten Zeit angehörige Dramen wieder gut machte, gelang dies Müllner nicht ebenso in seinem „Ingurd“ und seiner „Albaneserin“, durch welche er bewies, daß er wol ein guter Rechenmeister, keineswegs aber ein Dichter sei. Die Unnatur begann indes auf der Bühne zu gefallen; man verlangte Crasses, wie es auch z. B. Klingemann (s. d.) in seinem misrathenen „Faust“ lieferte, oder wenigstens jene folternde weichliche Sentimentalität, wie sie sich in Houwald's (s. d.) Trauerspiel „Das Bild“ ausdrückt. So wurde der Geschmack immer mehr überreizt und irre geführt und die spätere Neigung zu dem scheußlichen franz. Melodrama vorbereitet. Uhlant's (s. d.) durch echt deutsche Gesinnung und Einfachheit ausgezeichnete, freilich mit nur geringer Kenntniß oder Berücksichtigung des Theaters gearbeitete Dramen kamen daher entweder gar nicht zur Aufführung, oder gielen wenigstens an den Orten nicht, wo man sie zur Darstellung brachte. Aussenberg (s. d.) machte in Süddeutschland einiges Glück, größeres Naupach (s. d.) im deutschen Norden. In Charakterstücken, wie „Mulier taceat in ecclesia“, „Vor vierhundert Jahren“ u. s. w. sehr glücklich, in seinem Trauerspiele „Sidor und Olga“ wenigstens theatralisch höchst wirksam, scheiterte er doch an großen historischen Aufgaben, da sein zweideutiger Eifer, immer und immer mit neuen Stücken auf der Bühne zu erscheinen, ein gründlicheres Studium und Erfassen seiner Aufgabe nicht zuließ, dagegen eine weitschweifige Phrasologie förderte. Obgleich an Talent schwächer, zeichnet sich Mich. Beer (s. d.), namentlich in seinem Trauerspiele „Struensee“, durch größere Gewissenhaftigkeit aus. Uchtrig (s. d.) erregte in seinem auf der berliner Bühne aufgeführten „Alexander und Darius“ Erwartungen, die er in „Rosamunde“ nur theilweise, mehr jedoch in dem Trauerspiele „Die Babylonier“ erfüllte, so wenig letzteres auch Anerkennung gefunden hat. Zu den Stücken, welche in dem letzten Abschnitt der hier geschilderten Periode gielen, gehören noch E. von Schenk's (s. d.) „Belisar“, weil darin die Hauptrolle eine gute Aufgabe für tüchtige Schauspieler war, und „Hans Kohlhas“ von Maltig (s. d.), eine nicht besonders ausgezeichnete Bearbeitung von H. von Kleist's schöner Erzählung gleichen Namens.

Während sich die mit wirklichem Talente Begabten mit Vorliebe in der Tragödie versuchten, war das Lustspiel längere Zeit, seit Kogebue's Tode fast verwaist, insofern man nicht die höhere Gattung des Lustspiels, sondern das eigentliche Bühnenlustspiel im Auge behielt. Die phantastischen Lustspiele der romantischen Schule reichen gar zu weit über die Bühne hinaus. Hier sind zu nennen K. W. Salice-Contessa (s. d.) wegen seiner feingearbeiteten Lustspiele, ferner H. von Kleist's (s. d.) Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, Ludw. Robert's „Staberl in höhern Sphären“ und „Cassius und Phantasmus“. Unter denen, welche Lustspiele mit speciellerer Rücksicht auf die Bühne schrieben, treten hervor Madame Weißenhurn (s. d.), Steigentesch (s. d.), Schmidt (Theaterdirector in Hamburg), Müllner. Die Meisten, wie Th. Hell (s. Winkler), Kurländer, Lebrun, Lemberg, Holbein u. s. w., lehnten sich an ausländische Vorbilder und Sujets. J. von Voss bewegte sich mit etwas rohem Talent in der Localposse. Andere, wie Karl Schall (s. d.), Vogel, Klähr, Plög lieferten manches Ergögliche, während K. von Holtei (s. d.) nicht ohne Glück das Vaudeville nach Deutschland in leichtgebauten Singspielen zu verpflanzen suchte. Das Künstlerdrama wurde vorzüglich von dem gemüthvollen F. Kind (s. d.) und Deinhardstein (s. d.) gepflegt. Mahlmann (s. d.) parodirte in ergöglicher Weise Kogebue's „Hufsen vor Raumburg“. Es ließen sich hier noch eine Menge anderer Lustspieldichter anführen, aber ihre Leistungen haben höchstens meist nur einen momentanen oder bloß örtlichen Erfolg gehabt, ohne eine wirkliche Lustspielliteratur für die Dauer zu bilden; diese Masse von Lustspielen erscheint fast nur wie eine Menge momentaner Einfälle und Impromptus, unter denen sich indes einige sinnreiche und ergögliche befinden. Die größte Productivität im Lustspiele seit Kogebue entwickelte Naupach, der aber auch nur gewisse Zeitcapricen und Extravaganzen, nicht den faulen Kern der Zeit zu geißeln wußte, dessen Lustspielcharaktere häufig an das Unwirkliche streifen und dessen etwas kaltrochener Witz nicht von einer gefunden und frischen humoristischen Anschauung der Dinge zeugt. Gerade letztere waltet in Raaimund's (s. d.) allegorisch-moralisch-phantastischen Zauberspielen, die in ihren ursprünglichen Elementen als wesentlich deutsch zu betrachten sind und wol eine künstlerischere Ausbildung verdient hätten, als ihnen der ganz in der naiven Anschauung der wiener Volks-

humoristisch wurzelnde, poetisch fühlende, aber nicht ästhetisch gebildete Maimund geben konnte. Schon Nestroy zog diese Weise ganz in das Nohe hinab, während Meisl durch eine Menge von Spektakel- und Zauberstücken wenig von den wiener Bernardoniaden entfernt war, mit denen von Kurz (Donardo) um die Mitte des vorigen Jahrh. das wiener Publicum ergöste. Durch alle diese wiener Volksstücke zieht sich dasselbe phantastisch-allegorische Element hin, das sich auch in Schikaneder's (s. d.) „Zauberflöte“ Luft machte.

Hatte sich die dramatische Poesie, insofern sie einen höhern Schwung nahm, der Bühne ziemlich entfremdet, oder insofern sie sich der Bühne anschloß, freiwillig auf eine etwas niedere ästhetische Stufe gestellt und die Bühne dadurch immer mehr an Gewicht und nationalem Inhalte eingebüßt, so hatte das J. 1830 mit seinen Discussionen, Raifonnements, politischen und socialen Tendenzen der Bühne gegenüber ein leichtes Spiel, um das Interesse am Theater gänzlich zu erschaffen und die Gemüther für die revolutionaire Aufgabe, welche es der europ. Menschheit stellte, gefangen zu nehmen. Das materielle und commercielle Interesse drängte sich nun in den Vordergrund. Die gesammte Literatur, die Gesellschaft selbst wurden immer mehr blos raifonnirend; geistige Entwicklungen und Gährungen fanden statt, brachten es aber nicht zu den Aufwallungen, die von selbst zur That drängen. Die Individuen verloren sich in der Massenbewegung und die Persönlichkeit verschwand in der Allgemeinheit. Eine solche Zeit konnte aber der Bühne, auf welcher die persönliche Erscheinung besonders wirkt, ebenso wenig günstig sein als der dramatischen Poesie an sich, welche eine Poesie der That und Handlung ist und zu individualisiren liebt. Man stellte und stellt noch die Anforderung an den dramatischen Dichter, er müsse, um zu wirken, die Tendenzen und Ideen der Zeit in Handlung setzen und verkörpern. Einmal ist es aber eine höchst schwierige, vielleicht unlösbare Aufgabe, Tendenzen und Ideen, die noch in den Tiefen der Gemüther gähren und es zu einer hervortretenden äußern Lebensgestaltung und zur That noch nicht gebracht haben, zu dramatischen Personen zu verdichten und die Discussionen gleichsam zu personificiren, wie man etwa in der griech. Mythologie religiöse Ideen zu Göttern verkörperte; andererseits ist aber die Theaterzensur zu ängstlich, als daß es einem dramatischen Dichter gelingen könnte, sich der Zeitinteressen so anzunehmen, um zugleich die Poesie und das Publicum zufrieden zu stellen. Wenn er seine Absicht zu ängstlich versteckt, so würde er nicht wirken, wenn er sie zu offen und verständlich hervortreten ließe, so würde er unfehlbar mit der Theaterzensur in Collision kommen; denn das Theater läßt sich leichter beaufsichtigen als die Literatur und ist immer mehr eine Hofanstalt und vom Geschmacke und unmittelbaren Einflusse der Höfe abhängig geworden. Daher hat auch die dramatische Poesie seit 1830 nur geringe Fortschritte gemacht; daher ist die Bühne fast immer noch dieselbe, die sie vor 1830 war, und wenn auf der einen Seite einzelne abnorme Richtungen glücklich überwunden sind und hier und da die Neigung sich geltend macht, die einheimische dramatische Literatur zu begünstigen, so ist doch auch andererseits die Liebe für das höhere poetische Drama, namentlich die historische Tragödie, fast gänzlich erloschen. Es ist die dramatische Tageschriftstellerei der Franzosen, so wenig sie auch die Sympathien der Deutschen zu gewinnen sich eignet, noch immer die Vorrathskammer, von welcher die deutschen Bühnen, wie zur Zeit der größten Hungersnoth, vorzugsweise leben. Daher besteht neben der Bühnenliteratur noch immer eine dramatische Literatur, welche den Stempel höherer Weihe an sich trägt, aber sich aus leicht ersichtlichen Gründen auf der Bühne nicht blicken lassen darf. Die Kritik hat Platen's (s. d.) Dramen, besonders seine satirischen, Gräbe's (s. d.) geniale, oft großartige, wenn auch allerdings capriciöse, form- und häufig geschmacklose Dichtungen, Immermann's (s. d.) dramatische Dichtungen, Georg Büchner's (s. d.) Trauerspiel „Danton's Tod“, Rapp's, Rogge's, Wiese's, Weichselbaumer's, Willkomm's, Benzels, Koenig's, Duller's, Köfeler's, Rade-well's (Friedrich's) und vieler Anderer Dramen mit Beifall aufgenommen oder wenigstens mit Achtung behandelt, aber die Bühne hat sie von sich gewiesen und sah sich auch wol durch Form und Wesen dieser Stücke dazu nicht selten gezwungen.

Da es unter den Schauspielern gegenwärtig nur wenige gibt, welche Talent und eine besondere Vorliebe für das heroische Genre zeigen, da die Theaterdirectoren selbst lieber Stücke geringern Inhalts zur Aufführung bringen, welche nicht so große Ansprüche an

den Regisseur, Decorateur und das Gedächtniß der Schauspieler machen, als große heroische Stücke, da endlich das Publicum, dem seit 1830 ausgebildeten Zeitcharakter getreu, für große heroische Persönlichkeiten nur geringes Interesse beweist und das Ensemble in großen historischen Tragödien überall mancherlei Lücken und Schwächen zeigt, so sind in jüngster Zeit von jüngern Dichtern, welche in diesem Genre producirten, im Verhältniß zu der Menge der Producenten nur wenige Stücke auf der Bühne dem Publicum vorgeführt worden; hierunter jedoch Julius Mosen's (s. d.) mehr schillerisch-rhetorisch-reinende, von edler Gesinnung zeugende Tragödien „Otto der Dritte“, „Der Sohn des Fürsten“ und „Bernhard von Weimar“, aber nicht desselben „Heinrich der Finkler“ und „Cola Rienzi“, letzterer wol sein bedeutendstes Drama; Herm. Marggraff's Trauerspiel „Das Täubchen von Amsterdam“, aber nicht desselben vielleicht gelungenerer Dramen „Kaiser Heinrich IV.“ und „Elfride“; ferner Werder's zu episch gehaltener „Christoph Columbus“; Laube's (s. d.) mehr französisch-sententiöser „Monaldeschi“; Gukow's (s. d.) „Pattul“; Beck's „Saul“, ein mehr lyrisches dialogisirtes Gedicht, versuchsweise in Pestiß aufgeführt; Hebbel's zum Theil geniales, zum Theil ganz unpsychologisch übertriebenes, aber durch kräftige Sprache ausgezeichnetes Trauerspiel „Judith“, nicht desselben „Genoveva“; Kuranda's „Weiße Rose“; Reinhold's „Die Söhne des Dogen“; A. Wiesner's „Inez de Castro“; E. Ebert's „Egestimit“; Marbach's „Manfred“; Kuffner's „Malteser“; Kühne's „Friedrich III.“ u. s. w. Diese Zahl zur Aufführung gekommener historischer Dramen ist jedoch nur scheinbar ansehnlich, wenn man die Menge der deutschen Bühnen und die lange Reihe von Jahren bedenkt, während welcher sie auf der einen oder der andern mehr versuchsweise zur Aufführung gelangten. Keins derselben hielt sich indeß für die Dauer, ein Umstand, welcher vielleicht weniger gegen den Werth der Stücke und der Dichter beweist als dafür, daß das Publicum der historischen Richtung im Drama entfremdet ist. Selbst der männliche, in kräftigen Tönen dichtende Immermann vermochte mit seinem Drama „Ghißmonda“ auf der Bühne nicht durchzudringen, ebenso wenig der zu weiche Jedlig (s. d.) mit „Kerker und Krone“ und Kellstab (s. d.) mit „Eugen Aram“. Das größte Glück dagegen machte Halm (Münch von Bellinghausen) mit den allerdings dem historischen Genre nicht angehörigen, aber doch in eine höhere Sphäre des Dramas zu verweisenden Stücken, „Grifeldis“ und „Der Sohn der Wildniß“, die, in glänzenden Versen geschrieben, mehr durch ihre anmuthigen Schwächen als durch wirkliche poetische Vorzüge den Beifall des Publicums, besonders des weiblichen, erhielten.

Dagegen wurde ein anderes Genre beliebt, das Conversationsstück, welches dem conversationellen Charakter der Zeit und einem gewissen mittelfeinen, bürgerlich-aristokratischen Bildungszustand, der sich seit 1830 herausgebildet hat, am meisten entspricht und um so mehr Eingang gefunden hat, da es sich über diesen Bildungszustand hinaus zu einer höhern poetischen Eigenthümlichkeit nur selten erhebt. Hierher gehören mehr oder weniger Leutner's „Geschwister“, die an Iffland's gemüthliche Weise erinnernden Stücke der Prinzessin Amalie (s. d.) von Sachsen, die „Solirten“ von Weißhaupt, dem verstorbenen Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (s. d.), Eduard Devrient's (s. d.) „Verirungen“ u. s. w. Am geistreichsten bildete dieses Genre Karl Gukow in seinem Drama „Herz und Welt oder Werner“ aus, während er in seinem „Richard Savage“ ein im Ganzen verfehltes, aber manche Schönheiten enthaltendes Conversations Trauerspiel lieferte, in seinem Drama „Ein weißes Blatt“ der conversationellen Sentimentalität huldigte, in der „Schule der Reichen“ jedoch, trotz der zu breiten Anlage, bedeutsam über die Grenzen des Conversationsstücks hinausgriff. Trogdem beruht Gukow's Verdienst nicht darin, daß er, wie seine Lobpreiser sagten, eine neue Ara der dramatischen Poesie, eine neue Gattung derselben schuf, sondern daß er schon vorhandene Linien mit schärferm Geiste ausfüllte und seine Stücke zugleich in einer bühnlich und literarisch bedeutsamen Sprache schrieb. Während dieses höhere poetische Forderungen nicht erfüllende, einen nationalen Fortschritt nicht bekundende Salon- oder Conversationsdrama die Gebildeten für sich hat, fahren die kunstlos, aber nicht gerade ohne Talent geschriebenen Stücke der Madame Birch-Pfeiffer (s. d.) fort, auf die Menge zu wirken. Das Lustspiel hat keine Erweiterung gefunden; denn schranken der Einfluß der Höfe und die Theatercensur schon die Tragödie auf gewisse unge-

fähliche Stoffe ein, so ist deren Einwirkung auf das Lustspiel noch um Vieles bedeutender, da das Lustspiel mehr als jenes auf die Behandlung gegenwärtiger und officieller Zustände angewiesen ist und, um sich national zu entwickeln, einer großen Rede- und Maskenfreiheit bedarf. Die deutsche Posse ist, wenn wir Raimund's Zauberposse ausnehmen, meist roh und derb und ohne allen dichterischen Werth, wogegen das höhere und feinere Lustspiel, das sogenannte Conversationslustspiel, wie es bei Töpfer (s. d.), Bauernfeld (s. d.) und Laube in des Legtern „Rococo“ erscheint, mehr oder weniger die Einflüsse des franz. Lustspiels bekundet. Einige, wie Albini und L. Schneider in größerer, K. Blum (s. d.) in feinerer Manier, hielten sich mehr oder weniger geradezu an ausländische Stoffe. Außerdem sind hier noch Castelli (s. d.), Kettel, Elsholz (s. d.), Apollonius von Maltitz (s. d.) anzuführen, ferner Gutzkow's „Schwert und Fopf“, ein nach einem nationalen Inhalt strebendes politisches Lustspiel, welches vielleicht einen beachtenswerthen Fortschritt bezeichnet. Von komischem Talente legte in jüngster Zeit besonders noch Roderich Benedix in mehreren gern gesehenen Lustspielen Proben ab, ferner Feldmann in München.

So gewähren die deutschen Theaterzustände in ihrer losen Buntheit kein erfreuliches, wenigstens kein nationales Bild. Jede neue franz. Oper, jedes neue franz. Lustspiel wird mit einer Gewissenhaftigkeit auf den deutschen Bühnen eingebürgert, welche man gegen neue deutsche Stücke nicht beweist. Diese aber, wenn sie höhern poetischen Charakters sind, haben darum einen schweren Stand, weil in Deutschland kein Centralpunkt, gleichsam keine Centraljury vorhanden ist, wie Frankreich sie in Paris besitzet. Fast jede Theaterstadt hat in Deutschland ihren eigenen Geschmack, und zudem ist das Gelingen der Aufführung eines neuen Stückes bei dem oft sehr mittelmäßigen Personal höchst zweifelhaft. Manches neue Drama verschwindet von der Bühne, weil es, auf einem unbedeutenden Theater aufgeführt, keinen Erfolg hatte, den es vielleicht auf der berliner Bühne oder dem Hofburgtheater gehabt haben würde. Zwar haben die Directionen, von der unablässigen Polemik aufgerüttelt, in jüngster Zeit mehr als früher neue deutsche Stücke zur Aufführung gebracht, doch fehlt noch viel daran, daß sie für Förderung des poetischen Nationalinteresses aufrichtig besorgt wären; sie kehren immer wieder zu der Vorrathskammer an der Seine zurück, um auch ihrerseits zu beweisen, daß die zwangsweise proclamirte deutsche Einheit und Selbständigkeit nur eine Fiction sei, daß die Deutschen wie im Hofceremoniell, in der Tracht und in der Belletristik, so auch im Theaterwesen immer wieder bei franz. Vorbildern ihre Anleihen machen. Die rohe Masse ist roh geblieben wie immer, dagegen sind die Gebildeten zu kritisch geworden, um für ein poetisches Werk, an welches man gewöhnlich nur das conventionelle Maß des Gesellschaftstons legt, hinlänglich naive Empfänglichkeit zu besitzen. So stehen die Dichter auch noch unter der Censur der Societät. Die im Ganzen dürftigen Honorare und die gesetzlich wenig gesicherte Rechtsstellung der dramatischen Autoren den Bühnen gegenüber tragen ebenfalls dazu bei, die dramatischen Dichter Deutschlands zu entmuthigen und vom Produciren abzuschrecken. Das Handwerk wird in Deutschland stets besser bezahlt als der Geist, und während man an eine Oper oder ein Ballet Tausende verschwendet, hat man das Honorar für die dichterische Production auf ein nur geringes Quantum eingeschränkt; an eine Lantième ist fast überall noch gar nicht zu denken. Die Schauspieler sind zwar im Durchschnitt kenntnisreicher als früher, haben aber auch weniger Schwung und nicht jene Genialität mehr, welche die Schauspieler einer frühern Epoche auszeichnete, als sie im Leben von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, um so mehr aber von der Bühne herab die Gesellschaft beherrschten und sich so für ihren losen Zusammenhang mit der Societät aufs glänzendste entschädigten. Indeß beschränkt sich die Bildung der deutschen Schauspieler meist auch nur auf ein journalistisches und höchstens belletristisches Surrogat der Bildung, eher zu ihrem Nachtheil als zu ihrem Vortheil, da die Theaterkritik so gesunken, so verkäuflich geworden, so in die Hände der Schauspieler oder ihrer nächsten Freunde übergegangen ist, daß die Lehren, die sie aus ihr schöpfen könnten, äußerst zweideutig und verwirrend sind. Eduard Devrient hat eine Theaterakademie und eine Theaterschule in Vorschlag gebracht, und wenn auf diesem Wege auch ein besseres Ensemble hergestellt und mancher Ubelstand abgeschafft werden dürfte, so möchte eine solche Schulbildung doch auch manche andere Ubelstände herbeiführen, die Arroganz und die Rivalität der Schauspieler steigern und am we-

nigsten geeignet sein, für die fehlende Genialität Erfas zu leisten oder den Schauspielern jenen Schwung, jene Begeisterung einzulösen, die hauptsächlich durch eine für die Kunst und Poesie selbst, nicht für die bloße Ökonomie und andererseits prächtiges Arrangement besorgte Direction hervorgebracht werden kann. Daß die Theater im Allgemeinen gesunken oder im Sinken begriffen sind, ist eine unabweigbare Thatsache; man vergleiche nur die Besetzung mancher ältern Stücke in früherer Zeit auf der berliner Hofbühne mit der Besetzung wie sie gegenwärtig auf demselben Theater stattfindet; während man dort fast nur Namen von Bedeutung erblickt, führt uns die neue Besetzung nur wenige vor, welche die Gegenwart überdauern werden. Dennoch steht die berliner Hofbühne noch immer auf einer ziemlich hohen Stufe durch einzelne tüchtige Talente und gutes Ensemble, es schadet ihr aber die Buntheit, die Mannichfaltigkeit der Richtungen, in denen sie sich zersplittert. Der entgegengesetzte Charakter dagegen läßt das wiener Hofburgtheater noch immer als eine Musteranstalt erscheinen, wie überhaupt in Deutschland Wien allein darin mit Paris wetteifert, daß die verschiedenen Dramengattungen sich auf den verschiedenen Bühnen abgrenzen und selbständig entwickeln. Freilich ist die Leopoldstädter Bühne, dieses echte Volkstheater, bereits von seinen einfachen Grundzügen abgewichen und verliert immer mehr die Bedeutung einer wirklichen Volksbühne. München, Stuttgart, Dresden, Hannover zeichnen sich noch durch einzelne Talente aus. Auf den meisten übrigen Bühnen werden die Schauspieler zu sehr in den verschiedenartigsten Fächern verwendet, um sich in dem für sie geeignetsten Genre vollständig zu entwickeln. Für das Heldenfach gibt es kaum noch einen gebiegenen genialen Repräsentanten, seitdem Esclair todt und Anshütz gealtert ist. Auch Nott erscheint am bedeutendsten in Charakterrollen, obwohl er vorzugsweise Helden spielt; doch stellt Emil Devrient jüngere Helden würdig dar, während Löwe in Wien bereits die Grenze jugendlicher Helden überschritten haben dürfte. Am meisten drängt es die gegenwärtigen Schauspieler zum Fache der tragischen oder komischen Charakterrollen, wie der verstorbene Pauli und Seydelmann (s. d.), und die noch lebenden Laroche, Jost, Marr, Döring, Grunert, Porth u. s. w. beweisen. Am besten und selbst auf Bühnen von geringerer Bedeutung in trefflicher Weise wird auf allen Bühnen das Conversationsstück und Conversationslustspiel dargestellt, eine Erscheinung, wovon die Gründe nahe und im Charakter der Zeit liegen. Geniale und eigentlich humoristische Komiker hat in letzter Zeit besonders der Volkshumor der Leopoldstädter und Josephstädter Bühne erzeugt, aber mehr auf dem Wege des natürlichen Instincts als der künstlerischen Durchbildung. Unter den Schauspielerinnen scheinen geniale Heldinnen wie Sophie Schröder fast gänzlich ausgestorben zu sein und schon Madame Crelinger-Stich, selbst Madame Kettich gehören einer vergangenen Zeit an, welche für das heroische Drama noch Sinn und Empfänglichkeit zeigte. Meist wenden sie sich, dem Charakter der Zeit entsprechend, dem sentimentalen Genre oder, wie Charlotte von Hagen, der naiv schallhaften Grazie der Komik zu. Es bleibt dahingestellt, ob eine ereignisreichere, mehr in Thaten als in Reflexionen und politischen Discussionen sich entwickelnde Zeit dem höchsten Genre der dramatischen Poesie, dem historisch heroischen, einen neuen Aufschwung geben und den Sinn für tragische Tiefe wieder erwecken wird.

Deutz, im Mittelalter Duiz, lat. Dunitium, ein altes Städtchen am rechten Ufer des Rhein, Köln gegenüber und mit diesem durch eine Schiffbrücke verbunden, wird gleichsam als eine Vorstadt von Köln angesehen, in dessen Befestigung es mit eingeschlossen ist. D. zählt gegen 3000 E., welche namentlich sehr lebhaften Handel und Schifffahrt treiben; es hat eine große Artilleriewerkstätte und eine schöne neue Cavaleriekaserne und ist der Hauptvergnügungsort der Kölner. Das alte röm. Castell in D. wurde von dem Erzbischof Heribert von Köln 1002 in ein Kloster umgewandelt. Später erbauten sich die Bögte dieses Klosters, die Grafen von Berg, ein Schloß, von welchem aus sie die Gegend beunruhigten, bis der Erzbischof Heinrich dasselbe 1230 eroberte und schleifen ließ. Unter dem Nachfolger Heinrich's, dem Erzbischof Konrad, wurde D. mit Mauern und Thürmen umgeben. Mehrfache Verwüstungen erfuhr es in der Folgezeit; 1376 wurde es von den Kölnern in Brand gesteckt, 1445 durch den Herzog Johann I. von Kleve und 1583 durch die Truppen des Erzbischofs Gebhard von Köln. Auch im Dreißigjährigen Kriege hatte es viel zu leiden. Nach dem nimmeger Frieden wurden 1678 die Festungswerke geschleift, die es erst 1816 wieder

erhielt. Bei D. wird die Köln-mindener Eisenbahn beginnen und so dieses Städtchen eine neue bedeutende Wichtigkeit erhalten.

Devaluation. Da der Werth alles Eigenthums, alle Käufe, Verkäufe, Darlehen u. s. w. in Geld oder Münze geschätzt oder gemacht werden, so kann keine Herabsetzung des Werths der Münzen vorgenommen werden, ohne diese Schätzungen und Verbindlichkeiten zu ändern, und den einen Theil auf Kosten des andern zu bereichern. Eigentlich sollte eine solche Herabsetzung gar nicht stattfinden, weil Geld oder Münze allgemein als Maßstab dienen, wonach sich der Werth aller Gegenstände richtet, und als Äquivalent, für welches sie gewöhnlich ausgetauscht werden. Dennoch ist nichts mehr geändert worden als der Werth der Münzen. Die Veranlassung dazu gaben, daß man das Münzrecht als eine Finanzquelle betrachtete; ferner die Preiserhöhung der auszuprägenden Metalle, die höhern Prägungskosten und der geringere Münzfuß des Nachbarlands. Der erstere Grund waltete hauptsächlich in frühern Zeiten vor, wo die Fürsten theils zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, theils um sich aus finanziellen Verlegenheiten zu helfen, auf die Münzen einen höhern Werth setzen ließen, als diesen der innere Gehalt gab. Obschon indeß das Steigen der Preise, welches unausbleiblich nach einer jeden Reduction des innern Gehalts einer Münze folgt, und die dadurch herbeigeführte Zerrüttung alles Verkehrs das Volk längst enttäuschen und die Regierungen lehren mußte, daß es besser sei, die Münzwährung unverändert beizubehalten, so haben doch erst die gesteigerte Civilisation, die Kenntnisse und Mittel, welche das Publicum erlangt hat, selbst Prüfungen anzustellen und die Macht der öffentlichen Meinung solches zu verhindern vermocht. Friedrich der Große war der letzte christliche Fürst, welcher durch die Prägung der sogenannten Ephraimiten (s. d.) in Leipzig eine solche Maßregel sich hat zu Schulden kommen lassen; doch darf auch das zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrh. maßlose Prägen geringer Groschen in Preußen hier nicht unerwähnt bleiben. Um aber zu einem guten Münzsysteme zurückzukehren, gibt es zwei Wege, entweder die geringhaltigen Münzen einzuschmelzen, oder ihnen einen geringern Werth im Verkehr beizulegen. Diese Reduction des Werths heißt *Devaluation*, und es zieht dieselbe den Besitzern solcher Münzen einen Verlust von dem Betrage zu, der sich durch die Vergleichung des frühern Werths mit dem reducirten ergibt, wofern die Regierung die devalvirten Münzen nicht für den frühern Werth eintauscht und zu dem reducirten wieder ausgibt, wozu sie verpflichtet ist. Die andern oben angeführten Gründe zu Änderung des Münzfußes können zu keiner Devaluation Anlaß geben, weil dann die frühern Münzen besser als die neuen sind. Eine Devaluation der Münzen kann aber ferner stattfinden, wenn letztere sich abgenutzt haben und die Regierung durch deren Einschmelzen viel verlieren würde. Allein eine solche Maßregel verträgt sich ebenfalls mit dem gegenwärtigen Stande der Civilisation nicht, welcher schlechterdings verlangt, daß die Regierung wie den innern Gehalt so auch das Gewicht gewähre und die abgenutzten gegen vollwichtige umtausche. Was endlich die Devaluation fremder Münzsorten anlangt, so ist solche eine sehr weise Maßregel, wenn sie sich auf Münzen bezieht, die noch nicht im Lande eingeführt sind; dagegen zeigt es von großer Nachlässigkeit der Regierung, wenn sie sich zu einer solchen Maßregel veranlaßt sieht in Beziehung auf solche Münzen, die bereits in Umlauf gekommen; eine Verpflichtung aber, dieselben einzuziehen, kann der Regierung nicht beigegeben werden.

Devaur (D. C.), früher belg. Staatsminister, geb. zu Brügge ums J. 1795, trat 1820 in die advocatorische Laufbahn und nahm seitdem, der niederländ. Politik in Rücksicht auf Belgien abgeneigt, lebhaften Antheil an der politischen Befreiung seines Vaterlandes. Im J. 1824 schloß er mit Lebeau und Rogier die enge Verbindung, aus welcher nach der Revolution die sogenannte doctrinaire Partei hervorging, die das Geschick des jungen Staats anfangs nach innen und außen leitete. Während Lebeau und Rogier praktisch den Weg verfolgten, wurde D. der Leiter des politischen Gedankens. In dem gemeinschaftlich geleiteten Oppositionsblatte „*Politique*“ brachte er zuerst die Idee der Vereinigung der katholischen mit der liberalen Partei in Anregung, die, nachdem sie wirklich erfolgt, vorzugsweise den Sturz des Hauses Dranien herbeiführte. Während der Revolution trat er in den Congress und bekämpfte daselbst die republikanischen Tendenzen, denen er, seinem politischen Principe nach, die constitutionelle Monarchie als das einzige Mittel zur festen Organisation Belgiens entgegensetzte. In dem-

selben Sinne half er auch die Verfassung entwerfen. Als nach dem Anschlusse Nothomb's die Doctrinaires von dem Regenten, Surlet de Chokier, ins Ministerium berufen wurden, ward er Staatsminister ohne Portefeuille. Im J. 1831 nahm er an der Conferenz zu London Theil, wo er wesentlich für Beseitigung der Schwierigkeiten wirkte, welche sich dem Prinzen Leopold bei der Annahme der belg. Krone entgegenstellten. Nach der Einsetzung des Königs zog er sich, durch angestrenzte Arbeiten körperlich erschüttert, von den Geschäften, bis auf seine Thätigkeit als Kammermitglied, zurück; auch verweigerte er jede Betheiligung an der öffentlichen Verwaltung, als sich seine politischen Freunde 1833 und 1834 wieder am Staatsrath befanden. Obschon kein glänzender Redner, zeigte er sich, besonders in den frühern Jahren, als ein thätiges und einflussreiches Kammermitglied. Eine seiner ausgedehntesten parlamentarischen Arbeiten, wodurch er sich neue Verdienste um sein Vaterland erwarb, war der Bericht über das in politischer und finanzieller Hinsicht für Belgien wichtige Eisenbahnanlehen, das im Apr. 1838 mit dem Hause Nothschild abgeschlossen wurde.

Develey (Isaac Emanuel Louis), Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität zu Lausanne, geb. zu Labredonnière im Waadtland am 27. Mai 1764, studirte zu Genf und seit Ende des J. 1787 einige Monate zu Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er 1791 Stellvertreter des Professors der Philosophie und Mathematik in Lausanne, was er bis 1794 blieb, und im Apr. 1798 ihm die wirkliche Professur der Mathematik und bei der neuen Organisation der Universität im J. 1806 auch der Lehrstuhl der Astronomie übertragen. Im J. 1837 erhielt er einen Substituten. Um die Universität hat er sich große Verdienste erworben; als Gelehrter und Schriftsteller ist er namentlich in der Schweiz sehr geschätzt. Außer mathematischen Lehrbüchern hat er anonym den historischen Roman „Les Egyptiens sur les bords du lac Léman“ (2 Bde., Genf 1828) herausgegeben.

Developpabel, d. i. abwickelbar, heißen in der Mathematik solche krumme Flächen, die sich ohne Bruch und Faltung in einer Ebene ausbreiten oder abwickeln lassen. Dahin gehören die Cylinder- und Kegelflächen, überhaupt aber alle krumme Flächen, die durch die Bewegung einer geraden Linie entstehen, deren zwei nächste Lagen immer in einer Ebene liegen, also sich entweder schneiden oder parallel sind. Flächen dieser Art, die man wol auch einfachgekrümmte Flächen nennt, haben zugleich die Eigenschaft, daß man in ihnen nach gewissen Richtungen gerade Linien ziehen kann, was bei den nicht developpabeln oder doppeltgekrümmten Flächen, zu denen die Kugelfläche gehört, in keiner Richtung möglich ist.

Deventer, der Hauptort der niederländ. Provinz Dberysel, eine alterthümlich gebaute Stadt mit ziemlich verfallenen Festungswerken, am rechten Ufer der Yssel, über welche hier eine Schiffbrücke führt, hat mehre Kirchen, unter denen die Hauptkirche besonders durch ihre schönen Glasmalereien sich auszeichnet, ein schönes Stadthaus, ein Gymnasium und 16000 E., welche Bierbrauerei, Gewürzfabrikation, bedeutende Leinwand- und Teppichweberei, Strumpfstreicherei und nicht unbeträchtlichen Handel treiben. Auch besteht daselbst eine ansehnliche Eisengießerei. Eigenthümlich ist D. der sogenannte Deventerkuchen, eine Art Honigkuchen, der bedeutend ausgeführt wird. Am linken Ufer der Yssel zieht sich ein sehr anmuthiger Spaziergang hin, de Vervy genannt. D. war im Mittelalter eine freie Reichs- und Hansestadt und kam, nachdem die Bischöfe von Utrecht schon längere Zeit einige Hoheitsrechte ausgeübt hatten, 1528 an Karl V. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bisthum errichtet, das aber nur bis 1591 bestand, wo der Prinz Moritz von Oranien die Stadt den Spaniern wieder entriß. Seitdem blieb D. als Hauptstadt von Dberysel mit den niederländ. freien Provinzen verbunden.

Devise, aus dem mittellat. *divisa*, d. i. Abzeichnung, heißt ein durch ein Sinnbild (s. d.) ausgedrückter und dargestellter Wahlspruch. Dergleichen Wahlsprüche gingen aus den Sinnbildern selbst hervor, denen später der größere Deutlichkeit wegen Aufschriften beigelegt wurden, und bestehen aus zwei Theilen, einer sinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigelegten Wahlspruche, den man die Seele der Devise nennt. (S. auch *Aufschrist*.) Schon in des Aeschylus Tragödie „Die sieben Helden vor Theben“ erscheinen alle diese Helden mit Devisen auf ihren Schilden, und ein Gleiches erzählt Xenophon von den Schilden der Lacedämonier und Sicyonier. Der griech. Redner Demosthenes führte als Devise auf seinem Schilde die Worte *ἀγαθὴ τύχη*, d. i. zum guten Glück, was

ihm, als er dasselbe in der Schlacht im Stiche ließ, einen herben Spott zuzog. Im Mittelalter wurden die Devisen auf den Wappenschilde zur förmlichen Sitte, und in dem Ritterthume selbst lag es, daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien sich ihrer bediente. Bei Festen aller Art sah man sie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, wie auf Schiffen. Besonders häufig wurden sie später an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, in Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. angebracht. In der neuesten Zeit hat sich der Gebrauch fast verloren, wenigstens in seiner ursprünglichen Weise. — Auch wird das Wort Devise in Cursberichten gebraucht, um damit eine gewisse Gattung Wechsel anzudeuten; z. B. von allen Cursen ist bloß die Devise Augsburg kurze Sicht oder die Devise London 2 Monat dato gesucht.

Devolution heißt in der Rechtssprache der in gewissen Fällen kraft des Gesetzes eintretende Übergang eines Rechts oder Besigthums auf einen Andern, und zwar bezeichnet man insbesondere damit das früher an mehreren Orten, namentlich in Oberdeutschland, bestehende Recht, wonach bei dem Tode des einen Ehegatten das Eigenthum an dem beiden Gatten gemeinschaftlichen Vermögen auf die Kinder überging (den Kindern „verfangen“ ward daher auch Verfangenschaftsrecht genannt), so jedoch, daß der überlebende Ehegatte den Nießbrauch davon behielt. Von diesem Rechte wurde der Krieg Ludwig's XIV. mit Spanien im J. 1667 der Devolutionskrieg benannt. (S. Aachen.) Im Kirchenrechte versteht man unter Devolution das Befugniß der höhern Behörde, des Bischofs oder des Consistoriums, eine erledigte geistliche Stelle, deren Besetzung von dem Inhaber des Patronatsrechts verfallen oder hinsichtlich welcher etwas versehen worden war, nach einer gewissen Frist in dem einzelnen Falle zu besetzen. — Devolutive Rechtsmittel sind die, durch deren Einwendung eine anhängige Rechtsache von dem Unterrichter an den Obergerichter gebracht wird. (S. Rechtsmittel.)

Devonshire, eine Grafschaft im südwestlichen Theile Englands von 120 QM. Areal, ist abwechselnd von Bergen und Hügeln bedeckt, zwischen welchen sich Thäler und kleine Ebenen ausbreiten, während die Küste am Kanale von hohen Felsenriffen eingeschlossen wird, welche vortreffliche Häfen und sichere Rheden bilden. Im Süden fruchtbar, ist sie dagegen im Norden und Nordosten von trockenem Sande mit vielen Haidestrichen bedeckt und im Westen Moorland. Die Berge, welche aus Cornwall in die Grafschaft hereinreichen, enthalten zahlreiche Metalladern; unter den Flüssen erwähnen wir Dart, Teigne, Amer, Exe und den Taw mit dem Torridge, welche in die Bai von Bristol sich ergießen. Mineralquellen gibt es zu Gubbs-Wall bei Cleave, zu Bella-Marsh, Hsington, Brook und Bampton. Das Innere und der Süden der Grafschaft erfreuen sich eines milden Klimas, während dasselbe im Westen rauh und ungesund und im Norden feucht ist. An Mineralien werden Zinn, Eisen, Blei, Braunstein, etwas Gold, Silber, Kupfer, Wismuth und Kobalt, Schiefer, Steinkohlen und mehre Thonarten zu Tage gefördert. Das Pflanzenreich liefert Getreide, Hülsenfrüchte, Hanf und Obst, aus welchem letztern viel Cider bereitet wird. Die Grafschaft zählt gegen 495000 E., welche Viehzucht, etwas Acker- und Obstbau, Fischerei und Bergbau, die gewöhnlichen Gewerbe, Eisenfabrikation und Schiffbau treiben. Der Hauptort ist die Stadt Exeter (s. d.).

Devonshire war seit König Heinrich I. der Name mehrerer engl. Geschlechter, der zu Anfange des 17. Jahrh. an das Haus Cavendish kam, das ihn theilweise noch gegenwärtig führt. Die Cavendish sind ein Zweig des einst in Norfolk und Essex mächtigen Hauses der Gernons. Roger, ein jüngerer Sohn des Hauses Gernon, erwarb sich unter der Regierung Edward's II. durch Heirath das Gut Cavendish in Suffolke, wovon seine ganze Nachkommenschaft den Namen annahm. — William, Baron Cavendish von Hardwick, gest. 1625, war der Erste, der 1618 von König Jakob I. den Titel eines Grafen von D. erhielt. — Sein Sohn, William Cavendish, der zweite Graf von D., starb am 20. Juni 1628 und hinterließ zwei Söhne. — Der jüngere, Charles, kam im Bürgerkriege um, der ältere, William, wurde der dritte Graf von D., heirathete Elisabeth Cecil, die Tochter des Grafen William von Salisbury, und starb am 23. Nov. 1684. — Sein Sohn, William, zuerst vierter Graf von D., Lordlieutenant der Grafschaft Derby, war einer der engl. Großen, die sich eifrig für den Prinzen von Dranien erklärten, wofür ihn König Wilhelm III.

1694 zum Marquis von Hartington und zum Herzoge von D. erhob, und es genießen seitdem die Devonshires in England großes Ansehen, das sich allerdings weniger auf geschichtliche Verdienste als auf Besitz von Würden und unermessliche Reichthümer gründet. Er starb als Oberhofmeister der Königin Anna am 18. Aug. 1707 und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Butler, der Tochter des Herzogs von Ormond, die Söhne William, Henry und James. — William folgte dem Vater als zweiter Herzog von D. und auch in der Hofwürde, die seitdem in dieser Familie fast erblich ward. Er starb am 15. Juni 1729 und hinterließ aus seiner Ehe mit Rachel Russell, der Tochter des enthaupteten Lord William Russell, drei Söhne, von denen der jüngste, Charles, der Vater des als Chemiker und Gelehrter berühmten Henry Cavendish (s. d.) wurde. — Der älteste Sohn, William, geb. 1698, dritter Herzog von D., war 1736—45 Vicekönig von Irland, Lordlieutenant von Derbyshire und starb am 5. Dec. 1755. — Sein ältester Sohn, William, vierter Herzog von D., geb. 1720, wurde 1754 Lordlieutenant der Grafschaft Cork in Irland, 1755 Vicekönig von Irland, 1756 erster Commissar der Schatzkammer und Lordlieutenant von Derbyshire, 1757 auch Oberkammerherr, welche Würde er jedoch unter dem Ministerium Bute niederlegte, und starb am 28. Sept. 1764 zu Spaa. In Folge seiner Vermählung mit Charlotte Boyle, des Grafen von Burlington einziger Tochter, hinterließ er ein unermessliches Vermögen. — Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., geb. am 14. Dec. 1748, wurde 1766 zum Großschatzmeister von Irland ernannt, um seine politische Opposition zu brechen; allein er blieb, wie die ganze Familie, fortwährend dem Whigismus treu und fuhr fort, die Politik des Hofes gegen das unglückliche Irland zu tadeln. Er starb am 29. Juli 1811. — Seine erste Gemahlin war Georgina, die Tochter des Grafen John Spencer, geb. am 9. Juni 1757, die ebenso sehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit wie durch Geist und Bildung glänzte. Bei großer Theilnahme an den politischen Angelegenheiten und umgeben von den Zerstreuungen der vornehmen Welt, erhielt sie sich doch den Charakter reiner Weiblichkeit. Als sie sich einst mit andern Damen für die Wahl Fox's als Parlamentsdeputirter für Westminster bemühte, foderte ein Fleischer von ihr für seine Stimme einen Kuß, den er auch von der schönsten Frau ihrer Zeit zum allgemeinen Ergögen erhielt. Sie war bewandert in der Geschichte und Literatur und besaß selbst poetisches Talent. Neben mehren andern Erzeugnissen ihrer Muse, schrieb sie auf einer Reise in die Schweiz ein Gedicht, worin sie den Übergang über den Sanct-Gotthard schilderte und das sich durch Reinheit und Eleganz der Form sowie durch lebhaftere Phantasie auszeichnete. Mit einer franz. Uebersetzung wurde dasselbe von Delille (Par. 1802) herausgegeben. Sie starb am 30. März 1806. — Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Hervey, die Tochter des vierten Grafen von Bristol, war zuerst mit einem gewissen Foster verheirathet, der ihr zwei Kinder hinterließ und mit des Herzogs erster Gemahlin eng befreundet. Als eine Frau von Geist, Bildung und seltener Liebenswürdigkeit, hatte sie großen Einfluß auf mehre hervorragende Persönlichkeiten und durch diese auf die politischen Angelegenheiten. Im J. 1815 verließ sie indes nach ärgerlichen Familienaustritten London und wendete sich nach Rom, wo ihr Haus bald der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer, besonders der Künstler und Gelehrten, wurde. Auf ihre Veranlassung wurden auf dem Forum romanum die Säulen des Phokas aufgedeckt. Auch ließ sie die Uebersetzung der „Aeneide“ des Virgil von Annibale Caro mit einer Reihe von den ausgezeichnetsten Künstlern entworfener Kupferstiche in 150 Exemplaren drucken (2 Bde., 1818, Fol.), die sie an Freunde, Fürsten und große Bibliotheken verschenkte. Auf gleiche Weise erschienen durch sie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz und des Gedichts ihrer Freundin Georgina. Der Tod überraschte die Herzogin am 30. März 1824, als sie mit den Illustrationen zum Dante beschäftigt war. — Der Vorigen einziger Sohn, das gegenwärtige Haupt der Familie, ist William Spencer Cavendish, sechster Herzog von D., Baron Clifford von Lanesborough und Baron Cavendish von Hardwicke, Lordlieutenant von Derbyshire. Geb. am 21. Mai 1790, gelangte er nach des Vaters Tode zur Pairswürde und verwendete sich im Oberhause wiederholt mit großem Nachdrucke für die Emancipation der irischen Katholiken. Auch als Lordkammerer im Ministerium Grey zeichnete er sich als freisinniger Whig aus. Auf seinen Reisen durch Deutschland und Frankreich erregte er durch Glanz und durch sein lebhaftes Kunstinteresse die Aufmerksam-

keit. Im J. 1839 unternahm er eine Reise nach Konstantinopel, die zu mannichfaltigen Gerüchten hinsichtlich ihrer Motive Veranlassung gab. Seine Kunstsammlung ist eine der ausgezeichnetsten in England. Angeblich in Folge eines Familienvertrags ist er nicht verheirathet.

Devotion hieß bei den Alten der feierliche Act, wenn Jemand zum Wohle des Staats oder eines Andern sich durch einen freiwilligen Tod den unterirdischen Göttern weihte, wie dies z. B. Marcus Curtius (s. d.), P. Decius Mus (s. d.) und sein gleichnamiger Sohn thaten, was stets unter vorausgehenden und gleichzeitigen großen Feierlichkeiten geschah. Mit der Devotion stand die Execration feindlicher Staaten, Städte, Heere oder einzelner Personen, über die die Priester Verwünschungen aussprachen, und die Evocation oder die Aufforderung an den Schuttgott einer Stadt, dieselbe zu verlassen und überzugehen, in Verbindung. Solche Evocationen fanden z. B. bei Gabii, Veji, Korinth und Karthago statt.

Devrient (Ludw.), unter den deutschen Schauspielern neuerer Zeit der genialste, geb. zu Berlin am 15. Dec. 1784, wurde von seinem Vater, einem Seidenhändler, für den Kaufmannstand bestimmt, wozu er indeß, durch eine Vorahnung der in ihm ruhenden Genialität gedrängt, gar keine Neigung hatte. Heimlich verließ er das väterliche Haus, begab sich zu der wandernden Schauspieltruppe des Directors Lange (eigentlich Bode) und betrat 1802 in Gera zum ersten Male die Bühne unter dem Namen Herzberg als Vöte in der „Braut von Messina“. Später zog er mit dieser Truppe in mehren sächs. Städten umher, bis er in Dessau ein festeres Engagement erhielt. Schon hier fand er vielen Beifall, so wenig auch er sich selbst genügte, zugleich aber wurde ihm der Genuß spirituöser Getränke schon damals zum Bedürfniß und eine unregelmäßige Lebensweise, die er jedoch durch die ihm inwohnende Genialität und humoristische Lebensanschauung zu verklären wußte, zur Gewohnheit. Das Versprechen seines Vaters, ihm Verzeihung zu gewähren und seine Schulden zu bezahlen, wenn er in das väterliche Haus zurückkehren wollte, machte ihn schwankend, doch der Buchhändler C. F. Kunz (J. Funck) bestimmte ihn durch seinen freundschaftlichen Rath, bei der Bühne zu bleiben, der er mit seinem ganzen Wesen und Sein so innig angehörte. Im J. 1807 verheirathete er sich mit Margarethe Neefe, der Tochter des Componisten und Concertmeisters bei der Hofcapelle in Dessau, die ihm jedoch bereits nach einem Jahre durch den Tod entrißen wurde. Einige Jahre nachher ward er durch drückende Schulden genöthigt, sich heimlich zu entfernen, und begab sich dann zu der Bühne in Breslau, wo er fortbauend mit dem größten Beifall spielte, jedoch auch seine aufreibende Lebensweise fortführte. In Breslau lernte ihn Iffland kennen und als Nebenbuhler seines Ruhms fürchten, doch war er uneigennützig genug, ihn, im Vorgefühle seines Todes, für die berliner Bühne zu gewinnen, da er ihn für den einzigen Schauspieler hielt, der ihn ersetzen könnte. Im J. 1815 betrat D. in der Rolle des Franz Moor zum ersten Male die berliner Bühne und wurde und blieb von nun an der gefeierte Liebling des Publicums. Zu früh für die Kunst starb er am 30. Dec. 1832. Nächtlicher, durch D.'s Humor und Genialität gewürzter Verkehr mit gleichgesinnten Freunden hatten ihm den Genuß geistiger Getränke im Übermaß zum Bedürfniß gemacht und seinen Körper zerrüttet. Die Theilnahme aller Stände sprach sich bei seinem Leichenbegängniß aus, da man in ihm nicht bloß den großen Künstler bewunderte, sondern auch den fast bis zur Kindlichkeit gutmüthigen und naiven, bis zur Schwäche harmlosen und arglosen Menschen geliebt hatte. Als Schauspieler steht D. einzig da, indem bei ihm die Inspiration bei weitem mächtiger war als die bloße Reflexion und das Studium, wodurch er den Gegensatz gegen Iffland bildete, und indem ein ursprünglicher poetischer Humor seine Leistungen von innen heraus verklärte. Er war eine dämonische Künstlernatur, und dieses Dämonische prägte sich auch in seiner gesammten äußern Erscheinung, in seiner Gesichtsbildung, seinem Organe aufs frappanteste aus, die, wie seine ganze Auffassungsgabe, seine Mimik und Declamation, mehr charakteristisch ergreifend wirkten, als in idealem Sinne schön zu nennen waren. Jeder Moment erschien bei ihm als That und als das Heraustreten eines innern geistigen Lebens, nicht als das Herantreten des bloßen Calculs zu einem äußerlich gegebenen Lebensmomente. Er erlebte Das, was er darstellte, und zwang somit das Publicum, das Dargestellte mitzuerleben. Viele Rollen hat er gleichfalls erst neu erschaffen und ist darin ein unerreichtes Vorbild geworden, sodaß man seinen

Nachahmern höchstens die Copirfertigkeit, nicht das ursprüngliche Schaffungstalent nachrühmen kann. Das höchste Komische wie das höchste Tragische, aber auch das zwischen beiden Extremen liegende gemüthlich-Humoristische, insofern es nur dem charakteristischen, nicht dem idealen Genre angehörte, gelang ihm gleich ausgezeichnet; er war geschaffen nicht für das bloß heroisch Declamatorische, sondern für das mehr Reimnenschliche, welches der bürgerlichen Sphäre näher liegend, doch über die platte Wirklichkeit hinausreichte und entweder ein Versinken in das Dämonischpsychische oder ein Überspringen in das Gebiet der phantastischen Humoristik nöthig oder möglich machte. Daher wurde er Norm für viele Shakspeare'sche Figuren, für Shylock, Lear, Richard III., Mercutio, Falstaff; Vorbild für Franz Moor, den Mohren in „Fiesco“, Scherwa, Lorenz Kindlein und eine Menge kleiner Charakterrollen, die erst durch ihn Leben und Bedeutung erhielten. Vgl. J. Funck, „Aus dem Leben zweier Schauspieler: Iffland's und D.'s“ (Lpz. 1838). — Wie in vielen Familien scheint auch in der Familie Devrient die Liebe und die Anlage für die Kunst erblich gewesen zu sein, da drei seiner Nefen, die sämmtlich von ihrem Vater für den Kaufmannstand bestimmt wurden, ihr Talent der Bühne widmeten. Von ihnen hat der älteste, Karl Aug. D., geb. zu Berlin am 5. Aug. 1798, der den Feldzug von 1815 mitmachte, 1819 in Braunschweig debütierte, 1823 eine 1828 wieder aufgelöste Ehe mit Wilhelmine Schröder (s. Schröder-Devrient) einging und vielfach auf Gastrollen reiste, vielleicht die bedeutendsten natürlichen Anlagen und äußern Mittel, aber die mangelhafteste Durchbildung. Gegenwärtig Mitglied der Bühne zu Hannover, wendet er sich seit einiger Zeit mehr von dem Fache jugendlicher Helden und Liebhaber ab und den ältern Helden- und Charakterrollen zu. — Der zweite Bruder, Phil. Eduard D., geb. am 11. Aug. 1801, Mitglied der berliner Hofbühne, besitzt unter den Brüdern die geringsten Mittel, aber die gründlichste wissenschaftliche Durchbildung. Früher ein tüchtig geschulter Bariton Sänger, widmete er sich später dem recitirenden Rollenfache, in welchem er vieles Studium, ein edles Streben, Verstand und Besonnenheit, aber beidem weniger das Feuer der Begeisterung bekundet. Auch als Schriftsteller und Theaterdichter besizt er einigen Ruf, besonders durch seine „Briefe aus Paris“, die manche interessante Bemerkungen und Beobachtungen enthalten, durch seine Schrift „Über die Gründung einer Theaterschule“ und durch die Stücke: „Das graue Männlein“, „Di Günst des Augenblicks“, „Die Verirrungen“, „Der Fabrifant“, Stücke, denen ein poetisches Interesse nicht zugesprochen, aber ebenso wenig ein theatralisches, wenigstens in Bezug auf das Charakterbild „Die Verirrungen“, abgesprochen werden darf. Unter seinen Operntexten, deren er mehrere schrieb, gewann „Hans Heiling“ an sich wie durch Marschner's ansprechende Musik den meisten Beifall. Als Schauspieler wie seiner gesammten Bildung nach gehört er Berlin an. — Der dritte Bruder, Gusi. Emil D., geb. am 4. Sept. 1803, als Schauspieler der berühmteste und beliebteste unter den Brüdern, übertrifft den zweiten an schönen Naturmitteln und den ältesten an künstlerischer Durchbildung, jenen an Feuer, wie diesen an weiser Gemessenheit, und diese Harmonie zwischen seinen Mitteln und deren Verwendung und Ausbildung, verbunden mit dem Wohlgefälligen und Edeln, ja Poetischen seiner ganzen Erscheinung, haben veranlaßt, daß er größere schauspielerische Erfolge gehabt hat als seine Brüder, obgleich auch ihm die eigenthümliche, immer neugefaltene Empfindungskraft, die seinen Dheim charakterisirte, abgeht. Gegenwärtig ist er das vielleicht beliebteste Mitglied der Hofbühne zu Dresden. Er vermählte sich 1825 mit Dorothea Böhler, geb. 1805 zu Kassel, die vorzüglich im sentimentaln Fache und in naiven Lustspielen zu rühmen ist.

Dewa oder *Dēvatā*, d. i. die Himmlischen, heißen in der indischen Religionslehre die Götter der reinen Lehre, im Gegensatz zu den feindlichen Mächten, den *Auras*, *Dactras* u. s. w. In der altperf. Lehre hingegen bedeutet *Dēw* oder *Div* ein böses Wesen, einen Diener des Ahriman, der im steten Kampfe gegen die reine Schöpfung *Ormuzd's* begriffen ist.

De Wette (Wilh. Mart. Leber.), Professor der Theologie an der Universität zu Basel, geb. 1780 zu Ulla bei Weimar, wo sein Vater Prediger war, besuchte erst die Schule zu Buttstädt und seit 1796 das Gymnasium zu Weimar. Im J. 1799 bezog er die Universität zu Jena, wo er sich dem Studium der Theologie widmete und 1805 akademischer Docent wurde. Im J. 1807 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Heidelberg, wo er 1809 als ordentlicher Professor der Theologie einrückte, und 1810

an die neugestiftete Universität zu Berlin, worauf die theologische Facultät zu Breslau ihm die Doctorwürde zuerkannte. Wie seine akademischen Vorträge, so erwarben ihm auch seine Schriften sehr bald einen ausgebreiteten Ruf, unter denen wir nur an seine „Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament“ (2 Bde., Halle 1806—7), das „Lehrbuch der hebr.-jüdischen Archäologie“ (Epj. 1814; 3. Aufl., 1842) und das „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments“ (2 Bde., 4. Aufl., Berl. 1842—43) erinnern. Indem er aber mit der zu diesen Untersuchungen unentbehrlichen umfassenden Gelehrsamkeit eine von dogmatischen Fesseln freie Denkweise und philosophischen Scharfblick vereinigte, wurde er auch zu manchen kühnen Annahmen geführt, welche nicht ohne Widerspruch blieben. Mit allgemeinem Beifall dagegen ward die mit Augusti von ihm bearbeitete Übersetzung der „Heiligen Schrift“ aufgenommen (6 Bde., Heidelb. 1809—12; 3. Aufl., 3 Bde., 1839). Bei der systematischen Darstellung seiner Theologie ging er von dem philosophischen System seines Freundes F r i e s (s. d.) aus, wie dies seine Schrift „Über Religion und Theologie“ (Berl. 1815; neue Aufl., 1829) und sein „Lehrbuch der christlichen Dogmatik“ (2 Bde., 3. Aufl., Berl. 1840) beweisen. Nach ihm stellt sich die Religion als sittlicher Glaube in Dogmen, als Gefühl der Ahnung in anschaulichen Bildern oder Symbolen dar; letztere sind die eigenthümlich christlichen Glaubensartikel, die, obgleich in ihnen keine erkennbare Wahrheit ist, dennoch in der Kirche beizubehalten sind. Die christliche Sittenlehre hat er gleicherweise nach einem ihm ganz eigenen, auf Fries'sche Anthropologie gebauten System bearbeitet und dabei Lehren in die Moral gezogen, die man sonst nur zur Dogmatik rechnete, wie er denn von den beiden Naturen in Christo als der Basis der christlichen Moral ausgeht. Noch während der Ausarbeitung des betreffenden Werks nahm das Schicksal des in stiller akademischer Wirksamkeit unermüdet thätigen Mannes eine unerwartete Wendung. De W. hatte auf einer Reise in das Fichtelgebirge im Herbst 1818 in dem Vaterhause Karl Sand's (s. d.), den er nur zufällig und auf kurze Zeit in Jena gesehen, gastfreundliche Aufnahme gefunden, weil die Begleiter, in deren Gesellschaft er reiste, von dem jungen Sand an seine Aeltern empfohlen waren. Er hatte in den Aeltern des Unglücklichen achtenswerthe Menschen kennen gelernt und fühlte sich daher durch sein Herz gedrungen, sogleich auf die erhaltene Kunde von der blutigen That des Sohns, der gebeugten Mutter seine Theilnahme in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 zu bezeigen. Am 28. Aug. 1819 ward er auf außerordentlichen königlichen Befehl vor den akademischen Senat gefodert und unter Vorlegung einer Abschrift seines Briefes befragt, ob er sich zu diesem Brief als dem seinigen bekenne. De W. leugnete nicht, daß er einen Brief dieser Art geschrieben habe, versicherte aber, daß er nach fünf Monaten nicht mehr wissen könne, ob diese Abschrift wirklich dem Original vollständig gleiche; er müsse daher um die Vorlegung seiner eigenen Handschrift bitten. In De W.'s Trostschreiben an die Mutter Sand's stand aber Folgendes: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. — Die That ist — allgemein betrachtet — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel.“ Dem akademischen Protokolle seiner Vernehmung legte er eine Erklärung bei, in welcher er nachwies, daß er in seinem Briefe zufolge der ihm vorgelegten Abschrift, die meuchelmörderische That keineswegs gebilligt, vielmehr verworfen und nicht bloß als ungesetzlich, sondern auch als unsittlich verworfen und ausdrücklich erklärt habe, daß er nie zu einer solchen ermahnen und rathe werden. Und wenn das Urtheil hier und da im mildernden und des Verbrechers Person schonenden Tone ausgesprochen sei, so müsse man bedenken, daß sein Schreiben, ein bloßer Privatbrief, zum Troste einer Mutter habe dienen sollen. Zugleich bat er um eine förmliche Untersuchung vor einem Gerichte sachkundiger Männer. Dieser Erklärung und Bitte ungeachtet ertheilte ihm das Ministerium schon am 30. Aug. ohne Weiteres die Weisung, „daß, da er die in seinem Schreiben ausgesprochene Rechtfertigung der von Sand verübten Mordthat auch jetzt noch zu vertheidigen suche, Se. Maj. der König es für eine Verletzung Ihres Gewissens halten würden, wenn Sie einem Manne, der den Meuchelmord unter Bedingungen und Voraussetzungen

für gerechtfertigt halte, den Unterricht der Jugend noch ferner anvertrauen wollten, und es werde ihm hiermit seine Entlassung von seinem Lehramte angefündigt.“ Der akademische Senat verwendete sich noch einmal für den Beschuldigten, empfing aber eine nachdrückliche Zurechtweisung. De W. meldete seinen Abgang von Berlin in würdigen Schreiben an den König, den Minister von Altenstein und den akademischen Senat, welcher letztere ihm eine sehr ehrenvolle Antwort ertheilte. Die vom Ministerium ihm angetragene Auszahlung eines Quartalsgehalts lehnte er mit Freimüthigkeit und Ernst ab und zog sich in sein Vaterland zurück. Vgl. „Actensammlung über die Entlassung des Professors De W. vom theologischen Lehramte in Berlin, von ihm selbst herausgegeben“ (Lpz. 1820). Sein hartes Schicksal hatte ihm die Theilnahme seiner Mitbürger und Zeitgenossen in allen Gegenden Deutschlands erworben, und er empfing davon in Weimar, wo er nunmehr privatisirte, vielfältige Beweise. Während seines dasigen Aufenthalts vollendete er die Herausgabe seiner „Christlichen Sittenlehre“ (3 Bde., Berl. 1819—21); auch bereitete er die kritische Ausgabe der „Sämmtlichen Werke“ Luther's vor, zuerst der „Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luther's“ (5 Bde., Berl. 1825—28) und schrieb das vielgelesene Werk „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers“ (2 Bde., Berl. 1822; 2. Aufl., 1828), welches im Gewande einer Biographie auf geistreiche Weise und in blühender Sprache seine damaligen Ansichten von den wichtigsten Gegenständen der Dogmatik, Moral, Ästhetik und Pastoraltheologie darlegt. Zu derselben Zeit regte sich aber auch in ihm der Wunsch, im Predigerberufe einen künftigen Wirkungskreis zu finden. Er betrat daher an mehreren Orten seines Geburtslandes die Kanzel und machte einige seiner Vorträge durch den Druck bekannt. Dadurch ward die Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig veranlaßt, ihn zur Mitbewerbung um die bei ihr erledigte zweite Predigerstelle einzuladen. Er folgte der Einladung und ward einstimmig erwählt; allein die vornehmlichste Landesregierung verweigerte der Wahl ihre Bestätigung und auch der Herzog Karl, bis zu dessen Regierungsantritt die anderweitige Wahl verzögert worden war, konnte nicht bewogen werden, sie zu gewähren, obgleich drei auf Veranlassung der Gemeinde von den theologischen und philosophischen Facultäten zu Jena und Leipzig ergangene Gutachten einstimmig erklärt hatten, daß De W. durch seinen Brief an Sand's Mutter der Verwaltung eines geistlichen Amtes sich durchaus nicht unwürdig gemacht habe. So folgte er 1822 einem unterdessen an ihn ergangenen Rufe als Professor der Theologie an die Universität zu Basel, ungeachtet ihm die Gemeinde in Braunschweig jährlich 800 Thlr. Wartegeld auf zwei Jahre zusicherte, wenn er diesen Ruf ablehnen wolle. Durch seine Vorlesungen und Predigten erwarb er sich in Basel in kurzer Zeit die allgemeinste Achtung. Davon zeugte unter Andern die Theilnahme an seinen „Vorlesungen über die Sittenlehre“ (2 Bde., Berl. 1823), welche vor einem gemischten Publicum gehalten wurden. Auch hat De W.'s Geist und Richtung auf Männer wie Lücke, Ullmann, Umbreit und Gieseler unverkennbar eingewirkt. Im J. 1829 ernannte ihn der Große Rath zum Mitglied des Erziehungsraths und beschenkte ihn mit dem Bürgerrechte der Stadt Basel. Noch erwähnen wir seine „Predigten“ (4 Sammlungen, Bas. 1826—42), seine populair dogmatischen „Vorlesungen über die Religion, ihr Wesen und ihre Erscheinungsformen“ (Berl. 1827), seinen „Commentar über die Psalmen“ (Heidelb. 1829; 4. Aufl., 1836), „Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist, eine belehrende Geschichte“ (2 Bde., Berl. 1829), seine „Opuscula theologica“ (Berl. 1830); das „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre und der Geschichte derselben“ (Berl. 1833) und sein „Kurzgefaßtes ergetisches Handbuch zum Neuen Testamente“ (2 Bde., Lpz. 1836—42), das in einzelnen Theilen mehrfach neu aufgelegt ist.

Derippus (Publius Herennius), ein nicht unbedeutender griech. Geschichtschreiber aus dem 3. Jahrh. n. Chr., gelangte in Athen zu den höchsten Ehrenstellen und zeichnete sich namentlich im J. 269 als Feldherr aus, indem er die siegreich eingebrungenen Gothen auf das Haupt schlug. Von seinen historischen Schriften, unter denen besonders ein Abriss der ganzen Geschichte bis auf seine Zeit und die „Scythica“, eine Beschreibung des scythischen Kriegs, geschätzt waren, sind nur noch Bruchstücke vorhanden, welche Niebuhr im „Corpus scriptorum byzant.“ (Bd. 1, Bonn 1829) zusammengestellt hat. — Ein anderer De rip-

pus, ein Schüler des Jamblichus, um 335 n. Chr., schrieb Erläuterungen zum Aristoteles, die wir nur noch theilweise aus einer lat. Übersetzung des Felicianus (Var. 1549) kennen.

Dextrin, s. Branntweimbrennerei.

Deyling (Salomon), berühmter protestantischer Theolog, geb. zu Weida im säch. Voigtlande am 14. Sept. 1677 von armen Altern, ließ sich weder durch die Schwierigkeit, daß er als Knabe, um lat. Unterricht zu erhalten, eine Meile weit zu einem benachbarten Pfarrer gehen mußte, noch durch den Mangel, mit welchem er auf dem Gymnasium zu Zwickau zu kämpfen hatte, abhalten, seinen Plan, Theologie zu studiren, mit dem größten Eifer zu verfolgen. Er bezog 1699 die Universität zu Wittenberg, ward nach beendeten Studien Hauslehrer in Schlesien, lehrte aber sehr bald nach Wittenberg zurück und hielt daselbst öffentliche Vorlesungen, bis er 1704 dem Rufe als Archidiaconus nach Plauen folgte, worauf er 1708 als Superintendent nach Pegau, 1716 in gleicher Eigenschaft und als Consistorial-assessor nach Gisleben und 1720 als Superintendent und Pastor an der Nikolaiskirche nach Leipzig berufen wurde, wo er am 5. Aug. 1755 starb. Sein Hauptwerk sind die „Institutiones jurisprudentiae pastoralis“ (Lpz. 1734; 3. Aufl., von Küstner, Lpz. 1768), welche alle frühern Pastoralthnologien sowol in Hinsicht der Vollständigkeit und Zweckdienlichkeit als auch durch klaren, reinen lat. Styl übertrafen. Auch seine „Observationes sacrae“ (4 Bde., Lpz. 1708—36; 2. Aufl., 5 Bde., Lpz. 1740—48, 4.) sind nicht ohne eregetischen Werth.

Dhawalagiri, d. i. der weiße Berg, s. Himalaya.

Diadem hieß die aus Seide, Wolle oder Garn gefertigte Stirnbinde, welche im Alterthume den Königen oder Fürsten zum Schmuck diente. Sie war schmal und nur in der Mitte über der Stirn breiter. Das Diadem der ägypt. Gottheiten und Könige war mit dem Symbol der heiligen Schlange versehen. Das bachische Diadem, gewöhnlich Kredemnon genannt, das man oft an antiken Darstellungen, zumal des indischen Bacchus, sieht, bestand aus einer die Stirn und Schläfe umwindenden, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Bei den Persern war das Diadem um die Tiara geschlungen und von blauweißer Farbe. Die ersten röm. Kaiser enthielten sich dieses Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen, da er an die verhasste Königswürde erinnerte. Erst Diocletian führte das Diadem wieder ein, und Konstantin der Große schmückte es noch mehr aus. Seit dieser Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelsteinen verziert. Auch Königinnen findet man auf Münzen mit Diadem und Schleier abgebildet. Von den Kronen wurde es endlich verdrängt.

Diagnose bedeutet nach seiner griech. Abstammung überhaupt die Erkenntniß eines Gegenstandes durch Unterscheidung von andern ihm ähnlichen, daher die Sammlung der charakteristischen Merkmale einer Sache und die daraus resultirende Bestimmung der Gattung, zu welcher dieselbe gehört. So stellt man in der Naturkunde die Diagnose über ein Thier, eine Pflanze, ein Mineral, d. h. man faßt die allgemeinen und die eigenthümlichen Merkmale eines solchen zusammen, um durch die sich daraus ergebenden Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten in Bezug auf Gegenstände derselben Art in Stand gesetzt zu werden, die Classe des zu untersuchenden zu bestimmen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Diagnose in der Heilkunde, wo sie dazu dient, eine Krankheit von andern ähnlichen Krankheiten zu unterscheiden und auf diese Unterscheidung das richtige Heilverfahren zu gründen. Sie folgt hier aus den Symptomen (s. d.) oder diagnostischen Zeichen, den vorausgegangenen Umständen, der Körperconstitution, den atmosphärischen Verhältnissen u. s. w., und dem durch Erfahrung sowol als durch Schlüsse wahrscheinlich gemachten Zusammenhange zwischen diesen Dingen. Oft ist es sehr schwierig, ja zuweilen, besonders im Anfange der Krankheiten, unmöglich, die richtige Diagnose zu stellen, wo dann der Arzt darauf angewiesen ist, nur nach den vorliegenden Krankheitsäußerungen zu handeln, um nicht durch ein voreilig gestellte Diagnose vielleicht ein unangemessenes Verfahren zu beginnen. Die Wissenschaft, welche die Kunst lehrt, Krankheiten richtig zu erkennen, nennt man Diagnostik. Vgl. Wichmann, „Ideen zur Diagnostik“, fortgesetzt von Sachsé (4 Bde., Lpz. 1801—36) und Schmalz, „Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik“ (4. Aufl., Dresd. 1825, Fol.).

Diagometer nannte Rousseau das von ihm erfundene Instrument, mittels dessen die Leitungsfähigkeit der Körper für die Electricität gefunden werden kann.

Diagonale heißt in der ebenen Geometrie eine gerade Linie, welche zwei aufeinanderfolgende Ecken einer geradlinigen Figur verbindet. Das Dreieck hat keine Diagonale, das Viereck zwei, das Fünfeck fünf, das Sechseck neun Diagonalen u. s. w. Um die Anzahl der Diagonalen einer geradlinigen Figur zu finden, zieht man von der Seitenzahl derselben drei ab, multiplicirt den Rest mit der Seitenzahl selbst und nimmt vom Product die Hälfte; so erhält man z. B. beim Sechseck $\frac{3 \times 6}{2} = 9$. Will man die Diagonalen so ziehen, daß sie einander nicht schneiden, so kann man immer nur drei weniger, als die Figur Seiten hat, ziehen, sie mögen nun alle von einer Ecke ausgehen oder nicht. — In der Stereometrie versteht man unter der **Diagonale** eines eckigen Körpers oder Polyheders eine solche gerade Linie, welche zwei Ecken eines Körpers verbindet, aber weder mit einer Kante noch mit der Diagonale einer Seitenfläche zusammenfällt. Um die Anzahl der Diagonalen eines Körpers zu finden, zieht man von der Zahl der Ecken desselben eins ab, multiplicirt den Rest mit der Zahl der Ecken selbst und halbirte das Product; von der so erhaltenen Zahl zieht man erstens die Zahl sämtlicher Kanten, zweitens die der Diagonalen sämtlicher Seitenflächen ab. Dies gibt z. B. beim Würfel $\frac{7 \times 8}{2} - 12 - 6 \times 2 = 28 - 12 - 12 = 4$ Diagonalen. —

Eine **Diagonalfäche** eines Prisma ist eine Ebene, die durch zwei parallele, aber nicht zu derselben Seitenfläche gehörende Seitenlinien eines Prisma gelegt wird.

Diagoras, ein griech. Philosoph des 4. Jahrh. v. Chr., aus Melos, oft nach seinem Aufenthaltsorte der **Athenenser** genannt, war anfangs Sklave und wurde nach seiner Freilassung ein Schüler Demokrit's. Weil er sich in der frühern Zeit sehr viel mit lyrischer Poesie beschäftigte, erhielt er auch den Beinamen **Dithyrambenmacher**; als Philosoph kam er, nachdem er früher fast abergläubisch gewesen war, nicht nur in den Verdacht des Scepticismus, sondern selbst der Gottesleugnung, weil er die eleusinischen Mysterien verspottete. In Folge davon wurde er aus Athen verbannt.

Diagramm bezeichnet eine Figur oder geometrische Zeichnung, welche zum Beweise eines Lehrsatzes oder zur Lösung einer Aufgabe angewendet wird, dann einen Entwurf oder Abriss überhaupt. Sonst bezeichnete man damit in der Musik das Liniensystem oder die Vorzeichnung der Tonleiter, zuweilen auch die Partitur. — In der Mysteriengnostik der **Ophiten** (s. d.) bedeutet **Diagramm** die Zeichnung der Weltkreise, in denen der böse Geist herrscht und aus denen die Geister oder Lichttheile durch Christus zurückgeführt werden. Es galt nicht nur als Symbol der ophitischen Lehre, sondern auch als magisches Mittel, das unter gewissen mystischen Gebeten gebraucht wurde. Als solches ist es dann wol, wie die **Abrahassteine** (s. d.), auch bei nichtgnostischen Parteien zur Anwendung gekommen.

Diagraph ist der Name eines von Savard erfundenen, aus mehreren miteinander verbundenen Linealen und Visiren bestehenden Instruments, welches als Hilfsmittel zu verfeinerter Zeichnung eines natürlichen Gegenstandes dienen, also für das Zeichnen von Ansichten u. s. w. nach der Natur Ähnliches leisten soll, wie der Storchschnabel für das Copiren von Zeichnungen. In Deutschland ist das Instrument noch wenig in Anwendung gekommen.

Diakautische Linie heißt in der mathematischen Optik die Brennlinie durch Brechung, welche auf folgende Weise entsteht. Wenn von einem leuchtenden Punkte Lichtstrahlen auf eine krumme Linie, z. B. eine Parabel, fallen und von dieser nach den Gesetzen der Refraction gebrochen werden, so bilden die Punkte, in denen sich je zwei aufeinanderfolgende gebrochene Lichtstrahlen schneiden, verbunden diejenige krumme Linie, welche eine **diakautische** genannt wird. Auf ähnliche Weise entsteht eine **katakautische Linie** durch die Durchschnittpunkte von Lichtstrahlen, die von einer krummen Linie nicht gebrochen sondern zurückgeworfen werden. Der Erste, der die **diakautische Linie** betrachtete, war Huyghens. Descartes betrachtete zuerst diejenige krumme Linie, von ihm eine **Ellipse** der zweiten Ordnung genannt, deren **diakautische Linie** ein einziger Punkt ist, welche also alle von einem Punkte auffallenden Strahlen auch wieder in einem Punkte vereinigt, und wollte sie in der praktischen Optik zu Linsgläsern und Strahlenerstreuung anwenden, was aber theils unausführbar ist, theils die Farbenzerstreuung nicht aufheben würde. Überhaupt ist die Betrachtung dieser krummen Linien eigentlich nur in theoretischer Hinsicht von Interesse.

Diafonen, d. i. Diener, hießen in der apostolischen Zeit im weitern Sinne auch die

Kirchenlehrer, im engern aber und vorzugsweise diejenigen Gemeindebeamten, welche nur mit Ein Sammlung und Vertheilung der Almosen und mit der Pflege der Armen und Kranken beauftragt waren, also kein eigentliches Kirchenamt hatten. Dies ist schon auf dem Concilium Trullanum im J. 692 anerkannt worden. Zuerst wählte die Gemeinde zu Jerusalem sieben Diakonen, von denen einzelne, wie Philippus, allerdings auch lehrten und taufeten, doch nur, weil sie zugleich Heidenprediger oder Evangelisten waren. Die Zahl sieben wurde nachmals fast in allen Gemeinden beibehalten. Schon im 2. Jahrh. indeß bekamen die Diakonen noch andere amtliche Geschäfte, die später den niedern Kirchenämtern zugetheilt wurden, und erlangten, namentlich als Vertraute und Helfer der Bischöfe, Ansehen und Bedeutung. Im 3. Jahrh. erweiterte sich ihr Wirkungskreis so, daß die Theilung der Geschäfte unter einem *Archidiacono* (s. d.) und mehren Diakonen und *Subdiakonen* nöthig wurde. Sie mußten beim Abendmahle Brot und Wein auspenden, durften aber nicht selbst consecriren; hatten die Oblationen und Geschenke für den Bischof in Empfang zu nehmen, die heiligen Geräthe zu verwahren, beim Gottesdienste die einleitenden Formeln, z. B. das *Oremus* (laßt uns beten) und das *Sursum corda* (die Herzen in die Höh') u. s. w., abzusingen und die Ordnung zu überwachen; auch die Aufsicht über die kirchlichen Unterbeamten und über die Sitten der Gemeindeglieder und durften in manchen Fällen mit Erlaubniß des Bischofs predigen, taufen und Büßende in die Kirchengemeinschaft aufnehmen. Die Ämter der *Archidiaconen* und *Diakonen* gehörten schon in der alten Kirche, das der *Subdiaconen* dagegen erst seit dem 12. Jahrh. zu den höhern Weihen (*Ordines majores*). Bei der Ordination werden den Diakonen die heiligen Gefäße als Symbol ihrer künftigen Amtsthätigkeit dargereicht. Die ihnen eigenthümliche Kleidung ist die *Dalmatica* (s. d.). Den Diakonen zur Seite standen in den ersten Jahrhunderten der Kirche *Diakonissinnen*, die nicht unter 60 Jahre alt sein durften. Ihr Amt bestand darin, daß sie Andere ihres Geschlechts, die sich taufen lassen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leisteten und den Frauen bei den Versammlungen ihren Platz anwiesen. Die Diakonen oder Helfer in der evangelischen Kirche verrichten alle geistliche Handlungen, besonders das Taufen und Einsegnen der Ehen. Über die Diakonissinnen der Protestanten s. *Barmherzige Brüder und Schwestern*.

Dialekt oder **Mundart** nennt man die eigenthümliche Redeweise, nach welcher eine Hauptsprache von einem Stamme oder Volke in den verschiedenen Gegenden oder Landestheilen gesprochen wird. Die Unterschiede der einzelnen Dialekte einer Sprache bestehen theils recht eigentlich in der Aussprache, theils in gewissen besondern Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man, was die deutsche Sprache anlangt, den Brandenburger, den Sachsen, den Schwaben, den Baiern an seiner Aussprache und an einzelnen, Jedem von ihnen eigenthümlichen Redensarten. Auf der Kanzel wie auf der Bühne, wo man überall reines Hochdeutsch fodert, ist ein Dialekt, der das Geburts- oder Erziehungsland des Predigers oder des Schauspielers verräth, ein Fehler; dagegen muß die Fertigkeit, willkürlich einen bestimmten Dialekt zu sprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauspieler genannt werden, da es z. B. komische Rollen gibt, deren Wirkung fast lediglich auf dem Dialekte beruht, wie Judenrollen, Rollen in wiener, berliner, schwäbischer und nürnbergischer Mundart, in denen, wie in andern deutschen Dialekten, wir auch Gedichte von Hebel (s. d.), Gröbel (s. d.), Holtei (s. d.), Seidl (s. d.), F. von Kobell, Stöber, Usteri und Stelzhamer haben. Auf der Kanzel gebrachte zu Anfange des 18. Jahrh. der dadurch bekannt gewordene Prediger Jobst Sackmann zu Limmern bei Hannover den plattdeutschen Dialekt, was bei aller Weichheit und Treuherzigkeit, die diesem Dialekte eigen sind, gegenwärtig doch schwerlich gut geheißsen werden möchte. Ubrigens sind auch einige der berühmtesten Kanzelredner der Gegenwart, wie z. B. Harms und selbst Ammon, nicht ganz frei von dialektischen Eigenheiten. In keiner neuern Sprache sind die Dialekte der einzelnen Volksstämme so rein und für besondere Dichtarten so verschieden und so trefflich ausgebildet worden, wie in der alten griech. Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten“ in seinen „Vermischten Schriften“ (Bd. 3, Sp. 1829) scharfsinnig und geistreich dargestellt hat. Vom Dialekte ist der *Jargon* (s. d.) zu unterscheiden.

Dialektik, seiner griech. Ableitung nach, eigentlich die Kunst der Unterredung und Gesprächführung, bezeichnete in dem Sprachgebrauche der Philosophie anfangs die Kunst

eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen. In diesem Sinne ist die Dialektik nach dem Vorgange der Eleaten und des Sokrates, namentlich dem Platon die Methode des höchsten speculativen Denkens, welches seinen Gegenstand in reinen Begriffen vollständig durchdringt. Schon Aristoteles verließ aber diese Bedeutung des Wortes, indem er wissenschaftliche Schlüsse von bloß dialektischen unterschied und unter letztern bloße Wahrscheinlichkeitschlüsse verstand. Allmählig bildete sich der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter Dialektik die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse u. s. w. zu täuschen verstand. Das Dialektische wurde so ziemlich gleichbedeutend mit dem Sophistischen. Hierauf gründet sich noch der Sprachgebrauch Kant's, wenn er z. B. von einer transcendentalen Dialektik spricht, als einem scheinbaren Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in Beziehung auf die die Welt als Ganzes und das Geschehen in ihr betreffenden Fragen. (S. Antinomie.) Indeß ist man in neuerer Zeit zu der ursprünglichen Bedeutung des Wortes wieder zurückgekehrt; namentlich hat der Begriff der Dialektik und des Dialektischen in der Hegel'schen Philosophie eine ganz eigenthümliche Bedeutung. Er ist ihm nämlich geradezu der Ausdruck für die allein wissenschaftliche, dem Gegenstande der Erkenntniß selbst immanente Methode, deren Wesen darauf beruht, daß nicht bei den abstracten Bestimmungen der Begriffe stehen geblieben, sondern über diese hinausgegangen und dadurch der wahrhaft wissenschaftliche Fortschritt gewonnen wird. Sie ist die Aufzeigung der dem Gegenstande selbst inwohnenden Widersprüche, kraft deren alles Endliche in sein eigenes Gegentheil umschlage, um sich aus dieser Divergenz zu einer höhern, reichern Einheit wieder zusammenzufassen. Das Dialektische steht also in der Mitte zwischen dem abstract verständigen, welches an der festen Bestimmtheit der Begriffe festhält, und dem wahrhaft speculativen Denken, welches die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Übergehen enthalten ist, auffaßt. (S. Hegel.) Als eine Architektonik alles Wissens, als ein Organon für das richtige Verfahren im zusammenhängenden Fortschreiten alles Denkens und als ein Kriterium für jedes einzelne Denken, was Anspruch darauf macht, ein Wissen zu sein, hat auch Schleiermacher die „Dialektik“ (herausgegeben von L. Jonas, Berl. 1839) behandelt.

Dialeptis, f. Diäresis.

Diallele oder Cirkelbeweis, f. Beweis.

Dialog bedeutet mündliche Unterredung zwischen mehreren Personen; daher dialogisieren, etwas in die Gesprächsform einkleiden. Die Philosophen der Alten, besonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geistes, diese Darstellungsform, bedienten sich ihrer zur Mittheilung ihrer Untersuchungen über wissenschaftliche Gegenstände und stellten entgegengesetzte Ansichten gleichsam personificirt und in lebendiger Zusammenwirkung mit hohem Kunstsinne dar. Der sogenannte Sokratische Dialog ist ein in Fragen und Antworten dergestalt eingekleidetes Gespräch, daß der Befragte durch die Fragen bestimmt wird, in seiner Seele selbst diejenigen Vorstellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will, und die philosophischen Dialogen des Platon sind gleichsam philosophische Dramen, welche die Sokratische Untersuchungsweise auf Gegenstände der Speculation anwenden. Es setzt aber diese Art der Unterredung bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt und des Befragten insbesondere voraus. (S. Katchen.) Gegenwärtig dient der Dialog mehr für den mündlichen Unterricht; der philosophische Dialog dagegen scheint für die gegenwärtige Gestalt der Wissenschaften minder zweckmäßig zu sein. Von den Neuern bearbeiteten denselben unter den Deutschen Erasmus von Rotterdam, später Lessing, Moses Mendelssohn, Engel, Herder, Klinger, A. G. Meißner, Jacobi, Schelling und Solger. Im komischen und satirischen Dialog ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca in seinem Buche „De vera sapientia“, Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi ausgezeichnet, bei den Franzosen Malebranche, Fénelon und Fontenelle, die den Lucian nachahmten. Unter den Engländern folgten G. Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, Saß. Harris dem Cicero. Der kunstgemäße Dialog fodert Reichthum an Ideen, Lebendigkeit der Einbildungskraft und Gewandtheit des Geistes in gleich hohem Grade. Gehen die Gedanken durch Entschlüsse in That über, sodaß das Gespräch Handlung bewirkt, so entsteht das eigentlich

Dramatische, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrscht. Im Drama wird der Dialog im engeren Sinne dem Monolog entgegen-
 gesetzt und im Singspiele den Singstücken, wo er dann die Nebenpartien bedeutet.

Dialytische Fernröhre, s. Fernröhre.

Diamant oder **Demant**, der werthvollste unter den Edelsteinen, erscheint in Oktaedern und Rhombendoktaedern, meist mit zugerundeten Kanten und Flächen, auch in runden Körnern und ist wasserhell, auch weiß, grau, gelb, selten rosenroth und grün, sehr lebhaft glänzend und durchsichtig. In der Richtung der Oktaederflächen findet sich deutlicher Blätterdurchgang. Er ist der härteste aller Mineralkörper und wird durch Reiben positiv elektrisch. Sein spezifisches Gewicht ist = 3,6. Im höchsten Hitzegrade und unter Zutritt der Luft ist er ohne Rückstand verbrennbar. Er findet sich im aufgeschwemmten Lande, besonders im Sande der Flüsse und im Thon, oft unmittelbar unter der Dammerde, in Brasilien und Ostindien bei Wisapur und Golkonda, auf Borneo und im Ural, wo man den ersten 1829 auffand. Brasilien liefert jährlich 25—30000 Karat Diamanten, d. i. 10—13 Pfd., wovon aber nur 8—9000 Karat geschliffen werden können. Da der Diamant reiner Kohlenstoff ist, so hat man ihn, bestärkt durch einige bei seiner Verbrennung über die Gestalt der Asche gemachte, aber auf Täuschung beruhende Beobachtungen, für einen Überrest organischen Ursprungs erklärt. Da aber jene Beobachtungen als irrig erkannt und ganz neuerlich in der That auch Diamanten in das Muttergestein eingewachsen aufgefunden worden sind, so entbehrt diese Annahme der Begründung. Aller Vorsicht ungeachtet werden beim Aufsuchen und Waschen sehr viele Diamanten durch die Neger entwendet, indem sie dieselben verschlucken u. s. w., weshalb der Schleichhandel damit sehr bedeutend ist. Die Kunst, Diamanten mit Diamantpulver zu schleifen, wurde 1475 von Louis Bergue aus Brügge erfunden; vorher wurden sie in ihrer natürlichen Gestalt gefaßt und Spitzsteine genannt. Man schleift dieselben auf sehr verschiedene Weise. Die *Rosetten* haben eine platte Grundfläche (die Einfassung), über welche sich zwei Reihen triangulairer Facetten erheben, von denen die sechs obersten, die Sternfacetten genannt, in eine Spitze zusammenlaufen. Der *Brilliant* läßt sich als zwei abgestumpfte Kegeln vorstellen, deren Grundflächen zusammenstoßen. Der obere Kegel, welcher nach der Fassung des Steins noch sichtbar bleibt, heißt die Krone oder der Pavillon, der untere hingegen die Culasse. Die Fläche der Krone nennt man die Tafel und die der Culasse die Galette. Die Brillanten, von der Krone aus betrachtet, sind entweder viereckig, rund oder oval. Die Kunst, Diamanten zu schneiden oder zu sägen, wenn sie im Verhältnisse zu ihrer Oberfläche zu dick sind, ist eine Erfindung des Holländers M. Delbeek zu Anfange des 19. Jahrh. Reine, vollkommen durchsichtige Diamanten braucht man zum Schmucke, als Ringsteine, oder um andere Ringsteine, Sapphirn, Smaragde u. s. w. damit zu farnesiren oder einzufassen. Farbe, Reinheit, Durchsichtigkeit, Vollendung des Schnitts und Größe bedingen den Werth der Diamanten. Die unreinen benutzt man zum Glashneiden, wozu insbesondere die Krystalle mit zugerundeten keilförmigen Kanten gebraucht werden, zum Graviren, zum Bohren der Edelsteine und zum Füttern der Zapfenlöcher seiner Uhrwerke; auch werden dieselben zu Pulver gestoßen, welches *Diamantbrod* heißt und zum Schleifen von Diamanten und andern harten Edelsteinen dient. Geschichtlich merkwürdig ist der Sancy'sche Diamant, der aus Indien kam und ungefähr seit vier Jahrhunderten in Europa ist. Der erste Besizer war Karl der Kühne. Er trug ihn in der Schlacht bei Nancy, wo er fiel. Ein schweiz. Soldat fand den Diamanten und verkaufte ihn für einen Gulden an einen Geistlichen. Im J. 1489 kam er an Anton, König von Portugal, der ihn aus Geldnoth für 100000 Francs an einen Franzosen verkaufte, durch den er an Sancy kam, von welchem er den Namen erhalten hat. Als Sancy als Gesandter nach Solothurn ging, befahl ihm König Heinrich III., ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. von England besaß diesen Diamanten 1688, als er nach Frankreich kam. Später war er im Besitze Ludwig's XIV. und Ludwig's XV., der ihn bei seiner Krönung trug. Im J. 1835 wurde er für eine halbe Million Rubel von dem Oberjägermeister des Kaisers von Rußland erkaufte. Er hat die Gestalt einer Birne, wiegt 53 1/2 Karat

und ist vom reinsten Wasser. Andere große Diamanten sind der Braganza, der 1741 in Brasilien aufgefunden wurde, aber nur ein weißer Topas sein soll; der Mogul, im Besitze des Nadschah von Lahore; der Drloff, ursprünglich das Auge einer Brahmastatue in Indien, und 1775 für die Kaiserin Katharina II. in Amsterdam angekauft, und ein anderer im russ. Reichscepter; der Regent oder Pitt, so genannt, weil er durch den Engländer Pitt dem Regenten, Herzog von Orleans, verkauft wurde, später im Besitze Napoleon's und gegenwärtig, seitdem ihn die Preußen in der Schlacht bei Waterloo erobert, im preuß. Kronschätze; und der Herzog von Toscana, im Besitze des Kaisers von Osterreich. Der berühmte Diamant des Hofraths *Beireis* (s. d.), mit dem dieser sehr geheimnißvoll that und der nach seinem Tode sich nicht vorfand, war wahrscheinlich ein schöner Bergkrystall oder ein Topas. — In der Fortification bezeichnet man mit *Diamant* die kleinen, aber tiefen Absonderungsgräben, welche in trocknen Festungsgräben, bisweilen am Fuße der Futtermauern, gewöhnlich da, wo ein Eingang sich befindet, angelegt werden, um dem Feinde die unmittelbare Annäherung zu erschweren.

Diameter, s. *Durchmesser*.

Diana, griech. *Artemis*, eine jungfräuliche Göttin, welche, wie ihr Bruder Apollon, eine sehr verschiedenartige und ausgebreitete Verehrung genoss. Verschieden und genau voneinander zu scheiden sind, wie *Dist.* Müller bemerkt, die mit Apollon verbundene Artemis von der arkadischen, taurischen und ephesischen, welche letztern mit der erstern gar nichts gemein haben. Was die erste, die mit Apollon verbundene, anlangt, die als dessen Schwester die Tochter des Zeus und der Leto war, so tritt bei ihr wie bei Apollon ein doppeltes Element, ein zerstörendes und ein erhaltendes, hervor. Sie erscheint als die schnelltödtende, indem sie Seuchen und Pest über Menschen und Vieh sendet, und als Rächerin menschlicher Frevel; auf der andern Seite hinwiederum spendet sie hohes Alter, reichliche Ernte und fröhliche Eintracht und Frieden. Als Bogenschützin erlegte sie im Gigantenkriege mit Apollon den Titus, den Orion, die Kinder der Niobe, die *Chione* (s. d.), die *Alciden* (s. d.) *Dius* und *Ephialtes*. Sowie Apollon ist auch sie unvermählt, und die Verletzung des Gelübdes der Keuschheit wird von ihr hart bestraft. Daß sie als Schwester des Apollon auch als Mondgöttin verehrt wurde, ist sehr natürlich, nachdem Apollon einmal mit dem Sonnengotte identificirt war. Wahrscheinlich ist auch ihr Cultus von den Hyperboreern zu den Griechen gekommen. (S. Apollon.) Ganz verschieden von dieser und in gar keiner Verbindung mit Apollon erscheinen 1) die arkadische Artemis, welche mehr eine einfache Naturgottheit ist. In Arkadien ist sie die gewaltige Jägerin, welche in Begleitung von Nymphen und von Hunden gefolgt Berg und Thäler, namentlich die Gebirge *Taygetos* und *Crymantos*, durchstreift, und die Schutzgottheit der Quellen und Flüsse, der kleinen Kinder und des jungen Wildes. 2) Die taurische, *Brauronia*, *Orthia* und *Iphigenia* genannt, welche, obgleich unter griech. Stämmen einheimisch gemacht, dennoch ihren asiat. grausamen Charakter nicht ablegte. Nach griech. Mythen war Iphigenia, von Taurien kommend, zu Brauron in Attika gelandet und hatte daselbst das Bild der Göttin zurückgelassen, welche nun in Athen und Sparta verehrt wurde; an letztem Orte geißelte man Knaben an ihrem Altar, was die Stelle der Menschenopfer, die ihr in ihrer Heimat dargebracht wurden, vertreten soll. Nach einer andern Mythe hatten *Dreftes* und Iphigenia die Göttin aus Taurien entführt. Alle diese Mythen deuten die Übersiedelung einer taurischen Göttin nach Griechenland an. 3) Die ephesische, allberühmt durch ihren Tempel, bei *Ephesus* (s. d.) im Haine von *Ortygia* der Sage nach geboren. Sie war jedenfalls eine einheimische Göttin, auf die nur der Name der Artemis überging, wie schon daraus hervorgeht, daß ihre Priester Eunuchen waren. Ihr Bild war hier ein nach unten abnehmender Block, mit vielen Brüsten bedeckt und mit Thiergestalten verziert. (S. auch *Lithyia*.) Die Römer nahmen den Cultus der D. in jeder Beziehung, die er in Griechenland hatte, auf, und schon *Servius Tullius* soll ihn eingeführt haben. Namentlich erscheint die D. bei ihnen als Jagdgöttin, mit dem Köcher versehen und von *Dreaden* umgeben, als Mondgöttin und als Geburtshelferin. Nach Hartung in der „Religion der Römer“ (Bd. 2) ist sie in Rom mit den zu Plebejern gewordenen Sabinern und Latinern eingewandert. Von den Künstlern wird die D. verschieden dargestellt, je nachdem sie als kämpfende, erlegenden Gottheit, was indes in der gewöhnlichen Auffassung fast immer auf das Geschäft der Jagd beschränkt wurde, oder als eine Leben gebende und Licht bringende

erscheinen soll. Bogen und Fackel waren daher schon in der ältesten Zeit die gewöhnlichen Attribute. Bei weiterer Entwicklung legte die Kunst die Vorstellung jugendlicher Kräftigkeit und Lebensfrische zum Grunde. Später, als Skopas, Praxiteles u. A. das Ideal ausgebildet hatten, wurde sie wie Apollon schlank und leichtfüßig gebildet, Hüften und Brust ohne weibliche Fülle. Das Gesicht ist das des Apollon, nur zarter und runder; das Haar ist gewöhnlich am Hinterkopfe oder auf dem Wirbel in einen Busch zusammengefaßt. Die Kleidung ist ein dorischer Chiton, entweder hoch geschürzt oder auf die Füße herabwallend; die Schuhe sind die den Fuß ringsumher schützenden kreisförmigen.

Dianenbaum oder **Silberbaum** nennt man aus der salpetersauren Silberauflösung durch Quecksilber gefälltes und in prismatischen Nadeln, welche baumförmig gruppiert sind, krystallisiertes Silber. Man löst einen Theil reinen Silbers in Salpetersäure auf, verdünnt die gesättigte Auflösung mit 20—30 Theilen Wasser und legt darein ein Amalgam aus acht Theilen Quecksilber und einem Theile Blattsilber, worauf sich nach einigen Tagen die Krystallisation bildet.

Diapason (griech.) nannten die Alten die Octave. Die innerhalb der Octave und über sie hinausliegenden Intervalle erhielten ihre Namen, indem man die Benennungen tonus (Tonstufe, Secunde), ditonus (Tertie), diatessaron (Quarte), diapente (Quinte) miteinander verband, z. B. diatessaron cum ditono (Sexte), diapason cum diapente (Duodecime), disdiapason (Doppeloctave); der allgemeine Name für Intervall war diastema. Gegenwärtig bezeichnet man mit **Diapason** öfter den Anfang einer Stimme oder eines Instruments; die Franzosen nennen auch die Stimmgabel **Diapason**.

Diaphanometer (griech.) ist eine optische Vorrichtung, welche der Physiker Saussure vorgeschlagen hat, um die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Durchsichtigkeit der Luft zu vergleichen und gleichsam zu messen.

Diaphanorama nennt man die perspectivische Darstellung gemalter Landschaften unter gehöriger Beleuchtung. (S. **Diorama** und **Panorama**.)

Diaphonie nannten die Griechen alle Töne, die nicht Einklang oder Octave waren, also nicht Dissonanzen im gegenwärtigen Sinne. Seit Guido von Arezzo bezeichnete man damit die zweite Stimme oder einen zweistimmigen Satz.

Diaphora (griech.), eigentlich die Verschiedenheit, ist eine rhetorische Figur, die darin besteht, daß in einem Satze dasselbe Wort mit verschiedener Bedeutung wiederholt wird, z. B. Die Geschichte kennt kaum etwas Schimpflicheres als diesen Menschen, wenn man ihn für einen Menschen halten will.

Diaphragma, s. **Blendung** und **Zwerchfell**.

Diarbekt, ein Paschaik im türk. Asien, begreift den gebirgigen Theil des alten Mesopotamien, das Land um die Quellen des Tigris, begrenzt im Norden von Armenien und Kleinasien, im Süden von Schehrsur, Mossul, Bagdad und Rakka, im Westen durch den Euphrat und hat einen Flächeninhalt von 680 QM. D. ist ein romantisches Hochland; im südöstlichen Theile steigt der hohe Dschudi auf, dem mehre Berggewässer entströmen, die durch ihre Vereinigung den westlichen Tigris bilden, und des Taurus Vorberge durchziehen das Land in schroffen und wilden Spigen. Bei der bedeutenden, absoluten Höhe des Landes ist der Winter kalt und reich an Schnee, der Himmel tief dunkelblau, dem italienischen vergleichbar, die Luft hell und rein. Das Klima ist auf den hochgelegenen Theilen mild und lieblich, dagegen in den tiefen Thälern oft heiß und schwül. Grasreiche Wiesen wechseln mit herrlichen Waldungen. Neben zahlreichem Wild finden sich auch viele Raubthiere, wie Löwen, Bären, Tiger, Hyänen und Wölfe. Kameel-, Esel-, Schaf-, Rind- und Pferdezuucht werden gleich Acker- und Gartenbau mit Erfolg getrieben. Der rauhe Mehrab am Euphrat birgt reiche Kupfer-, Blei- und Spermengruben, und ganz Kleinasien sowie ein Theil Trans werden von hier aus durch Karavananen mit Kupfer versorgt. Die Einwohner sind meist Kurden, die als Nomaden umherziehen unter erblichen Fürsten, und nächst Griechen, die den Bergbau betreiben, Osmanen, Armenier und Juden, welche in Städten und Dörfern leben und nicht unbedeutenden Handel treiben. — Die Hauptstadt ist **Diarbekt** oder **Kara-Amid**, in einer fruchtbaren Gegend am rechten Ufer des Tigris, mit einer hohen, aus schwarzen Steinen erbauten Mauer umgeben, über welche sich zur

Vertheidigung eine große Zahl Thürme erheben. Am nördlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe liegt das Caſtell, wo der Paſcha reſidirt. Außerdem iſt die Stadt der Siz eines chaldäiſchen Patriarchen und Biſchofs und eines jakobitiſchen Patriarchen; ſie zählt mehre große Moſcheen, eine armeniſche Kathedrale, viele Kirchen, mehre Bazars, Karavanſerais, Bäder, Springbrunnen und heilige Grabmäler, und die Zahl ihrer Bewohner beläuft ſich auf 60—70000. Es herrſcht in ihr bedeutende Handelsthätigkeit und zahlreiche Karavane ziehen von hier aus nach allen Richtungen. D. iſt auf dem Boden des alten Amida erbaut, das vom Kaiſer Conſtantius gegen die Neuperſer gegründet und befeſtigt, ſpäter von den Arabern den oſtröm. Kaiſern entriſſen, von den Mongolen unter Timurlenk 1393 geplündert und zum Theil verbrannt und 1515 von dem türk. Sultan Selim I. im Kriege gegen den perf. Schah Iſmael erobert und dem oſman. Reiche einverleibt wurde.

Diäreſis, auch *Diazeuriſis* oder *Dialepſis* (griech.), nennt man in der lat. Verſtand die Auflöſung eines Diphthongen in zwei einfache Vocale, z. B. Orpheus in Orphæus, oder die Verwandlung des j und v in die entſprechenden Vocale, z. B. ſilua ſtatt ſilva, Troia ſtatt Troja. Auch bezeichnet man mit dem Namen *Diäreſis* überhaupt die Trennung zweier Vocale, die einen Diphthong bilden könnten, indem man über den zweiten derſelben zwei Punkte ſetzt, die daher *Puncta diaereſeos* oder *Trennungspunkte* genannt werden, z. B. aëriſ (der Luft), zum Unterſchiede von aeris (des Erzes).

Diakriſten werden dieſenigen Gelehrten im Alterthume genannt, welche die Anordnung der Homerischen Geſänge, wie ſie ſeit Piſiſtratus beſtand, einer neuen Reviſion unterwarfen, Einzelnes wol auch überarbeiteten und ergänzten, biſ ſie ſpäter durch die Bemühungen der alexandrinischen Grammatiker die Geſtalt erhielten, aus welcher der gegenwärtige Text hervorgegangen iſt. Eine verwandte Claſſe von Kritikern waren die ſogenannten *Chorizonten*, d. i. die Trennenden, welche die Stellen in den Homerischen Gedichten, die ihnen als unechte Zuſätze erſchienen, ausſchieden oder wegſtrichen. Vgl. Heinrich, „De diaſceuaſtis Homericis“ (Kiel 1807).

Diakriſe nennt man den eigenthümlichen, von Payen und Perſoz entdeckten Stoff, welcher beim Keimen des Getreides die Umwandlung des Stärkemehls in Gummi und Zucker bewirkt. Von dieſem Stoff, einem farbloſen, in abſolutem Alkohol unlöslichen, dagegen in Waſſer löslichen Theil des in Alkohol gelöſten Klebers, reicht ſchon ein Theil hin, um 2000 Theile Stärkemehl in Gummi und Zucker umzuwandeln.

Diakriſimeter oder *Engymeter* heißt das von dem Mathematiker Kommerſhauſen erfundene Meßinstrument, mittels deſſen jede Entfernung von einem Punkte aus ſich beſtimmen läßt. Zu eigentlichen Meßungen eignet ſich der Diakriſimeter nicht, dagegen iſt er zum flüchtigen Croquiren und zur ungefähren Beſtimmung einer Entfernung für Militärs im Felde, z. B. für die Artillerie zur Erkennung des Abſtandes einer anrückenden feindlichen Abtheilung, ſehr geeignet.

Diakriſole, auch *Ektäſis* (griech.), eigentlich das Auseinanderziehen, heißt in der Verſtand die durch die Kraft des rhythmischen Accents bewirkte Dehnung oder Verlängerung einer kurzen Sylbe zu Anfang eines Wortes im Gegenſatze zur *Syſtole* oder Verkürzung einer langen Sylbe. In der griech. Grammatik aber nennt man *Diaſtrole* dasjenige Zeichen ('), welches zur Trennung enklitiſch zuſammenhängender Wörtchen dient, damit dieſe nicht mit andern gleichlautenden verwechſelt werden können.

Diakriſmus (griech.), eigentlich die Verſpottung, bezeichnet als rhetoriſche Figur die übermäßige Verkleinerung eines Gegenſtandes oder einer Perſon, im Gegenſatze zur *Hyperebel* (ſ. d.) oder Übertreibung. Reich an dergleichen Diakriſmen ſind die Reden des Cicero.

Diät bezeichnet urſprünglich die Lebensweiſe oder das Maß, welches ein Menſch in Hinſicht auf Speiſe und Trank, Schlafen und Wachen, Bewegung und Ruhe in körperlicher und geiſtlicher Beziehung u. ſ. w. befolgt. Dann verſteht man darunter eine Lebensordnung, die, nach gewiſſen Principien geregelt, manche Genüſſe oder Anſtrengungen als ſchädlich verbietet, andere wieder als nützlich fodert. Dieſe Lebensordnung läßt eine unendliche Menge Verſchiedenheiten zu, welche durch Lebensalter, Körperconſtitution, Temperament, Gewohnheit, Stand, Aufenthaltsort u. ſ. w. beſtimmt werden. Iſt ſchon zur Erhaltung der Geſundheit und des momentanen Wohlbefindens die Befolgung einer gewiſſen Diät noth-

wendig, so wird sie noch gebieterischer durch Krankheitszustände gefordert, und die sogenannten Diätfehler ziehen in Krankheiten oft die bedenklichsten Folgen nach sich, während die gewissenhafte Beobachtung einer zweckmäßigen Diät oft schon allein vermögend ist, eine Krankheit zu heben. Bei Krankheiten, die in einer abnorm gesteigerten Lebensthätigkeit bestehen, wie bei Fiebern, Entzündungen u. dgl., ist meist die entziehende, bei denen, die von Depression der Kräfte herrühren, wie bei Abzehrungen und namentlich vielen chronischen Krankheiten und im Zeitraume der Genesung die stärkende Diät anzuwenden, welche letztere nicht sowohl in vermehrter Quantität als in kräftigerer Qualität der zu genießenden Speisen besteht. Auch machen gewisse Curarten, besonders der Gebrauch der Mineralwässer, eine besondere Diät nothwendig. Die Wissenschaft, welche die Regeln über die Anordnung der Diät gibt, nennt man Diätetik oder Hygiene. Sie wurde schon durch Hippokrates begründet, der ein Werk über die Diät schrieb. Besondere Theile derselben bilden die Diätetik der Augen (s. Augenpflege), der Zähne, der Haut u. s. w. (S. Gesundheit und Makrobiotik.) Vgl. Leupoldt, „Eubiotik“ (Berl. 1828) und Ammon, „Brunnendiätetik“ (4. Aufl., Lpz. 1841).

Diäten nennt man die tageweise gezahlten Entschädigungen für außerordentliche Dienste. Solche erhalten namentlich Beamte, außer ihrer Besoldung, bei besondern ihnen übertragenen Commissionen und auswärtigen Expeditionen, Vormünder und Curatoren für ungewöhnliche Arbeiten, Reisen u. s. w., die sogenannten Reisenden der Kaufleute, endlich auch in den meisten Staaten die Deputirten, jedoch hier und da mit Ausnahme Derjenigen, die an dem Orte, wo der Sitz der Ständeversammlung ist, ihren wesentlichen Aufenthalt haben.

Diäteten hießen in Athen die besondern Schiedsrichter, welche nur in Privatrechtsfällen zu entscheiden hatten. Sie wurden theils öffentlich oder von Staatswegen durch das Loos jährlich aus jeder Phyle bestimmt und mußten den ihnen vorgelegten Proceß binnen 30 Tagen zum Austrag bringen, wobei jedoch der Betheiligte, wenn er sich bei dem Ausspruch derselben nicht beruhigen wollte, an einen ordentlichen Gerichtshof appelliren konnte; theils wurden sie von den Parteien selbst in unbestimmter Zahl gewählt und vollzogen erst dann, wenn sie eine gütliche Beilegung des Streits vergebens versucht hatten, den Ausspruch, ohne daß dann eine weitere Appellation verstatet war. Im Allgemeinen zeichnete sich das Verfahren dieser öffentlichen und Privatschiedsrichter vor dem der eigentlichen Gerichtshöfe durch einen geringern Betrag der Kosten und durch größere Schnelligkeit aus. Vgl. Hudtwalcker, „Über die Diäteten in Athen“ (Zena 1812).

Diatonisch heißt eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortschreitet, daher die gewöhnliche Tonleiter die diatonische Scala genannt wird. (S. Chromatisch.)

Diatrise (griech.) bedeutet ursprünglich eine gelehrte Unterhaltung, eine gelehrte Schrift, namentlich eine Schulschrift. Der neuere Sprachgebrauch aber verknüpft damit den Begriff einer in bittern Ausdrücken verfaßten, besonders literarisch-kritischen Schmähschrift.

Diaz (Bartholomeo), ein portug. Edelmann am Hofe König Johann's II., hatte durch frühzeitige Studien und durch den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern, besonders mit dem deutschen Kosmographen Mart. Behaim (s. d.), einen so großen Namen sich erworben, daß er unter die besten Nautiker seiner Zeit gerechnet wurde. Vom Könige beauftragt, mit zwei Fahrzeugen die Entdeckungen früherer portug. Seefahrer an der afrik. Westküste zu verfolgen, erreichte er bald die Grenze des bekannten Gebiets und ging jenseit derselben (Sierra-parda, 25° 50' südl. B.) zuerst an das Land, um von ihm Besitz zu ergreifen. Nachdem er noch an andern, jetzt nicht mehr aufzuklärenden Orten gelandet und von einem seiner Schiffe verlassen worden war, umsegelte er, ohne es zu ahnen, die Südspitze Afrikas und fand in der Mündung eines großen Flusses, den er Rio-del-Infante nannte (der Comie oder große Fischfluß), einen Ankerplatz, wo er sich mit Wasser und Fischen versorgte. Ein Sturm vertrieb ihn und warf ihn wahrscheinlich in der Nähe von Port Elisabeth an das Land, wo er sein zweites Fahrzeug, dessen Bemannung fast ganz von den Schwarzen erschlagen worden war, wieder fand. Jetzt erst erkannte er das Vorgebirge, nannte es zum Andenken an das Erlittene Cabo de todos los tormentos, ein Name, den der König später in Cabo de buena esperanza, d. i. Cap der guten Hoffnung, abänderte.

Nach Lissabon heimgekehrt, wo er im Dec. 1487 anlangte, wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Bald aber sah er den Seemann Vasco de Gama (s. d.) sich vorgezogen und mußte die Demüthigung erfahren, unter ihm 1497 zu befehligen. Als Vasco de Gama ihn bei dem Vorgebirge Mina nach Portugal zurückschickte, schloß er sich der Fahrt des Entdeckers von Brasilien, Cabral (s. d.), an, fand aber am 29. Mai 1500 mit vier Schiffen aus der Flotte nebst sämmtlicher Mannschaft in der Sturmflut sein Grab. Camoens hat in der „Lusiade“ D.'s Verdienste verewigt, indem er dem am Cap hausenden Luftgeiste zürnende Worte gegen den kühnen Segler in den Mund legte, der zuerst sein Reich erpächte.

Diaz (Michael), der Gefährte Colombo's auf dessen zweiter Fahrt nach der neuen Welt, aus Aragonien gebürtig, erhielt 1495 den Auftrag, die Goldminen von Hispaniola aufzusuchen. Kurze Zeit nach seiner Ankunft daselbst mußte er in Folge eines Zweikampfs mit einem Spanier, den er verwundete, sich flüchten. Auf dieser Flucht verliebte sich in ihn eine junge Frau und entdeckte ihm die Gegend bei St.-Christoph, wo Gold gefunden wurde. Diese Gelegenheit ergriff D., um wieder zu Gnaden zu gelangen, machte Bartolomeo Colombo mit seiner Entdeckung bekannt, und sehr bald war in der Nähe der Goldgegend die Stadt Nueva-Isabella gegründet, die jedoch ihren Namen bald darauf mit San-Domingo vertauschte. D. wurde Befehlshaber derselben, fiel jedoch, als er 1500 dem als Statthalter nach der Insel gesendeten Bovavilla die Übergabe des Forts verweigerte, sodas es mit Gewalt genommen werden mußte, in Ungrnade. Diego Colombo stellte ihn zwar 1509 wieder als Befehlshaber von Portorico an; doch auch hier erreichte ihn der Haß seiner Feinde. Er theilte das Loos seiner Beschützer und wurde als Gefangener nach Spanien abgeführt. Wieder begnadigt und im Begriff, auf seinen frühern Posten nach Westindien zurückzukehren, starb er im J. 1512.

Dibdin (Charl.), als Componist, Theaterdichter und Schauspieler in London zu seiner Zeit rühmlichst bekannt, war in Southampton um 1745 geboren und jedenfalls ein ungemein fruchtbares Talent. Er schrieb gegen 100 Operetten, Pantomimen u. dgl. und eine große Anzahl Lieder, unter denen seine Seemannslieder („The sea songs“) hauptsächlich Beifall fanden. Eine gründliche Bildung ging ihm indes ab, und die Art und Weise, wie er in einer Reisebeschreibung („Musical tour“) über Kunst und Künstler spricht, beweist, daß ihm überhaupt der Sinn für gebiegene Kunst mangelte. Viel Glück machten seine declamatorisch-musikalischen Unterhaltungen („Readings and music“), die er in einem Saale hielt, dem er den Namen Sanssouci und die bezeichnende Aufschrift „Vive la bagatelle“ gab. Trotz der glücklichen Erfolge und mehrmaliger Unterstützung von der Regierung starb er 1814 in großer Dürftigkeit. Außer seinen Compositionen schrieb er eine „History of the english stage“ (5 Bde., Lond. 1795), „Professional life“ (2 Bde., Lond. 1802) und viele Schauspiele und Romane. — Seine beiden Söhne, Charles D. und Thom. D., machten sich als Theater- und Gelegenheitsdichter bekannt.

Dibdin (Thom. Frognall), einer der berühmtesten unter den lebenden Bibliographen, wurde zu Kensington um 1773 geboren. In Eton vorgebildet, studirte er in Cambridge Theologie, widmete sich aber gleichzeitig mit so erfolgreichem Eifer dem Studium der Bibliographie, daß er bald, nachdem er als anglicanischer Geistlicher ordinirt worden war, von dem Grafen Spencer nach Althorp, dem Stammsitz der Familie Spencer, berufen wurde, um die daselbst befindliche Bibliothek, eine der reichsten und kostbarsten in England, zu ordnen, zu beschreiben und zu bereichern. Im J. 1797 gab er die „Analysis of the first volume of Blackstone's Commentaries“ und „Poems“ heraus; doch sind beide Werke sehr selten geworden, weil die in Kupfer gestochenen Platten des erstern, das nur in 250 Exemplaren gedruckt war, nach dem Drucke zerstört, die Exemplare der „Poems“ aber später von dem Verfasser, wo er sie nur austreiben konnte, vernichtet wurden. Als Bibliograph erregte D. zuerst Aufmerksamkeit durch die „Introduction to the knowledge of rare and valuable editions of the greek and latin classics“ (Glocester 1802, 12.; 4. Aufl., 2 Bde., Lond. 1827, 4.), die aber nur über 112 alte Schriftsteller bibliographische Angaben enthält. Sein „Specimen bibliothecae britan.“ (Lond. 1808), wovon nur 18 Exemplare in 4. und 40 in 8. abgedruckt wurden, ließ gleichfalls in Beziehung auf Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben Manches vermissen. Mehr Aufmerksamkeit erregte, auch durch glänzende Ausstat-

tung, sein Werk „The bibliomania, or book-madness“ (Lond. 1809), das er in der zweiten Auflage (1811) völlig umarbeitete. Gleichzeitig gab er Robinson's engl. Uebersetzung von des Kanzlers Thomas Morus „Utopia“ (3 Bde., Lond. 1809) mit zahlreichen Anmerkungen und schönen Holzschnitten heraus. Noch größeres Aufsehen erregten sein reichausgestattetes, aber nicht vollendetes, auf etwa acht Bände berechnetes Werk über die Geschichte der brit. Buchdruckerkunst, „Typographical antiquities, or the history of printing in England, Scotland and Ireland“ (4 Bde., Lond. 1810—19, 4.), und seine in ihrer Art einzige, mit Holzschnitten und Facsimiles gezierte „Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15th century, and of many valuable first editions in the library of George John Earl Spencer“ (4 Bde., Lond. 1814—15), die durch die „Aedes Althorpianae“ (Lond. 1821), ein Verzeichniß der Kunstschätze im Schlosse Althorp, ergänzt wurde. Auch sein „Bibliographical Decameron, or ten days' pleasant discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, topography and bibliography“ (3 Bde., Lond. 1817), gleichfalls mit einer Menge der trefflichsten Holzschnitte und Kupferstiche geziert und eins der vollendetsten Meisterwerke der Buchdruckerkunst, ist reich an interessanten bibliographischen Anekdoten, zeigte aber, anfangs des prächtigen Aufsehn wegen überschätzt, nachmals vor dem Richterfühle der strengern Kritik viele Mängel. Im J. 1818 machte er in Begleitung seines Sohns, eines geschickten Zeichners, auf Kosten des Lords Spencer, dessen Bibliothek er bei dieser Gelegenheit mit manchen seltenen alten Drucken und Handschriften bereicherte, eine Reise durch Frankreich und das südliche Deutschland, deren Beschreibung: „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany“ (3 Bde., Lond. 1821), mit großer typographischer und artistischer Pracht ausgestattet ist. Gegen Licquet, der in der Uebersetzung dieses Werks (Par. 1821) viele Irrthümer berichtete, sowie gegen Crapelet und andere Beurtheiler desselben kämpfte D. sehr heftig an in der zweiten Ausgabe (Lond. 1829); doch läßt sich nicht leugnen, daß D. ohne Auswahl, häufig auch ohne Geschmack gearbeitet hat, und daß seine bibliographischen Mittheilungen weder immer neu noch ganz zuverlässig sind. Stets wird der deutsche Bücherliebhaber mit Schmerzen durch jenes Werk sich daran erinnern sehen, daß es dem Abgesandten des reichen engl. Bibliophilen an so manchem deutschen Orte, wie Stuttgart, Augsburg, Salzburg u. s. w., gelingen konnte, treffliche Incunabeln und Handschriften für brit. Gold einzutauschen und diese Schätze einem Lande zuzuführen, wo eine egoistische Bibliomanie sie vergräbt. D. ist Doctor der Theologie und als königlicher Kaplan im Besitze einer reichen Pfründe zu Kensington.

Dicaearchus aus Messana, ein griech. Philosoph, der ungefähr 300 v. Chr. lebte, schloß sich der Lehre des Aristoteles an, die er vorzugsweise in Beziehung auf die Psychologie entwickelte. Er leugnete nämlich, daß dem geistigen Leben ein eigenthümliches reelles Princip zu Grunde liege, und erklärte es für eine bloße Stimmung des Körpers. Die Fragmente seiner Schriften gab Mar. Fuhr (Darmst. 1841) heraus.

Dicastrerium oder **Sprenchgericht** heißt ein Richtercollegium, welches keine bestimmte Instanz für einen gewissen Bezirk bildet, sondern bloß im Auftrage und auf Ersuchen anderer Gerichte, oder auch Privaten, Rechtsprüche fällt. Dergleichen waren sonst die Schöppenstühle und Juristenfacultäten in Deutschland; nach dem Aufheben oder Eingehen der erstern und nach der Beschränkung, welche hinsichtlich letzterer neuerlich eingetreten (s. Actenver sendung), ist jedoch die Zahl der Dicastrerien und noch mehr ihr Wirkungskreis sehr beschränkt, was man im Interesse einer gleichmäßigen Fortbildung der Theorie wie der Praxis und auch im Interesse der Unabhängigkeit der Rechtspflege sehr zu bedauern hat.

Dichotomie, d. i. zweigliedrige Eintheilung, s. **Eintheilung**.

Dichromatisch nennt man alle solche Körper, welche, bei gleichbleibender chemischer Beschaffenheit und Gestalt, unter verschiedenen Umständen zwei verschiedene Farben zeigen, z. B. in dicken Stücken anders gefärbt erscheinen als in dünnen, oder im auffallenden Lichte eine andere Farbe haben als im durchfallenden. Namentlich letztere Art des Dichromismus ist bei Mineralien und chemischen Producten nicht zu selten. Zuweilen sind die beiden Farben die complementairen (s. Farben), z. B. grün und roth beim mangansauren Kali, dem Chromchlorid, blau und gelb beim Sapphir.

Dichten heißt durch Bilder vorstellen und Bilder verknüpfen und wird dem Denken im engeren Sinne, als dem Vorstellen durch Begriffe, entgegengeſetzt. Im vorzüglicheren Sinne heißt dichten, äſthetiſche Ideen in entſprechende Bilder faſſen oder in einem harmoniſchen Ganzen ſinnlicher Anſchauungen verſinnlichen, wodurch ſich auch das Dichten von dem bloßen Erdichten, d. i. Ausdenken, Erſinnen ſolcher Gegenſtände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet ſind, unterſcheidet. Im engſten Sinne heißt dichten, jene idealen Bildungen der Phantaſie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darſtellen, und die Kunſt dieſer Darſtellung inſofern die Dichtkunſt (ſ. Poefie), ein Erzeugniß dieſer Art ein Gedicht und die beſondern Claſſen derſelben Dichtungsarten.

Dichtigkeit. Unter Dichtigkeit der Körper, die mit dem ſpeciſiſchen Gewicht weſentlich übereinkommt, verſteht man die Menge Materie, welche in einem gleichen Volumen oder Raumumfange derſelben enthalten iſt und durch das Gewicht, welches ſie bei gleichem Volumen haben, gemeſſen wird. Lange Zeit hielt man das Platin, welches ungefähr 21 mal ſo ſchwer iſt als Waſſer bei gleichem Volumen, für den dichteſten Körper; allein 1833 machte Breithaupt in Freiberg die Entdeckung, daß das gediegene Irid noch um 2 ſchwerer iſt. Der mindeſt dicke oder dünnſte Körper iſt das Waſſerſtoffgas, welches ungefähr $14\frac{1}{2}$ mal ſo dünn iſt als atmöſphäriſche Luſt. Wärme bewirkt vermöge ihrer ausdehnenden Eigenſchaft Verminderung, Kälte Vermehrung der Dichtigkeit, wie ſich denn z. B. die Dichtigkeit des reinen Waſſers beim Froſtpunkt zur Dichtigkeit deſſelben beim Siedepunkt wie 100 zu 96 und die Dichtigkeit des reinen Alkohols bei 0° zur Dichtigkeit bei 56° R. wie 100 zu 93 verhält. (S. Wärme, Expansio und Gewicht, ſpeciſiſches.)

Dichtkunſt und Dichtungsarten, ſ. Poefie.

Dicke, ſ. Dimenſion.

Dickens (Charl.), unter dem Pſeudonamen Boz, der erſte der jezt lebenden humorſtiſchen Novelliſten Englands, geb. am 7. Febr. 1812 in Portſmouth, ſchwang ſich ſchon durch ſeine erſten Arbeiten in die Reihe der tonangebenden Novelliſten Englands auf, indem er mit einer urſprünglichen Kraft, die nur in ſich ſelbſt und dem reichen Volksleben Quell, Nahrung und Muſter fand, und mit einer Schärfe der Anſchauungskraft, die nur von der harmloſen Bewußtloſigkeit, mit der er ſchildert, überboten wird, auf hundertfach geſchlugen und abgemähten Feldern neuen Boden fand und Kunſtwerke aus einem Stoffe ſchuf, welchen der Handwerker als zu gewöhnlich bei Seite geworfen hätte. In London und Chatam erzogen, wo ſein Vater bei der Marine eine Anſtellung hatte, zeichnete ſich D. ſchon als Knabe durch Lernbegier und eifriges Leſen der vaterländiſchen Novelliſten und Dramatiker aus. Nicht ſehr bemittelt, mußte er früh auf Erwerb denken und ging daher bei einem Advocaten in Dienſte, wo er Gelegenheit hatte, die ergreifendſten und die ergößlichſten Volksscenen zu ſtudiren. Nach edlerer Nahrung dürſtend, machte er darauf zwei Jahre im Britiſchen Muſeum literariſche Studien und begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn als Reporter, d. h. als Nachſchreiber der öffentlichen und Parlamentsverhandlungen für die Zeitungen. Als ſolcher zeichnete er ſich bald ſo vortheilhaft aus, daß er zur Mitredaction des „Parlamentsſpiegels“ und ſpäter zur thätigſten Mitarbeit am „Morning chronicle“ gezogen wurde. In legterem veröffentlichte er zuerſt die kurzen Skizzen, in denen er das bunte Erleben der Hauptſtadt in ſcharfen Umriſſen zeigte, und die er geſammelt als „Sketches of London“ (2 Bde.) mit Zeichnungen von Cruikſhank herausgab. Bald darauf erſchienen ſeine „Pickwick papers“, wöchentlich in Heften, die ungemeines Aufſehen erregten. Mit ihnen war D.'s Ruhm begründet, und ſeine nachfolgenden Romane, „Oliver Twiſt“, „Nicholas Nickleby“, „Master Humphrey's clock“, „Barnaby Rudge“ und „Chuzzlewits“, wiewol künſtleriſch ausgebildeter als in ſich abgeſchloſſene Dichtungen, konnten zu jenem nichts hinzufügen. Denn wie ergreifend und erſchütternd manche Malerei in dieſen Romanen auch ſei, wie ſie möglicherweiſe in den Gefühls- und Affectpartien das genannte Werk übertreffen, ſo kommen ſie ihm doch in der Naivetät des Humors, in der Abſichtloſigkeit und gutmüthigen Luſt, womit der Dichter dort die Schwächen und Thorheiten geißelt, und, wo er vernichtet, wieder ſchafft, nicht gleich. D.'s Roman iſt allerdings ein neues Genre, die Behandlungsart ganz eigenthümlich und doch durchaus altenglisch. D. iſt der Gegenſatz zu Bulwer. Er liebt nicht die Reflexionen, Alles verſchlingt ſich, Gedanke, Ge-

fühl, Wig werden Fleisch, Blut und Knochen. Alle seine Stoffe sind volkstümlich, Jedem verständlich, und es haben diese ersten Volksromane, wie sie England noch nicht besessen, ebenso belehrend als unterhaltend, auch schon einen moralischen Einfluß auf alle Stände gewonnen. Mit den charakteristischen, freilich auch caricirten Illustrationen von Cruikshank und Phiz sind sie in mehr als 100000 Abdrücken allein in England und Amerika verbreitet, und in Nachdrücken und Übersetzungen in Deutschland. D. lebt in London als glücklicher Gatte und Vater, im vertrauten Umgange mit allen Notabilitäten der Literatur. Seine „Notes on America“, die Frucht seiner Reise dahin, voll scharfer, geistvoller Anschauung, haben doch nicht die warme Theilnahme wie seine Romane finden können, weil der spröde Stoff den Dichter nicht mit dem Humor begeisterte, den ihm sein Altengland auf jedem Schritte liefert.

Dickpfennige nannte man im Gegensege der Bracteaten (s. d.) die im Mittelalter aufkommenden zweiseitigen Münzen. Die Groschen und Dithaler wurden später die nach damaliger Sitte im zwei-, drei- und mehrfachen Werthe ausgeprägten Groschen und Thaler genannt, die meist nur Probefstücke waren, und wenn sie nur den doppelten Gehalt hatten, auch Doppel- oder Döspelthaler und Doppelgroschen genannt wurden.

Dictator hieß in der ältesten Zeit der oberste Magistrat des lat. Bundesstaats, an dessen Stelle später zwei Prätores traten. In lat. Städten erhielt sich dieser Titel noch lange auch unter der röm. Herrschaft. In der röm. Republik war Dictator der Name eines Magistratus, der aber nicht zu den regelmäßig alle Jahre gewählt gehörte, sondern nur in außerordentlichen Fällen eintrat. Namentlich geschah dies, wenn bei dringender äußerer oder innerer Gefahr des Staats es rathsam schien, die höchste vollziehende Gewalt möglichst unbeschränkt in die Hände eines Einzigen zu legen. Die Bestimmung dieser Dictatoren wird durch den Zusatz *rei gerundae causa*, d. i. zur Leitung des Staats, näher bezeichnet, und der erste Dictator, L. Fartius, der im J. 501 v. Chr. zur Einschüchterung der Plebejer gewählt wurde, war ein solcher. Diesen Dictatoren, denen 24 Victoren mit Fasces voranschritten, wurden alle andere Magistrate zur Verfügung untergeordnet, und nur die Tribunen dauerten selbständig fort; doch scheint wenigstens in den ältesten Zeiten die Provocation an das Volk, die durch sie erst sichergestellt war, vor dem Dictator nicht gegolten zu haben, später fand sie wirklich statt. Beschränkt war der Dictator dadurch, daß er, obwohl nicht dazu verbunden, dem Senat Rechenschaft abzulegen, doch nach der Niederlegung seiner Amtshandlungen wegen belangt werden konnte, daß er hinsichtlich der Verwendung öffentlicher Gelder vom Senat abhing, daß er Italien nicht verlassen und daß er, damit seine Gewalt nicht zu sehr an die Könige erinnere, ohne Erlaubniß, welche diese nicht bedurft hatten, in der Stadt nicht das Pferd besteigen durfte. Zuweilen wurden auch zur Besorgung eines einzelnen Auftrags Dictatoren gewählt, theils aus religiösen Gründen, theils weil der regelmäßige Magistrat behindert war, z. B. zum Einschlagen des Jahresnagels in dem capitolinischen Jupiter-Tempel (*clavi legendi causa*), zur Haltung der Comitien u. s. w. Sie dankten nach Vollziehung des Auftrags sogleich ab, aber auch die ersterwähnten Dictatoren, deren längste Amtsdauer auf sechs Monate festgesetzt war, legten dem Herkommen gemäß ihr Amt nieder, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt hatten. Die feierliche Ernennung zum Dictator geschah ohne Zuziehung der Comitien durch den Consul, dem der Senat entweder den zu Ernennenden bezeichnete, oder ihm auch die Wahl selbst freiließ. Seinen Gehülfen und, wenn es nöthig, Stellvertreter, den *Magister equitum*, d. i. Befehlshaber der Reiterei, wählte sich der Dictator selbst. Der erste Plebejer, der zur Dictatur gelangte, war C. Marcus Nutilus im J. 356. Die Leitung des Staats wurde zuletzt nach der Schlacht bei Cannä im J. 216 dem M. Junius Pera als Dictator übertragen, und auch für andere Geschäfte kommt nach dem J. 202 kein Dictator mehr vor, bis 120 Jahre später im J. 82 L. Cornelius Sulla (s. d.) sich durch einen Interrex in Comitien die Dictatur zur Einrichtung des Staats (*rei publicae constituendae causa*) übertragen ließ, die er drei Jahre nachher freiwillig niederlegte. Aber diese wie die auf gleiche Weise bezeichnete Dictatur des Julius Cäsar in den J. 47, 45 und 44 war in der Form zum Theil, im Wesen gänzlich von der alten Dictatur verschieden, und in der That nur ein Titel für die so gut wie unbeschränkte Gewalt.

die beide Männer über den Staat hatten. Nach Cäsar's Tode ward die Dictatur durch Antonius für immer aufgehoben, und Octavian schlug sie aus, als das Volk sie ihm antrug.

Dictatur, bei den Römern das Amt und die Würde des Dictators (s. d.), bezeichnete im Deutschen Reich die Art, wie etwas gesetzmäßig zur Kunde des Reichstags gebracht und ein Stück der Reichsacten oder ein Gegenstand der Berathschlagung wurde. — *Loco dictaturae* oder als Handschrift drucken, sagt man von Schriften, welche, um des vielfachen Abschreibens überhoben zu sein, gedruckt, weil sie sich aber nicht für die Öffentlichkeit eignen, nur bestimmten Individuen ausgehändigt werden. Es geschieht dies mit manchen legislatorischen Vorarbeiten und andern, namentlich an die Ständeverfassungen gelangenden Vorlagen der Regierungen. Auch werden die Protokolle des Bundestags jetzt lediglich so gedruckt, nachdem auch ihre auszugsweise Veröffentlichung nicht mehr stattfindet.

Diction bezeichnet im Allgemeinen in grammatischer Hinsicht die besondere Ausdrucksweise, in der Rhetorik aber die besondere Art der Darstellung der Gedanken durch die Rede. Sie unterscheidet sich vom *Stil* (s. d.) insofern, als sie mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen und der Wahl der Ausdrücke, letzterer aber auf ihrer logischen und grammatischen Verbindung beruht.

Didaktik, Unterrichtslehre oder Unterrichtswissenschaft, heißt der Theil der Erziehungslehre, welcher die Gesetze und Regeln für den Unterricht insbesondere darlegt. Da sich bei dem Unterrichte drei Momente unterscheiden lassen, nämlich Zweck, Mittel und Methode, so umfaßt die Didaktik die Lehre von dem Zwecke, den Mitteln des Unterrichts oder dem Unterrichtsstoffe und der Methode. Irrigerweise setzt man oft die Didaktik als die Wissenschaft des Unterrichts der Pädagogik als der Wissenschaft der Erziehung entgegen, oder auch wol der Methodik, obgleich die Didaktik als ein Theil der philosophischen Pädagogik der Erziehungslehre untergeordnet, der Methodik aber als einem ihrer Theile übergeordnet ist. Zuweilen nimmt man den Ausdruck *Didaktik* auch in praktischem Sinne und versteht darunter die Unterrichtskunst im Gegensatz der Theorie des Unterrichts.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalien hießen bei den Griechen theils die Einübungen und Ausführungen eines theatralischen Stücks oder Chors, theils die Stücke selbst, gewöhnlich aber die Verzeichnisse der aufgeführten Dramen, mit Angabe der Verfasser, der Zeit und des Erfolgs, mit welchem sie aufgeführt wurden. Diese Verzeichnisse wurden später in besondern Schriften gesammelt und wahrscheinlich mit eigenen Bemerkungen und Erläuterungen der Sammler begleitet. Der Erste, der eine solche Schrift verfaßte, war Aristoteles, dem bald Andere, wie Dikäarchus, Kallimachus, Eratosthenes u. s. w. folgten; doch sind diese Schriften sämmtlich untergegangen, obwol sie von den spätern Grammatikern und Scholiasten in den Inhaltsverzeichnissen der alten Tragödien und Komödien noch benutzt worden. Vgl. Odericus, „*De didascalis marmorea*“ (Rom 1777) und Hermann's „*Opuscula*“ (Bd. 3). Auch bei den Römern wurden dergleichen Verzeichnisse, besonders von Attius, angefertigt, wie die Angaben vor den Lustspielen des Terenz deutlich zeigen.

Diderot (Denis), einer der berühmtesten unter den franz. Encyclopädisten, geb. am 5. Oct. 1713 zu Langres in Champagne, wurde in der dasigen Schule der Jesuiten erzogen, die ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen wollten, und erhielt auf Veranlassung seines Oheims, der Kanonikus war, die Tonsur. Da er aber dem geistlichen Stande durchaus abgeneigt war, so bestimmte ihn sein Vater für die juristische Laufbahn und übergab ihn der Leitung eines pariser Anwalts. Doch D. beschäftigte sich lieber mit den schönen Wissenschaften; selbst der Unwille seines Vaters und der Mangel an Unterstützung, der eine Folge davon war, machten ihn nicht irren; er suchte Hülfquellen in seinen Talenten und fand sie. Mit Eifer legte er sich auf Mathematik, Physik, Philosophie und schöne Wissenschaften und erwarb sich bald unter den schönen Geistern der Hauptstadt einen Namen. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch die „*Pensées philosophiques*“ (Par. 1746), später unter dem Titel „*Étrennes aux esprits forts*“ wieder abgedruckt, eine gegen die christliche Religion gerichtete Flugschrift, die zwar durch Beschluß des Parlaments vom Scharfrichter verbrannt wurde, für den Verfasser aber keine weitem persönlichen Folgen hatte. Dagegen zogen ihm die „*Lettres sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient*“ (Lond. 1749), in welchen er

seine Wahrnehmungen an Blindgeborenen mittheilte und ebenfalls Angriffe auf die christliche Religion einwebte, nicht wegen dieser, sondern wegen einiger Stellen, die Madame Dupré und M. de Neaumur übernahmen, ein Jahr Gefängniß im Thurm zu Vincennes zu. Gleichzeitig mit der ersten Schrift hatte er im Verein mit Cibous und Toussaint ein „Dictionnaire universel de médecine“ (6 Bde., Par. 1746, Fol.) herausgegeben. Der Beifall, mit welchem dieses mangelhafte Werk aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädisches Lexikon herauszugeben, zu dessen Ausführung er sich 1751 mit Daubenton, Rousseau, Marmontel, Leblond, Lemonnier und d'Alembert vereinigte, welcher letztere nächst ihm den größten Antheil an dieser weitumfassenden Unternehmung hatte. Er selbst unterzog sich der Ausarbeitung aller in die Künste und das Gewerwesen einschlagenden Artikel. (S. Encyclopädie.) Der Gewinn der 20jährigen Anstrengung, die ihm diese Arbeit kostete, war aber bei seiner wenig geordneten Haushaltung so unbedeutend, daß er sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiserin von Rußland kaufte sie für 50000 Livres, überließ sie ihm aber zum Gebrauch auf Lebenszeit. Auf ihre Einladung ging er nach Petersburg, mißfiel jedoch durch ein zweideutiges Quatrain, sodaß er bald wieder abreiste. Während er mit der „Encyclopädie“ beschäftigt war und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derselben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, machte er sich zugleich als Romanschriftsteller und Lustspieldichter bekannt durch den sinnreichen, aber schlüpfrigen Roman „Les bijoux indiscrets“ und die beiden Lustspiele „Le fils naturel“ (1757) und „Le père de famille“ (1758), welche letztern als „Théâtre de D.“ (2 Bde., Par. 1758; deutsch von Lessing, 2 Bde., Berl. 1781) erschienen. Außerdem schrieb er eine Menge belletristischer und philosophisch-ästhetischer Werke. Er starb am 31. Juli 1784. Seine Freunde schildern ihn als einen offenen, uneigennütigen, biedern Mann; seine Feinde legen ihm Hinterlist und Eigennutz zur Last; wenigstens war er sehr empfindlich, sehr reizbar und trug oft, was selbst sein großer Verehrer Naigeon von ihm sagt, etwas in die Sachen hinein, was nicht darin lag, und hielt dann an seiner Meinung mit vielem Eigensinn und vieler Heftigkeit fest. Vorzüglich waren es diese Charakterfehler, welche die Spannung mit Rousseau, gewiß seinem aufrichtigsten Freunde, herbeiführten, und D. mishandelte hierauf in verschiedenen seiner Schriften den ehemaligen Freund, während Rousseau ihn dagegen fort und fort aufs ehrenvollste behandelte. Aus D.'s Nachlasse erschienen sein „Essai sur la peinture“ (deutsch von Cramer, 2 Bde., Riga 1797); ein schon 1772 geschriebener Dithyramb „Abdication d'un roi de la fête“, welcher äußerst demokratische Gesinnungen verräth; und die Romane „La religieuse“ (deutsch von Cramer, 2 Bde., Berl. 1792), „Jacques le fataliste et son maître“ (deutsch von Nylus, 2 Bde., Berl. 1792) und „Rameau's Neffe“, den Goethe übersetzte (Lpz. 1815), noch ehe das Original erschien. D.'s Stil ist oft dunkel genannt worden, und er hat in der That nicht die flüssige Klarheit und Schönheit des Rousseau'schen Stils; der Fehler lag darin, daß D., der die Kunst des Schreibens zur Schau tragen wollte, leicht ins Declamatorische fiel und nach Effecten haschte. Aber er dachte scharf und war im Urtheilen außerordentlich gewandt, daher seine Freunde, so anfangs selbst Rousseau, besonders aber der Baron Holbach und viele Jüngere, für Durchsicht, Verbesserung und Überarbeitung ihrer Schriften vielfach seine Hülfe in Anspruch nahmen, die er ihnen mit bewundernswürdiger Bereitwilligkeit und Anspruchlosigkeit leistete. Es war ihm zwar um Anerkennung und Lob, aber ebenso sehr um Ausbreitung der naturalistischen, die Autorität bekämpfenden, die Religion verschmähenden, die Moral auf die Anlagen der Menschennatur gründenden Ansichten, welche das 18. Jahrh. erzeugt hatte, zu thun. Von D. zuerst wurde gesagt, was man nachher oft wiederholt hat, daß er schöne Seiten, aber kein gutes Buch habe schreiben können. In der Poetik und Poesie verbreitete er die Richtung des moralisch Nührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerspiels genannt hat. Noch mehr als seine Darstellungsgabe in Schriften wird von den Zeitgenossen seine strömende, hinreißende Beredsamkeit im Gespräche gerühmt. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke mit einer Einleitung über sein Leben und seine Schriften besorgte Naigeon (15 Bde., Par. 1798 und öfter); die neueste erschien 1821 (22 Bde., Par.), der sich die „Correspondance littéraire, philo-

sophique et critique de Grimm et D." (15 Bde., Par. 1829), die viel vollständiger und besser geordnet ist als in der frühern Ausgabe, namentlich alle von der Censur unter Napoleon gestrichenen Stellen enthält, und die „Mémoires et correspondance et ouvrages inédits de D." (4 Bde., Par. 1830—32) anschlossen. Interessante Beiträge zu seiner Biographie enthalten auch seiner Tochter, der Madame de Vandeuil, „Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de sen D." Auch in Deutschland hat in den letzten Jahren Rosenkranz in Mundt's „Dioskuren“, und F. von Raumer durch eine in der Berliner Akademie gehaltene Vorlesung die Aufmerksamkeit wieder auf D. gelenkt.

Dido oder, wie sie ursprünglich geheißen haben soll, **Elissa**, der Sage nach die Gründerin von Karthago, war die Tochter eines Königs von Tyrus, den Einige Agenor oder Belus, Andere Nutgo oder Matgines nennen. Sein Nachfolger Pygmalion, der Bruder der D., ermordete den Gatten und Dheim derselben, einen Priester des Hercules, Acerbas, bei Virgil Sichäus genannt. Mit den Schätzen des Sichäus, die der Mörder vergebens gesucht hatte, und begleitet von vielen Tyriern, entfloß D. hierauf zu Schiffe, um einen neuen Wohnsitz zu suchen. Sie landete in Afrika, unweit der schon bestehenden phöniciſchen Pflanzstadt Utika, und baute auf dem Boden, den sie von dem numidischen König Hiarbas gekauft hatte, eine Burg Byrsa (das Fels), welches Wortes griech. Bedeutung die Griechen zu der Fabel veranlaßte, sie habe so viel Land gekauft als mit einer Rindschale belegt werden könne, dann aber listig die Haut in dünne Streifen zerschnitten und damit einen weiten Raum umgrenzt. An die Burg schloß sie hierauf die Stadt Karthago (s. d.) an, und hier ward sie nach ihrem Tode göttlich verehrt, den sie sich, um dem Begehren des Hiarbas, sie solle seine Gattin werden, sich zu entziehen, selbst auf dem Scheiterhaufen gab. Virgil läßt, wie es namentlich schon vor ihm *Návius* (s. d.) gethan, den Aneas zur Dido kommen und gibt dessen Untreue als die Ursache ihres Todes an, eine Erzählung, die vermuthlich nicht auf alter Sage beruhete, sondern späterer Dichtung angehörte, welche die Zeitangabe, wonach Aneas zwei Jahrhunderte früher gelebt, unberücksichtigt ließ.

Didot, eine franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie, die sich durch den großartigen Sinn in Betreibung ihrer Kunst und ihres Gewerbes und durch die vielen und schönen Werke, die aus ihren Pressen hervorgingen, einen ausgezeichneten Namen erwarben. Ihr Ahnherr in dieser Beziehung war *Franc. D.*, geb. 1699, der zwei Söhne hinterließ. — Sein Sohn, *Franc. Ambroise D.*, geb. im Jan. 1730, vervollkommnete die Schriftschneide- und Schriftgießkunst so sehr, daß bald aus seiner Schriftgießerei die schönsten Typen hervorgingen, die man bis dahin in Frankreich gesehen hatte. Nach vielfachen Versuchen gab er 1777 der Druckerpresse eine vollkommnere Einrichtung, und ihm gebührt die ihm mit Unrecht von dem Buchdrucker Anisson Duperron streitig gemachte Erfindung der Pressen mit einem Zuge. Auch war er eifrig bemüht, in den franz. Papiermühlen eine verbesserte Bereitungsart des Druckpapiers einzuführen, und der Erste in Frankreich, der auf das nach seinen Angaben verfertigte Belinpapier druckte. Dies geschah bei der Ausgabe von Delille's Gedicht „Les jardins“ (1782, 4.), welche aber unvollendet blieb. Ludwig XVI. ernannte ihn 1783 zum königlichen Buchdrucker. Unter den zahlreichen aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken, die zum Theil typographische Seltenheiten sind, zeichnen sich aus die Ausgabe des Longus (2 Bde., 1778), Tasso's „Gerusalemme liberata“ (2 Bde., 1784—86, 4.) und Vitaube's franz. Übersetzung des Homer (12 Bde., 1787—88). Auf Correctheit des Textes seiner Druckwerke wendete er die größte Sorgfalt. Er starb am 11. Juli 1804. — Der zweite Sohn, *Pierre Franc. D.*, geb. 1732, übernahm des Vaters Buchhändlergeschäft, erkaufte später ebenfalls eine Druckerei und wurde Buchdrucker von Monsieur, nachmaligem Könige Ludwig XVIII. Auch er hat zu den Fortschritten der Buchdruckerkunst beigetragen und einige sehr schöne Drucke, z. B. Fénelon's „Télémaque“ (2 Bde., 1785, 4.) geliefert. Er starb am 7. Dec. 1795. — *Pierre D.* der Ältere, der sich an die Männer des ersten Ranges in seiner Kunst gereicht hat, ein Sohn *Franc. Ambroise D.'s*, geb. im Jan. 1761, übernahm 1789 von seinem Vater die Druckerei. Sehr bald genügte ihm alles bis dahin Geleistete nicht mehr; bei dem allgemeinen Schwunge, den so viele technische Bestrebungen seit der Revolution nahmen, strebte er nach dem Ruhme, Frankreichs *Botoni* (s. d.) zu werden, und faßte 1795 den Plan zu Prachtausgaben classischer Schrift-

steller in Folio. Er scheute keine Kosten, dieselben mit allem Glanze und allen Zierden der zeichnenden Kunst, wozu er die ersten Meister berief, auszustatten, und opferte selbst einen Theil seines Vermögens diesem Lieblingsgedanken. Seine Folioausgaben des Virgil (1798) und des Horaz (1799) waren dieser Anstrengungen würdig, noch mehr aber die des Racine (3 Bde., 1801—5). Unter den andern aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken bemerken wir noch Lafontaine's „Fables“ (2 Bde., 1802), Denon's „Voyage dans la basse et la haute Égypte“ (2 Bde., 1802, Fol.) und Visconti's „Iconographie grecque“ (3 Bde., 1808, Fol. und 1811, 4.) und „Iconographie romaine“ (3 Bde., 1817—26, Fol. 1818—27, 4.) als vorzüglich ausgezeichnet. Der Verbesserung der Lettern widmete er mehrjährige Anstrengungen; mit ganz neuen von ihm angegebenen Schriftarten druckte er Boileau's „Oeuvres“ (3 Bde., 1815) und Voltaire's „Henriade“ (1819, Fol. und 4.). Auf die Correctheit und Reinheit des Textes, auf vollkommene Gleichheit in der Orthographie wendete er nicht geringere Sorgfalt als auf typographische Schönheit. Auch als Literator hat er sich bekannt gemacht, und unter mehreren Schriften, die er zum Theil gemeinschaftlich mit seinem Bruder Firmin schrieb, ist sein „Essai de fables nouvelles“ (1786, 12.) wegen der zahlreichen Anmerkungen für die Geschichte der Buchdruckerkunst wichtig. Er lieferte auch metrische Übersetzungen des ersten Buchs der Horazischen Oden (1796) und eines Fragments der Aeneis. Vor den Ausgaben des Virgil und Horaz stehen lat. Vorreden von ihm. Von allen franz. Regierungen, von der Republik und von Napoleon, wie von Ludwig XVIII. hat er Ehrenbezeugungen erhalten. — Sein Sohn, Jules D., übernahm nach ihm das Geschäft und hat ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen lassen. — Firmin D., der Bruder des Pierre D., geb. 1764, erhielt von seinem Vater 1789 die Leitung der Schriftgießerei, die er bald durch Erfindungsgeist und Fleiß vielfach bereicherte. Die aus seines Bruders Pressen hervorgegangenen Ausgaben des Virgil, Horaz und Racine verdanken zum guten Theil ihre Vorzüge den von ihm gegossenen Schriften. Später legte auch er eine eigene Buchdruckerei an. Er ist Erfinder einer neuen Schreibschrift, und als er, im Begriff Caller's Logarithmen zu drucken, auf Mittel sann, den bei dem Gebrauche beweglicher Lettern oft vorkommenden Nachtheilen abzuwehren, kam er auf ein neues Verfahren im Stereotypendrucke, den er bei diesem Werke anwendete, den er aber nicht erfand, wie oft fälschlich angegeben wird. (S. Stereotypen.) Unter den Werken seiner Presse sind auszuzeichnen Souza Botelho's Ausgabe der „Lusiade“ des Camoens (1817, kl. Fol.), Dannon's Ausgabe der „Henriade“ (1819, 4.). Er hat Mehres aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt und schrieb auch die Tragödien „La reine de Portugal“ und „La mort de Hannibal“. Im J. 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohne ab und widmete sich nun dem öffentlichen Leben. Als Deputirter gehörte er zu den 221, die 1830 gegen die Julibonnanzen protestirten. Er starb am 24. Apr. 1836. — Henri D., der Sohn Pierre Franc. D.'s, zeichnete sich schon früh als Schriftschneider aus und vervollkommnete das Gießen der Lettern auch durch Erfindung eines neuen Gießinstruments. — Der Bruder Henri D.'s, D. Saint-Léger, erfand das Papier ohne Ende; sein Sohn, Edouard D., starb 1825. — Der jüngste Bruder, D. der Jüngere, setzte des Vaters Geschäft fort. — Ambroise Firmin D., der Sohn Firmin D.'s, geb. 1790, widmete sich namentlich unter Korais dem Studium der alten Sprache, machte dann eine Reise durch Griechenland, Palästina und Kleinasien, über die er in den „Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817“ Mittheilungen machte, und war dann eine Zeit lang bei der Gesandtschaft in Konstantinopel. Später trat er in das großartige Geschäft seines Vaters, das er 1827 übernahm. — Sein Bruder, Hyacinth Firmin D., geb. um 1796, ist Theilhaber des Geschäftes; ein zweiter Bruder, Frédéric Firmin D., geb. 1799, der der Papierfabrik des Vaters zu Mesnil bei Dreux vorstand, starb 1836 wenige Tage vor seinem Vater. Unter den neuern Unternehmungen des D.'schen Geschäftes (Firmin Didot frères) heben wir nur als die bedeutendsten hervor die „Bibliothèque française“, „Collection des classiques français“, „Bibliothèque des auteurs grecs“, die neuen Ausgaben des „Thesaurus graec. linguae“ von Stephanus und das „Glossarium med. et infim. latinitatis“ von Dufresne.

Didymäus ist der Beiname des Apollon, den er erhalten hatte von dem Orte Didyma, jetzt Seronda oder Soran, im Gebiete von Milet, 80 Stadien von Milet selbst, wo

der berühmte Tempel mit dem Drakel des Apollon, welches sich bis in die spätesten Zeiten erhielt, befand. Berühmt war daselbst die Statue des Apollon von Romachus aus Siphon, welche Kerres nach Elbatana schaffte, Seleucus Nikator den Miletien aber wiedergab.

Didymus, ein berühmter alexandrinischer Grammatiker, aus der Schule des Aristarchus (s. d.), lebte im Zeitalter des Julius Cäsar oder Augustus und soll, wie die Alten angeben, gegen viertausend Schriften verfaßt haben, daher er auch in Folge seines wahrhaft eisernen Fleißes den Beinamen Chalkenteros erhielt. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf die Kritik und Erklärung der ältern griech. Dichter und Prosaisker, wie des Demosthenes, namentlich aber auf eine genaue Durchsicht der von Aristarchus bereits unternommenen Textrecension der Homerischen Gedichte. Doch besitzen wir nur noch einige dürftige Bruchstücke seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. — **Didymus**, einer der christlichen Kirchenväter, geb. 308, welcher in seiner Jugend erblindete und als Lehrer der Kirche zu Alexandria 395 den Märtyrertod starb, schrieb unter Andern „De spiritu sancto“ (Köln 1618) und „Adversus Manichaeos“ (Ingolst. 1604). Wegen seiner Ansichten, die er in einer untergegangenen Schrift über des Origenes Werk „De principiis“ aussprach, wurde er noch nach seinem Tode auf dem zweiten Concil zu Nicäa als Ketzer verdammt.

Die, im franz. Departement Drôme, am rechten Ufer der Drôme, ist eine sehr alterthümliche Stadt mit 3900 E., welche starke Seidenzucht, trefflichen Wein- und Melonenbau treiben und sich mit Papierfabrikation, Seiden- und Wollweberei beschäftigen. In der Umgegend finden sich mehre Mineralquellen; einige Stunden davon liegen der sogenannte, unersteigliche Berg (Montagne inaccessible) und der Montaignille, welcher letztere die Form einer umgestürzten Pyramide hat. Beide werden zu den sieben Wundern der Dauphiné gerechnet. — **Saint-Dié** oder **Saint-Diey**, im Departement der Vogesen, zu beiden Seiten der Meurthe in einem herrlichen Thale, ist besonders der alten Domkirche wegen merkwürdig. Die Stadt zählt 7900 E. und hat ein Seminar für Geistliche und für Schullehrer. Die Veranlassung zur Erbauung derselben gab der heil. Deodatus oder Dieudonne, Bischof von Nevers, welcher sich hier 657 als Einsiedler aufhielt. Aus seiner Zelle entstand nachmals ein Kloster und bei diesem allmählig ein Ort. Im J. 1025 wurde das Kloster in ein Stift umgewandelt und 1776 in ein Bisthum.

Diebitsch-Sabalkanski (Hans Karl Friedr. Ant. von Diebitsch und Narben, Graf von), geb. am 13. Mai 1785 auf dem Rittergute Großleippe in Schlesien, erhielt seine Bildung seit 1797 in dem Cadettenhause zu Berlin, nahm aber 1801 seine Entlassung aus preuß. Diensten, um in russ. zu treten, in welchen sein Vater Hans Ehrenfried von D., früher Major und Adjutant Friedrich des Großen, damals als Generalmajor angestellt war. Er trat in das Semenow'sche Grenadier-Garderegiment, mit dem er den Feldzug von 1805 mitmachte. Bei Austerlitz wurde er in die rechte Hand verwundet und nach der Schlacht von Friedland außer der Reihe zum Hauptmann befördert. Die Waffenruhe bis 1812 benutzte er zu seiner Ausbildung in den Kriegswissenschaften. Im J. 1812 kam er als Generalquartiermeister zum Wittgenstein'schen Corps und zeichnete sich vornehmlich bei der Wiedereinnahme von Poloczka aus, worauf er zum Generalmajor befördert wurde. Mit Jork, den er in geheimer Unterredung zum Abfall von Napoleon vermochte, rückte er in Berlin ein. Nach der Schlacht bei Lützen wurde er zu Barclay de Tolly's Armeecorps nach Schlesien verlegt und beauftragt, den geheimen Vertrag zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und England abzuschließen zu helfen, der zu Reichenbach am 14. Juni 1813 zu Stande kam. Er hatte Theil an der Schlacht bei Dresden, wo zwei Pferde unter dem Leibe ihm erschossen wurden, und an der Schlacht bei Leipzig, worauf der Kaiser ihn zugleich mit Paskevitch und Toll zum Generalleutnant erhob. Als 1814 die Verbündeten beim Vorrücken auf Paris zurückgedrängt wurden, sprach er sich mit Nachdruck gegen den bereits besprochenen Rückzug aus, weshalb ihn Alexander am Tage des Einrückens in Paris auf dem Montmartre umarmte und ihm eigenhändig den Alexander-Newskorden umhing. Nach dem Frieden vermählte er sich 1815 zu Warschau mit einer Nichte des Fürsten Barclay de Tolly, Jenny Baronesse von Tornau, die aber frühzeitig starb. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba sendete ihn der Kaiser vom Congresse zu Wien als Chef des Generalstabs zum ersten Armeecorps, bis er ihn wieder als Generaladjutanten zu sich berief.

Im J. 1822 wurde er Chef des großen kaiserlichen Generalstabs. Er begleitete Alexander auf der Reise nach Taganrog, den er hier sterben sah. Bei dem hierauf zu Petersburg ausbrechenden Aufstande zeichnete er sich durch Umsicht und Menschlichkeit aus. Auch der Kaiser Nikolaus schenkte D. sein Vertrauen und ernannte ihn zum Baron und nachmals zum Grafen. Im türk. Feldzuge, von 1828—29, erwarb er sich neuen Ruhm durch die Eroberung von Barna und, nachdem er im Febr. 1829 den Oberbefehl übernommen, durch den Übergang über den Balkan, weshalb er den Beinamen *Sabalanski* erhielt. Hierauf hielt er sich längere Zeit in Berlin auf, und es verbreitete sich damals das Gerücht, daß er die Absicht gehabt habe, seine Entlassung aus russ. Diensten zu nehmen und in das Vaterland zurückzukehren. Um den Feldzug gegen Polen zu eröffnen, überschritt er mit seinem Heere am 25. Jan. 1831 die poln. Grenze; doch sein gewohnter Muth war hier von ihm gewichen. Bald nach der Schlacht bei Ostrolenka verlegte er sein Hauptquartier nach Kleczewo bei Pultusk, wo er, in der Nacht vorher von der Cholera befallen, am Morgen des 10. Juni 1831 starb, nachdem kurz vorher der Graf Drlow aus Petersburg angelangt war, um die Lage der Dinge an Ort und Stelle zu untersuchen. Seine Leiche wurde nach Petersburg gebracht, sein Herz in der Kathedralekirche zu Pultusk beigesetzt.

Diebsinseln, s. Ladronen.

Diebslichter nannte der Aberglaube ehemals die Lichter, deren sich Räuber und Diebe bedienten und denen man die Wirkung beischrieb, daß, sobald sie angezündet würden, alle Bewohner des Hauses in tiefen Schlaf versielen. Sie wurden angeblich unter Anrufung des Teufels gefertigt und zwar aus Fingern ungeborener, aus dem Mutterleibe geschnittener Kinder.

Diebstahl. Die widerrechtliche Entziehung von Gegenständen des Vermögens eines Andern wird schon auf untergeordneten Ursachen als etwas Strafbares betrachtet; nur die Grenzen der Strafbarkeit und die nähern Bestimmungen des hierin liegenden Verbrechens werden nach Art, Richtung und Gegenstand der hierbei vorkommenden Handlungen verschieden aufgefaßt. Zuerst sondert sich der Begriff des Raubes von dem des Diebstahls ab; jener ist mit Gewalt gegen die Person verknüpft, dieser geschieht ohne Gewalt oder doch wenigstens ohne daß diese Gewalt gegen die Person gerichtet ist. Das röm. Recht hat zwar jenen Begriff nicht ganz so scharf aufgefaßt, wol aber diesen; es versteht nämlich unter Diebstahl (*furtum*) die widerrechtliche Bemächtigung einer fremden beweglichen Sache oder eines sonstigen fremden Vermögensgegenstandes in gewinnstüchtiger Absicht. Hierin liegt also z. B. auch Das, was wir jetzt Unterschlagung nennen. Der Gesichtspunkt, unter welchen das Verbrechen bei den Römern fiel, war auch insofern ein ganz anderer als der gegenwärtige, weil die Strafe desselben wesentlich eine Privatstrafe war, eine Geldbuße, die dem Verletzten zustel; erst später trat eine öffentliche Strafe ein, deren Maß jedoch durch die Gesetze nicht vorgeschrieben war. Das german. Recht hatte schon frühzeitig harte Strafen für die in demselben als besonders verwerflich bezeichnete Handlung des Diebstahls. Die Peinliche Gerichtsordnung Karls V. führte dieselben auf ein gewisses bestimmtes Maß zurück und bestimmte zugleich die Grenzen dieses Verbrechens genauer. Dieser sogenannte deutschrechtliche Diebstahl besteht nur in der widerrechtlichen, eigenmächtigen Entziehung einer fremden beweglichen Sache, welche ohne Gewalt gegen die Person, aber in der Absicht, diese Sache sich zuzueignen, geschieht. Der Charakter desselben ist durchweg der eines mit öffentlicher Strafe zu belegenden Verbrechens, wovon nur der Nothstand des Stehlenden eine, jedoch noch sehr beschränkte, Ausnahme macht. Bei dem weiten Bereiche dieses Verbrechens hat dasselbe natürlich mannichfache Abstufungen. Abgesehen von erschwerenden oder mildernden Umständen, wird die Strafe des Diebstahls, der dann ein einfacher gemeiner heißt, zunächst, früher sogar fast ausschließlich, nach der Größe, dem Werthe des Gegenstandes bemessen; die neuern Gesetzgebungen haben jedoch auch hierin eine Erweiterung der Zumessungsgründe eintreten lassen. Die erschwerenden Umstände machen den Diebstahl zu einem qualifizirten. Dieselben können sowol in der Rücksicht auf die dadurch bewirkte Störung der öffentlichen Sicherheit als in der auf die besondere Gefährlichkeit des Diebstahls liegen. Dahin gehört also der mittels Einbrechens Einsteigens oder mit Waffen verübte Diebstahl, ferner der Kirchendiebstahl (s. *K i r c h e n r a u b*), der Kassendiebstahl (s. *Pr-*

cula), der Hausdiebstahl, d. h. der von Hausgenossen verübte, der Diebstahl in Banden, der an Ackergeräthe auf dem Felde — die letztern Arten wenigstens nach den meisten neuern Gesetzgebungen, welche überhaupt bald diese bald jene Art des Diebstahls, vorzüglich mit Rücksicht auf die Gegenstände (z. B. Vieh auf der Weide) besonders hervorheben und härter, bisweilen auch gelinder als den gemeinen Diebstahl bestrafen. Die peinliche Gerichtsordnung thut Ersteres auch hinsichtlich des dritten Diebstahls; doch treten hier die allgemeinen Bestimmungen wegen Rückfalls, nach verbüßter Strafe, oder Wiederholung, ohne dazwischen liegende Bestrafung, in den neuern Gesetzgebungen ein. Die mildern Umstände, woraus früher die Theorie sogenannte privilegirte Diebstähle machte, bewirken hauptsächlich, daß nur auf Klage der Verletzten eingeschritten wird, z. B. bei Entwendung unter Miterben und Familiendiebstahl; bisweilen jedoch auch wegen des Zweckes der Zueignung gelindere Strafe eintraten, z. B. beim Diebstahl an Eßwaaren. Die Strafbestimmungen der Peinlichen Gerichtsordnung lauten auf Landesverweisung, Leibes-, auch Lebensstrafen; mehre spätere Landesgesetzgebungen, z. B. die sächsische, waren in Erkennung der letztern sehr freigebig, wie denn z. B. in den Constitutionen Kurfürst August's von Sachsen auf den sogenannten großen (d. h. 5 Goldgülden übersteigenden) Diebstahl die Strafe des Stranges gesetzt ist. Was die Praxis schon vielfach gemildert hatte, das sprechen nachmals die neuern, zum Theil noch mildern Gesetzgebungen bestimmter aus, und gegenwärtig ist die Todesstrafe hierbei nirgend mehr in Anwendung und dafür das weite Gebiet der Freiheitsstrafen, mit oder ohne Zwang zur Arbeit oder Schärungen durch körperliche Züchtigung, Dunkelarrest u. s. w. für die vielfachen Gradationen des Diebstahls offen. Die franz. Gesetzgebung hat zwar neuerlich die Strenge des Code pénal, namentlich auch durch Abschaffung der Todesstrafe, die jener vielfach bei ausgezeichnetem Diebstahl drohte, gemildert, ist aber noch immer, namentlich durch die vielfachen erschwerenden Umstände, an welche sie eine weit härtere Bestrafung knüpft, sehr hart und läßt wenig Abstufungen in der Bestrafung zu. Das engl. Recht leidet ebenfalls an sehr harten Strafbestimmungen hierüber, doch werden die gestohlenen Sachen meist sehr niedrig geschätzt.

Dieck (Karl Friedr.), ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Halle, geb. am 27. Juni 1798 zu Kalbe an der Saale, studirte in Halle, Berlin und Göttingen und erlangte auf der erstgenannten Universität zu Ostern 1821 die Doctorwürde und die Erlaubniß zu lesen. Einen Ruf nach Dorpat schlug er 1823, einen andern nach Königsberg 1830 aus; 1826 wurde er außerordentlicher, 1833 ordentlicher Professor. Dem germanischen Rechte hat er, durch Hassé's Vorlesungen dazu bestimmt und als Schüler Eichhorn's, sowol seine akademische als, mit Ausnahme seiner ersten Schrift „Historische Versuche über das Criminalrecht der Römer“ (Halle 1822), seine literarische Thätigkeit zugewendet. Er schrieb im Fache des deutschen Privatrechts „Geschichte, Alterthümer und Institutionen des deutschen Privatrechts im Grundriß mit beigefügten Quellen“ (Halle 1826) und „Beiträge zur Lehre von der Legitimation durch nachfolgende Ehe“ (Halle 1832); im Gebiete des Lehnrechts veröffentlichte er „Das gemeine in Deutschland gültige Lehnrecht im Grundriß mit beigefügten Quellen“ (Halle 1823; 2. Aufl., 1827) und „Literargeschichte des longobard. Lehnrechts bis zum 14. Jahrh.“ (Halle 1828). Allenthalben bewährte er sich als tüchtiger Quellenforscher. Seine neuern Schriften, soweit sie einzeln erschienen, schließen sich an den Bentinck'schen Proceß (s. Bentinck) an, wo er für den Beklagten auftrat. Es sind „Die Gewissenshe, Legitimation durch nachfolgende Ehe und Misheirath nach ihren Wirkungen auf die Folgefähigkeit der Kinder in Leben und Fideicommissen unter Berücksichtigung des reichsgräflich Bentinck'schen Rechtsstreits“ (Halle 1838); dann, in Gemeinschaft mit Eckenberg, die „Dupliktschrift“ in diesem Proceße (Lpz. 1839); hierauf das erste der beiden Hefte, die unter dem Titel „Diorthose der gegenwärtigen Lage des reichsgräflich Bentinck'schen Rechtsstreits“ (Lpz. 1840) erschienen, und endlich „Entgegnung auf die Darstellung des gräflich Bentinck'schen Erbfolgestreits, welche Professor Wilda in der Zeitschrift „Für deutsches Recht“ gegeben hat“ (3 Hfte., Lpz. 1841).

Dieffenbach (Joh. Friedr.), der genialste unter den lebenden deutschen Operateurs, geb. 1795 zu Königsberg in Preußen, wurde in Kostock erzogen und auf dem dasigen Gymnasium gebildet und studirte seit 1812 daselbst und später in Greifswald Theologie. Im J. 1813

nahm er in mecklenburg. Diensten als Reitender Jäger Theil am Befreiungskriege und kehrte 1815 aus Frankreich zu seinen theologischen Studien zurück, die er jedoch bald mit den medicinischen vertauschte, unter denen ihn vorzüglich die Chirurgie ansprach. Walther's Ruf zog ihn nach Wien, von wo aus er 1821 eine erblindete Dame als Arzt nach Frankreich begleitete. Von seinem Vorhaben, in Griechenland einen zweiten Befreiungskrieg mitzukämpfen, riefen ihn Familienverhältnisse nach Deutschland zurück, wo er nach Vollendung seiner Studien 1822 in Würzburg promovirte und dazu eine für sein späteres Wirken sehr wichtig gewordene Dissertation „Nonnulla de regeneratione et transplantatione“ schrieb. Von Würzburg ging er nach Berlin, wo sein operatives Talent bald allgemeine Anerkennung fand. Im J. 1830 wurde er dirigirender Wundarzt am Charité-Krankenhaus, 1832 außerordentlicher Professor und nach Gräfe's Tode 1840 Director der chirurgischen Klinik. Neben der eminenten Fertigkeit, mit welcher D. bei den gewöhnlichen Operationen das Messer handhabt, beurkundete er auch sein chirurgisches Genie durch Verbesserung vieler alten und Erfindung mancher neuen Verfahrungsweisen, die besonders in das Gebiet der bildenden und erregenden Wundarzneykunst gehören, wie die künstliche Bildung von Nasen, Lippen, Augenlidern, Wangen u. s. w., die Wiederherstellung des geraden Sehens bei Schielenden und der geläufigen Sprache bei Stammelnden. Dabei war er eifrig bemüht, die Technik so viel möglich zu vereinfachen. Von seinen Schriften, die der Form und dem Stile nach der letzten Feile freilich oft entbehren, verdienen als ausgezeichnet durch Wesen und Gehalt seine „Chirurgischen Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers“ (4 Abtheil., Berl. 1829—34) und die Fortsetzung des Scheel'schen Werks „Die Transfusion des Blutes und die Einsprizung der Arzneien in die Adern“ (Berl. 1828), ferner die Schrift „Über die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln“ (Berl. 1841) und „Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation“ (Berl. 1841) hervorgehoben zu werden. Eine abermalige Reise nach Paris im J. 1836, wo ihm die ehrenvollste Aufnahme und Anerkennung von allen Seiten zu Theil ward, gab ihm Veranlassung, eine Reihe kleiner, aber sehr lehrreicher und geistreich geschriebener Aufsätze über das Erlebte, über franz. Wundärzte und Chirurgie in Casper's „Wochenschrift“ bekannt zu machen. Im J. 1837 ging er nach London und 1843 nach Petersburg. Sehr zu beklagen ist, daß D.'s Wirksamkeit im Lehrfache von seiner durchaus praktischen Richtung, die einer strengern wissenschaftlichen Haltung in den Weg tritt, mehr als billig beschränkt wird; doch sind die praktischen Bemerkungen, die er mit seinen Operationen verbindet, für jeden Zuhörer von entschiedenem Werthe.

Diel (Aug. Friedr. Adrian), ein verdienter Pomolog, geb. 1756 zu Gladenbach, wurde nach beendigten medicinischen Studien Physikus zuerst in Gladenbach und dann in Dieß. Lange Jahre versah er die Stelle eines Brunnenarztes zu Ems. Im J. 1790 zum nassauischen Hofrath und später zum Geheimrath befördert, starb er 1833. Von seinen Schriften über Pomologie haben vorzüglichsten Werth die „Anleitung zu einer Obstorangerie in Scherben“ (2 Bde., Frankf. 1798; 3. Aufl., 1804), der „Versuch einer systematischen Beschreibung der in Deutschland gewöhnlichen Kernobstsorten“ (4 Bde., Frankf. 1799—1819; Bd. 5 und 6, Stuttg. 1821—32) und „Systematisches Verzeichniß der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten“ (Frankf. 1818; und „Fortsetzung“ 1833). Auch schrieb er „Über den innerlichen Gebrauch der Thermalbäder in Ems“ (Frankf. 1832).

Diemen (Anton van), nach dem *Vandienensland* (s. d.) benannt, war zu Cuylenburg 1593 geboren. Unglücklich als Kaufmann und von seinen Gläubigern verfolgt, ging er nach Indien, wo er durch seine Fertigkeit im Schönschreiben den Grund zu seinem Glücke legte und schnell zu den höchsten Würden aufstieg. Als Oberbefehlshaber des holländ. Ostindiens zeigte er ein ausgezeichnetes Talent in der Verwaltung und trug viel zur Befestigung der holländ. Handelsmacht in Indien bei. Abel Tasman, den er 1642 mit zwei Schiffen ins Südmeer schickte, gab hier einem Lande, das lange für einen Theil Neuhollands gehalten, aber durch spätere Untersuchungen als eine Insel erkannt wurde, den Namen *Vandienensland* und entdeckte Neuseeland. Auch ein anderer Seefahrer, den er ausandte, machte in den Gewässern nördlich von Japan Entdeckungen, welche durch neuere Seereisen bestätigt worden

find. Ein Theil des nordwestlichen Neuhollands, den man ebenfalls Vandiemensland nennt, wurde wahrscheinlich erst später, vielleicht auch durch Tasman entdeckt. D. starb 1645.

Dienstag, der zweite Wochentag, in frühester Zeit im Süden Deutschlands Dienstag, bei den Baiern *Ertao* oder *Erchttag* genannt, ist unstreitig nach dem insbesondere bei den Tenkterern verehrten Kriegsgotte, benannt, der im Althochdeutschen *Zio*, bei den Baiern *Er* oder *Zr* hieß. (S. Deutsche Mythologie.)

Dienstbarkeit, s. Frohnen und Servitut.

Diepholz, früher eine eigene Grafschaft von 12 \square M. mit 20000 E., zu der außer dem Hauptorte, dem Marktstücken Diepholz an der Hunte, mit 2100 E., und Lemförde, auch Auburn gehörte, bildet seit 1814 die Unter Diepholz und Lemförde der hannov. Landdrostei Hannover. Viele der ärmern Bewohner sind bei der geringen Ergiebigkeit des Bodens genöthigt, während des Sommers in Holland durch Torfstechen, Moorgraben und Heumachen ihren Unterhalt zu verdienen, was man das Hollandsgehen nennt.

Dieppe, im franz. Departement Niederseine, an der Einmündung des Flüsschens Arques in den Kanal, gegenwärtig durch seine reichen Austerparcs, durch künstliche Elfenbeinarbeiten, besonders aber durch die seit 1822, unter Begünstigung der Herzogin von Berry, in Aufnahme gekommenen Seebäder ausgezeichnet, war seit der Mitte des 14. Jahrh., anfangs unter engl., dann unter franz. Hoheit, als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Von hier aus wurden die West- und Südküste Afrikas ein Jahrhundert vor Vasco de Gama beschifft, die erste franz. Niederlassung in Canada, Quebec gegründet und nach allen Gegenden hin Handelsverbindungen angeknüpft. Der berühmteste unter den großen Kauf- und Schiffsherren von D. war Jean Ango, der zur Zeit Franz's I. auf eigene Kosten Geschwader ausrüstete, um Diejenigen zu züchtigen, welche seine Flagge nicht gebührend achteten, und um mit deren Gesandten auf gleichem Fuße zu unterhandeln. Die Büfte D. brach mit Aufhebung des Edicts von Nantes und wurde durch das engl. Bombardement im J. 1694 völlig vernichtet. Zwar wurde die Stadt auf königlichen Befehl wieder aufgebaut und noch gegenwärtig besitz sie einen trefflichen, durch ein festes Schloß vertheidigten Hafen, aber den hohen Unternehmungsgeist ihrer Bürger, welcher mit den Hugonotten ausgewandert war, konnte man nicht wieder hervorrufen. Gegenüber dem auf hohem Felsufer malerisch sich erhebenden alterthümlichen Schlosse, und von der Stadt durch das Flüsschen Arques getrennt, liegt die Fischervorstadt Pollet, unansehnlich durch ihre größtentheils aus Feuerstein zusammengesetzten Häuserchen, aber interessant durch die Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner, welche sich in Sprache, Tracht und Sitten wesentlich von dem übrigen Volke der Landschaft Caux (Obernormandie) unterscheiden und vielleicht Abkömmlinge jener Sachsen sind, die sich in der merovingischen Zeit vielfach an der franz. Küste ansiedelten.

Dies, der Tag, besonders auch der Gerichtstag oder Termin, wurde bei den Römern und in späterer Zeit in gewissen Zusammensetzungen, Redensarten und Formeln gebraucht, deren man sich häufig noch gegenwärtig bedient. So bezeichnete man im röm. Staatsleben mit dies ater einen solchen Tag, an welchem dem Staate irgend ein Unfall begegnete. Dergleichen Unglückstage, an denen man nicht leicht etwas Wichtiges vornahm, hießen auch dies religiosi oder nefasti, dahin gehörte vorzüglich der dies Alliensis, d. i. der 18. Juli, an welchem die Römer an der Alia (s. d.) im Sabinerlande durch die Gallier eine furchtbare Niederlage erlitten. In der Heilkunde wird dies criticus der entscheidende Tag der Krankheit genannt; in der kirchlichen Sprache dies lucis, eigentlich der Tag des Lichts, Ostern, dies salutaris, der Tag des Heils, d. i. der Charfreitag. Außerdem findet man oft a die, d. i. von dem Tage an; ad dies vitae, auf Lebenszeit; die hodierno, heutigen Tages, und sprüchwörtlich dies diem docet, ein Tag belehrt den andern.

Dies irae heißt nach den Anfangsworten der lat. Hymnus auf das Weltgericht, dem wegen der Großartigkeit der darin niedergelegten Ideen und wegen der Wahrheit und der Wärme der Empfindung, die sich in ihm ausdrückt, schon frühzeitig in dem liturgischen Rituale der Kirche eine bestimmte Stelle angewiesen wurde. Unstreitig stammt derselbe aus dem 13. Jahrh. und kann demnach weder von Gregor dem Großen, gest. um 604, noch vom heil. Bernhard von Clairveaur, gest. 1153, verfaßt sein. Andere haben ihn den Dominica-

nern Umbertous und Franzipani, die sich im 13. Jahrh. als Kirchenliederdichter hervorthaten, beigelegt; die meiste Wahrscheinlichkeit aber hat es, daß er von dem Franciscaner Thomas von Celano herrühre, der zu Celano im jenseitigen Abruzzo geboren, 1221 Custos der Minoritenconvente zu Mainz, Worms und Köln war, 1230 nach Italien zurückkehrte und um 1255 gestorben zu sein scheint. Wann der Hymnus zuerst von der Kirche aufgenommen worden sei, die ihn als Sequenz (s. d.) dem Requiem in der Messe anreichte, läßt sich nicht genau bestimmen; doch ist es jedenfalls schon vor 1385 geschehen. Bei dieser Gelegenheit wurden im Texte mehre Veränderungen vorgenommen, den Anfang weggelassen und dagegen einige Verse von Felix Hämmerlin, geb. 1389, den man ebenfalls für den Verfasser des ganzen Hymnus gehalten hat, hinzugefügt. In dieser veränderten Form wurde er auch in das röm. Missale, welches in Folge des tridentiner Concils im J. 1567 erschien, aufgenommen und von der röm. Kirche noch jetzt gebraucht. Der ursprüngliche Text scheint der zu sein, der sich in der Kirche des heil. Franciscus zu Mantua auf einer Marmorplatte eingegraben findet. Frühzeitig und sehr häufig wurde er mit mehr oder weniger Treue ins Deutsche übersezt; namentlich geschah dies von Ringwaldt, Gryphius, Hiller, Clodius, A. W. Schlegel, Fichte, A. L. Follen, Wessenberg, W. A. Swowoda, Claus Harms, Bunsen u. A. Vgl. Mohnke, „Kirchen- und literarisch-historische Studien und Mittheilungen“ (Bd. 1, Heft 1, Straß. 1824) und Lisco, „Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht“ (Berl. 1840, 4.), worin 70 theils vollständige, theils unvollständige Verdeutschungen des Hymnus abgedruckt sind.

Dieffenhosen, eine freundliche Stadt mit 1300 E. im Canton Thurgau am Rhein, die nördlichste Stadt der Schweiz, war im Mittelalter eine Besizung der Grafen von Kyburg, nach deren Aussterben sie an Östreich fiel. Dem Hause Östreich im J. 1460 durch die Schweizer entrisen, blieb sie seitdem bei der schweizer. Eidgenossenschaft und zwar abhängig von den acht alten Orten und Schaffhausen, bis sie 1798 mit dem Canton Thurgau vereinigt wurde. In der Nähe von D. fanden 1799 mehre Gefechte zwischen den Franzosen unter Moreau und den verbündeten Östreichern und Russen statt, in Folge deren sich die Franzosen zum Rückzuge über den Rhein genöthigt sahen, bei welcher Gelegenheit sie am 7. Oct. 1799 die bei D. über den Rhein führende Brücke in Brand steckten.

Diest, eine mit Wällen und Mauern umgebene Stadt in der belg. Provinz Südbraabant, liegt in einer gefegneten Gegend auf beiden Seiten der Demer. Sie hat mehre Kirchen und Klöster, Hospitäler und mildthätige Anstalten und zählt gegen 7000 E., welche Hüte, Leder und Strümpfe verfertigen und sehr bedeutende Brauereien und Brennereien unterhalten. Im Mittelalter war sie das Besizthum der Herren von Diest, nach deren Aussterben sie durch Heirath 1472 an die Grafen von Nassau-Saarbrücken und dann an den Herzog Wilhelm von Jülich kam. Dieser überließ sie 1487 durch Tausch dem Hause Dranien, bei welchem sie bis zu Wilhelm's III. Tode verblieb, worauf sie nach mehrfacher Streite mit König Friedrich I. von Preußen, welcher auf D. Anspruch machte, und nach mannichfachen Unterhandlungen an das Haus Nassau-Dieg überging.

Diefterweg (Friedr. Adolf Wilh.), Director des Seminars für Stadtschullehrer in Berlin, ein um Theorie und Praxis des Volksunterrichts sehr verdienter Mann, ist am 29. Oct. 1790 zu Siegen in der preuß. Provinz Westfalen geboren. Er studirte auf der damaligen Universität zu Herborn Theologie, vollendete seine akademische Bildung in Tübingen und kam hierauf als Hauslehrer nach Mannheim. Später wurde er zweiter Lehrer an der Secundairschule zu Worms, 1811 Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt am Main, sodann zweiter Rector der lat. Schule in Elberfeld und 1820 Director des Schullehrerseminars in Meurs. In dieser Stellung erwarb er sich entschiedene Verdienste um das unter der franz. Herrschaft vernachlässigte Elementar- und Volksschulwesen der Rheinprovinz durch die von ihm seit 1827 herausgegebenen „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht“ und andere Schriften, aber auch um das gesammte deutsche Schulwesen. Im J. 1833 wurde er in seine jegige Stelle nach Berlin berufen. Er zeichnet sich aus durch geistige Lebendigkeit und Frische, warme Liebe für Wahrheit und Recht und rücksichtslosen Freimuth. Dabei zeigen seine sehr anregenden Schriften aber auch einen gar zu leicht emporlodernenden Enthusiasmus, der ihn oft zu einseitigen Behauptungen verleitet, eine allzu große, zuweilen fast in

sieberhafte Unruhe übergehende Beweglichkeit, welche ihn nicht selten an ruhiger Betrachtung hindert, und eine gar zu rege Streikluft, welche nicht gern auf besonnene Erörterung eingeht und ihn zuweilen in das Gebiet der Persönlichkeiten fortreißt. Durch seine Schrift „Über das Verderben auf unsern Universitäten“ (Essen 1836), die zwar manches Beherzigenswerthe, aber auch viele aus Befangenheit in der Elementarpädagogik, aus Verkenntung des Historischen, aus Unkenntniß und Mangel an richtiger Würdigung des Universitätswesens hervorgegangene Irrthümer enthält, gerieth er in einen heftigen Streit mit mehren Universitätslehrern und fand namentlich in Leo und Thiersch gewichtige Gegner. Vgl. D.'s „Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik“ (2 Abtheil., Essen 1837—38). Auch die in seinen „Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise nach den dän. Staaten im Sommer 1836“ (Berl. 1836) ausgesprochene entschiedene Ansicht gegen die wechselseitige Schuleinrichtung verwickelte ihn mit mehren Freunden derselben in einen literarischen Kampf, in welchem beide Theile von Bitterkeiten und Persönlichkeiten sich nicht immer frei hielten. Seine neuesten Bemühungen, unter den Lehrern seiner Provinz durch regelmäßig wiederkehrende Zusammenkünfte ein engeres Band zu knüpfen, scheiterten an der entgegenstehenden Ansicht der Regierung, welche diese Zusammenkünfte nicht gestattete. Durch einen seiner frühern Schüler, den Lehrer Emmerich in Bonn, wurde er in Bezug auf seine religiöse Denkart unlängst des Naturalismus beschuldigt. Nach Einmischung mehrer Freunde auf beiden Seiten ist daraus ein Streit entstanden, welcher in Zeitungen und Broschüren nicht ohne Leidenschaftlichkeit fortgeführt wurde. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind außer den bereits genannten vorzüglich anzuführen: „Geometrische Combinationslehre“ (Elberf. 1820; 2. Ausg., 1839), „Praktischer Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache“ (Theil 1, 4. Aufl., Krefeld 1838; Theil 2 und 3, 3. Aufl., 1838—39), „Praktisches Rechenbuch für Elementar- und höhere Bürgerschulen“, in Verbindung mit Heuser (Theil 1, 14. Aufl., Elberf. 1842; Theil 2, 7. Aufl., 1843; Theil 3, 3. Aufl., 1839), und die „Auflösungen“ dazu (3. Aufl., Elberf. 1841), „Methodisches Handbuch für den Gesamtunterricht im Rechnen“, ebenfalls in Verbindung mit Heuser (Elberf., 2 Bde., 3. Aufl., 1839—40) und „Begleiter für deutsche Lehrer“, in Verbindung mit Mehren (2 Bde., neue Aufl., Essen 1838).

Diesterweg (Wilh. Adolf), Mathematiker, der Bruder des Vorigen, geb. zu Siegen am 27. Nov. 1782, studirte aus Neigung Theologie und lebte dann einige Zeit als Privatlehrer. Später widmete er sich ganz den schon früher neben der Theologie mit Eifer betriebenen mathematischen Studien, habilitirte sich 1809 als Privatdocent zu Heidelberg und wurde in demselben Jahre Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim. Im J. 1819 vertauschte er diese Stelle mit der eines ordentlichen Professors der Mathematik an der neugegründeten Hochschule zu Bonn, wo er später auch Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission wurde und bis zu seinem Tode, am 13. Juni 1835, mit großem Erfolge wirkte. Unter seinen Schriften sind bemerkenswerth: „Lehrbuch der Trigonometrie“ (Bonn 1824), „Geometrische Aufgaben, nach der Methode der Griechen bearbeitet“ (2 Samml., Berl. 1825 und Elberf. 1828) und die Übersetzungen und Bearbeitungen der mathematischen Schriften des Apollonius von Perga „De sectione rationis“ (Berl. 1821), „De sectione determinata“ (Mainz 1822), „De inclinationibus“ (Berl. 1823) und „De sectione spatii“ (Elberf. 1831).

Dietenberger (Joh.), bekannt durch seine deutsche Bibelübersetzung, war in dem kurmainzischen Flecken Dietenberg, nach welchem er sich nannte, geboren und ein Predigermonch. Später wurde er Doctor der Theologie und Generalinquisitor zu Mainz und Köln, an welchem erstern Orte er am 30. Aug. 1534 starb. Seine Bibelübersetzung (Mainz 1534, Fol. und öfter, zuletzt Augsb. 1776), die er, wie vor ihm Emser und nach ihm J. Eck, der Übersetzung Luther's entgegenstellte, ist ganz in Hinsicht des Alten Testaments nach der letztern bearbeitet und nur, wo es die Vulgata nöthig machte, abgeändert, in Betreff aber des Neuen Testaments fast lediglich eine Wiederholung der Emser'schen Übersetzung. Außer mehren andern lat. und deutschen Schriften schrieb er auch eine gegen Luther gerichtete lat. Abhandlung von den Klostergelübden.

Dieterichs (Joach. Friedr. Christ.), bekannt als Veterinärschriftsteller, geb. 1792 zu

Stendal, erwarb sich als practicirender Thierarzt durch seine Schriften einen solchen Ruf, daß er als Oberthierarzt nach Berlin gezogen und daselbst später Professor der Thierheilkunde wurde. Unter seinen Schriften, die sämmtlich wissenschaftlichen Werth haben, sind hervorzuheben: „Über die Lungenseuche des Rindviehs“ (Berl. 1821), „Handbuch der Veterinärchirurgie“ (Berl. 1822; 5. Aufl., 1841), „Anleitung das Alter der Pferde nach dem natürlichen Zahnwechsel zu erkennen“ (Berl. 1823; 2. Aufl., 1837), „Über die Hufbeschlagkunst“ (Berl. 1823), „Über Gestüt- und Züchtungskunde“ (Berl. 1824), „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie für Thierärzte und Landwirthe“ (Berl. 1828; 2. Aufl., 1835) und „Handbuch der allgemeinen und besondern Arzneimittellehre u. s. w.“ (Berl. 1825; 3. Aufl., 1839). Als kenntnißreichen Hippologen hat er sich besonders bewährt in seiner gekrönten Preisschrift „Katechismus der Pferdezücht“ (Berl. 1825) und in dem „Handbuch der praktischen Pferdekenntniß“ (2. Aufl., Berl. 1835).

Dietmar oder **Dithmar**, eigentlich **Thietmar**, Bischof von Merseburg, der Hauptquellenschriftsteller für die Geschichte der slawischen Gegenden über der Elbe, stammte aus einem der angesehensten sächs. Grafengeschlechter und wurde am 25. Juli 976, wie es scheint, zu Hildesheim geboren. Sein Vater war Siegfried Graf von Ballbeck, gest. 990, ein Bruder des sächs. Markgrafen Lothar und naher Verwandter des Kaisers, seine Mutter eine geborene Gräfin von Stade. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung theils im älterlichen Hause, theils in der Klosterschule zu Queblinburg, dann im Johanniskloster zu Magdeburg unter dem Abt Rigdag und dem Philosophen Gebdo. Nachher kam er in das Domcapitel zu Magdeburg und im J. 1002 wurde er Propst des von seinem Großvater gestifteten Klosters Ballbeck. Mit dem Erzbischof Lagino von Magdeburg, der sein großer Gönner war, wohnte er unter Anderm 1007 dem Feldzuge gegen den Herzog Bolislaw von Polen bei. Auf Lagino's Empfehlung beim König Heinrich erhielt er auch nach Wigbert's Tode das Bisthum Merseburg und am 24. Apr. 1009 die Weihe. Seitdem war er häufig in der Umgebung des Königs, auch nahm er persönlich Theil an einigen Feldzügen gegen die Slawen. Er starb am 1. Dec. 1018. D. hat sich große Verdienste um das Bisthum Merseburg erworben; sein Hauptstreben war dahin gerichtet, alle früher dazu gehörigen, später abgetrennten Theile wieder mit demselben zu vereinigen, wodurch er in vielfache Handel verwickelt wurde, und unablässig war er bemüht, durch Schenkungen aus eigenen Mitteln und Schenkungen Anderer seinem Hochstifte aufzuhelfen. Doch ein bei weitem größeres Verdienst um die Nachwelt hat er sich durch die Abfassung seines „Chronicon“ erworben, das in acht Büchern die Geschichte vom J. 908 bis zu Ende des Aug. 1018 erzählt und vollständig erhalten ist. Für die rauhe, schwülstige Sprache und die durchweg zu Tage liegende Wundergläubigkeit entschädigen vollkommen die Reichhaltigkeit und glückliche Auswahl des historischen Stoffs und die unverkennbare Wahrhaftigkeit des Verfassers. Von den zwei vorhandenen Handschriften ist die in Dresden aufbewahrte eine von D. selbst durchgesehene Abschrift des Autographum; die andere, zu Brüssel, mehr oder weniger überarbeitet, aber darum von großer Wichtigkeit, weil sie einige Lücken der dresdener ergänzt. Die erste Ausgabe besorgte Meiner Meinecius (Frankf. 1580, Fol.) nach der dresdener Handschrift; mit Benutzung der brüsseler Handschrift gab Leibniz den „Ditmarus restitutus“ in den „Scriptores rer. brunsvic.“ (Bd. 1, Hannov. 1703, Fol.) heraus, worauf dann die Ausgabe von Wagner (Nürnb. 1807, 4.) folgte; doch erst in der Ausgabe von Lappenberg in Perg's „Monumenta Germ. historica“ (Bd. 5, Hannov. 1839, Fol.) ist der Text des D. in seiner ursprünglichen Gestalt gegeben worden. Eine treue Übersetzung nebst Erklärung besorgte Ursinus (Dresd. 1790).

Dietrich (Christ. Wilh. Ernst), der sich zuweilen auch **Dietrich** schrieb, ein im 18. Jahrh. sehr berühmter und geschätzter deutscher Maler, wurde zu Weimar am 30. Oct. 1712 geboren. Er lernte die Anfangsgründe der Kunst bei seinem Vater und bildete sich später in Dresden, unter dem Landschaftsmaler A. Thiele. Dort erregte er bald Aufmerksamkeit und fand an dem Grafen Brühl einen Förderer und Beschützer. In seinem 30. Jahre bereiste er auf königliche Kosten Italien; nach Dresden zurückgekehrt, wurde er Hofmaler, dann Professor an der Akademie. Seine Gemälde waren sehr gesucht, und seine unermüthlich thätige Hand konnte kaum den Aufforderungen genügen, die an ihn ergingen. Er hatte ein

vorzügliches Talent in der Nachahmung der Malweise der verschiedensten Meister; am liebsten bewegte er sich in den Elementen der holländ. Schule, in der er sich besonders Rembrandt zum Vorbilde nahm; doch auch die Eigenthümlichkeiten der Italiener wußte er nicht ohne Glück wiederzugeben. Am selbständigsten erscheint seine Thätigkeit im Fache der Landschaft. Er ging von der französisch-theatralischen Manier seiner Zeitgenossen ab und bestrebte sich, die Kunst auf die Bahn der großen Meister und auf die Bahn der Natur wieder zurückzuführen, blieb indeß ebenfalls nicht frei von Manier. Außer seinen Gemälden hat er auch eine beträchtliche Anzahl radirter Blätter geliefert. Er starb am 24. Apr. 1774. Dresden besitzet von seinen Arbeiten, an Gemälden sowol, wie an Handzeichnungen und Kupferstichen, die reichhaltigste Sammlung. Seine nachgelassenen Kupferplatten, 82 an der Zahl, wurden von seinen Erben herausgegeben.

Dietrich der Bedrängte, Markgraf von Meissen, der zweite Sohn des Markgrafen **Diito des Reichen** (s. d.) und **Hedwig's**, einer Tochter des Markgrafen **Albrecht des Bären** von Brandenburg, wurde mit seinem ältern Bruder, dem nachmaligen Markgrafen **Albrecht dem Stolzen** (s. d.) dadurch entzweit, daß seine Mutter den Vater gegen dessen bereits ausgesprochenen Willen bestimmte, die Erbfolge dahin abzuändern, daß **D.** die Markgrafschaft Meissen, **Albrecht** dagegen, obschon der ältere Sohn, die Grafschaft **Weißenfels** erhalte. Nachdem nun **Albrecht** den Vater mit Gewalt gezwungen hatte, die ursprünglich beabsichtigte Erbfolgeordnung wiederherzustellen und ihm 1190 in der Markgrafschaft Meissen gefolgt war, **D.** aber auf das Versprechen kräftigen Beistandes mit des Landgrafen **Hermann's I.** von Thüringen häßlicher Tochter, **Jutta**, sich verlobt hatte, benutzte **Albrecht** Letzteres als Vorwand, 1194 den Bruder mit Krieg zu überziehen, der ihn, von **Hermann** unterstützt, zurückschlug; auch, als **Albrecht** im Kriege mit **Hermann** nur durch die Flucht der Gefangenschaft entging und nach Italien eilte, um dort den Kaiser wegen seines Landfriedenbruchs zu versöhnen, nichts gegen ihn unternahm, sondern vielmehr 1195 eine Wallfahrt nach Palästina machte. Während dieser Reise starb **Albrecht** kinderlos, und **D.** war unbezweifelnd dessen Nachfolger. Doch **Heinrich VI.**, dem schon lange nach der Markgrafschaft Meissen wegen der reichen Bergwerke gelistet hatte, nahm dieselbe sofort in Besitz, sodas **D.** nur verkleidet im Spätherbst 1196 in die Heimat zurückkehren und erst nach des Kaisers Tode 1197 sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz seines Erbes setzen konnte. In dem Kampfe der Gegenkönige **Philipp** und **Otto** von Braunschweig stand **D.** auf **Philipp's** Seite. Nach dem Tode desselben söhnte er sich zwar mit **Otto** aus, fiel aber auch wieder von ihm ab und wendete sich den **Hohenstaufen** zu. Viel Verdrus hatte er mit den **Leipzigern**, mit denen er sich zunächst wegen des Baus des **Thomasfloßers** im J. 1212 verfeindete. Nachdem sie sich mit dem meißnischen Adel, der dem Markgrafen wegen seiner übergroßen Anhänglichkeit an die Mönche ebenfalls nicht hold war, zum Aufstand vereinigt hatten, belagerte er 1217 Leipzig, aber vergebens, sodas er sich gern zu dem Vergleich verstand, den der **Erzbischof Albrecht** zu **Magdeburg**, der ihm gleichfalls viel zu schaffen machte, zwischen ihm und den **Empörern** zu Stande brachte. Doch **D.** hatte vom Anfange an nicht die Absicht, denselben länger zu halten, als er es für gut befand; durch List bemächtigte er sich im folgenden Jahre Leipzigs, ließ die Stadtmauern niederreißen und drei Burgen anlegen, um die Bürger im Zaume zu halten, die er gleich dem Adel mit harten Strafen belegte. Auf solche Weise konnte aber der Haß seiner Unterthanen gegen ihn sich nur mehren, und wol mag der Verdacht nicht unbegründet sein, daß auf Anstiften der Leipziger und des Adels ihm durch seinen Leibarzt Gift beigebracht worden sei, an dem er am 17. Febr. 1221 starb. Von seinen Söhnen folgte ihm in der Regierung der jüngste, **Heinrich der Erlauchte** (s. d.).

Dietrichstein, ein altes gräfliches, in der Hauptlinie fürstliches Haus, stammt aus **Kärnten**, wo das neue Schloß **Dietrichstein** unweit der Ruinen der alten Burg, welche 1483 zerstört wurde, gegenwärtig noch steht, und besitzet Güter in **Innerösterreich** ob und unter der **Enns**, in **Mähren** und **Böhmen**. — Ein **Nuprecht** von **D.** kommt 1103 urkundlich vor, und es scheinen die **D.** in frühesten Zeit **Dienstmannen** des **Bischofs** von **Bamberg** gewesen zu sein. — **Heinr.** von **D.** vertheidigte sich gegen **Margaretha Maultasch** 1335 in seiner Burg sehr lange und tapfer. — **Pankraz** von **D.** vertheidigte 1483 die väterliche Burg gegen das siegreiche Heer des ungar. Königs **Matthias Corvinus** so lange, bis die Mauern

und Thürme eingestürzt waren und der Hunger ihn nöthigte, sich mit den Seinigen durch die Feinde zu schlagen; auch kämpfte er heldenmüthig 1492 in der Schlacht auf den villacher Feldern gegen die Türken. Er wurde 1506, nach dem Aussterben der Schenken von Osterwis, vom Kaiser mit dem Oberflandmundschenkenamte in Kärnten belehnt, das, sowie die Obererblandjägermeisterwürde in Steiermark, dem Dietrichstein'schen Geschlechte noch jetzt erblich gehört. — Seine Söhne, Franz von D. und Sigm. von D., stifteten die weichselstädt-rabensteinische und die hollenburg-sinkensteinische Linie mit ihren Nebenästen. Der Letztere, gest. 1540, war ein Liebling Maximilian's I. und focht mit Auszeichnung an der Seite Georg von Frundsberg's, Rudolfs von Anhalt und Bayard's gegen die Venetianer. Maximilian erhob ihn 1514 in den Freiherrnstand und befahl, daß derselbe in einem Grabe mit ihm, zu seinen Füßen beigesetzt, und bei jedem Todtenamte, das für ihn gehalten werde, auch Jenes gedacht werden solle. Zu Gräg stiftete Sigmund von D. am 22. Juni 1517 den Orden des heil. Christoph, wider das Laster des Trinkens und Fluchens. Zweimal kämpfte er bei den damals ausbrechenden Bauernunruhen gegen die Empörer, einmal 1516 gegen die windischen Bauern in Untersteier mit Glück, das andere Mal 1525 gegen die steiermärkischen und salzburgischen. — Seine beiden ältesten Söhne, Sigm. Georg von D. und Karl von D., wendeten sich zu der protestantischen Lehre, der dritte, Adam von D., blieb Katholik. Er und Sigm. Georg theilten die hollenburgische Linie in zwei Äste; Sigmund behielt Hollenburg. Adam von D., der sich, nachdem er die mährische Herrschaft Niklasburg 1575 erworben hatte, Dietrichstein-Niklasburg nannte, wurde einer der berühmtesten Staatsmänner seiner Zeit. Er war bei dem passauer Vertrage von 1552 und bei dem Religionsfrieden zu Augsburg von 1555 mit thätig; auch befand er sich zweimal als Botschafter des Kaisers Maximilian's II. am Hofe Philipp's II., und sein Bericht über das unglückliche Ende des Infanten Don Carlos am 24. Juli 1568 ist vielleicht das Zuverlässigste und Freimüthigste, was man über jene Begebenheit kennt. Seine frühere Sendung im J. 1561 nach Rom an Pius IV., dem der duldsame Maximilian II. vorschlug, „zur Verhütung blutiger Meinungskriege solle die Kirche in den östr. Landen auch den Laien den Genuß des Abendmahls in beiden Gestalten zugestehen und den Cölibat in der Weise aufheben, wie er schon seit Jahrhunderten in der griech. Kirche nicht mehr bestehe“, war bei der Beharrlichkeit des röm. Hofes erfolglos. Auf seinem Schlosse zu Niklasburg widmete Adam von D. seine Muße den Wissenschaften; er schrieb über die Erbllichkeit der ungar. Krone und führte mit seinem Freunde Hugo Blotius, erstem Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek, einen vertrauten Briefwechsel über die interessantesten Gegenstände des Alterthums und der damaligen Zeitgeschichte. Auch war er der Lehrer Kaiser Rudolfs II., der das Haus D. 1587 in den Grafenstand erhob. Er starb 1590, und auch er ruht in einem Grabe mit Maximilian II. — Sein Sohn, der Cardinal Franz von D., Bischof zu Olmütz und Statthalter in Mähren, geb. zu Madrid am 22. Aug. 1570, verdient als Gründer der Größe seines Hauses besondere Erwähnung. Er war nach dem gelehrten Stanislaw Pawlowski Gesandter in Rom, dann Botschafter an mehreren Höfen, endlich Präsident des kaiserlichen Staatsraths. Standhaft verweigerte er die Ausdehnung des Majestätsbriefs und der Toleranz auf Mähren, schlug durch eigene Kraft den ungar. Rebellen Bocskay aus Mähren hinaus, wurde aber später von den mährischen Insurgenten geächtet und entzog sich ihrer Verfolgung nur durch Versteck in einem unterirdischen Gemache seines Schlosses. Als nach Tilly's und Wallenstein's Siege auf dem Weißen Berge im J. 1620 Böhmen dem Kaiser Ferdinand II. wieder unterworfen wurde, reformirte er ohne Gewaltmittel den Protestantismus in Mähren und führte zur Befestigung seines Werks, statt der verhaßten Jesuiten, den Piaristenorden ein. Durch Ferdinand II. ward das Haus D. wegen der Verdienste des Cardinals 1631 nach Erwerbung der Herrschaften Leipzig und Weiskirch, die ihm der Kaiser schenkte, und der Herrschaften Kanitz, Polna, Steinabrunn, Libochowitz u. s. w., die er erkaufte, in den Reichsfürstenstand erhoben, mit dem Rechte, diese Würde auf einen von ihm erwählten Sprößling seines Geschlechts zu vererben. Der Cardinal starb zu Brünn am 19. Sept. 1636, und die Besitzungen desselben und die Fürstenwürde kamen durch Testament als ewiges Fideicommiss an seinen Neffen Maximilian von D., der vom Kaiser bestätigt und als Personalist mit Viris-

stimme in den Reichsfürstenrath aufgenommen wurde. — Der Sohn des Letztern, Ferd. von D., erhielt von Leopold I. die tirolische, im Engadin liegende Herrschaft Trasp, welche zur gefürsteten Grafschaft erhoben und mit aller Landeshoheit und Reichsunmittelbarkeit ausgestattet wurde, und kam hierauf als Realist 1686 in den Reichsfürstenrath. Als aber die Herrschaft Trasp in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 an die helvetische Republik überlassen werden mußte, erhielt der Fürst zur Entschädigung die reichsunmittelbare Standesherrschaft Neuvavensburg in Oberschwaben, die seit 1806 unter württemberg. Landeshoheit steht. Nur der Erstgeborene führt, immer in absteigender Linie, die fürstliche Würde. — Der jetzt regierende Fürst Franz Jos. von D., geb. am 28. Apr. 1767, ist östr. Wirklicher Geheimrath und Kämmerer, und als Senior seines Hauses Obersterblandmundschenk in Kärnten und Obersterblandjägermeister in Steiermark. Seine Befigungen geben dem Fürsten etwa 300000 Fl. Einkünfte. Als Generalmajor bei dem Ingenieurcorps zeichnete er sich beim Sturme auf Valenciennes aus, nachher ward er zu diplomatischen Sendungen nach Petersburg, Berlin und München gebraucht, und im J. 1800 schloß er mit Moreau den parsdorfer Waffenstillstand. Zugleich mit Thugut verließ er 1801 die diplomatische Laufbahn und nach dem Luneviller Frieden auch die militairische. Im J. 1809 wurde er Oberhofmeister des Erzherzogs Franz, nachherigen Herzogs von Modena, und dann als Hofcommissar in dem vom Feinde besetzten Theile Galiziens angestellt, wo er bis zum wiener Frieden blieb. Gegenwärtig residirt er theils in Wien, theils auf seinem prächtigen Schlosse Nikolsburg. — Sein Bruder, Graf Moriz von D., geb. am 19. Febr. 1775, östr. Wirklicher Geheimrath, Kämmerer, früher Hofmusikgraf, Hoftheaterdirector, gegenwärtig Hofbibliothekpräfect und Oberhofmeister der Kaiserin, war 1798 Adjutant Mack's, des Generalissimus des neapolit. Heers, dann mit diesem Gefangener in Paris und dessen Gefährte auf seiner Flucht. Auch war er Adjutant desselben im J. 1805 bei Ulm. Im J. 1815 wurde er Oberhofmeister des Herzogs von Reichstadt und stand in vertrauter Freundschaft mit Matth. von Collin, dem er in der Karlskirche in Wien ein Denkmal errichtete.

Dietsch oder Diegch, eine Künstlerfamilie zu Nürnberg, die sich im 18. Jahrh. mannichfachen Ruhmes erfreute. — Das Haupt der Familie war Joh. Israel D., gest. 1754. Er hatte fünf Söhne und zwei Töchter, die sich sämmtlich der Malerei widmeten. Die Söhne waren zumeist im Fache der Landschaft thätig; unter ihnen zeichnete sich besonders Joh. Christoph D., geb. 1710, gest. 1769, aus. — Den meisten Ruhm jedoch erwarben die beiden Töchter, die mit großem Geschick und Fleiß kleinere Naturgegenstände mit Wasserfarben zu malen wußten. Barbara Regina D., geb. 1716, gest. 1783, malte besonders Blumen und Vögel, die außerordentlich gesucht waren. Nach ihren Darstellungen inländischer Vögel erschien ein in Kupfer gestochenes und sauber colorirtes Werk (Nürnberg. 1770—75). Sie erhielt den Ruf als Cabinetmalerin an mehre Höfe, konnte sich jedoch nie entschließen, ihre freie Existenz aufzugeben. — Margaretha Barbara D., geb. 1726, gest. 1795, malte ähnliche Gegenstände, besonders Blumen und Früchte, und stach dergleichen auch mit eigener Hand geschickt in Kupfer. In solcher Art gab sie ein großes Werk, die Stauden und Bäume der Umgegend von Nürnberg in illuminirten Kupferstichen, mit Text von Schreber, heraus. — Auch noch eine dritte Künstlerin derselben Familie, Susanna Maria D., eine Tochter Joh. Christoph D.'s, erwarb sich in ähnlichen Darstellungen einen Namen.

Diez eine alterthümliche Stadt in Nassau, am Einflusse der Aar in die Lahn, welche die Stadt in die Alt- und Neustadt theilt, hat etwa 3000 E., welche Handel und Schifffahrt treiben. Das alte Schloß dient jetzt zum Zucht- und Arbeitshause. In der Nähe von D. liegen das Schloß Dranienstein mit schönen Gartenanlagen und das Dorf Fachingen (s. d.) mit seinen Mineralbrunnen. D., damals Theodissa genannt, wurde von Karl dem Großen 790 dem Kloster Prüm geschenkt; später erscheint es im Besitze eigener Grafen, unter welchen es eine Collegiatkirche und städtische Rechte erhielt. Durch Verheirathung kam es an das Haus Nassau, das nun in einer seiner Linien Nassau-Diez sich nannte. Diese Linie wurde später in den Fürstenstand erhoben, bekam die Erbstatthalterschaft in Holland und trägt gegenwärtig die niederländ. Königskrone, wogegen das Fürstenthum Diez bei dem Herzogthum Nassau verblieben ist.

Diezeugnenon (griech.), eigentlich das Getrennte, ist eine bei den Alten beliebte

rhetorische Figur, die darin besteht, daß bei mehreren aufeinanderfolgenden Sätzen jeder einzelne Satz ein eigenthümliches Zeitwort erhält, wodurch der ganze Gedanke, zu dem sie gehören, näher ins Licht gestellt und gehoben wird.

Diezmann oder **Diétrich der Jüngere**, Landgraf von Thüringen, der Sohn **Albrecht des Unartigen** (s. d.) und **Margarethe's**, der Tochter Kaiser **Friedrich's II.**, geb. um 1260, wurde, nachdem letztere 1270 in Folge der Zuneigung ihres Gatten zur Küniginde von **Eisenberg** hatte flüchten müssen, nebst seinem Bruder, **Friedrich dem Gebissenen**, durch seinem Oheim, **Diétrich von Landsberg**, von der **Wartburg** abgeholt und sorgsam an dessen Hofe erzogen. Mit seinem Bruder in den unaufhörlichen Kampf gegen den Vater verwickelt, gelangte er zunächst 1279 in den Besitz des **Meißnerlandes**; 1288, nach **Heinrich des Erlauchten** Tode, erhielt er die **Markgrafschaft Lausitz** und 1291, nach dem Tode **Friedrich Tutta's**, das **Ostderland**. Bedeutungsvoller tritt er erst kurz vor seinem Tode auf, als 1307 der König **Albrecht** mit einem bedeutendem Heere, namentlich **Schwaben**, **Baiern** und **Rheinländern**, in das **Ostderland** einbrach, wo es nun galt, die **Selbständigkeit Meißens**, **Thüringens** und des **Ostderlandes** unter den angestammten Fürsten aufrecht zu erhalten. Mit seinem Bruder **Friedrich** zog er an der Spitze seiner Getreuen, der bewaffneten Bürger und Bauern, und unterstützt von **braunschweig. Reiterhausen**, von **Leipzig** aus den bei **Luckau** gelagerten Feinden entgegen, wo es am 31. Mai 1307 zur Schlacht kam, in der **Albrecht** die vollständigste Niederlage erlitt, die zu dem Sprichworte Veranlassung gab: „Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei **Lücken**.“ Nachdem hierauf **D.** noch den **Abt von Pegau**, der die Kaiserlichen unterstützt, durch **Niederbrennung des Klosters** gezüchtigt, kehrte er nach **Leipzig** zurück, wo er 1307 eines natürlichen Todes, wahrscheinlich am 10. Dec., starb. Nach einer spätern Sage aber wurde er in der **Thomaskirche** ermordet und zwar durch einen gewissen **Philipp von Nassau**. Seine Überreste wurden in der Kirche der **Dominicaner zu St. Pauli** beigesetzt und ihm entweder von seinem Bruder oder von den Mönchen ein Denkmal errichtet, das aber wahrscheinlich beim Umbau der Kirche im J. 1519 seinen Untergang fand und durch eine noch vorhandene hölzerne Statue nebst einer lat. Inschrift ersetzt wurde. Ein neues würdiges Denkmal, in **Sandstein** gearbeitet vom **Professor Nietchel** in **Dresden**, wurde ihm durch den König von **Sachsen**, **Friedrich August**, 1841 errichtet. Vgl. **Wülke**, „**Ticemannus**“ (Lpz. 1754, 4.).

Diffamation heißt im Allgemeinen die Verbreitung einer übeln Nachricht gegen Jemanden. In der **Rechtssprache** versteht man darunter speciell die gegen Andere ausgesprochene Verhöhnung, an einen Dritten eine Forderung zu haben, auf welche hin diesem Dritten gestattet ist, den sich Verühmenden (den **Diffamanten**) zur Anstellung einer Klage gerichtlich zu veranlassen. (S. **Provocationsproceß**.) Wegen beleidigender Nachricht anderer Art tritt der Schutz der Strafgesetze über **Injurien** und **Verleumdungen** ein.

Differentialrechnung, ein sehr wichtiger Theil der **Analysis** des Unendlichen, worin aus der **Relation** veränderlicher Größen, die auf irgend eine Art voneinander abhängen, die **Relation** ihrer unendlich kleinen Veränderungen oder **Differenzen** bestimmt wird. Wenn zwei Größen, z. B. x, y , die durch eine Gleichung oder **Relation** verbunden sind, von denen daher eine, y , als **Function** der andern, x , angesehen werden kann, sich um (die **Differenzen**) Δx und Δy vermehren, so ist Δy ebenfalls eine **Function** von Δx , und jedem beliebigen Werthe von der einen **Differenz** entspricht ein bestimmter Werth der andern. Nimmt man die eine als unendlich klein an, so wird es auch die andere sein, und beide heißen dann **Differentiale**, ihr **Quotient** aber heißt **Differentialquotient**. Der letztere ist zugleich derjenige Werth, dem sich der **Quotient** der zusammengehörigen **Differenzen**,

$$\text{z. B. } \frac{\Delta y}{\Delta x}$$

wenn y als **Function** von x betrachtet wird, immer mehr nähert, je kleiner die eine **Differenz**, im angegebenen Falle Δx , genommen wird, und den er erst dann erreicht, wenn diese **Differenz** als null oder verschwindend klein angesehen wird. Die **Beschaffenheit** des **Differentialquotienten** ist charakteristisch für die **Function**, aus der er entstanden ist; man kann daher auch aus ihm auf diese **Function** selbst schließen oder diese herleiten, womit sich die **Integralrechnung** beschäftigt. Die **Erfindung** der **Differentialrechnung** machte Epoche

in der Geschichte der Mathematik. Sie fällt in das letzte Drittel des 17. Jahrh. und wurde von zwei der größten Geister aller Zeiten gemacht, von Newton, der seine Methode die Methode der Fluxionen nannte und durch Geometrie und allgemeine Bewegungslehre darauf gekommen war, und von Leibniz, der durch die Betrachtung der Unterschiede und Summen in den Reihen der Zahlgrößen auf seine Differentialrechnung geleitet wurde. Beide Gelehrte machten sich gegenseitig die Ehre der Erfindung streitig, und die Geschichte der Wissenschaften hat nur wenig Beispiele eines gleich langen hartnäckig und heftig geführten gelehrten Streits aufzuweisen; gewiß ist, daß Beide völlig unabhängig und auf völlig verschiedenen Wegen ihre im Wesentlichen übereinstimmenden Methoden fanden, Newton jedoch viel früher; gleichwol wurde Leibniz fast durchgehend als Erfinder der neuen Rechnung angesehen und diese auch nach ihm die Leibniz'sche Rechnung genannt, ja sie wurde in der ihr von Leibniz gegebenen Form selbst in England früher als Newton's Fluxionenmethode bekannt. Bald nach ihrer Erfindung wurde die Differentialrechnung von den Brüdern Jak. und Joh. Bernoulli weiter ausgebetet; später von Euler, Maclaurin, Taylor u. A.

Differenz, d. i. Unterschied, heißt in der Mathematik diejenige Größe, welche durch Subtraction zweier gleichartiger Größen voneinander erhalten wird. Wird eine kleinere Größe von einer größern abgezogen oder weggenommen, so zeigt die Differenz an, um wie viel die letztere größer als die erstere ist. Hat man eine Reihe Zahlen, von denen man immer zwei aufeinanderfolgende voneinander abzieht, so kann man aus dieser Differenzreihe eine neue, aus dieser eine dritte u. s. w. bilden, und so erhält man nach und nach die ersten, zweiten, dritten Differenzen der ursprünglichen Reihe. Z. B. von der Reihe 4, 7, 11, 18, 31, 54, 92, 151 sind die ersten Differenzen, 3, 4, 7, 13, 23, 38, 59; die zweiten 1, 3, 6, 10, 15, 21; die dritten 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. In der Analysis versteht man unter der Differenz irgend einer Function einer veränderlichen Größe oder mehrerer solcher Größen diejenige Veränderung der Function, welche eintritt, wenn die veränderliche Größe oder jede derselben um einen beliebigen Theil vermehrt oder vermindert wird. Diejenige Rechnung, wodurch der Zusammenhang, zwischen den Differenzen der veränderlichen Größen und ihrer Functionen bestimmt wird, heißt die Differenzenrechnung.

Diffession heißt in der Rechtssprache die Handlung, wodurch Jemand eine gegen ihn gebrauchte Urkunde, ein producirtes Instrument, für falsch und untergeschoben erklärt, daher **Diffessionseid** der Eid, durch welchen Jemand eine Urkunde dem Inhalt und der Unterschrift nach abschwört.

Diffraction, s. **Inflexion** des Lichts.

Digeriren heißt das längere Erwärmen einer Substanz mit einer Flüssigkeit bei einer den Siedepunkt nicht erreichenden Wärme. Der Zweck ist gewöhnlich Ausziehung der unlöslichen Bestandtheile.

Digesten, s. **Pandekten**.

Dignitare, vom lat. dignitas, d. i. Würde, heißen insbesondere die Inhaber bestimmter Hof- und Kirchenvürden. Der Begriff der Dignität im Allgemeinen oder derjenigen öffentlichen Würde, die man vorzugsweise als solche anerkennt, ist nach Zeit und Volkcharakter höchst verschieden. Im Alterthume und in den patriarchalischen Verhältnissen des Orients fiel gewöhnlich die öffentliche Würde mit dem religiösen Cultus und dem Familienthume zusammen. Dagegen schuf die Willkür des röm.-byzantin. Kaiserthums eine zahllose Menge Hofwürden und Würdenträger, die ebenso wandelbar waren als das Herrscherthum selbst, und deren Nachahmung in den spätern Reichen, namentlich in der fränk. Monarchie, unverkennbar ist. Die sich zur weltlichen Macht ausbildende Kirche brachte auch dieses Verhältniß in eine feste Regel. Nach dem kanonischen Rechte heißen die Kirchenvürden, mit denen die wirkliche äußere Kirchengewalt verbunden, **Dignitäten**, und ihre Inhaber **Dignitäre** oder **Prälaten**. Die Stufenordnung geht hierbei von den Bischöfen herab bis zu den Vorkiefern der Stifte und Klöster. Auch die Bischöfe der engl. Hochkirche haben diese kirchenrechtliche Stellung beibehalten; die sogenannten Bischöfe und Prälaten aber der deutsch-protestantischen Kirchen, in denen keinerlei hierarchische Gliederung stattfinden kann, stehen diesem Verhältnisse gänzlich fern. Zufolge der neuesten Concordate sind indeß in Deutschland diese Würdenträger der Kirche nach Zahl und Gewalt bedeutend beschränkt

worden. Was die Reichs- und Hofwürden der neuern Reiche betrifft, so ist in ihnen das Bild eines alten Herrenhofs nicht zu verkennen. Die Schalken oder Knechte, die in ihrem Dienstverhältnisse die innere und äußere Wirthschaft besorgten, nahmen mit dem Besitz- und Herrscherthum ihrer Gebieter an Einfluß und amtlichem Ansehen zu und stiegen allmählig von ursprünglichen Dienern zu Ministern. In Deutschland wurden diese Ämter, wie z. B. Kämmerer, Mundschent, Truchseß, Marschall, Pfalzgraf, Seneschall u. s. w., erblich und erzeugten die regierenden Herren; in Frankreich dagegen kam die Erbllichkeit derselben ab. Diese Vereinigung von Hof- und Staatsdienst mußte aber mit der Entwicklung des modernen Staats, der von seinen Beamten Selbständigkeit, Geschäftsbildung und Verantwortlichkeit verlangt, verschwinden. Mit Ausnahme der Türkei, wo die Hof- und Reichsverwaltung noch zusammenfällt, ist gegenwärtig selbst in den absoluten Monarchien der Hofdienst mit seinen Dignitäten von dem Staatsdienste völlig getrennt, und die Dignitäre oder Reichswürdenträger und Kronbeamten sind eigentlich nur die Ceremonienmeister bei öffentlichen Hof- und Staatsacten. Der Kaiser Napoleon stellte nach dem Muster des Hofes in Turin die Reichswürden in Frankreich wieder her, die aber mit der Restauration des Königthums wieder schwanen. Die Grands dignitaires des franz. Kaiserreichs waren der Grand Electeur, der Archichancelier de l'empire et d'Etat, der Architrésorier, der Connétable und der Grand amiral; sie hatten sämmtlich den Rang nach den Prinzen und bildeten den Reichsrath. Die Grands officiers waren die Marschälle, die Inspectoren und Obersten der Artillerie und des Geniewesens und die Oberhofbeamten. Endlich hat auch das Corporationswesen des Mittelalters eine Menge Dignitäten und Dignitäre geschaffen, die ursprünglich weder von den Höfen noch von der Kirche ausgingen, sondern erst mit der Entwicklung der Staats- und Kirchengewalt der Oberaufsicht und Bestätigung des Einen oder Andern unterstellt wurden. Es sind dies die Großmeister und Commthure der alten Ritterorden und die akademischen Würdenträger, die Doctoren mit ihren verschiedenen Ehrentiteln. Die neuere Staatspolitik hat die Privilegien dieser Dignitäten fast gänzlich abgeschafft und das Bestätigungsrecht für die corporativen Würden der Staatsgewalt zuertheilt. Der Versuch der Saint-Simonisten in Frankreich, an ihre Spitze sogenannte Dignitäre aus eigener Machtvollkommenheit zu stellen, wurde in Folge der ganzen Verfassung der gegenwärtigen Gesellschaft mit Hohn aufgenommen.

Dignität, s. Potenz.

Digression oder **Elongation** heißt in der Astronomie der Winkelabstand der zwei untern Planeten, Mercur und Venus, von der Sonne, wie er von der Erde aus erscheint. Dieser Abstand kann bei Mercur bis 28° , bei der Venus aber bis 48° gehen; er ist immer dann am größten, wenn die Gesichtslinie, d. h. die Linie von dem Auge des Beobachters zum Planeten, eine Tangente an die Bahn des Planeten ist oder auf derjenigen Linie, welche die Sonne mit dem Planeten verbindet, senkrecht steht; Venus ist dann immer etwa 48° von der Sonne entfernt, Mercur aber im Durchschnitt nur 23° , zuweilen sogar nur 18° , zuweilen aber auch 28° , und dies ist die absolut größte Digression, welche bei diesem Planeten beobachtet wird. Der Grund, warum der Winkelabstand des Mercur von der Sonne in der angegebenen Stellung zu verschiedenen Zeiten so verschieden ist, liegt darin, daß die Bahn desselben von einem Kreise sehr bedeutend abweicht, er also zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene wirkliche Entfernung von der Sonne hat, während die Bahn der Venus einem Kreise sehr nahe kommt. — In der Redekunst bezeichnet man durch **Digression** eine Abschweifung auf einen andern Gegenstand, der mit dem eigentlich zu behandelnden nur in entfernter Verbindung steht.

Dijon, die Hauptstadt des Departements Côte d'or, sonst die des Herzogthums Burgund, in einer weiten, fruchtbaren Ebene an den Flüssen Duche und Suzon, der Sitz eines Bischofs, zu dessen Kirchsprengel die Departements Côte d'or und Obermarne gehören, ist gut gebaut und befestigt und hat schöne breite Straßen und viele ansehnliche Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der Dom mit seinem 395 F. hohen Thurm in gothischem Stil und das alte sehr weitläufige Residenzschloß der vormaligen Herzoge von Burgund, ferner die Sanct-Annenkirche, das Präfecturgebäude, der Palaß der General-

staaten, vor dem sich in Hufeisenform der Königsplatz ausbreitet, und das Schauspielhaus. Die Zahl der Einwohner beläuft sich mit Einschluß der Vorstädte auf 28000. Diefelben unterhalten Fabriken in Mügen, Strümpfen, Leder, Seiden-, Wollen- und Baumwollenzeugen, Senf, Wachslüchern und Spielkarten und treiben Wein- und Gartenbau sowie Blumenzucht und beträchtlichen Wein-, Producten- und Fabrikathandel. Die dasige Akademie der Wissenschaften wurde 1725 errichtet und 1740 von dem Könige bestätigt. Außerdem hat D. eine Akademie mit drei Facultäten, ein königliches Collège, ein geistliches Seminar, eine öffentliche Bibliothek von 40000 Bänden, ein Museum, ein Observatorium und einen botanischen Garten. Innerhalb der Stadt liegt der Lustgarten Arquebuse und außerhalb derselben der sogenannte Cours, der nach einem schönen Parke führt. Die Umgegend von D. heißt *Le Dijonnais*. In dem Pfarldorfe *Fontaine-le-Dijon*, eine Stunde von D., wurde der heil. Bernhard geboren. D. wurde von den Römern *Dibio* oder *Divio*, auch *Diviodunum* genannt, war damals ein besestigter Ort in *Gallia belgica* und wurde später durch die Schlacht zwischen den Franken unter Chlodwig und den Burgundern unter Gundobald im J. 500, in welcher die letztern besiegt wurden, sowie durch zwei Kirchenversammlungen in den J. 1075 und 1199 historisch merkwürdig. Längere Zeit stand es unter eigenen Grafen, nach deren Aussterben es an die Herzoge von Burgund kam, die es zu ihrer Residenz erhoben.

Dike, s. *Asträa* und *Horen*.

Dikotyledonen oder **Dikotyleen** heißen Gewächse, deren Keim in der Regel mit zwei sich entgegengesetzten oder mehrern und dann vielförmigen Samensappen (*Kotyledonen*) versehen ist. Die Entscheidung, ob eine Pflanze dieser Gruppe oder derjenigen der *Monokotyledonen* (s. d.) angehöre, ist nicht immer ganz leicht, indem bisweilen mehr als zwei Samensappen vorkommen, z. B. bei Nadelhölzern, oder dieselben durch Verwachsung einfach werden, wie z. B. bei *Cycadeen*, *Piperaceen* und *Nymphaäceen*, ja sogar ganz fehlen können, wie an der *Flachsseide*. Es ist daher auch auf Stellung und Structur dieser Theile Gewicht zu legen, und außerdem sind die Tracht (*habitus*) der Pflanze, die anatomische Beschaffenheit ihres Stamms und die Wachsthumverhältnisse desselben zu untersuchen. Der Stamm der *Dikotyledonen* ist mehr oder minder ästig, besteht aus nebeneinander gestellten Gefäßbündeln, die in Ringe sich verbinden, welche dem Umfange des Stamms gleichlaufen, auf dem Querdurchschnitt besonders deutlich erkennbar sind, nach außen durch die Rinde begrenzt werden und nach innen das Mark einschließen. Das Wachsthum solcher Stämme geschieht nach außen, indem die jüngsten Ringe von Gefäßbündeln (*Splint*, *Bast*), die zunächst unter der Rinde liegen, gradweise holzig werden und hierdurch sich ausdehnen. *Decandolle* hat dieses Wachsthumverhältnisses wegen die *Dikotyledonen Exogeneae* genannt. Unter den äußern Kennzeichen fällt auf, daß die *Dikotyledonen* mannichfache Blattstellungen haben, ihre Blätter aber fiedernervig sind; die *Monokotyledonen* haben hinfgegen abwechselnd gestellte, parallel nervige Blätter. Auch ist der Bau der Blütenhüllen und selbst der Befruchtungsorgane in der Regel viel zusammengesetzter bei den *Dikotyledonen*, die deswegen als vollkommene Gewächse gelten, sowie sie auch hinsichtlich ihrer Zahl die bei weitem vorherrschenden sind.

Diktys von *Kreta*, der Gefährte des *Idomeneus* vor *Troja*, soll die Begebenheiten dieses Kriegs in Form eines Tagebuchs aufgezeichnet haben, das angeblich in seinem Grabe zur Zeit des Kaiser *Nero* aufgefunden wurde, aber wahrscheinlich einen gewissen *Praxis* oder *Euprарides*, der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. gelebt haben mag, zum Verfasser hat. Das Werk erregte großes Aufsehen, wurde von einem weiter nicht bekannten Römer, *Luc. Septimius*, der wahrscheinlich zu Ende des 3. und zu Anfang des 4. Jahrh. lebte, ins Lateinische übersezt und vielfach, namentlich von den spätern *Byzantinern*, benutzt, bis es auf einmal im 15. Jahrh. verschwand. Die erwähnte lat. Übersezung aber, die den Titel „*De bello trojano*“ führt, hat sich erhalten und scheint nach den anderwärts erhaltenen Fragmenten des Originals und den zahlreichen *Gräcismen* eine ziemlich treue Übertragung zu sein. Früher erschien dieselbe immer zusammen mit der Schrift ähnlichen Inhalts von *Dares* (s. d.), so zuerst zu *Mailand* (1477, 4.). Außerdem sind zu erwähnen die Ausgaben von *L. Smids* (*Amst.* 1702) und die neueste von *A. Deberich* (*Bonn* 1833).

Dilation, s. Frist.

Dilatorische Einrede, s. Einrede.

Dilemma, eigentlich zweitheilige Annahme, nennt man in der Logik eine Schlussart, in welcher der Obersatz ein hypothetisches Vorderglied und ein disjunctives Hinterglied hat, im Untersatz aber die in dieser Disjunction enthaltenen Fälle oder Folgen und somit auch im Schlussfasse das Vorderglied oder die Voraussetzung aufgehoben werden. Es wird deshalb ein solcher Schluß auch ein aufhebender und seiner Verfänglichkeit wegen ein gehörnter (*cornutus syllogismus*) genannt, weil er gleichsam den Gegner zwischen die Hörner des Dilemma nimmt. Bei demselben müssen, wenn er richtig sein soll, die Fälle, die in dem disjunctiven Hinterglied enthalten sind, vollständig sein und sich wirklich ausschließen, mit dem Vordergliede nöthwendigkeit verknüpft sein und mit Grund aufgehoben werden. Wegen dieser verschiedenen Erfordernisse, welche sich nicht immer sogleich übersehen lassen, ist diese verfängliche Schlußweise von jeder zu Sophismen gemisbraucht worden.

Dilettant, vom ital. *dilettare*, d. h. lieben, nennt man Jeden, der sich für eine Kunst oder Wissenschaft besonders interessiert, ohne jedoch dieselbe zu seinem Hauptgeschäfte zu machen. Der *Dilettantismus* ist der Meister- und Kennerschaft entgegengesetzt, aber wohl von der Stimperei zu unterscheiden.

Dillen (Joh. Jak.), gewöhnlich *Dillenius* genannt, geb. zu Darmstadt 1687, erwarb sich schon vor Linné durch seine Untersuchungen über die Fortpflanzung der Gewächse, namentlich der Moose, große Verdienste um die Botanik. Er war zuerst Professor in Gießen, wo er eine Flora der Umgegend „*Catalogus plantarum sponte circa Gissam nascentium*“ (Frankf. 1718—19) herausgab. Von 1721—28 lebte er als Aufseher des botanischen Gartens, welchen die Brüder Sherard zu Eltham unterhielten, und erhielt dann die Professur, welche William Sherard eigens für ihn zu Drford gestiftet hatte. Er starb zu Drford 1747. In England gab er das durch Gründlichkeit des Textes ausgezeichnete Prachtwerk „*Hortus Elthamensis*“ (Lond. 1732, Fol. mit 437 Abb.), dem er die „*Historia muscorum*“ (Drf. 1741, 4., mit 85 Taf.) folgen ließ, welche der schönen Abbildungen wegen noch jetzt Werth hat, aber selten geworden ist; häufiger kommt die kleine Ausgabe (Lond. 1768) vor, in der die Kupfer nur mit kurzen Erklärungen versehen sind.

Dillenburg, der Hauptort eines Amtes im Herzogthum Nassau, an der Dill im Westerwalde, der Sitz eines Hof- und eines Criminalgerichts und der Oberrechnungscommission für das Herzogthum, hat etwa 2500 E., ein Pädagogium, eine Kupferhütte, mehre Potaschfiedereien und eine Tabackfabrik. Außerdem nähren sich die Bewohner von Wollenzeugweberei, Gerberei und von dem Verkehr auf der hier durchgehenden Straße aus den siesgenischen Bergwerken nach Beglar und Frankfurt am Main. D. entstand gegen die Mitte des 13. Jahrh. aus dem Anbau um die Bergfeste gleiches Namens, welche nachher die Residenz einer besondern darnach sich nennenden Linie des Hauses Nassau wurde, bei deren Aussterben Stadt und Land an Nassau-Diez kamen. Im J. 1806 durch Napoleon zum Großherzogthum Berg geschlagen, war nun D. der Hauptort des Siegedepartements, bis es 1814 wieder an Nassau fiel.

Dillingen, ein gewerbreicher Ort im bair. Kreise Schwaben und Neuburg, in einer schönen freundlichen Gegend am linken Ufer der Donau, über welche eine Brücke führt, hat ein altes Schloß, die ehemalige Residenz der Bischöfe von Augsburg, ein Gymnasium, Lyceum, Seminar und eine technische Schule, sowie ein Hospital und zwei Klöster. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 4000; dieselben treiben Schiffbau, lebhafte Schifffahrt und beträchtlichen Handel, außerdem nähren sie sich von Obst- und Hopfenbau und verfertigen Eisenwaaren. Die hier von Bischof von Augsburg, Otto von Waldburg, am 21. Mai 1554 gestiftete Universität, welche 1563 in die Hände der Jesuiten kam und ein hauptsächlichlicher Sitz der Polemik gegen den Protestantismus war, wurde 1804 aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt. In der Nähe befindet sich der Karolinenkanal, welcher 6800 F. lang ist und die Donaufahrt bedeutend abkürzt. Zu D. residirten im Mittelalter die Grafen gleiches Namens, unter denen der Bischof Ulrich von Augsburg am bekanntesten ist, der die Stadt Augsburg 955 gegen die Ungarn heldenmüthig vertheidigte, 973 starb und nachmals heilig gesprochen

wurde. Im J. 1286 kam durch Schenkung die Grafschaft D. an das Bisthum Augsburg und mit dessen weltlichen Besitzungen durch den Reichsdeputationschluß 1803 an Baiern.

Dillis (Georg von), ein um die Ordnung der königlichen Gemälde- und übrigen Kunstsammlungen in Baiern sehr verdienstlicher Mann, geb. am 26. Dec. 1759 zu Grüngiebing in Oberbaiern, sah sich, nachdem sein Gönner, der Kurfürst Max III., gestorben, genöthigt, den Priesterstand zu wählen, für den er sich im Collegium in Ingolstadt vorbereitete. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt ward er durch Max, Grafen von Freising, 1788 in den Stand gesetzt, die Schweiz und die Rheingegenden zu bereisen, wo er mit Ferd. Kobell Bekanntschaft machte und von ihm in der Dimalerei Unterricht erhielt. Hierauf ernannte ihn 1790 der Kurfürst Karl Theodor zum Inspector der Galerie. In dieser Eigenschaft erwarb er sich große Verdienste um die bair. Gemälde- und Kunstsammlungen, als sie beim Nahen der franz. Heere 1796 nach Linz und 1800 nach Ansbach gebracht werden mußten. Im J. 1797 ging er in die Schweiz, wo er sich vorzüglich als Landschaftszeichner ausbildete, und 1805 nach Rom. Nach seiner Rückkehr von hier ernannte ihn die Regierung zum öffentlichen Lehrer der Landschaftsmalerei an der Akademie der Künste. Bald nachher besuchte er Paris; dann begleitete er den damaligen Kronprinzen von Baiern auf der Reise ins mittägliche Frankreich und nach Spanien Um Gemälde zu kaufen, ging er im Auftrage des Königs von Baiern 1808 nach Italien. Im J. 1811 wurde er vom Kronprinzen, um die plastische Sammlung von Bevilacqua zu kaufen, nach Verona geschickt; auch besorgte er 1812 den Transport der in Rom für denselben erkauften plastischen Kunstwerke. Um die von den Franzosen aus München entführten Gemälde nach Baiern zurückzuführen, war er 1815 wieder in Paris und, um die von der Königin Karoline von England in einer Villa aufbewahrten griech. Denkmäler zu untersuchen, 1817 in Como, worauf er den Kronprinzen nach Italien und Sicilien begleitete. Im J. 1820 brachte er die Gemäldesammlungen in den königlichen Schlössern zu Würzburg und Aschaffenburg in Ordnung und wurde hierauf 1822 zum Centraldirector der königlichen Gemälde und übrigen Kunstsammlungen ernannt. Dann richtete er im königlichen Auftrage die Gemäldesammlung der Moriskapelle zu Nürnberg ein und unterzog sich schließlich auch der Anordnung der Gemälde in der Pinakothek zu München. Er starb am 28. Sept. 1841. Man hat von ihm mehre treffliche Gemälde und Handzeichnungen; auch hat er einiges Landschaftliche geistreich und meisterhaft in Kupfer radirt.

Dilogie, s. Antanaklasis.

Diluvium und Diluvianisch, s. Urwelt.

Dimension oder **Abmessung** ist eine Linie, nach welcher die Ausdehnung einer geometrischen oder Raumgröße gemessen werden kann, oder kürzer die Richtung der Ausdehnung einer solchen Größe. Eine Linie, sie sei gerade oder krumm, ist nur nach einer Dimension oder Richtung (Länge genannt) ausgedehnt, eine Fläche nach zwei Dimensionen, nämlich Länge und Breite, ein Körper nach drei Dimensionen, indem zur Länge und Breite noch die Höhe oder Tiefe, auch Dicke genannt, hinzukommt. Mehr als diese drei Dimensionen der Ausdehnung gibt es nicht. In dem (geometrischen) Körper kann man durch jeden Punkt drei Linien ziehen, deren jede auf den andern beiden senkrecht steht; in einer Fläche dagegen durch jeden Punkt nur zwei aufeinander senkrechte, gerade oder krumme, Linien. In der Algebra und Analysis versteht man unter den Dimensionen einer ganzen Buchstabengröße die Anzahl ihrer Buchstabenfactoren; z. B. $abcd$ hat vier Dimensionen. Bei einer gebrochenen Größe muß man die Dimensionen des Nenners von denen des Zählers abziehen, z. B. $\frac{abc}{d}$ hat zwei Dimensionen. Haben beide gleich viele, so ist der Bruch einer Größe von null Dimensionen, z. B. $\frac{ab}{ca}$; hat der Nenner mehr Dimensionen, so ist die Anzahl der Dimensionen des Bruchs negativ, z. B. bei $\frac{ab}{cde}$ ist sie -1 .

Dinan, im franz. Departement der Nordküste, auf einem Berge an der Rance und an der Mündung des Kanals von Ille und Rance, mit etwa 8000 E., welche bedeutende Hanf-, Lein- und Wollmanufacturen unterhalten, starken Flachsbau sowie Leinwand- und Zwirnhandel treiben, ist insbesondere auch wegen seines Sauerbrunnens und Mineralbades bekannt. In D. wurden im Mittelalter meist die Landtage der Bretagne abgehalten.

Dinant, eine der ältesten Städte Belgiens, in der Provinz Namur, an der Maas, mit 4400 E., hat eine eigenthümliche Lage, indem sie zwischen steilen Felsen, auf deren Scheitel ein festes Schloß steht, und der Maas eingeklemmt, nur eine einzige schmale Straße bildet, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatz erweitert. Die ganze Felsenwand ist in Terrassen eingetheilt, und jedes Haus hat auf der hinter ihm liegenden Terrasse seinen Garten. Der Anblick, den diese bis unter die Festungsmauern hinauf mit Blumen und Obstspalieren über und über bedeckte Felsenwand gewährt, ist wahrhaft zauberisch. Auch die Umgebungen von D. sind reich an malerischen Ansichten und mit schönen Landhäusern besät; schöne Promenaden ziehen sich an der Maas entlang, führen nach dem Schlosse von Walsin, nach der Grotte und dem Schlosse von Freys und zum Bayardfelsen. Die Stadt hat zahlreiche Kirchen, darunter die Kathedrale im gothischen Stile, und mehre Hospitäler. Es befinden sich daselbst eine Glashütte, Papiermühle, Marmor säge, Gerbereien, Getreide- und Ölmühlen, Karten-, Messer-, Eisen- und Kupferwaaren-, Hut- und Baumwollwaarenfabriken, und es treiben die Bewohner lebhaften Handel mit Leinwand und den genannten Fabrikaten, sowie mit den in der Nähe gegrabenen Bausteinen und mit Marmor.

Dinarclus, der letzte der zehn attischen Redner, ein nicht ungeschickter Nachahmer des Demosthenes, war um 361 v. Chr. zu Korinth geboren. Er studirte zu Athen, wo er seine Jugendjahre verlebte, eifrig Beredsamkeit und versfertigte später, weil er als Fremder nicht selbst auftreten durfte, für Andere Reden, was ihm einen bedeutenden Gewinn brachte. Nach dem Sturze des Demetrius von Phalerum, mit dem er schon frühzeitig in freundschaftlichen Verhältnissen stand, wurde auch er verbannt und begab sich 307 v. Chr. nach Chalcis auf Euböa. Nach Verlauf von 15 Jahren durfte er jedoch wieder nach Athen zurückkehren, wo er noch im hohen Alter in einen Proceß gegen einen gewissen Proponos, der ihn um sein Vermögen gebracht hatte, verwickelt wurde. Von seinen 60 Reden haben sich nur drei erhalten, die sich in Bekker's „*Oratores Attici*“ (Bd. 3, Berl. 1823), sowie in Sauppe's und Baiter's „*Oratores Attici*“ (Zür. 1843) finden. Eine besondere Ausgabe besorgte Schmid (Lpz. 1826); einen trefflichen Commentar dazu lieferte Wurm (Nürnberg. 1828).

Dindorf (Wilh.), einer der vorzüglichsten Philologen und Kritiker der neuesten Zeit, wurde 1802 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Gottlieb Immanuel D., geb. 1755, gest. 1812, Professor der orient. Sprachen war. Er besuchte von 1810—17 die Thomasschule und bezog, erst 15 Jahre alt, die Universität daselbst, um sich hauptsächlich den classischen Studien zu widmen. Am meisten verdankte er hier den Vorlesungen Platner's, Hermann's und Heinroth's; außerdem nahm er Antheil an den Übungen des philosophischen Seminars unter Beck's und der Griechischen Gesellschaft unter Hermann's Leitung. Bereits im J. 1819 begann er seine schriftstellerische Thätigkeit durch Fortsetzung der von Beck begonnenen Commentarien- und Scholienbände der Invernizzi'schen Ausgabe des Aristophanes, der bald eine kleinere vorzüglich für den akademischen Gebrauch berechnete Bearbeitung desselben Dichters (Lpz. 1820—28) folgte. Nachdem er hierauf im Dec. 1827 zum ersten Custos an der königlichen Bibliothek zu Berlin und Professor an der dortigen Universität ernannt worden war, ohne von diesem ehrenvollen Rufe Gebrauch zu machen, erhielt er 1828 die Professur der Literaturgeschichte an der Universität seiner Vaterstadt. Im J. 1830 begann er mit ungetheiltem Beifall einen Kreis von Vorlesungen, entsagte jedoch nach drei Jahren freiwillig auf längere Zeit dieser Wirksamkeit, um sich dem damals im Verein mit seinem jüngern Bruder, Ludwig D., der sich ebenfalls durch mehre kritische Ausgaben einiger Schriften des Xenophon und des Diodorus Siculus rühmlichst bekannt gemacht hat, und mit Hase in Paris begonnenen großen Unternehmen einer neuen Bearbeitung des Stephan'schen „*Thesaurus linguae graecae*“ ungestörter widmen zu können. Unter seinen übrigen sehr zahlreichen Werken erwähnen wir die mit Benutzung wichtiger Handschriften veranstalteten Ausgaben des Aristides, Athenäus, Themistius, Prokopius und Synellus; die „*Grammatici graeci*“ (Lpz. 1823 und 1825), die „*Poetae scenici graeci*“ mit den Fragmenten (Lpz. und Lond. 1830), von denen ein Abdruck in sechs Bänden (Drf. 1832—35) mit wesentlichen Veränderungen im Texte und in den Fragmenten des Aristophanes erschien; ferner den gediegenen Commentar zu den drei griech. Tragikern und zu Aristophanes (7 Bde., Drf. 1836—42), in welchem wir das für Kritik und Erklärung jener

Dichter bisher Geleistete bündig und vollständig zusammengestellt finden, nebst einem die Sylbenmaße erläuternden Werke „Metra Aeschylis, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis“ (Drf. 1842); endlich die Ausgaben des Sophokles, Aristophanes und Lucian, in der von Didot zu Paris begonnenen „Bibliothèque des classiques grecs“. In allen diesen Werken und Ausgaben hat D. außerordentliche Belesenheit, tiefe Gelehrsamkeit, ungewöhnliche Schärfe des Urtheils, feinen Takt und Geschmac bewährt, und ganz besonders verdient bei ihm hervorgehoben zu werden, daß er bei so ausgezeichneten Fähigkeiten die Schwächen und Mängel anderer Gelehrten nie für seinen eigenen Triumph benutzt, im Gegentheile stets eine entschiedene Abneigung gegen Tadelsucht und persönliche Klopffechtere zu erkennen gibt. Auch hat sich D. durch seine gelehrten Arbeiten dem Leben nicht entfremden lassen, was schon daraus hervorgeht, daß er Mitglied des Directoriums der Sächsisch-Bairischen Eisenbahn ist.

Ding hängt seiner Etymologie nach zusammen mit Denken und bedeutet im weitesten Sinne Alles, was Object für das Bewußtsein wird, daher man sonst auch Begriffe als logische, d. h. bloß vorgestellte und gedachte, Dinge bezeichnete. Als der allgemeinste Ausdruck für Das, was ist, hat es keine wesentliche Bedeutung darin, daß es das Wirkliche, das unabhängig vom Denken Seiende bezeichnet. Obwol es nämlich für den Denkenden nichts Wirkliches gibt, außer insofern es wahrgenommen und gedacht wird, so kommt doch dem Seienden das Sein nicht von dem Denken, sondern das Denken des Dings ist die bloße Anerkennung seines Seins. Insofern jedoch Das, was die wirklichen Dinge sind, sich für eine tiefere Betrachtung in eine bloße Erscheinung verwandelt, entsteht die Frage, was die Dinge an sich sind, eine Frage, welche die Metaphysik auf die verschiedenste Weise zu beantworten versucht hat. — Im juristischen Sinne wird Ding, gleichbedeutend mit Sache, der Person entgegengefest; daher der Ausdruck d i n g l i c h e s R e c h t. (S. S a c h e n r e c h t.)

Ding hieß ehemals und in einigen Gegenden Deutschlands und in Skandinavien zum Theil noch gegenwärtig eine Volksversammlung, eine Gerichtsversammlung oder das Gericht selbst, und es kommt dieses Wort in den verschiedensten Zusammenfügungen vor, wie z. B. Landding, Goding, Burgding, oder Grafsengebinge, Boigt ding u. s. w. Echte Ding nannte man eine Hauptversammlung, zu welcher alle Dingpflichtigen, d. h. alle Freien, während zu dem Nachding nur die Betheiligten, wofern sie nicht für dingpflichtig gelten wollten, sich einsinden mußten. Ferner unterschied man das ungebote n e Ding, welches fast allenthalben dreimal des Jahres zu gewissen Zeiten, jedoch auch nicht ohne vorhergegangene Auslegung, d. h. Ladung, gehegt, d. h. gehalten, wurde, von den außerordentlichen Dingen, welche zuweilen Bodding genannt werden, obgleich dieser Ausdruck gewöhnlich so viel als B u ß d i n g, d. h. ein solches, welches bei Strafe besucht werden muß, bedeutet. Der Ort, wo in der Regel die Versammlung oder das Gericht gehalten wurde, die sogenannte Dingstätte, war von den heidnischen Zeiten her ein Opferplatz unter freiem Himmel auf einem Hügel, und zwar gewöhnlich unter einem heiliggehaltenen Baume, dessen Stelle später, als die Bedeutung längst verloren, aber der Brauch geblieben war, in Städten die hier und da noch erhaltene Nolandssäule vertrat. Hier stand der sogenannte Dingstuhl, eine Bezeichnung, welche später für das Gericht selbst gebraucht ward. Einer der bekanntesten Dingstühle war der zu Mittelhausen, wo unter Vorfig des Landgrafen das höchste Landding für Thüringen gehalten wurde.

Dinkel oder Spelz (*Triticum spelta*) ist eine besonders in Süddeutschland, Frankreich und der Schweiz angebaute, dem Weizen verwandte Getreideart, die sich von diesem dadurch unterscheidet, daß die Körner mit den Spelzen so innig verwachsen sind, daß sie nur auf einer besondern Mühle enthüllt werden können, daß die Ähren dünner und fester sind und die Körner eine feinere Schale haben. Der Dinkel wird als Winter- und Sommerfrucht gebaut und kommt in zwei Spielarten vor, den weißlichen und röthlichen Spelz. Jener liefert ein vorzüglicheres Mehl, dieser ist gegen Witterungseinflüsse weniger empfindlich und gibt reichere und sicherere Ernten. Hinsichtlich der Cultur kommt der Dinkel ganz mit dem Weizen überein. Das aus dem Dinkel bereitete Mehl bildet einen Handelsartikel und wird unter dem Namen Nürnberger und Frankfurter Kraftmehl versendet. Auch dient es zu Stärke- und Bierbereitung, wogegen es sich zum Backen nicht gut eignet, da das Backwerk bald spröde wird.

Dinkelsbühl, eine mit Mauern und Thürmen umgebene, gewerbreiche Stadt im bair. Kreise Mittelfranken, an der Wernitz im fruchtbaren Birngrunde unweit der Grenze zwischen Baiern und Württemberg, besißt eine schöne, katholische Pfarrkirche, ein Progymnasium, mehre andere Schulen und zählt 6000 E., welche sich von Acker, Gartenbau, Brauerei, Viehzucht und Weberei ernähren und einige Strumpf-, Garn- und Handschuhfabriken unterhalten. D. soll einer der ältesten schwäbischen Orte sein und wurde schon unter Heinrich I. befestigt. Später erhielt es gleiche Rechte mit Ulm und wurde 1351 zur Reichsstadt erhoben. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte es durch die Schweden wie durch die kaiserlichen Truppen viel zu leiden. Auch religiöse Parteiungen untergruben lange Zeit Ruhe, Ordnung und Wohlstand der Stadt, bis endlich durch Kaiser und Reich eine Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken erfolgte, welche letztere jene mehrmals vertrieben. Im J. 1802 verlor die Stadt die Reichsunmittelbarkeit und kam an Kurbaiern, 1804 an das preuß. Fürstenthum Ansbach und 1806 wieder an Baiern.

Dinter (Gust. Friedr.), einer der berühmtesten Schulmänner der neuern Zeit, geb. am 29. Febr. 1760 zu Borna, wo sein Vater Gerichtsdirector war, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und seit 1780 die Universität zu Leipzig. Nachdem er schon als Pastor zu Rißsicher bei Borna (1787) junge Leute zu Landschullehrern vorbereitet hatte, kam er 1797 als Director des Schullehrerseminariums nach Friedrichstadt-Dresden. Im J. 1807 vertauschte er jedoch diese Stelle mit dem Pastorate zu Görnitz bei Borna, worauf er 1816 Doctor der Theologie und preuß. Consistorial- und Schulrath zu Königsberg wurde, wo er am 29. Mai 1831 starb. D. hat sich um die Bildung vieler Landschullehrer, besonders im Königreiche Sachsen, unbesrittene Verdienste erworben, indem er bei unermüdlichem Fleiße die Gabe vorzüglicher Klarheit und steter Berücksichtigung des Praktischen beim Unterrichte besaß und sowol durch den als Prediger und Lehrer mündlich ausgefireuten Samen, sowie durch seine Schriften sich ein unvergängliches Gedächtniß gesichert. Das Seminar in Dresden stand unter seiner Leitung in hoher Blüte und verdankt ihm zum Theil den Ruf, den es noch gegenwärtig zu erhalten sich bestrebt. Nur sein praktischer Sinn machte es ihm möglich, seinem Amte in Königsberg, das eine seltsame Zusammensetzung der verschiedenartigsten Geschäfte war, mit so ausgezeichnetem Erfolge vorzustehen. Am bedeutendsten wirkte er indes als Schriftsteller. Alle seine Werke beurkunden den hellsehenden, praktischen Volkslehrer; sie sind zum großen Theil, ohne daß er sich als Verfasser nannte, und insgesammt zu Neustadt an der Orla erschienen und umfassen meist Gegenstände der Unterrichtskunst, des theoretischen und praktischen Schulwesens und der Volksbildung überhaupt. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem „Erklärenden und ergänzenden Auszuge aus dem dresdener Katechismus“ (1800) und dem „Katechismus mit beigelegten Sprucherklärungen“ (1801), beide auch unter dem Titel „Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums“. Diesen folgten „Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik“ (1802; 9. Aufl., 1836), „Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit“ (1806; 7. Aufl., 1836), „Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen“ (3 Bde., 1814—15; 2. Aufl., 1822—39), „Malvina, ein Buch für Mütter“ (1819; 3. Aufl., 1829), „Unterredungen über die zwei ersten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus“ (9 Bde., 1819—23; 2. Aufl., 1824—26), „Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus“ (4 Bde., 1806—8; 4. Aufl., 1830), „Vorarbeiten für Lehrer in Bürger- und Landschulen“ (Bd. 1, 4. Aufl., 1832; Bd. 2, 3. Aufl., 1839), „Religionsgeschichte“ (3. Aufl., 1836), „Rechnungsaufgaben“ (1806; neue Aufl., 1831, nebst „Zugabe“ 1841), „Schulgebete zu allen Jahreszeiten“ (1809; 4. Aufl., 1830), „Gedächtnißübungen“ (1813; neueste Aufl., 1842) und mehre andere Schulschriften. Seine „Kleinen Reden an künftige Volksschullehrer“ (4 Bde., 1803—5; 3. Aufl., 1837—38) sind gehaltvoll und zeigen von hellem theologischen Blicke. Auch seine mehrfachen Predigtsammlungen enthalten einen Schatz heilsamer und der Beherrigung des Landmanns werther Wahrheiten. Sein Hauptwerk, die „Schullehrerbibel“ (das „Neue Testament“, 4 Bde., 1825; 4. Aufl., 1841—43; das „Alte Testament“, 5 Bde., 1826—28; 2. Aufl., 1833—37), erfuhr vielfache Anfechtungen und ist ungeachtet des auch hier sich zeigenden religiösen Sinnes und praktischen Tactes wegen vielfach hervortretender Oberflächlichkeit in der Auffassung des Sinnes der heiligen Schriftsteller vielleicht seine am

wenigsten genügende Schrift. Seine „Bibel als Erbauungsbuch“ wurde von Brockmann und Fischer fortgesetzt (5 Bde., 1831—33). Seine „Sämmtlichen Schriften“ gibt J. C. B. Wilhelm in vier Abtheilungen heraus; die erste enthält „Ercegetische Werke“ (Bd. 6—9 die „Schullehrerbibel, Neues Testament“ enthaltend, 1841—42), die zweite „Katechetische Werke“ (Bd. 1—9, 1840—43), die dritte „Pädagogische Werke“ (Bd. 1—2, 1840—43), die vierte wird die „Homiletischen Werke“ enthalten. Vgl. „D.'s Leben, von ihm selbst beschrieben“ (1829; 3. Aufl., 1830).

Dio, wegen seiner außerordentlichen Wohlredenheit *Chrysoſtomus*, d. i. Goldmund, und wegen seines vertrauten Verhältnisses zu Nerva auch *Coccejanus* genannt, ein griech. Rhetor um 94—117 n. Chr., war zu Prusa in Bithynien aus einer angesehenen Familie geboren. Er beschäftigte sich frühzeitig mit der practischen Philosophie, die er namentlich auf Staat und Leben anzuwenden suchte, bildete sich auf Reisen und verlebte die übrige Zeit zu Rom, hochgeachtet von Allen. Wir besitzen von ihm noch 80 Declamationen oder Aufsätze moralischen, politischen und philosophischen Inhalts, in denen viele Bruchstücke aus alten griech. Dichtern uns erhalten und mehre Abschnitte der Mythologie und Alterthümer erläutert sind. Die Sprache ist den besten attischen Mustern glücklich nachgebildet, überall athmet eine reine Gesinnung und zuweilen ein satirischer Geist. Die erste Ausgabe besorgte Aldus (Ven. 1551), worauf die von Claud. Morell (Par. 1604 und 1621, Fol.) und von Ernestine Christine Reiske (2 Bde., Lpz. 1784) folgten. Die beste Ausgabe mit einem vollständigen kritischen Apparate lieferte Emperius (Braunsch. 1844). — Nicht zu verwechseln ist D. mit dem christlichen Kirchenvater Johannes Chrysoſtomus (s. d.).

Dio Cassius, ein griech. Geschichtschreiber, geb. zu Nycæa in Bithynien um 155 n. Chr., bildete sich nach den besten attischen Mustern, erhielt später das röm. Bürgerrecht, da sein Vater röm. Senator war, und begann in Italien unter Commodus 186—192 seine öffentliche Laufbahn. Er gelangte unter den folgenden Kaisern Pertinax und Caracalla zu den höchsten Ehrenämtern in Rom, wurde unter Macrinus 221 Consul, mußte aber unter Septimius Severus, obgleich ihn dieser persönlich hochschätzte, im J. 229 Rom für immer meiden, da die über seine Strenge aufgebrachten Prætorianer seinen Tod verlangten, und scheint den Rest seiner Tage in Campanien verlebt zu haben. Sein Geschichtswerk, dem er 22 Jahre widmete, enthält in 80 Büchern, von denen aber nur das 37.—54. und das 56.—60. vollständig, das 36. und 55. theilweise, von den übrigen bloß Bruchstücke, außerdem das 35.—80. im Auszuge des Joannes Xiphilinos, eines byzant. Mönchs im 11. Jahrh., vorhanden sind, die röm. Geschichte von der Gründung Roms bis 229 n. Chr. Die Bruchstücke, welche aus den verloren gegangenen Büchern theils bei den lexikographischen und grammatischen Schriftstellern der spätern griech. Zeit, theils in den auf Befehl des Kaisers Konstantinus Porphyrogeneta verfertigten Excerptensammlungen sich vorfinden, sind von Henr. Valsius, Peirescius und Julv. Ursinus zusammengestellt und in den neuesten Ausgaben nebst den von Ang. Mai in den „Scriptorum veterum nova collectio“ (Bd. 2) bekannt gemachten an ihren Stellen wieder eingereiht worden. D. hat das Verdienst, die Begebenheiten chronologisch geordnet zu haben, und er ist die einzige zuverlässige Quelle über die Geschichte seiner Zeit. Seine Fehler sind Parteilichkeit gegen die großen Männer der frühern röm. Geschichte, Aberglaube, Schmeichelei gegen seine mächtigen Zeitgenossen, und im Stile ein der Geschichtschreibung nicht angemessener rhetorischer Schmud. Unter den verschiedenen Ausgaben verdient die von J. A. Fabricius und Reimarus (2 Bde., Hamb. 1751—52, Fol.), neu bearbeitet von Sturz (9 Bde., Lpz. 1824—36), den Vorzug; die besten deutschen Übersetzungen lieferten Wagner (5 Bde., Frankf. 1783—96), Pöngel (2 Bde., Lpz. 1786—1818), Lorenz (4 Bde., Jena 1826) und Tafel (11 Bde., Stuttg. 1831 fg.). Vgl. Wilmans, „De fontibus et auctoritate Dionis Cassii“ (Berl. 1835).

Diöces, griech. *Dioikesis*, findet sich schon bei Cicero als eigenthümliche Bezeichnung von Districten in Kleinasien. Ungleich größere Bedeutung erhielt das Wort, als es unter Konstantin dem Großen bei der Eintheilung des röm. Reichs, die er vornahm, zur Benennung der Haupttheile, die selbst wieder in Provinzen zerfielen, angewendet ward. Um die Mitte des 5. Jahrh. bestand demgemäß das röm. Reich aus folgenden Diöcesen: Orient, Aegypten, Asien, Pontus und Thrazien unter dem Präfect des Morgenlandes; Mace-

nien und Dacien unter dem Präfect Aegyptens; Italien, das westliche Aegypten und Afrika unter dem Präfect Italiens, und Gallien, Hispanien und Britannien unter dem Präfect Galliens. Ein Theil der Diöcesen Arien und Afrika, sowie Aethiopia in Macedonien standen unter Proconsuln, die Diöces Orient unter einem Comes, Aegypten unter einem Präfect; die Statthalter der übrigen Diöcesen hießen Vicarii. Die Provinzen standen unter Rectoren, von denen vier den consularischen Titel führten, andere Präsidēs, auch Correctoren hießen. Von Konstantin dem Großen, der die christliche Religion zur Staatsreligion erhob und die Verfassung der christlichen Kirche zuerst fester begründete, wurde der Name Diöces auch auf die Kirchensprengel übertragen, und noch gegenwärtig heißt Diöces in der katholischen Kirche ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs oder Bischofs unterworfen ist, und bei den Protestanten ein Complex von Pfarreien, welche unter Aufsicht eines Superintendenten oder Dekans stehen. — Diöcesan heißt nicht nur derjenige Geistliche, welcher an einem Orte die bischöfliche Gerichtsbarkeit übt, sondern auch jedes zu einer Diöces gehörende Glied einer Kirche.

Diocletianus (C. Aurelius Valerius) **Jovius**, war in Dalmatien von Äthern niedern Stands geboren, schwang sich im Kriegsdienste empor und wurde nach dem Tode des Kaisers Carus und seines Sohns Numerianus am 28. Aug. 284 zu Chalcidon vom Heere zum röm. Kaiser ausgerufen. Der Aufstand der Bagauden in Gallien und die Gefahr, die von den deutschen Völkern drohte, bewogen ihn, den Maximianus (Herculius), einen tüchtigen Feldherrn unter dem Titel eines Cäsar, dann, als derselbe siegreich gewesen, im J. 286 als Augustus zum Mitregenten zu erheben. Die Bedrängniß in der sich das röm. Reich theils durch Empörungen in den Provinzen, theils durch die Einfälle der Germanen und der Perser fand, schien eine Vermehrung der Regierungsgewalten rathsam zu machen. Daher ernannten die beiden Herrscher im J. 292 den Galerius Maximianus und Constantius Chlorus zu Cäsaren und nahmen, zuerst unter den Kaisern, eine Theilung des Staatsgebiets vor, sodas Maximian Afrika und Italien, Constantius das Land über den Alpen, Galerius Aegypten bis zum Pontus, D. das Übrige erhielt. Der letztere unterwarf im J. 296 den Achilleus, der sich die Herrschaft über Aegypten angemacht hatte, und tödtete ihn nach der Eroberung von Alexandria. Während dessen hatte Constantius Britannien wieder unterworfen, Galerius gegen den Perserkönig Narses anfangs unglücklich, dann siegreich gekämpft, sodas in dem Frieden, den er und D. im J. 297 mit Narses schlossen, die Grenzen des Reichs über den Tigris hinaus erweitert wurden; auch in Afrika ward durch Maximian die Empörung unterdrückt und hierauf von beiden Kaisern im J. 303 ein glänzender Triumph gefeiert. Freiwillig nach Einigen, nach Andern auf das Andringen des Galerius, legte D., wie es auch Maximian in Mailand that, am 1. Mai 305 in Nicomedia die Herrschaft nieder und lebte hierauf bis ums J. 313, wo er starb, auf seinen Gütern bei Salonā in Dalmatien. Unter der Regierung des D. wurden die Grenzen des Reichs und die Ruhe in dessen Innerm gesichert, zugleich aber in Folge des Aufwands, den der Kaiser's Baulust und Hofhaltung, sowie die Erhaltung der Heere und die vermehrte Zahl der Beamten foderten, die Unterthanen mit Abgaben überlastet; die noch übrigen republikanischen Formen wurden unter ihm fast ganz beseitigt, die kaiserliche Herrschaft auch durch die Pracht ihrer Erscheinung, durch die Sitte der Adoration, die D. statt der bisher üblichen Salutation einführt, dem oriental. Despotismus genähert. Eine grausame Christenverfolgung ging auf D.'s Befehl 303 von Nicomedia aus, von ihr hat die Diocletianische *Ura* (s. d.) den Namen der Märtyrerära.

Diodorus, ein berühmter Geschichtschreiber unter Julius Cäsar und August, war aus Aegypten in Sicilien gebürtig und wurde deshalb *Siculus* genannt. Um seinem Geschichtswerke, an welchem er 30 Jahre arbeitete, die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiste er einen großen Theil Europas und Asiens; doch ist der größte Theil dieses Werks, das er „Historische Bibliothek“ nannte, und in welchem er die pragmatische Behandlung mit der rhetorischen nach dem Muster des Theopompus und Ephorus verband, verloren gegangen. Es bestand aus 40 Büchern, war sehr genau abgefaßt und enthielt die Geschichte fast aller Völker der Erde bis zum J. 60 v. Chr. Wir haben davon nur die Bücher 1—5 und 11—20 vollständig, und bedeutende Bruchstücke in den byzant. Historikern, den Excerptensammlungen des Konstantinus Porphyrogenneta und den vaticanischen Frag-

menten, welche Ang. Mai (neue Ausg. von L. Dindorf, Lpz. 1828) herausgegeben hat. Obgleich D. weder in der Behandlung seines Stoffs noch in der Darstellung und Sprache Muster ist, so hat er doch für die Alterthumsforschung bei dem Verluste so vieler historischen Quellen einen nicht unbedeutenden Werth. Sein Werk wurde zuerst von Heinr. Stephanus (Par. 1559, Fol.) mit einem reichhaltigen Commentar von Wesseling (2 Bde., Amst. 1746, Fol.) und mit kritischen Anmerkungen von L. Dindorf (4 Bde., Lpz. 1826 fg.) herausgegeben, der auch eine größere, mit den Anmerkungen der frühern Erklärer ausgestattete Ausgabe (5 Bde., Lpz. 1829) besorgte. Übersetzungen besigen wir von Stroth und Kaltwasser (6 Bde., Frankf. 1782—87) und von Wurm (14 Bde., Stuttg. 1826 fg.). — Ein anderer Philosoph und bildete die Dialektik der Megarischen Schule weiter aus; ferner gab es einen spätern Peripatetiker Diodorus, der aus Tyrus gebürtig war, außerdem mehre Dichter, Rhetoren und Mathematiker dieses Namens.

Diogenes von Apollonia, einer Stadt in Kreta, auch der Physiker genannt, lebte im 5. Jahrh. v. Chr. zu Athen und gehört zur ionischen Schule. Er hielt, wie Anaximenes, die Luft für den Urstoff, verband aber mit ihr oder fand in ihr das intellectuelle Princip. So hielt er Alles für Modificationen der Luft und erklärte auch die menschliche Seele für ein feines luftartiges Wesen. Vgl. Schleiermacher, „Über D. von Apollonia“ in den „Bermischten Schriften“ (Bd. 2), Panzerbieter, „De Diogenis Apoll. scriptis et doctrina“ (Lpz. 1830) und Schorn, „Anaxagorae et Diogenis Apoll. fragmenta“ (Bonn 1829).

Diogenes aus Sinope, einer Stadt in Paphlagonien am Schwarzen Meere, der berühmteste unter allen cynischen Philosophen, bei welchem die Lehre sich ganz in Lebensweise verlor, war 414 v. Chr. geboren. Als er mit seinem Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, aus seinem Geburtsorte verbannt wurde, ging er nach Athen, wo ihn Antisthenes (s. d.) nach unablässigem Andringen als Schüler annahm. Sehr bald in seinen Grundsätzen noch weiter gehend als sein Lehrer, verachtete er nicht nur gleich diesem alles philosophische Wissen, unter unablässigem freimüthigen Eisern gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit, sondern zeigte zugleich an sich selbst die übertriebenste Anwendung seiner moralischen Lehren. Während der finstere Ernst seines Lehrers mißfiel, verstand es D., mit Heiterkeit und derbem Witz seinen Zeitgenossen ihre Thorheiten zu zeigen. Er lehrte, der Weise müsse, um glücklich zu sein, sich unabhängig vom Glücke, von den Menschen und von sich selbst zu erhalten suchen; zu dem Ende müsse er Reichthum, Ansehen, Ehre, Künste und Wissenschaften und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Um seinen Zeitgenossen ein Muster cynischer Tugend zu geben, die ihm als Übung in der Entbehrung erschien, unterzog er sich den härtesten Prüfungen und riß sich von jedem Zwange los. Er ging ohne Schuhe, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter, in Athen einher und hatte oft kein bestimmtes Obdach, woher die Sage von seinem Aufenthalte in der Sonne entsprang. Allen Ungemächlichkeiten der Bitterung bot er Troß und ertrug Spott und Schimpf des Volks mit der größten Ruhe. Nie schonte er die Thorheiten der Menschen; laut sprach er gegen alle Laster und Mißbräuche und bediente sich dabei der Satire und Ironie. Daher existiren von ihm Anekdoten in Menge, die aber wol zum Theil erdichtet sind. Auf einer Reise nach der Insel Agina wurde er von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Kreta an den Korinther Zeniades verkauft, der ihn aber frei ließ und ihm die Erziehung seiner Kinder übertrug. Hierauf lebte er im Sommer gewöhnlich zu Korinth, im Winter zu Athen. Am erstern Orte war es, wie die Sage erzählt, wo Alexander ihn in der Sonne gelagert fand und, verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler seiner nicht zu achten schien, sich in ein Gespräch mit ihm einließ und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, sich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts“, antwortete D., „als daß du mir aus der Sonne gehst.“ Erstaunt über diesen Beweis höchster Genügsamkeit, soll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich D. zu sein.“ Ein anderes Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er suche, antwortete er: „Ich suche Menschen.“ Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu solchen Menschen zu finden, wie er sie wünschte. Daher sagte er einst: „Menschen habe ich nirgend gesehen, aber doch Kinder zu Lacedämon.“ Welches ist.

fragte man ihn einst, das gefährlichste Thier? „Unter den wilden Thieren“, antwortete er, „ist es der Bekleumder, unter den zahmen der Schmeichler.“ Sokrates soll einmal zu ihm gesagt haben: „Ich bemerke deine Eitelkeit durch die Löcher deines zerrissenen Mantels.“ Er starb 324 v. Chr. Die unter seinem Namen vorhandenen Briefe sind später untergeschoben worden; wahrscheinlich ist es, daß er gar nichts geschrieben hat.

Diogenes von Laerte in Sicilien, deshalb *Laertius* genannt, lebte wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. Sein griech. Werk „*De vitis, dogmatis et apophthegmatibus clarorum virorum*“, in zehn Büchern, ist zwar nur eine Compilation, aber doch für die Geschichte der Philosophie von Wichtigkeit. D. erzählt darin, obgleich mit wenig Ordnung, Wahl und Vollständigkeit, die Lebensumstände der griech. Philosophen, am umfassendsten das Leben des Epikur. Es wurde von Henr. Stephanus (Par. 1570 und 1593), Meibom (2 Bde., Amst. 1692, 4.), Longolius (2 Bde., Hof 1739), zuletzt mit kritischen Bemerkungen und der lat. Übersetzung des Ambrosius von Hübner (3 Bde., Lpz. 1829) herausgegeben und von Snell ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Gief. 1806).

Diomede hieß die Tochter des Phorbas, Königs von Lesbos, die Geliebte des Achilles; ferner die Tochter des Kuthus, Gemahlin des Deion (s. d.) und von diesem Mutter der Asteropäa, des Aneus, Aktor, Phylakus und Cephalus; dann die Tochter des Lapithes, Gemahlin des Amykles und von diesem Mutter des Hyacinthus und Kynortas, und endlich die Gemahlin des Pallas und Mutter des Eurychus.

Diomedes der Sohn des Ares oder Mars und der Kyrene, König der Bistonien in Thracien, fütterte seine vier Roffe, Lampos, Deinos, Kanthos und Podarges mit Menschenfleisch, weshalb er vom Herakles auf des Eurystheus Befehl getödtet wurde. — Ein anderer **Diomedes**, der Sohn des Thydeus und der Deipyle, der Gemahl der Agialea, nach Abdrastus König von Argos, war einer der tapfersten Helden vor Troja, der schon mit den Epigonen gegen Theben zog. Vor Troja verwundete er unter dem Beistand der Athene sogar den Ares und die Aphrodite. Bei den Leichenspielen des Patroklos trug er einen Preis davon. Mit Odysseus holte er den Philoktetes und die zur Eroberung von Troja nothwendigen Geschosse des Herakles von der Insel Lemnos; auch raubte er die Pferde des Rhesos und befand sich mit in dem hölzernen Pferde. Ebenso ausgezeichnet war er in Rathsversammlungen; namentlich ist zu erwähnen, daß er Agamemnon's Vorschlag, Troja unverrichteter Sache zu verlassen, hintertrieb. Nach seiner Rückkehr von Troja fand er seine Gemahlin in ehebrecherischem Umgange, mußte in Folge dessen fliehen und ging nach Aetolien. Von da kam er nach Apulien, wo er des Königs Daunus Tochter Guippe heirathete und mit dieser zwei Söhne, Diomedes und Amphinomos zeugte. Über seinen Tod sind verschiedene Erzählungen vorhanden; nach Antonius Liberalis starb er unter den Dauniern und wurde auf der nach ihm benannten Insel beerdigt, nach Tzetzes ward er von Daunus ermordet, nach Andern verschwand er auf einer der diomedischen Inseln; seine um ihn trauernden Gefährten aber wurden in Vögel verwandelt. In Italien ward er für den Gründer mehrer Städte gehalten und als Gott verehrt.

Dion ein Syrakusaner, aus angesehenem und begüterttem Geschlechte, wurde wegen seiner Tüchtigkeit in Staats- und Kriegsgeschäften von Dionysius dem Ältern, dem er verschwägert war, hoch geschätzt. Als der jüngere Dionysius zur Herrschaft kam, wollte D., selbst von den Lehren der Philosophie des Pythagoras und Platon, dessen Freund und Schüler er war, innig durchdrungen, durch sie die Sinnes- und Handlungsweise des Dionysius zum Bessern leiten; aber die Absicht mißlang durch seine Feinde, die Schmeichler des Tyrannen, und D. mußte als Verbannter im J. 366 nach Griechenland gehen, wo er durch seine schöne Gestalt wie durch die Treflichkeit seines Geistes und Herzens sich überall Achtung und Liebe erwarb. Die Nachricht, daß der Tyrann seine Güter eingezogen, seine Gattin Arete zur Heirath mit einem Günstling gezwungen habe und seinen Sohn durch böse Gefährten zu verderben suche, bewog den D. zur Rückkehr. Mit 800 Kriegern landete er im J. 357 in Sicilien; sein Heer mehrete sich schnell und Syrakus öffnete ihm bereitwillig die Thore. Dionysius eilte aus Italien, wo er gerade war, zurück in die Burg von Syrakus, deren Besatzung ihm treugeblieben war; nach einem vergeblichen Versuch, die Herrschaft wiederzugewinnen, entsagte er ihr und floh mit seinen Schätzen nach Italien. Doch auch D. ward

bald darauf durch das ungerechte Mißtrauen seiner Mitbürger genöthigt, aus Syrakus zu weichen. Als aber innere Unruhen ausbrachen und Apollokrates, des Dionysius Sohn, die Stadt von der Burg aus hart bedrängte, wurde D. von Leontini, wohin er sich begeben hatte, zur Rettung herbeigerufen. Die Burg ergab sich ihm, bevor er aber dem Staat die aristokratische Regierungsform, die er beabsichtigte, und deren Gegner Heraklides er tödten ließ, hatte geben können, wurde er durch seinen verrätherischen Freund, den Athener Kalippus, im J. 353 ermordet. Biographien des D. haben wir von Plutarch und Cornelius Nepos.

Dionäa (bei Linné *Muscipula*), eine Pflanze aus der Familie der Droseraceen, wächst in feuchten und schattigen Gegenden des nördlichen Amerika wild und hat viel Ähnlichkeit mit dem in Deutschland heimischen rundblättrigen Sonnentau (*Drosera rotundifolia*). Setzt sich ein Insekt, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblatts, so klappt sogleich der lappige Rand desselben zusammen und fängt das Insekt; die Randborsten verschließen das Blatt von der Seite und die Nebenborsten von vorn, sodas dem Insekt kein Ausgang bleibt, und nur wenn das Insekt todt ist und also durch seine Bewegung die Theile des Blatts nicht mehr reizt, öffnet sich dieses wieder. Das die Pflanze die gefangenen Insekten ausfauge und sich so von ihnen nähre, ist eine Fabel. John Ellis beschrieb dieses Gewächs zuerst in einem Briefe an Linné, herausgegeben von Schreber (Erlang. 1771).

Dione, die Tochter des Oceanus und der Tethys, oder des Uranos und der Gæa, war von Zeus Mutter der Aphrodite; **Dione**, die Tochter des Atlas, von Tantalus Mutter des Pelops und der Niobe.

Dionysien hießen in Griechenland die Feste des Dionysos oder **Bacchus** (s. d.).

Dionysius der Aeltere schwang sich aus niederm Stande zum Feldherrn und um das J. 406 zum Tyrannen von Syrakus empor. Die Agrigentiner klagten nämlich nach der Eroberung ihrer Stadt durch die Karthager den syrakusan. Feldherrn der Verrätherie an; D. unterstützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andere Heerführer wählte, unter denen er selbst war. Bald aber wußte er auch diese zu verbächtigen und ward zum Oberfeldherrn ernannt. Als solcher erlangte er, mit Hülfe der gewonnenen Truppen, in seinem 25. Jahre die Tyrannis, d. h. die Gewaltherrschaft, in der er sich durch Vermählung mit der Tochter des angesehenen Hermokrates und nach deren Tode mit Dion's Schwester Aristomache befestigte. Nachdem er mehre Empörungen grausam unterdrückt, auch mehre andere griech. Städte Siciliens unterworfen hatte, rüstete er sich zu einem großen Kriege gegen die Karthager. Das Waffenglück, das ihn anfangs begünstigte, wendete sich aber bald zu seinem Nachtheil. Schon wurde er von Himisko im J. 396 in Syrakus selbst belagert, als die Pest unter den Feinden große Verheerungen anrichtete. D. griff die dadurch muthlos gewordenen Karthager zu Wasser und zu Lande an und trug einen vollständigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf seinen Feldzügen in Unteritalien eroberte er im J. 387 nach elfmonatlicher Belagerung die Stadt Rhegium, die er schon früher mehrmals vergebens angegriffen hatte, und gegen deren Bewohner er nur auf das grausamste verfuhr. Seitdem übte er auf die griech. Städte Unteritaliens bedeutenden Einfluß, und seine Flotten herrschten auf den Italien umgebenden Meeren. Nicht minder als im Kriege wollte er auch als Dichter glänzen. Er wagte es sogar bei den olympischen Spielen um den Preis zu ringen und schickte zu dem Ende im J. 388 eine Gesandtschaft und die besten Sänger dahin, die seine Gedichte vortragen sollten, aber trotz ihrer Kunst es nicht verhindern konnten, daß der Dichter auf das schimpflichste verhöhnt wurde. Doch ward dieser dadurch nicht entmuthigt und pflegte die Dichter und Gelehrten, die in Syrakus sich aufhielten, durch Vorlesung seiner Verse zu peinigen. Im J. 368 fing er einen neuen, den vierten, Krieg mit den Karthagern an, um sie ganz aus Sicilien zu vertreiben, starb aber, bevor er seine Absicht erreichen konnte, im J. 367. Endlich nämlich war es ihm gelungen, daß einem seiner Trauerspiele in Athen der Preis zugewendet ward; auf die Nachricht veranstaltete er prächtige Gastmähler, bei denen er, der sonst mäßig gewesen sein soll, sich so übernahm, daß er krank ward; die Ärzte gaben ihm, auf Anstiften seines Sohnes Dionysius, einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. Unmenschliche Grausamkeit, die durch ein peinigendes Mißtrauen, das er selbst gegen seine nächsten Angehörigen hegte, immer gesteigert ward, befecht

das Andenken des ältern D., dem übrigens politische Klugheit und unermüdlige Thätigkeit im Staats- und Kriegswesen nicht abgesprochen werden dürfen.

Dionysius der Jüngere, des Vorhergehenden Sohn, in der Erziehung geistlich vernachlässigt, feierte den Antritt der Herrschaft nach seines Vaters Tode durch schwelgerische Feste, die 90 Tage dauerten. Dion (s. d.) versuchte ihn durch Platon's Lehre und Umgang zum Bessern zu führen; der Geschichtschreiber Philistus und Aristipp (s. d.), am meisten des D. Naturell vereitelten einen dauernden Erfolg. Von Dion im J. 357 aus Syrakus verjagt, floh D. nach Lokri in Unteritalien. Zum Dank für die gastfreundliche Aufnahme bemächtigte er sich hier der Gewaltherrschaft und übte sie frevelhaft. Im J. 346 gelang es ihm, sich wieder in den Besitz von Syrakus zu setzen. Seine Grausamkeit aber trieb die Bürger, sich an Hiktas, Tyrannen zu Leontini, und an die Korinther um Hilfe zu wenden. Timoleon (s. d.) wurde von den Letztern gesendet, er schlug 343 den Hiktas, der die Gelegenheit benutzen wollte, sich selbst zum Herrn von Syrakus zu machen; D., der die Burg inne hatte, ergab sich ihm und ward nach Korinth gebracht, wo er, nachdem er die mitgebrachten Reichthümer verschwendet hatte, sein Leben durch Unterrichtsgeben erhalten haben soll und in Armuth starb.

Dionysius von Halikarnass in Karien, ein gelehrter Kunsttrichter und Lehrer der Beredsamkeit, kam etwa 30 v. Chr. nach Rom und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine röm. Archäologie in 20 Büchern, worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis zum ersten punischen Krieg erzählte. Wir besitzen davon die neun ersten Bücher in ihrer ursprünglichen Gestalt, die zwei folgenden größtentheils vollständig und von den übrigen einige Bruchstücke. Herausgegeben wurden die erstern von Henr. Stephanus (Par. 1546, Fol.), Sylburg (Frankf. 1586, Fol.), Hudson (2 Bde., Df. 1704, Fol.) und Meiske (6 Bde., Lpz. 1774—77), und ins Deutsche übersetzt von Benzler (2 Bde., Lemgo 1771—72) und Schaller (4 Bde., Stuttgart 1827 fg.). Eine Sammlung der Bruchstücke aus den verloren gegangenen Büchern gab Ang. Mai aus ambrosianischen Handschriften heraus (Mail. 1816, 4; Frankf. 1817), deren Echtheit jedoch von Niebuhr später bestritten wurde. Vgl. Struve, „Über die von Mai aufgefundenen Bruchstücke des D.“ (Königsb. 1820) und Weismann, „De Dionysii Hal. vita et scriptis“ (Minteln 1837). Des D. 22jähriger Aufenthalt in Rom, sein Umgang mit den gelehrtesten Römern und die Benützung der ältern Annalisten machen ihn für den kritischen Geschichtsforscher sehr wichtig, und seine rhetorische Behandlung der Geschichte hat sehr bedeutenden Einfluß auf die Darstellung der röm. Sagen- und Geschichte gehabt. Auch als kritisch-ästhetischer Schriftsteller hat D. einigen Werth, doch bedürfen die hierher gehörigen Werke einer kritischen Sichtung. Nicht unwichtig ist namentlich seine „Censura veterum scriptorum“, worin die vorzüglichsten griech. Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Redner beurtheilt werden, herausgegeben mit einigen kleinern Schriften verwandten Inhalts von Krüger in „Dionysii Historiographica“ (Halle 1823). Die „Ars rhetorica“, herausgegeben von Schott (Lpz. 1804), gehört wol nur zum Theil dem D. und ist nach ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. n. Chr. Seine Schrift „De compositione verborum“ wurde von Schäfer (Lpz. 1809) und Gölter (Jena 1815) herausgegeben.

Dionysius, Areopagita genannt, weil er Beisitzer des Areopagus zu Athen war, besonders merkwürdig wegen der ihm beigelegten Schriften und als vermeinter Schutzheiliger von Frankreich, wurde um die Mitte des 1. Jahrh. durch den Apostel Paulus zum Christenthume bekehrt und soll als erster christlicher Bischof zu Athen den Märtyrertod erlitten haben. Die unter seinem Namen bekannten Schriften über die himmlische Hierarchie, die Namen Gottes, die kirchliche Hierarchie und die mystische Theologie, nebst zwölf Briefen, die insgesammt durch Stil, Inhalt und historische Beziehungen einen Verfasser verrathen, der nicht vor Ende des 5. Jahrh. gelebt haben kann, kamen erst im 6. Jahrh. zum Vorschein. Blendende neuplatonische Phantasien über das göttliche Wesen und die Ordnungen der Engel und seligen Geister, glanzvolle Schilderungen der Ceremonien des katholischen Cultus, Verherrlichungen der Hierarchie, Lobpreisungen des Mönchslebens und mystische Deutungen der Kirchenlehre gaben ihnen einen hohen Reiz, insbesondere für die griech. Mönche, deren Geistesrichtung eine mehr contemplative war. Nach neuerer Vermuthung sind sie das Werk

eines christlichen Platonikers, der in Opposition gegen den noch nicht völlig verschwundenen Gnosticismus die dionysischen Mysterien in Formeln, Begriffen und Einrichtungen auf das Christenthum anzuwenden versuchte. In Frankreich, wo ein Dionysius im 3. Jahrh. die christliche Gemeinde zu Paris gestiftet hatte, wurden sie im 9. Jahrh. begierig aufgenommen und aus diesem Dionysius durch die Fiction des Abtes Hilduin Dionysius der Areopagit gemacht, um das Alter der gallicanischen Kirche bis in das 1. Jahrh. hinaufzudecken und einen unmittelbaren Schüler der Apostel und Märtyrer als Schutzheiligen des Reichs verehren zu können. Der Gebrauch dieser namentlich von Johann Scotus Erigena (s. d.) auf Befehl Karl des Kahlen in das Lateinische übersehten Schriften des D. gab auch dem Mönchsleben in der abendländischen Kirche neuen Schwung und zur Entwicklung der mystischen Theologie den ersten Anstoß. Das Kloster Saint-Denis bei Paris, ursprünglich dem Stifter des Christenthums in Paris, nun dem Areopagiten D. gewidmet, stritt sich im 11. Jahrh. mit dem Kloster Sanct-Emmeran in Regensburg über die Echtheit der Gebeime des D., die beide zu besitzen meinten und vom Papste anerkennen ließen, und im 14. Jahrh. hatte eine Kirche in Paris von dem Kopfe des Heiligen noch ein drittes Exemplar. Ins Deutsche wurden des D. Schriften von Engelhardt überseht (2 Bde., Sulzb. 1823). Vgl. Bogt, „Neuplatonismus und Christenthum, Untersuchungen über die Schriften des D. Areopagita“ (Berl. 1836). — Areopagitische Theologie nannte man seit dem Mittelalter und noch im 18. Jahrh. die mystische Auffassung der Theologie, welche durch die Schriften des D. gangbar und namentlich durch Hugo von St.-Victor, im 12. Jahrh., eingeführt worden war. Diese Mystik ging von dem Princip aus, daß das Göttliche unerschöpflich für die Vernunft sei, und diese sich auf die fortwährende Negation des Weltlichen von der Gottheit zu beschränken habe, damit sich das göttliche Wesen der Seele in Wahrheit, und zu wirklicher Vereinigung mit sich, mittheilen könnte.

Dionysius Eriguus, d. i. der Kleine oder Geringe, wie er sich aus Bescheidenheit nannte, von Geburt ein Scythe, lebte um 530 n. Chr. als Abt in Rom und starb um 556. Die nach ihm benannte Dionysische Zeitrechnung, die Ära von Christi Geburt, nach welcher insbesondere seit dem 8. Jahrh. immer allgemeiner in der Christenheit gezählt wurde, war im Wesentlichen schon im J. 465 von Victorinus oder Victorius von Aquitanien aufgestellt worden; D. hat eigentlich nur den Anfang derselben vom Todesjahre Christi auf dessen Geburtsjahr verlegt. Ihm zufolge wird die Geburt Christi im J. 754 der Barronischen Ära angenommen; daß er aber das Geburtsjahr Christi mindestens vier Jahr zu spät angelegt habe, ist mit Beziehung auf Matth. 2, 1—19 und den nach Josephus im J. 750 erfolgten Tod des Herodes, schon früher und neuerdings namentlich von Ideler dargethan worden. (S. Ära.) Schnellern Beifall als diese Zeitrechnung fand des D. Sammlung der sogenannten Apostolischen Kanonen, Concilienbeschlüsse und amtlichen Briefe röm. Bischöfe, die unter dem Namen der *Decretalen* (s. d.) zu großem Ansehen gelangte. D. war, wie sein Freund Cassiodorus (s. d.) ihm nachrühmt, ein guter lat. Stilist und Kenner der griech. Sprache, aus der er Vieles übersezte.

Dionysius Periegetes, aus Charax am Arabischen Meerbusen gebürtig, lebte zur Zeit des Augustus und schrieb unter dem Titel „Periegesis“ ein noch vorhandenes geographisches Lehrgedicht in Hexametern, in einer reinen, gewählten und fließenden Sprache. Dieses Gedicht wurde von Eustathius in einem gelehrten und werthvollen Commentar erläutert und von Avienus (s. d.) und Priscian in die lat. Sprache metrisch übertragen. Die besten Ausgaben lieferten Passow (Lpz. 1825) und Bernhardt in den „Geographi graeci minores“ (Bd. 1, Lpz. 1828), eine gute deutsche Übersetzung Bredow in den „Nachgelassenen Schriften“ (Bresl. 1826).

Dionysos, s. Bacchus.

Diophantus, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker Griechenlands, der nach Einigen um 160 n. Chr. im Zeitalter der Antonine, nach Andern um 360 n. Chr. in Alexandrien lebte. Man rühmt ihn gewöhnlich als den Erfinder der Algebra; allein er selbst sagt, daß diese Wissenschaft schon vor ihm bekannt war. Doch ist er der älteste unter den Schriftstellern über Algebra, deren Werke auf uns gekommen sind. Er beschäftigte sich vorzüglich mit der sogenannten unbestimmten Analysis oder mit solchen Aufgaben, die mehr

unbekannte Größen als Gleichungen enthalten. Von seinem sehr schätzbaren Werke „Arithmetica“ sind die sechs ersten Bücher erhalten, die sieben letzten aber verloren gegangen. Die besten Ausgaben desselben besorgten Bachet (Par. 1621, Fol.) und Fermat (Toulouse 1670, Fol.); ins Deutsche wurde es übersetzt von Schulz (Berl. 1821). Seine Schrift „De numeris polygonis“ übersetzte Pöfslger (Wz. 1810).

Dioptrilineal ist ein Lineal aus Messing, an dessen Enden zwei Metallplatten senkrecht errichtet sind, welche feine eingebaute Löcher oder eine feine Risse zum Durchsehen enthalten, um einen bestimmten Gegenstand genau ins Auge zu fassen. Diese Löcher und Rissen, häufig auch die sie enthaltenden Metallplatten selbst heißen **Dioptern** oder **Absehen**. Die beiden Metallplatten sind entweder auf dem Lineal fest, oder mit Charnieren zum Umliegen, zuweilen auch mit Schrauben und Zapfen, um sie abnehmen zu können, versehen. Die eine davon dient als **Deulardioptr** unmittelbar zum Durchsehen. Die andere, **Objectivdioptr** genannt, ist mit einem feinen senkrecht ausgespannten Faden oder Pferdehaar versehen, der die Mitte des visirten Gegenstandes durchschneiden muß. Ist kann jede Dioptr zugleich als **Deular-** und als **Objectivdioptr** dienen. Zuweilen ist das Loch zum Visiren in einer Platte angebracht, die sich an der Deulardioptr auf- und niederschließen läßt.

Dioptrik, früher auch **Anaklastik** genannt, heißt derjenige Theil der **Dptik** (s. d.) oder Lehre vom Lichte, welcher von der Brechung des Lichts oder vom Durchgang desselben durch durchsichtige Körper, insbesondere von der Brechung in Linsengläsern handelt. Der vorzüglichste Theil der Dioptrik ist die Theorie der Fernröhre und Mikroskope, sofern diese beiden Instrumente nur Linsen, aber keine Spiegel enthalten. Die Alten hatten von der Dioptrik, wie von der Dptik überhaupt, sehr unvollkommene Begriffe. Im Mittelalter beschäftigte sich damit der Araber **Alhazen**, um 1150; später suchten dieselben zu fördern **Peckham**, Erzbischof von Canterbury, **Roger Bacon** (s. d.), **Maurolycus**, um 1500, **Giov. Bapt. Porta**, um 1600, und **Bacon von Verulam** (s. d.), um 1630, aber insgesammt ohne Erfolg. Epoche machte in der Geschichte derselben zunächst die Erfindung der **Brillen** (s. d.) zu Anfange des 14. Jahrh.; ferner die Erfindung des **Fernrohrs** (s. d.), um 1590, und des **Mikroskops** im Anfange des 17. Jahrh. Allein die eigentliche Dioptrik, nämlich die Theorie der gedachten optischen Instrumente, mußte so lange unbekannt bleiben, als man das Gesetz der Refraction der Lichtstrahlen nicht kannte, nach welchem **Kepler**, von dem der Name **Dioptrik** und eine der Wahrheit nahekommende Regel herrühren, **Kircher**, **Scheiner** u. A. lange vergebens forschten, bis es endlich **Willebrord Snellius** (s. d.) in Leyden fand und dadurch die dritte Epoche der Dioptrik begründete. Hierauf erschien des **Descartes** „**Dioptrique**“ (1639), der jenes Gesetz zuerst bekannt machte, weitere Untersuchungen darauf gründete und nun die Dptik als eine Wissenschaft mit mathematischer Unterlage behandelte. Einen neuen mächtigen Aufschwung nahm die Dioptrik durch **Newton's** „**Optics, or a treatise of reflexions etc.**“ (Lond. 1704). Gleichzeitig mit ihm bearbeiteten sie **Rob. Boyle**, **Huyghens**, **Jak. Gregori**, **Isaak Barrow**, **Lahire**, **Mariotte**, **Grimaldi** und **Hooke**, während **Eustachio Divini** in Rom und **Campani** in Bologna das Praktische der Wissenschaft durch die besten Fernröhre ihrer Zeit zu fördern suchten. Die vierte Epoche der Dioptrik begann mit der Erfindung der **achromatischen Fernröhre** durch **Dollond** (s. d.), nachdem der Gedanke an die Möglichkeit solcher Gläser und Fernröhre zuerst von **Euler** ausgesprochen worden war. **Euler** (s. d.) gab der Theorie der Dptik diejenige wissenschaftliche Gestalt, die sie noch gegenwärtig hat, und seine vielen Abhandlungen in den **Memoiren der Akademien zu Petersburg und Berlin**, sowie seine „**Dioptrica**“ (3 Bde., Petersb. 1769—71, 4.) sind ein bleibendes Denkmal seines Scharfsinns und seines unermüdblichen Eifers. Nach ihm beschäftigten sich mit der Dioptrik namentlich **Clairaut**, **d'Alembert**, **Bouguer** und **Lambert** in Berlin. Die Arbeiten der Vorgänger sammelte **Klügel** in seiner „**Analytischen Dioptrik**“ (2 Bde., Wz. 1778, 4.) und in der neuern Zeit **Littrow** in seiner „**Dioptrik, oder Anleitung zur Verfertigung der Fernröhre**“ (Wien 1830). Erwähnung verdient auch **Prestl's** „**Praktische Dioptrik**“ (Wien 1828).

Diorama heißt ein Gemälde, worin die Änderungen der Beleuchtung, welche die verschiedenen Tageszeiten, die zunehmende und abnehmende Tageshelle in den dargestellten Ge-

genständen, Gegenden u. s. w. hervorbringen, künstlich nachgeahmt werden, wodurch die Täuschung des Beschauers um Vieles erhöht und eine größere Natürlichkeit der Darstellung erzielt werden kann. In einigen Fällen ist damit das Verschwinden und Sichtbarwerden von Figuren verbunden. Der franz. Maler Daguerre, nachmals als Erfinder der Lichtbilder noch berühmter geworden, hat auch das Diorama erfunden, das später von Gropius in Berlin bedeutend vervollkommen wurde. Das Wesentliche des Verfahrens liegt darin, daß die Bilderfläche auf beiden Seiten bemalt und sowohl durch zurückgeworfenes als durch hindurchgehendes Licht beleuchtet wird, indem das Bild auf der Vorderseite (der erste oder hellere Effect) das Licht von vorn, und zwar möglichst von oben, das Bild auf der Rückseite aber (der zweite oder dunklere Effect) von hinten durch verticale Fenster erhält; die Letztern müssen geschlossen sein, während das erste Bild betrachtet wird. Dadurch, daß man das Tageslicht durch farbige Gläser gehen läßt, kann man ihm einen beliebigen Farbenton geben, z. B. den rothen, welcher der Morgen- und Abendröthe entspricht. Von Wichtigkeit ist, daß man sich eines sehr durchsichtigen Stoffs bedient, dessen Gewebe möglichst gleichmäßig sein muß. Die Befügung gewisser mit dem dargestellten Gegenstande in Verbindung stehender Töne, z. B. Geläute, Rauschen des Windes u. s. w., ist zwar unwesentlich, kann aber dazu beitragen, der Zweck einer erhöhten Täuschung zu erreichen.

Dioskorides (Pedanius oder Pedacius), ein griech. Arzt, geb. zu Anazarba oder Anazarbus (Cäsarea Augusta) in Cilicien im 1. Jahrh. n. Chr., durchreiste im Gefolge röm. Kriegsheere, wahrscheinlich als Arzt, viele Länder und sammelte dabei für die Kräuterkunde einen großen Schatz von Beobachtungen und Kenntnissen ein. In seinem Werke „De materia medica“ behandelte er alle damals bekannte Arzneistoffe und deren Wirkungen nach empirischen und humoralpathologischen Grundsätzen. Von geringerer Bedeutung und zweifelhaft hinsichtlich ihres Ursprungs sind zwei andere Werke, die seinen Namen tragen, nämlich „Alexipharmaca“, von den Giften und deren Gegengiften, und „Euporista“, von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Fast 17 Jahrhunderte hindurch behauptete D. eine ziemlich unbestrittene Autorität in der Botanik und Arzneimittellehre, und noch gegenwärtig gilt er als solche bei den Türken und Mauren. Die besten Ausgaben seiner Schriften liefern Saracenus (Frankf. 1598, Fol.) und Sprengel (2 Bde., Lpz. 1829—30), den besten Commentar Matthioli (Ven. 1565, Fol.).

Dioskuren, d. i. Söhne des Zeus, heißen Kastor und Polydeukes oder Pollux, die Zwillingssöhne der Leda, auch *Tyndariden* genannt, weil bei Homer Tyndaros als ihr Vater angeführt wird. Nach späterer Sage hat Kastor den Tyndaros, Polydeukes den Zeus zum Vater, daher jener sterblich, dieser aber unsterblich war. Besonders gedenkt die Sage ihres Zugs gegen Theseus, um ihre Schwester Helena aus seinen Händen zu befreien, ihrer Theilnahme am Argonautenzuge, wobei sich während eines heftigen Sturmes zwei Sterne auf ihren Köpfen zeigten, und an der Jagd des kalydonischen Ebers, und ihres Kampfes mit den Söhnen des Aphareus, Lynkeus, Idas und Pisos, in welchem Kastor fiel, Polydeukes aber von einem Steinwurf zu Boden gestreckt wurde. Zeus wollte Letztern, um ihn über den Tod seines Bruders zu trösten, in den Himmel versetzen. Da jedoch dieser ohne Kastor zu leben und daher die Unsterblichkeit anzunehmen sich weigerte, so gestattete Zeus Beiden, einen Tag in der Oberwelt, den andern in der Unterwelt zuzubringen. Beide genossen göttliche Ehre, wobei nach Dfr. Müller Zweierlei verschmolzen ist, nämlich die heroische Ehe menschlicher Tyndariden und der altpeeloponnesische Cultus der großen Götter. Besonders werden sie als hülfreiche Götter, zumal für Schiffer, womit auch die Sage von den erwähnten Sternen zusammenhängt, und als Beschützer der Gastfreundschaft angesehen. Als Heldenjünglinge sind sie Vorsteher der Gymnastik, und in Sparta standen ihre Standbilder am Eingang der Rennbahn. Dargestellt werden sie in völlig tabelloser Jugendgestalt mit dem fast nie fehlenden Attribut der Halbeisform ihrer Hüte, oder mit auf dem Hinterhaupt anliegendem, um Stirn und Schläfe mit starken Locken hervortretendem Haar. Die Unterscheidung des Faustkämpfers Polydeukes und des Kastor im ritterlichen Costum findet sich nur da, wo sie in heroischer Umgebung dargestellt werden. Auf vielen Münzen, auch auf röm. Denaren, erscheinen sie als Reiter mit Palmen in den Händen.

Diphthong, d. i. Doppellauter, heißt in der Grammatik ein Laut, der aus zwei ver-

hiebener Vocalen oder Selbstlautern zusammengesetzt ist und verbunden ausgesprochen wird, wie au, ei, eu, äu, ai. Irrig rechnete man früher hierzu die unreinen oder trüben Vocale ä, ö und ü, welche man auch im Verhältniß zu ihren Grundlauten Umlaute nennt.

Diplasiasmus wird in der Grammatik die Verdoppelung eines Consonanten genannt, welche bei den Griechen und Römern häufig von den Dichtern angewendet wurde, um eine an sich kurze Sylbe durch Position zu verlängern.

Diplasion oder Doppelsügel nennt man ein Pianoforte mit zwei einander gegenüberliegenden Claviaturen. Hoffmann nannte ein ähnliches, 1779 von ihm gebautes Instrument *Vis-à-vis*.

Diplom (*diploma*) bezeichnet seiner griech. Abfammung nach eigentlich, gleichwie *Diptychon* (s. d.), eine aus zwei zusammenzuschlagenden Täfelchen oder Blättern bestehende Schreibtafel, deren man sich zu Aufzeichnungen in Geschäftssachen bediente; in der Staatsprache der Römer aber im Allgemeinen eine amtliche glaubwürdige Ausfertigung, namentlich der Kaiser und der höhern Staatsbeamten. Im Mittelalter verschwand das Wort gänzlich aus der Geschäftssprache, denn die Urkunden, deren wissenschaftlicher Bearbeitung später die Diplomatik oder Urkundenlehre (s. d.) ihren Namen verdankte, wurden damals mit den Namen *charta*, *pagina*, *litterae* u. s. w. bezeichnet. Erst bei den Streitigkeiten über die Echtheit einzelner Urkunden im 17. Jahrh. kam das Wort wieder in Gebrauch, worauf es von Mabillon durch sein Werk „*De re diplomatica*“ in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch und von Joachim in die deutsche Sprache eingeführt wurde. Mabillon verstand unter *diploma* alle amtliche, geschichtliche Aufzeichnungen, insbesondere aus älterer Zeit; da er aber in seinem Werke vorzugeweise nur von königlichen Diplomen gehandelt hatte, so gab dies später Veranlassung, nur Ausfertigungen der Könige und Kaiser als *diplomata* zu betrachten, die Ausfertigungen der Päpste aber *bullae* (s. *Bulle*) und die geringerer Personen geistlichen und weltlichen Standes *litterae* zu nennen. Andere wollten den Begriff des *Diploms* auf mit einem öffentlichen Siegel versehene Schriften, Andere auf Schriften etwa bis zu Ende des 15. Jahrh., noch Andere auf Pergamentschriften beschränkt wissen. Seitdem die Diplomatik in deutscher Sprache bearbeitet und für *diploma* das Wort *Urkunde* (s. d.) eingeführt wurde, erweiterte sich wieder der Begriff des Wortes *Diplom*, und zwar in so ungehöriger Weise, daß z. B. nach Gatterer's Definition alles Geschriebene als *diplomata* sich würde betrachten lassen. Am wichtigsten dürfte man wol unter *Diplom* oder *Urkunde* eine zur Beglaubigung irgend eines Vorgangs oder Beschlusses von Seiten der dabei beteiligten Personen absichtlich aufgestellte schriftliche Erklärung verstehen, wo sich dann von den Urkunden die *Acten* (s. d.) unterscheiden lassen, zu denen alle diejenigen schriftlichen Geschäftsverhandlungen gehören, die nicht wie jene einen bereits in die Wirklichkeit eingeführten Beschluß oder Vorgang förmlich beglaubigen. — In engerer Bedeutung gebraucht man das Wort *Diplom* für Adelsbriefe und für die Urkunden über Ertheilung akademischer Würden und die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften.

Diplomatie. Seit die europ. Staaten aus ihrer mittelalterlichen Isolirung heraustraten und einen immer lebendigeren politischen Verkehr, zunächst durch ihre Regierungen als die Repräsentanten des Staats nach außen, zu führen begannen, seit es ihnen wichtiger wurde, über die Zustände und Bewegungen im Innern aller Glieder des europ. Staatensystems unterrichtet zu bleiben und die Vorgänge in dem einem lebhafter in allen andern empfinden wurden, hat sich eine Classe Staatsmänner immer wichtiger gemacht, deren specielle Bestimmung es ist, diesen höchsten Verkehr unter den Regierungen, diese gegenseitige Kenntniß und die zahlreichen unter den Regierungen obschwebenden Verhandlungen zu vermitteln. Das Personal, welches bestimmt ist, den einen Staat in allen seinen Rechten und Interessen bei dem andern zu vertreten, nennt man das diplomatische, welchem aber Agenten, die bloß für bestimmte Angelegenheiten beauftragt sind, ohne einen allseitig repräsentativen Charakter zu haben, z. B. bloße Handelsconsuln, nicht beizuzählen sind. In einem weitern Sinne hat man überhaupt den politischen Wechselverkehr unter den Staaten mit dem Namen der Diplomatie belegt. Auch bezeichnet man mit ihm die zur Führung der auswärtigen Angelegenheiten, sowohl im Ministerium als in den Gesandtschaften erforderliche Kunst. Endlich läßt

sich eine besondere Gruppe unter den Staatswissenschaften ausscheiden, die, weil sie in der speciellen Beziehung auf die Bildung des Diplomaten zusammentritt, mit dem Namen der diplomatischen bezeichnet werden mag und sich aus dem philosophischen und dem praktischen Völkerrechte, der Kenntniß der Völkerverträge und überhaupt des positiven äußern Staatsrechts, der Völkerpolitik und der Geschichte des europ. Staatensystems zusammensetzt. Doch erschöpften diese Disciplinen den Wissenskreis des Diplomaten niemals und thun es jetzt weniger als je. Die Diplomatie hat ihren Namen aus Zeiten erhalten, wo die staatsmännische Kunst sich vielfältig um die Entzifferung alter Pergamente oder Diplome (s. d.), zur Verstärkung veralteter Rechtsansprüche bewegte und die Diplomatie (s. Urkundenlehre) zu den wichtigsten Wissenszweigen der Diplomatie gehörte. Deshalb ward der Ausdruck Diplomatie lange Zeit für die Diplomatie selbst gebraucht. Nach und nach aber trat die politische Idee, in einer niedern Bedeutung des Wortes: die Kunst, den Zweck zu erreichen, in den Vordergrund. Die steifen Formen, die präntöse Etikette, die endlosen Streitigkeiten und all die Kleinlichkeiten des Vorrangs, die so viel Mühe und Kunst der Diplomaten des 17. Jahrh. in Anspruch nahmen, und durch die jene Diplomatie sich so lächerlich machte, waren für die großen Diplomaten jener Zeiten sehr wohlervogene und sehr geschickt gebrauchte Mittel zum Zwecke. Sie wurden nicht erst durch den wiener Congreß, der nur ein vorübergehendes Auskunftsmittel anwendete, auch nicht durch die neuen Bestimmungen des aachener Congresses über die Gesandtenklassen, die darauf sehr wenig Bezug haben, beseitigt; ein freierer Geist des socialen Lebens und das Aufkommen anderer Mittel für dieselben Zwecke hatten sie schon früher entfernt oder doch auf die kleinlichen Angelegenheiten kleinlicher Geister beschränkt und namentlich die Zeit Friedrich's II., ungeachtet sonst die Diplomatie nicht der Punkt ist, in dem sich Preußen auszeichnet, hierbei das Meiste gethan. Dagegen griffen im 18. Jahrh. manche andere, schon vorher in einigen Fällen gebrauchte Richtungen offener und allgemeiner um sich, welche gleichfalls der Diplomatie viel üble Nachrede zuzogen. Sie hatten einer Politik zu dienen, die mehr persönlich und auf den Augenblick berechnet, als von bleibenden Grundsätzen und tiefen Ideen getragen war; zur Mode gewordene Eroberungs- und Arrondirungssucht beherrschte die Staaten und mit der Moral der Mittel ward es nicht genau genommen. Die Diplomatie verfuhr im gleichen Geiste. Auch diese Zeit ist in der Hauptsache vorüber und wie in keinem Gebiete menschlicher Beziehungen so unleugbare, unberechenbar große, der Förderung des Rechts und der Humanität entsprechende Vorschritte gemacht worden sind, wie in der Stellung der äußern Staatenverhältnisse, so hat auch die Diplomatie sich vieler frühern Mittel entäußern können und müssen. Daß sie dessenungeachtet nicht populair ist, darf nicht verwundern. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß sie wesentlich ein Geschäft der vornehmen Stände ist. Es liegt in dem Wesen des Geschäfts, daß sie meist Sache der Aristokratie ist. Die Erfahrung belegt das Letztere. Schon unter den griech. Staaten war das aristokratische Sparta in den äußern Angelegenheiten ebenso erfolgreich, wie das demokratische Athen unglücklich. Unter allen Staaten des Alterthums handelte Rom gegen außen am glücklichsten, und hier war der Sitz aller äußern Politik im Senate. Derselbe Gegensatz, wie im Alterthum zwischen Sparta und Athen, findet sich, mit denselben Folgen, im ital. Mittelalter, zwischen Venedig und Genua. In der Schweiz haben die Patricier von Zürich und Bern sich Jahrhunderte lang in der äußern Politik eine Achtung bewahrt, die ihren Nachfolgern nicht zu Theil geworden ist. In England sind die auswärtigen Angelegenheiten ebenso das Monopol des Oberhauses und der Pairie, wie die Finanzsachen das des Unterhauses. Der größte Diplomat des revolutionären Frankreichs war auch der letzte grand seigneur. Auf dem Festlande sind außerdem besonders die Diplomaten Rußlands, die meist, und Ostreichs, die so gut wie sämmtlich aus der Aristokratie gewählt werden, berühmt und von den letztern bekannte selbst Napoleon, oft besiegt worden zu sein. Es handelt sich bei dem Allen keineswegs bloß um die äußere Repräsentation und gesellschaftliche Tournüre, sondern auch um die Vererbung großer Grundsätze, das Festhalten durch Jahrhunderte reichender Pläne und das Gefühl gesicherter, hoher Stellung. Das ist aber auch ein Grund, warum die Diplomatie den demokratischen Kreisen nicht vertraut wird, daß sie so vielfach den Umständen momentan nachgeben, langsam und auf Umwegen vorschreiten, den Moment der Zukunft, den Schein dem Wesen opfern und

ruhig und beharrlich ihrem Ziele nachstreben muß. Im Übrigen ist die Aufgabe der Diplomatie gegenwärtig zwar edler und wohlthätiger, aber gewiß nicht leichter geworden. Schon der Wissenskreis ist erweitert und während von jeher die obengenannten Wissenschaften und daneben noch mancherlei Fertigkeiten in Sprachen, Chiffriren und Dechiffriren u. s. w. zu der Bildung eines zu allen bezüglichen Geschäften vorbereiteten Diplomaten gehörten, so sind jetzt auch Kenntniß des positiven innern Staatsrechts der einzelnen Staaten, die auch früher nicht ganz entbehrt werden konnte, jetzt aber in größerm Umfange gebraucht wird, Statistik und Nationalökonomie dazu zu rechnen. Dieses sind indes Sachen, die methodisch erlernt werden können. Der höhere Diplomat muß aber gegenwärtig überhaupt in der geistigen Bewegung der Zeit stehen; er muß die großen Fragen der innern Politik, der Nationalökonomie, des socialen Lebens in ihrer ganzen Bedeutung verstehen, würdigen, beherrschen; er muß wissen, was sie für seine Zwecke ergeben. Endlich ist alles diplomatische Wissen unzureichend ohne die diplomatische Kunst, die nicht auf dem Wege des Unterrichts erkannt werden kann, die nur in der Schule des Lebens und von Solchen, die dazu geboren sind, erworben wird und deren Besitz alle Lücken des diplomatischen Wissens reichlich ersetzt. Auch werden sich selten alle Eigenschaften, Kenntnisse und Fertigkeiten des Diplomaten in einer Person vereinigt finden, und auch hier wird Theilung der Arbeit nöthig sein, oder der Mangel im Einzelnen über den Besitz des Wichtigern übersehen werden müssen. Einen Theil der völkerrrechtlichen Bestimmungen, speciell das Gesandtschaftsrecht mit einigen Notizen über Herkömmliches und einigen Klugheitsregeln hat man in besondern Werken zusammengestellt. Hierher gehören Biquefort's „L'ambassadeur et ses fonctions“ (2 Bde., Par. 1764, 4.), des Grafen Garden, „Traité complet de diplomatie par un ancien ministre“ (3 Bde., Par. 1833), Winter's „Système de la diplomatie“ (Berl. 1830) und vorzüglich Karl von Martens' „Manuel diplomatique“ (Lpz. 1822; 2. Aufl., unter dem Titel „Guide diplomatique“ (2 Bde., Lpz. 1832), womit Pinheyro-Ferreira's „Observations sur le guide diplomatique“ (Par. 1833) zu vergleichen sind. Unbedeutend sind F. Kölle's „Betrachtungen über Diplomatie“ (Stuttg. 1838). Unter den Sammlungen der neuern Diplomatie erwähnen wir die von G. F. von Martens, fortgesetzt von Charl. de Martens, von Koch, Schöll, Klüber und P. A. G. von Meyer. Vgl. außerdem Flasan, „Histoire générale et raisonnée de la diplomatie franç.“ (6 Bde., Par. 1809; 2. Aufl., 7 Bde., 1811), Vattur, „Traité de droit publique et de diplomatie, appliqué à l'état actuel de la France et de l'Europe“ (2 Bde., Par. 1822), Liechtenstern, „Über den Begriff der Diplomatie“ (Wien 1814) und desselben Untersuchung „Was hat die Diplomatie als Wissenschaft zu umfassen“ (Altenb. 1820).

Diplomatik, s. Urkundenlehre.

Dipodie, d. i. Doppelfuß, auch *Syzygie*, heißt in der Metrik die Verbindung zweier Versfüße zu einem Versgliede, wie der doppelte Jambus oder Dijambus (— — —); auch bezeichnet man damit das Messen oder Lesen der Verse nach zwei Füßen, daher man einen Vers dipodisch, d. i. nach zwei Füßen, abtheilt.

Dippel (Joh. Konr.), ein Schwärmer, geb. auf dem Schlosse Frankenstein bei Darmstadt am 10. Aug. 1673, studirte zu Gießen anfangs Theologie, dann Medicin und Jurisprudenz, weil er die Fesseln der Orthodorie nicht ertragen konnte. Nachmals irrte er in verschiedenen Gegenden Deutschlands und in Holland umher, hielt zu Strasburg Vorlesungen und ging endlich nach Dänemark. Hier ließ er seinen Haß gegen die Geistlichkeit so zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen gesetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er sich nach Schweden, wo er sich durch glückliche Curen ein solches Ansehen erwarb, daß ihn der König in einer schweren Krankheit nach Stockholm berief. Auf dringendes Ansuchen der Geistlichkeit mußte er indes auch Schweden wieder verlassen, ging dann nach Berleburg und starb am 25. Apr. 1734 ganz plötzlich auf dem Schlosse Wittgenstein. Das Wesen seiner Schwärmerei, zu welcher ihm die Lecture Spener'scher Schriften die erste Anregung gegeben hatte, bestand darin, daß er die Religion blos in Liebe und Selbstverleugnung setzte und deshalb eine Menge Dogmen als indifferent verwarf und verspottete. Übrigens besaß er gelehrte Kenntnisse, auch in der Chemie. Er soll der Erfinder des Berlinerblaus gewesen sein oder wenigstens die Zusammensetzung desselben zuerst theoretisch gekannt haben. Seine zahlrei-

chen Schriften gab er unter dem Namen Christianus Demokritus heraus. Vgl. Aker-
mann, „D.'s Leben“ (Epz. 1781).

Dipteren oder Zweiflügler, s. Insekten.

Diptychon nannten die Griechen die aus zwei zusammengelegten Blättern bestehende Schreibtafel, deren sie sich zum häuslichen Gebrauch bedienten, und es kommt demnach das Diptychon seiner Bedeutung nach eigentlich mit Diplom (s. d.) überein. Bestanden diese Schreibtafeln aus drei und mehren Blättern, so nannte man sie Triptycha, Polyptycha u. s. w. Sie waren ursprünglich aus Holz gefertigt, das man mit Wachs überzog; silberne, goldene und elfenbeinerne wurden erst unter den Römern gewöhnlich, und der stiegende Luxus schmückte sie mit Darstellungen berühmter Personen und Gegenstände, auch dieselben erklärenden Inschriften. Prätoren, Adilen und Consuln bedienten sich ihrer zu öffentlichen Geschenken, bis solches nur den letztern noch gestattet wurde. Frühzeitig fanden die Diptycha auch Eingang in die christliche Kirche, wo man zunächst die Namen der Neugekauften, dann der Kaiser, Bischöfe, Märtyrer und Bekenner, für die man bei dem Gottesdienste betete, sowie der Verstorbenen, endlich auch der Wohlthäter der Kirche, der Begründer von Kirchen nebst ihren Gemahlinnen und Kindern, der Äbte und Vorsteher der Kirchen eintrug, und die man seit dem 5. Jahrh. ebenfalls mit den Bildnissen Christi und der Mariä sowie anderer Heiligen verzierte. So entstanden allmählig in den christlichen Diptychen ganze Reihenfolgen der Kaiser, Bischöfe u. s. w.; insbesondere aber sind diese Diptychen als die Denkmäler kundiger Zeitgenossen von Wichtigkeit für die Genealogie und gewissermaßen als die erste Form der Geschlechts tafeln zu betrachten. Später trafen an die Stelle dieser Diptychen die Nekrologien (s. d.); doch erhielten sie sich auch noch lange neben denselben.

Dirce, die Tochter des Helios und die Gemahlin des thebanischen Fürsten Lokes, wurde von Amphion (s. d.) und Zethus wegen der an ihrer Mutter Antiope (s. d.) übten Grausamkeit an einen Stier gebunden und von diesem zu Tode geschleift.

Direct heißt so viel wie gerade, unmittelbar, aus der ersten Hand. In der Logik sieht der directe Satz, der in der bloßen Verneinung des Behaupteten besteht, dem indirecten, der etwas Anderes an die Stelle des Behaupteten setzt, gegenüber. Direct wird eine Waare bezogen, die man ohne Zwischenhändler aus der ersten Hand empfängt. — **Directes Feuer** oder **directe Schüsse** nennt man solche Schüsse, bei denen die Kugelbahn eine gerade oder sehr flach gekrümmte Linie bildet, wie das Feuer aus Kanonen und dem Kleingewehr. Bildet aber die Kugelbahn einen hohen Bogen, wie beim Granat- und Bombenwerfen, wobei das Geschoss den Feind von oben trifft, also ihn selbst dann noch beschädigen kann, wenn er hinter deckenden Gegenständen, z. B. Brustwehren, steht, so sagt man, der Feind werde **indirect** beschossen, und diese Art des Feuers heißt **indirectes Feuer**.

Directorium, der gewöhnliche Name für den obersten Verwaltungskörper einer Anstalt oder Gesellschaft, hieß in der franz. Republik die oberste Regierungsbehörde zufolge der Constitution vom Jahre III (1795). Diese Constitution und die Directorialverwaltung zusammen bildeten den Wendepunkt im Verlaufe der franz. Revolution. Mit dem Sturz der Schreckensherrschaft hatten im Nationalconvente die gemäßigten Republikaner mit den Constitutionellen vom J. 1791 die Oberhand erhalten und dachten nun darauf, die Früchte der Revolution durch eine feste, gesetzliche Staatsorganisation gegen die Umtriebe der Demokraten und Royalisten zu befestigen. Ein Conventsaußschuß mußte im Sommer des J. III die neue Constitution entwerfen. Nach derselben ward die vollziehende Staatsgewalt einem Directorium von fünf Gliedern übertragen, dem zur Seite ein verantwortliches Ministerium stand. Die gesetzgebende Gewalt dagegen übten zwei Räthe, der Rath der Fünfhundert, der die Gesetze vorschlug und dessen Glieder wenigstens 30 Jahre alt waren, und der Rath der Alten, der die Gesetze bestätigte und 250 Glieder zählte, welche Familienväter und wenigstens 40 Jahre alt sein mußten. Beide Räthe ergänzten sich jährlich zum dritten, das Directorium zum fünften Theile. An jedem 1. Prairial (20. Mai) traten die mündigen, mindestens den Werth dreier Arbeitstage steuernden Bürger in Urversammlungen zusammen und wählten die Wahlversammlungen; diese ernannten am 20. Prairial (8. Juni) die Räthe, die dann die Directoren beriefen. Die große Volksmasse sah dieser Reorganisation fast theilnahme-

los zu; die reinen Demokraten waren in den Aufständen seit dem 9. Thermidor vernichtet worden, statt ihrer traten, bei der gegenrevolutionären Stimmung, die Royalisten mit großem Erfolge auf dem politischen Schauplatz hervor. Sie bildeten eine drohende Verbindung mit Häuptern, Agenten und Zeitschriften. Um dieser Partei die Wahlen nicht ganz preiszugeben, beschloß der Convent, die gesetzgebenden Rätthe für das erste Mal zu zwei Dritttheilen aus seiner eigenen Mitte zu bilden und nur das eine Dritttheil der Volkswahl zu überlassen. Diese kluge Maßregel hatte den royalistischen Aufstand vom 13. Vendémiaire (4. Oct.) zur Folge, in welchem der General Bonaparte unter Barras den Convent und die Republik rettete. Nachdem der Convent am Tage vorher seine Dictatur niedergelegt, trat endlich am 5. Brumaire des J. IV (26. Oct. 1795) die Constitution in Wirksamkeit. Nicht ohne Umtriebe wurden Barras (s. d.), Rewbell, Lareveillère, Letourneur und Carnot (s. d.) ins Directorium berufen. Es galt für eine Garantie, daß diese Männer an den Revolutionsereignissen sich wesentlich betheiliget und sämmtlich für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatten. Obschon keine großen staatsmännischen Talente, begannen sie doch ihr schweres Amt in den leeren Wänden des Palastes Luxembourg mit Muth und Gesinnung und beschwichtigten durch ihr Festhalten an der Constitution die Besorgnisse des Volks. Die arbeitenden Classen verließen den politischen Schauplatz und gingen an ihre bürgerlichen Geschäfte, wodurch das materielle Elend und die Vertheilung der Lebensmittel durch die Regierung wegsiel. Die Nation begann eine unermessliche industrielle Thätigkeit und versiel zugleich nach dem langen Druce in leidenschaftliche Genußsucht. Die Entblößung, in welcher die Directoren das öffentliche Wesen fanden, war dessenungeachtet nicht zu überwinden. Die noch vorhandenen Nationalgüter konnten nicht mit Vortheil verwerthet werden, weil die Zahlung in den gänzlich werthlosen Assignaten geschah. Eine Zwangsanleihe, die sich das Directorium erbitten mußte, kam bei der Anwendung gelinder Mittel nur theilweise zu Stande. Man beschloß, das Papiergeld zu heben und schuf Pfandscheine auf die Nationalgüter, sogenannte Mandate, mit welchen man die Assignaten zu dreißig auf eins einlöste; allein der Erfolg und die Hülfe waren nur augenblicklich, die Mandate entwertheten sich gleich den Assignaten und beschleunigten nur den Nationalbankrott. Die militärische Lage der Republik war gleich mißlich. Schwäche der Regierung und Mangel hatten die Disciplin der Heere aufgelöst. Durch die Treulosigkeit Pichegru's stand das Land vom Rhein her offen, in der Vendée wüthete der Bürgerkrieg, die Küsten Frankreichs und Hollands waren von den Engländern bedroht, die Armee in Italien unter Scherer und Kellermann befand sich in der traurigsten Verfassung. Carnot entwarf zuvörderst einen großartigen Kriegsplan, der die reorganisirten Heere in das Herz der östr. Monarchie werfen sollte. Bonaparte erhielt den Befehl in Italien, Jourdan blieb bei der Armee der Maas und Sambre, Moreau trat an die Spitze der Rheinarmee, Hoche unterwarf die Vendée. Diese glänzende Thätigkeit des Directoriums nach außen wurde aber unterbrochen durch die Parteiumtriebe im Innern. Die Demokraten, deren Theilnahme am Staats- und Gesellschaftsleben durch die Constitution gebrochen war, hatten sich zu einer Verbindung unter dem schwärmerischen Babeuf (s. d.) zusammengetrottet und waren entschlossen, die Verfassung von 1793, die ihren communistischen Absichten näher lag, wieder einzuführen. Nachdem das Directorium am 21. Floreal des J. IV (10. Mai 1796) die Häupter der Verschworenen hatte verhaften und vor Gericht stellen lassen, griff diese Partei in der Nacht des 23. Fructidor (9. Sept.) die Truppen im Lager zu Grenelle an, die sie sich theilweise ergeben glaubte. Während das Directorium einen ähnlichen Versuch der Royalisten auf die Truppen mit Gefängniß bestrafte, mußten die Demokraten durch Todesurtheile und Verbannung büßen. Diese Mäßigung, die gegen die mächtige Partei Schwäche verrieth, machte die Royalisten nur um so kühner; sie beherrschten mit außerordentlicher Thätigkeit die Wahlen in allen Provinzen und untergruben das schon unsichere Vertrauen des Volks zur Regierung, daß dieselbe allmählig ihre Stütze in dem Heere suchen mußte. Die am 1. Prairial des J. V (20. Mai 1797) ergänzten Rätthe zeigten sich völlig royalistisch; sie ernannten die Royalisten Pichegru und Barbé-Marbois zu ihren Präsidenten, beriefen den royalistischen Franz. Barthélemy (s. d.) statt Letourneur ins Directorium, griffen die Politik der Regierung schonungslos an, legten ihr die Zerrüttung der Finanzen zur Last und verlangten die Einstellung des Kriegs und die Entwaffnung des

Heers. Dabei überschwemmten sie durch ihre Beschlüsse die Republik mit Emigranten und suchten staatsrechtlich die alte Kirche herzustellen. Dieser drohende Zustand vereinigte die Constitutionellen von 1791 mit der Partei des Directoriums; es kam der Club Salm zu Stande, der dem Club Clichy, dem Vereinigungsorte der royalistischen Räthe, entgegenge-
 setzt wurde. Ueberdies ließ das Directorium mehre Regimenter von der Maas- und Sambre-armee in die Nähe von Paris rücken, womit es den ersten Schritt über die Constitution hinaus that. Der streng verfassungsmäßige Carnot und der royalistische Barthelemy waren mit dieser Entschlossenheit ihrer Collegen nicht zufrieden; sie warfen sich zu Vermittlern zwischen den Räthen und der Majorität des Directoriums auf, und die Räthe, die wohl einsahen, daß ihnen die nächsten Wahlen unausbleiblich den Sieg verschaffen mußten, wollten auch unter der Bedingung einer Ministerialveränderung in den Vergleich eingehen. Barras, Rewbell und Lareveillere wiesen diese Vereinbarung, die ihren Sturz nur verschieben konnte, entschieden zurück. Die Armee mußte auf ihre Veranlassung Adressen an die Räthe richten, unter denen sich die Augereau's durch heftigen Eifer gegen die Royalisten auszeichnete, und die herbeigerufenen Truppen besetzten Versailles, Meudon und Vincennes. Die Räthe ihrerseits schlossen die constitutionellen Clubs, stellten ihre Garde, über die bisher das Directorium verfügte, unter royalistische Anführung und beschloßen auf Pichegru's Rath die Herstellung der Nationalgarde. Der General Willot, damit nicht zufrieden, schlug in der Sitzung vom 17. Fructidor (3. Sept. 1797) vor, daß man am nächsten Tage die Constitution und die Regierung offen durch einen gewaffneten Aufstand vernichten sollte. Dieser Vorschlag fand Beifall und war für die drei Directoren das Zeichen zum Angriff.

In der Nacht vom 17. zum 18. Fructidor ließen die drei Directoren die Truppen unter dem Befehle Augereau's in Paris einrücken, gegen Morgen die Tuilerien, den Versammlungsort der Räthe, besetzen, die gegenwärtigen Generale, Pichegru, Willot und den Commandanten der Garde, Kamel, die Inspectoren der Säle, sowie die entschiedenen Royalisten unter den herbeieilenden Räthen verhaften und in den Tempel bringen. Das erwachende Paris staunte über die nächstlich vollzogene Revolution und verhielt sich als Zuschauer. Am Nachmittage rechtfertigten die drei Directoren den Gewaltstreich vor den versammelten aber zehntausend Räthen und erlangten auf der Stelle ein umfassendes Verbannungsdecree. Der Diracismus war an die Stelle des Fallbeils getreten. Aus dem Rathe der Fünfhundert wurden 41, aus dem der Alten 11 Mitglieder, aus dem Directorium die Minorität, Carnot und Barthelemy, außerdem mehre Beamte, Generale, vornehme Royalisten und 35 Journalredacteurs verbannt. Die Geseze zu Gunsten der Priester und Emigranten wurden widerrufen und die Provinzen durch mehre Beschlüsse von dem Einflusse und der Gegenwart des Adels gereinigt. Die Niederlage der Partei war vollständig; der 18. Fructidor rettete nicht nur das Directorium, sondern Frankreich von dem Joche der alten Bourbonen-wirtschaft. Der Friede von Campo-Formio sicherte kurz darauf der franz. Republik die eroberten Provinzen; alle ihre Feinde legten bis auf England die Waffen nieder. Da indes das Directorium die Entwaffnung der Heere fürchtete, schickte es den ehrgeizigen und absichtsvollen General Bonaparte nach Agypten, dessen Eroberung den Angriff auf das brit. Indien einleiten sollte; es ließ die Schweiz, den Herd royalistischer Umtriebe, überziehen und zwang diesem Lande die franz. Verfassung auf; auch aus dem Kirchenstaate wurde eine Republik geschaffen. Die Gewalt des Directoriums schien jetzt unermesslich; die helvetische, batavische, ligurische, cisalpinische und röm. Republik, alle waren die Schattenkörper des mächtigen Frankreichs. Allein das Directorium hatte mit der Verfassungsverletzung sein inneres Gewicht verloren. Die bisher gleichgültigen Massen sahen sich einer neuen Dictatur unterworfen und die wieder erstarkte Partei der alten Republikaner wollte von der Gleichgewichtspolitik des Directoriums nichts wissen. Die Wahlen vom Floreal des J. VI (Mai 1798), die außerordentlicher Weise die Räthe um 437 Mitglieder ergänzen sollten, waren ganz im Sinne der alten Republikaner ausgefallen. Das Directorium, an Gewaltstreiche gewöhnt, wagte am 22. Floreal, die meisten dieser Wahlen zu annulliren, und seine Vereinzelung und Ohnmacht war hiermit vollständig. So sehr man geneigt ist, das Schicksal des Directoriums den Umständen beizumessen, so ward es doch hauptsächlich das Opfer seines persönlichen Charakters. Merlin de Douai und Treilhart, die für die Verbannten eingetro-

ten, waren politische Sachwalter und keine Staatsmänner; Newbell, die einzige Stütze des Directoriums, besaß die Thatkraft, nicht aber das Genie eines Staatslenkers; Lareveillere war deistischer Schwärmer; Barras begrub sich träg in einem vergnüglichen Leben. Noch während des Congresses zu Rastadt hatte sich England mit Rußland und Osterreich aufs neue zum Kampfe gegen die franz. Republik verbunden; die folgenden Ereignisse sollten die volle Schwäche des Directoriums aufdecken. Die ungemene Thätigkeit, mit welcher das Directorium den Verbündeten 200000 M. das erste Mal gefesslich ausgehobener Republikaner entgegenzustellen suchte, konnte nicht verhindern, daß die schlagfertigen Feinde von drei Seiten Frankreich mit einer Invasion bedrohten. Nach dem blutigen Siege Championnet's in Neapel, wurden Moreau und Macdonald in Italien geschlagen, Jourdan am Oberrhein hart bedrängt; zugleich landete der Herzog von York mit einer Armee in Holland und in der Vendée erhoben sich die Royalisten. Inmitten dieser üblen Lage erfolgten die Wahlen des J. VII (1799) und sie fielen ganz republikanisch aus. Die Rätthe, nachdem sie an Newbell's Stelle den der Constitution feindlich gesinnten Sièyes (s. d.) ins Directorium gerufen, erklärten sich in Permanenz und forderten Rechenschaft über die Lage der Republik. Treillard mußte angeblich eines Formensfehlers wegen dem Erjustizminister Gohier (s. d.) im Ante Plag machen, Merlin und Lareveillere aber ihre Stellen auf das Drängen der Rätthe freiwillig niederlegen. Barras, der seine Collegen verlassen, hielt die Republik verloren und trat mit den Bourbons in Unterhandlung. Die Radicaleen benutzten den Sieg und brachten den General Moulins, die Gemäßigten Roger Ducos ins Directorium. Alles dies fiel am 30. Prairial (18. Juni) vor; jeder der großen Staatskörper hatte nun die Constitution verlegt und dieselbe dem Untergange geweiht. Nach der Katastrophe trat Sièyes auf und suchte die Verfassung und die Regierung vollends zu untergraben; er selbst hatte eine sehr kunstvolle Constitution entworfen, mit deren Einführung er die Revolution für immer zu schließen und die Republik zu sichern gedachte. Seine Stützen waren Roger Ducos, der Rath der Alten und die Mittelklasse des Volks. Gohier und Moulins, der Rath der Fünfhundert und die republikanische Verbindung, die sich aus radicalen Elementen in der Reitbahn zusammengethan, standen der Partei Sièyes' gegenüber. Beide hatten ihre Vertreter im Ministerium, das mit dem Directorium war erneuert worden. Der Sieg Massena's in der Schweiz und der Brune's über den Herzog von York konnten die weitgediehenen Zwispalt nicht aufheben. Sièyes zögerte nur mit dem Staatsreiche, weil ihm ein tauglicher General dafür fehlte. Plötzlich landete am 17. Vendémiaire des J. VIII (8. Oct. 1799) zu Fréjus der General Bonaparte; auch er war entschlossen, seinen Theil an der bevorstehenden Zertrümmerung der Verfassung zu nehmen. Sièyes, der sich über die Absichten des ehrgeizigen und mächtigen Mannes nicht täuschte, verband sich mit demselben am 15. Brumaire zum planmäßigen Umsturze der Constitution und des Directoriums. Drei Tage später, am 18. Brumaire (s. d.), wurde die franz. Republik die Beute eines kühnen und glücklichen Soldaten.

Directrix heißt in der Mathematik diejenige gerade Linie, längs welcher sich eine andere gerade Linie oder eine Ebene bewegen muß, um eine ebene Figur oder einen Körper zu beschreiben. So entsteht ein Parallelogramm, wenn von zwei zusammenstossenden geraden Linien die eine mit sich selbst parallel auf der andern fortgeschoben wird, ein Prisma, wenn eine geradlinige Figur längs einer durch die eine Ecke derselben gehenden, nicht in derselben Ebene liegenden geraden Linie mit sich selbst parallel fortgerückt wird u. s. w. Insbesondere nennt man bei der Parabel eine auf der Achse derselben in einem Punkte, der vom Scheitel ebenso weit als der Brennpunkt entfernt ist, außerhalb der Parabel errichtete Senkrechte die **Directrix** der Parabel; sie hat die Eigenschaft, daß jeder Punkt der Parabel von ihr, der Directrix, ebenso weit als vom Brennpunkte entfernt ist.

Diren, s. Eumeniden.

Dis, eine ältere röm. Sprachform für dives, d. h. reich, war bei den Römern die allgemeine Bezeichnung des Reichthum gebenden Gottes Pluto (s. d.). Bei den Griechen war **Dis** ebenfalls eine frühere Sprachform für den Namen Zeus. (S. auch Ton und Tonarten.)

Discant, s. Sopran, und **Discantschlüssel**, s. Schlüssel.

Disciplin heißt zunächst der Theil der Erziehung, welcher sich auf das Handeln bezieht und Gewöhnung der Jünglinge an Gehorsam und Fleiß zum Zweck hat; dann die Zucht selbst, z. B. Kriegs- und Mannszucht. In den positiven Religionen wird die Disciplin der Doctrin oder den Glaubenslehren und dem Unterrichte in denselben entgegengesetzt und begreift die Kirchenzucht, d. i. die Aufsicht über die Kirchenglieder, in Beziehung auf gottesdienstliche oder auch auf religionswidrige Handlungen. Da man im Mittelalter das Geißeln in der christlichen Kirche als ein Mittel der Disciplin ansah, so ward auch für diese der Name *Disciplin* gebraucht. In dem wissenschaftlichen Gebiete nennt man *Disciplin* jedes besondere Fach oder eine besondere Wissenschaft.

Disciplina arcana, f. *Arcani disciplina*.

Disciplinargewalt. Weder die Strafgewalt des Staats noch die policeiliche Fürsorge reicht in allen Fällen und für alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft so weit, als die Sorge des Staats für Aufrechterhaltung der Ordnung gehen soll. Namentlich bleibt für gewisse im Staate selbst wieder abgegrenzte Sphären eine Oberaufsicht nöthig, die ohne die Befugniß zur Verhängung von Strafübeln nicht wirksam sein könnte. Andererseits kann aber diese letztere aus Rücksicht auf die besondern Verhältnisse dieser Sphäre und auf den Bereich dieser Wirksamkeit nicht an alle die Voraussetzungen gebunden sein, unter denen die allgemeine Strafgewalt des Staats sich zu realisiren hat. Hieraus entsteht der Begriff der *Disciplinargewalt*. Eine solche tritt bei der Staatsverwaltung ein in dem Verhältnisse der Vorgesetzten zu den Untergebenen im Staatsdienste, bei einzelnen öffentlichen Anstalten, z. B. in Sachsen bei dem Institute der Communalgarde, bei den Unterrichtsanstalten, ferner analog der Staatsverwaltung auch bei der Gemeindeverwaltung und hinsichtlich der geistlichen Obern im Verhältnisse zu den ihnen untergebenen Geistlichen. Da sie durchgehend nur auf besondern Verhältnissen beruht und ihrer Natur nach schon eine Ausnahme von der allgemeinen Rechtspflege des Staats ist, so müssen ihre Grenzen auch möglichst scharf und eng gezogen werden, wenn nicht großer Mißbrauch derselben befürchtet werden soll. Jedenfalls darf sie nicht gegen allgemeine Rechtsgrundsätze verstoßen, und rechtliches Gehör muß bei Klagen über deren Überschreitung stets gestattet werden. Die von ihr verhängten Strafübeln sind theils die auch sonst üblichen niedern Strafsgattungen, wie Verweis, Geld-, auch wol unter besondern Umständen Gefängnißstrafe, theils sind sie durch die besondere Verbindung bedingt, welche der *Disciplinargewalt* zu Grunde liegt, z. B. Amtsentsetzung, Relegation u. s. w. Verwandt der *Disciplinargewalt* ist übrigens das Züchtigungsrecht der Altern in Bezug auf ihre Kinder, sowie sie andererseits sehr oft in das Gebiet policeilicher Straf- und Vorbeugungsmaßregeln überstreift.

Discontinuürlieh heißt in der Geometrie Alles, was nicht nach dem Gesetze der Stetigkeit (s. d.) verbunden ist, z. B. eine gebrochene Linie, die aus mehreren geraden Linien, oder eine krumme Linie, die aus Bogen verschiedener anderer krummen Linien zusammengesetzt ist, z. B. ein Oval, das aus Kreisbogen von verschiedenen Halbmessern besteht.

Disconto heißt die Vergütung, welche man für die unverzügliche Zahlung einer erst später fälligen Summe Geldes gewährt. Wird ein Wechselbrief zum *Discontiren* angetragen, so rechnet man für die Zeit, welche er noch zu laufen hat, die einfachen Zinsen und zieht sie von dem Betrage des Wechsels ab, welcher Überschuß dem zeitherigen Besitzer des Wechsels ausgezahlt wird. Dieses Verfahren aber ist ungenau, weil die Zinsen statt, wie es sein sollte, erst am Verfalltage schon am *Discontotage* bezahlt werden, ohne den *Disconto* vom *Disconto* abzurechnen, und es wird auf diese Art etwas mehr als der gewöhnliche Zinsfuß erlangt. Je sicherer die Unterschriften auf einem Wechsel sind, desto niedriger ist der *Disconto*. Auch bei Waarengeschäften findet ein *Disconto* statt, wenn sie auf Zeit gemacht worden sind und die Zahlung vor Ablauf des Termins geschieht, wo dem Käufer ein *Disconto* zugestanden wird, welcher gewöhnlich höher als der laufende Zinsfuß ist.

Discordia, f. *Cris*.

Discretionstage, f. *Respecttage*.

Discursiv, f. *Erkenntniß*.

Discussion heißt die Erörterung, besonders wenn eine Frage von verschiedenen Seiten betrachtet und durch Austausch verschiedener Meinungen darüber untersucht wird.

Disentis oder **Dissentis**, ein Dorf im Grauen Bunde des schweizer. Cantons Graubündten, 3550 F. über dem Meere am linken Ufer des Rhein, hat etwa 1100 romanisch redende Einwohner, weshalb auch hier eine Druckerei für romanische Schriften sich befindet. Das dasige Benedictinerkloster wurde 614 durch den schot. Mönch Siegbert, einen Schüler des heil. Columbanus, gegründet. Von hier aus verbreitete sich das Christenthum durch die Thäler Graubündtens, weshalb auch der Abt des Klosters die Herrschaft über den ganzen Bezirk und das Urserenthal, ja später den Titel eines Reichsfürsten erhielt, den er bis zur Auflösung des Deutschen Reichs führte. Während des franz. Revolutionskriegs wurde hier 1799 eine franz. Grenadiercompagnie von graubündtner Schützen überfallen und niedergemacht. Aus Rache dafür steckten die Franzosen später den Ort und die Klostergebäude in Brand und ermordeten die größtentheils unschuldigen und wehthlosen Bewohner.

Disjunction und Disjunctiv, s. Urtheil und Schluß.

Diskus hieß die steinerne oder metallene in der Mitte, wo ein gewöhnlich lederner Handgriff angebracht war, stärkere, nach dem Umkreise flacher ablaufende Wurfscheibe, welche zu gymnastischer Übung bei den Griechen von uralter Zeit her in Gebrauch war. Mit dem Diskus tödtete der Sage nach, Apollon den Hyacinth; im Homer wird das Diskuswerfen oft erwähnt, und in den olympischen Spielen bildete es nebst dem Lauf-, Sprung-, Ring- und Faustkampfe das sogenannte Pentathlon (Fünfkampf). Von den Griechen kam das Diskuswerfen zu den Römern, die es in der Kaiserzeit gern übten. Diskuswerfer wurden oft von Künstlern in Statuen dargestellt, unter denen die des Myron, von der, wie es scheint, antike Nachbildungen sich erhalten haben, die berühmteste war. — An manchen Orten nennt man den Zeller, worauf die Hostien bei der Consecration liegen, **Diskus**, und auch der mittlere Theil der Büte bestimmter Pflanzenklassen heißt **Diskus**.

Dismembration nennt man die Zertheilung oder Zerstückelung eines geschlossenen Grundguts. Die Freiheit der Dismembration steht der Geschlossenheit der Güter gegenüber und bildet noch immer den Gegenstand einer vielbestrittenen Frage. Darüber ist man einig, daß eine systematische Bodenzertrümmerung und ein sehr häufiger Wechsel der Grundbesitzer, ja auch nur der grundbesitzenden Familien nichts taugen, und daß eine zweckmäßige Mischung von größern, mittlern und kleinern Gütern für den Landbau des Staats wünschenswerth sei. Dabei ist aber auch nicht zu verkennen, daß die zunehmende Bevölkerung auf eine mehr Vertheilung des Bodens hindrängt; daß ferner die Geschlossenheit der Güter, sobald sie nicht mehr (wie dies Jahrhunderte lang in Ländern der Fall gewesen, wo sie niemals Gesetz war) durch die Sitte aufrecht erhalten wird, sich nichtfüglich ohne Einführung einer ungleichen Erbfolge behaupten läßt, die dem Geiste der Zeit entschieden widerstrebt und die Zahl der Proletarier zu vermehren droht; daß auf die Ausgleichungen, welche früher vor innigere Familiengeist vermittelte, nicht mehr mit gleicher Sicherheit zu rechnen ist und daß die künstliche Erhaltung bloß historischer, d. h. nicht mehr durch die Forderungen des Lebens getragener, Verhältnisse stets ein Übel bleibt. Auch ist gar nicht zu bezweifeln, daß die bloße Freiheit, den Grund und Boden nach den Gesetzen des Verkehrs zu behandeln, zu der Thatfache einer allgemeinen Bodenzertrümmerung führen werde. Dieselben Verhältnisse, welche die letztere nachtheilig machen, wirken auch auf ihre Verhütung hin. Die Erfahrungen sind sehr widersprechend und noch nicht alt und geprüft genug. Man hat vielfach die Feststellung eines Minimums vorgeschlagen, unter welches die Güter nicht herabsinken dürfen. Das läßt sich aber gar nicht im Allgemeinen bestimmen; es thut bald zu viel, bald zu wenig und nirgend das Rechte. Das Wichtigste dürfte sein, wenn man im Allgemeinen die Freiheit gewährte, durch indirecte Mittel, deren sich manche darbieten, das Interesse an möglichster Erhaltung der Güter befestigte; für gewisse Fälle offener Schädlichkeit der Dismembration aber dem Staate, den Gemeinden, der Familie ein Einspruchsrecht sicherte und vor Allem dem sogenannten Güterausflachten, dem Zertrümmern der Güter durch bloße speculirende Güterhändler kräftig entgegenzutreten. Am wenigsten kann der Dismembration der Domainengüter entgegengesetzt werden.

Dispache heißt die Auseinandersetzung oder Vertheilung eines Seeschadens unter die zur Theilnahme verpflichteten Personen, nach demjenigen Seerechte, welchem Schiff und Ladung zur Zeit des erlittenen Schadens unterworfen waren, und **Dispacheur** der in den

großen Seehäfen von der Obrigkeit zu diesem Geschäfte angestellte Beamte, der nach Gesetzen, Herkommen, Schiffspapieren und Verklarung, d. i. dem über den Schaden aufgenommenen Protokoll, die Berechnung entwerfen und die Ausgleichung zwischen den Versicherern, Befrachtern und andern dabei beteiligten Personen zu besorgen hat.

Disparate Begriffe werden je zwei Begriffe genannt, welche unter keinem gemeinschaftlichen höhern Gattungsbegriffe stehen, also verschieden, ohne Gleichheit ihres Inhalts sind und in einem dritten Begriffe vereinigt werden können. Ebenso sind *disparate Urtheile* solche, die einander nichts angehen und in keiner unmittelbaren Verbindung durch Form oder Stoff stehen, z. B. der Mensch ist sterblich, die Thiere pflanzen sich fort; und *disparate Aufgaben* solche, deren Lösungen nicht aus einem gemeinschaftlichen höhern Princip abgeleitet werden können, z. B. die Aufgaben der Metaphysik und Ethik.

Dispensation heißt die Aufhebung oder Modifikation eines verbietenden Gesetzes für einen einzelnen Fall, welche von der höchsten Gewalt ausgeht und so vielfacher Art sein kann, als die verbietenden Gesetze selbst sind. Die Dispensation steht, was weltliche Angelegenheiten betrifft, in monarchischen Staaten dem Regenten zu; allein da sie bei allzu häufigem Gebrauch das ganze Gesetz aufhebt, oder auch in einzelnen wichtigen Verhältnissen die Grundlagen der Staatsverfassung erschüttern kann, so gibt es constitutionelle Ausnahmen dieser Befugniß. In geistlichen, vorzüglich in Ehesachen, ist die Dispensation in der katholischen Kirche eine Sache der geistlichen Obrigkeit, des Bischofs; in den wichtigsten Fällen, z. B. von abgelegten Gelübden, aber ist sie dem Papste selbst vorbehalten. Die weltliche Regierung darf aber verlangen, daß ihre Unterthanen dergleichen nicht ohne ihr Vorwissen suchen und erhalten. In der evangelischen Kirche ist das Dispensationsrecht an die Landesherren, oder wenn diese katholisch sind, an die Staatsregierung und die von derselben eingesetzte oberste geistliche Behörde gekommen. Die Dispensation ist Gnadensache, es kann also über Versagung derselben nie ein rechtliches Gehör verlangt werden. Sie hat ihre natürlichen Grenzen, indem sie einestheils den erworbenen Rechten Anderer nichts entziehen darf, daher die Ertheilung und ihre Wirkungen wol im Wege Rechts angefochten werden können, andernteils, indem sie niemals mit rechtlicher Wirkung bei solchen Gesetzen eintreten kann, welche eine schon von Natur oder nach den Vorschriften der Religion unbedingt unerlaubte und schändliche Handlung verbieten. Daher ist z. B. das Verbot der Ehe zwischen Atern und Kindern und zwischen Geschwistern einer Dispensation unfähig, ebenso würden die Dispensationen zu Mord, Diebstahl, Betrug und Andern, was schon nach dem Vernunftrechte Verbrechen ist, ohne rechtliche Wirkung sein. Der Souverain ist durch seine Eigenschaft als Regent von den Verböten der gewillkürten Gesetzgebung frei (*princeps legibus solutus est*); allein von jenen natürlichen Verböten kann er sich auch nicht dispensiren, sondern nur, wenn er sie übertritt, nicht zur persönlichen Verantwortung gezogen werden. Seine eigene Befreiung geht daher rechtlich nicht weiter, als er auch Andere dispensiren könnte, und constitutionelle Gesetze können ihn auch hierin noch mehr beschränken.

Dispensatorium, früher auch *Luminarium* und *Antidotarium*, jetzt meist *Pharmakopöe* nennt man das Buch, welches die gesetzlichen Vorschriften für die Apotheker enthält. Dasselbe gibt theils an, welche einfachen Substanzen vorräthig gehalten und wie diese aufbewahrt werden sollen, theils wie gewisse Präparate, z. B. Metallsalze, Tincturen u. s. w., oder zusammengesetzte Arzneien, z. B. Pulver, Pillen, Latwergen u. s. w., zu bereiten sind. Fast alle Staaten und viele große Städte haben ihre eigenen Dispensatorien, die je nach den Ansichten der Verfasser verschieden sind. Ehedem, als viele Ärzte ihre eigenen oft geheim gehaltenen Mittel hatten, bereiteten diese die Arzneien, die sie den Kranken gaben, selbst und nahmen nur die Ingredienzien dazu vom Apotheker. Als jedoch das System der medicinischen Policei immer mehr ausgebildet wurde, fand sich bald, daß dieses sogenannte *Selbstdispensiren* nicht gehörig controlirt, und daß das in gerichtlichen Fällen so wichtige, oft einzige Document, das *Recept*, den Gerichten leicht vorenthalten werden konnte. Daher ist jetzt das *Selbstdispensiren* in allen Staaten, in denen sich eine wohlgeordnete medicinische Policei findet, den Ärzten verboten. Nur hier und da in Hinsicht der homöopathischen Heilmittel, sowie auf dem Lande in Gegenden, wo keine Apotheken in der

Nähe sind, ist dem Arzte erlaubt, die Mittel für die Kranken selbst zu bereiten, jedoch sind solche Hausapotheken ebenso gut wie die öffentlichen der gesellschaftlichen Visitation unterworfen.

Disponent heißt der Theilnehmer oder Commis einer Handlung, welcher vorzugsweise mit der Verfügung über die auf dem Comptoir derselben vorkommenden Geschäfte beauftragt ist.

Disposition bezeichnet im gemeinen Leben jede Anordnung und Verfügung, damit auf das Geistige übertragen, die Gemüthsstimmung (z. B. gut disponirt sein). Ebenso spricht man von der Disposition einer Predigt u. s. w., als der geordneten Zurechtlegung des Stoffes, den man behandeln will. (S. Eintheilung.) In der Medicin bezeichnet man mit Disposition die innern Bedingungen im thierischen Körper zum Krankwerden. (S. Anlage.) In der Kriegswissenschaft endlich versteht man unter Disposition den schriftlichen Entwurf zu einem militairischen Unternehmen, sei es nun ein Marsch, Überfall oder Angriff, die Vertheidigung eines Postens oder eine Schlacht, welcher an die verschiedenen Befehlshaber und Truppencorps ausgegeben wird und ihnen mehr oder weniger genau ihr Verhalten bei den eintretenden Fällen vorschreibt, soweit dies nicht zu berechnende Zufälle gestatten. Die Haupteigenschaften einer guten militairischen Disposition sind Deutlichkeit, Vollständigkeit, Bestimmtheit und Kürze.

Disputation nennt man einen von Zweien oder Mehren zugleich mündlich, insbesondere öffentlich angestellten, gelehrten Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) Das zu widerlegen sucht, was die andere (der Respondent oder Defendent) behauptet hat. Der Hauptzweck eines solchen Wettstreits sollte immer nur sein, durch methodische Aufstellung der Beweise und Gegenbeweise Wahrheit und damit Einstimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Neben Zweck die Übung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit und der Beweis, seine Ansichten durch Gründe vertheidigen zu können. Fälschlich wird auch die beim Disputiren zum Grunde gelegte Streitschrift, die eigentliche Dissertation, Disputation genannt. Nach dem Zwecke, zu welchem die Disputation gehalten wird, unterscheidet man die Inauguraldisputation (disputatio pro loco), Habilitationsdisputation, Promotionsdisputation (Doctordisputation oder disputatio pro gradu) und die Schenddisputation unter einem Präses, d. h. unter dem Voritze eines Universitätslehrers.

Dissen (Ludolf), ein verdienstvoller Philolog, geb. am 17. Dec. 1784 zu Großen- schneen bei Göttingen, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine erste Bildung in Schulpforte, wo er namentlich mit F. Thiersch in das innigste Freundschaftsverhältniß trat, studirte dann von 1804—8 in Göttingen unter Heyne Philosophie, sowie unter Herbart alte und neuere Philosophie und wurde, nachdem er mit umfassendem Geiste bei einem schwächlichen Körper, der von ihm erwählten Berufswissenschaft sich völlig bemächtigt und durch eine „Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen“ (Gött. 1809) seine Tüchtigkeit bewährt hatte, im J. 1809 Privatdocent daselbst. Hierauf erhielt er 1812 den Ruf als Professor nach Marburg und ein Jahr später die Professur der alten Literatur in Göttingen, wo er am 21. Sept. 1837 starb. Seine durchdachten und anregenden Lehrvorträge waren theils philologischer, theils philosophischer Art. Besonders führte ihn die unter Herbart gewonnene Übung im Denken zu einem schärfern Studium der griech. Grammatik, und als Resultate desselben erschienen seine Abhandlung „De temporibus et modis verbi graeci“ (Gött. 1809) und die „Disquisitiones philologicae“ (Gött. 1813), in welchen letztern er bei Erörterung einiger wesentlichen Punkte der griech. Syntax die combinatorische Methode mit Glück anwandte. In seinen gehaltvollen Ausgaben des Pi. dar (2 Bde., Gotha 1830) Tibull (2 Bde., Gött. 1835) und der Rede des Demosthenes „De corona“ (Gött. 1837) suchte er besonders den künstlerischen Gesichtspunkt zu verfolgen und auf diese Weise eine höhere Ausübung der Hermeneutik zu begründen. Durch Herausgabe seiner „Kleinen lat. und deutschen Schriften, nebst biographischen Erinnerungen“ (Gött. 1839) haben ihm Thiersch, Weidker und Df. Müller ein Denkmal gesetzt.

Dissenters oder Nonconformisten (s. Conformisten) hießen die kirchlichen Parteien in England, welche nicht sowol im Dogma als in Verfassung und Ritus von der Hochkirche sich getrennt haben, also namentlich nur die Presbyterianer, Independenter und Baptisten. Dies im uneigentlichen Sinne werden Katholiken, Quäker, Arminianer, Me-

thodisten u. s. w. so genannt, da sie entweder eine ganz andere Lehre haben oder von der Hochkirche nicht eigentlich ausgeschieden sind. — In Schottland, wo die Presbyterialverfassung die herrschende ist, heißen die Episkopalen Dissenter.

Dissidenten hießen in Polen Alle, die der herrschenden katholischen Religion nicht zugethan waren, aber freie Religionsübung hatten, nämlich Protestanten, Reformirte, Griechen, Armenier, mit Ausschluß jedoch der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Der Ausdruck „dissidentes in religione“ kommt zuerst in den Acten der warschauer Conföderation von 1573 vor und bezeichnet beide Religionsparteien, Katholiken und Evangelische, die einander damals Duldung angelobten. Erst seit dem Convocationstage von 1632 gebrachte man die Bezeichnung Dissidenten allein für die Nichtkatholiken. Noch bei Luther's Lebzeiten hatte die Reformation in Polen Eingang und unter Sigismund August's Regierung, 1548—72, eine solche Ausbreitung gefunden, daß Viele vom Volke und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels sich zur protestantischen oder reformirten Kirche bekamen. Der Vergleich von Sandomir (Consensus Sandomiriensis) am 14. Apr. 1570 verband die Protestanten, Reformirten und Böhmisches Brüder zu einer auch für politische Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom Könige beschworenen Religionsfrieden (Pax dissidentium) den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleichgesetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältnisse beider Religionen nicht festzusetzen, und veranlaßte dadurch heftige Zwiste. Unter der Regierung Sigismund's III., 1586—1632, führten die Jesuiten und die Streitigkeiten der Dissidenten untereinander eine schnelle Reaction herbei; sehr viele, besonders angesehene Familien kehrten zur katholischen Kirche zurück, und 1606—20 verloren die Dissidenten zwei Drittheile ihrer Kirchen. Nach und nach wurden ihnen ihre mehrmals bestätigten Rechte entzogen, besonders 1717 und 1718 unter August II., wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch schlimmer erging es ihnen 1733 unter August III.; sie konnten ihren Gottesdienst nicht mehr unangefochten halten, und auf dem Pacificationsreichstage von 1736 wurde ein altes Gesetz erneuert, vermöge dessen der König katholisch sein mußte. Nach der Thronbesteigung des letzten Königs Stanislaw August brachten die Dissidenten ihre Beschwerden auf dem Reichstage von 1766 an und wurden von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß in die poln. Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an und brachte 1767 einen Vertrag zu Stande, durch den sie der katholischen Partei wieder gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüsse auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach und das Reich getheilt wurde, so blieb es einstweilen beim Alten, bis die Dissidenten 1775 alle frühere Freiheiten wieder erlangten, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Ministerstellen Anspruch zu machen. Auch bei den spätern Theilungen Polens behielten die Dissidenten mit den Katholischen gleiche Rechte. Vgl. Lukaschewicz, „Geschichtliche Nachrichten über die Dissidenten in Posen“ (Deutsch von Baligki, Darmst. 1843).

Dissönanz heißt jede Tonverbindung, die nicht im natürlichen Dreiklang und seinen Versekungen enthalten ist. Jede Dissönanz hat in ihrer Wirkung das Streben nach einem wesentlichen Tone des folgenden Dreiklangs. (S. C o n s o n a n z.) Die regelrechte, d. i. naturgemäße, Befriedigung dieses Strebens heißt **Auflösung** (s. d.) oder **Resolution**.

Disseli (Martin), einer der genialsten Caricaturenzeichner der Gegenwart, ist 1802 zu Olten im Canton Solothurn geboren. Zum Staatsdienste bestimmt, widmete er sich in Luzern den Studien und bezog dann die Universität zu Jena. Schon an beiden Orten hatte er sich durch Caricaturen auf öffentliche und persönliche Verhältnisse einen Namen gemacht; zwei große Darstellungen der Art, die er mit dem Tintentrüher auf die Wände des Carcers in Jena malte, erregten solches Aufsehen, daß das Carcer auf Befehl des Großherzogs, um diese Zeichnungen zu erhalten, geschlossen ward. Später zeichnete er sich durch bedeutendere künstlerische Leistungen aus; seine bildlichen Darstellungen zu Fröhlich's „Fabeln“ sind von dem naivsten und zugleich echt künstlerischen Humor belebt, wahre Meisterwerke ihre Fachs. In neuerer Zeit hat er sich besonders der politischen Caricatur zugewendet und auch darin viel Ergößliches geliefert, was freilich gegen manche bestehende Verhältnisse stark anstößt.

mochte. In diesem Betrach ist vornehmlich der von ihm seit 1839 in Solothurn herausgegebene „Schweizerische Bilderkalender“ hervorzuheben.

Distichon heißt ein zweizeiliger Vers, vorzugsweise ein aus einem Hexameter und Pentameter bestehendes metrisches Zeilenpaar. So z. B. Schiller's Distichon auf das Distichon:

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Da sich der Erguß der Empfindung in dem fortströmenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei fast gleichen Einschnitten versehenen, hemmenden Pentameter sehr lebendig abschildert, so ist dies Versmaß ohne Zweifel die passendste Form für die Elegie (s. d.) und wurde deshalb auch das elegische Versmaß genannt. Zugleich ist das Distichon zur lieblichen Einfassung einzelner kleiner Gemälde von Gedanken und Empfindungen geeignet, daher Griechen und Römer für ihre Epigramme fast ausschließlich diese Form wählten, worin die Deutschen nachfolgten. Besonders bekannt ist unter dem Namen „Disticha“ eine Reihe lat. Sittensprüche, die einem gewissen Cato (s. d.) zugeschrieben werden.

Dithmar von Merseburg, s. Dietmar.

Dithmarschen auch **Ditmar sen**, eine der drei Landschaften, und zwar die westlichste, des Herzogthums Holstein, bildete im german. Alterthume einen Theil von Nordalbingien oder Sachsen jenseit der Elbe und ist besonders merkwürdig, weil in dem daselbst wohnenden säch. Volksstamme das german. Alterthum sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Sie ist von der Elbe, Westermarck und Nordsee begrenzt und muß durch Deiche vor Überschwemmungen geschützt werden. Der Flächeninhalt beträgt 24 □ M.; die Zahl der Bewohner 48000. Das Land besteht meist aus fruchtbarem Marschboden, der sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignet; mannichfache Kanäle zur Entwässerung durchziehen dasselbe und erschweren den Angriff. Es ist in zwei Unter getheilt **Norderdithmarschen** mit dem Hauptort des ganzen Landes Heyde, und **Süderdithmarschen**, wo Meldorf, Hemmingstadt und Brunsbüttel die ansehnlichsten Orte sind. In den frühesten Zeiten war D. ein Theil der Grafschaft Stade, welche durch Heinrich den Löwen 1156 einem eigenen Grafen erhielt. Im J. 1474 erhob Kaiser Friedrich III. die Lande Holstein, Stormarn und D. zu einem Herzogthum und belehnte damit den König von Dänemark Christian I. Indes zur Herrschaft über die Dithmarschen gelangte Christian durch diesen kaiserlichen Act nicht; denn diese bildeten unter dem Schutze des Erzbischofs von Bremen eine Art Freistaat, der durch seine Räubereien den Nachbarn lange Zeit sehr gefährlich war. Um die Dithmarschen unter seine Botmäßigkeit zu bringen, zog endlich Christian's Sohn, König Johann, im J. 1500 mit einem 30000 M. starken, meist aus deutschen Söldnern bestehenden Heere gegen sie, eroberte auch Meldorf und ließ alle Einwohner, die sich ihm feindlich gegenüber gestellt, erwürgen. Die Dithmarschen hierüber nur noch mehr erbittert, zogen sich zurück, warfen eine Schanze auf, wählten sich einen unter ihnen, Wolf Hebrand, zum Führer und gelobten einander, indem sie ihre Fahne einer reinen Jungfrau, der Telle aus dem Dorfe Oldenwörden, anvertrauten, an dieser Stelle zu siegen oder zu sterben. Als am andern Tage die 30000 M. des Königs heranzogen und die Schanze angriffen, fanden sie tapfern Widerstand; immer zahlreicher sammelten sich die Bauern, trieben die Feinde in die Moräste und öffneten endlich die Schleusen, sodas Alles überschwemmt ward und das königliche Heer, des Terrains unkundig, in die Gräben und Tiefen stürzte und ertrank. Gegen 20000 Dänen wurden erschlagen und König Johann rettete sich nur durch die schnellste Flucht; auch die dan. Reichsfahne (s. **Danebrogorden**) wurde von den Dithmarschen erbeutet, die sie hernach der Else zu Ehren in der Kirche ihres Geburtsorts Oldenwörden aufhingen. Von dieser Zeit an blieben die Dithmarschen im ungestörten Genuße ihrer Freiheit. Als aber Friedrich II. von Dänemark zur Regierung kam, begann aufs neue 1559 der Eroberungskrieg gegen dieselben. Mit einem großen Heere zog er gegen sie, umging ihre Schanzen, führte sie durch verstellte Angriffe irre, und da sie untereinander uneins waren und sich theilten, wurden die Haufen derselben einzeln geschlagen, zuletzt bei Heyde, wo die Tapfersten unter Bauer Rhode, des alten Ruhmes würdig, stritten. Nach diesen Niederlagen mußten sie sich dem König der Dänen, jedoch auf glimpfliche Bedingungen, unterwerfen. D. hat

sein eigenes Recht, genannt das Dithmarsische Landbuch, welches 1321 von 48 Richtern entworfen, 1447 abgeändert, 1497 zuerst gedruckt, 1567 verbessert und zuletzt zu Glückstadt 1711 neu aufgelegt wurde. Beglaubigte Nachrichten und Ueberlieferungen zur Geschichte D. s verdanken wir Joh. Adolfs, genannt Neocorus, d. i. Köster, geb. 1559, gest. 1629, als Prediger auf Büsum. Seine in niedersächs. Sprache geschriebene „Chronik des Landes D.“ ward in der Urschrift mit 23 Abhandlungen von Dahlmann (2 Bde., Kiel 1827) herausgegeben. Neuerdings gab Michelsen eine „Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen“ (Altona 1842, 4.) heraus.

Dithyrambus, ein Beiname des Bacchus von ungewisser Ableitung und Bedeutung, wurde dann eine besonders in Athen ausgebildete Gattung der lyrischen Poesie im höchsten und kühnsten Stil genannt, die jedoch bald in Schwulst und Unnatur ausartete. Der Dithyrambus wurde von Chören, anfangs zu Ehren des Bacchus, dann auch anderer Götter, gesungen, erst antistrophisch, dann monostrophisch, immer in phrygischer Weise. Als Erfinder wird **Arion** (s. d.), um 620 v. Chr., angeführt.

Ditters von Dittersdorf (Karl), einer der ersten und beliebtesten komischen Theatercomponisten unter den Deutschen, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der musikalischen Declamation und Behandlung der von ihm zum Theil selbst gedichteten Texte, war zu Wien 1739 geboren und machte sich schon im Knabenalter als Künstler auf der Violine bemerkbar. Auf Empfehlung des berühmten Hornisten Hubocat nahm ihn der Prinz Joseph von Sachsen-Hildburghausen als Page in seine Dienste und ließ ihn auf das sorgfältigste in der Musik unterrichten. Später kam er in Folge seiner Verbindung mit Metastasio an das Hoftheater zu Wien; dann begleitete er Gluck nach Italien und nach seiner Rückkehr trat er in die Dienste des Bischofs von Groß-Wardein in Ungarn. Bisher hatte er nur Instrumentalmusik gesetzt; auf Metastasio's Antrieb componierte er auch vier Dratorien desselben. Zugleich fing er an, für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Bischof errichtet hatte. Nachdem ihn auf einer Reise durch Deutschland der Fürstbischof von Breslau, Graf Schafgotsch, kennen gelernt hatte, ernannte ihn dieser 1770 zum Hofmeister und 1773 zum Landeshauptmann von Freienwaldbau, auch verschaffte er ihm ein kais. Adelsdiplom. Unter seinen theatralischen Compositionen erwarben ihm die Opern „Der Doctor und Apotheker“ (1786), die erste deutsche, welche nach Art der ital. mit langen Finals versehen ist, „Hieronymus Knicker“ und „Das rothe Käppchen“ vielen Beifall, selbst in Italien, wo man denselben ital. Texte unterlegte. Er starb, nachdem er 1797 in Ruhe gesetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umständen am 1. Oct. 1799. Vgl. seine „Selbstbiographie“ (Lpz. 1801).

Diu, im Sanskrit द्विपा, d. h. Insel, eine kleine Insel an der südlichen Küste der vorderindischen Halbinsel Guzerate, war sonst sehr berühmt wegen des überreichen Tempels des Mahadeva, der 1024 durch Sultan Mahmud geplündert und zerstört wurde. Bald nachdem die Portugiesen den Seeweg nach Indien entdeckt hatten, wurde sie 1515 von diesen, da sie die Wichtigkeit dieses Punktes erkannten, angegriffen, jedoch vergebens; 20 Jahre später gestattete ihnen der Sultan von Kamboja, dem sie gegen den Großmogul von Delhi beigestanden hatte, dieselbe zu befestigen. Zwar suchten nachmals wiederholt ind. Fürsten, die Portugiesen aus dieser wichtigen Besizung zu vertreiben, allein diese behaupteten sich, und so wurde die Insel einer der blühendsten Handelsplätze Ostindiens. Im J. 1670 gelang es jedoch den Arabern, von Mascate aus die Insel zu erstürmen, und seitdem sank dieselbe bei der Ohnmacht Portugals so herab, daß sie jetzt allen ihren ehemals so lebhaften Seeverkehr verlor, kaum noch 4000 E. zählt und nur Trümmer von Kirchen und Klöstern sowie verfallene Festungswerke aufzuweisen hat.

Divan oder **Diwân**, ein pers. Wort, bedeutet sowol ein Kataster, Steuerverzeichnis, und überhaupt ein Convolut Rechnungen über öffentliche Angelegenheiten, als auch eine Sammlung von Gedichten, welche gewöhnlich von einem und demselben Verfasser sind. Besonders bezeichnen die Perser und Türken die Liedersammlungen ihrer Dichter durch Divan. Goethe trug diesen Namen durch seinen „Westfälischen Divan“ auch in die deutsche Literatur über. — Dann bedeutet **Diwan** auch eine jede administrative Behörde; in Konstantinopel heißt die höchste Staatsbehörde **Diwânî hümayûn**, d. i. erlauchter Divan. — Endlich

ist *Divan* auch der Name für das Prachtzimmer, welches man in der Türkei in allen Palästen und in den Wohnungen reicher Privatpersonen findet. An den Wänden dieser Zimmer entlang stehen niedrige Sophas mit kostbaren Teppichen bedeckt und mit vielen gestickten Kissen versehen. Auf denselben ruht der Herr des Hauses und nimmt die Besuche an.

Divergirend und Divergent, im Gegensatz von *convergirend* und *convergent* (s. *Convergenz*), nennt man in der Geometrie zwei gerade Linien, die sich, unmittelbar oder verlängert, in einem Punkte schneiden, auf der diesem Punkte entgegengesetzten Seite. In der Analysis heißt eine unendliche Reihe *divergirend*, wenn ihre Glieder immer größer werden, je weiter sie sich vom Anfange oder von einem bestimmten Gliede entfernen; Reihen dieser Art haben keine Summe in dem Sinne, wie *convergirende* Reihen, und wenn man ihre aufeinander folgenden Glieder vom ersten an summirt, so ist die sich ergebende Summe von dem Totalwerthe der Reihe oder derjenigen Größe, durch deren Entwicklung die Reihe entstanden ist, desto mehr verschieden, je mehr Glieder genommen werden. Dahin gehört jede nach steigenden Potenzen einer veränderlichen Größe fortlaufende Reihe, wenn die veränderliche Größe größer als 1 angenommen wird. Manche Reihen sind anfangs *convergirend* und erst von einem gewissen Gliede an *divergirend*.

Divertissement nannte man früher die aufeinander folgenden Tanznummern in einer Oper; jetzt versteht man darunter ein kleines Ballet, worin die Handlung wenig oder nichts zu sagen hat und die einzelnen Tanzstücke ohne eigentlichen Zusammenhang aufeinander folgen. Erst in jüngster Zeit hat man versucht, sie durch eine meist komische Handlung wenigstens lose zu verknüpfen; ja man hat sogar, nach dem Arrangement des Schauspielers L. Schneider in Berlin, Gesangstücke darin angebracht. — *Divertissement* oder *Divertimento* nennt man auch eine aus mehreren leichtgearbeiteten einzelnen oder *potpourri*-artig verbundenen Sätzen bestehende Composition und in Frankreich die Musikstücke zwischen den einzelnen Aufzügen im Theater, auch *Entreactes* genannt.

Divide et impera, d. i. theile und herrsche, ist ein Grundsatz *Macchiavellistischer* Politik, wonach man die entgegengesetzte Partei zu trennen sucht, um sie dann desto leichter zu bewältigen, da, wenn Erstes geschieht, theils der Widerstand weniger kräftig ist, als er bei Eintracht sein würde, theils wol gar der eine Theil gegen den Andern gebraucht werden kann. Schon die Römer waren sehr stark in dieser Politik; gegen Deutschland ist sie vorzüglich von den Franzosen geltend gemacht worden. Sie ist aber auch den innern Staatsverhältnissen und selbst deren kleinsten Verzweigungen nicht fremd geblieben.

Dividende heißt jeder Antheil des Gewinns, welchen der *Actionair* oder Theilnehmer an einer Unternehmung auf Actien, entweder außer den bestimmten Zinsen, oder dieselben inbegriffen, nach Maßgabe des jährlichen reinen Überschusses der Unternehmung nach Procenten erhält, nachdem, wie man das öfter thut oder wenigstens stets thun sollte, ein geringer Theil zu einem *Reservefonds* zurückgelegt worden ist. Der Natur der Sache nach sind diese *Dividenden* steigend und fallend.

Divination, s. *Ahnung*.

Division, d. i. Theilung, heißt die vierte arithmetische Grundoperation, welche zum Zwecke hat, zu finden, wievielmals die eine zweier Zahlen, der *Divisor*, in der andern, dem *Dividendus*, enthalten ist, oder auch die eine Zahl, den *Dividendus*, in so viele gleiche Theile zu theilen als die Einheit in der andern, dem *Divisor*, enthalten ist, und die Größe eines solchen Theils zu bestimmen. Die Zahl, welche hierbei gefunden wird, heißt der *Quotient*; sie muß mit dem *Divisor* multiplicirt den *Dividendus* zum Producte geben. Sind beide gegebene Zahlen unbenannt, so ist auch der *Quotient* eine unbenannte Zahl; Dasselbe ist dann der Fall, wenn beide Zahlen benannt sind, in welchem Falle sie aber gleiche Benennung haben müssen, z. B. 4 Thlr. und 20 Thlr.; ist endlich der *Divisor* eine unbenannte, der *Dividendus* eine benannte Zahl, so ist der *Quotient* eine benannte Zahl derselben Benennung, z. B. 20 Thlr. dividirt durch 4 gibt 5 Thlr.; damit sind alle Fälle erschöpft, denn mit einer benannten Zahl in eine unbenannte zu dividiren ist nicht möglich. Die Bezeichnung der *Division* geschieht entweder durch den Doppelpunkt, z. B. 20 : 4, oder durch einen *wagerechten* oder *schrägen*, zwischen *Divisor* und *Dividendus* gesetzten Strich, z. B. $\frac{20}{4}$; in jenem

Falle steht der Dividendus zuerst, vor dem Doppelpunkt, in diesem über dem Striche; beide Beispiele bedeuten also 20 dividirt durch 4. — Auch ist Division bei Militair die Bezeichnung für größere oder kleinere Truppenabtheilungen. Früher, als das Feuer auf Commando noch allein üblich war, bestand die Division aus vier Pelotons. Größere Armeetheile unter dem Namen Division kamen zuerst bei den Russen vor; Peter der Große setzte bei der Formirung seines Heers die Division auf ein Grenadier- und acht Musketierregimenter. Die franz. Divisionen unter dem Kaiserreiche bestanden aus zwei Brigaden, jede zu zwei Regimentern, im J. 1813 auch aus drei Divisionen. In Preußen gehören gegenwärtig zu einer Division eine Brigade Linieninfanterie, eine Brigade Landwehr und eine Brigade Cavalerie, jede zu zwei Regimentern, und im Kriege eine bis zwei Batterien. Anderwärts ist die Zusammenfügung der Division sehr verschieden.

Divortium, s. Ehescheidung.

Dirmunden, in der belg. Provinz Westflandern, am rechten Ufer der Yperle, mit 3200 E., welche starke Viehzucht treiben, viel Käse und Butter liefern und Bierbrauerei unterhalten, ist besonders seiner Butter wegen berühmt, welche für die beste in Flandern gilt.

Djezar oder **Dschezer**, d. i. Schlächter, wurde Achmed Pascha von Acca wegen seiner Grausamkeit genannt. In Bosnien geboren, soll er sich selbst als Sklave an Ali Bey nach Agypten verkauft haben. Hier wußte er sich die Gunst seines Herrn in so hohem Grade zu erwerben, daß er sich vom Mamluken zum Befehlshaber von Kairo emporzuschwang. Auf seiner fernern Laufbahn verdankte er der Treulosigkeit gegen seinen Wohlthäter nicht weniger als seinem Muth und seinen Talenten. Als Pascha von Acca machte er sich den Rebellen so fürchtbar, daß er zum Pascha von drei Rosschweifen erhoben wurde. Bald aber fing die Pforte an, dem unternehmenden Pascha, der darauf ausging, sich loszureißen, zu mißtrauen; allein D. wußte sich durch Gewalt und List auf seinem Posten zu behaupten, ohne daß er den Befehlen von Konstantinopel aus mehr gehorchte, als ihm gut dünkte. Bonaparte glaubte deshalb anfangs bei seinem Zuge nach Agypten ihn leicht auf seine Seite ziehen zu können; allein er irrte sich, und als er 1799 in Syrien einfiel und, nachdem er den Pascha geschlagen, die Belagerung Accas begann, setzte ihm D. den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Unterstützt von dem ausgewanderten Franzosen Philippeaur, der als Ingenieur die Vertheidigung trefflich leitete, besonders aber von Sir Sidney Smith, der mit einigen engl. Kriegsschiffen den nachdrücklichsten Beistand leistete, gelang es seiner Thätigkeit, alle Angriffe Bonaparte's zurückzuschlagen und ihn zum Rückzuge zu zwingen. Später empörte sich D. gegen die Pforte, hatte deshalb blutige Fehden mit dem Großvezier und dem Pascha von Jaffa, und starb 1804.

Dlugosz (Jan), lat. Longinus, ein poln. Historiker, wurde 1415 in Brzeznicza geboren und erhielt seine Ausbildung auf der krakauer Akademie. Nachdem er sich hier die Gunst des Bischofs von Krakau, Zbigniew Desnicki, erworben hatte, trat er in den geistlichen Stand und wurde zum Domherrn bei der krakauer Kathedrale erhoben. Als solcher entfaltete er eine besondere Geschicklichkeit bei politischen Unterhandlungen, sodas der König Kasimir IV. ihm mehre wichtige diplomatische Sendungen nach Ungarn, an den Paps Nikolaus V. und den Kaiser Friedrich III. anvertraute. Da er sich aber bei Befesung des krakauer Bisthums gegen den vom Könige begünstigten Candidaten erklärte, so wurde er mit andern Domherren aus Krakau vertrieben, seines Vermögens beraubt und mußte mehre Jahre außerhalb Krakau zubringen. Wahrscheinlich machte er in dieser Zeit eine Wallfahrt nach Jerusalem. Später wurde ihm der König wieder geneigt, verwandte ihn wieder zu diplomatischen Geschäften und übertrug ihm sogar die Aufsicht über seine Söhne. Keine wichtige politische Unterhandlung fand ohne ihn statt. Nachdem er kurz zuvor zum Erzbischof von Lemberg ernannt worden war, starb er 1480. Zur Abfassung seiner Geschichte von Polen veranlaßte ihn sein Gönner, der Bischof Zbigniew. Die ersten Bücher derselben, die ohne Kritik, doch mit großer Mühe aus ältern Historikern zusammengetragen sind, haben geringern Werth; unschätzbare dagegen sind die letzten drei Bücher, die von 1386—1480 reichen, in welchen D. theils nach gleichzeitigen Documenten, theils nach eigenen Erlebnissen seine Zeit schildert. Er zeichnet sich durch Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe vortheilhaft

aus. Die ersten sechs Bücher dieser Geschichte gab zuerst Herbut in Dobromil 1615 heraus, das ganze Werk van Huysen (Lpz. 1711—12).

Dmitrijew (Iwan Iwanowicz), russ. Justizminister und ein ausgezeichnete Dichter der Karamsin'schen Schule, wurde 1760 im Gouvernement Simbirsk auf dem Gute seines Vaters geboren. Bis zum zwölften Jahre besuchte er Privatanstalten zu Kasan und zu Simbirsk. Als aber die durch Pugatschew veranlaßten Unruhen den Vater nöthigten, mit dem Sohne zu flüchten, kam der damals 14jährige D. behufs seiner Ausbildung nach Petersburg in die Schule des Semenow'schen Garderegiments. Bald trat er in den activen Dienst über, avancirte nach und nach zum Grade eines Capitains, verließ aber den Kriegsdienst beim Regierungsantritte des Kaisers Paul und erhielt seinen Abschied im Range eines Obersten. Darauf verwaltete er das Amt eines Oberprocurators im Senat, nahm aber auch hier sehr bald wieder seine Entlassung und erhielt den Titel als Geheimrath. Unter Kaiser Alexander trat er von neuem in den Civildienst, erhob sich bis zu einem Minister der Justiz, zog sich aber schon nach vierjähriger Verwaltung dieser Würde abermals in das Privatleben zurück. Nach dem Brande von Moskau wurde er Mitglied der zum Wiederaufbau der Stadt niedergelegten Commission mit dem Range eines Wirklichen Geheimraths und lebte fortan, von Geschäften zurückgezogen, in dieser Stadt bis zu seinem Tode, am 15. Oct. 1837, im Besitze einer reichen Büchersammlung und vieler Kunstwerke. D. ist der Schöpfer einer leichten, gefälligen und geistvollen russ. Poesie; im Verein mit seinem Freunde Karamsin drang er durch gegen die Anhänger des Altflawischen, und mit ihm wurde er der Gründer einer neuen freieren Periode in Sprache und Literaturentwicklung. Viele seiner leicht singbaren Lieder sind in das Volk eingedrungen; besondere Auszeichnung verdient sein episch-dramatisches Gedicht „Jermak“. Auch lieferte er Fabeln, in Lafontaine'scher Weise, und Erzählungen. Seine sämmtlichen Schriften wurden seit 1795 fünfmal nacheinander in Moskau aufgelegt. In der sechsten Auflage „Dichtungen von J. J. D.“ (Petersb. 1823) kürzte er die frühern drei starken Bände selbst in zwei schwache ab. Seine letzten Lebensjahre verwendete er fast nur auf Abfassung seiner Memoiren.

Dmochowski (Franciszek), einer der Hauptbeförderer des Wiederaufblühens der poln. Literatur zur Zeit Stanislaw August's, geb. 1762 in Poblachin, trat früh in den Piarorden und wurde einer der thätigsten Lehrer desselben in Warschau. Kolontay brachte es dahin, daß er in den Staatsdienst treten durfte. Aber die targowiczer (K o l o n) Conföderation veranlaßte 1792 D. mit vielen patriotischgesinnten Polen sich nach Dresden zu begeben, worauf er mit Potocki und Kolontay eine Geschichte der Constitution vom 3. Mai 1792 herausgab (Lpz. 1793; deutsch von Linde, Lpz. 1794). Der Aufstand der Polen führte ihn ins Vaterland zurück; er befand sich an der Seite Kosciuszko's, wurde Mitglied des Staatsraths und Redacteur der „Gazeta rządowa“. Nach der letzten Theilung Polens mußte er abermals sein Vaterland verlassen und lebte in Deutschland, Italien und am längsten in Paris. Krasicki, damals Erzbischof von Gnesen, wirkte ihm beim Könige von Preussen die Erlaubniß zur Rückkehr aus. D. trat nun wieder als Lehrer der Poesie und Beredtsamkeit beim Collegium nobilium in Warschau auf. In Sachen des Geschmacks galt er als oberste Autorität, und es gab kaum einen Dichter, der ohne seinen Rath seine Arbeiten veröffentlicht hätte. Im J. 1801 war er einer der Stifter der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“. Er starb 1808. Seine Werke bestehen in einem Lehrgebieth über die Dichtkunst, „Sztuka rytmotworcza“ (Warsch. 1788), nach Horaz und Boileau; einer Uebersetzung der „Iliade“ (3 Bde., Warsch. 1800), in gereimten Versen ohne Kenntniß des Originals abgefaßt, einer Uebersetzung von Young's „Nachtgedanken“ und mehrern Reden und moralischen Betrachtungen. Erst Mickiewicz, der mit dem Sohne D.'s, Franciszek Salezi, welcher sich durch sehr zahlreiche Uebersetzungen bekannt gemacht hat, einen heftigen literarischen Streit führte, hat D.'s Ansehen als Kritiker zugleich mit dem der regelrechten franz. Classicität umgeworfen.

Dniepr, im Alterthume Borysthenes, später Danapris genannt, einer der bedeutendsten Flüsse Rußlands und Europas, entspringt in einem waldigen Moraste am Fuße der Maanischen Hügel im russ. Gouvernement Smolensk. Sein oberer Lauf ist sehr kurz; von

Dorogobusch durchströmt er die Ebenen bis Kiew; erst unterhalb Kiew bildet er Stromschnellen und Wasserfälle, und namentlich unterhalb Zekaterinoslaw zwölf Katarakten. Von Alexandrowst an verläßt er die Steppenplatte der Ukraine und beginnt seinen untern Lauf meist durch tiefe Grasebenen des Küstenlandes am Schwarzen Meere, in einem breiten Bette und in vielen Armen, ohne aber ein Deltaland zu bilden. Bei Cherson erweitert er sich zu einem 1—5 M. breiten Liman, und zwischen Dzakow und Kinburn ergießt er sich nach einem Laufe von 240 M. in das Schwarze Meer. Schiffbar wird er schon bei Dorogobusch, dagegen wird die Beschiffung später durch die Wasserfälle abwärts erschwert, aufwärts unmöglich gemacht, auch durch den seichten Liman gehemmt. Die wichtigsten Nebenflüsse sind Beresina, Sosha, Desna, Przypiec, Psiol, Samara, Ingulez und der Bug.

Dniestr, einer der größern, schiffbaren Ströme des europ. Rußlands, etwa 150 M. lang, entspringt in Galizien am Nordabhange des karpatischen Waldgebirgs und bildet bis Sambor ein kurzes Querthal des genannten Gebirgs, indem er die niedrigen Bergmassen desselben in einem breiten Thale ohne weitere Hemmung durchbricht. Ruhigen Laufs und ohne steile Ufer strömt er dann auf dem 8—900 F. hohen Scheitel der uralisch-karpatischen Landhöhe durch Wälder und Fruchtebenen bis Mogilew. Von hier an bis Dubossary fällt er in Stromschnelle und im Katarakt von Jampol von der Höhe herab und gräbt sich sein Bett, das mit Felsenblöcken übersät ist, tief und steil ein. Langsam und ungehindert durchströmt er hierauf die niedrige Steppenfläche Subrußlands, bis er bei Akerman sich in das Schwarze Meer ergießt. An seiner Mündung bildet er einen unbedeutenden Liman von geringer Tiefe. Seine Schiffbarkeit ist sehr beschränkt und nur bei hohem Wasserstande können kleinere Seeschiffe bis Bender stromaufwärts fahren. Für kleinere Fahrzeuge ist er zu allen Jahreszeiten, für größere dagegen nur bei hohem Wasserstande von Sambor abwärts zu befahren. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind der Stry, Podhorce, Piut, Byk und Bodna. Am Dniestr siegten am 6. Oct. 1620 die Türken über die Polen; dagegen erlitten hier am 11. Nov. 1673 die erstern unter ihrem Großvezier Kuprili eine bedeutende Niederlage durch die letztern unter Johann Sobieski.

Dobberan, im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, das besuchteste Ostseebad und älteste Seebad in Deutschland, wurde 1793 auf Befehl des Herzogs Friedrich Franz unter der Leitung des Arztes S. von Vogel eingerichtet. Es liegt unmittelbar an der See auf dem sogenannten heiligen Damme, einem hohen, sich weit ins Meer hinauserstreckenden Walle von eigenthümlich gefärbten und gebildeten Steinen, welche der Sage nach in einer Nacht von dem Meere ausgeworfen sein sollen. Wenige Schritte von diesem Damme finden die Badenden in dem hellen Meerwasser auf reinem Sandgrunde die gehörige Tiefe. Zu dem ältern schönen Badehause, welchem das Seewasser durch Pumpen und Röhren zugeführt wird und welches Vorrichtungen zu Bädern verschiedener Art und Temperatur enthält, wurde 1811 noch ein prächtiges Nebengebäude hinzugefügt, welches mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten versehen ist. Seit 1811 besteht auch ein besonderes Badehaus für zwölf arme Kranke, welche die Bäder unentgeltlich benutzen. Damit auch Damen ungehindert in freier See baden können, ist 1831 ein Gebäude aufgeführt worden, aus dessen Cabinetten Stege mit Leinwand umspannt und mit Treppen versehen, in das Meer führen. Die Herren bedienen sich meist des sogenannten Schilderhauses, aus welchem man noch 30—40 Schritte in die See hat. Auch sind zum Baden vierräderige Karren vorhanden, die in die See geschoben werden und aus denen man dann durch eine Fallthüre auf einer Treppe in das Wasser hinabsteigt. Das Seewasser hat hier, da kein bedeutender Fluß in der Nähe seine Mündung hat, einen beträchtlichen Gehalt an festen Bestandtheilen als in den meisten übrigen Ostseebädern. Empfohlen werden die Seebäder D. s in allen den Fällen, in denen das Seebad überhaupt von Nutzen ist, nur daß hier wegen des in Vergleich mit den Bädern der Nordsee, des Mittelländischen Meers u. s. w. geringern Salzgehalts und Wellenschlags die Veränderungen im Zustande des Kranken weniger stürmisch obwol ebenso intensiv herbeigeführt werden, als in jenen, weshalb auch D. besonders schwächern und reizbaren Naturen bekommt. Einen Vorzug vor den meisten übrigen Seebädern hat D. noch dadurch, daß es drei Mineralquellen, eine Eisen-, eine Schwefel- und eine Soolquelle, besitzt, deren Gebrauch mit dem des Meerwassers in vielen Fällen sehr zweckmäßig verbunden werden

kann. Die beste Badezeit beginnt in der Mitte des Juli und dauert bis Ende August. Man nimmt gewöhnlich erst einige Bäder in der Wanne, ehe man zum Baden in der See übergeht. Außerdem besitzt D. noch eine Struve'sche Trinkanstalt und für sehr schwache Kranke eine Melkerei von Egelinnen nebst einem Reservoir für Schnecken zu Kraftbrühen. Vgl. Sachsse, „Über die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu D.“ (Berl. 1835) und Desselben „Geschichtliche Bemerkungen zu der Feier des 50jährigen Bestehens des Seebades zu D.“ (Rostock 1843, 4.). — Der eine halbe Stunde vom Bade entfernt liegende Marktflöden Dobberan hat 2200 E., ein großherzogliches Schloß, ein Schauspielhaus, einen Concertsaal und andere den Vergnügungen gewidmete Gebäude. Die Kirche daselbst diente den alten Herzogen von Mecklenburg zur Begräbnisstätte. Das von Pribislaw II. gegründete Cistercienserkloster, zu welchem wegen einer blutenden Hostie sehr viele Wallfahrten stattfanden, wurde 1552 säcularisirt und ist jetzt Ruine. Vgl. Vogel, „Handbuch zur Kenntniß von D.“ (Rostock 1819).

Döbereiner (Joh. Wolffg.), Hofrath und Professor der Chemie zu Jena, geb. zu Hof am 13. Dec. 1780, erhielt eine nur sehr dürftige Schulbildung. In seinem 15. Jahre begann er zu München seine pharmaceutischen Studien, denen er sich mit vieler Liebe und großem Fleiße widmete. In Karlsruhe und Strasburg, wo er sich seit 1799 mit der pharmaceutischen Praxis beschäftigte, durch den Umgang mit Kölreuter, Gmelin u. A., auf die Lücken seines Wissens aufmerksam gemacht, begann er nun Philosophie, Botanik, Mineralogie und Chemie zu studiren. Im J. 1803 unternahm er indes auf Veranlassung seiner Verwandten ein mercantiles Geschäft. Doch nach zwei Jahren sah er sich genöthigt, es wieder aufzugeben, und widmete sich nun ganz dem praktischen und chemischen Studium der Chemie. Auf Gehler's Empfehlung ward er im Oct. 1810 Professor der Chemie zu Jena, wo der Großherzog Karl August und Goethe besonderes Interesse an ihn nahmen, weshalb er mehre höchst vortheilhafte Anträge ablehnte. D. erkannte zuerst, daß die Kleeensäure eine Säure ohne Wasserstoff sei; er entdeckte das Zerfallen der Ameisensäure in Wasser und Kohlenoxyd, der Kleeensäure in kohlensaures Gas und Kohlenoxyd beim Übergießen mit rauchender Schwefelsäure; er war der Erste, der die Analyse organischer Substanzen durch Kupferoxyd einführte; auch gab er interessante Apparate an, um mit kleinen Quantitäten von Materie genaue chemische Resultate zu erhalten, und machte viele wichtige Entdeckungen in der Gährungschemie. Am meisten Aufsehen erregte er jedoch durch seine Entdeckung der merkwürdigen Eigenschaft des Platins, daß es im schwammigen und feinzerteilten Zustand und bei Zutritt von Sauerstoff oder atmosphärischer Luft einen darauf geleiteten Strom von Wasserstoffgas zu entzünden vermag, und die Anwendung dieser Entdeckung zur Construction der Platinfeuerzeuge, der Platinglühlämpchen, des Platinessiglämpchens, des Platineubiometers u. s. w. Seine ältern Entdeckungen sind größtentheils in Gehler's „Journal der Chemie, Physik und Mineralogie“, die neuern in Schweigger's „Journal für Chemie und Physik“ und in selbständigen Schriften enthalten, unter denen die „Zur pneumatischen Chemie“ (5 Bde., Jena 1821—25), „Zur Gährungschemie“ (Jena 1822), „Über neuentdeckte höchst merkwürdige Eigenschaften des Platins u. s. w.“ (Jena 1824), „Beiträge zur physikalischen Chemie“ (Heft 1—3, Jena 1824—36) und „Zur Chemie des Platins“ (Stuttg. 1836) die vorzüglichsten sind. Auch seine Lehrbücher, z. B. „Elemente der pharmaceutischen Chemie“ (2. Aufl., Jena 1819), „Anfangsgründe der Chemie und Stöchiometrie“ (3. Aufl., Jena 1826), „Grundriß der allgemeinen Chemie“ (3. Aufl., Jena 1826) und das „Supplement“ dazu (Stuttg. 1837, 4.) verdienen rühmlicher Erwähnung. — Mit seinem Sohne, Franz D., der sich durch einige compilatorische Arbeiten bekannt gemacht hat, gab er ein „Deutsches Apothekerbuch“ (Bd. 1 und 3, Abth. 1, Stuttg. 1840—44) heraus.

Dobre, ein Städtchen in der poln. Woiwodschaft Masowien, auf dem rechten Ufer der Weichsel, mit 1200 E., wurde historisch merkwürdig durch das blutige Treffen im russ.-poln. Kriege am 17. Febr. 1831 zwischen den Russen unter General von Rosen und den Polen unter Skrzynecki, in Folge dessen die Polen zum Rückzug genöthigt wurden.

Dobrowsky (Joseph), der Altmeister kritischer Geschichtsforschung, wie ihn Goethe nannte, der Vater der slaw. Sprachforschung, wurde am 17. Aug. 1753 zu Ghermet, unweit Raab in Ungarn geboren. Der fremde Feldkaplan des Regiments, in welchem sein

Vater, ein geborener Böhme, Namens Jak. Daubrawsky, diente, legte ihm im Taufbuche den Namen Dobrowsky bei, den D. später annahm. Zu Bischoftein in Böhmen erhielt er eine ganz deutsche Erziehung; die böhm. Sprache erlernte er erst zu Deutschbrod, wohin ihn sein Vater 1763 auf das Gymnasium brachte. Nachher kam er in das Jesuitencollegium nach Klattau, und von 1768 an studirte er in Prag. Im J. 1772 wurde er zu Brünn in den Jesuitenorden aufgenommen; nach der Aufhebung desselben kehrte er nach Prag zurück, um seine theologischen Studien fortzusetzen, und wurde hier 1776 Erzieher im gräflich Nostitz'schen Hause. Gleich sein erster schriftstellerischer Versuch, „Fragmentum pragense evangelii S. Marci, vulgo autographi“ (Prag 1778, 4.), machte ungemeines Aufsehen durch die Fülle der Gelehrsamkeit, mit welcher er die Unechtheit dieser angeblichen Urschrift des Marcus nachwies. Durch die Herausgabe einer Zeitschrift über die gleichzeitige böhm. und mährische Literatur (Prag 1780—87) sah er sich zwar in mehrfache Streitigkeiten verwickelt; doch gewann er durch dieselbe auch an Ruf. Er ward 1787 Vicerektor des Generalseminariums zu Hradisch bei Olmütz und 1789 wirklicher Rector; doch schon im Juli 1790, nach Kaiser Joseph's Tode, bei Aufhebung der Generalseminarien der östr. Monarchie, in Ruhestand versetzt. Als Hausfreund im J. 1791 wieder im Nostitz'schen Hause aufgenommen, lehnte er seitdem, die Unabhängigkeit vorziehend, jede Anstellung ab. Zur Auffindung und Prüfung der für Böhmen wichtigen Handschriften reiste er 1792 nach Stockholm, Ubo, Petersburg und Moskau. Gleiche Untersuchungen stellte er an, als er 1794 Deutschland, Italien und die Schweiz durchreiste. Nach der Rückkehr von dieser Reise erlitt er 1795 den ersten Anfall einer Geisteskrankheit, welche sich nach und nach so steigerte, daß er 1801 der Irrenanstalt überliefert werden mußte. Seit 1803 wieder genesen, lebte er abwechselnd im Winter in Prag und im Sommer auf dem Lande, meist auf den Gütern der Grafen Jos. von Nostitz, des Grafen Franz von Sternberg-Manderscheid, und in spätem Jahren in Chudenitz bei dem Grafen Eugen Czernin. Während eines Aufenthalts in Brünn starb er am 6. Jan. 1829. Unter seinen Schriften erwähnen wir als besonders verdienstlich für die slawische Literatur die „Scriptores rerum bohem. e bibliotheca ecclesiae metropolitanae pragensis“ (2 Bde., Prag 1783—84), die er gemeinschaftlich mit Pelzel herausgab; „De sacerdotum in Bohemia caelibatu“ (Prag 1787); „Geschichte der böhm. Sprache und ältern Literatur“ (Prag 1792; 2. Aufl., 1818); die „Ausgabe der „Vita Joa. de Jenczenstein, archiep. pragensis“ (Prag 1793); „Die Bildsamkeit der slaw. Sprache“ (Prag 1799, 4.), eine Einleitung zu seinem „Deutsch-böhm. Wörterbuche“ (2 Bde., Prag 1802—21, 4.), an welchem Leschka, Puchmayer und Hanka vorzüglichem Antheil hatten; „Slavin, Vorkämpfer aus Böhmen an alle slaw. Völker, oder Beiträge zu ihrer Charakteristik zur Kenntniß ihrer Mythologie, ihrer Geschichte und Alterthümer, ihrer Literatur und ihrer Sprachkunde nach allen Mundarten“ (Prag 1806 und 1808; 2. Aufl., von Hanka, 1834); „Slovanka, zur Kenntniß der alten und neuern slaw. Literatur“ (2 Bde., Prag 1814—15); „Glagolitica, über die glagolitische Literatur“ (Prag 1807; 2. Aufl., von Hanka, 1832); „Lehrgebäude der böhm. Sprache“ (Prag 1809; 2. Aufl., 1819; böhmisch bearbeitet von Hanka, Prag 1822; 2. Aufl., 1831); „Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slaw. Sprachen“ (Prag 1813; 2. Aufl., von Hanka, 1833); „Institutiones linguae slav. dialecti veteris“ (Wien 1822), vielleicht sein verdienstlichstes Werk; „Cyrill und Method, der Slawen Apostel“ (Prag 1823) und die Ausgabe der „Historia de expeditione Friderici Imperatoris, edita a quodam austriensi clerico, qui eidem interfuit, nomine Ansbertus“ (Prag 1827). Viele höchst interessante Abhandlungen D.'s finden sich in den „Abhandlungen der königlichen böhm. Gesellschaft der Wissenschaften“, sowie in mehreren andern gelehrten Zeitschriften. D. war der Erste, der in den ganz eigenthümlichen Bau der slaw. Sprachen einbrang und denselben darstellte, und vorzüglich um die Formation und das bis dahin rein unverständliche Verbum ein unsterbliches Verdienst sich erwarb, wenngleich er die Untersuchungen nicht beendete. Vgl. Palacky, „Jos. D.'s Leben und gelehrtes Wirken“ (Prag 1833).

Dobrußscha wird der nordöstliche Theil des türk. Bulgariens genannt, der durch die Donau theils von Rußland, theils von der Walachei getrennt ist und im Osten an das Schwarze Meer stößt. Sein nördlichster Theil bildet das Deltaland der Donau, welches seit dem Frieden von Adrianopel zu Rußland gehört. Die Bewohner des Landes sind theils

bulgar. Türken oder Tataren, welche in Dörfern wohnen, Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht treiben, theils Osmanen, Griechen, Armenier und Juden, die sich mit Handwerken, Fischerei, Salzbereitung und Handel beschäftigen. Die bedeutendern Ortschaften sind Babadagh mit 10000 E., Basardschit, eine starke Festung, und die kleinen Küstenstädte Karaherman und Mangalia.

Dobschütz (Wilh. Leop. von), preuß. General, geb. am 1. Jan. 1763, stammt aus einer alten schles. Familie, als deren Stammhaus das Schloß Jmenau bei Breslau angesehen wird. Schon 1777 trat er in das damalige Dragonerregiment von Mitzlaff, 1778 wurde er Offizier und theilte 1792—94 den Ruhm, den sich dieses Regiment in den Gefechten von Pirmasens, Kaiserslautern und bei mehre'n ähnlichen Gelegenheiten erwarb, 1806 aber, nachdem er bereits zum Oberst avancirt war, das harte Loos, welches dieses Regiment sowie der größere Theil der preuß. Armee erfuhr. Nach dem Frieden von Tilsit wurde ihm die Auswechslung und Organisation der Kriegsgefangenen übertragen. Nachdem er dieses Geschäft beendet, zog er sich ins Privatleben auf sein Landgut zurück, wo er jedoch bald den ihm angetragenen Posten eines Kreislandraths übernahm. Als sich 1813 das preuß. Volk zum entscheidenden Kampfe erhob, wurde D. zum Präses der Organisationscommission behufs der Errichtung der Landwehren des glogauer, sagauer, spottauer und schwiebuffer Kreises und bald darauf zum Divisionär der schles. Landwehren ernannt. Durch entschlossenes Benehmen und geschickte Manoeuvres gelang es ihm, die Stadt Kroffen, einen damals für die Armee in Schlesien und für die Deckung Berlins gleich wichtigen Posten, mit sehr unzulänglichen Mitteln gegen den Marschall Victor zu behaupten, der in Folge des abgeschlossenen Waffenstillstands der kriegführenden Mächte sich mit Gewalt in den Besitz dieser Stadt setzen wollte. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande zum Generalmajor ernannt, übernahm er das Commando über das Reservecorps des unter dem Befehle des General Grafen von Tauenzien gestellten vierten Armeecorps und trug in dieser Eigenschaft in der Schlacht von Großbeeren sehr viel zur Behauptung der wichtigen Position von Blanteufelde bei. Hierauf bestand er in der Gegend von Zahna mit ausdauernder Tapferkeit gegen einen überlegenen Feind die blütigen Avantgardengefechte vom 3. — 5. Sept. und auch an der Schlacht von Dennewitz hatte er durch die Vertheidigung der Höhe von Jüterbog den rühmlichsten Antheil. Bei der Verfolgung der Franzosen nach der letztern Schlacht lieferte er denselben bei Mühlberg ein glückliches Gefecht, in welchem drei franz. Chasseurregimenter mit ihrem Befehlshaber, dem Obersten Talleyrand, gefangen oder vernichtet wurden. Am 23. Oct. übernahm er mit seiner Brigade die Einschließung von Wittenberg, das er mit seinen Truppen in der Nacht vom 12. zum 13. Jan. 1814 mit Sturm nahm. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über das Blockadecorps der beiden Citadellen zu Erfurt, ohne jedoch, da die Werke stark und die Kräfte der Belagerung zu gering waren, etwas Ernstliches gegen dieselben unternehmen zu können. Nach dem Frieden war er, als nach Abgang des Fürsten Nephtin und des russ. Gouvernements Sachsen bis zur Rückkehr des Königs unter preuß. Verwaltung stand, Militaircommandant in Dresden. Während des Feldzugs von 1815 war er Generalgouverneur der Rheinprovinzen und nach der Beendigung des Kriegs wurde er Commandeur der glogauer Division. Im J. 1818 zum Generalleutenant und 1823 zum Gouverneur von Breslau ernannt, nahm er im Mai 1827 seine Entlassung, die ihm der König mit dem Charakter eines Generals der Cavalerie ertheilte. Den Rest seiner Tage verlebte er auf seinem Landgute Jöllnig bei Freistadt in Schlesien, wo er am 8. Febr. 1836 starb.

Docks nennt man die künstlichen Wasserbecken zur Aufnahme von Schiffen. Es gibt sowol nasse als trockene Docks, beide stehen mit irgend einem Fahrwasser in Verbindung, von dem sie durch zu öffnende Thore getrennt sind, welche bei den nassen, die die Stelle eines Hafens vertreten, das Wasser während der Ebbe zurückhalten, sodas die darin befindlichen Schiffe zu jeder Zeit von einer Stelle zur andern bewegt werden können. Man baut die Docks erstens da, wo die Schiffe während der Ebbe auf den Grund getrieben, wodurch sie, besonders beladen, großen Schaden leiden würden, und zweitens da, wo die Schiffe wegen mangelnder Tiefe nicht an das Ufer gelangen, und Lösch- und Laden nur zu einer gewissen Zeit der Flut stattfinden können, weil sie bei fallendem Wasser tiefere vom Ufer entfernte

Ankerplätze suchen müssen. Auch sind die Schiffe in solchen Docks gegen Diebstahl viel gesicherter. Nur zur Flutzeit können Schiffe in dieselben einlaufen. Die trockenen Docks sind zum Ausbessern oder Untersuchen der Schiffe bestimmt, welche bei hohem Wasser eingelassen werden. Nach Verhältniß der Örtlichkeiten strömt entweder das Wasser mit der Ebbe ganz aus diesen Docks, worauf die Thore sogleich geschlossen werden, oder man thut letzteres sofort und pumpt das Wasser aus. Damit das Schiff nicht umschlage, wird es auf beiden Seiten gestügt. England besitz die größten nassen Docks und es sind dieselben sämmtlich Actienunternehmungen. Die ersten Docks in London waren die Westindische Docks, deren Bau im J. 1800 begann und die 1802 eröffnet wurden. Sie sind von großen Baarremiederlagen umgeben und haben einen Flächenraum von 24 engl. Aekern. Von den sogenannten Londoner Docks hat der eine, der 1805 eröffnet wurde, einen Flächenraum von 20 Aekern, sodas er 500 Schiffe aufnehmen kann, der andere, östlich von jenem und mit diesem in Verbindung, umschließt 14 Acker. Die Tabacksniederlage desselben allein bedeckt vier Acker Land. Das Capital der Gesellschaft aber besteht aus 2,200,000 Pf. St. Die Ostindische Docks, im J. 1806 vollendet, bestehen aus einem für die abgehenden Schiffe, und aus einem zweiten von 18 Acker Flächenraum für die ankommenden Schiffe. Die Katharindocks, zwischen den Londoner Docks und dem Tower, im J. 1828 eröffnet, nehmen einen Raum von 11 $\frac{1}{2}$, die sie umgebenden Quais und Niederlagen von 12 $\frac{1}{2}$ Aekern ein. Der Kanal, welcher aus ihnen nach der Themse führt, ist 190 F. lang und 45 breit. Da derselbe mittels einer Dampfmaschine von 100 Pferdekraften gefüllt oder geleert werden kann, so können Schiffe von 700 Tonnen zu jeder Zeit der Ebbe oder Flut einlaufen. Ihr Bau hat 2 Mill. Pf. St. gekostet. Außerdem gibt es in London noch mehre nasse Docks, z. B. für die Kohlenschiffe. Ebenso haben Bristol, Hull, Goole und Leith nasse Docks. Der erste trockene Dock in Großbritannien wurde in Folge einer Parlamentsacte vom J. 1708 zu Liverpool gebaut, und es verdankt diese damals ganz unbedeutende Stadt ihm ihre jetzige Größe. Später wurden noch mehre angelegt, sodas Großbritannien gegenwärtig deren sieben zählt. Die nassen Docks anderer Nationen, wie zu Karlskrona in Schweden, zu Toulon, Havre, Brest und Rochefort in Frankreich sind ungleich kleiner als die in Großbritannien.

Doctor bedeutet im Lateinischen ursprünglich Lehrer. Eine Art Ehrentitel wurde es bereits im 12. Jahrh., wo mehre Scholastiker mit auszeichnenden rühmenden Beiwörtern diese Benennung erhielten. So wurde Thomas von Aquino Doctor angelicus oder communis, Bonaventura D. seraphicus, Alexander von Hales D. irrefragabilis, Duns Scotus D. subtilis, Roger Bacon D. mirabilis, Wilhelm Occam D. singularis, Gregorius von Rimini D. authenticus, Joh. Gerson D. christianissimus, Thom. Bradwardin D. profundus, Anton Andrea D. dulcissimus genannt. Nachdem auf den Universitäten das Wort lange Zeit ebenfalls einen Lehrer bezeichnet hatte, wurde daraus der Name einer Würde, zu welcher nur das Collegium der Lehrer selbst erheben oder promoviren konnte. Diese Promotionen kamen gleichfalls im 12. Jahrh. zu Bologna auf und bald hernach ertheilten die Kaiser den Universitäten ausdrücklich das Recht, unter ihrer Autorität und in ihrem Namen Doctores legum zu ernennen. Diesem Beispiele folgten die Päpste und verliehen in der Absicht, das Studium des kanonischen Rechts zu befördern, ihrerseits denselben das Privilegium, Doctores canonum et decretalium zu ernennen. Die Universität zu Paris soll um 1231 zuerst Doctores der Theologie creirt haben, worauf alsdann auch Doctores medicinae oder physicae, grammaticae, logicae aliarumque artium, auch der Notariatskunst (notariae) üblich wurden. Es galt diese Würde für den höchsten akademischen Grad, zu welchem man nur erst nach erfolgter Erlangung des Baccalaureats und der Licentiatenwürde aufsteigen konnte. Ubrigens war ursprünglich vom 11.—13. Jahrh. in Italien und Frankreich Magister und Doctor ganz gleichbedeutend, nur das besonders der letztere Titel dort sehr bald in großes Ansehen kam. Auf den deutschen Universitäten nannten sich anfangs die Theologen lieber Magistri; doch schon im 14. Jahrh. fügten sie den Titel Doctor mitunter hinzu. Im Beginn des 15. Jahrh. dagegen unterschied man nach dem Beispiele der Universität zu Prag ziemlich consequent Doctores Juris et Medicinae und Magistri Theologiae et Philosophiae. In neuerer Zeit ist nach und nach der Doctortitel allgemein gebräuchlich geworden, sodas selbst die Philosophen, welche am längsten an der Benennung Magister festhielten, in den meisten Ländern ihn angenommen haben.

Übrigens vergaben in Deutschland die Kaiser früher auch oft selbst diese Würde durch ihre Hofpfalzgrafen, die freilich oft sehr Unwürdige zu Doctoren creirten. Da die von Hofpfalzgrafen ertheilten Diplome mit angehängtem Siegel in einer Kapsel (bulla) enthalten waren, so nannte man zum Unterschiede von den schulgerechten (rite permoti) die auf diese Weise Promovirten Bullendoctoren (doctores bullati). Der Doctor steht übrigens reichsgesellig über den bloßen Adelligen und ist dem Ritter gleich. Die Doctorpromotion, d. h. die Erhebung zum Doctor, erfolgt durch den Dekan der betreffenden Facultät entweder nach vorherbestandener Prüfung (rigorosum) und nach öffentlicher Vertheidigung einer über einen gelehrten Gegenstand lat. geschriebenen Dissertation, oder auch Ehren halber blos per diploma (durch Diplom). Die Rangordnung der Doctoren richtet sich nach der der Facultäten, zu welchen sie gehören. Zu erwähnen ist noch, daß zu Oxford und Cambridge und neuerlich auch auf deutschen Universitäten Doctoren der Musik creirt werden, ferner daß auf manchen Hochschulen in neuerer Zeit auch Juden die Doctorwürde erhielten, und endlich, daß auch in einzelnen Fällen Frauen die Doctorwürde ertheilt wurde; so z. B. der Dorothea Schlözer in der philosophischen Facultät zu Göttingen im J. 1787, der Mariane Charl. von Siebold in der medicinischen zu Gießen und der Johanna Byttenbach im J. 1827 in der philosophischen zu Marburg.

Doctrinaires sind nach dem Wortsinne alle Staatsmänner, die im Staatsleben, entgegen der Politik der Willkür, die Principien einer vernunftgemäßen, wissenschaftlichen Staatslehre geltend machen. Insbesondere aber gehört die Bezeichnung jener Schule franz. Staatsmänner an, welche in den ersten Jahren der Restauration aus dem Salon des Herzogs von Broglio (s. d.) hervorging, und deren Einfluß seitdem auf den Gang der franz. Politik in sehr entgegengesetzter Richtung bedeutungsvoll geworden ist. In dem Kreise dieser wenigen, theilweise ausgezeichneten Männer jeder Art waren es besonders zwei, Royer-Collard (s. d.) und dessen Zögling Guizot (s. d.), welche nicht sowol durch äußere Stellung als vielmehr durch Talent und Wissenschaft den Vorrang behaupteten, auf die Andern entscheidend einwirkten und dieselben auch, namentlich den Herzog von Broglio, zur praktischen Anwendung ihrer förmlich systematisch geordneten Grundsätze vermochten. Beide hatten durch Studium und Erfahrung, wenn auch kein universelles Princip, doch die ausgeklärte Überzeugung gewonnen, daß das Aufstreben des Bürgerthums in Frankreich ein großer menschheitlicher Fortschritt sei, dem ein über die Schranken der alten Monarchie hinaus erweitertes Staats- und Gesellschaftsleben entsprechen müsse. Nach dieser Ansicht verwarfen sie, obschon sie sich als eifrige Royalisten und Anhänger der Bourbons bewährt hatten, die fanatische Politik der Priester- und Adelpartei, die an der gewaltsamen Herstellung des alten Staats arbeitete; sie sahen aber auch zugleich in der octroyirten Charte Ludwig's XVIII., die ihren theoretischen Grundsätzen insofern entsprach, als dieselbe neben der Geburtsaristokratie auch der Aristokratie des Besitzes, oder dem höhern Bürgerstande die Theilnahme am Staatsleben sicherte, das Versöhnungsinstrument aller Interessen und aller Parteien. Royer-Collard, nach langer wissenschaftlicher Thätigkeit im J. 1815 in die Deputirtenkammer berufen, machte daselbst inmitten des Parteihaders diese Ansichten in entschiedenem Tone geltend und wurde schnell als das Haupt einer besondern politischen Genossenschaft anerkannt. Während ihm aber die gemäßigten Constitutionellen Beifall zollten und unter seine Fahne traten, erregten seine Ansicht und die parteilose erklärende Darstellungsweise, mit welcher er verfuhr, den entschiedenen Widerwillen der royalistischen Ultras wie der äußersten Linken, und spottweise nannte man die ganze Richtung die Doctrin, deren Anhänger aber die Doctrinaires. Dessenungeachtet gewannen die sogenannten Doctrinaires bei dem redlichen Charakter Collard's und der Zerrissenheit und Haltlosigkeit des politischen Zustands in und außer der Kammer gar bald an Zahl und Bedeutung. Denn obschon sich dieselben erst gegen Ende des Ministeriums Villèle in offene Opposition gegen die Regierung setzten, obschon sie im Allgemeinen zu keiner Zeit etwas Anderes foderten als die Charte, aber diese vollständig, so schlossen sich doch, als mit dem J. 1820 die politische Reaction furchtbarer, die Verletzungen der Charte und der öffentlichen Freiheit empörender wurden und die Regierung selbst zur Feindin des constitutionellen Throns herabsank, diesem ersten und redlichen Vertheidiger des Gesetzes die Männer aller Parteien an, welche die Herstellung des Absolutismus und der Adels- und

Priesterwirthschaft für ein Unglück hielten. Wie sehr die Hoffnung der Nation auf diese Männer gerichtet war, bewies der Umstand, daß 1828, trotz des beschränkten Wahlgesetzes, Royer-Collard in sieben Wahlcollegien zugleich gewählt wurde, und daß beim Antritte des Ministeriums Martignac der König zum Zeichen der Veröhnung der Volksstimme Gehör gab und denselben als Kammerpräsidenten bestätigte. Während so der Eine den parlamentarischen Mittelpunkt bildete, wirkte dessen Bundesgenosse Guizot noch mächtiger und lebhafter durch die Presse und in den Volksgesellschaften. Nachdem derselbe unter dem Ministerium Villèle seine Ämter hatte niederlegen müssen, sammelte er, noch durch persönliches Mißvergnügen getrieben, einen Kreis schriftstellerischer Talente um sich, die in seinem Geiste die Presse beherrschten.

Die Julirevolution, an der besonders Guizot, theils in Folge seines Eintritts in die Kammer, theils durch seine Einwirkungen in Verbindung mit dem Herzoge von Broglie auf die Wahlen lebhaften, ja leidenschaftlichen Antheil nahm, änderte plötzlich die Stellung der Doctrin und ihrer Glieder zu dem Volke. Sie hatten für die Charte Ludwig's XVIII., für eine gleiche Theilnahme der bürgerlichen Aristokratie mit dem Geburtsprivilegium nach dem Muster der engl. Verfassung gekämpft; die Entfesselung und das Hereinbrechen des demokratischen Elements mußte ihren Grundsätzen zuwider sein und sie aus Männern der Bewegung zu Parteigängern des Widerstands machen. Allein es geschah noch mehr als dies. Royer-Collard hielt sich jetzt seinem Charakter und seinen Ansichten gemäß gänzlich entfernt, und Guizot, dem die jüngern Talente zusielen, trat als Haupt der Schule an dessen Stelle und wurde von Ludwig Philipp mit dem Herzog von Broglie sogleich ins Ministerium berufen, wodurch er Gelegenheit erhielt, seine Freunde in die höhern Staatsämter zu bringen. Daß Guizot die Legitimität des Bürgerkönigs im alten Sinne zu erklären suchte, daß er bei der Berathung des Wahlgesetzes jeder Erweiterung des Wahlrechts entgegentrat, daß er sich mit seinen Anhängern später der Abschaffung der Erbllichkeit der Pairswürde ernstlich widersetzte, mochte immerhin im Systeme ihrer Politik begründet sein; daß aber die Doctrinaires unter der Leitung Guizot's eine fanatische, hartnäckige Verfolgung der Parteien begannen, daß sie sich zur Unterdrückung des demokratischen Geistes solcher Mittel bedienten, die gegen das früher so eifrig verteidigte constitutionelle Wesen selbst gerichtet waren, hob ihren Anspruch auf eine nach Grundsätzen handelnde Schule auf und gab ihnen den Charakter einer politischen Coterie, welche Parteizwecke verfolgte. Vergessens erhob sich gegen seine frühern Schüler Royer-Collard, als Guizot und seine Anhänger im J. 1835 die in die persönliche Freiheit der Bürger eingreifenden Septembergesetze durchsetzten. Doch diese beachteten die ernstern Worte ihres alten Ministers nicht und mußten im folgenden Jahre, als sie sich auch der Rentenreduction widersetzen, vor der plötzlich erwachten Kammer ihre Portefeuilles (Guizot, Duchatel, Broglie) niederlegen. Die Politik aber, die diese wenigen Männer begründet und so hartnäckig festgehalten, erlitt durch diesen, wie durch ihre übrigen Rücktritte aus den höchsten Regierungsstellen keine Veränderung, weil sie auch die Politik des Hofes und des Königs war. Schon im Aug. 1836 traten die Doctrinaires, den Herzog von Molé an der Spitze, wieder ans Staatsruder, mußten aber im März 1837, als die Deputirtenkammer die Gesetze verwarf, die auf eine neue Vermehrung der königlichen Gewalt abzielten, dasselbe abermals (Guizot, Duchatel, Persil, Gasparin) niederlegen. In der Kammer Sitzung von 1838 wurde es ihnen endlich klar, daß sie sich als Werkzeuge des Hofes von ihrem eigentlichen Systeme entfernt hatten, und als sich Molé dem Hofe fest ergeben zeigte, fielen die angesehensten Doctrinaires, wie Duvergier de Hautanne, Faubert, Giraud u. s. w. offen von demselben ab und verbanden sich sogar in der Sitzung von 1839 mit den Liberalen. Guizot, der mit einigen treuergebenen Freunden wohl begriff, daß er keine Stütze in der Nation mehr habe, zeigte sich in seinem Widerstande gegen den Hof weniger hartnäckig und sicherte dadurch seine Zukunft. Bei dem gegenwärtigen Stande der franz. Politik, wo es sich überhaupt nicht mehr um politische Schulen und Systeme sondern um Persönlichkeiten handelt, welche zu den von höherer Hand angelegten Combinationen taugen, oder nicht, konnte es auch nicht als ein Sieg der Doctrin, sondern nur als eine persönliche Beziehung gelten, wenn Guizot und Duchatel nach der kurzen verhängnißvollen Verwaltung Thiers' im J. 1840 wieder ins Ministerium traten.

Dobb (Nov.), ein engl. Marinemaler, geb. um 1748, lieferte gegen das Ende des

vorigen Jahrh. eine große Anzahl ausgezeichnete Gemälde. Sie haben größtentheils die Thaten und Leiden der damaligen engl. Marine zum Gegenstande und zeichnen sich durch die lebendigste Auffassung aus, sowol in den Darstellungen des Stürms, des Entsetzens der Schlacht, der Greuel des Untergangs, als in denen der heitern Ruhe und fester militärischer Ordnung. Eins seiner kolossalsten Gemälde vom J. 1796 hat 110 F. Breite und stellt die große brit. Flotte zu Spithead vor, wie sie am 1. Mai 1795 eiligst unter Segel ging, um dem brennenden Linienschiffe the Boyne zu entgehen. Eins seiner letzten Werke, im J. 1806 ausgestellt, hatte den Anfang der Schlacht von Trafalgar zum Gegenstande.

Dobb (William), bekannt als Schriftsteller und durch sein selbstverschuldetes Schicksal, wurde 1729 zu Bourn in der engl. Grafschaft Lincoln geboren, wo sein Vater Prediger war. Er widmete sich auf der Universität Cambridge der Theologie, zeigte große Talente, aber viel Hang zur Regellosigkeit und trat dafelbst schon mit 18 Jahren als Dichter und Schriftsteller auf, theils aus Eitelkeit, theils um den Aufwand eines leichtsinnigen Lebens zu decken. Im J. 1750 verließ er die Anstalt, begab sich ohne Aussicht nach London und heirathete dort für den Preis von 1000 Pf. St. Aussteuer die Maitresse eines Lords. Sein bekümmertter Vater verschaffte ihm 1751 die Vicarstelle zu Westham bei London, wo er durch sein einnehmendes Wesen und hinreißende Kanzelberedsamkeit so viel Aufsehen machte, daß er mit Beibehaltung seiner Stelle 1753 einen Ruf als Prediger nach London erhielt. Hier versank er bald in grenzenlose Verschwendung und Unsittlichkeit. Zur Tilgung seiner Schulden legte er eine Erziehungsanstalt an, die ihn in Wohlstand versetzt haben würde, wären seine Ausschweifungen nicht mit seinem Glücke gewachsen. Nachdem er 1763 vom Grafen Chesterfield zum Hofmeister seines Adoptivsohns, Philipp Stanhope, gemacht worden war, wirkten ihm auch seine Freunde 1765 eine Hofpredigerstelle aus. Er kaufte sich nun den Doctortitel, verlegte seinen Wohnsitz nach London, den Tummelplatz seiner geheimen Ausschweifungen, und gab seine Pfarrstelle auf. Unterstützt durch einen Lotteriegewinn baute er sich eine eigene Kapelle, miethete in Verbindung mit einem Andern eine zweite und machte bei dem Zulaufe, den seine salbungsvollen Predigten hatten, aus dem Stuhljnise mit seinem Compagnon einen außerordentlichen Gewinn. Im J. 1772 kaufte er sich eine Pfürnde in Buckinghamshire; überdies ernannte ihn sein früherer Zögling zum Hauskaplan. Doch dies Alles vermochte nicht seinen häuslichen Verhältnissen aufzuhelfen. Von Gläubigern gedrängt, schrieb er der Frau des Lordkanzlers einen anonymen Brief und versprach ihr 1000 Pf. St., wenn sie dem D. bei ihrem Gemahl eine gewisse einträgliche Pfürnde verschaffen wollte. Die Entdeckung dieser Gaunerei brachte ihn um die Hofpredigerstelle und seinen Ruf, denn seine Feinde machten jetzt seinen lasterhaften Lebenswandel zum Gegenstande öffentlicher Besprechung und überhäufsten ihn mit Spott, wenn sie ihm auch nicht die Neigung des Publicums entziehen konnten. Der junge Lord Chesterfield schenkte ihm hierauf, da er sich in der drückendsten Lage befand, eine große Summe Geld zur Befriedigung seiner Gläubiger; doch D. vergeubete dieselbe auf einer Reise nach Frankreich. Nach seiner Rückkehr versank er in immer größere Noth, der er selbst nicht durch Herausgabe einer skandalösen Zeitung abhelfen konnte, und versiel endlich auf den Gedanken, sich durch einen falschen Wechsel von 4000 Pf. St. auf den Namen seines frühern Zöglings, des Lords Chesterfield, zu retten. Auch dieser Streich kam zur Entdeckung, und da er die Flucht versäumte, ward er ins Gefängniß geworfen und durch die Jury zu Tode verurtheilt, zugleich aber der Gnade des Königs anempfohlen. Obgleich nun seine vielen und angesehenen Freunde und Amtsgenossen, sein gewesener Zögling, sogar die Stadt London mit einer Bittschrift von 23000 Unterschriften sich für die Begnadigung verwandten, so wurde das Urtheil doch vom Geheimen Rathe bestätigt und D. am 27. Juni 1777 zu Tyburn durch den Strang hingerichtet. Unter seinen vielen, jetzt gänzlich bedeutungslosen Schriften sind die Betrachtungen, die er im Gefängnisse schrieb, das Beste. Als ein seltener Zug mag gelten, daß sich D., bei aller Verworfenheit seines Lebens, stets als ein aufopfernder, thätiger Menschenfreund bewies.

Dodekabit oder dodekadisches Zahlensystem ist dasjenige Zahlensystem, das nicht, wie das gewöhnliche oder dekadische, von 10 zu 10, sondern von 12 zu 12 fortschreitet, sodas erst zwölf Einheiten einer Classe eine Einheit der nächst höhern Classe ausmachen oder die Einheiten jeder Classe Potenzen von 12 sind. Zu dem Gebrauche dieses Systems, das

vor dem dekabischen in gewisser Hinsicht Vorzüge haben würde, fehlt es allen bekannten Sprachen an Worten; ebenso wären zwei neue Zeichen nöthig, um die 10. und 11. Einheit jeder Classe zu bezeichnen und jede gegebene dekabische Zahl schriftlich auszudrücken. In diesem Systeme wäre 10 so viel als 12 in dem dekabischen, ferner 100 so viel als 12^2 oder 144, 1000 so viel als 12^3 oder 1728, 2349 so viel als 3945 u. s. w. Schwelich hat sich jemand so viel mit der Dodekabil beschäftigt als Werneburg, der die Einführung dieses Systems dringend empfohlen, neue Wörter und Ziffern dafür angegeben und ein Rechenbuch für dasselbe (erschienen 1060, d. i. nach dem dekabischen Systeme 1800) herausgegeben hat; freilich blieben seine Bestrebungen ohne allen Erfolg.

Dodekaeder heißt ein ebener Körper von zwölf Seitenflächen; im ergern Sinne einer der fünf regulären Körper, der von zwölf regulären Fünfecken eingeschlossen wird und 20 Ecken, 30 Kanten, 100 Diagonalen hat. — **Dodekaedra Zahlen** nennt man die Zahlen 1, 20, 84, 220, 455, 816 u. s. w., deren dritte Differenzen 27 sind. (S. Figurirte Zahlen und Polyedralzahlen.)

Dodekagon heißt in der Geometrie ein Zwölfeck, in der Regel ein reguläres. — **Dodekagon Zahlen** sind die Zahlen 1, 12, 33, 64, 105, 156 u. s. w., deren zweite Differenzen 10 sind. Dahin gehören alle solche ganze Zahlen, die man erhält, wenn man irgend eine ganze Zahl mit ihrem um vier verminderten Fünffachen multiplicirt, z. B. $105 = 5 \times 21$. (S. Figurirte Zahlen.)

Döderlein (Joh. Christoph), ein protestantischer Theolog, der sich um die Exegese des Alten Testaments, die Dogmatik und Moral große Verdienste erwarb, geb. am 20. Jan. 1745 zu Windsheim in Franken, wo sein Vater Prediger war, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1764 die Universität zu Altdorf. Schon in seinem 22. Jahre wurde er Diakon an der Hauptkirche seiner Vaterstadt, wo er seine Muße besonders dem Studium der Kirchenväter widmete. Nachdem er sich als Schriftsteller durch seine „*Curae criticae et exegeticae*“ (Altd. 1770) bekannt gemacht hatte, erhielt er 1772 eine theologische Professur und das Diakonat in Altdorf. Im J. 1782 nahm er den Ruf als zweiter Professor der Theologie nach Jena an, wo er als Geh. Kirchenrath am 2. Dec. 1792 starb. Sein „*Gsaia's*“ (Altd. 1775; 3. Aufl., 1789) und seine Uebersetzung der „*Sprüche Salomonis*“ (Nürnb. 1778; 3. Aufl., 1786) wurden mit großem Beifall aufgenommen. Sein Hauptwerk, das jedoch die Inconsequenz der damaligen dogmatischen Ansichten nicht vermeidet, ist die „*Institutio theol. christ.*“ (2 Bde., Nürnb. 1780; 6. Aufl. von Junge, 1797), die er auch deutsch unter dem Titel „*Christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit*“ (6 Bde., Nürnb. 1785—91; fortgesetzt von Junge, Bd. 7—12, Nürnb. 1798—1803) bearbeitete. Als Dogmatiker war er im südlichen Deutschland der erste, welcher vom ältern Lehrsysteme bedeutend abging, streng in der Wahl der Beweisstellen versuhr und jedem Dogma die Geschichte der Entstehung und Ausbildung desselben kurz beifügte. Sein „*Kurzer Entwurf der christlichen Sittenlehre*“ (Jena 1789; 3. Aufl., 1794) gab zugleich praktische Winke für Prediger. Als Docent hatte D. einen anziehenden Vortrag, als Prediger suchte er besonders Nahrung zu erwecken.

Dodona, der älteste griech. Drakelsitz in Epirus im Lande der Molosser am Berge Tomaros, dessen Lage jetzt ungewiß, vermuthlich aber in einer der rauhen Gegenden südwestlich vom See von Janina zu suchen ist, da es Homer „das sehr winterliche“ nennt. Seine Entstehung wird von Aegyptern und Griechen verschieden erzählt. Die Priester des Zeus im ägypt. Theben sagten, zwei heilige Weiber seien durch Phönizier von dort geraubt und die eine nach Libyen, die andere zu den Hellenen hin verkauft worden; diese hätten die Drakel zu D. und Ammon gegründet. Die Dodonäer hingegen erzählten, zwei schwarze wilde Tauben seien aus dem ägypt. Theben geflogen, die eine nach Libyen, die andere nach D., letztere habe sich hier auf eine Eiche gesetzt und mit menschlicher Stimme befohlen, an diesem Orte ein Drakel zu gründen. Herodot's Meinung ist, daß, wenn wirklich die Phönizier jene beiden Frauen weggeführt haben, die eine wahrscheinlich nach Hellas verkauft worden sei; die fremde Sprache und dunkle Hautfarbe hätten die Veranlassung gegeben, sie mit Vögeln zu vergleichen, die, als sie der griech. Sprache kundig geworden, mit menschlicher Stimme gesprochen hätten. Spätere schreiben die Gründung dem Deukalion zu. Das Heiligthum selbst war dem Zeus geweiht, der sich aus den Zweigen jener Eiche, wahrschein-

lich durch das Rauschen des Windes in der Krone des Baums, offenbarte; dieses hatten dann die Priester, Selloi oder Helloi genannt, zu deuten. An die Seite des Zeus trat später die Göttin Dione, welche bald durch Aphrodite bald durch Hera erklärt wird, und an die Stelle der Priester kamen Priesterinnen. Auch die Art und Weise, wie sich das Orakel äußerte, änderte sich. Namentlich soll eine am Fuß der Eiche hervorsprudelnde Quelle durch ihr Rauschen, welches die Priesterinnen zu deuten hatten, den Willen der Gottheit kundgethan haben. D. blieb übrigens, wenn auch nicht in dem Grade wie Delphi (s. d.), doch immer bedeutend genug, um in wichtigen Angelegenheiten befragt zu werden. Soll es doch sogar noch Julian vor seinem Zuge nach Persien wie auch das zu Delphi befragt haben.

Dodwell (Heinr.), engl. Philolog und Chronolog, geb. zu Dublin 1614, gest. 1711, war seit 1688 Professor der Geschichte zu Oxford, welche Stelle er jedoch 1704 deshalb niederlegen mußte, weil er sich weigerte, dem Könige Wilhelm III. den Eid der Treue zu leisten, so lange der König Jakob II. oder ein rechtmäßiger Nachkomme desselben lebe. Sehr bald kam er indeß von dieser Ansicht ganz zurück; ja was er früher eifrigst vertheidigt hatte, griff er nun sogar schriftlich an. Fortwährend zeigte er sich als einen warmen Vertheidiger der bischöflichen Gewalt. Den meisten Werth haben seine chronologischen Schriften: „*Dissertationes Cyprianicae*“ (Drf. 1684), „*Praelectiones academicae in schola historices Camdeniana*“ (Drf. 1692), „*Annales Vellejani, Quinctiliani etc.*“ (Drf. 1698), „*De veteribus Graecorum Romanorumque cyclis*“ (Drf. 1701, 4.) und „*Annales Thucydidei et Xenophontei*“ (Drf. 1702, 4.). Einen Auszug daraus besorgte Brokesby (Lond. 1723).

— **Ed u a r d D.**, engl. Alterthumsforscher, geb. 1767, bereiste 1801—6 Griechenland, wo er vielfache Untersuchungen unternahm, und lebte dann in Italien, wo er zu Rom am 14. Mai 1832 starb. Seine „*Classical and topographical tour through Greece during the years 1801, 1805 and 1806*“ (2 Bde., Lond. 1819, 4.; deutsch von Sickler, 2 Bde., Meining. 1821, mit Kupf.), sowie seine prachtvollen, nach seinen Originalzeichnungen herausgegebenen „*Views in Greece*“ sind für das Studium des Alterthums von hohem Werthe. — Des Legtern Witwe, lange Zeit die erste Schönheit Roms, vermählte sich 1834 mit dem jetzigen bair. Gesandten zu Rom, Graf Karl von Spaur. Sie ist die Tochter des Grafen Giront und war für das Kloster bestimmt, zu welchem sie aber wenig Lust hatte und aus dem sie D., der 30 Jahre älter als sie war, befreite.

Does (Jak. van der), ein berühmter holländ. Maler, geb. zu Amsterdam 1623. Als er seiner Studien halber nach Rom gekommen war, gingen ihm die Subsistenzmittel aus, und schon war er im Begriffe, sich unter die päpstlichen Truppen einschreiben zu lassen, als andere Künstler davon hörten, ihm Unterstützung schafften und ihn in die Künstlergesellschaft der Schilderbent aufnahmen, wo er den Beinamen Tambour erhielt. Er malte Thierstücke, besonders Schafe und Ziegen, in landschaftlicher Fassung, und seine Bilder zeichnen sich durch große Tüchtigkeit und Naturwahrheit aus, doch haben seine landschaftlichen Gründe durchgehend etwas Finsteres, Melancholisches. D. starb 1673. — Sein Sohn, **Simon van der D.**, geb. 1653, gest. 1717, wird ebenfalls als Landschafts- und Thiermaler mit Achtung genannt.

Doge (dux) hieß die mit Fürstenrang bekleidete oberste Magistratsperson in den ehemaligen Republiken Venedig und Genua. In Venedig war diese Würde uralte. Der Freistaat im nordwestlichen Theile des Adriatischen Golfs besaß schon zu Anfange des 8. Jahrh. Dogen, die von den Bürgern zwar gewählt wurden, aber fast die Rechte eines absoluten Monarchen übten. Gegen Ende des 12. Jahrh. beschränkte eine Staatsreform auch die Dogenwürde. Ein aus den verschiedenen Classen der Bürger gewählter Großer Rath von 470 Gliedern erhielt die gesetzgebende Gewalt; derselbe ernannte einen Kleinen Rath von sechs Gliedern, ohne dessen Zustimmung der Doge keinen Act der Verwaltung ausüben durfte; die Pregadi, oder Adelige, die der Doge früher freiwillig zu den Geschäften zog, wurden ebenfalls zu einer festen Verwaltungsbehörde von 60 Gliedern erhoben. Nach dieser neuen Verfassung verlor auch das Volk das Recht der Dogenwahl, indem nun 24 erwählte Glieder des Großen Rathes aus sich zwölf Personen wählten, welche die Dogenwahl vollzogen. Sebastian Ziani wurde 1177 als der erste Doge nach dieser neuen Verfassung gewählt. Um das Volk über das verlorene Recht zu trösten, warf er Geld unter dasselbe, ein Gebrauch,

der sich seitdem erhielt. Auch die Weise, wie er die Vermählungsfeierlichkeit mit dem Meere vollzog, wurde für immer maßgebend. Papst Alexander III., den er im Streite gegen Kaiser Friedrich I. unterstützte, verlieh ihm zum Zeichen der Herrschaft über die Meere einen Ring und die Erlaubniß, eine brennende Kerze, einen Sonnenschirm, Lehnstuhl, Schwert u. s. w. vor sich hertragen zu lassen. Wesentlich wurde 1179 die Gewalt des Dogen durch Einsetzung des Gerichts der Vierziger, das nun allein die höchste Gerichtsinanz bildete, beschränkt; auch setzte man eine Behörde von drei Advogadori ein, die in Sachen des Fiscus und bei Amtesbesetzungen entschied. Während der Regierung Jacobo Tiepolo's, 1229—49, verkürzte man die Macht des Dogen weiter durch eine selbständige Polizeibehörde; auch errichtete man das schreckhafte Todengericht, das nach dem Ableben des Dogen seine Regierung und sein Privatleben untersuchen mußte, und zu dem der Große Rath die Richter, fünf Correctoren und drei Inquisitoren, ernannte. Um jeden Familieneinfluß abzuschneiden, führte 1268 der Große Rath für die Dogenwahl ein höchst seltsames Wahlverfahren ein, das mit einiger Veränderung bis ans Ende der Republik in Gebrauch blieb. Durch geheime Abstimmung wählte hiernach der Große Rath aus sich 90 Personen, die in gleicher Art neun ausschieden; diese neun Männer aus dem Rathe ernannten nun 40 Wahlmänner, welche in geheimer Abstimmung aus sich zwölf Männer wählten, die 25 Wahlmänner ernannten; diese 25 wählten in geheimer Abstimmung aus sich neun Glieder, die endlich die 45 Wahlmänner bestimmten, von denen elf daraus Erwählte unter Eidswur die Dogenwahl vollzogen. Trotz der großen Beschränkung ihres Wirkungskreises besaßen die Dogen damals immer noch mächtigen Einfluß, wenn sie den Partehader zwischen Adel und Bürgerthum, die Zerwürfnisse der verschiedenen Behörden, und ihre Stellung als Oberfeldherren klug benutzten. Erst gegen Ende des 13. Jahrh., als der Staat völlig in eine Adelsaristokratie verwandelt war, ward von dem herrschenden Adel und den Dogen selbst, aus Furcht vor dem Übergewichte einzelner Geschlechter und Persönlichkeiten, die Dogenwürde zum bloßen Repräsentanten der Staatseinheit herabgesetzt. So wurde 1268 dem Dogen ein unabhängiger, aus dem Bürgerstande gewählter Großkanzler beigeordnet. Nachdem Gradenigo, 1289—1311, aus Haß gegen das mächtige Haus Tiepolo, dessen Einfluß er nach seinem Tode fürchtete, das berühmte, unter dem Namen der Schließung des Großen Rathes bekannte Gesetz eingeführt, das die gesetzgebende und richterliche Gewalt des Rathes in die Hände bestimmter Geschlechter legte, setzte er 1310 auch den fürchtbaren Rath der Zehn ein, der ohne Verantwortung gleich einem absoluten Herrscher über allen Gewalten stand und auch dem Dogen das Urtheil sprechen konnte. Überdies hatte der Große Rath den Dogen allmählig in seinem öffentlichen und privatlichen Leben mit den kleinlichsten Schranken umgeben. So durfte er nur ital. Fürsten seine Erhebung melden, alle Schreiben des Papstes und der Fürsten nicht selbst öffnen, weder Handfuß noch Fußfall annehmen, die Stadt nicht verlassen, keine auswärtigen Güter besitzen, seine Kinder nicht in auswärtige Häuser verheirathen, mit seiner Familie keine Geschenke annehmen; auch mußte er zwei Advogadori als beständige Aufseher dulden, für jedes Versehen Geldstrafe erlegen, einen bestimmten Aufwand machen u. s. w. Die Glieder seiner Familie waren von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Seine Kleidung, sein Hofstaat und Gefolge waren genau bestimmt, sowie sein kinglycher Gehalt, und als Zeichen seiner herzoglichen Würde trug er eine gehörnte Mütze. Nach dem Tode des Andr. Dandolo, 1354, wurde nach dem Vorschlage der Correctoren die Aufsicht über den Dogen noch insofern geschärft, als man seinen sechs geheimen Rathen die drei Präsidenten des Rathes der Vierziger, später die sechs Minister hinzufügte; diese zusammen bildeten mit dem Dogen die durchlauchtigste Signoria. In dieser Weise konnte die Dogenwürde kein Ziel des Ehrgeizes mehr sein; schon 1339 mußte man ein Gesetz geben, das dem Dogen die Niederlegung des Amtes nicht erlaubte, und 1367 zwang man den Andr. Contarini, indem man ihn als Hochverräther bedrohte, die Würde anzunehmen. Hatte ein Doge durch Glück oder ausgezeichnete Persönlichkeit seine Stellung geltend gemacht, oder gar die Schranken derselben irgendwie durchbrochen, so zögerte der Große Rath nicht mit weiteren Beschränkungen. Unter andern Einengungen ward 1413 dem Dogen der Titel Signoria untersagt und nur das Wort Messere zugestanden, zugleich wurde ihm das Recht genommen, die

Volkssversammlung (Arengo) zusammenzurufen. Mit dem Staate fiel 1797 auch die Dogmenwürde. (S. Venedig.)

Genua erhielt 1339 nach einem Siege der Volkspartei in Simon Voccanera den ersten Dogen. Er war auf Lebenszeit gewählt und theilte freiwillig seine unumschränkte Gewalt mit zwölf Staatsräthen (Anziani), von denen die eine Hälfte aus den Bürgern, die andere aus dem Adel genommen war. Die Schicksale des Staats nach außen, die Streitigkeiten der vornehmen Geschlechter und der Hader zwischen Volk und Adel im Innern, verursachten Jahrhunderte hindurch die häufigsten Veränderungen in der Macht, Regierungszeit und Bedeutung der Dogen; mehrmals wurde die Würde ganz abgeschafft. Erst nachdem 1528 Andr. Doria Genua von der Herrschaft der Franzosen befreit, ward eine Verfassung eingeführt, welche die Stellung des Dogen festsetzte, die mit geringer Veränderung bis ans Ende der Republik dieselbe blieb. Nach dieser Verfassung wurde die Regierungszeit des Dogen auf zwei Jahre bestimmt; seine Wahl geschah wie zu Venedig nach der sorgfältigsten Anordnung; er mußte von Adel und 50 Jahre alt sein. In dem Großen Rathe von 300 und dem Kleinen von 100 Mitgliedern, die beide die Gesetzgebung übten, hatte er das Recht des Vorgesizes und das Veto. Die vollziehende Gewalt übte der Doge mit zwölf geheimen Räten (Governadori) und acht Procuratoren, darunter die abgetretenen Dogen. Während seiner Regierung bewohnte er den Staatspalast und war gleichen Ceremonien und Beschränkungen unterworfen, wie der zu Venedig. Als 1797 die Franzosen Genua eroberten, hörte auch die Dogenwürde auf; 1802 wurde sie indessen mit der Ligurischen Republik wiederhergestellt und zugleich mit der Republik 1804 für immer abgeschafft. (S. Genua.)

Dogma heißt zunächst eine Lehrmeinung, welche als positive Behauptung ausgesprochen wird, vorzüglich dann, wenn sie als Lehrsatz bewiesen ist (s. Dogmatismus); in der Theologie heißt Dogma ein Satz, der nicht bewiesen, sondern geglaubt werden soll, überhaupt ein Glaubenssatz.

Dogmatik heißt derjenige Theil der theoretischen Theologie, welcher die christlichen Dogmen oder Glaubenssätze im wissenschaftlichen Zusammenhange darstellt. Dieser Name, für den früher die weniger bezeichnenden loci theologici, theologia positiva oder thetica gewöhnlich waren, findet sich zuerst bei Sam. Maresius im J. 1648 und kam namentlich durch Buddeus in Jena in allgemeinen Gebrauch. Da es die Aufgabe der Dogmatik ist, die einzelnen Glaubenslehren aus den heiligen Urkunden zu schöpfen, zu ordnen, ihren Grund im religiösen Bewußtsein des Menschen nachzuweisen, sowie ihre Auffassung und Fortbildung im kirchlichen Lehrbegriffe zu beurtheilen, so leuchtet von selbst ein, daß die Dogmatik auf Exegese, Philosophie und Kritik ruht. Im Allgemeinen unterscheidet man von der biblischen die kirchliche Dogmatik und nennt die Darstellung der Dogmen, welche klar und deutlich in der Bibel enthalten sind, die **Biblische Theologie** (s. d.), während die kirchliche oder symbolische nach Anleitung der von der Kirche als Norm anerkannten Symbolischen Bücher die Dogmen darstellt. Den ersten unvollständigen Versuch, den christlichen Lehrbegriff darzustellen, machte im 3. Jahrh. Origenes in der zum großen Theile untergegangenen Schrift „De principiis“; ihm folgte im 4. Jahrh. Augustinus, der zwar ohne wissenschaftliche Ordnung, doch nach einem Princip das gesammte kirchliche System in den Schriften „De doctrina christiana“, „De fide ac symbolo“ und „Enchiridion ad Laurentium“ behandelte. Mehr bloße Sentenzenammlungen lieferten im 5.—7. Jahrh. Gennadius von Marseille („De dogmatibus ecclesiasticis“), der afrik. Bischof Junilius („De partibus divinae legis“) und Isidorus Hispalensis („Sententiae seu de summo bono“). Im Morgenlande behandelte im 8. Jahrh. Johannes von Damascus die Lehre der griech. Kirche, in der Form schon aristotelisch. Mit den **Scholastikern** (s. d.) beginnt vom 11. Jahrh. an das eigentliche Systematisiren, zugleich aber auch die Sucht nach unfruchtbaren Spitzfindigkeiten und Unterscheidungen. Die ersten Bearbeiter der Dogmatik im Zeitalter der Scholastik waren Hilbert von Tours und Abälard; daran schlossen sich, nach ihrer verschiedenen Methode Sententiarier, Summisten und Quodlibetier genannt, Petrus Lombardus, Albert der Große, Alexander von Hales, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Wilhelm von Occam und Gabr. Biel. Im Zeitalter der Reformation erwachte auch das Studium der Dogmatik zu neuem Leben, indem man auf biblische Theologie zurückging und die Fesseln des Aristoteles abstreifte. In

der protestantischen Kirche brachen Melanchthon mit seinen classischen „*Loci communes rerum theologicarum*“ (Wittenb. 1521, 4.), Chemnitz und Gerbard, in der reformirten Zwingli und Calvin und in der englischen Cranmer die Bahn für die freiere und gründlichere Behandlung der Dogmatik. Streitigkeiten der verschiedenen Kirchen und kirchlichen Parteien und allzu großes Ansehen der Symbolischen Bücher waren freilich die Veranlassung, daß die Dogmatik im 17. Jahrh. in der protestantischen Kirche durch Hutter, Calov, Quenstedt und Beier und bei den Reformirten durch Wendelin, Voetius und Heidegger, gegen welche Calixtus allein ohne alle Unterstützung Anderer nichts vermochte, wieder in aristotelisch-scholastischer Weise bearbeitet wurde. Erst nachdem im 18. Jahrh. durch Semler die historische, durch Ernesti die ergetische und durch Kant die philosophische Kritik begründet worden und in Folge davon die biblische Dogmatik im Gegensatz der symbolischen entstanden war, fing man nun auch wieder an, die Dogmatik im Geiste des Reformationszeitalters zu bearbeiten, indem durch gründliche Exegese die Dogmen an Einfachheit gewannen. Je größere Ausbeute die immer selbständiger forschende Philosophie und das gründlichere Studium der Exegese und Geschichte für die Dogmatik gewährten, mit um so größerem Erfolge konnte dieselbe im 19. Jahrh. angebaut werden. Die in den einzelnen Dogmen angehäuften scholastischen Spitzfindigkeiten wurden in die Dogmengeschichte verwiesen und dagegen nur die durch freie grammatisch-historische Auslegung aus der heiligen Schrift gewonnenen Wahrheiten als eigentliche Glaubenswahrheiten aufgestellt. Aus diesem Umschwunge der Wissenschaft gingen aber natürlich Parteien hervor, die in der Behandlung der Dogmatik sehr voneinander abwichen. Während Seiler, Storr, Reinhard, Knapp und Hahn mehr oder minder streng an dem symbolischen Lehrbegriffe festhielten, schlossen sich Andere, wie Döderlein, Morus, Stäudlin und Cramer, vorzugsweise der Bibellehre an und zeigten eine gewisse dogmatische Unbestimmtheit, während wieder Andere, wie Henke, Eckermann, Wegscheider, Ammon und Bretschneider die Lehre der Schrift und der Symbole der Vernunft unterwarfen. Neben ihnen sind in neuerer Zeit philosophische Dogmatiker aufgetreten, die, durch Jacobi'sche und Schelling'sche Philosophie gebildet, die Aufgabe der Dogmatik darin suchten, daß das Wesen der Religion im Gemüthe ergründet und das Christenthum als die geschichtliche Offenbarung desselben aufgefaßt würde. Hierher gehören vor Allen Schleiermacher (s. d.), ferner Daub, De Wette, Hase und Twisten. Die neueste, vom Hegel'schen Standpunkte bearbeitete Dogmatik von Dav. Friedr. Strauß (s. d.) kommt in ihren Hauptresultaten auf den Pantheismus Spinoza's zurück. Noch verdient bemerkt zu werden, daß in neuern Zeiten Rigsch und Beck christliche Dogmatik und Moral in Verbindung behandelt haben, nachdem seit Calixtus die abgesonderte Bearbeitung beider gebräuchlich geworden war. Auch mehrere Theologen der deutsch-katholischen Kirche erkannten im 19. Jahrh., daß das dogmatische System durch wissenschaftliche Behandlung nur gewinnen könne; unter ihnen verdienen ihrer freieren Forschungen wegen rühmlicher Erwähnung Zimmer, Klüpfel, Oberthür, Dobmayer, Brenner, Hermes, Vogelsang u. A., während Liebermann als Vertheidiger des Altherkömmlichen besonders hervorragte. Vgl. Schickelanz, „Versuch einer Geschichte der christlichen Glaubenslehre“ (Braunsch. 1827) und Herrmann, „Geschichte der protestantischen Dogmatik von Melanchthon bis Schleiermacher“ (Lpz. 1842).

Dogmatismus oder **Dogmatismus**, auch **dogmatische Methode** heißt das streng wissenschaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik, von Grundsätzen ausgeht und aus diesen durch Beweise die Lehrensätze ableitet. In diesem Sinne haben alle strenge wissenschaftliche Untersuchungen die Aufgabe, sich dogmatisch auszubilden. Insofern aber in einzelnen Gebieten der Untersuchung entweder die obersten und allgemeinen Erklärungsgründe unbekannt sind und man, wie in den Naturwissenschaften, zu Hypothesen seine Zuflucht nehmen muß, oder, wie in der Philosophie, über die Gültigkeit der Principien Zweifel und Streit entstehen, oder endlich etwas ohne Prüfung als Grundsatz und Princip angenommen wird, was nicht dafür anerkannt werden kann, bezeichnet man durch das Wort **Dogmatismus** dasjenige fehlerhafte Verfahren, welches ohne Prüfung und Beweis gewisse Sätze nur als Behauptungen hinstellt. In diesem Sinne hat namentlich Kant dem Dogmatismus als der unberechtigten Behauptung, daß es sowol von dem wahren Wesen Dessen, was Gegenstand der Erfahrung ist, als

auch von Dem, was über alle Erfahrung hinausliegt, eine objective Erkenntniß aus Begriffen gebe, die sich systematisch ausbilden lasse, den Skepticismus (s. d.) und den Kriticismus (s. d.) entgegengestellt. Der letztere, indem er vor jedem Versuche, eine Erkenntniß zu gewinnen, erst die Natur und die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens untersucht, also der Erkenntniß eine Theorie der Erkenntniß vorausschickt, schien ihm die richtige Mitte zwischen der dogmatischen und skeptischen Denkart zu halten. — In einem davon verschiedenen Sinne unterscheidet man die dogmatische Lehrart, d. h. die, welche bestimmte Erkenntnisse in ihrem eigenen Zusammenhange mittheilt, von der katechetischen, die den Schüler durch Fragen und Antworten auf diese Erkenntnisse hinzuleiten sucht.

Dogmengeschichte. Die Dogmengeschichte will die Entwicklung, die Veränderungen und die Kämpfe der christlichen Glaubenslehre pragmatisch darstellen und demnach nachweisen, was im Laufe der Zeit von der Kirche, von Sekten und von Einzelnen als christliche Religionswahrheit anerkannt und gelehrt wurde, aus welchen Quellen die einzelnen Lehren hervorgingen, mit welchen Gründen man sie bewies oder bestritt, welche verschiedene Grade der Wichtigkeit sie in verschiedenen Zeiten erhielten, und welche Umstände das Urtheil darüber bestimmten, endlich welche Form und Zusammenstellung der Glaubenslehren jeder Periode eigen war. Während die Dogmengeschichte früher nur beiläufig in der Dogmatik und Kirchengeschichte abgehandelt wurde, ward sie in neuerer Zeit zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhoben. Nachdem durch Ernesti, Semler, Beck u. A. die Bahn gebrochen war, unternahm die Bearbeitung derselben in größerer Ausführlichkeit zuerst Münscher im „Handbuche der christlichen Dogmengeschichte“ (4 Bde., Marb. 1797—1809). Hatte dieses Werk die kritische Prüfung und Sichtung des Stoffs zum Hauptzwecke, so versuchte demnächst Baumgarten-Crusius, den Stoff zu einer gegliederten Einheit zu verarbeiten, in seinem „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (2 Bde., Jena 1831—32) und in seinem noch übersichtlicheren „Compendium der christlichen Dogmengeschichte“ (Abth. 1, Lpz. 1840). In neuester Zeit aber hat Kliefoth in seiner „Einleitung in die Dogmengeschichte“ (Parchim und Ludwigsl. 1839) unstreitig die beste Anweisung zur organischen Behandlung dieser Wissenschaft gegeben. Nach seiner Ansicht entwickelt sich das Dogma, dessen Gegenstände Gott (Object), Mensch (Subject) und Ordnung des Heils sind, dergestalt, daß eine Seite der christlichen Wahrheit nach der andern ins wissenschaftliche Bewußtsein tritt und von demselben nach und nach in organische Folge dogmatische Fassung erhält; der Geist des Christenthums ist das Agens, die Subjecte sind die Organe, durch welche jene Entwicklung sich vermittelt. Demnach theilt Kliefoth die Dogmengeschichte in drei Perioden, in die der griech., der röm.-katholischen und der protestantischen Kirche, welche nacheinander Lyceologie, Anthropologie und Soteriologie entwickelten, während eine vierte zukünftige wahrscheinlich die Lehre von der Kirche zum Mittelpunkte haben werde. Jede Periode verläuft in drei Stadien, dem der Dogmenbildung, der symbolischen Einheit und der Vollendung und Auflösung. Das erste Stadium entwickelt, um das Dogma zu bilden, die einzelnen Artikel desselben analytisch, das zweite faßt sie synthetisch zusammen, das dritte verarbeitet sie systematisch. Zur Zeit ist noch kein dogmengeschichtliches Werk nach diesen Ideen Kliefoth's ausgeführt worden. Außer den bereits erwähnten Schriften nennen wir vorzugsweise Münscher's „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte“ (Marb. 1811; 3. Aufl., 2 Bde., von von Cölln und Neudecker, Kass. 1832—38), Engelhardt's „Christliche Dogmengeschichte“ (2 Bde., Erl. 1839), Hagenbach's „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (Bd. 1 und Bd. 2, Abth. 1 und 2, Lpz. 1840—41) und Meier's „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ (Gief. 1840).

Dohm (Christian Konr. Wilh. von), ein durch Geist, Grundsätze und Verdienste ausgezeichnete Staatsmann und Historiker, geb. zu Lemgo am 11. Dec. 1751, der Sohn eines protestantischen Predigers daselbst, bildete sich auf dem dortigen Gymnasium, studirte seit 1764 in Leipzig die Rechte und Geschichte. Nachher arbeitete er eine Zeit lang unter Basedow zu Altona, wo er sich aber bald mißfiel, und nahm dann 1773 die ihm von angesehenen Freunden ausgewirkte Stelle eines Hofmeisters der Söhne des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrich's II. an. Allein das Beengende eines solchen Amtes sowie die Liebe zu seinen Studien

die er hier gehindert sah, bewogen ihn, nach sechs Monaten sich zurückzuziehen und im folgenden Jahre nach Göttingen zu gehen. Hier gründete er mit Boje das „Deutsche Museum“, zu welchem er auch später, als er die Mitredaction aufgegeben hatte, noch manche treffliche Beiträge lieferte. Durch den Professor Mauvillon dem hess. Minister von Schiessen empfohlen, erhielt er 1776 die Professur der Finanzwissenschaft und Statistik an dem Collegium Carolinum, worauf ihm 1777 die Stelle eines Erziehers bei dem zweiten Sohne des Kronprinzen von Preußen angetragen wurde. D. ging zwar nach Berlin, erhielt aber die Stelle nicht; doch wurde er dem Könige vorgestellt und machte die nähere Bekanntschaft des Ministers von Herzberg, auf dessen Empfehlung er dann 1779 als Geh. Archivar und Kriegsrath beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten Anstellung erhielt. Hier arbeitete er in deutschen Reichsachen und bildete sich, nächst Herzberg's Anleitung, durch fleißige Benützung des Haus- und Staatsarchivs zum eigentlichen Staatsmann. Insbesondere nahm er an denjenigen Arbeiten Antheil, welche gegen Österreichs Absicht, Baiern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutsche Fürstenbund zu Stande kam. (S. Herzberg.) D. befaß fortwährend das Vertrauen Herzberg's; Friedrich II. ertheilte ihm 1783 den Charakter eines Geh. Raths und ernannte ihn 1786 zum kurfürstlichen Directorialgesandten im Westfälischen Kreise und zum bevollmächtigten Minister am kurkölnischen Hofe, in welcher Stellung ihn Friedrich Wilhelm II., unter Erhebung in den Adelsstand, nach seinem Regierungsantritt bestätigte. Seine Bemühungen zur friedlichen Beilegung der Unruhen zu Aachen und Lüttich blieben zwar ohne Erfolg, doch bewiesen sie gleich der von ihm verfaßten Schrift „Die Lütticher Revolution im J. 1789“ (Berl. 1790), wie sehr ihm das Wohl dieser Länder am Herzen lag. In Folge des Einbringens der Franzosen mußte auch D. im Dec. 1792 aus Köln flüchten. Als Preußen nach dem baseler Frieden, zur Behauptung der bewaffneten Neutralität, ein Heer aufstellte, wurde ihm die Leitung des für die Verpflegungsangelegenheit des Cordons nach Hildesheim 1796 und 1797 berufenen Convents der niedersächs., eines Theils der westfäl. und anderer Reichsstände anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. ernannte ihn dessen Nachfolger 1797 zu seinem Gesandten bei dem Friedenscongresse zu Rastadt neben dem Grafen Görz und dem Freiherrn von Jacobi; als jedoch im Apr. 1799 der Congreß durch den Wiederausbruch des Kriegs und die Ermordung der franz. Gesandten schmählich endete, mußte er wieder das mühsame Verpflegungsgeschäft des Neutralitätscordons übernehmen. Hierauf wurde ihm bei Besiznahme der dem preuß. Staate für den auf dem linken Rheinufer erlittenen Verlust als Entschädigung zugetheilten Länder die Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar und 1804, nach Beendigung dieses Geschäfts, die Präsidentschaft der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domainenkammer zu Heiligenstadt übertragen. Auch blieb er auf diesem, weder seiner Neigung noch seinen Talenten angemessenen Posten, als nach der Schlacht bei Jena die Provinz Erfurt-Eichsfeld vom Feinde besetzt wurde, um zur Linderung des harten Schicksals der Unterthanen so viel beizutragen als möglich war. Aus diesem Grunde begab er sich im Dec. 1806 mit einer ständischen Deputation nach Warschau, wo es ihm, Napoleon vorgestellt, gelang, das Versprechen der Milderung der Kriegslasten zu erlangen, und die Zersplitterung des Landes unter zwei franz. Gouvernements abzuwenden. Durch den tiltscher Frieden 1807 wegen seiner Besizungen an das neue Königreich Westfalen gebunden, ließ er durch den franz. Generalintendanten sich zur Theilnahme an der Gesandtschaft nach Paris bestimmen, die, aus Landständen und Verwaltungsbehörden zusammengesetzt, den neuen König begrüßen mußte. Nach seiner Rückkehr wurde er im Dec. 1807 zum Staatsrath und schon im Febr. darauf zum westfäl. Gesandten am dresdener Hofe ernannt, ein Posten, der ihm viel Annehmlichkeiten gewährte. Eine Brustentzündung bewog ihn jedoch, im Apr. 1810 seine Entlassung zu nehmen und auf sein Gut Pustleben bei Nordhausen sich zurückzuziehen, wo er, mit geschichtlichen Studien beschäftigt, von jetzt an lebte. Er starb am 29. Mai 1820. Unter seinen Schriften verdienen besondere Erwähnung die „Geschichte des bair. Erbfolgestreits“ (Frankf. und Lpz. 1779, 4.), „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ (2 Bde., Berl. 1783), wozu ihn Mendelssohn veranlaßte, „Über den deutschen Fürstenbund“ (Berl. 1789) und „Denkwürdigkeiten meiner Zeit oder Beiträge zur Geschichte von 1778—1806“ (3 Bde., Lemgo 1814—19). Dieses letztere Werk, in den

Spätjahren seines Lebens verfaßt, zeichnet sich ebenso durch eine Menge interessanter Aufschlüsse über wichtige Personen und Begebenheiten als durch Wahrheitsliebe und ruhige klare Forschung aus, reicht jedoch nicht über Friedrich den Großen hinaus und ist auch nicht frei von einer gewissen Breite und Redseligkeit des hohen Alters. Vgl. Gronau, „Biographie D.'s“ (Leipzig 1824).

Dohna, ein altes gräfliches Geschlecht, ursprünglich in Böhmen einheimisch, erhielt seinen Namen von dem Burggrafthum Dohna oder Dohn, südöstlich von Dresden, eine Stunde westlich von Pirna. Die Erbauung der Burg setzt man in das 11. Jahrh., doch wird ihrer zuerst 1107, und eines Burggrafen **E l b e r t**, dem Wladislaw I. von Böhmen die Burg als Grenzfestung anvertraute, zuerst 1113 urkundlich erwähnt. Kurze Zeit nach König Heinrich's Vordringen, wie es scheint, deutsches Lehen, war die Burg seit 1182 wieder böhmisch und seit dem 12. Jahrh. hatten die Bischöfe von Meißen die Oberlehnshoheit. Der fehdelustige Geist des Mittelalters ruhte ganz besonders auf den Burggrafen von D. und brachte endlich auch ihnen und ihrer Burg den Untergang. Folgendes aber war die nächste Veranlassung dazu. Vertrauliche Redereien des Burggrafen **J e s c h k e** von D. mit der Hausfrau **Rudolf's** von Meusegast bei dem sogenannten Adelsstanz auf dem Rathhause zu Dresden im J. 1401 hatten, als der Burggraf ein ihm während des Tanzes von **Rudolf** gestelltes Bein mit einer Ohrfeige vergalt, offene Fehde zur Folge. Für den Markgrafen **Wilhelm** von Meißen war dies eine willkommene Gelegenheit, sich des unbequemen und mächtigen Nachbarn zu entledigen. Er gebot zunächst Frieden und als sich dies **Jeschke** nicht gefallen ließ, vielmehr in Verbindung mit seinen Vettern **Heide** und **John** von D. sich offen gegen den Markgrafen erklärte und durch Mord und Raub die Straße von Böhmen nach Dresden unsicher machte, griff nun auch der Markgraf ebenfalls zu den Waffen und nahm, nachdem **Heide** und **John** gefallen, der alte Burggraf **Otto** von D. im Gefängnisse derer von **Körbitz** gestorben, **Jeschke** aber geflüchtet war, am 19. Jan. 1402 die Burg ein und ließ sie schleifen. **Jeschke** war zuerst nach **Wesenstein**, dann nach **Königsstein**, zuletzt nach **Ungarn** zum König **Sigismund** geflohen, um dessen Hilfe anzusprechen; König **Sigismund** aber, der lästigen Jüdringlichkeit **Jeschke's** müde, ließ endlich den schutzlosen Flüchtling als Landfriedensstörer zu **Dfen** enthaupten. Seit jener Zeit liegt die Burg in Ruinen, welche 1465 von **Friedrich** dem Sanftmüthigen in Besitz genommen wurde, ehe die sächs. **Dohnas** ausgestorben. D. gegenüber, auf einer Anhöhe jenseit der **Müglitz**, finden sich noch die Trümmer der 1206 von den Burggrafen erbaute Feste, welche in den Urkunden der **Kobitz**, wahrscheinlich **Raubbusch**, genannt wird, die aber noch in selbigem Jahre gleichfalls abgetragen werden mußte. In juristischer Beziehung war D. seines Schöppenstuhls wegen berühmt, der seit 1325 urkundlich vorkommt, 1541 auf Lehnssachen beschränkt und 1572 durch den Kurfürsten **August** mit dem 1420 zu **Leipzig** errichteten vereinigt wurde. Vgl. **Bartsch**, „Historie der alten Burg D.“ (Dresd. 1735), **Heckel**, „Beschreibung der Festung Königsstein und der Burg D.“ (Dresd. 1736, 4.) und **Schöttgen**, „Historia burggrav. Donens.“ (Dresd. 1744—46, 4.).

Von Böhmen waren schon früher einzelne Mitglieder der Familie, da **Schlesien** unter böhm. Hoheit stand und sie böhm. Vasallen waren, nach **Schlesien** gekommen, hatten hier Güter erlangt und ihr Geschlecht ausgebreitet. Die schles. und die allein noch blühende preuß. Hauptlinien stammen von einem **Nikolaus** von D. ab, der 1307 **Alten-Guhrau** bei **Glogau** besaß. Die Brüder **Christoph** von D. und **Stanislaus** von D. wurden die Gründer der schles. und der preuß. Linie. Aus der erstern Linie sind zu bemerken **Abraham II.** von D., einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, der mit dem Fürsten **Radziwil** das **Gelobte Land** bereifte, die Standesherrschaft **Wartenberg** erkaufte, die er 1600 zu einem Familienfideicommiss nach Erstgeburtsrecht erhob, woran er auch die preuß. Linie Theil nehmen ließ und 1613 starb. — Sein Sohn, **Karl Hannibal** von D., gest. 1633, war ein gleich eifriger Katholik wie sein Vater und wurde von Kaiser **Ferdinand II.** zu den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht. Der Dichter **Dpiß** war Secretair bei ihm. Mit seinem Enkel, **Karl Hannibal II.**, erlosch 1611 die schles. Linie, nachdem dieselbe durch Kaiser **Ferdinand III.** 1648 aus dem Freiherrn- in den Burggrafen- und

Grafenstand des Deutschen Reichs erhoben worden war. — Die preuß. Linie wurde sehr bald protestantisch. Des Stiflers Enkel, Fabian von D., nahm an einem Feldzug König Stephan's von Polen Theil, trat dann in des Pfalzgrafen Johann Kasimir Dienst, den er im Kriege in den Niederlanden zur Seite stand, und befehligte nachher den deutschen Theil der Armee, welche die protestantischen Fürsten dem König von Navarra, Heinrich IV., zu Hülfe sendeten. Von Joachim Friedrich von Brandenburg zum Oberburggraf ernannt, starb er unverehelicht 1621. Vgl. Voss, „Commentarius de rebus pace belloque gestis Fabiani Burggravii de D.“ (Leyd. 1628; Lond. 1681, 4.). — Von seines Bruders Söhnen stammen die noch bestehenden Linien des Hauses D. ab, und zwar von Fabian II. von D. die Laudische und Reichertswaldische, und von Christoph von D. dem Jüngsten, die Schlobittensche, Schlobiensche und Carwindensche Linie, welche letztere 1820 im Mannsstamme erlosch. Aus diesen Linien haben sich hervorgethan Alex. von D.-Schlobitten, geb. 1661 zu Schloß Coppet am Genfersee, gest. als preuß. Generalfeldmarschall und ältester Staatsminister, der nach Absterben der schles. Linie gegen Auszahlung eines Abfindungsquantums von 200000 Fl. an die Allodialerben, den Besitz der Herrschaft Wartenberg erwarb, die jedoch sein Nachkomme 1734 an den Grafen Biron von Kurland verkaufte. — Christoph von D.-Schlodien aus dem Hause Dohna-Schlobitten, des Vorigen Bruder, geb. 1665, war Commandeur des aus franz. Emigranten gebildeten Regiments im Feldzuge gegen Ludwig XIV. und nachher Gesandter an mehren Höfen. — Christoph von D.-Schlodien, geb. 1702, gest. 1762, zeichnete sich in preuß. Diensten im Siebenjährigen Kriege rühmlich aus; doch mußte er zuletzt dem General Wedell das Commando überlassen. — Friedr. Ferd. Alex., Reichsberggraf und Graf von D.-Schlobitten, preuß. Staatsminister, geb. am 29. März 1771, machte in Hamburg, Frankfurt am Main und Göttingen seine Studien, worauf er 1790 in den preuß. Staatsdienst trat. Als Kammerdirector zu Marienwerder bewies er in den J. 1806 und 1807 entschiedene Energie und Festigkeit des Charakters. Im J. 1808 trat er an die Stelle des Ministers von Stein, welcher am 28. Nov. 1808 auf Napoleon's Verlangen vom preuß. Staatsdienste ausscheiden mußte, und erwarb sich als Minister des Innern durch die Ausführung vieler wesentlichen, zum Theil wol von Stein selbst schon vorbereiteten Einrichtungen, wie z. B. der Städteordnung, der neuen Organisation der Staatsbehörden u. s. w., große Verdienste. Bereits aber 1810 trat er aus dem Staatsdienste, zog sich auf Schlobitten, eins seiner Güter in Preußen, zurück, wo er ausschließlich der Beschäftigung mit den Wissenschaften lebte. Bei der unerwarteten Wendung der Dinge im J. 1812 trat er wieder in die Öffentlichkeit und wirkte in den Versammlungen der ostpreuß. Provinzialstände durch seine Beredsamkeit zur Erweckung eines feurigen Patriotismus. Hierauf wurde er zum Civilgouverneur der Provinzen zwischen der Weichsel und der russ. Grenze ernannt; seit 1815 aber nahm er seinen Aufenthalt wieder in Schlobitten, wo er am 21. März 1831 starb. Vgl. Voigt, „Leben D.'s“ (Lpz. 1833). Die Majoratsbesitzungen der zur Zeit bestehenden Linien des gräflichen Dohna'schen Geschlechts Schlobitten, Laud, Reichertswalde und Schlobien mit Carwinden hat der König Friedrich Wilhelm IV. bei Veranlassung der Erbhuldigung in Königsberg zur Grafschaft von Dohna erhoben und deren Besitzern eine Collectivstimme im Stande der preuß. Ritterschaft ertheilt.

Dohnen nennt man eine Vorrichtung zum Fangen der Krammets- und anderer Zugvögel, und **Dohnenstreich** eine ganze derartige Anlage. Die Dohnen bestehen aus drei- und mehrfach zusammengelegten Schlingen von Pferdehaaren, die in der Mitte eines einen Dreieck oder Halbkreis bildenden Bogens angebracht sind. Durch Ebereschenebeeren, welche nahe an dem Bügel angebracht sind, werden die Vögel herbeigeloct, die, um zu den Beeren zu gelangen, den Kopf durch die Schleife stecken, diese zusammenziehen und sich erwürgen.

Doketen hießen in der alten Kirche alle Anhänger solcher Lehrmeinungen, welche die Realität der sinnlich-menschlichen Erscheinung Jesu irgendwie beeinträchtigten. Hatten schon das philosophirende Heiden- und Judenthum die Theophanien und Engelererscheinungen dadurch erklärt, daß es die Himmlischen momentan oder nur scheinbar Körper annehmen ließ, so wendete dies die christliche Gnosis auf das in Jesus erschienene Göttliche um so mehr an, je weniger man dieses Göttliche in enger und wesentlicher Verbindung mit einem mate-

riellen Leibe, als dem Sitze des Bösen, sich denken konnte. Die Anwendung geschah nun so, daß man den Leib Christi entweder für einen zwar wirklichen irdischen, aber nicht zu seinem Wesen gehörigen, sondern nur momentan angenommenen (feinerer Doketismus), oder wie die *Simonianer* (s. d.) bloß für Schein und Täuschung, oder wie *Valentinus* (s. d.) und *Bardesanes* (s. d.) für einen vom Himmel stammenden, aus ätherischem Stoffe gewebten Körper nur mit sinnlichem Scheine erklärte. Alle häretischen *Gnostiker* (s. d.) waren feinere oder gröbere Doketen, natürlich mit Ausnahme Dörer, die wie *Karpostrate* (s. d.) Christus nur in die Kategorie menschlicher Wesen stellten, oder ihm wie *Marcion* (s. d.) eine geschichtliche, sittliche Wirkung in der Menschenwelt beilegte. Indes finden sich auch neben der *Gnosis* Spuren des Doketismus, und namentlich wird im Anfange des 3. Jahrh. ein gewisser *Julius Cassianus* in Alexandria als Stifter der Doketensekte erwähnt, die freilich als solche nicht existirt hat. Ubrigens nannte die Kirche in der Folgezeit auch diejenigen Doketen, welche die Menschheit Jesu entweder, wie *Apollinaris* (s. d.), nicht vollständig anerkannten oder wie *Eutyches* (s. d.) durch das Göttliche in ihm gleichsam absorbiert werden ließen. Streitig ist, ob die Stellen bei Johannes (Evang. 1, 14; 1 Brief 1, 1; 4, 2, 3; 2 Brief 7) gegen doketistische Irrthümer, die allerdings schon in der apostolischen Zeit aufgetreten sein mögen, oder nur gegen die Leugnung der Messianität Jesu gerichtet sind. Vgl. *Niemeyer*, „*De Docetis*“ (Halle 1823).

Dokimastikon (griech.), eigentlich jede Prüfungsschrift, nennt man vorzugsweise die schriftliche Aufgabe, welche auf den Gelehrtenschulen gewöhnlich am Schlusse eines Halbjahrs oder kurz vor der Classenversetzung den Schülern zur Übertragung in die griech. oder lat. Sprache ertheilt und von diesen als Beleg der gemachten Fortschritte auf der Stelle unter der Aufsicht des Lehrers selbst ausgearbeitet werden muß.

Dokkum, eine mit Wällen und Gräben umgebene Stadt in der holländ. Provinz Friesland, in einer fruchtbaren Gegend, liegt eine Meile von der Nordsee entfernt und am *Dokkumer-Diep*, welches die Stadt mit dem *Lauwersee* und folglich mit der Nordsee verbindet und bei der Flut für die größten Seeschiffe fahrbar ist. Sie hat zwei Kirchen, ein schönes, mit einem Thurm und Glockenspiel gezieres Stadthaus und 3600 E., welche sich vom Schiffbau, von Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Eisenarbeiten, Salzraffinerie, Cichorienfabrikation, Butter- und Käsehandel nähren. D. soll einer der ältesten friesischen Orte sein. In seiner Nähe wurde 755 der Apostel der Deutschen, *Bonifacius*, nebst mehreren seiner Schüler von den heidnischen Friesen erschlagen. Im niederländ. Freiheitskampfe eroberten 1572 die Spanier die Stadt, steckten sie in Brand und ermordeten die meisten Bewohner; zehn Jahre später gelang es den Niederländern sich derselben wieder zu bemächtigen, worauf sie ziemlich stark befestigt wurde.

Dolabella (*Publius Cornelius*), geb. 69 v. Chr., vermählte sich sehr jung mit *Cicero's* Tochter, *Lullia*, die sich nachmals wegen seiner Ausschweifungen von ihm trennte. Um seine Schuldenlast los zu werden, schloß er sich im Bürgerkrieg 49 an *Cäsar* an, ließ sich, während dessen Abwesenheit von Rom nach der Schlacht bei *Pharsalus*, von einem Plebejer, *En. Lentulus*, adoptiren, wie es *Clodius* früher gethan, um Volkstribun zu werden, und trat als solcher 47 mit einem Antrag auf Erlass der Schulden auf. Darüber kam es zu Unruhen, die *Antonius* endlich mit Gewalt unterdrücken mußte. D. war hierauf im afrikanischen und spanischen Kriege *Cäsar's* Begleiter. Nach der Ermordung desselben im J. 44 vereinigte er sich mit der Partei der Mörder und erlangte nun das Consulat, das ihm *Cäsar* früher selbst für dieses Jahr zugesichert. Bald aber zog ihn *Antonius* durch Geld und die Übertragung der Provinz *Syrien* von jener Partei ab. D. verließ Rom, um sich seiner Provinz, auf die auch *Cassius* (s. d.) Anspruch machte, zu bemächtigen, erpreßte in den griech. und asiatischen Städten Geld, ließ den *Trebonius*, den er in *Smirna* überfiel, ermorden. Hierauf ward er in Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt, *Cassius* belagerte ihn in *Laodicea*, um diesem nicht in die Hände zu fallen, ließ er sich, als die Stadt eingenommen ward, durch einen seiner Soldaten 43 v. Chr. tödten.

Dolch. Der Dolch war im Mittelalter ein wesentliches Stück der Rüstung eines Ritters. Er war gewöhnlich zweischneidig, 12—18 Zoll lang und mit einem oft reich verzierten Griffe versehen. Den Namen *Misericorde* erhielt er deshalb, weil man den im Zwei-

kampf zu Boden gestreckten Gegner, wenn er nicht um Gnade bat, damit zu tödten pflegte. Dolch und Streitart waren die einzigen Waffen des Schildknappen. Mit dem Ritterwesen verschwand in Europa auch der Dolch aus der Reihe der für den Krieg bestimmten Gewehre; an seine Stelle trat das kurze Römerschwert und dann der Stofdegen. Zur Zierde wurde indessen der Dolch, der nun nur noch 4—5 Zoll lang und häufig dreischneidig geschliffen war, noch bis ins 17. Jahrh. getragen. In Italien entstand daraus das Stilet. Die Asiaten führen ihn meist als Schmuck in Form eines Messers noch jetzt im Gürtel.

Dolci (Carlo) auch **Carlino Dolce**, ein berühmter Maler der florentin. Schule, geb. zu Florenz 1616, war ein Schüler des Jacopo Vignali und starb zu Florenz 1686. Seine Werke, die meist aus Madonnen und Heiligen bestehen, tragen den Charakter an sich, den des Künstlers Name bezeichnet. Sie sind voll gefälliger Sanftheit, sodas man ihnen sogar, und oft allerdings nicht ohne Grund, charakterlose Weichheit zum Vorwurf gemacht hat. In allen seinen Bildern schimmert jene Furchtsamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis an seinen Tod beherrschte; besonders in seinen Madonnen hat er sich häufig wiederholt. In Hinsicht des auf die Ausführung seiner Werke verwendeten Fleißes nähert er sich den holländ. Meistern. Unter seinen vielen in ganz Europa verbreiteten, besonders in Florenz häufigen Werken sind die berühmtesten Cäcilie oder die Orgelspielerin, Christus, der das Brot und den Kelch segnet, Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers, die in der dresdener Galerie aufbewahrt werden, und in Paris Christus am Ölberge.

Doldengewächse (Umbelliferae) bilden eine große und sehr natürliche Pflanzenfamilie, die, mehr als 1000 Arten zählend, vorzugsweise auf der nördlichen Halbkugel heimisch ist und viele sehr nützliche Garten- und Ackergewächse sowie Heilpflanzen enthält. Der Habitus hat bei der Mehrzahl sehr viel Ubereinstimmendes, indem die Blütenstiele strahlenförmig von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehen und hierdurch die Dolden bilden. Ihre fünfzähligen Blüten sind gemeinlich unansehnlich, mit fünfzähliger Kelche, fünftheiliger Blumenkrone und doppeltem Griffel versehen; die sehr eigenthümlich gebildete Frucht besteht aus zwei nicht aufspringenden, einsamigen Kapselfn, die an der innern Seite sich berühren und daselbst an einem Säulchen befestigt sind. Die Doldengewächse sind meist Kräuter, selten Sträucher, erlangen oft eine bedeutende Höhe und haben getheilte oder zusammengesetzte, selten einfache Blätter. Die Mehrzahl enthält in Wurzel oder Samen ätherisch-ölige oder harzige, bisweilen auch scharfe und narkotische Stoffe, im letztern Falle sind sie giftig und können bei Verwechslung mit ähnlichen Formen, z. B. des Schierlings mit der Petersilie, viel Unheil anrichten, werden aber in der Hand der Ärzte zu wichtigen Heilmitteln; im erstern Falle dienen sie als Gewürze und finden einen ansehnlichen Verbrauch, wie Kümmel, Anis u. dgl. Die Wurzel einiger Doldengewächse wird durch Cultur fleischig und liefert dann Nahrungsmittel oder nützt als Viehfutter, z. B. Sellerie, Mohrrüben u. s. w. Die systematische Unterscheidung und Charakterisirung der Doldengewächse ist auch für geübte Botaniker ziemlich schwierig; Sprengel, Decandolle, Koch u. A. haben diese Gruppe speciell bearbeitet.

Döle, eine gewerbreiche Stadt im franz. Departement Jura, am Doubs in der durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegend Val d'amour, zählt 10000 E. und hat ein College, eine Musikschule, eine Schule der freien Künste, eine Bibliothek, Bildergalerie und ein Antiquitätenencabinet. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus die kolossale Domkirche Notre-Dame und unter den Plätzen der Marktplatz, ein von schönen Gebäuden eingeschlossenes Viereck. Die Haupterwerbszweige sind Strumpf-, Leder-, Mützen- und Hutfabriken. Zur Zeit der Römer führte die Stadt den Namen Dola Sequanorum und aus jener Zeit stammen noch die Reste zweier Wasserleitungen, ein Amphitheater, einige Tempelüberreste und die Straße, welche von Lyon durch D. nach dem Rhein geht. Auch findet sich hier der Anfang eines noch unvollendeten Kanals zur Verbindung der Rhone und des Rhein. Später war D. die Hauptstadt der Franche-Comté, eine starke Festung, um welche im 16. und 17. Jahrh. die Franzosen mit den Spaniern vielfach kämpften, bis 1674 die erstern die Festungswerke völlig schleiften. Auch befanden sich hier eine Universität und ein Parlament, welche beide später nach Besançon verlegt wurden. In der Nähe der Stadt erhebt sich auf einem Hügel der Cours, welcher eine reizende

Aussicht in das Doubsthal gewährt. Auch finden sich unweit Döle eine Mineralquelle und eine unterirdische Grotte.

Dolés (Soh. Friedr.), ein sehr fruchtbarer Kirchencomponist, geb. 1715 zu Steinbach in Franken, gest. 1797 als Cantor an der Thomasschule in Leipzig, war von 1744—56 Cantor in Freiberg, wo er durch die Composition eines Singspiels zur Feier des Andenkens des westfäl. Friedens, für welche der Rector Biedermann, ungeachtet einer Einnahme von 1500 Thlr., nur 30 Thlr. schickte, die D. nicht annahm, Veranlassung zu einem seiner Zeit Aufsehen machenden Streite gab, an dem auch Mattheson, D. selbst aber keinen Antheil nahm. D.'s Compositionen bestehen in einer großen Anzahl Motetten, Psalmen, Cantaten und ausgeführter Choräle. Obwohl ein Schüler Seb. Bach's, weicht D. in seinem Stile doch vielfach von diesem ab, in der Tüchtigkeit und Reinheit des Sanges ist indeß der Einfluß des Altmeisters nicht zu verkennen. — Sein Sohn gleiches Namens, geb. 1746, gest. 1796, studirte die Rechte, wurde Doctor derselben und hat sich durch Compositionen und Clavierpiel als einen geschickten Dilettanten bewährt.

Dolgoruki, eine der ältesten Fürstlichen Familien in Rußland, die ihren Ursprung von Kurik (s. d.) ableitet. Fürst Gregor D. machte sich 1608 durch die muthvolle Vertheidigung des festen Dreifaltigkeitsklosters des heil. Sergei in der Gegend von Moskau wider die Polen berühmt, welche dasselbe 16 Monate lang unter der Anführung des Jan Sapieha belagerten. — Mit Marie D. vermählte sich 1624 Michael Feodorowitsch, der erste Zar aus dem Hause Romanow, sie starb aber sehr früh. — Georg D. befehligte die Artillerie unter Zar Alexei und zeichnete sich im Kriege gegen die Polen aus. — Sein Sohn, Michael D., war Minister und Freund des Zar Feodor, ältesten Bruders Peter's I. Beide D., Vater und Sohn, wurden später, als sie Peter I. gegen die revoltirenden Strelzen vertheidigten, umgebracht. — Jakob D. war Senator unter Peter I., stand bei demselben in großem Ansehen und gehörte zu den Wenigen, welche des Zaren Zorn zu dämpfen und ihn von Ungerechtigkeiten zurückzuhalten verstanden. — Zu dem größten Ansehen gelangte die Familie unter Peter II. Iwan D. war der erklärte Günstling des jungen Zaren, welcher sich sogar 1729 mit dessen Schwester, Katharina D., verlobte. Doch an dem zur Hochzeit bestimmten Tage starb der Zar, Anna (s. d.) bestieg den Thron, befreite sich gewaltsam von den Beschränkungen, unter denen ihr der Staatsrath, dessen Häupter Iwan und Basili D. waren, die Krone übertragen hatte, und es wurde nun die ganze Familie der D. nach Sibirien verwiesen. Neun Jahre nachher verfiel dieselbe der Rache Biron's (s. d.); Iwan und Basili wurden zu Nowgorod gerädert, fünf andere auf andere Weise hingerichtet, Katharina kam in ein Kloster, zwei aus der Familie blieben bis zur Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth auf der Festung Schlüsselburg gefangen. — Basili D. befehligte im russ. Heere unter Katharina II. und eroberte 1771 in 15 Tagen die Krim, weshalb er den Beinamen Krimski erhielt. — Georg D. war ebenfalls unter Katharina II. General und zeichnete sich in den Kriegen gegen die Türken und Polen durch Tapferkeit und Energie aus. — Wladimir D. war 25 Jahre lang Gesandter Katharina's II. am Hofe Friedrich's II., dessen Zuneigung er sich erwarb. — Michael D., gleichfalls ausgezeichnet durch Kenntnisse und militairische Talente, fiel als russ. General 1808 in Finnland. — Alexei D. war in den ersten Jahren der Regierung des Kaisers Nikolaus Justizminister. — Nikolai D., der früher Generalgouverneur von Lithauen war, ist gegenwärtig Generalgouverneur von Kleinrußland, Elie D. russ. Generalmajor und Basili D., ebenfalls General. — Peter D. hat sich durch Herausgabe einer „Notice sur les principales familles de la Russie“ (Brüss. 1843) bekannt gemacht, doch dadurch des Kaisers Ungnade zugezogen.

Döll (Friedr. Wilh.), ein deutscher Bildhauer, dessen Arbeiten die innigste Bekanntschaft mit den classischen Werken der alten Kunst bezeugen, geb. in Hildburghausen 1750, studirte, vom Herzoge Ernst von Gotha unterstützt, seit 1770 in Paris unter Houdon, dann acht Jahre lang in Italien, besonders in Rom, wo Winkelmann ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte. Sein erstes Werk von Bedeutung war Winkelmann's Denkmal im Pantheon zu Rom. Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt er die Aufsicht über die herzogliche Kunstkammer und die Antikengalerie in Gotha. Hier wurde er Stifter einer Kunstschule, welche unter seiner Leitung und auf seine Anregung vieles Treffliche geleistet hat, was freilich durch

den Aufschwung, welchen die Bildhauerei in neuester Zeit genommen, verdunkelt werden mußte. Seine bedeutendsten Werke sind die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, eine große Gruppe, Glaube, Liebe und Hoffnung, in der Hauptkirche zu Lüneburg, Leibnig's Denkmal zu Hannover und Kepler's Denkmal zu Regensburg. D. starb als Professor der Bildhauerkunst zu Gotha am 30. März 1816. — Joh. Veit D., einer der trefflichsten Medailleure und Steinschneider der neuern Zeit, geb. 1750 zu Suhl in Thüringen, starb daselbst am 15. Oct. 1835.

Dollar heißt das Münzstück, nach welchem die Vereinigten Staaten von Nordamerika und, unter dem Namen Peso und Piafter, auch die Republiken Mexico, Guatemala und alle südamerik. Freistaaten rechnen. Nordamerik. Dollars gehen 8,6720 Stück auf die rauhe köln. Mark; das Stück wiegt 26,955 franz. Gramme; der Feingehalt ist 259 Grän in der rauhen köln. Mark; 9,6430 Stück gehen auf eine köln. Mark fein; der Werth beträgt 1 Thlr. 13½ Sgr. Courant. Die übrigen amerik. Dollars, Pesos oder Piafter weichen in Gewicht und Gehalt nur ganz unbedeutend von den nordamerikanischen ab.

Dollart, ein Meerbusen der Nordsee zwischen Ostfriesland und der holländ. Provinz Gröningen, am Ausflusse der Ems, 2½ M. lang und 1½ M. breit, entstand aus einem zuerst 1277 und dann insbesondere 1287 vom Meere verschlungenen Striche Landes, auf welchem zuvor an 50 größere und kleinere Ortschaften gestanden haben sollen und von denen sich nur die Insel Nessa, das Nesserland genannt, erhalten hat. Inzwischen sind doch dem Meere, besonders an der flachen ostfries. Seite, bedeutende Strecken Landes wieder abgewonnen und durch dauerhafte Eindeichungen vor ähnlichen Anfällen gesichert worden.

Döllinger (Ignaz), einer der berühmtesten Physiologen, wurde 1770 zu Bamberg geboren, wo sein Vater Leibarzt des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal und Professor der Medicin war. Seine Schulbildung erhielt er in Bamberg; dem Studium der Medicin widmete er sich anfangs ebenfalls in Bamberg, dann in Würzburg und, unterstützt vom Fürstbischof, in Wien und Pavia. Als auf letzterer Universität der Kriegsunruhen wegen 1793 die Vorlesungen geschlossen wurden, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er 1794 die Doctorwürde erhielt und gleich darauf als Lehrer der Physiologie angestellt wurde. Als 1803 die Universität zu Bamberg aufgehoben wurde, kam er noch in demselben Jahre als Professor der Physiologie nach Würzburg, wo er bald auch die Professur der Anatomie übernahm und bis 1823 mit großem Erfolge lehrte. Im letztgenannten Jahre wurde er ordentliches Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe der königlich bair. Akademie der Wissenschaften zu München, deren Acten er mit mehreren ausgezeichneten Abhandlungen bereicherte. Auch erwarb er sich großes Verdienst bei dem Bau des anatomischen Theaters, der unter seiner Leitung ausgeführt wurde. Gleichzeitig lehrte er Anatomie und Physiologie an der von Landshut nach München-verlegten medicinischen Schule. Als 1826 die Universität von Landshut nach München verlegt wurde, übernahm er wieder die Professur der Anatomie, die er, im J. 1836 zum Obermedicinalrath ernannt, bis zu seinem Tode, am 14. Jan. 1841, bekleidete. In Folge einer Verwundung bei einer Section im J. 1827 und der Cholera, die ihm 1836 dem Tode nahe brachte, war sein sonst kräftiger Körper sehr geschwächt worden, sodas auch seine Geisteskräfte in den letzten Jahren sichtlich sanken, zumal da mit diesen körperlichen Leiden auch noch amtliche Unannehmlichkeiten sich verbanden. Sein Hauptfach war die Physiologie, die sich bei ihm auf die Schelling'sche Naturphilosophie stützte, mit deren Begründer er frühzeitig bekannt und vertraut geworden war. Mikroskopische Untersuchungen beförderte er, wo er nur konnte, namentlich durch Verbesserung der dazu nöthigen Instrumente; auch hing damit seine große Geschicklichkeit in der Injection der feinem Blutgefäße zusammen. Ausgebreitete Kenntnisse besaß er in den Naturwissenschaften, die ihn in den Stand setzten, neben seinem Hauptfache auch Botanik, Mineralogie, Experimentalchemie u. s. w. vorzutragen. Seine Sammlungen bereicherten namentlich seine Söhne, deren zwei noch gegenwärtig in Rio-Janeiro leben, während ein dritter in Athen und ein vierter, Theod. D., in Moskau starb, nachdem er die franz. Colonie am Senegal besucht und 1836 die Krim und den Kaukasus bereist hatte. Einen großen Einfluß übte D. auf die Studirenden sowol durch seine Vorträge, die sich durch Klarheit und Gediegenheit auszeichneten, wie durch persönlichen Umgang mit ihnen, indem er sie durch Beispiel und

Ermahnung zum Selbstforschen anregte. Unter seinen weniger durch Zahl und Umfang als durch Gediegenheit sich auszeichnenden Werken erwähnen wir den „Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus“ (Bamb. 1805) und die „Grundzüge der Physiologie“, von denen jedoch nur des ersten Bandes erste Abtheilung (2 Hefte, Regensb. 1835) erschienen ist; ferner unter seinen Gelegenheitschriften und Programmen die „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirns“ (Frankf. 1814, Fol.), das Programm „Über den Werth und die Bedeutung der vergleichenden Anatomie“ (Würzb. 1814) und seine „Gedächtnisrede auf Sömmerring“ (Münch. 1830). — Sein Bruder, Georg Ferd. D., bair. Geh. Hausarchivar und Wirklicher Rath in München, geb. zu Bamberg um 1775, ist bekannt als Herausgeber der „Sammlung der im Gebiete der innern Staatsverwaltung des Königreichs Baiern bestehenden Verordnungen“ (20 Bde. nebst Register, Münch. 1835—39). — Joh. Jos. Ign. D., Geistlicher Rath und Professor der Theologie an der Universität zu München, bis 1826 Professor des Kirchenrechts am Lyceum zu Aschaffenburg, der Verfasser des „Lehrbuchs der Kirchengeschichte“ (Bd. 1 und 2, Abthl. 1, Regensb. 1836—38; 2. Aufl., 1843), hat sich namentlich durch die Schrift „Über gemischte Ehen“ (5. sehr verm. Aufl., Regensb. 1838) und durch sein Sendschreiben an Professor Hartes, „Der Protestantismus in Baiern und die Kniebeugung“ (Regensb. 1843), als ultramontanen Vorkämpfer bemerklich gemacht, gegen den Thiersch durch seine „Drei Sendschreiben über Protestantismus und Kniebeugung in Baiern“ (1844) geharnischt in die Schranken trat.

Dollond (John), einer der ausgezeichnetsten Optiker, der Erfinder der achromatischen Fernröhre, wurde am 10. Juni 1706 von franz. Andern, die nach der Aufhebung des Edicts zu Nantes ausgewandert waren, zu London geboren. Jung verlor er seinen Vater und war dadurch genöthigt, ein Gewerbe zu ergreifen, wiewol seine Neigung ihn von früher Jugend an zu mathematischen Studien hintrieb; des Tages an den Webstuhl gefesselt, beschäftigte er sich bei Nacht, indem er sich die Stunden des Schlafs verkürzte, mit seiner Lieblingswissenschaft und lernte so die wichtigsten Gesetze der Optik und Astronomie kennen. Damit nicht zufrieden, beschäftigte er sich auch noch mit ganz fremdartigen Wissenschaften, mit Anatomie und selbst mit Theologie, und erwarb sich in den alten Sprachen so viel Kenntnisse, um das griech. Testament ins Lateinische zu übersetzen. Sein ältester Sohn, Peter D., entschloß sich, die von seinem Vater mitgetheilten optischen Kenntnisse praktisch anzuwenden und begründete ein optisches Institut. Im J. 1752 verband sich sein Vater mit ihm und wendete von da an seinen ganzen Fleiß auf die Verbesserung der dioptrischen Fernröhre, wobei er von den ausgezeichnetsten Mathematikern und Physikern seiner Zeit aufgemuntert wurde. Nach einer Reihe umsichtig angeordneter Versuche in den J. 1757 und 1758, zu denen ihn die Untersuchungen von Klingenkierna veranlaßten, entdeckte er die ungleiche Zerstreuung der farbigen Lichtstrahlen in verschiedenen brechenden Mitteln und folgerte sofort daraus die Möglichkeit, dioptrische Fernröhre zu verfertigen, welche Bilder ohne die so störenden farbigen Ränder zeigten, wofür er von der königlichen Societät zu London die Copley'sche Medaille erhielt. Auch gelang es ihm bald, aus Flint- und Crownnglas zusammengesetzte Objectivgläser zu verfertigen, die den beabsichtigten Zweck erreichten, die ungleiche Brechbarkeit der Lichtstrahlen corrigirten und deshalb von Bevis mit dem noch jetzt üblichen Namen *achromatisch* (s. d.) bezeichnet wurden. Unstreitig war dies die bedeutendste Verbesserung, welche die Fernröhre seit ihrer ersten Erfindung erhielten. Im J. 1761 wurde D. zum Mitgliede der königlichen Societät ernannt, starb aber schon am 30. Nov. desselben J., vom Schlag getroffen. — Seine beiden Söhne, von denen sich namentlich der älteste, Peter D., bekannt gemacht, führten das optische Institut fort und verfolgten die von ihrem Vater betretene Bahn noch weiter.

Dolomieu (Déodat Guy Silvain Tancrede Gratet de), berühmt durch seine geologischen und mineralogischen Untersuchungen, geb. zu Malta am 24. Juni 1750, stammte aus Dolomieu in der Dauphiné. Er wurde noch als Kind in den Malteserorden aufgenommen und trat mit dem 18. Jahre seine Prüfungszeit an. Als er im folgenden Jahre bei seinem ersten Kreuzzuge im Mittelländischen Meere im Streite einen Offizier seiner Galeere tödtete, wurde er nach der Rückkehr vom Gericht in Malta zum Tode verurtheilt, doch im Betracht seiner Jugend vom Großmeister begnadigt, wozu, nachdem er neun Monate im

Gefängnisse zugebracht hatte, auch der Papst seine Einwilligung gab. Während seiner Gefangenschaft hatte er Geschmack an der Poesie gefunden. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück und kam nach Metz in Garnison, wo er nun seine Studien fortsetzte. Durch den Einfluß des Herzogs von Larochehoucault ward er auf den Grund einiger Arbeiten, die er 1775 im Druck erscheinen ließ, von der Akademie der Wissenschaften als Correspondent aufgenommen. Um sich ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen, nahm er seinen Abschied beim Militair, ging wieder nach Malta und begleitete 1777 den Bailli Mohan nach Portugal. Im folgenden Jahre bereifte er Spanien, 1781 Sicilien und die umliegenden Inseln, Neapel und den Vesuv, 1782 die Pyrenäen und 1783 das von dem Erdbeben verwüstete Calabrien. Geheime Mittheilungen, die er bei seiner Rückkehr dem Großmeister in Beziehung auf Neapel machte, verwickelten ihn in Malta in viele Unannehmlichkeiten; auch wurde ihm verboten, die Grenzen des Königreichs Neapel wieder zu betreten. Nachdem er 1789 und 1790 die Gebirge Italiens, Tirols und Graubündtens durchforscht und seine Sammlungen von Malta abgeholt hatte, kam er im Mai 1791 nach Frankreich, wo er sich auf das Landgut seines als Opfer der Volkswuth umgekommenen Freundes, des Herzogs von Larochehoucault, Roche-Guyon, zurückzog. Nach dem 9. Thermidor begann er aufs neue seine geologischen Reisen in Frankreich, stets zu Fuß, den Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. Im J. 1796 wurde er zum Ingenieur und Professor, und bei der Einrichtung des Instituts zu dessen Mitgliede ernannt. Die Expedition nach Aegypten bot ihm eine willkommene Gelegenheit, dieses Land zu besuchen; allein die Besetzung Malta's durch Napoleon verbitterte ihm die ganze Unternehmung, und bald sah er sich durch die Lage, in welche die Armee in Aegypten gerieth, in Unthätigkeit versetzt. Im März 1799 schiffte er sich wieder nach Europa ein; unterwegs bekam das Fahrzeug einen Leck, so daß man nur mit Noth Tarent erreichte. Hier behandelte man die Mannschaft als Kriegsgefangene, und als sie endlich freigelassen werden sollte, erkannte man D. und behielt ihn fest. Einundzwanzig Monate mußte er in einem ungesundem Gefängnisse Mißhandlungen und Entbehrungen aller Art erdulden. Man versagte ihm selbst Bücher und Schreibmaterialien; allein seine Geistesstärke hielt ihn aufrecht. Einige Bücher, die er der Aufmerksamkeit seiner Wächter entzogen hatte, benutzte er, um an ihren Rand mit einem Holzstifte und mit Lampenruß seine mineralogisch-philosophischen Forschungen aufzuzeichnen. Nachdem er in Folge des am 15. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossenen Friedens seine Freiheit erlangt hatte, bestieg er den durch Daubenton's Tod erledigten Lehrstuhl der Mineralogie am Museum der Naturgeschichte. Ungeachtet seiner durch die Gefangenschaft geschwächten Gesundheit unternahm er im Herbst 1801 eine Reise in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und der Dauphiné, auf welcher er zu Chateauneuf am 28. Nov. 1801 starb. Mit der größten Leidenschaft für die Geologie verband D. alle dazu erforderliche physische und moralische Eigenschaften. Daß der Tod ihn verhinderte, seine Ansichten und Beobachtungen in ein Ganzes zusammenzufassen, ist ein großer Verlust für die Wissenschaft. Die unter dem Namen Dolomit bekannte magnesiashaltige Abänderung des Kalksteins, die sich besonders häufig in der Nähe von durchgebrochenen Porphyrmassen, z. B. im Fassathale findet, ist nach ihm benannt.

Dolz (Joh. Christian), ein nicht nur um die Rathsfreischule in Leipzig, sondern auch um die praktische Pädagogik überhaupt sehr verdienstlicher Schulmann, wurde am 6. Nov. 1769 zu Golsen in der ehemaligen Niederlausitz geboren, wo sein Vater Zolleinnehmer war. Er besuchte von 1782 an das Lyceum zu Lübben, wo Thierne, dann Suttinger seinem Talente die erste Richtung gaben, und studirte seit 1790 zu Leipzig Theologie, wo er sich unter Rosenmüller's Anleitung zum geschickten Katecheten ausbildete und 1791 die Würde eines Magisters der freien Künste sich erwarb. Seine Bekanntschaft mit Plato (f. d.), der als geschickter Pädagog die 1792 gestiftete Freischule leitete, bestimmte ihn für das Schulfach, und 1793 nahm er zuerst als freiwilliger Mitarbeiter an gedachter Anstalt thätigen Antheil, der er auch bis zu seinem Tode treu blieb, obgleich sein Gehalt sehr gering war, und mehre ehrenvolle Rufe an ihn ergingen, so 1796 als Director des Schullehrerseminars in Dresden, dann als Schloßprediger und Director des Waisenhauses in Sorau, 1804 als Vicedirector an die neue Bürgerschule in Leipzig, 1807 als Director der neuen Bürgerschule

zu Raumburg, bald darauf als Professor der Moral in Wittenberg und 1818 als Director der Friedrich-Augustschule in Dresden. Im J. 1800 wurde er zum Vice-director der Rathsfreischule ernannt, und von 1805 an redigirte er die lange beliebte „Jugendzeitung“. Nach dem Tode des verdienten Directors Plato, mit dem er stets in einer musterhaften collegialischen Freundschaft lebte, wurde er 1833 zum Director der durch sein und Plato's Verdienste zu einer Musterschule erhobenen Freischule ernannt. Er starb, nachdem er im Nov. 1841 sein Magisterjubiläum und im Apr. 1842 das fünfzigste Stiftungsfest der Rathsfreischule gefeiert hatte, am 1. Jan. 1843. Seine Persönlichkeit war höchst liebenswürdig. Von seinen überaus zahlreichen Schriften erwähnen wir seine „Katechetischen Unterredungen über religiöse Gegenstände“, in vier Sammlungen (3. Aufl., Lpz. 1818), „Neue Katechisationen über religiöse Gegenstände“, in fünf Sammlungen (2. Aufl., Lpz. 1827), „Katechetische Anleitung zu den ersten Denkbüchern der Jugend“ (2 Bde., 6. Aufl., Lpz. 1836—37) und „Katechetische Jugendbelehrungen“ (5 Bde., Lpz. 1805—18), die zu ihrer Zeit Epoche machten. Ebenso verdienstlich sind mehre seiner Lehrbücher, namentlich der „Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte“ (7. Aufl., Lpz. 1825), „Die neuesten Ereignisse von 1812—20“ (Lpz. 1821), „Die neuesten Ereignisse von 1820—35“ (Lpz. 1836), „Leitfaden zum Unterrichte in der sächs. Geschichte“ (3. Aufl., Lpz. 1823) und „Grundriß der allgemeinen Religionsgeschichte“ (2. Aufl., Lpz. 1826). Außerdem erwähnen wir noch von ihm, J. G. Rosenmüller's Leben und Wirken“ (Lpz. 1818), „Verlauf einer Geschichte der Stadt Leipzig“ (Lpz. 1818), den „Anstandslehrer“ (3. Aufl., Lpz. 1824) und „Die Rathsfreischule in Leipzig während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens“ (Lpz. 1841).

Dom, der portug. Titel, ist gleichbedeutend mit dem span. *Don* (s. d.).

Dom oder **Domkirche**, in den Urkunden gewöhnlich **Thumb** geschrieben, im südlichen Deutschland auch **Münster** (s. d.), nannte man seit dem Mittelalter jede Kirche, in welcher ein Bischof oder Erzbischof das Amt verwaltete (s. **Kathedrale**); zuweilen auch die Collegiatkirchen. Der Name kommt ohne Zweifel von dem lat. *Domus*, Haus, d. i. Haus des Herrn, her. Im franz. Sprachgebrauche, der aber auch ins Deutsche übergegangen ist, bedeutet *Dôme* ausschließlich so viel wie **Kuppel**.

Domainen nennt man solche landwirthschaftlich benutzte Grundstücke, welche dem Staate oder seinem Oberhaupte als solchem zustehen. Sie unterscheiden sich von andern im öffentlichen Eigenthume befindlichen, aber unmittelbar für öffentliche Zwecke benutzten Bodentheilen, z. B. Straßen, Gebäuden für öffentliche Behörden u. s. w., dadurch, daß sie lediglich, um einen pecuniären Ertrag aus ihnen zu ziehen und als reiner Vermögenstheil behauptet werden, von den Charoullgütern dadurch, daß diese reines Privateigenthum des Souverains sind, während die Kammergüter stets mit der Eigenschaft als Staats- oder doch als Hausgut belastet bleiben. Die Domainen sind in dreifacher Hinsicht zu betrachten; in staatsrechtlicher, in politischer und in wirthschaftlicher. In staatsrechtlicher Hinsicht ist es eine sehr bestrittene Frage, wem eigentlich das Eigenthum der Domainen zustehet, und durch die mancherlei Wandelungen sowol der geschichtlichen Verhältnisse als der staatsrechtlichen Theorie ist sie um Vieles dunkler und zweifelhafter geworden. In einigen Staaten des Alterthums finden wir ein eigentliches Staatsgut, sofern ein Theil des Gebiets geradezu ausgeschieden wurde, damit von seinem Ertrage das Gemeinwesen erhalten würde. In den german. Staaten findet sich in den ältesten Zeiten wol ein Gemeineigenthum, was von allen Mitgliedern der Gemeinde benutzt wurde, aber nicht ein Staatsgut, wie überhaupt kein Staat im heutigen Sinne. Die Gesamtheit gab nicht ihrem Regenten die Dotation zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, sondern gerade umgekehrt, Der wurde Regent, der aus eigenen Mitteln die Kosten der Ausübung seiner Rechte bestreiten konnte, und es ist keine Frage, daß unter diesen Völkern nicht leicht irgend eine Dynastie sich erheben konnte, die nicht auf großes Grundeigenthum gestützt gewesen wäre. Nun fügte es sich aber, daß solche Dynastien vertrieben wurden, andere an ihre Stelle an die Spitze des Staats traten und dabei auch die Güter ihrer Vorgänger in der Regierung mit an sich zogen. Manches Gut ward von den Fürsten auf Privatwegen, manches ward aber auch durch ihre öffentliche Stellung erlangt. In den deutschen Ländern erhielten die Fürsten in ihrer Eigenschaft als Reichsbeamte Besitzungen angewiesen, die Eigenthum des Reichs waren und die sie mit ihren Erbgütern vermischten. Bei der Kirchen-

reformation und wieder in Folge der Revolutionskriege wurden viele Kirchengüter eingezogen und zu Domainen gemacht, und die konnten unmöglich als fürstliches Privatgut betrachtet werden. Im Kriege nahm der Eroberer die Domainen in Besitz, während er reines Privateigenthum, auch der fürstlichen Familie, freiließ. Auch waren die Domainen von Anfang an mit der Pflicht belastet, daß von ihnen, nächst dem Unterhalte des fürstlichen Hauses und Hofes, der Staatsaufwand, soweit ihr Ertrag zureichte, bestritten werden sollte, und die Steuern waren eigentlich nur Supplemente des Fehlenden. Unter all diesen Umständen und bei dem in Praxis und Theorie sich seit dem Anbrechen der neuern Zeit immer offener kundgebenden Übergange der Auffassung der fürstlichen Würde aus einem öffentlichen, statt des frühern privatrechtlichen Gesichtspunktes, war es sehr natürlich, daß auch die rechtliche Eigenschaft der Domainen einen von allem andern Eigenthume verschiedenen, eigenthümlich gemischten Charakter annahm. Man betrachtete diese Güter als dem fürstlichen Hause zuständig, den regierenden Fürsten als ihren Verwalter und Nutznießer, sie selbst aber doch auch mit Beiträgen zu der Staatsverwaltung belastet und von der Krone unzertrennlich. Bei einer solchen, im Ganzen doch zweifelhaften Eigenschaft der Domainen, und da sie so verschiedene Seiten darbieten, erklärt sich wol, daß sie praktisch nach Lage der Umstände verschieden beurtheilt wurden. Bei dem Erlöschen einer Dynastie in männlichen Erben, wo die weiblichen Erben wol auf die Domainen oder Entschädigung dafür Anspruch erhoben, sind diese Ansprüche meist abgewiesen, oder mit einem kleinen Betrage abgefunden worden. Dagegen bei den Mediatisirungen wurden die Domainen als reines Privateigenthum betrachtet und als solches der in den Privatstand tretenden Dynastie überlassen. Gegenwärtig finden sich im Wesentlichen folgende Verhältnisse. In einigen Staaten, besonders größern außerdeutschen, sind die Domainen ganz zu reinem Staatsgute erklärt und außer allen Bezug mit der Krone gebracht worden, haben sich auch durch Veräußerung sehr vermindert. In andern wurde im Wesentlichen das oben bezeichnete Verhältniß gesetzlich. Davon wichen wieder die Staaten ab, die, wie besonders mehre deutsche constitutionelle Staaten, die Verwaltung und Nutznießung der Domainen den Staatsbehörden und Staatskassen sicherten, ohne doch alle Beziehung derselben auf die landesfürstliche Familie aufzuheben. In Sachsen ward ausdrücklich der Wiedereintritt des frühern Verhältnisses für den Fall vorbehalten, wo die Stände nicht mehr das verfassungsmäßige Minimum der Civilliste bewilligen wollten. In noch andern hat man die Domainen, oder einen größern Theil derselben, der fürstlichen Familie zur Grundlage ihres standesmäßigen Unterhalts statt einer Civilliste überlassen. In noch andern, besonders kleinern, haben sie ganz die private Eigenschaft, aber als eine fideicommissarische und mit den Hauptkosten der Staatsverwaltung belastet, bewahrt. So lange die Domainen aus dem frühern Gesichtspunkte betrachtet wurden, lag es im Interesse der Landstände, eine Verminderung derselben zu verhindern, und es hat dasselbe einen großen Theil der frühern ständischen Thätigkeit ausgemacht; es sind auch die damals nöthigen Cautelen zum Theil in solche neuere Verfassungen übergegangen, in denen nicht mehr die gleichen politischen Gründe dafür sprechen. Was die politische Seite anlangt, so haben sie in den größern Staaten, wo sie in Vergleich zu dem Gesamtbetrage des Staatseinkommens sehr unerheblich geworden sind und wo sich mit Sicherheit ermessen läßt, daß eine Revolution, welche das Fürstenhaus vom Throne drängen könnte, demselben die Domainen gewiß nicht als Mitgift lassen würde, eigentlich gar keine höhere politische Bedeutung mehr. Sie haben sie im Wesentlichen nur da, wo sich ihre Eigenschaft als Hauseigenthum noch in starker Geltung erhalten hat und das Einkommen des Fürstenhauses ganz auf sie basiert ist, und am meisten haben sie eine solche in den kleinern deutschen Fürstenthümern, in denen sie den Haupttheil des ganzen öffentlichen Einkommens bilden und der Fürst aus ihnen den größern Theil des Staatsbedarfs noch in alter Art bestreitet. Endlich sind sie wirthschaftlich manchen Einwendungen ausgesetzt. Es ist erwiesen, daß eine Selbstbewirthschaftung derselben durch den Staat in unsern Zeiten, wenigstens in Staaten von schon einigem Umfange, weder für die Güter noch für die Staatskassen von Vortheil ist, sondern daß immer noch die beste Benutzungsweise derselben der Zeitpacht bildet. Kann nun auch bei dem Zeitpachte eine leidliche, ja gute Bewirthschaftung erzielt werden, wenn man bei der Verpachtung mit Umsicht verfährt und in dem Pächter das Vertrauen erweckt, daß er bei redli-

dem Verfahren in dem Verhältnisse werde belassen werden, so ist es doch für kein Gut von Vortheil, wenn es niemals in die Hände von Eigenthümern kommt; so ist doch vieler Mißbrauch mit Bauten, Pächterlassen u. s. w. möglich; so wird jedenfalls auf diesem Wege ein weit geringerer Ertrag gewonnen, als die Summe abwerfen würde, die man bei einer allmähigen, umsichtigen Veräußerung als Kaufpretium erlangen würde und es würde durch eine solche Veräußerung wieder ein ansehnlicher Bodenanteil aus einer todten Hand gebracht werden. Will man einzelne Domainen als Musterwirthschaften behandeln, so ist das dann eine Sache, bei der der finanzielle Gesichtspunkt wegfällt. Nur in den erwähnten kleineren Staaten, wo die Domainen einen verhältnißmäßig großen Betrag bilden, würden politische Gründe entschieden gegen eine vollständige Veräußerung sprechen, und man würde nicht wissen, was man mit dem Kaufpretium anfangen und wie man es sichern sollte. Hier bietet eine wohlgeleitete Vererbpachtung einen zweckmäßigen Ausweg.

Dombasle (Jos. Alex. Matthieu de), ein berühmter franz. Agronom, geb. 1777 zu Nancy, widmete sich der Landwirthschaft, zugleich aber mit Eifer dem Studium der Chemie, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, wichtige Verbesserungen in der Landwirthschaft einzuführen. Vorzüglich war er beflissen, neuen landwirthschaftlichen Geräthen und der Fruchtwechselwirthschaft in Frankreich Eingang zu verschaffen. Um seinen Plan erfolgreicher durchführen zu können, trat er 1822 mit Bertier, dem Besitzer des Gutes Noville, in Verbindung und gründete daselbst eine Musterwirthschaft, deren Leitung er selbst übernahm, und in der er auch die Merinoschafzucht einführte. Der glückliche Fortgang, den diese Wirthschaft nahm, die gelungenen Verbesserungen, die sich bald auch nach andern Orten verpflanzten, und seine trefflichen Schriften erwarben ihm den Namen eines zweiten Thaer. Er starb zu Nancy am 27. Dec. 1843, und man beabsichtigt, ihm in Noville ein Denkmal zu errichten. Vgl. seine „Annales agricoles de Noville“ (6 Bde.). Außerdem schrieb er „Essai sur l'analyse des eaux naturelles par les réactifs“ (Par. 1810), „Description des nouveaux instruments d'agriculture“ (Par. 1821—22), „Théorie de la charrue“ (Par. 1821), „Calendrier du bon cultivateur“, „Agriculture pratique et raisonnée“ (2 Bde., Par. 1825), „Instruction sur distillation de grains et de la pomme de terre“ (Par. 1827) und in neuerer Zeit Mehres über Runkelrübenzuckerbereitung.

Dombrowski (Jan Henryk), poln. General, geb. am 29. Aug. 1755 zu Pierszowice, einem in der krakauer Wojewodschaft gelegenen Familiengute, verlebte die ersten Jugendjahre zu Hoyorswerda, wo sein Vater als kursächs. Oberster mit seinem Regimente stand. Obgleich in Deutschland erzogen und seit 1770 in sächs. Militärdiensten, eilte er 1792 unverzüglich nach Warschau, als die Nationalversammlung zusammentrat. Er wohnte dem Feldzuge der Polen gegen Rußland bei und wurde 1793 Vicebrigadier unter dem General Bysszewski. Während der Insurrection unter Kosciuszko im J. 1794 unternahm D. die Unterstützung des Aufstandes im Posenschen. Nach Kosciuszko's Gefangenehmung zog er sich zwar sehr geschickt nach Warschau zurück, mußte sich jedoch, nachdem Warschau von Suwarow erstürmt war, bei Radostyce ergeben. Vergebens bot ihm Suwarow Kriegsdienste an; über Berlin, wo ihm gleiche Anträge von Seiten Preußens gemacht wurden, begab er sich nach Paris. Auf D.'s Vorschlag im Kriegsrathe zu Warschau, daß das noch 40000 M. starke Heer, den König an der Spitze, sich nach Frankreich durchschlage, war man nicht eingegangen. Als in Paris der Plan zur Errichtung einer Legion aus exilirten Polen entstanden, sendete das Directorium D. zur Ausführung desselben zu Bonaparte nach Italien, und bald strömten auf D.'s Aufruf aus Mailand im J. 1796 die Polen von allen Seiten herbei. Unter D.'s Führung nahm die poln. Legion an den Waffenthaten der franz. Heere in Italien Theil, worauf sie am 3. Mai 1798 in Rom einzog. Die Mannszucht seiner Truppen erwarb D. die Achtung der Römer in so hohem Grade, daß ihm der Senat die türk. Standarte überreichen ließ, welche Sobieski bei dem Entsätze von Wien 1683 erbeutet und der Kirche zu San-Loretto geschenkt hatte. Glänzende Beweise seiner Tapferkeit gab D. in dem Feldzuge von 1799—1800 unter Souvion Saint-Cyr und Masséna, bis ihn eine in den Apenninen erhaltene Wunde auf einige Zeit außer Thätigkeit brachte. Auf Napoleon's Befehl bildete er nach der Schlacht bei Marengo mit Beihülfe des Generals Wielhorski zwei neue poln. Legionen, doch mit der Wegnahme des wichtigen Postens von Casa-bianca bei

Veschiera am 13. Jan. 1801 hörte seine militairische Wirksamkeit in Italien auf. Nach dem Frieden von Amiens trat er als Divisionsgeneral in die Dienste der Cisalpinischen Republik. Nach der Schlacht bei Jena foderte Napoleon ihn und Wybicki auf, unterm 1. Nov. 1806 einen Aufruf zum Aufstande an seine Landsleute zu erlassen, der von außerordentlicher Wirkung war. Einem Triumphzuge glich D.'s Einzug in Warschau an der Spitze zweier poln. Divisionen. Im Verein mit den sächs. und bad. Truppen belagerte er hierauf Danzig. Nach dem Gefechte bei Graudenz nahm er seine Stellung am linken Weichselufer. Bei Dirschau und Friedland, wo seine Division viel zum Siege beitrug, wurde er verwundet. Im Feldzuge von 1809 führte er mit fliegenden Corps mehre kühne Manoeuvres gegen die Östreicher, die Posen bedrohten, aus. Im J. 1812 befehligte er eine der drei Divisionen des fünften Armeecorps. Auf dem Rückzuge der franz. Armee trug er an der Spitze seiner Division und des fast gänzlich aufgelösten Poniatowski'schen Corps zur Förderung des Übergangs über die Beresina wesentlich bei und wurde durch eine Flintenkugel in der Hand verwundet. Im J. 1813 zeichnete er sich, mit seinen Polen einen Theil des siebenten Armeecorps bildend, besonders in den Treffen bei Teltow, Großbeeren und Jüterbogk aus, in der Schlacht bei Leipzig behauptete er bis zum letzten Augenblicke des Rückzugs die wichtige Stellung, an die sich der linke Flügel der franz. Armee lehnte, und vertheidigte mit großer Unererschrockenheit die hallische Vorstadt gegen die Angriffe der Preußen. Nach der Abdankung Napoleon's kehrte er nach Polen zurück und wurde 1815 von Alexander zum General der Cavalerie und zum Senator Wojewoden der poln. Landstände ernannt. Doch schon 1816 trat er aus dem Staatsdienste und zog sich auf sein Landgut Wina-Gora im Großherzogthum Posen zurück, wo er der Landwirthschaft und den Wissenschaften lebte. Seine Geschichte der poln. Legionen in Italien machte er in der Handschrift der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften nebst seiner nicht unbedeutenden Bibliothek und andern Merkwürdigkeiten zum Geschenke. Nach kurzer Krankheit starb er am 6. Juni 1818.

Domcapitel oder **Thumcapitel** heißt, zum Unterschiede von dem Collegiatcapitel an Collegiatstiftskirchen (s. d.), das Capitel (s. d.) oder Collegium der Kanonici (s. d.), Capitularen-, Stifts- oder Domherren an einer bischöflichen oder erzbischöflichen Kirche (s. Kathedrale), das gewöhnlich aus einem Propst, Dechant, Scholasticus, Cantor, Custos und einer Anzahl Domherren besteht, besondere von denen des Bischofs geschiedene Rechte übt, ihn in wichtigen Kirchensachen berathet, in Abwesenheit oder beim Tode desselben die Regierung des Stiftes führt, den neuen Bischof wählt und mit Einfluß des Bischofs das Domstift (s. Stifft) bildet.

Domenichino, s. Zampieri (Domenico).

Domenico, s. Burchiello.

Domicil heißt im Allgemeinen der Ort, wo Jemand sich bleibend aufhält. In der Regel steht Jeder auch unter den Gesetzen und Gerichten seines Domicils, doch machen die Rechte der einzelnen Staaten sowol in dieser Hinsicht manche Ausnahme, als auch in Betreff der sich zunächst daran knüpfenden Heimatsangehörigkeit. (S. Heimath.) Man unterscheidet in der Jurisprudenz ein domicilium voluntarium, d. i. freiwilliges Domicil, von dem domicilium necessarium, d. i. nothwendigem Domicil, welches letztere bei den durch ihre amtliche Stellung oder sonstige, z. B. militairische, Dienstverhältnisse an einen bestimmten Ort gewiesenen Personen, sowie bei den Ehefrauen, welche das Domicil ihres Mannes theilen, stattfindet.

Dominante nennt man die fünfte Stufe jeder Tonart, die als wesentlicher Bestandtheil der beiden Hauptaccorde einen vorherrschenden Charakter erhält. Die Dominant-Harmonie, der Dominant- oder Leitaccord, besteht vollständig aus der Dominante, deren Terz, Quinte, Septime und None, von denen im vierstimmigen Sage meist die None, seltner die Quinte oder Septime ausbleibt. Unterdominante heißt die fünfte Stufe unter dem Grundton, also die vierte der Tonleiter.

Domingo oder **San-Domingo**, die frühere Hauptstadt der Insel Haiti, mit einem guten Hafen, und ein wichtiger Stapelplatz, erhebt sich mit ihren Befestigungen sehr malerisch auf dem gebirgigen, von schöner Vegetation bedeckten Ufer der Westküste der Insel. Sie zählt gegen 12000 E. und ist der Sitz eines katholischen Bischofs und einer Universität. Gegründet

wurde sie durch Crist. Colombo. Nach ihr erhielt nachmals die ganze Insel den Namen Domingo, bis dieselbe 1803 den ursprünglichen Namen Haiti wieder annahm. Nach Colombo's Anordnung wurde seine irdische Hülle in der schönen, im gothischen Stil erbauten Kathedrale zu D. beigefest; als aber der span. Antheil der Insel 1796 an die Franzosen kam, ließen die Nachkommen desselben seine Gebeine nach Cuba schaffen.

Dominica (nämlich dies, d. i. Tag). Tag des Herrn, wird in der christlichen Kirche der Sonntag (s. d.) als Tag der Auferstehung Christi genannt. Die erste Spur dieser Bezeichnung findet sich Offenbarung Joh. 1, 10. — **Dominicum** hieß bei den Kirchenvätern nicht selten das Kirchengebäude und das Herrenmahl.

Dominica oder **Dominique**, eine brit. Insel von 14 □ M. zwischen Guadeloupe und Martinique in Westindien, welche ein eigenes Gouvernement bildet, wird von vielen vulkanischen Gebirgen durchzogen, auf welchen mehre Flüsse entspringen, und hat treffliche Buchten. Man findet daselbst Berge, welche Rauch ausstoßen, andere, aus denen Schwefel hervorgetrieben wird und wieder andere mit heißen Quellen und Erdbsteichen in den Vertiefungen. In den fruchtbaren Thälern gedeihen alle Arten Tropengewächse, namentlich werden Kaffee und Zucker, außerdem Indigo, Baumwolle, Bananen, Bataten, Gemüse und Obst gewonnen. Ihre Bewohner, etwa 26000, haben meist brit. Sprache und Bildung angenommen; sie bestehen aus ungefähr 800 Weißen, 1500 freien Farbigen und 24000 freigeordneten Sklaven; die ältern Bewohner, die Kariben, scheinen ganz verschwunden zu sein. Seit der Entdeckung der Insel durch Crist. Colombo machten sich fortwährend England und Frankreich den Besitz derselben streitig, bis der Friede zu Fontainebleau im J. 1762 die Engländer als Herren derselben anerkannte. Zwar mußte England dieselbe 1802 an Frankreich abtreten; allein durch den Frieden von 1814 wurde es wieder in den Besitz derselben gesetzt. Die wichtigsten Orte der Insel sind die Hauptstadt Roseau mit einem besetzten Hafen und wichtigem Handel und Portémouth.

Dominicaner nannten sich die Glieder des 1215 zu Toulouse von Dominicus (Domingo) de Guzman gestifteten Predigerordens (praedicatorum). Ihr Stifter, geb. 1170 zu Calarvejo in Altcastilien, hatte sich in seiner Jugend einen hohen Grad wissenschaftlicher Bildung angeeignet und wurde 1199 Kanonikus und Archidiacon zu Osma in Castilien. Als er seit 1205 mit seinem Bischofe, Diego von Azebes, Südfrankreich bereiste, um die dortigen Keger zu bekehren, fand er, daß der Mangel an Volksunterricht und die Verweltlichung der Geistlichkeit die Sektirerei befördere, und gründete deshalb zur Predigt und Seelsorge für das Volk den gedachten Orden, der von Innocenz III. und Honorius III. im J. 1216 bestätigt wurde. Außer der etwas veränderten Regel des heil. Augustinus nahm der Orden 1219 die der Karthäusertracht ähnliche weiße Kleidung und 1220 auf dem ersten Generalscapitel das Gelübde der Armuth an. D. starb zu Bologna 1221 und wurde von Gregor IX. 1233 kanonisiert. Die schon 1206 von ihm gestifteten und seit 1218, wo er auch ein Nonnenkloster zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten **Dominicanerinnen**, welche weiße Kleidung mit schwarzem Mantel und Schleier trugen, folgten derselben Regel, waren aber zugleich zur Arbeitsamkeit verpflichtet. Dazu kam noch eine dritte Stiftung, die Ritterschaft Christi, ursprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zur kriegerischen Bekämpfung der Keger, der sich nach dem Tode des Stifters in den Orden von der Buße des heil. Dominicus für beide Geschlechter verwandelte und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht, hier wie in andern Orden **Tertiärer** genannt. Ohne Gelübde abzulegen, hatten diese letztern für die Beobachtung einiger Fasten und Gebete die Zusicherung großer geistlicher Vortheile und blieben in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten sich, besonders in Italien, zum Klosterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die heil. Katharina von Siena (s. d.) die berühmteste war. Der Glanz apostolischer Armuth, womit die Dominicaner sich umgaben, die Vorrechte, die sie erhielten, und der Umstand, daß sie bereits 1230 einen theologischen Lehrstuhl an der Universität zu Paris sich erkämpft hatten, förderten ihre schnelle Verbreitung und ihr Ansehen. (S. Bettelmonche.) Nicht nur in ganz Europa, auch in den Küstenländern von Asien, Afrika und Amerika hatten sie Klöster und Missionare. Ihre monarchische Verfassung, welche alle Provinzen und Zweige des

Ordens zu einem Ganzen unter einem Magister ordinis verband, sicherte ihre Dauer und den Zusammenhang ihrer Bestrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Durch ihre Predigten sowie durch Missionen machten sie sich im Zeitalter ihrer Stiftung höchst gemeinnützig; mehre große Gelehrte, wie Albert der Große (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.), der ihr Normaltheolog ist, u. A. gingen aus ihrer Mitte hervor; allein fürchtbar wurden sie als Handhaber der Inquisition (s. d.), die ihnen zuerst von Gregor IX. im J. 1232 und später in Spanien, Portugal und Italien ausschließlich übertragen wurde. Nachdem sie 1425 die Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten sie sich vom Betteln und beschäftigten sich im Genuße reichlicher Pfründen mehr mit der Politik und den theologischen Wissenschaften. Seit ihrer Entstehung hatten sie an den Franciscanern (s. d.) Nebenbuhler gehabt und Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung sich in den Feindseligkeiten der Thomisten und Scotisten (s. Scholastiker) auf spätere Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren, bis in das 16. Jahrh., wo sie allmählig durch die Jesuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt und auf ihren ursprünglichen Beruf zurückgewiesen wurden. Neues Gewicht erhielten sie durch das Recht der Bücherzensur, die 1620 dem Magister des heiligen Palastes zu Rom, der stets ein Dominicaner ist, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit ihrer Missionen in Amerika und Ostindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster, die in 45 Provinzen und 12 besondere Congregationen getheilt waren. Zu den letzten gehörten die Nonnen von der Anbetung des heil. Sacraments in Marseille, die Le Quin 1636 mit verschärfter Regel stiftete und ihnen schwarze Kleidung mit weißem Mantel und Schleier vorschrieb. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Sicilien und Amerika; in Italien sucht er sich mühsam wieder zu erheben.

Dominiren bedeutet in der militairischen Sprache das Überhohen des Terrains oder auch das Beherrschen desselben vermöge der Feuerwirkung. Dieses letztere wird häufig überschätzt, da die Schüsse von der Höhe nach der Tiefe keineswegs immer die wirksamsten sind. Der Hauptvortheil eines dominirenden Terrains besteht darin, daß man das Dominirte übersehen, folglich auch wahrnehmen kann, was der Feind daselbst vornimmt.

Dominiis (Marcus Antonius), ein durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine merkwürdigen Schicksale ausgezeichnete Mann, geb. 1561, gehörte der Familie des Papstes Gregor X. an und war seit 1602 Bischof zu Spalatro und Primas von Dalmatien und Kroatien. Der häufige Umgang mit Protestanten machte ihn deren Grundsätzen geneigt, und als er in Folge seiner freieren Denkungsart von Paul V. nach Rom gefodert wurde, floh er 1616 nach England, wo er an König Jakob I. einen Beschützer fand. In England trat er zum Protestantismus über, wurde Geistlicher der anglicanischen Kirche, widerrief aber, als er sich für seinen Übertritt nicht genugsam entschädigt dünkte, auf öffentlicher Kanzel seine protestantischen Ansichten und floh, aus England verbannt, nach Brüssel, wo er 1622 wieder zur katholischen Kirche zurücktrat. Als er im folgenden Jahre Rom besuchte, wurde er von dem Papste sehr gut aufgenommen, bald darauf aber, da er sich wieder in theologische Kämpfe einließ, ins Gefängniß gebracht, in welchem er auch, wie man sagt, 1625 an Gift starb. Das Verdienst, die erste richtige Erklärung des Regenbogens in seinem Werke „*De radiis visus et lucis*“ (1611) gegeben zu haben, wurde ihm von Vielen beigelegt, aber selbst ein Landsmann, Tiraboschi, gesteht, daß dem Descartes und Newton diese Ehre gebühre. In England schrieb D. „*De republica ecclesiastica*“ (2 Bde., Lond. 1617—20), worin er die Satzungen der röm. Kirche mit Scharfsinn bestritt; auch gab er hier zuerst *Sarpi's* (s. d.) „*Geschichte des tridentiner Concils*“ pseudonym heraus.

Domino hieß früher die Wintertracht der Geistlichen, die, nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Gesicht vor der Witterung schützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, bestehend in einem langen seidenen Mantel mit weiten Ärmeln. Auch führt diesen Namen ein aus Frankreich nach Deutschland verpflanztes Spiel.

Domitianus (Titus Flavius), röm. Kaiser von 81—96 n. Chr., ein Sohn des Vespasianus, geb. 51 n. Chr., befand sich in Rom, als sein Vater zum Kaiser ausgerufen wurde, und behauptete, bis dieser selbst aus dem Orient zurückkehrte, mit Mucianus für ihn

Italien. Unter Vespasian's und seines Bruders Titus' Regierung ward er von der Verwaltung des Staats ferngehalten; nach des Titus Tode, welchen er veranlaßt oder doch beschleunigt zu haben verdächtigt war, bestieg er den Thron. Gute Gesetze und strenge Beaufsichtigung der Beamten bezeichneten den Anfang seiner Regierung; doch nur zu bald überließ er sich seinem Hang zu finsterner Grausamkeit. Die *Delatoren* (s. d.) hatten unter ihm, wo jede freie Äußerung als Verbrechen galt, freies Spiel. Die Reichen wurden beraubt, damit das Volk und Heer durch Geschenke beim Guten gehalten werden könne. Bekannt ist, wie D. einst Senatoren und Ritter, die er zum Gastmahl lud, durch alle Schrecken des Todes ängstigte und erst wieder entließ, nachdem er sich an ihrer Todesangst genugsam geweidet hatte. In seinen eigenen kriegerischen Unternehmungen war er nicht glücklich; ein Zug gegen die Satten blieb, obwol D. nachher einen Triumph feierte, sieglos, doch wurden wenigstens jenseit des Mittelrhein Befestigungen gegen die Germanen aufgeführt; von dem Dacier *Decebalus* (s. d.) aber konnte der Friede nur durch Bewilligung eines Tributs erlangt werden. Desto siegreicher hatte in Britannien *Agriola* (s. d.) gefochten, bis ihn im J. 85 D. aus Neid und Eifersucht abrief. Als durch die Grausamkeit des Kaisers zuletzt selbst seine nächsten Umgebungen sich bedroht sahen, bildete sich eine Verschwörung, an der seine eigene Gemahlin *Domitia* Theil nahm; durch einen Freigelassenen *Stephanus* ward er in seinem Schlafgemach am 18. Sept. 96 ermordet.

Domitius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das in den letzten Zeiten der Republik zu den angesehensten gehörte und in zwei Familien sich schied, deren eine den Namen *Calvinus*, die andere den Namen *Ahenobarbus* trug. Der letztern gehörte durch seinen Vater *Cnejus*, der Sohn des *Lucius D.* und der *Antonia*, einer Tochter des Triumvir *Antonius*, der Kaiser *Nero* (s. d.) an, der bei der Vermählung seiner Mutter *Agrippina* mit Kaiser *Claudius* durch Adoption in das Geschlecht der *Claudier* überging.

Domremy la Pucelle, der Geburtsort der *Jeanne d'Arc* (s. d.), ist ein kleines Dorf mit 400 E. im franz. Departement der Vogesen, am linken Ufer der Maas, drei Stunden von der Stadt *Baucoeurs*. Noch zeigt man daselbst das Geburtshaus der begehrten Jungfrau, das 1820 auf Befehl der Regierung wiederhergestellt und als Mädchenreifechule geweiht wurde. Auch findet sich daselbst noch eine alte, freilich sehr verstümmelte Statue der Jungfrau. Nachdem bereits gleichzeitig mit der Wiederherstellung des Geburtshauses ein neues Denkmal ihr errichtet worden war, ließ 1843 auch der König *Ludwig Philipp* eine Bronzestatue der Jungfrau, gefertigt nach dem von seiner Tochter, der Prinzessin *Maria*, gearbeiteten Standbilde derselben daselbst aufstellen.

Domschulen oder **Stiftsschulen** hießen im Mittelalter die Schulen, welche bei den Domsstiftern oder Kathedralkirchen bestanden und von Geistlichen derselben geleitet wurden. Ihre erste Einrichtung schreibt sich hauptsächlich von *Karl dem Großen* her; erleichtert wurde sie durch das nach der Regel des Bischofs *Chrodegang* in *Mez* im 8. Jahrh. eingeführte gemeinschaftliche Leben der Geistlichen an den Kathedralkirchen. In diesen Schulen wurde gewöhnlich nur das *Trivium*, seltener alle sieben freie Künste gelehrt. Mehrere derselben, z. B. die in *Paderborn*, *Utrecht*, *Hildesheim* und *Magdeburg*, genossen lange Zeit hindurch eines besondern Rufes. Als um das J. 1000 das gemeinschaftliche Leben der *Kanoniker* nach und nach wieder aufhörte, geriethen auch die Domschulen in Verfall. In einzelnen Städten, wie z. B. *Magdeburg*, *Halberstadt*, *Merseburg* und *Naumburg*, führen jedoch noch gegenwärtig die Gelehrtenschulen diesen Namen, ohne daß er eine besondere Bedeutung hätte.

Don, im Portugiesischen **Dom**, entstanden aus dem lat. *dominus*, d. h. Herr, ist in *Spanien* und *Portugal* der Titel, den alle hohe Adelige, selbst die Könige und die Prinzen des königlichen Hauses, ihren Namen vorsetzen. In gleicher Weise führen die vornehmen Frauen in *Spanien* und *Portugal* den Titel *Donna*.

Don, bei den Alten *Tanaïs*, von den Türken *Tuna* oder *Duna* genannt, ein großer Strom im südlichen europ. Rußland, entspringt im Gouvernement *Tula* aus dem kleinen See *Iwanow* und durchströmt, in einer Länge von 195 M., mit mehreren Krümmungen die Gouvernements *Njasan*, *Lambow*, *Woronesch* und das Land der *Donischen Kosacken*. Sein oberer Lauf reicht bis *Woronesch* und liegt ganz in niedrigem, ebenem Boden zwischen *Wal-*

dungen und Ackerfeldern. Unterhalb Woronesch tritt er in das niedrige Steppenplateau Südrusslands, in welchem sein Bett steil eingeschnitten ist. Sein unterer Lauf beträgt nur 30 Meilen. Er fließt hier sehr langsam, sein Bett liegt ganz in einer Niederung, welche von ihm alljährlich regelmäßig überschwemmt wird. Bei Asow erreicht er in drei starken Armen, von denen der größte, Afsai genannt, die Insel bildet, auf welcher Ischerkask, der wichtigste Ort der Donischen Kosacken, liegt, den nordöstlichen Busen des Asowschen Meers, einen Liman, welcher allmählig immer seichter wird, da der Strom ihn mit Schutt- und Schlammmassen anfüllt. Der Don vereinigt mit sich mehre Nebenflüsse, von welchen der Woronesch, Donez, Choper, die Sossna, Medwediza und Nowla die wichtigsten sind; gleichwol ist er nicht sehr wasserreich, und seine Schiffbarkeit beginnt erst bei Woronesch bedeutend zu werden, während er weiter aufwärts nur mit kleinen Barken befahren werden kann. Auch in seinem untern Laufe erschweren viele seichte Stellen und bloßgelegte Sandbänke im Sommer die Schifffahrt, und die Mündung desselben hat bedeutende Versandungen erlitten. Sein Stromgebiet beträgt etwa 8000 QM. Am Don kämpften am 8. Sept. 1380 die Russen unter Dmitri Donski mit den Tataren unter dem Khan Mammai und brachten denselben eine völlige Niederlage bei.

Donatello, eigentlich Donato di Betto Bardì, einer der thätigsten Wiederhersteller der Bildhauerkunst in Italien, geb. zu Florenz 1383, gehörte der Familie Donato an, welche mehre Gelehrte zu ihren Gliedern zählt und der Republik Venedig seit der Mitte des 16. Jahrh. mehre Dogen gab. Donatello war eigentlich sein Jugendname, den er im Hause Martelli, wo er erzogen ward, erhalten hatte. Sein Eifer für die Kunst ließ ihn Speise und Trank vergessen. Der heil. Petrus und der heil. Marcus an der Michaeliskirche seiner Vaterstadt waren seine ersten großen Marmorarbeiten. Sein Lieblingsgebilde war die Statue eines Greises im Senatorengevanne am Glockenthurme dieser Kirche, bekannt unter dem Namen Zuccone, d. i. Kahlkopf. Für die Johanniskirche arbeitete er die hübsche Magdalena aus Holz, doch übertraf ihn in dieser Kunst sein Schüler und Freund Brunelleschi (s. d.). Mit ihm reiste er nach Rom, um durch das Studium der Kunstschätze dieser Stadt sich zu vervollkommen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt arbeitete er im Auftrage seiner Gönner, des Cosmo und Lorenzo Medici, ein marmornes Denkmal für deren Vater und dessen Gattin, welches durch gefällige Anordnung, sinnige Erfindung und Herrlichkeit der Figuren gleiches Erstaunen erregte. Eine Zierde der Michaeliskirche ist sein Marmorbild des heil. Georg, welches von keinem der vielen dort aufgestellten übertroffen wird. Seine Werkstätte war die größte in Florenz. Alle seine Schüler, unter denen viele ihm an Jahren nicht viel nachstanden, verehrten ihn bei aller Strenge, mit der er den kleinsten Fehler tabelte, als ihren Vater. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus Desiderio da Settignano, Benedetto di Majano, Nanni d'Antonio und D.'s Bruder, Simone. Viel beschäftigte sich D. auch mit Ergänzung alter Marmorbilder, was ihm, der tief in das Alterthum eingedrungen war, trefflich gelang. Seine ganze künstlerische Richtung drängte ihn auf die Nachahmung der Antiken, die indeß von Herbigkeit und mancher Einseitigkeit noch keineswegs frei war. Für seine Arbeiten foderte er sehr hohe Preise und konnte durch nicht mehr aufgebracht werden, als wenn die Besteller handeln wollten; mehre seiner schönsten Werke zertrümmerte er in solcher Aufwallung, wie er denn auch dem für den Dom zu Siena gearbeiteten Johannes dem Täufer, als man den von ihm gefoderten Preis zu hoch fand, die Hand abbrach. D. starb zu Florenz 1466. — Simone di D. wurde 1431 vom Paps Eugén IV. nach Rom berufen, um den Haupteingang der Peterskirche zu arbeiten, konnte aber des Bruders Berühmtheit nicht erreichen.

Donatisten heißen die Anhänger des Donatus Magnus, eines numidischen Bischofs, der 311 bei einer streitigen Bischofswahl in Karthago die von einem Traditor, d. h. einem Geistlichen, welcher während der Verfolgungen die heiligen Bücher an heidnische Obrigkeiten ausgeliefert hatte, vollzogene Ordination für ungültig erklärte, deshalb aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche trat und eine eigene Sekte stiftete, die um 330 schon 172 Bischöfe in Nordafrika zählte. Die Donatisten gingen wie die Novatianer (s. d.) von der Grundidee aus, daß das Wesen der wahren Kirche nach Ephes. 5, 27 in der Keinheit und Heiligkeit aller einzelnen Glieder derselben, nicht bloß in der apostolisch-katholischen

Stiftung und Lehre bestehe. Demzufolge excommunicirten sie einestheils Gefallene und grobe Sünder und nahmen sie nur gegen Wiedertaufe auf, anderntheils machten sie die Gültigkeit der Sacramente von der persönlichen Würdigkeit ihrer Verwalter abhängig. Durch den Druck der weltlichen Gewalt fanatisirt, sprachen sie nicht nur dem Staate das Recht der Einnischung in Kirchensachen ab, sondern auch ganze Haufen donatistischer Areten, *Circumcellionen*, d. i. Landstreicher, genannt, griffen die kaiserlichen Truppen um 348 an und zogen 13 Jahre lang in Mauritanien und Numidien verheerend umher. Auch später vermochte weder die Beredsamkeit des Augustinus noch die Strenge des Kaisers Honorius die Sekte zu unterdrücken, und noch um das J. 600 gab es Donatisten. Der Arianismus, dessen man sie beschuldigte, mag unter ihnen aus Haß gegen die herrschende Kirche zum Theil Eingang gefunden haben.

Donative hießen die Geldgeschenke, welche die röm. Kaiser unter die Soldaten vertheilen ließen. Sie waren aus den Geschenken hervorgegangen, die von den Parteihäuptern im Bürgerkriege ihren Soldaten gemacht wurden, und je mehr in der Kaiserzeit die Gewinnung des Throns und die Erhaltung auf demselben von den Soldaten abhingen, um so häufiger und den Staatschaz erschöpfender wurden sie. Zu scheiden sind die Donative ebensowol von den *Congiarie*n, den Geschenken von Lebensmitteln, später auch von Geld an die ärmere Volksclasse in Rom, als von den Geldgeschenken, welche den Soldaten nach einem Triumph vom Imperator ausgeheilt zu werden pflegten. Beide Arten Geschenke waren schon in der republikanischen Zeit üblich.

Donatus (Alius), ein bekannter röm. Grammatiker und Commentator, der um 355 n. Chr. zu Rom lehrte und die Schriften „*De literis, syllabis, pedibus et tonis*“, ferner „*De octo partibus orationis*“ und „*De barbarismo, soloecismo, schematibus et tropis*“ verfasste, die am besten und vollständigsten von Lindemann im „*Corpus grammat. lat.*“ (Bd. 1) herausgegeben worden sind. Diese Schriften, welche zusammengenommen ein ziemlich vollständiges Lehrgebäude der lat. Grammatik bilden, dienen zur Grundlage der ersten Elementarbücher und im Mittelalter als einziger Leitfaden beim Unterrichte, daher man auch die lat. Grammatik im Allgemeinen den *Donat* und einen Verstoß gegen die gewöhnlichsten Regeln derselben einen *Donatschnitzer* nannte. Der *Donat* war das erste der Bücher, auf welches die Briefdrucker den Holzdruck anwendeten, und es gehören die Exemplare solcher *Donate*, wenn auch unvollständig, zu den größten bibliographischen Seltenheiten. Vgl. Sozmann, „*Älteste Geschichte der Typographie*“ in Rammer's „*Histor. Taschenbuch*“ (1837) und Schwetschke, „*De Donati minoris fragmento etc.*“ (Halle 1839). Außerdem schrieb D. einen „*Commentarius in Terentii comoedias*“, von dem wir aber nur noch einen Auszug zu fünf Komödien besitzen, der in der Ausgabe des Terenz von Klog (2 Bde., Lpz. 1838—40) am genauesten wiedergegeben ist. — Zu unterscheiden von D. ist der spätere Grammatiker *Liberius Claudius D.*, von dem wir eine in der Ausgabe des Virgil von Heyne (Bd. 1) abgedruckte Biographie dieses Dichters und einige Bruchstücke eines Commentars zur „*Aeneis*“ besitzen.

Donau (die), bei den Alten *Danubius* und *Ister* genannt, nächst der Wolga Europas mächtigster und längster Strom, entspringt auf dem Schwarzwalde im Großherzogthum Baden zwischen den Bergen *Rossek* und *Briglain* bei der *Martinskapelle*, 1 1/2 Stunde nordwestlich von *Furtwangen*, und wird bis *Donaueshingen* *Brege* genannt. Erst nachdem sie hier die *Brigach*, welche eine Stunde südwestlich von *St. Georgen* im Schwarzwalde entspringt, aufgenommen, führt sie den Namen *Donau*. Früher hatte man einen unbedeutenden Abfluß des fürstlichen Brunnens zu *Donaueshingen* zur *Donauquelle* erhoben. Ihr Spiegel liegt bei *Donaueshingen* noch 2124 F. über dem Meere, und ihr Gefälle ist von da ab bis zu ihrem untern Laufe, der bei *Wien* beginnt, wo das Niveau des Stroms nur noch 466 F. über dem Meere liegt, sehr bedeutend. Die *Donau* ist der einzige deutsche Hauptstrom, der in seiner Hauptrichtung gegen Osten läuft. Nachdem sie sich zwischen steilen und felsigen Ufern in einem meist engen Bette, später zwischen wiesenreichen Niederungen ihren Weg durch das Kalksteingebirge der *Rauchen Alp* gebrochen, fließt sie an *Ettlingen*, *Siegmaringen* und *Niedlingen* vorbei in ostnordöstlicher Richtung bis *Ulm*. Dieselbe Richtung

verfolgt sie durch Baierns Plateau strömend und häufig von morastigen Niederungen (Moosen) begleitet über Donaunöhrth, Neuburg, Ingolstadt bis Regensburg und Donaustauf. Hierauf durch den Bairischen Wald in ihrem Laufe seitwärts gedrängt, wendet sie sich gegen Ostüboften an Straubing vorüber bis Passau, von wo sie, zwischen dem Böhmerwald und den Abfällen der Norischen Alpen durchbrechend, ein aus Felsengen und kleinen seeartigen Weitungen gebildetes romantisches Thal in einem 400—2400 Schritt breiten Bette, oft mehrarmig, anfangs mit mäßigem, dann, namentlich zwischen Grein und Krems in schnellerm Laufe mit gefährlichen Strudeln und Wirbeln durchströmt. Nachdem sie sodann unterhalb Krems die letzte Beckenweitung bis Kloster Neuburg durchrauscht, betritt sie oberhalb Wien ihr unteres Stufenland, durchfließt demnächst bis an Ungarns Grenze die niederöstr. Ebene, tritt dann, nachdem sie zwischen Fischament und Presburg die dortige Thalpforte passiert und viele Werder umschlossen hat, in die oberungarische Ebene ein und bildet hier unter vielen andern Werbern besonders die 11 M. lange und gegen 3 M. breite, Große und die 6 M. lange Kleine Schüttinsel, jene zwischen der Neuhäusler und großen, diese zwischen der letztern und kleinen Donau gelegen. Bei Wiszegrad durchbricht sie wiederum die von Süden herantretenden Höhen des Bakonyerwalds und die letzten Vorberge der im Norden befindlichen Karpaten, worauf sie sich von Waizen südwärts der großen Niederungar. Ebene zuwendet, durch deren kahle, einförmige Steppen sie in unzähligen Schlangenwindungen zwischen niedrigen, waldlosen Sandufern, verpesteten Moorflächen, Schilfdickichten und Sumpfwaldungen langsam, inselreich und vielarmig hinzieht. Erst nach der Aufnahme der Drau fließt sie wieder durch anmuthigere Gegenden, bis zu den Felshöhen des Wannater Gebirgs im Norden und Serbiens im Süden, welche das letzte Stromthor der Donau bilden. Bis dahin 1000—1300 Schritt breit, wird sie hier anfangs auf 4—500 Schritt, später noch mehr eingeengt. Ihre engste und gefährlichste Stelle ist oberhalb Drsova am sogenannten Eisernen Thor (Demirkapi). Bei Klodova verläßt sie diese enge Felsenstraße und fließt von Widdin ab bis Nassova in östlicher Hauptrichtung größtentheils ruhigen Laufes durch die Ebenen der Walachei, welche meilenbreite Sumpfniederungen enthalten, die mit Schilf und Rohr bewachsen und von den Nebenarmen des Stroms, von großen Lachen stehenden Wassers und todten Armen durchschnitten sind. Bei Nassova verändert sie plötzlich die Richtung ihres Laufs in eine nördliche, bis sie nach der Einmündung des Sereth wieder ihre frühere Hauptrichtung annimmt, worauf sie zahlreiche von den Nebengewässern gebildete Flüsse mit sich verbindet. Bei Tulcza endlich beginnt ihr Deltaland, indem sie sich in drei zwischen 3—400 Schritt breite Hauptarme und mehre kleinere Arme theilt. Die Hauptarme heißen Klilia, Sulina und Georgiewskoi und ergießen sich in das Schwarze Meer. Die Stromlänge der Donau beträgt 365, nach Andern 381 M.; ihr Stromgebiet umfaßt 14400 \square M. Unter den zahlreichen, zum Theil ebenfalls schiffbaren Flüssen, welche sie aufnimmt, sind Uler, Lech, Isar, Inn, Traun, Ens, Raab, Leitha, Sarvis, Drau, Save, Morawa auf dem rechten und Brenz, Wernis, Altmühl, Nab, Regen, Is, March, Waag, Gran, Theis, Temes, Aluta, Ardschisch, Salomiza, Sereth und Pruth auf dem linken Ufer die wichtigsten. Sie ist ein sehr fischreicher Fluß, besonders in Ungarn, namentlich an vortrefflichen Karpfen und Haufen.

Die Beschaffenheit des Fahrwassers der Donau läßt gleich der der übrigen deutschen Flüsse, mit Ausnahme des Rhein, welcher für sich selbst sorgt, noch sehr viel zu wünschen übrig. Es beginnt erst bei Ulm, obgleich es möglich sein soll, bis Reutlingen hinauf die Donau schiffbar zu machen. Von Ulm bis Regensburg ist zu dessen Verbesserung Mehres geschehen, wogegen von da bis Linz noch viel zu thun übrig bleibt. Die Untiefen bei Drsova machen die Schifffahrt dort sehr kostspielig; in der traurigsten Beschaffenheit aber befindet sich die Sulinamündung, die einzige noch zugängliche der Donau, die gleich den übrigen seit dem Frieden zu Adrianopel unter russ. Herrschaft steht, obgleich ein Tractat zwischen Österreich und Rußland vom J. 1840 bestimmt, daß letzteres die Schifffahrtshindernisse in derselben wegzuräumen habe, was aber bis jetzt noch nicht geschehen ist. Im Gegentheil haben sich die Hindernisse vermehrt, denn unter der türk. Herrschaft war diese Mündung 13 F. tief, während sie jetzt nur eine Tiefe von 9 F. hat. Alle Schiffe, welche so tief und tiefer gehen, müssen daher einen großen Theil ihrer Ladung auf Lichterschiffe bringen und nach Über-

Schreitung der Bänke ihre Ladung auf hoher See wieder einnehmen, woraus sich auf die damit verbundene Gefahr, den Zeitverlust und Kostenaufwand schließen läßt, welcher letztere allein allen Gewinn an Fracht verschlingt. Erwägt man diesen Umstand, und daß außer dem nicht freundlich gesinnten Rusland auch die Walachei und die Türkei Uferstaaten der Donau sind, welche für das Fahrwasser ebenfalls nichts thun, und daß Handel und Schifffahrt der Veräufung, Willkür und Hindernissen aller Art dort ausgesetzt sind, so erscheinen die schönen Hoffnungen, welche man in Süddeutschland vom Handel auf der Donau nach der Levante, Persien u. s. w. hegt, als schöne Träume, ganz abgesehen davon, daß Kleinasien und Persien völlig zerrüttete und ausgefogene Länder sind. Der Handel auf der Donau ist daher im Verhältniß zu der großen Strecke, welche sie durchläuft, und zu der Fruchtbarkeit der Länder, deren Ufer sie bespült, sehr unbedeutend zu nennen und reiner Binnenhandel. Nur von großen politischen Veränderungen an der untern Donau und der in Folge davon eintretenden Beseitigung aller der geschilderten Hindernisse und der Einführung der Civilisation läßt sich die große Entwicklung erwarten, welcher der Donauhandel unstreitig im höchsten Grade fähig ist. Die Donauschifffahrt zerfällt in die Segel- oder vielmehr Zugschifffahrt und in die Dampfschifffahrt. Wegen des reisenden Laufs des Stroms findet die erstere hauptsächlich nur stromabwärts statt, daher man die Schiffe, welche insgesammt keine Segel führen, schlechter als auf allen andern deutschen Flüssen zu bauen und nach Ankunft zu zerbrechen pflegt. Gehen sie ausnahmsweise stromaufwärts, so können sie weder Ruder noch Segel benutzen, sondern sie müssen von Pferden gezogen werden. Die Schifffahrt aufwärts ist am schwierigsten in Ungarn, wo wegen der niedrigen Ufer zum Theil keine ordentlichen Leinpfade angebracht und statt der Pferde nur Menschen zum Ziehen gebraucht werden können. Bei solcher Schifffahrt konnte natürlich der Handelsverkehr auf der Donau sich früher nicht entwickeln, und es bildet daher die Einführung der Dampfschifffahrt einen neuen Zeitraum desselben. Die erste Gesellschaft zu diesem Behufe trat in Baiern und Württemberg zusammen. Sie befährt die obere Donau und versteht bis Linz den Dienst; doch hat sie bis jetzt die erforderliche Thätigkeit noch nicht gezeigt, woran besonders Mangel an Capital die Schuld trägt. Ganz anders ist dagegen die in Wien 1835 gegründete östr. Donaudampfschiffahrtsgesellschaft aufgetreten, welche 1840 ein einbezahltes Capital von 3,780,000 Fl. C.-M. besaß, das im J. 1842 durch eine neue Subscription um eine Million vermehrt wurde. Sie hatte im J. 1843 19 Flußdampfboote mit 1556 Pferdekraften und 7 Seeadampfboote mit 790 Pferdekraften. Im J. 1838 beförderte sie 74584 Reisende und 320614 Ctr. Waaren, und im J. 1841 170078 Reisende und 513576 Ctr. Waaren, welcher letztere Transport noch ungleich größer sein würde, wenn die Gesellschaft eine größere Anzahl Waarenschiffe besäße. Die Seeadampfschiffe der Gesellschaft fahren von Konstantinopel nach Galacz, Salonich, Smyrna und Trapezunt. Die nun bald zu Stande gebrachte Verbindung der Donau mit dem Rhein durch den Ludwigskanal wird gewiß sehr zur Hebung der Donauschifffahrt beitragen. An den Ufern der Donau bei Wien und in Ungarn fielen zur Zeit der Römerherrschaft und im Mittelalter, wie in der neuern Zeit mehre weltgeschichtliche Schlachten vor.

Donaueschingen, eine freundliche Stadt in der fürstlich fürstenbergischen Landgrafschaft Baer im bad. Seekreise, am Zusammenflusse der Brege und Brigach, die nach ihrer Vereinigung den Namen Donau erhalten, hat ein schönes Residenzschloß der Fürsten von Fürstenberg, welches ein ausgezeichnetes Archiv und eine 30000 Bände starke Bibliothek, eine Gemälde- und eine Kupferstichsammlung enthält und mit herrlichen Anlagen und Spaziergängen umgeben ist. Außerdem besitzt die Stadt eine schöne Pfarrkirche, ein Gymnasium und ein Opernhaus. Die Einwohner, etwa 3100, nähren sich theils von Landwirthschaft theils von städtischen Gewerben. Auch gibt es hier eine sehr bedeutende Bierbrauerei. D. kommt schon unter den Karolingern vor und wurde vom König Arnulf 889 der Kirche zu Reichenau in Lehen gegeben. Später war es im Besitze eigener Herren, bis es 1488 durch Kauf an die Grafen von Fürstenberg kam, in deren Besitz es verblieb. In der Nähe der Stadt liegen die Trümmer der Burg Fürstenberg, des Stammhauses der Fürsten gleiches Namens.

Donaumündung hieß die ungesunde Sumpfsgegend von 4 QM. im bair. Kreise Oberbaiern zwischen Neuburg und Ingolstadt, deren Austrocknung durch Kanäle, welche in die

Donau ausmünden, schon 1796 unter des Kurfürsten Karl Theodor Regierung begann und in der zahlreiche Colonien sich jetzt angesiedelt haben, unter denen Karlsburg die größte ist.

Donauftauf, ein herrlich gelegener Marktflecken, eine Meile von Regensburg, am Fuße des Bairischen Waldes an der Donau, eine Befestigung des Fürsten von Thurn und Taxis, hat ein Schloß mit schönen Anlagen, wo gewöhnlich der Fürst von Thurn und Taxis während des Sommers sich aufhält, und zählt etwa 800 E. In der Nähe liegt das alte seit dem Dreißigjährigen Kriege in Trümmer zerfallene Bergschloß **Stauf**. D. war früher eine freie Reichsherrschaft; mit Regensburg kam es 1803 in den Besitz des Fürsten Primas von Dalberg, nach dem wiener Frieden von 1809 an Baiern und im J. 1812 unter bair. Hoheit an den Fürsten von Thurn und Taxis. Auf dem nahen Salvatorberge gründete König Ludwig von Baiern die **Walhalla** (s. d.).

Donauwörth, eine alterthümliche Stadt im bair. Kreise Schwaben und Neuburg, am linken Ufer der Donau und am Einflusse der Wernitz in dieselbe, zählt 2700 E., welche ansehnlichen Hopfen-, Hanf-, Flachs- und Obstbau treiben und beträchtliche Bierbrauereien unterhalten. Auch nähren sich viele derselben vom Frachtfuhrwesen und von der Schifffahrt auf der Donau. Die dasige ehemalige Benedictinerabtei Heiligkreuz ist gegenwärtig in ein schönes Schloß verwandelt, das der Fürst von Wallerstein besitzt. D. hat den Namen von der jetzt in Trümmer liegenden Burg **Wörth**, die ums J. 900 von dem Grafen Hupold von Dillingen erbaut, von seinem Sohne Mangold Mangolstein genannt und nach dem Aussterben der Nachkommen desselben 1191 eine Befestigung der Hohenstaufen wurde. In der Mitte des 13. Jahrh. wurde D. der Sitz der Herzoge von Oberbaiern und hier war es, wo Herzog Ludwig der Strenge in der Raserei grundloser Eifersucht seine Gemahlin Maria von Brabant enthaupten ließ. Von Gewissensbissen gepeiniget, verlegte er später seine Residenz von hier nach München. Zum Andenken an das unschuldig vergossene Blut errichteten die Bewohner von D. 1834 auf den Trümmern der Burg ein einfaches goldenes Kreuz. Im J. 1308 zerstörte König Albrecht I. das Schloß und erhob die Stadt zur Reichsstadt; allein nur nach manchen wechselvollen Schicksalen und Kämpfen vermochte sie ihre Reichsunmittelbarkeit gegen Baiern zu behaupten. Als 1606 bei einer Procession des Abts vom Kloster zum heiligen Kreuz derselbe sammt den katholischen Bewohnern von dem protestantischen Pöbel arg gemishandelt wurde, erklärte der Kaiser Rudolf II. auf Grund der Klagen des Abts die Stadt in die Acht und übertrug die Vollziehung derselben dem Herzoge Maximilian von Baiern. Dieser besetzte im J. 1607 die Stadt und behielt sie für die Kosten des Execlutionszugs fortan in Besitz trotz der Einsprüche des schwab. Kreises. Auch im Dreißigjährigen Kriege erfuhr D. mannichfaltige Drangsale, sowie im span. Erbfolgekriege, wo am nahgelegenen Schellenberge am 2. Juli 1704 die Baiern und Franzosen durch die Kaiserlichen unter dem Prinzen Ludwig von Baden und dem Herzoge Marlborough völlig besiegt wurden. Durch Kaiser Joseph I. erhielt D. 1705 seine Reichsunmittelbarkeit zurück; doch schon im Frieden von Baden 1714 wurde es wieder an Baiern gegeben, das sich auch trotz der Bemühungen des schwab. Kreises in dessen Besitze behauptete. Am 6. Oct. 1805 fand bei D. ein Gefecht zwischen den Franzosen unter Soult und den Östreichern unter Mack statt, in Folge dessen die letztern zum Rückzuge über die Donau genöthigt wurden.

Donegal, eine der nordwestlichsten Grafschaften der irland. Provinz Ulster, wird im Osten von den Grafschaften Londonderry und Tyrone, südlich von Fermanagh und der Donegalbai, und westlich und nördlich vom Atlantischen Ocean begrenzt, welcher hier außer der genannten Bai an den vielfach zerrissenen felsigen Küsten mehre größere und kleinere Buchten bildet, unter denen die Swilly- und Foylesee die bedeutendern sind. Die Grafschaft ist im Norden gebirgig und wird von dem rauhen Donegalgebirge durchzogen, mit welchem und zwischen dem fruchtbare Thäler und weites Marschland wechseln; sie hat viel wüsten Boden und eine Menge kleiner Seen. Unter den Thälern sind Erne und Dery die bedeutendern, und unter den Flüssen der Foyle, Erne mit einem Wasserfalle, Fen, Glen, Esk und der mit Felsen und Klippen umgebene Salt. Der nördlichste Punkt ist das Vorgebirge Malinhead. D. hat ein Areal von 82 QM. und zählt etwa 300000 E., welche Viehzucht und Fischerei treiben, namentlich feinwollige Schafe ziehen und viele Heringe, Stockfische, Lachse und Forellen ausführen, außerdem sich von Garnspinnerei, Leinwandweberei, Wollenstrumpfwirkerei und Brannt-

weimbrennerei nähren. Die vorzüglichsten Städte sind Donegal, an dem Einflusse des Göl in die Donegalbai, mit einem guten Hafen, 4300 E., einer anglicanischen Kirche und einem alterthümlichen, nur noch zum Theil erhaltenen Schlosse der Grafen von Arran, und Ballysannon an der Mündung des Flusses Erne in die Bai gleiches Namens, ebenfalls mit einem guten Hafen und 3900 E., welche Lachs- und Nalffang, starke Leinweberei und lebhaften Handel mit Getreide, Fischen, Bauholz, Steinsalz, Eisen und irdenem Geschirre treiben.

Dongola, eine dem Vicekönige von Aegypten unterworfenene Provinz Nubiens am Nil, da, wo derselbe die südnördliche Haupttrichtung seines Laufs in eine ostwestliche umgeändert, hat am Ufer des Nil entlang eine Ausdehnung von etwa 60 Stunden und besteht aus dem meist völlig ebenen Thale des Nil, der das Land durch Überschwemmungen befruchtet, gleichwie viele Kanäle und Teiche dasselbe bewässern. In den nicht angebauten wüsten Landstrichen gibt es Hyänen, Löwen und Gazellen; Krokodile und Nilpferde hausen im Strome; die wichtigsten Hausthiere sind Pferd und Schaf. Die Bewohner, größtentheils Barabras oder später eingewanderte Mamluken und Türken, treiben neben Viehzucht Ackerbau und gewinnen jährlich eine zwiefache Ernte. Sie werden als träge, sittenlos, leichtsinnig, hab- und selbstsüchtig geschildert, bekennen sich zum Islam und leben sowol von der türk.-ägypt. Regierung wie von einheimischen Meliks gedrückt und geknechtet, trotz des Reichthums ihres Bodens in der drückendsten Armuth. Der Hauptort ist Neudongola oder Marakah am Nil, der Sitz des Pascha. Dongola-Udschus oder Altdongola, im Mittelalter eine bedeutende Handelsstadt und die Capitale Nubiens, ist gegenwärtig ein armseliges Dorf. In seiner Nähe liegt die Insel Argo, auf welcher Ruinen altäthiop. und ägypt. Bauwerke und Statuen sich gefunden haben.

Don gratuit, d. i. freiwilliges Geschenk, nannte man die ehemals in Frankreich bei außerordentlichen Veranlassungen von den Ständen dem Könige als Geschenk bewilligte Steuer. Eben solche Steuern gab es sonst auch in den öst. Niederlanden und in einigen deutschen Hochstiften.

Dönhoff (Aug. Heinr. Herm., Graf von), preuß. Gesandter beim Deutschen Bunde zu Frankfurt am Main, ist der älteste Sohn des am 7. Mai 1838 verstorbenen Grafen Aug. Friedr. Phil. von D., Landhofmeisters von Preußen, der durch das Vertrauen des Königs sechsmal hintereinander bis zu seinem Tode als Landtagsmarschall auf den preuß. Provinziallandtagen den Vorsitz führte. Geb. am 10. Oct. 1797 zu Potsdam, wurde D. zu Königsberg für den höheren wissenschaftlichen Unterricht ausgebildet. Durch die Theilnahme als Freiwilliger an dem Feldzuge gegen Frankreich im J. 1815 in seinen Studien unterbrochen, setzte er dieselben im J. 1816 für das Studium der Rechte und Staatswissenschaften auf der Universität zu Königsberg, dann zu Göttingen fort und beendigte sie in Heidelberg. Auf einer größeren Reise im südlichen Europa wurde er Augenzeuge der politischen Bewegungen der ital. Staaten im J. 1820 und 1821. Seine diplomatische Laufbahn begann er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin. Darauf der preuß. Gesandtschaft in Paris attachirt, gelang es ihm in kurzer Zeit, bei den wichtigsten Staatsereignissen als Diplomat thätige Hülfe zu leisten. Er wurde im Nov. 1825 als erster Legationssecretair bei der preuß. Gesandtschaft in Madrid, darauf 1828 in derselben Function bei dem Cabinet in London accreditirt, wo er dann bei der londoner Conferenz in Bezug auf die belg. Angelegenheiten eine bedeutende Thätigkeit entwickelte. Im J. 1834 erhielt er den Gesandtschaftsposten in München, und im J. 1842 kam er in seine gegenwärtige Stellung. — Die seit 1637 reichsfürstliche Linie dieser Familie erlosch in der Mitte des 18. Jahrh.

Donische Kosaken, s. Kosaken.

Donizetti (Gaetano), seit 1842 öst. Kammercomponist und Kapellmeister in Wien gegenwärtig aber noch immer in Paris, früher Professor des Contrapunktes am Conservatorium zu Neapel, geb. 1797 in Bergamo, studierte die Composition unter Sim. Mayr und später unter Vater Mattei in Rom. Im J. 1816 lehrte er nach Bergamo zurück und mehre Duverturen, Violinquartette, Messen und andere Kirchenmusiken waren die Früchte seiner Studien. Auch für ihn hatten die glänzenden Erfolge Rossini's zu viel Anlockendes, als daß er sich nicht angezogen hätte fühlen sollen, auf demselben Felde und in gleicher Weise nach Ruhm und Vortheil zu streben. Ein erster Versuch, die Oper „Enrico“, fiel nicht ungünstig aus und

bestimmte ihn für immer für die neue Richtung. Er schrieb nun rasch nacheinander eine ziemlich Zahl Opern mit verschiedenem Erfolge, von denen „L'elisir d'amore“, „Marino Faliero“, „Anna Bolena“, „Belisario“ und „La fille du régiment“, welche zum Theil für Paris geschrieben wurden, vorzugsweise Glück und D. auch außerhalb Italien bekannt machten. Wenn indeß D. trotz einer großen Fruchtbarkeit doch eigentliche Ursprünglichkeit und Neuheit der Erfindung nicht zugesprochen werden kann, so ist andererseits anzuerkennen, daß er mit Glück und Geschick Eigenes und Fremdes zu verschmelzen und mit Leichtigkeit zu anmuthiger Wirkung zu gestalten weiß. Gleichfalls ist nicht zu verkennen, daß seine Harmonie und Instrumentation minder leer und bedeutungslos sind, als bei den meisten neuern Italienern, ein Umstand, der ihr sogar den sonst nur den Deutschen gemachten Vorwurf der Überladung zuzuziehen vermochte, und der jedenfalls seinen Erklärungsgrund in seinen frühern ersten Studien in strengern Kunstgattungen findet. Nach Bellini ist er der bedeutendste ital. Tonsetzer und insofern das Haupt der neuesten ital. Schule, obgleich er derselben keine neue Richtung gegeben hat und seine Compositionsweise mehr als eine Modification, nicht als eine individuelle Gestaltung der durch Rossini herbeigeführten Phase der ital. Musik sich erweist. — Sein Bruder ist Chef der Militärmusik des Sultan Abdul Medschid.

Donjon hieß ursprünglich der runde oder viereckige Hauptthurm alter Burgen, der gewöhnlich als Gefängniß und als letzter Zufluchtsort diente. (S. Thurm.) In neuerer Zeit wurde der Name auch auf Citadellen und Bergfestungen übertragen. Berühmt ist der Donjon von Vincennes als Gefängniß mehrerer berühmter Männer, z. B. Diderot's u. A.

Don Juan. Wenn in der Sage von Faust (s. d.), vorzüglich in der Goethe'schen Auffassungsweise, die nach übersinnlicher Erkenntniß maßlos ringende Begierde dadurch den Dämonen des Abgrunds verfällt, daß sie, an sich verzweifeln und ihrer selbst überdrüssig, weil sie das höchste Ziel nicht zu erreichen vermag, in eine sinnliche Genussucht umschlägt, sich aber bei dieser doch wieder nicht beruhigen kann und so nach beiden Seiten hin eine unerfüllbare Leere fühlt und sich im Zwiespalte mit sich selbst aufreibt, so stellt sich in der Sage von Don Juan die rein materielle und egoistische Genussucht dar, die, hauptsächlich auf den geschlechtlichen Genuß beschränkt und vom Sinnentaumel hingerissen, jede spirituelle Erkenntniß von sich weist, in eigensinnig sinnlichem Troge die Dämonen der Nacht gegen sich aufruft und in ihrem eigenen brutalen Egoismus zu Grunde geht. Die Don Juan-Sage hat durchaus keine geistige Tiefe, aber desto mehr sinnliche Fülle, und es war eine beklagenswerthe Verirrung der neuern Zeit, die Sage von Don Juan der von Faust gleichstellen und selbst philosophisch erklären zu wollen. Wenn Faust in den Momenten, wo er aus unbefriedigtem Erkenntnißdrange im Genuße die Ausgleichung und Befriedigung sucht, die ihm das Wissen nicht gewähren kann, an Don Juan vorübergehend anstreift, so bleibt er doch auch im Genuße stets Metaphysiker und kehrt immer wieder dahin zurück, wovon er ausgegangen ist, zur philosophischen Betrachtung, welche selbst den sinnlichen Genuß in ihren Kreis zu bannen weiß. Daher haben alle Versuche, Don Juan auch zu einem Repräsentanten des denkenden Princips zu erheben, ein misfarbiges, zwitterhaftes Colorit und konnten nur dazu beitragen, den entschiedenen naturnothwendigen Gegensatz zwischen beiden Sagen aufzuheben und zu vermischen. Der Don Juan der Sage soll Juan Tenorio, ein Günstling des Königs Alfons' XI. und Theilnehmer an seinen Grausamkeiten und Ausschweifungen gewesen sein, Giralda, die Tochter des Gouverneurs von Sevilla, zu entehren versucht und ihren Vater im Zweikampfe erlegt haben. Noch jetzt steht in Sevilla der Rumpf einer alten Conularstatue, die im Munde des Volks der Steinerne Gast heißt, dieselbe, welche Don Juan zu Tafel lud. Ferner nennt die Sage noch einen Don Juan de Maranha, der mit dem Teufel ein Bündniß schloß, sich jedoch bekehrte und im Gerüche der Heiligkeit starb. Beide verschmolzen zu der Volkssage von Don Juan, die erst lange nachher durch den Komödienschreiber Tirso de Molina (den Predigermonch Gabr. Tellez) in einem Stücke „El burlador de Sevilla y combidado di piedra“ (gedruckt 1634) eine Art künstlerischer Gestaltung erhielt. Im J. 1659 wurde in Paris derselbe Stoff in einem Drama von de Villiers „Le festin de pierre ou le fils criminel“ zur Aufführung gebracht und 1665 auf dem Theater des Palais royal Molière's Bearbeitung „Don Juan ou le festin de pierre“ dargestellt. Im J. 1669 erschien dieselbe Sage in einer Bearbeitung von dem Schauspieler Dusmenil, der als Dich-

ter unter dem Namen Rosimon bekannt ist. In den ital. Bearbeitungen, die für das Volk bestimmt waren, trat besonders Arlecchino, die komische Person, hervor. Goldoni bearbeitete denselben Stoff in seinem Stücke „Don Giovanni Tenorio“; Glück componirte eine Musik zu einem Ballet „Don Juan“. Endlich schrieb Lorenzo da Ponte seinen Dperntext, durch den Don Juan mittels der meisterhaften Composition Mozart's erst zum Gemeingute aller Völker wurde. Byron's „Don Juan“ hat mit der Sage wenig mehr gemein als den Titel. Am tiefsten, aber auch am willkürlichsten wurde die Sage von deutschen Dichtern, z. B. von Grabbe in seinem „Don Juan und Faust“ und von S. Wiese behandelt. Über das Geschichtliche der Sage lieferte A. Kahlert im „Freihafen“ eine treffliche Abhandlung.

Don Juan d'Austria, s. Johann von Österreich.

Donker-Curtius van Tienhoven (Willem Boudewyn), ein bekannter niederländ. Staatsmann und Gelehrter, geb. zu Herzogenbusch am 29. Dec. 1778, vollendete seine Studien an der Hochschule zu Leyden, wo er den Doctorgrad erhielt, und practicirte hierauf eine Zeit lang als Advocat im Haag; später verlegte er seinen Sitz nach Dordrecht, wo er sehr bald in den Ruf eines ausgezeichneten Sachwalters kam. Von 1800—10 war er Mitglied des Obergerichtshofs von Südholland. Im J. 1815 vereinigte er seine Bemühungen mit denen des Grafen von Hogendorp und dessen Partei, um das franz. Joch abzuschütteln. Er war der Erste zu Dordrecht, der die Souverainetät des Prinzen von Dranien proclamarie, und wurde hierauf zum Districtscommissar für Dordrecht und Gorkum ernannt und dann als Generalcommissar beauftragt, vom Districte Breda und Nordbrabant Besitz zu nehmen. Bald nachher trat er als Mitglied der Provinzialstaaten von Südholland auf. Im J. 1823 wurde er Mitglied der Societät der Künste und Wissenschaften zu Utrecht, 1825 Mitglied der Generalstaaten und fast immer bei jeder Legislation von neuem für dieselben gewählt, und 1827 Mitglied der Akademie für niederländ. Nationalliteratur zu Leyden. Auch ernannte ihn der König zum Mitgliede verschiedener wichtiger Commissionen, wie der 1828 zur Reorganisation des höhern Unterrichts, und der 1830 nach dem belg. Aufstande zur Regulirung der Theilung und Constituirung der beiden Hälften des Königreichs niedergesetzten. Er gehörte längere Zeit zu den kräftigsten Mitgliedern der liberalen holländ. Opposition in dem Nationalcongres, in welchem seine Stimme kräftig ertönte, und zu den heftigsten Gegnern des Justizministers van Maanen, gegen den er oft selbst Persönlichkeiten nicht scheute. Mit dem J. 1829 änderte er plötzlich sein System und stellte sich fortan mit Eifer und Ernst fast unter die unbedingten Vertheidiger der Regierung und ihrer Maßregeln. Seine Feinde schrieben diesen Wechsel Motiven des Ehrgeizes, Andere der Überzeugung zu, die Rücksicht für das gemeinsame Beste in so kritischen Zeitläufen allem Übrigen zum Opfer bringen zu müssen. Im J. 1831 wurde er Präsident des Tribunals erster Instanz (regtbank van eerstenaanleg) und 1838 Vicepräsident des Hohen Raths der Niederlande. Als solcher starb er zu Pau am 26. Apr. 1843. Von seinen Schriften erwähnen wir „Bijdragen tot den waterstaat der Nederlanden“ (1819), als Widerlegung einer Schrift des Generalinspectors Blanker; „Beoordeeling en bestrijding des eersten boeks van het burgerlijk wetboek“ (1819), eine Prüfung und Widerlegung des im J. 1819 vorgelegten bürgerlichen Strafgesetzbuchentwurfs; „Iets ter bestrijding der doodstraf, en over het bewijs in strafzaken“ (1826) und „Opinions énoncés sur le Code de commerce“ (1826). Auch die von ihm in den Generalstaaten gehaltenen Reden sind sowol holländ. als franz. besonders im Drucke erschienen. Außerdem hat er verschiedene anonyme Broschüren und Schriften herausgegeben.

Donner nennt man das der Erscheinung des Blitzes folgende rollende Getöse, welches der Entstehung nach dem knisternden Laute des elektrischen Funkens einer Elektrifizmaschine sich vergleichen läßt, aber noch keineswegs vollständig erklärt ist. Daß der Donner erst nach dem Blitze gehört wird, rührt daher, daß das Licht fast augenblicklich zum Auge gelangt, der Schall dagegen einer längern Zeit bedarf, um vom Orte seiner Entstehung zum Ohre zu kommen. Hier und da will man Blitze ohne Donner beobachtet haben, zu deren Erklärung jedoch noch jeder Anhalt fehlt.

Donner (Georg Rafael), einer der vorzüglichsten Bildhauer seiner Zeit, geb. zu Eßlingen in Niederösterreich 1695, war anfangs Goldarbeiter und erhielt seine erste Bildung

in der Kunst durch Giuliani, einen Bildhauer in dem seinen Geburtsorte nahen Stifte Heiligenkreuz. Nachher besuchte er die neubegründete Maler- und Bildhauerakademie zu Wien. Sein ganzes Leben hindurch hatte er indeß mit Nahrungsforgen und widrigen Schicksalen zu kämpfen. Er starb zu Wien am 16. Febr. 1741. Erst nach seinem Tode erkannte man sein Talent. Seine Werke dienen mehren Kirchen und Palästen Osterreichs zur Zierde; vorzüglich bewundert man die herrlichen Bildsäulen am Springbrunnen auf dem neuen Markte und die Statue Karl's VI. im Belvedere zu Wien. Als seine vorzüglichsten Schüler sind zu erwähnen seine Brüder, *Matthias D.*, der als Hofmedailleur und Professor der Akademie zu Wien um 1763 starb, und *Sebastian D.*, ein geschickter Bildhauer; ferner *Oser*, *Koffier* und die Brüder *Moll*.

Donnerbüchse nannte man sonst in Deutschland alle Geschüge von größerm Kaliber, besonders diejenigen, mit welchen Steine geworfen wurden.

Donnerkeile, auch **Donnerpfeile**, werden die hier und da aufgefundenen keilartig geformten Steine genannt, von denen man sonst glaubte, daß sie durch den auf die Erde herabfahrenden Blitz gebildet würden. Sie sind theils Versteinerungen nicht mehr vorhandener Schalthiere, theils steinerne Streitärte (s. d.), theils endlich ganz zufällige Bildungen. Die *Deutsche Mythologie* (s. d.) betrachtet sie als die Waffen des Gottes Donar, nach dem sie wahrscheinlich benannt sind, so nahe auch die Ableitung von Donner liegen mag.

Donnerlegion (*legio fulminatrix*) findet sich schon aus Inschriften aus Nero's Zeit als Beiname der zwölften röm. Legion. Die christliche Sage aber leitet den Namen derselben von folgender Begebenheit her. Als der Kaiser Mark Aurel im J. 174 im Kriege gegen die Markomannen und Quaden von den letztern bei Gran in Ungarn eingeschlossen ward und sein Heer durch die Hitze erschöpft war, fiel plötzlich ein Regen, der die Römer erquickte, während ein Hagel- und Donnerwetter die Feinde traf, die, nun in Schrecken gesetzt, von den neugestärkten Römern geschlagen und besiegt wurden. Die heidnischen wie die christlichen Schriftsteller erzählen diese Begebenheit den Hauptumständen nach übereinstimmend; nach den erstern aber soll entweder ein ägypt. Zauberer im Gefolge des Kaisers oder das Gebet des Kaisers selbst, nach den christlichen Schriftstellern allein das Gebet der Christen, aus welchen die zwölfte Legion bestanden, die Rettung des Heers bewirkt haben. Doch das gewöhnlich der ersten „Apologie“ des Märtyrers Justinus beigebrückte griech. Schreiben des Kaisers Mark Aurel, welches die Begebenheit ganz im Sinne der christlichen Schriftsteller erzählt, ist unecht. Auf der zu Rom noch vorhandenen Marmorsäule zu Ehren des Mark Aurel ist jene Rettung des röm. Heers abgebildet; man findet neben röm. Soldaten, die den Regen auffangen, auch einen betenden Krieger dargestellt, was indeß noch nicht als ein zuverlässiges Zeugniß einer öffentlichen Anerkennung des Antheils der Christen an dieser Begebenheit gelten kann.

Donnermaschine. Schon die Griechen und Römer hatten eine Vorrichtung zur Nachahmung des Donners, *Bronteum* genannt. Gegenwärtig bedient man sich zu demselben Zwecke gewöhnlich eines starken über einen Rahmen möglichst straff gespannten Fells, worauf man mit einem Schlägel ein den Donner andeutendes Geräusch hervorbringt; empfehlenswerther sind jedoch schwere, auf eckigen Rädern ruhende Wagen, die über dem Proscenium auf eigens dazu aus dünnen Brettern eingerichteten Bahnen hin und hergefahren werden.

Donnersberg heißt die nördlichste Berggruppe des Wasgaus in der bair. Pfalz. Der höchste Gipfel desselben ist der Königstuhl, 2100 F., nach Andern 2052 F. hoch. Nach dem Donnersberg war zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft ein Departement genannt, das ein Areal von 99 □ M. mit 342000 E. und Mainz zur Hauptstadt hatte und aus den vier Bezirken Mainz, Speier, Kaiserslautern und Zweibrücken bestand. — **Donnersberg** heißt auch der höchste Punkt des böhm. Mittelgebirgs, der 2646 F. hohe Berg bei Millešchau im leitmeriger Kreise des Königreichs Böhmen, gewöhnlich der Millešchauer genannt, der wegen seiner reizenden Aussicht sehr häufig von Teplitz aus besucht wird.

Donnerstag, engl. Thursday, schwed. Torsday, dän. Thorsday; im lat. dies Jovis franz. Jeudi, heißt der fünfte Wochentag zu Ehren des deutschen Gottes Donar oder Thor (s. d.), den man, wie es scheint, nicht ganz richtig durch Jupiter interpretirt hat. — Der **Grüne Donnerstag**, im mittelalterlichen Latein *Dies viridium*, wird der Donners-

tag in der Charwoche genannt, entweder weil der gemeine Mann an diesem Tage das erste Grün zu essen pflegte, oder es ist das Wort grün in der Bedeutung von gewogen genommen, welches letztere man wenigstens daraus schließen könnte, daß dieser Tag im Niederrheinischen der gute Donnerstag heißt. — Der Feiste Donnerstag, im franz. Jeudi gras, heißt der Donnerstag nach Aschermittwoch.

Donop (Georg Karl Wilh., Freiherr von), sachsen-meining. Wirklicher Geh.-Rath, geb. zu Meiningen 1767, studirte in Erlangen und Jena und rückte 1792 in die herzogliche Regierung ein. In der folgenden hochbewegten Zeit, zumal in den J. 1806—15, mußte er in seinem Dienste viele mitunter bittere Erfahrungen machen. Von frühester Jugend mit besonderer Liebe geschichtlichen Studien zugethan, wendete er sich später der Numismatik und der röm. und griech. Sagen Geschichte zu. So entstand „Das Magusanische Europa“ (5 Bde., Meining. 1819—41), in welchem er nachzuweisen suchte, daß unter den mythischen Zügen des Bacchus, Hercules und Perseus Volksbewegungen vom Osten gegen Westen durch Afrika zu verstehen seien. In der Schrift „Die deutsche Urzeit“ (Meining. 1833) suchte er Das zusammenzustellen, was das obige Werk für die german. Frühgeschichte bietet. Sehr verdienstlich war seine Beschreibung der „Médailles gallogaeliques“ (Hannov. 1838).

Donoso Cortés (Don Juan), einer der berühmtesten span. Publicisten und Rechtsgelehrten der neuesten Zeit, geb. im Mai 1809 zu El Valle in Estremadura, widmete sich zu Salamanca und Cáceres den philosophischen und zu Sevilla den juridischen Studien und wurde 1829, da er erst 1833 das vorgeschriebene Alter erreichte, um in das Gremium des Advocatenstandes aufgenommen zu werden, Professor der schönen Wissenschaften an dem Collegium zu Cáceres. Als 1832 König Ferdinand VII. schwer erkrankte und es immer wahrscheinlicher wurde, daß seiner Tochter das Thronfolgerecht bestritten werden würde, eilte er nach La-Granja und bot der Königin-Regentin seine Dienste an. Bei dem bald darauf eintretenden Ministerwechsel überreichte er der Königin eine Denkschrift, worin er das Successionsrecht Isabella's II. als unbesreitbar darzustellen suchte; doch durfte diese Denkschrift wegen ihrer allzu liberalen Ansichten nicht veröffentlicht werden. Dagegen wurde er im Febr. 1833 Official im Ministerium der Gnaden und Justiz und im folgenden Jahre wirklicher Secretair der Königin. Im Sept. 1835 erhielt er den Auftrag, im Verein mit dem General Rodil die im Aufruhr befindliche Provinz Estremadura zum Gehorsam gegen die Königin zurückzubringen, und da ihm die Ausführung dieses so schwierigen Auftrags über alles Erwarten gelang, wurde er Pensionair des Ordens Karl's III. Im Jan. 1836 erhielt er das Amt eines Sectionschefs im Ministerium der Gnaden und Justiz, und im Mai desselben Jahres wurde er Secretair des Ministerconseils, auf welchen Posten er jedoch bald darauf aus Rücksichten der Delicatsesse selbst verzichtete. Nachdem in Folge des Aufstandes von La-Granja die Partei der Exaltados ans Ruder gekommen, widmete sich D. ausschließlich der Verbreitung seiner politischen Ansichten. Zu den Cortes, die auf die constituirenden folgten, wurde er als Deputirter von der Provinz Cadix gewählt; nachher redigirte er mit Alcalá Galiano die Zeitschrift „El piloto“. Später war er einige Zeit Director der „Revista“ von Madrid. In seinen Schriften: „Consideraciones sobre la diplomacia, y su influencia en el estado político y social de Europa, desde la revolucion de julio hasta el tratado de la cuádruple alianza“ (Madr. 1834), „La ley electoral, considerada en su base y en su relacion con el espíritu de nuestras instituciones“ (Madr. 1835) und „Leciones de derecho político“ (Madr. 1837), bewies er sich nicht nur als vielseitig gebildeten Staatsmann und gelehrten Juristen, sondern auch als einen der vorzüglichsten Stilisten.

Don Quirote, s. Cervantes Saavedra (Miguel de).

Oolin von Mainz ist ein sagenhafter Held, den Karl der Große als Knaben von acht Jahren zum Ritter geschlagen und später mit Mainz belehnt haben soll. Seinen Thaten und seiner Liebe ist das gleichnamige Rittergedicht von *Alexander* (s. d.) gewidmet, dem der alte franz. Roman „La fleur des batailles d'Oolin de Mayence“ (Par. 1501, Fol.) theilweise den Stoff lieferte.

Doppeladler. Der sogenannte Doppeladler, als Symbol des röm. Reichs, entstand nach der Vereinigung des west- und oström. Reichs aus der Verbindung der beiden Adler, die diese Reiche als Symbol geführt hatten. Von dem röm. Reiche ging dieses Sym-

bol auf das röm.-deutsche Reich über. Die Zeit, wann dieses geschehen, läßt sich nicht genau angeben; gewiß ist, daß Kaiser Sigismund ihn bereits als Reichswappen führte. Vgl. Bodman, „Der zweiköpfige Adler“ (Nürnb. 1802). Vom Deutschen Reiche nahm Oesterreich den zweiköpfigen Adler als Wappenbild an; ihm folgte Rußland, doch mit dem Unterschiede, daß der Adler hier dreifach gekrönt erscheint.

Doppelhaken hießen die starken, $4\frac{1}{2}$ –6 F. langen Feuergewehre, welche bis 16 Loth Blei schossen und auf einem dreifüßigen Gestell lagen. Sie wurden im Anfange des 15. Jahrh. fast zugleich mit den Handröhren erfunden und vorzugsweise in befestigten Plätzen angewendet, um nach kleinen feindlichen Patrouillen, einzelnen recognoscirenden Offizieren u. s. w. zu schießen. Kaiser Karl V. soll sich ihrer zuerst in dem Kriege mit Frankreich 1521 bei der Belagerung von Parma bedient haben. Die doppelten Doppelhaken schossen eine 16löthige Bleikugel, hatten $6\frac{1}{2}$ F. Länge und mit dem Schaft ein Gewicht von 47 Pfund. Gegenwärtig sind die Doppelhaken, die man der großen Sicherheit ihres Schusses wegen auch Strohschneider nannte, außer Gebrauch gekommen und an ihre Stelle die Wallbüchsen getreten.

Doppelmayr (Soh. Gabr.), ein bekannter deutscher Mathematiker, geb. 1671 zu Nürnberg, studirte zu Nürnberg, Altdorf und Halle die Rechte, machte aber bald Mathematik und Physik zu Hauptgegenständen seiner Beschäftigung. Er bereiste Holland und England und erhielt 1704 die mathematische Professur am Agidiengymnasium zu Nürnberg, wo er am 1. Dec. 1750 starb. Unter seinen mathematischen, geographischen und astronomischen Werken erhielt die weiteste Verbreitung sein „Atlas novus coelestis“ (Nürnb. 1742, Fol.), mit 30 astronomischen Tafeln, obschon er sehr schlecht gestochen ist. Seine „Nachrichten von den nürnb. Mathematicis und Künstlern“ (2 Bde., Nürnb. 1730, Fol., mit Kupf.) sind für die Geschichte der Literatur sehr wichtig und enthalten namentlich über die geographischen Entdeckungen Martin Behaim's sehr interessante Notizen.

Doppelpunkt heißt in der höhern Geometrie derjenige Punkt einer krummen Linie, in welcher sich zwei Aste derselben entweder schneiden oder vereinigen und eine Spitze bilden. Im erstern Falle gibt es in diesem Punkte zwei Tangenten, im letztern nur eine einzige.

Doppelschlag (franz. le double), eine der wichtigsten Verzierungen einer Melodie, besteht aus der Hauptnote und den zunächst über und unter derselben liegenden Tönen (Hülfs-
tönen). In der rhythmischen Gestaltung gestattet der Doppelschlag große Mannichfaltigkeit; wesentlich ist, daß er mit der Hauptnote schließe.

Doppelsterne. An vielen Stellen des Himmels stehen zwei oder mehre Sterne einander so außerordentlich nahe, daß man sie nur mit Fernröhren und zwar zum großen Theil nur mit sehr guten und stark vergrößernden Fernröhren unterscheiden und als verschiedene Sterne erkennen kann, während sie, mit bloßem Auge oder mit schwachen Fernröhren betrachtet, nur als ein Stern erscheinen. Eine solche Verbindung zweier oder mehrer Sterne, die dem gewöhnlichen Beobachter wie ein Stern erscheint, heißt ein Doppelstern oder vielfacher Stern. So lange man noch keine Fernröhre besaß, konnte man von solchen Sternen nichts wissen; aber sogleich nach Erfindung des Fernrohrs entdeckte Galilei das Dasein von Doppelsternen und schlug bald darauf vor, sie zur Bestimmung der jährlichen Parallaxe der Fixsterne zu benutzen und demgemäß zu beobachten, ob der Abstand und die gegenseitige Lage der einzelnen zu einem Doppel- oder vielfachen Sterne verbundenen Sterne nicht im Laufe eines Jahres Änderungen erleide, indem er ganz richtig erkannte, daß Sterne, die einander scheinbar so nahe ständen, ohne einander wirklich nahe zu sein, zu Beobachtungen dieser Art wegen des gleichen Einflusses der Refraction u. s. w. ganz besonders geeignet sein müßten. Er setzte also hierbei voraus, daß in allen Fällen die einen Doppelstern bildenden Sterne einander nur scheinbar nahe ständen, in der That aber voneinander sehr weit abständen, mithin der eine der Erde viel näher als der andere sei. Lange nach ihm widmeten erst Bradley, Maskelyne und Christian Mayer den Doppelsternen besondere Aufmerksamkeit, ohne irgend ein erhebliches Resultat zu finden. Erst Herschel der Ältere war es, der in der Kenntniß der Doppelsterne bedeutende Fortschritte machte und durch ihre Beobachtung zu höchst merkwürdigen Aufschlüssen über ihre Natur gelangte. Er beobachtete seit dem J. 1778 bis zu seinem Tode über 500 Doppelsterne, bei denen die einzelnen Sterne um weniger als $\frac{1}{4}$

Minute (genauer 32 Secunden) voneinander absehen; schon in den ersten vier Jahren hatte er 445 beobachtet und zwar nach seiner Eintheilung (er theilte sie in Classen und rechnete sie zur ersten, zweiten, dritten, vierten Classe, je nachdem der Abstand der einzelnen Sterne weniger als 4, zwischen 4 und 8, zwischen 8 und 16, zwischen 16 und 32 Secunden beträgt) 97 der ersten, 102 der zweiten, 114 der dritten, 132 der vierten Classe. Bedeutend erweitert wurde die Kenntniß der Doppelsterne durch Struve, Herschel den Jüngern und South. Struve lieferte 1820 einen Katalog von 441 Doppelsternen, 1827 aber einen weit reichhaltigern von 3112 Doppelsternen, worunter 987 der ersten, 675 der zweiten, 659 der dritten, 736 der vierten Classe und nur 340 bereits in Herschel's Verzeichniß befindliche, außerdem 52 dreifache Sterne. Er hatte vorher innerhalb zweier Jahre zu diesem Zwecke beinahe 120000 Sterne gemustert, nämlich alle Sterne der acht ersten Größen und die hellern der neunten vom Nordpol bis 15° südlich vom Aequator, also in etwa fünf Achteln der ganzen Himmelskugel. Auch er rechnet nur solche Sterne zu den Doppelsternen im engerm Sinne, bei denen der Abstand der einzelnen Sterne nicht über 32 Secunden beträgt, und theilt sie nach dem Abstände in acht Ordnungen. Das neueste Werk Struve's, welches mikrometrische Messungen der Doppelsterne enthält, zählt 21 neu entdeckte Doppelsterne auf, außerdem 2 fünffache, 9 vierfache, 119 dreifache. Herschel der Jüngere und South legten schon 1823 der Gesellschaft der Wissenschaften in London eine Denkschrift vor, welche die Resultate der Beobachtungen von 380 doppelten und dreifachen Sternen enthält. Seit 1834 hat Herschel der Jüngere mehre Jahre lang von der Südspitze Afrikas aus die Sterne des südlichen Himmels gemustert und dabei eine große Menge neuer Doppelsterne entdeckt, wiewol sehr nahe Doppelsterne am südlichen Himmel vergleichungsweise selten sind. In den fünf Verzeichnissen, die er überhaupt geliefert hat, sind über 3200 Doppelsterne enthalten, von denen der größte Theil von ihm zuerst aufgefunden und beschrieben worden ist. Im Ganzen kennen wir demnach über 6000 Doppelsterne (bei denen der Abstand der einzelnen Sterne nicht über $\frac{1}{2}$ Minute beträgt), von denen etwa 1930 zur ersten, 1310 zur zweiten, ebensoviel zur dritten, 1450 zur vierten Herschel'schen Classe gehören.

Schon diese große Anzahl von Doppelsternen macht es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die meisten aus Sternen bestehen, die sich wirklich, nicht nur scheinbar nahe sind, oder, wie man dies kürzer ausdrückt, daß die meisten physische, nicht optische Doppelsterne sind, da der Fall einer zufälligen scheinbaren Nähe verhältnißmäßig nur selten vorkommen kann. In der gedachten, schon 1767 von dem engl. Physiker John Mitchell geäußerten Vermuthung bestärken uns folgende Umstände: 1) die unverhältnißmäßig große Anzahl von Doppelsternen der ersten Classe, während bei scheinbar nahestehenden Sternen die der vierten Classe beiweitem am häufigsten sein und die Zahlen der Doppelsterne in den vier Classen sich beinahe wie 1, 3, 12 und 48 verhalten würden; 2) die größere Häufigkeit der hellern Doppelsterne, indem von den Sternen der drei ersten Größen fast der sechste, von denen der sechs ersten Größen der zehnte, von denen der sechsten bis neunten Größe nur der 25., von noch kleinern erst der 42. Stern ein Doppelstern ist; 3) das verhältnißmäßig häufige Vorkommen des Falls, daß die verbundenen Sterne an Helligkeit fast gleich sind, wenn auch allerdings meist der eine (Nebstern oder Begleiter genannt) viel kleiner als der andere (Haupt- oder Centralstern) ist, z. B. bei Rigel im Orion, bei dem Polarstern, wo der eine der zweiten, der andere der ersten Größe ist u. s. w.; bei nur scheinbarer Nähe der Sterne könnte es sich nur höchst selten treffen, daß zwei scheinbar einander sehr nahe, in der That weit voneinander entfernte Sterne gleich hell erschienen, und zwar nur dann, wenn der entferntere Stern in gleichem Verhältnisse heller und entfernter als der andere wäre, also seine größere Entfernung durch seine größere Helligkeit völlig genau compensirt würde.

Was aber durch die aufgezählten Gründe nur wahrscheinlich gemacht wird, ist durch Herschel's Beobachtungen zur unumstößlichen Gewißheit erhoben worden. Derselbe fand nämlich (zuerst an dem Doppelstern Castor in den Zwillingen) statt der vermutheten scheinbaren Bewegungen, aus denen er eine Bestimmung der Parallaxe der Fixsterne herleiten zu können hoffte, Bewegungen ganz anderer Art, die nur durch eine wirkliche Bewegung des einen der zu einem Doppelstern verbundenen Sterne um den andern erklärt werden konnten, woraus sich zugleich ergab, daß ihre Nähe nicht bloß scheinbar sein konnte. Hiers

durch von seinem eigentlichen Vorhaben ganz abgezogen, forschte er dem überraschenden Ergebnisse weiter nach und trat endlich im J. 1803 nach mehr als 20jähriger Beobachtung und Forschung mit der nunmehr fest begründeten Behauptung hervor, daß die Doppelsterne zum großen Theil nichts Anderes seien als Sternsysteme, bestehend aus zwei (zuweilen auch mehr) Sternen, die sich in regelmäßigen Bahnen umeinander bewegen oder vielmehr um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt; bei einigen gab er sogar die Dauer der Umlaufzeit an. Diese seine Entdeckung, daß sich nicht nur Planeten um Fixsterne sondern auch Fixsterne um Fixsterne, Sonnen um Sonnen bewegen, ist unstreitig eine der merkwürdigsten in der ganzen Astronomie. Spätere Beobachtungen haben diese Resultate Herschel's im Ganzen und Einzelnen vollständig bestätigt. Nach Struve kennt man jetzt 59 Doppelsterne, bei denen eine Veränderung in der Stellung der einzelnen Sterne, mithin eine Bewegung der angegebenen Art gewiß, 43 bei denen sie wahrscheinlich, 68 bei denen sie angedeutet ist. Auch ist so viel bewiesen, daß die Bewegungen ganz nach den im Planetensysteme herrschenden Gesetzen und in elliptischen Bahnen stattfinden, daß mithin auch jene entferntesten Weltkörper dem Newton'schen Gesetze der allgemeinen Schwere unterliegen. Die Umlaufzeit kennt man erst bei den wenigsten dieser Sterne genauer; sie beträgt bei γ im Löwen etwa 1200, bei γ in der Jungfrau 5—600, bei Nr. 61 im Schwan 450, bei σ in der nördlichen Krone etwa 200, bei Castor etwa 250, bei Nr. 70, im Schlangenträger 74—80, bei ξ im Großen Bär 60—61, bei ζ im Krebs (dreifacher Stern) 56, bei η in der Krone 43 Jahre, sodas mehrere dieser Sternsysteme eine geringere Umlaufzeit als Uranus haben und seit dem Bekanntwerden ihrer Bewegung einen ganzen Umlauf oder darüber zurückgelegt haben. Nach Struve beträgt bei dem Sterne ζ im Hercules die Periode vermuthlich nur 14 Jahre. In der neuesten Zeit waren es besonders Herschel der Jüngere, Savary, Encke und Mädler, die sich mit den Bahnen der Doppelsterne beschäftigten. Die wirkliche Größe der Bahnen ist übrigens bei allen ganz unbekannt, da wir ihre Entfernung von der Erde noch so gut als gar nicht kennen. Bemerkenswerth ist noch, daß manche Doppelsterne einander so nahe stehen, daß man eine Bewegung dieser Sternsysteme umeinander annehmen muß.

Eine Folge der angeführten Bewegungen ist, daß manche Sterne jetzt doppelt erscheinen, die früher immer nur einfach gesehen wurden, umgekehrt aber manche Doppelsterne jetzt nicht mehr zerlegt werden können. Wenn nämlich die verlängerte Ebene der Bahn eines Doppelsterns heinahe durch die Erde geht, so muß uns die Bewegung des einen um den andern geradlinig erscheinen, wie bei den Trabanten des Jupiter, und dann muß es sich während jedes Umlaufs zweimal ereignen, daß die beiden Sterne sich decken. Nach Struve erscheinen sechs früher doppelt gesehene Sterne jetzt als einfach und deuten nur zum Theil durch ihre längliche Gestalt ihre Doppeltheit an. Der merkwürdigste darunter ist der schon obengenannte Stern γ in der Jungfrau, ein heller Stern der dritten bis vierten Größe; im Anfange des 18. Jahrh. standen seine beiden fast ganz gleich hellen Sterne 6—7 Secunden ab, jetzt noch nicht $\frac{1}{2}$ Secunde, und selbst mit den besten Fernröhren erscheinen sie nur als ein etwas länglicher Stern; nach einigen Beobachtern scheint indeß ihr Abstand jetzt wieder zu wachsen. Auch der Stern ζ im Hercules, den Herschel 1781 als Doppelstern sah, erschien 1802 nur einfach; erst 1826 sah ihn Struve wieder doppelt. Gegen das J. 1860 wird Castor vermuthlich einfach erscheinen (gegenwärtiger Abstand: 4 Secunden). Übrigens geben Doppelsterne von sehr geringem Abstände ein vortreffliches Mittel ab, um die Güte von Fernröhren zu prüfen.

Nach dem Gesagten haben wir guten Grund zu vermuthen, daß beinahe alle die meisten Doppelsterne physische Doppelsterne oder Sternsysteme sind, und daß bei den meisten nur die Langsamkeit ihrer gegenseitigen Bewegung und Stellungsänderung die Wahrnehmung derselben bisher nicht gestattet hat, was um so weniger befremden kann, da erst seit verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit (50 Jahren) die Aufmerksamkeit der Astronomen auf diese Erscheinungen gerichtet ist. Um die physischen von den optischen Doppelsternen zu unterscheiden, gibt es bei vielen noch ein untrügliches Merkmal, ein Mittel, das man da anwenden kann, wo keine Bewegung des einen Sterns um den andern wahrzunehmen ist: die sogenannte eigene Bewegung der Fixsterne (s. d.). Viele Fixsterne rücken am Himmel langsam und anscheinend in gerader Linie fort; man nennt dies ihre eigene Bewegung. Argelander in Bonn,

der aus dieser Erscheinung ein besonderes Studium machte, hat einen Katalog von 560 Fixsternen mit eigener Bewegung geliefert, worunter sich 53 Doppelsterne des Struve'schen Katalogs befinden; 41 davon haben eine Bewegung, die bedeutend genug ist, um zu entscheiden, ob sie beiden Sternen gemeinschaftlich ist oder nicht, und bei 40 derselben findet nach Struve der erste Fall statt, mithin sind diese alle physische Doppelsterne. Auch derjenige Stern, welcher die schnellste eigene Bewegung hat, Nr. 61 im Schwan, ist ein Doppelstern und zwar ein physischer, aus zwei fast gleichen Sternen (der sechsten Größe) von 15 Secunden Abstand bestehend, deren jeder jährlich um fast $5\frac{1}{2}$ Secunden, also in etwa 350 Jahren um eine dem Durchmesser des Mondes gleiche Weite fortrückt. Gerade diesen Stern, der seiner beträchtlichen fortrückenden Bewegung halber einer der nächsten Fixsterne zu sein scheint, hat Bessel gewählt, um seine Parallaxe zu bestimmen, und dieselbe gleich drei Zehntel einer Secunde gefunden, wonach die Entfernung dieses Doppelsterns von der Erde oder Sonne über 13 Billionen Meilen beträgt. Aus andern Gründen geben, wie oben erwähnt, vorzugsweise solche Doppelsterne, die unterschiedenmaßen optische sind, Aussicht auf Wahrnehmung einer Parallaxe, was ja eben Herschel den Altern zuerst veranlaßte, sich mit den Doppelsternen, die er damals alle für optische hielt, zu beschäftigen. Zu den weniger entschiedenen optischen Doppelsternen (im weitern Sinne) gehört der Stern erster Größe α oder Wega in der Leier, der hellste Stern der nördlichen Halbkugel des Himmels; der größere von beiden ihn bildenden Sternen rückt sehr langsam, in 100 Jahren etwa um 36 Secunden, fort, ohne daß der kleinere, gegenwärtig etwa 43 Secunden von ihm entfernte Stern zehnter oder elfter Größe hieran Theil nimmt. Struve hat aus seinen freilich nicht lange genug fortgesetzten Beobachtungen dieses Doppelsterns (in den J. 1836 und 1837) eine Parallaxe des großen Sterns von einer Achselsecunde gefunden, die einer Entfernung von 30 Billionen Meilen entsprechen würde. Noch sind optische Doppelsterne im weitern Sinne: α oder Athair im Adler, erster und zehnter Größe, Abstand $2\frac{1}{2}$ Minuten, α oder Aldebaran im Stier, erster und elfter Größe, Abstand 2 Minuten, Pollux in den Zwillingen, zweiter und elfter Größe, Abstand $3\frac{1}{2}$ Minuten.

Schließlich ist zu erwähnen, daß viele Doppelsterne Farben zeigen, die bei den zusammengehörigen Sternen oft insofern verschieden sind, daß die eine die Ergänzungsfarbe der andern ist. Während nämlich der Hauptstern röthlich oder gelb ist, erscheint der kleinere nicht selten blau oder grün. Der bei weitem häufigste Fall ist der, daß beide Sterne einerlei Farbe haben. Struve fand unter 596 hellen Doppelsternen (bei denen keiner der verbundenen Sterne kleiner als von der achten Größe war) 375 von gleicher und gleich tiefer, 101 von gleicher und ungleich tiefer, 120 von verschiedenen Farben. Unter den 476 gleichgefärbten Sternpaaren waren 295 weiß, 118 gelb oder röthlich, 53 bläulich, 5 blau, 5 grün; unter den 120 verschiedenfarbigen 52 hellgelb und blau, 52 gelb oder roth und blau, 16 grün und blau. Manche Astronomen sind der Meinung, daß da, wo der kleinere Stern blau oder grün erscheint, diese Farbe nur eine subjective Farbe, also eigentlich eine optische Täuschung oder eine Wirkung des Reizes sei, den die gelbe oder rothe Farbe des Hauptsterns auf das Auge ausübe. Dies würde allerdings mit Dem, was wir sonst von der Entstehung subjectiver Farben wissen, übereinstimmen; nur müßte dann ein gelber Hauptstern immer einen blauen oder violetten Begleiter, ein rother Hauptstern immer einen grünen Begleiter haben, was jedoch nicht der Fall ist. Da aber blaue Begleiter ebenso oft bei weißen als bei gelben Hauptsternen, da ferner gelbe Begleiter bei gelben Hauptsternen und endlich da auch blaue und grüne Hauptsterne vorkommen, so muß man die Idee aufgeben, die blaue oder grüne Farbe der Sterne nur als subjectiv gelten zu lassen, wenn auch in vielen Fällen diese Erklärung richtig sein mag. Zu einer Entscheidung darüber, ob die Farbe des kleinern Sterns wirklich oder scheinbar ist, kann man dadurch gelangen, daß man durch einen im Fernrohr ausgespannten hinreichend dicken Faden den Hauptstern bedeckt, dann müßte die Farbe des kleinern Sterns verschwinden, falls sie durch den Einfluß der Farbe des andern Sterns entstanden sein sollte; Versuche dieser Art scheinen aber bis jetzt noch fast gar nicht angestellt zu sein. Sollten die zu einem Sternsystem verbundenen Sternindividuen von Planeten umgeben sein, gleich unserer Sonne, so müßte die Beleuchtung verschiedenfarbiger Sonnen, je nachdem sie einzeln oder zugleich am Himmel ständen, die verschiedensten und seltsamsten optischen

Wirkungen hervorbringen, sowie auch ihr Einfluß auf die Bewegungen dieser Planeten sehr complicirter Art sein würde.

Dorat (Claude Jof.), franz. Dichter, geb. am 31. Dec. 1734 zu Paris, widmete sich anfangs dem Rechtsstudium, später dem Militärstand, bis er sich, durch ein ansehnliches Vermögen dazu in Stand gesetzt, ganz seinem Hange zur Poesie überließ. Er schrieb Trauerspiele, die aber wenig Beifall fanden, und Heroïden, unter denen seine „Antwort Abälard's an Heloise“ ihn vorzüglich bekannt machte. Besser gelangen ihm Erzählungen, Lieder und poetische Episteln, die sich durch leichten Witz, sinnreiche Vergleichen, heitere Bilder und glänzendes Colorit auszeichnen, und ein treues Bild des franz. Volkscharakters jener Zeit geben, aber der belebenden Wärme und innern Kraft ermangeln und nicht selten in geschmacklose Spielerei ausarten. Die didaktischen Gedichte der Engländer veranlaßten ihn, die Theorie der Schauspielkunst in der Form eines Lehrgebichts, „La déclamation théâtrale“, darzustellen. Unter seinen Lustspielen fanden „La feinte par amour“ und „La célibataire“ den meisten Beifall. D. las und liebte die Werke der deutschen Dichter, wodurch er veranlaßt ward, „Idée de la poésie allemande“ zu schreiben. Auch war er mehre Jahre Herausgeber des „Journal des dames“. Durch die Eitelkeit, alle seine Schriften mit großer Pracht drucken zu lassen, verschwendete er einen bedeutenden Theil seines Vermögens. Er starb zu Paris am 29. Apr. 1780. Seine sämmtlichen Werke sind in 20 Bänden (Par. 1764—80) erschienen; eine Auswahl derselben enthalten seine „Oeuvres choisies“ (3 Bde., Par. 1786 u. öfter).

Dorchester, die alterthümliche aber gutgebaute Hauptstadt der engl. Grafschaft Dorset, am Frome, der Sitz eines Bischofs, zählt etwa 3400 E., welche sich von Bierbrauerei und Wollfabrikation nähren, und hat namentlich ein nach Howard's Plan erbautes Gefangenhäus. Schon zur Zeit der Römer wird der Ort unter dem Namen Durnovarium als Hauptstadt der Durotriges erwähnt und röm. Alterthümer werden hier und in der Nähe in Menge gefunden. Auch sind noch die Ruinen eines röm. Amphitheaters erhalten, das Agricola erbaut haben soll. — **Dorchester** heißen auch mehre Grafschaften und Städte in Nordamerika; so eine Grafschaft in Maryland mit etwa 19000 E., sowie eine andere in Untercanada im Districte Quebec, und endlich eine Stadt in Massachusetts mit 4300 E.

Dordogne, ein Fluß im südwestlichen Frankreich, entspringt am Fuße des Mont-Doré im Departement Puy-de-Dôme in Auvergne, durch Vereinigung der Gebirgsbäche Dor und Dogne. Er bildet die Grenze zwischen den Departements Puy-de-Dôme und Cantal auf der einen und Corrèze auf der andern Seite, durchströmt dann als schiffbarer Fluß die Departements Lot, Dordogne und Gironde und ergießt sich nach einem 54 M. langen Laufe unterhalb Bourg in die Garonne, nach welcher Vereinigung die letztere den Namen Gironde annimmt. Die D. ist 38 M. weit aufwärts schiffbar, und Seeschiffe können in ihr bis zur Stadt Libourne aufwärts gelangen. Nach ihr ist das Departement Dordogne benannt, das gegen Westen an Gironde, gegen Süden an Lot und Garonne, gegen Osten an Corrèze und Lot und gegen Norden an Charente und Haut-Bienne grenzt und aus der zur alten Provinz Guienne gehörenden Landschaft Périgord und Theilen von Agenois, Limousin und Angoumois besteht. Es hat ein Areal von 171 □M. und eine Bevölkerung von 488000 Seelen. Berge, Hügel und Thäler wechseln mannichfach ab. Die Wälder nehmen ein Drittheil des Bodens ein, und die Kastanienvälder umfassen ein Areal von 23 □M. Da der Boden im Durchschnitte nicht sehr fruchtbar ist, auch die Bewohner in Bezug auf Landwirtschaft noch sehr am Althergebrachten hängen und eine gewisse Scheu vor dem Neuern und Bessern haben, so ist der Ackerbau meist nicht zum Besten bestellt, am besten noch im Bezirke Bergerac. Ansehnlich sind der Obst- und in den Thälern der Flüsse der Weinbau; namentlich werden viel Kastanien und Champignons erbaut. Berühmt sind die Trüffel von Périgord, die einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die Hauptstadt ist Périgueux.

Dordrecht, gewöhnlich **Dortrecht**, eine schöne und reiche Handelsstadt der niederländ. Provinz Südholland, mit 22000 E., liegt auf einer Insel im Dies-Bosch, welche durch die Überschwemmung von 1421 entstand, als das Meer die Maasbeiche durchbrach und 72 Dörfer wegschwemmte, wobei gegen 100000 Menschen ihren Tod fanden. Sehenswerth sind die große, 300 F. lange und 125 F. breite, im J. 1363 erbaute Hauptkirche mit einem hohen Thurme, das prächtige Rathhaus, die Börse, die Nikolaikirche und verschiedene Hospit-

täler. Von den vormaligen Festungswerken sind nur noch ein paar Thürme übrig. Der Hafen ist sehr geräumig, und durch zwei Kanäle können die Waaren zu Wasser bis an die Magazine mitten in die Stadt gebracht werden. Wichtig ist besonders der Handel mit Rheinweinen, mit deutschem Zimmerholz, das durch Flöße auf dem Rhein dorthin kommt und auf den nahen Sägemühlen zerschnitten oder auch unbearbeitet nach England, Spanien und Portugal verschifft wird. Bedeutend sind die dasigen Schiffswerfte, Bleichen, Seesalzfabriken u. s. w., sowie der Lachsfang und die Taback-, Salz-, Zucker-, Getreide- und Linnenausfuhr. Auch hat D. eine Artillerie- und Ingenieurschule, ein Gymnasium und eine Münze. In frühern Zeiten war es die Residenz der alten Grafen von Holland. In D. hielten vom 13. Nov. 1618 bis Ende Juni 1619 die reformirten Theologen Hollands und mehrere ausländische unter der Autorität der Generalstaaten die Synode, deren Beschlüsse noch jetzt in Holland für die reformirte Kirche gelten. Sie erklärte die Arminianer oder Remonstranten (s. d.) für Keger und bestätigte die belg. Confession nebst dem heidelberger Katechismus.

Dorer oder Dorier. Die Dorer waren einer der vier Hauptstämme Griechenlands und erhielten der Sage nach ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellen's. Sie wohnten in den frühesten Zeiten in Hestiotis, einer Landschaft in Thessalien zwischen dem Olymp und Ossa. Von den Perrhäern nach Macedonien gebrängt, kamen sie dann nach Kreta, wo unter ihnen der Gesezgeber Minos auftrat. Hierauf legten sie am Fuße des Ida in der Landschaft Doris (s. d.) die sogenannte dorische Tetrapolis an. Später gingen sie mit den Herakliden in den Peloponnes, wo sie in Sparta herrschten. Dorische Colonien kamen nach Italien, Sicilien und Kleinasien. Wie alle vier Hauptstämme Griechenlands durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfassung scharf voneinander geschieden waren, so bildeten besonders die Dorer den Gegensatz zu den Jonern. In dem dorischen Stamme blieb immer das Alterthümliche, und mit diesem etwas Festes und Ernstes, aber auch Hartes und Rauhes. Vgl. Difr. Müller, „Die Dorer“ (Bresl. 1824). Der dorische Dialekt war daher hart und rauh, der ionische weich und sanft; doch hatte jener durch sein Alterthümliches etwas Ehrwürdiges, weshalb er bei feierlichen Gesängen, z. B. Hymnen und Chorgesängen, gebraucht wurde. In der Philosophie zeigte sich der Einfluß des dorischen Charakters besonders in der pythagoreischen Schule und ihrer Anhänglichkeit an die Aristokratie. Die kretische und spartan. Gesezgebung eines Minos und Lykurg war um Vieles strenger als die athenische Solon's. Die Spartanerinnen behielten die leicht geschürzte und heitere Jägertracht, während die Jonerinnen das lange faltige Gewand anlegten. Beides hat die Kunst idealisirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieses in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorstechend zeigt sich derselbe Gegensatz an Werken der Baukunst in der starken, schmucklosen dorischen, und der schlanken, schön verzierten ionischen Säule. Auch in der Musik der Alten gab es eine dorische Tonart. (S. Ton.)

Dörfer haben sich zwar in Deutschland früher als die Städte, abgesehen von den röm., ausgebildet, dennoch würde es falsch sein, wenn man dieselben schon in den ältesten Gemeinden der Freien, den Centenen, finden wollte, indem diese weit selbständigere und unabhängigere genossenschaftliche Ansiedelungen bildeten als die Dörfer, die stets in einer sehr untergeordneten Stellung im Staate erscheinen. Dieselben entstanden theils durch die Auflösung der gedachten Centenen oder Marken, theils durch den Anbau um den Haupthof eines Herrn, theils auch durch Vereinigungen zu Pfarreien. Ein großer Theil der Dörfer stand früher, und so auch noch gegenwärtig, unter einem Herrn, dem die sogenannte Dorfherrschaft zukam, und hierdurch war die freiere und selbständigere Entwicklung des Gemeindegewebes behindert. Aber auch in denen, die keinen Herrn hatten, nahm dennoch die Ausbildung der Gemeindeverfassung einen ganz entgegengesetzten Gang von der der Städte, wenn schon auch den Dörfern die Rechte einer Corporation seit früher Zeit her zustanden. Dafür hat sich in den Dörfern weit mehr Alterthümliches nach Sitte und Recht als dort erhalten; ja es sind hinsichtlich der Verfassung und Verwaltung der Dörfer oft so wenig Veränderungen eingetreten, daß dieselbe noch zu Anfange dieses Jahrhunderts theilweise ziemlich dieselbe war wie im Mittelalter. Daher findet man auch häufig, daß die Gemeindegüter nicht zu Gemeindezwecken, sondern wie bei der ersten Ansiedelung zum Privatvortheile der Einzelnen, und zwar meist nur der

Begüterten, verwendet werden. Seit der Entstehung der Städte bildeten übrigens die Doriafer auch insofern einen schroffen Gegensatz zu denselben, als alle zünftige Gewerbe jenen vorbehalten blieben, was in vielen Ländern, wenn schon nicht mehr in der alten Strenge, noch gegenwärtig gilt. In neuester Zeit sind die Dörfer in vielen Ländern durch Gemeindefordnungen (s. d.) gehoben worden.

Doria, ein uraltes Adelsgeschlecht in Genua, das eine Menge geschichtlicher Persönlichkeiten seit dem 12. Jahrh. gezählt hat. — **Antonio D.**, der 1154 nebst drei andern Patriccern zum Consul gewählt wurde, brachte Genuas Handel und Schiffahrt zu hoher Blüte. Zeitgenossen von ihm waren **Andrea D.**, dem erblich ein Theil Siciliens zufiel, und **Nicola D.**, ein treuer Anhänger Kaiser Heinrich's V. In den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen hielten sich die Doria mit wenigen Ausnahmen zu den Legstern und wurden deshalb von den Hohenstaufen hoch begünstigt. — Dem **Perceval D.**, der 1260 Statthalter der Mark Ancona, des Herzogthums Spoleto und der Romagna wurde, verdankte der König Manfred seine glücklichen Erfolge gegen den Papst. An den Kämpfen der genuesischen Geschlechter um die Herrschaft nahmen die Doria den gewaltigsten Antheil. — Nach ihrem Siege in Verbindung mit dem Haufe Spinola über die Grimaldi und Fieschi (s. Genua) beherrschte **Derto D.** mit einem Spinola den Staat unumschränkt. Er erhob die genues. Seemacht zur ersten ihrer Zeit und richtete am 2. Apr. 1284 mit seinem Sohne Konrad in einem blutigen Treffen die Flotte der Pisaner für immer zu Grunde. — Unter **Corrado D.**, der mit Konrad Spinola ebenfalls die Herrschaft theilte, vernichtete **Lamba D.** am 8. Sept. 1297 die venet. Seemacht unter Dandolo's Befehl. Auch aus den im J. 1306 zwischen den Familien Doria und Spinola ausbrechenden blutigen Parteikämpfen gingen die Doria in Folge ihres weitverzweigten ghibellinischen Anhangs siegreich hervor. — Indes wählten doch 1335 die Genueser den **Rafael D.** und den **Galeotto Spinola** wieder zu Capitainen, **Eduardo D.** aber erhielt den Befehl über die Flotte und kämpfte siegreich gegen die Aragonier. — Seit dieser Zeit waren die Doria ununterbrochen an der Spitze der genues. Seemacht und glänzten als die größten Seehelden des 14., 15. und 16. Jahrh. Während **Filippo D.** 1350 einen verheerenden Zug an die venet. Küsten unternommen, wurde ein Grimaldi in einem Seetreffen gegen die Venetianer und Aragonier besiegt, sodas sich Genua der Schutzherrschaft Mailands unterwerfen mußte. — Der große **Paganini D.** schüttelte aber dieses Joch wieder ab und vernichtete am 4. Nov. 1354 nochmals die venet. Flotte. **Filippo D.** stellte nun die genues. Macht vollkommen her, indem er die aragon. Landstriche in Sicilien eroberte und auf der afrik. Küste Tripolis mit unermeßlichen Schätzen wegnahm. — **Lucian D.** eroberte den Hafen von Zara und lieferte dem berühmten Admiral Visani am 7. Mai 1379 ein Treffen, in welchem die Venetianer sowie in der Schlacht bei Pola große Verluste erlitten. — Auch **Ambrosio** und **Peter D.** setzten den Kampf gegen Venedig fort und brachten durch ihre glücklichen und kühnen Angriffe die Nebenbuhlerin dem Untergange nahe. — **Mario D.** verheirathete 1397 seine Tochter an den griech. Kaiser **Emanuel**. In den Kämpfen, die gegen Ende des 14. Jahrh. Genua zerrütteten und unter die Oberherrschaft Frankreichs brachten, spielten die Doria mit den Fieschi die Hauptrolle. Als 1409 die Franzosen verjagt und die Mailänder als Oberherren anerkannt wurden, erhoben sich beide Familien zur Befreiung ihres Vaterlandes. — **Ceva D.** wurde hierauf mit mehreren andern Patriccern an die Spitze der Regierung gestellt, und **Matteo** und **Ludovico D.** kämpften mit andern Gliedern ihres Hauses gegen die Mailänder eine blutige Schlacht am 9. Aug. 1478. — Zeitgenossen des berühmten **Andrea Doria** (s. d.), des Sohns **Ceva's**, waren dessen Vetter **Gianettino D.**, der sich durch Tapferkeit gegen die Corsen auszeichnete, aber durch seinen Übermuth die Verschwörung **Fiesco's** (s. d.) herbeiführte und ermordet wurde, dann **Jerónimo D.**, Graf von Cremolin, ein weiser Staatsmann, später Cardinal und Inhaber vieler Bisthümer. — **Giov. Andrea D.**, der Sohn des ermordeten **Gianettino**, wurde auf Befehl seines berühmten Großvaters **Andrea** sorgfältig gebildet und erlangte schon als Jüngling in Land- und Seeschlachten den Ruhm eines Helden. Bereits 1556 übernahm er den Oberbefehl über die in span. Diensten unter Philipp II. stehende genues. Flotte. Im J. 1560 befehligte er ein span. Belagerungsheer vor Tripolis. Nachdem er 1564 eine Seeschlacht unweit Corsica gewonnen, führte er 1570 die span. Flotte,

welche den Venetianern gegen die Türken zum Entsage von Cypern entgegengeschickt wurde. Nationalhaß verzögerte indes die Vereinigung der Flotten, und die Insel ging verloren. Im folgenden Jahre kämpfte D. in der span. Flotte unter Don Juan von Österreich, ließ aber seine Galeeren von der Hauptmacht abschneiden, wodurch die Türken die berühmte Schlacht bei Lepanto beinahe gewonnen hätten. Von seinem Großoheim Andrea erbte D. 1560 das Fürstenthum Melfi, die Herrschaft Turfis und viele andere Besizthümer im genues., mailänd. und sardin. Gebiet. Er starb 1606 und hinterließ zwei Söhne, von denen Innocenz 1642 als Cardinal starb, während Andrea als letzter Sprößling das Geschlecht fortpflanzte. Seine Nachkommen, die sich nach ihren Besizthümern in Neapel, Sardinien, dem Kirchenstaate und Genua in verschiedene Zweige theilten, sind die Fürsten von Melfi, Val de Euro, die Herzoge von Turfis, Avello, die Marchese von Driglia u. s. w.

Doria (Andrea), als Held, Staatsmann und sittlicher Charakter der größte Mann seines Geschlechts und seines Jahrhunderts, der Sohn des hochbegabten Ceva D., war am 30. Nov. 1468 zu Carrascosa im Genuesischen geboren. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo Genua die Selbständigkeit an Mailand verloren hatte. Um sich für eine öffentliche Laufbahn zu bilden, ging er im Alter von 19 Jahren zu Dominicus D., seinem Verwandten, einem päpstlichen Feldherrn, dann an den Hof des Herzogs Friedrich von Urbino, der damals der Mittelpunkt ausgezeichneten Männer war, später nach Neapel in die Dienste König Ferdinand's, wo er sich den Ruf eines einsichtsvollen Kriegers erwarb. Von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt, fand er sein Vaterland durch Bürgerkrieg zerrüttet, und war nun eifrigst bemüht, die Ruhe zwischen Volk und Adel wiederherzustellen. Sein bescheidenes, zuverlässiges Wesen nahm die Bürger so ein, daß man ihm 1513, nach Vertreibung der Franzosen, den Oberbefehl über die Galeeren gab. D. vertrieb nun die Franzosen vollends aus den Seeplätzen, reinigte den Golf von Genua von den Seeräubern und schwang sich schnell zu einem berühmten Admiral empor. Als Janus Fregoso die Verfassung änderte und Genua unter franz. Schutzherrschaft stellte, unterstützte ihn der bereits einflußreiche D., weil er es im Interesse der Republik hielt. Er trat mit seinen eigenen und den genues. Schiffen in die Dienste Franz's I. von Frankreich und wurde von demselben 1524 zum Admiral der vereinigten Flotten erhoben, worauf er den Spaniern bedeutende Verluste zufügte. Dessenungeachtet behandelten die Franzosen D. mit Geringschätzung, und der Papst, um den Uebertritt des wichtigen Bundesgenossen zum Kaiser zu verhindern, fand es gerathen, denselben in seine Dienste zu nehmen. Mit sechs Galeeren erschien nun D. vor dem von den Spaniern genommenen Genua, schlug den zum Entsage herbeieilenden Vicekönig Lannoy und vertheidigte mit dieser geringen Macht, mit der sich die eifersüchtigen Franzosen nicht vereinigen mochten, auch den wichtigen Hafen von Civitavecchia gegen die Kaiserlichen. Endlich, da Clemens VII. nach der Plünderung Roms nicht mehr im Stande war, eine Flotte zu halten, wurde Franz I. bewogen, den D. mit acht Galeeren wieder in Dienste zu nehmen; zugleich wurden denselben wichtige Vortheile für Genua und ihm selbst die Statthalterschaft versprochen. D. half die Spanier vollends vertreiben, sah sich aber in den Versprechungen völlig getäuscht. Er hatte im Jan. 1528 seinen Neffen Philipp mit zehn Galeeren zur Unterstützung der Franzosen vor Neapel gesandt, und dieser schlug nicht nur den Vicekönig Moncada, sondern nahm auch viele angesehenen Männer gefangen, denen er versichern mußte, daß sie nicht an Frankreich ausgeliefert würden. Franz I. stellte aber dennoch ein solches Ansehen an D., und dieser, empört und in seiner persönlichen Freiheit bedroht, ging plötzlich zur Sache Kaiser Karl's V. über und wurde von demselben unter der Bedingung, daß die Selbständigkeit Genuas geachtet werde, in Dienste genommen. D. versagte nun die Franzosen erst aus Neapel, dann aus Genua. Als Bundesgenosse des Kaisers und im Besize der besten Flotte damaliger Zeit, hätte er sich jetzt können ohne Mühe zum Herrscher von Genua aufwerfen; allein er gab das Beispiel der edelmüthigsten Entsagung und besetzte die Existenz der Republik im Vereine mit den Bürgern durch eine neue umfangliche Verfassung, die bis zur Auflösung des Staats bestanden hat. Von Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt, gaben ihm dafür die Bürger durch einen Senatsbeschluß den Titel des Wiederherstellers der Freiheit. Auch beim Kaiser erwarb er sich durch diese That volles Vertrauen, der ihn zum Oberbefehlshaber seiner

Seekräfte, zum Großkanzler des Königreichs Neapel, zum Ritter des goldenen Vlieses erhob und das Fürstenthum Mafsi und die Herrschaft Turfis gab. Hierauf beschäftigte sich D. mit der Unterdrückung der türk. Seeräuberei und gewann auch 1532 an den griech. Küsten einen glänzenden Sieg über die türk. Flotte. Im J. 1535 leitete er die Eroberung von Tunis durch Karl V. mit solchem Glücke, daß sich Barbarossa Hayrabin nicht zu widersehen wagte, und als 1542 der Kaiser gegen D.'s Rath ein gleiches Unternehmen gegen Algier wagte, rettete er durch seine Thätigkeit die kaiserliche Macht vor gänzlichem Untergange. Auch er hatte dabei einen Theil seiner Galeeren verloren, war aber bereits 1543 schon wieder so stark gerüstet, daß er den Barbarossa von der franz. Flotte vor Nizza abschneiden konnte. Alt und mit Staatsgeschäften überhäuft, nahm D. seinen Neffen Gianettino D. zum Stellvertreter auf der See an, und dieser rechtfertigte das Vertrauen als Befehlshaber vollkommen; allein als Erbe der Macht und des Ansehens seines Oheims erbitterte er durch Übermuth die Bürger und den Adel Genuas, was am 3. Jan. 1547 zum Ausbruche der Verschwörung des Fiesco (s. d.) führte, welche die Ermordung aller Doria bezweckte. Obgleich D. den Tod seines Neffen betrauerte, so zeigte er sich doch in Bestrafung dieses und eines andern Anschlags des Julius Cibo mit edler Mäßigung. Auch jetzt noch in hohem Alter unternahm er persönlich mehre Seezüge und verjagte 1554 die Franzosen aus Corsica. Der Sohn Gianettino's, Gio. Andrea D., den er nach der Ermordung des Vaters zu seinem Erben und Nachfolger bestimmt hatte, überwand 1560 den berüchtigten Seeräuber Dargut, der D. 1552 einen Theil seiner Galeeren zerstört hatte. D. starb 1560.

Dorigny (Michael), franz. Maler und Kupferstecher, geb. zu St.-Quentin 1617, ein Schüler Simon Vouet's, gest. als Professor der Akademie zu Paris 1665, zeigte in seinen Arbeiten kühne Ausführung und gute Behandlung des Lichts. Wie sein Lehrer, dessen Werke er ägte, ließ er sich indeß manche Zeichnungsfehler zu Schulden kommen. — Sein Sohn, Louis D., geb. 1654, ein Schüler Lebrun's, ging dann nach Italien und ließ sich in Verona nieder, wo er 1742 starb. — Der zweite Sohn, Nicola's D., geb. 1658 zu Paris, der als Kupferstecher den Vater und Bruder übertraf, hielt sich seiner Ausbildung wegen fast 22 Jahre in Italien auf. Um die Cartons Rafaels zu Hamptoncourt zu stechen, ward er 1711 von König Georg I. nach England berufen und wegen der bewiesenen Meisterschaft zum Ritter erhoben. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich im J. 1724 wurde er 1725 Mitglied der Akademie in Paris und starb daselbst 1746. Einer seiner vorzüglichsten Stiche außer jenen Cartons ist die Verklärung nach Rafael und die Apotheose der heil. Petronilla nach Guercino. Sein Stich ist leicht und kräftig, und die Arbeit mit der Nadel und dem Grabstichel glücklich verbunden.

Döring (Friedr. Wilh.), deutscher Schulmann und Philolog, geb. am 9. Febr. 1757 zu Eiferberg im Voigtlande, erhielt auf der Schule zu Pforta und auf der Universität zu Leipzig seine Bildung, kam 1782 als Rector nach Guben, 1784 in gleicher Eigenschaft nach Raumburg und in demselben Jahre nach Gotha, wo er als Oberconsistorialrath, nachdem er 1833 seines Directorats am Gymnasium entbunden worden war, am 27. Nov. 1837 starb. Sowie D. in seinen rüstigen Jahren ein trefflicher Lehrer war, so hat er sich auch als Schriftsteller um das Studium der lat. Sprache auf Schulen nicht unverdient gemacht, und zwar theils durch seine „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische“ (11. Aufl., Jena 1835), theils durch seine Bearbeitung des Horaz (2 Bde., Lpz. 1803—24; Bb. 1, 5. Aufl., 1839). Außerdem besitzen wir von ihm eine Ausgabe des Catull (2 Bde., Lpz. 1788—92), den er später von neuem bearbeitete (Altona 1834), und die Fortsetzung des von Stroth begonnenen Livius (7 Bde., Gotha 1796—1819). Bei allen diesen Leistungen ist die gute Wahl des Brauchbaren und ein richtiger Takt im Allgemeinen gewiß anzuerkennen; auf der andern Seite jedoch kann der fast gänzliche Mangel an grammatischer Schärfe und das Zurückbleiben hinter den neuern philologischen Forschungen dem Tadel nicht entgehen. Eine Sammlung der kleineren lat. Abhandlungen, Reden und Gedichte D.'s veranstaltete Wüstemann (Nürnb. 1839).

Döring (Georg Christian Wilh. Asmus), seiner Zeit ein beliebter und fruchtbarer Novellist, geb. am 11. Dec. 1789 zu Kassel, studirte in Göttingen und lehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er für das Theater dichtete. Mancherlei Verhältnisse bestimm-

ten ihn jedoch, seine Stellung zum Theater aufzugeben und 1815 in Frankfurt am Main die Stelle eines Vorspielers beim Orchester zu übernehmen. Im J. 1817 trat er indes auf diesem Verhältniß wieder heraus und übernahm die Redaction der frankfurter politischen Zeitung. Nachdem die für politische Zeitungen höchst ungünstig sich gestaltenden Zeitumstände ihn bewogen hatten, diese Redaction wieder niederzulegen, machte er eine Reise nach der Schweiz und Italien und wurde dann 1820 mit dem Charakter eines Hofraths Führer des unter seiner Leitung zu Bonn studirenden Prinzen Alexander von Sagn-Wittgenstein. Nachher privatisirte er zu Frankfurt am Main, wo er am 10. Oct. 1833 starb. D. befaß ein großes Erzählertalent und entwickelte eine Zeit lang eine ungemeine Fruchtbarkeit. Gewandtheit, Eleganz, Lebendigkeit der Darstellung und selbst Beweglichkeit der Phantasie entschädigen in seinen Novellen jedoch kaum für die Einsörmigkeit der fast maschinenartigen Erfindung und für den Mangel an geistiger Tiefe und höherer Tendenz. Unter seinen Novellen sind besonders die damals sehr beliebten 1822—33 jährlich herausgegebenen „Phantasiagemälde“, ferner „Der Hirtenkrieg“ (3 Bde., Frankf. 1830), „Novellen“ (4 Bde., Frankf. 1831), „Das Opfer von Ostrolenka, oder die Familie Kolesko“ (3 Bde., Frankf. 1832), „Roland von Bremen“ (3 Bde., Frankf. 1832) zu nennen, die jedoch jetzt meist so gut wie vergessen sind. Unter seinen wenig bedeutenden dramatischen Arbeiten wurden sein Drama „Cervantes“ und sein Lustspiel „Gellert“ beifällig aufgenommen. Als Dpentextdichter lieferte er den Text zu Spohr's „Berggeist“ und zur „Räuberbraut“ von Nies.

Doris, die Tochter des Oceanus und der Tethys, war die Gemahlin ihres Bruders **Nereus** (s. d.) und von diesem Mutter der Nereiden oder **Doriden**.

Doris, eine kleine gebirgige Landschaft im eigentlichen Hellas, zwischen Phocis, Aetolien, Lokris und Thessalien, war die früheste Heimat der Dorer (s. d.), welche von hier aus in den Peloponnes wanderten. Mit ihren vier Städten Boion, Citinium, Crineus und Pindus bildeten sie die sogenannte dorische Tetrapolis, die von den Macedoniern, Aetoliern und andern Völkern nach und nach gänzlich zerstört wurde, sodas zur Zeit der Römer von diesen Städten nur noch dürftige Trümmer übrig waren. — **Doris** hieß auch eine Landschaft in Kleinasien an der Küste von Karien, welche von den Dorern, die sich hier niedergelassen hatten, bewohnt wurde und mit sechs Hauptstädten zu einem Bunde vereinigt war, der jedoch nie in der Geschichte als selbständig sondern immer nur einer größern Macht untergeordnet erscheint. Auf dem Vorgebirge Triopion bei Knidos feierten die Dorer ihre gemeinsamen Bundesfeste, wobei außer den gewöhnlichen Kampfspiele auch politische Gegenstände zur Berathung kamen. — Im heutigen Griechenland bildet **Doris** eine Eparchie des Gouvernements Phocis (s. d.), die ringsum von Gebirgen eingeschlossen, von dem Mauropotamo durchströmt wird und Lidonki und das alte Agidium als Hauptorte zählt.

Dornberg (Freiherr von), bekannt durch sein Unternehmen gegen den König Hieronymus Napoleon im J. 1809, stammt aus einer alten Familie Hessens, die in Hessen das Erbküchenmeisteramt bekleidet, und war unter der westfäl. Regierung Oberst der Gardejäger. Empört durch den Druck seines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde Joch abzuwerfen und nahm an den geheimen Einverständnissen Theil, die in dieser Absicht durch ganz Deutschland unterhalten wurden. Ein Aufstand in dem Dorfe Walhausen am 21. Apr. 1809, welchen zu unterdrücken er abgeschickt wurde, brachte ihn, in der Hoffnung, daß er seine Truppen leicht überreden werde, auf den kühnen Gedanken, den König Hieronymus selbst gefangen zu nehmen. Die Soldaten weigerten sich jedoch, ihm Folge zu leisten und kehrten nach Kassel zurück. Da D., welchem kaum einige hundert Bauern blieben, den Truppen, die gegen ihn geschickt wurden, nicht zu widerstehen vermochte, so flüchtete er nach Böhmen, wo er in das vom Herzog von Braunschweig geworbene Corps trat, während er zu Kassel als Hochverräther zum Tode verurtheilt wurde. Er theilte die Unternehmungen und Schicksale dieses Corps, bis er 1812 in russ. Dienste trat, worauf er im Corps des Grafen Wittgenstein den Krieg gegen Frankreich mitmachte. Nach dem Frieden trat er als Generalmajor in hannöv. Dienste; später wurde er Generallieutenant und der hannöv. Gesandtschaft zu Petersburg attachirt, wo er seit 1842 den Gesandtschaftsposten bekleidet.

Dornburg, eine der ältesten, kleinern Städte Thüringens, mit etwa 600 E., im Großherzogthume Sachsen-Weimar, drei Stunden von Jena, am linken Ufer der Saale auf

einem steilen, 250 F. hohen Felsen, hat eine höchst malerische Lage mit reizender Aussicht und drei großherzogliche Schlösser, unter denen besonders das neue, 1728—48 erbaute eine romantische Fernsicht in das Saalthal darbietet. D. kommt schon 937 als Stadt vor und die kaiserliche Pfalz daselbst, das jetzige alte Schloß, war häufig der Aufenthalt der sächs. Kaiser; auch wurden hier von ihnen mehre Reichstage gehalten. Im J. 1081 schenkte Kaiser Heinrich IV. die Schlösser und Städte D. und Kamburg nebst andern beträchtlichen Reichsgütern dem Grafen Wiprecht von Groitzsch; 1244 war es im Besitze der Schenke von Lautenburg und Saaleß, und hundert Jahre später kauften es die Grafen von Delamünde und von Schwarzburg, die es aber schon 1358 nach einer unglücklichen Fehde mit dem Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften von Thüringen an diesen abtreten mußten. Im 15. Jahrh. kam es an die Bisthume von Erfstadt, die es 1486 an den Kurfürsten Ernst von Sachsen verkauften. Weil sich die Bürger in dem sächs. Bruderkriege gegen den Kurfürsten sehr ergeben bewiesen, erhielten sie den Namen „der Getreuen zu Dornburg“. Später gehörte es zu der herzoglichen Linie von Sachsen-Zena, und als diese ausgestorben, fiel es 1698 an Sachsen-Weimar. — Nicht zu verwechseln mit D. ist das Dorf Dornburg im Herzogthum Anhalt-Köthen, das ebenfalls eine kaiserliche Pfalz war, später einer gräflichen Familie gehörte, die sich darnach nannte, im 15. Jahrh. an Anhalt verkauft wurde und 1674 der Linie Anhalt-Zerbst zufiel, in welcher Zeit das Schloß daselbst erbaut wurde.

Dorothea, Herzogin von Kurland (s. d.).

Dorow (Wilh.), preuß. Hofrath, geb. am 22. März 1790 zu Königsberg, besuchte die Schule zu Marienburg und widmete sich darauf in seiner Vaterstadt dem Baufache, bis er 1806 in ein kaufmännisches Geschäft eintrat; doch setzte er dabei seine mathematischen und andern Studien nicht bei Seite. In der Absicht, eine andere Thätigkeit zu suchen, verließ er 1811 Königsberg und wanderte nun zu Fuß nach Paris, worauf er im März 1812 eine Anstellung bei der preuß. Gesandtschaft daselbst erhielt. Im Febr. 1813 trat er in Breslau als freiwilliger Jäger ein; doch wurde er sehr bald von Scharnhorst in das Hauptquartier des Generals von Winzingerode und später zum Fürsten Wolkonsky gesendet und wohnte nun allen Schlachten nach der Eröffnung des Feldzugs bei. Während des Waffenstillstands wurde er vom Staatskanzler mit Aufträgen nach Polen, und als er darauf eine Zeit lang im Hauptquartier zu Teplitz gewesen, im Sept. mit besondern Vollmachten nochmals nach Polen zurückgeschickt, wo er bis zur Einnahme von Paris blieb. Hierauf reiste er nach Dijon zum Staatskanzler und wurde zu der Centralverwaltung nach Frankfurt am Main gesendet. Nach der Auflösung dieses Dienstverhältnisses nahm er 1815 seinen Abschied aus dem Militärstand und ging 1816 als Gesandtschaftssecretair nach Dresden und 1817 in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen, bis eine lebensgefährliche Krankheit, die Folge einer in der Schlacht bei Lützen erhaltenen Verletzung, ihn nöthigte, in Wiesbaden Heilung zu suchen, wo er angeblich wegen demagogischer Umtriebe durch die Centraluntersuchungscommission in Mainz in eine Untersuchung verwickelt wurde, die jedoch keinen Erfolg und keinen Einfluß auf seine dienstlichen Verhältnisse hatte. In Bonn, wo er das Museum vaterländischer Alterthümer gründete, blieb er bis 1822 und trat dann, zum Hofrath ernannt, in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zurück. Nach dem Tode des Fürsten von Hardenberg wurde er mit der Hälfte seines Gehalts in Ruhestand versetzt. Mit Unterstützung der preuß. Regierung machte er 1827 eine Reise nach Italien, wo er Veranlassung zu den bedeutenden Ausgrabungen und Entdeckungen im alten Etrurien gab und die im Museum zu Berlin aufgestellte Sammlung etruskischer Alterthümer erwarb. Seit einigen Jahren hat er Halle zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Unter seinen frühern antiquarischen Schriften erwähnen wir „Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein“ (2 Bde., Wiesbad. 1819—21, 4., mit Abbild.), „Morgenländ. Alterthümer“ (2 Hefte, Wiesbad. 1819—21, 4., mit Abbild.), „Denkmale german. und röm. Zeit in den rheinisch-westfäl. Provinzen“ (2 Bde., Stuttg. 1823—27, 4., mit Abbild.), „Denkmäler alter Sprache und Kunst“ (2 Bde., Bonn und Berl. 1823—24, mit Abbild.), „Notizie intorno alcuni vasi etruschi“ (Pesaro 1828, 4.), „Etrurien und der Orient, nebst Thorwaldsen's Darstellung der 1828 entdeckten etruskischen Alterthümer“ (Heidelb. 1829), „Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie“ (Par. 1829, 4.) und „Einführung in

eine Abtheilung der Vasensammlung des königlichen Museums" (Berl. 1833). In Verbindung mit Klaproth gab er Palin's „Collections d'antiquités égyptiennes" (Par. 1829 Fol., mit Abbild.) heraus; auch beförderte er seines Stiefvaters, des Kriegsraths Boel, Uebersetzung der „Georgica" (Wiesbad. 1819) zum Drucke. In neuerer Zeit gab er aus seiner sehr reichen Autographensammlung „Facsimile und Handschriften" (4 Bde., Berl. 1836—38, 4.) heraus und „Erlebtes aus den J. 1813—20" (2 Bde., Lpz. 1843), worin zum Theil sehr interessantes Detail enthalten ist, sowie „Briefe berühmter Staatsmänner" (Lpz. 1844), enthaltend Briefe des Legationsraths Döner und Geh. Rath's Stagemann.

Dorpat oder **Dörpt**, esthnisch Tartalin, in der Statthaltertschaft Liefland, die ansehnlichste und bestgebauete Stadt derselben, am Embach, über welchen eine steinerne Brücke führt, in einer reizenden und fruchtbaren Gegend, war vormal's eine nicht unbedeutende Hansestadt und hat noch jetzt ansehnlichen Handel in Landeserzeugnissen, welche auf der Narwa und über den Peipussee, ungeachtet mancher Versandung dieser Wasserstraße, ausgeführt werden. Sie hat schöne, gerade Straßen, drei Kirchen, unter denen sich die neue russische auszeichnet, viele ansehnliche Häuser und Paläste, die der reichbegüterte Adel des Landes besitzt, gegen 7000 G., theils Deutsche, darunter mehr als 60 Kaufleute, theils Russen, theils Esthen, eine Universität, ein Gymnasium und mehre gemeinnützige Anstalten. Durch Gustav Adolf erhielt sie zuerst 1639 ein Gymnasium, das von ihm im Feldlager von Nürnberg am 30. Juni 1632 zur Universität erhoben wurde, die aber 1710 einging. Kaiser Paul I. befahl ihre Herstellung, doch ihre wirkliche Errichtung verdankt sie erst dem Kaiser Alexander durch die Stiftungsurkunde vom 12. Dec. 1802, zufolge deren sie für Finnland, Liefland, Esthland und Kurland bestimmt wurde und eine den deutschen Universitäten ähnliche Einrichtung erhielt. Das Universitätsgebäude, auf dem Grund der alten Nikolaiirche aufgeführt, welches außer den Auditorien das physikalische, mathematische, chemische, technische, militairische, mineralogische und naturhistorische Cabinet umfaßt, ist ein wahrer Palast. Außer den genannten Anstalten hat die Universität noch ein Klinikum, ein anatomisches Theater, eine Sternwarte mit dem größten Fraunhofer'schen Refractor und eine Bibliothek von mehr als 60000 Bänden. Unter den Professoren, deren gegen Ende des J. 1843, außer den Lectoren und Privatdocenten, 27 angestellt waren, finden sich in allen Facultäten Namen, die eine allgemeine Geltung haben, und die Zahl der Studirenden beläuft sich über 500. Eine zu offen hervortretende deutsche Richtung unter denselben hatte zur Folge, daß die Professoren Bunge, Madai und Volkmann ihrer akademischen Thätigkeit dafelbst entzogen wurden. Das mit der Universität in Verbindung stehende, 1828 gestiftete Professoreninstitut lieferte seitdem 23 Lehrer für russ. Universitäten. Die in D. seit einigen Jahren begründete Gelehrte esthnische Gesellschaft entwickelt eine höchst erfreuliche Thätigkeit, wie dies die von ihr herausgegebenen „Verhandlungen" (Heft 1 und 2, Dorp. 1840—43) bekunden. Die Gründung der Stadt fällt in sehr frühe Zeit. Im J. 1223 wurde sie im Kampfe des Deutschen Ordens mit den Russen durch jenen den letztern entrisen und zum Siege des Bischofs Esthland erhoben. Nach vielen frühern vergeblichen Versuchen gelang es endlich dem Zar Iwan IV., 1558 D. wiederzuerobern, der nun ein furchtbares Blutbad anrichten und den Bischof nach Rußland abführen ließ. Im J. 1582 mußte Rußland D. an Polen abtreten, das es 1625 an Gustav Adolf von Schweden verlor, bei dem es verblieb, bis es im Nordischen Kriege von Peter dem Großen wieder an Rußland gebracht wurde. — Schon im 16. Jahrh. scheint sich die esthnische Sprache in zwei Mundarten, den *Dialekt von Dörpt* und den von *Reval*, welcher erstere jedoch, minder ausgebildet, weniger geschäftig ist als der letztere und kaum von einem Siebentheil des esthnischen Volks gesprochen wird.

Dorset, s. Schellfisch.

Dorset, eine Grafschaft im südlichen England, begrenzt im Süden von dem Britischen Kanale, welcher hier die Halbinseln Purbeck und Portland bildet, im Westen von den Grafschaften Devon und Somerset, im Norden von Somerset und Wilt und im Osten von Hamp, hat ein Areal von 44 QM. und 160000 G. Der Boden ist hügelig, ausgezeichnet fruchtbar und voll des herrlichsten Wiesenwuchses; das Klima sehr mild, daher die Grafschaft der Garten Englands genannt wird. Die Bewohner treiben Acker-, Hanf-, Flachs-

bau, Schafzucht und Fischfang; Wollen-, Hanf- und Leinweberei und Handel mit den Landeserzeugnissen. Die Hauptstadt ist Dorchester (s. d.).

Dorset war früher der Name der Familie *Beaufort* (s. d.); später aber wurde er der Familie *Sackville*, die von Hildebrand *Sackville*, einem der normannischen Häuptlinge, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England kamen, abstammt, als Grafentitel verliehen. Der erste Graf von D. war Thom. *Sackville*, geb. 1536, der 1557 ins Unterhaus gewählt wurde und später als Lord *Buckhurst* ins Oberhaus trat. An dem Prozesse des Herzogs von *Norfolk* wie an dem der unglücklichen *Maria Stuart* nahm er blutigen Antheil. Lord *Leicester* brachte ihn zwar nachher bei der Königin in Ungnade; doch nach *Leicester's* Tode wendete sich *Elisabeth*, die mit ihm verwandt war, nur um so mehr zu, machte ihn zum Kanzler der Universität *Oxford* und 1598 zum Großschatzmeister. Nach dem Tode der Königin bemühte er sich in seiner hohen Stellung für König *Jakob I.*, der ihn dafür zum Grafen von D. erhob. D. starb 1606 und ist der Verfasser des bekannten „*Mirror of magistrates*“ (1559), eines erzählenden Gedichts, sowie der ersten regelrechten engl. Tragödie „*Ferrex and Porrex*“, die seit 1565 öfter und seit 1590 unter dem Titel „*Gorboduc*“ gedruckt erschien. — *Eduard Sackville*, Graf von D., der Enkel des Vorigen, geb. 1590, wurde unter *Jakob I.* zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht. Bekannt ist er insbesondere als Verteidiger des der Fälschung angeklagten Kanzlers *Bacon de Verulam* im Unterhause. Als *Karl I.*, bei dem D. wegen seiner Rechtschaffenheit in großem Ansehen stand, 1640 nach *Schottland* reiste, ward er zum Reichsverweser ernannt. In dem Streite des Königs mit der Nation stand er demselben erst vermittelnd, dann kämpfend zur Seite. Die Hinrichtung des Königs erschütterte ihn so, daß er bald darauf, 1652, starb. — *Charl. Sackville*, Graf von D., bekannt als Dichter und Staatsmann, geb. am 24. Jan. 1637, stand, ohne ein Amt zu bekleiden, am Hofe *Karl's II.* in großem Ansehen. Im J. 1665 begleitete er den Herzog von *York* in den Krieg gegen die *Holländer*; hier dichtete er vor dem großen Seetreffen das auf der engl. Flotte beliebte Lied „*To all you ladies now at land*“. Unter *Jakob II.* war er mit Eifer den Staatsangelegenheiten zugethan; am Hofe *Wilhelm's II.* aber glänzte er als Schöngelb. Er starb 1705 zu *Bath*. Seine Gedichte sind gesammelt in *Johnson's* Ausgabe brit. Dichter (Lond. 1794). — *Lionel Chomfield*, des Vorigen Sohn, wurde 1720 von *Georg I.* zum Herzog von D. erhoben. — *John George Frederic*, Herzog von D., gest. 1815, vererbte seine Besitztümer und Würden auf seinen Vetter, *Charl. Germain*, *Viscount* von *Sackville* und *Baron Buckhurst*, geb. 1767, der unter *Georg IV.* und *Wilhelm IV.* das Amt eines Oberstallmeisters bekleidete und am 29. Juli 1843 ohne Leibeserben verstarb, sodaß der Herzogstitel mit ihm erlosch.

Dortmund, im Regierungsbezirk *Arnsberg* der preuß. Provinz *Westfalen*, früher eine freie Reichs- und Hansestadt, zählt 7000 E., die neben Ackerbau und einiger Industrie namentlich beträchtlichen Getreidehandel treiben. Sie ist der Sitz eines Oberbergamts und hat ein Gymnasium. Hier stand die alte Kaiserburg *Munda*, in der der Graf *Trutmann*, welchen *Karl der Große* 788 mit der Grafschaft *Dortmund* belehnte, seinen Sitz hatte. Im J. 800 wurde D. zur Stadt erhoben und bald nachher soll *Karl der Große* den obersten Stuhl des westfäl. Freischöffengerichts daselbst gestiftet haben; wie er denn auch 808 den Bau des dasigen Doms begann, welchen *Ludwig der Fromme* vollendete. *Heinrich II.* hielt in D. 1005 eine Kirchenversammlung, und 1016 einen Reichstag. Überhaupt war D. Jahrhunderte lang häufig der Ort der kaiserlichen Hofhaltung. Als *Friedrich I.* daselbst 1180 einen Reichstag hielt, saß er selbst als Stuhlherr zu Gericht; auch *Kaiser Karl IV.* verweilte hier 1327 längere Zeit. Eine merkwürdige, 21monatliche Belagerung hielt D. 1387 und 1388 aus und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Im 16. Jahrh. hatte es gegen 50 Thürme, vier Bastionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10000 Häuser und gegen 50000 E. und besaß seit 1543 eins der drei Archigymnasien *Westfalens*. Seinen Hauptstolz gab ihm die *Hanse*. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, ansehnliche Bierbrauereien und war der Stapelplatz zwischen *Antwerpen* und *Bremen*, auf welchem alle durchgehende Waaren drei Tage zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Aber innere Unruhen, die allmälige Auflösung der *Hanse*, die Religionskriege im

16. und 17. Jahrh. und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beschränken und sich dieselben zu unterwerfen, führten auch D. s Verfall herbei. Im J. 1803 ward es dem Prinzen von Dranien zugetheilt, im Oct. 1806 von franz. Truppen besetzt und am 1. März 1808 von Napoleon an den Großherzog von Berg abgetreten, worauf es der Hauptort des Departements der Ruhr war. In dem Vertrage vom 31. Mai 1815 entsagte der König der Niederlande diesem Gebiete zu Gunsten der Krone Preußen. Das alte Archiv zu D. enthält wichtige Schriften und Urkunden aus der Zeit, als hier noch der Hauptfreisuhl des Femgerichts stand, dessen Verfahren schriftlich war. Nach D. hat der berühmte Dortmunder Necesß seinen Namen, der hier am 10. Juni 1609 zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg in Beziehung auf den Jülich-Klevefchen Erbfolgestreit geschlossen wurde und dem gemäß beide Theile bis zur völligen Ausgleichung dieses Streits gemeinschaftlich das fraglich Land in Besiz nahmen und verwalten ließen.

Dorville, s. Drville (Sak. Phil. d').

Dosen nennt man im Allgemeinen durch Deckel verschlossene Kästchen zur Aufbewahrung gewisser Gegenstände. Größere Dosen verfertigt man aus lackirtem und mannichfach verziertem Blech, aus Holz (mit eingelegter Arbeit), Porzellan, Alabaster, Serpentin, welcher namentlich in Sachsen vorzüglich schön verarbeitet und mit Gemälden verziert wird, u. s. w.; kleinere aus Gold und Silber, Elfenbein und Perlmutter, Muscheln, Pappe und Papiermaché. Der größte Luxus wurde früher mit den Schnupftabaksdosen (Tabatièren) getrieben, welche man namentlich entweder von Gold macht und mit emailirten Gemälden (Dosenstücken), Spieluhren (Dosenuhren) u. s. w. verzieht, oder aus mannichfach verziertem Papiermaché. Die Fabrikation der Dosen aus Papiermaché (Müllerdosen und Stobwasser'sche Dosen) ist der Gegenstand ziemlich bedeutender Etablissements; in Deutschland zeichnen sich insbesondere die Fabriken zu Berlin, Schmölln bei Altenburg und zu Freiberg und Jöblitz in Sachsen durch die schönste Lackirung und Malerei aus. Tabatièren von Silber, Alabaster, feinen Hölzern, verfeinertem Holze u. s. w., kommen jetzt seltener vor. Neuerdings werden, besonders in Mainz, viel Seemuscheln von schöner Färbung und Gestalt zu Dosen verarbeitet. Der Deckel an den Tabatièren ist in der Regel durch Charniere an der Dose befestigt (mit Ausnahme der runden Dosen), und die Dauerhaftigkeit der Dosen hängt besonders von der Güte dieser Charniere ab. Wenn man bei andern Instrumenten, z. B. Wasserwagen, Compassen, Thermometern u. s. w., von Dosenform spricht, so versteht man darunter die Form einer kreisrunden Dose mit besonders aufgesetztem Deckel.

Dositheus (Magister), ein Grammatiker aus dem Anfange des 3. Jahrh., ist der Verfasser eines Schulbuchs unter dem Titel „*Ερμηνεία*“, das für die Rechtsgeschichte nicht unwichtig ist durch einen Auszug aus einer juristischen Schrift, welcher sich darin unter mehren andern Aufgaben zum Übersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische befindet. Der Text derselben ist griech. und lat.; ersterer unstreitig eine von D. gemachte Übersetzung, letzterer, nach der von Bachmann neuerlich aufgestellten wahrscheinlichsten Ansicht, ein durch den Gebrauch zum Übersetzen allmählig in den Handschriften sehr entstellter, ursprünglicher Text aus einem unbekanntem Werke eines röm. Juristen. Dieses Fragment handelt von einigen Eintheilungen des Rechts und der Personen und von den Freilassungen. Herausgegeben wurde es zuerst lat. von Pithoeus (Par. 1573), dann mit dem griech. Text von Röver unter dem Titel „*Fragmentum veteris jurisconsulti*“ (Leyd. 1739) und neuerlich von Schilling (Lpz. 1819) und von Böcking im „*Corpus juris antejust.*“ (Bonn 1832) Vgl. (Lachmann) „*Versuch über D.*“ (Berl. 1837, 4.).

Doffat (Arnaud), Cardinal, das Hauptwerkzeug der franz. Diplomatie unter Heinrich IV. in Italien, war um 1536 zu Larogne in der Nähe von Auch geboren. Ein Edelmann, De Marca, der ihn, in einem Alter von neun Jahren, ohne Altern und von Allem entblößt fand, erbarmte sich seiner und erzog ihn mit seinem Neffen, dessen Vormund er war. Aber seine Fortschritte waren so außerordentlich, daß De Marca ihn bald zum Hofmeister und Lehrer dieses Neffen machen konnte. In dieser Eigenschaft begleitete er denselben 1559 nach Paris, wo er die Vorträge des gelehrten Ramus hörte und seinen Lehrer gegen die

plumpen Angriffe Charpentier's, eines Nachbeters von Aristoteles, vertheidigte. Hierauf studirte er zu Bourges unter Cujas die Rechte und betrat mit besonderer Protection des berühmten Paul de Foix die juristische Laufbahn. Derselbe verschaffte ihm den Posten eines Rath's zu Melun. Diese Stelle scheint indessen eine Sinecure gewesen zu sein, wenigstens begleitete er kurze Zeit nach seiner Bestallung seinen Gönner nach Italien. In Rom machte ihn derselbe zu seinem Gesandtschaftssecretair, eine Stelle, die er auch unter dem Cardinal von Este und dem Cardinal von Joyeuse bekleidete. Nach dem Sturze Billeroi's schlug er den Plaz desselben, den man ihm anbot, aus, um den Schein der Undankbarkeit zu vermeiden. Von der Witwe Heinrich's III. beauftragt, die Leichenfeierlichkeit dieses unglücklichen Fürsten beim Papste durchzusetzen, leitete er dieses schwierige Geschäft mit so großer Geschicklichkeit, daß er, selbst nachdem er sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, bei den wichtigeren diplomatischen Unterhandlungen in Italien immer noch theilhaftig blieb. Sully ließ es D. hart entgelten, daß derselbe der Günstling Billeroi's war, so daß ihm seine letzten Lebensjahre verbittert wurden. Er starb am 13. März 1604. Vgl. der Mad. Darconville „Vie du cardinal D.“ (2 Bde., Par. 1771). Die Briefe D.'s an Billeroi (herausgeg. von La Houffaye, 2 Bde., Par. 1697, 4.; und zu Amsterd., 5 Bde., 1732) können als Muster des diplomatischen Stils gelten. Wol nicht mit Unrecht hat man die unter dem Namen des Cardinals von Joyeuse herausgegebene Correspondenz D. zugeschrieben.

Doffi (Doffo), ein berühmter ital. Maler, geb. 1479 in der Nähe von Ferrara, hatte vorzüglich den Herzog Alfons zum Gönner und ward von Ariosto, dessen Bild er meisterhaft malte, in seinem „Orlando furioso“ verewigt. Er starb zu Ferrara 1560. Die ältern Eigenthümlichkeiten der ferraresischen Schule wußte er zu einer höhern Vollendung zu entwickeln, indem er sich den Kunstströmungen seiner großen Zeitgenossen angeschlossen. So näherte er sich in gewissem Betracht der Behandlungsweise Tizian's, mit welchem er auch gemeinschaftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des Alfonso'schen Schlosses malte. Seine dortigen Bilder stellen Bacchanale mit verschiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er den Rafael nach. Unter den acht in Dresden befindlichen Gemälden D.'s zeichnet sich der Disput der vier Kirchenlehrer durch genaue Zeichnung, mit eigener Kraft des Colorits und ganz im Tizian'schen Stile, als ein Meisterwerk aus. — Sein Bruder, Giovanni Baptisti D., ist zwar weniger berühmt, war aber ein guter Landschafts- und Historienmaler.

Dost Mohammed, s. Afghaniſtan.

Dotation bezeichnet ursprünglich im Civilrechte die Aussteuer bei Eheverhältnissen und zwar sowohl den Act wie den Gegenstand der Handlung. Der röm. Alerus, der die Fiction von Familienverhältnissen gern auf die Kirche übertrug und diesem Gleichnisse die ausgedehnteste, oft ungehörigste Anwendung gab, foderte von dem Gründer oder geistlichen Vater einer kirchlichen Anstalt, daß derselbe sein Kind, d. h. die Stiftung, mit den gehörigen Mitteln ausstatte, dotire. In diesem Sinne spricht man noch gegenwärtig von kirchlichen Dotationen, von Kirchen- und Pfarrdotalen u. s. w. Diese bildliche Bezeichnung ging aber nicht nur in die gewöhnlichen Lebensverhältnisse über, sodas man jede Ausstattung irgend einer Anstalt, Stiftung oder eines Ordens, Dotation in dem zweifachen Verständniß des Wortes nannte, sondern auch in die Politik, namentlich ins Lehnwesen. So hießen bei den Longobarden die von dem Könige den Vasallen überlassenen Grundstücke erobeter Länder Dotationen. Etwas Ähnliches begründete in neuerer Zeit der Kaiser Napoleon. Er verlieh seinen ausgezeichnetsten Dienern und Generalen die durch Eroberung ihm selbst oder dem franz. Reiche vorbehaltenen Güter fremder Staaten und nannte diese Verleihungen Dotationen. Dieselben hatten sämmtlich den Charakter von Lehen, und zwar von Majoraten; mit ihnen waren theilweise Hoheitsrechte verbunden, theilweise bestanden sie aus einem Adels-titel mit einer entsprechenden Dotation an Renten oder Gütern. Unter die ersteren gehörten die förmlichen Vasallenstaaten in Italien, die Herzogthümer Dalmatien, Istrien, Triaul, Belluno, Bassano, Cadore, Treviso, Feltre, Vicenza, Conegliano, Padua und Novigo. In dieser Art wurde zuerst 1806 dem Marschall Berthier das von Preußen abgetretene Fürstenthum Neuchâtel verliehen, Talleyrand zum Herzoge von Benevent, Bernadotte zum Herzoge von Pontecorvo erhoben. Dieselben waren souveraine Fürsten, aber zugleich

Nasallen des Kaiserreichs. Marschall Lesèbre dagegen erhielt 1807 den Titel eines Herzogs von Danzig und eine dem entsprechende Dotation aus den franz. Domainen, und auf gleiche Weise geschah es mit dem Marschall Davoust, der erst als Herzog von Auerstadt, dann als Fürst von Eckmühl mit Domainen ausgestattet wurde. Neben den Reichslehen Parma und Piacenza, die keine landesherrlichen Rechte besaßen, besaß theils Napoleon selbst, theils der franz. Staat, in allen Theilen Italiens unermessliche Renten und Güter, mit denen die neuen Fürsten, Grafen, Barone, Ritter und Mitglieder der Ehrenlegion vom Kaiser dotirt wurden. Der Dotirte erhielt darüber vom Reichserzkanzler, dem Präsidenten des Conseil du sceau des titres, eine förmliche Belehnungsurkunde, in der seine Rechte und Pflichten, die Erbsfolge und der Heimfall an den kaiserlichen Schatz in Ermangelung männlicher Erben, festgesetzt waren. Ferner bestand eine eigene Verwaltung über alle Renten, Capitalien und Güter, die Napoleon sich oder dem Reiche in den eroberten Ländern vorbehalten hatte; diese Verwaltung sollte darauf sehen, daß alle die Güter, sie mochten verliehen sein oder nicht, wo möglich binnen 40 Jahren verkauft, und die Capitalien davon in franz. Renten oder Ländereien angelegt würden. Endlich waren auch noch unter den Namen Agents conservateurs in den eroberten Ländern besondere Beamte angestellt, welche die Erhaltung der als Majorate verliehenen Güter überwachen mußten. Ein geheimer Artikel im pariser Frieden von 1814 hob in den fremden Ländern diese Dotationen und alle darauf bezüglichen Ansprüche mit einem Schlage auf. In ihrer Art einzig ist im Königreiche Griechenland die sogenannte Dotation der hellenischen Familien. Durch ein Gesetz von 1835 wurde nämlich daselbst jedem Familienhaupte in sehr ausgedehntem Sinne ein Credit von 2000 Drachmen verliehen, wofür dasselbe im entsprechenden Werthe Staatsländereien fordern konnte, die gegen eine sechsunddreißigjährige Verzinsung an den Staat völlig freies Eigenthum wurden. Auch jede Gemeinde erhielt für ihre öffentlichen Bedürfnisse eine solche Dotation.

Douai oder **Do u a y**, eine Stadt und Festung im franz. Departement des Nordens, an der Scarpe und am Kanale gleiches Namens, welcher mittels der Deule von D. nach Lille führt und bei Warneton mit der Lys sich verbindet, hat mehre ausgezeichnete öffentliche Gebäude, unter denen sich die Sanct-Peterskirche, das Rathhaus und das Zeughaus auszeichnen, welches letztere in Verbindung mit einer bedeutenden Kanonengießerei eins der größten in Frankreich ist. Außerdem befindet sich hier eine Universitätsakademie, ein Collège, eine Artillerieschule, ein botanischer Garten, ein Museum von Gemälden, Alterthümern und Naturalien, eine öffentliche Bibliothek und mehre andere wissenschaftliche Anstalten. Die Stadt zählt 22000 E., welche Handel mit Spizen und Leinwand treiben, Tapeten-, Woll-, Seifen- und einige Zuckerfabriken unterhalten. D. wurde an der Stelle eines von den Normännern zerstörten Schlosses, des Castrum Duacense, erbaut und gehörte im Mittelalter den Grafen von Flandern, dann den Herzogen von Burgund, nach deren Aussterben es einen Theil der span. Niederlande bildete, bis es unter Ludwig XIV. 1667 von den Franzosen erobert wurde. Zwar wurde es 1710 durch den Herzog von Marlborough wieder genommen; allein zwei Jahre später mußte es von neuem an Frankreich sich ergeben, mit dem es durch den uralten Frieden im J. 1714 für immer vereinigt wurde.

Douane, s. Zoll.

Doubs, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Saone und daher ein Seitenfluß der Rhone, entspringt in der Nähe des Dorfs Mouthé auf dem Juragebirge in einer absoluten Höhe von 2658 F. Bald nach seinem Ursprunge bildet er den Lac de St.-Point; später erweitert er sich zu dem kleinen See Lac de Brenets; nicht weit davon stürzt er zwischen wilden und schauerlichen Felschluchten eingeklemmt über 80 F. tief herunter und bildet so den vielgepriesenen Saut-du-Doubs, einen der schönsten Wasserfälle in der franz. Schweiz. In der Nähe von Verdun ergießt er sich nach einem Laufe von 48 M. in die Saone. Er fließt rasch und ist nicht überall schiffbar. Mittels eines Kanals, der unterhalb Dôle an der Saone anfängt und bis in die Ill bei Strasburg geführt ist, verbindet der Doubs die Rhone mit dem Rhein. Nach ihm hat das Departement des Doubs seinen Namen, das aus dem größten Theil der Grafschaft Hochburgund und der ganzen Grafschaft Mompelgard besteht, ein Areal von 101 QM. und eine Bevölkerung von 276000 Seelen hat. Der größte Theil der Bodensfläche ist Gebirgsland des Jura, das Klima kalt und

gesund. Das Departement hat großen Reichthum an Wild, Holz, Bausteinen, Marmor, Stein- und Braunkohlen, Eisen und Salz. Die Bewohner nähren sich durch Gewinnung der genannten Producte und außerdem durch Acker- und Weinbau, Pferde- und Rindviehzucht, Metallwaaren- und Uhrenfabrikation. Die Hauptstadt ist B e s a n ç o n (s. d.).

Douglas, die Hauptstadt auf der im Irischen Meere gelegenen Insel M a n (s. d.) an der Bai gleiches Namens auf der Südostküste, der Sitz eines Bischofs, hat einen guten, durch ein Fort gesicherten Hafen und etwa 5000 E., welche Seehundsfang und Heringsfischerei treiben. In der Nähe liegt Mora-Castle, ein Schloß der Herzoge von Athol, welche früher im Besitz der ganzen Insel waren. — **Douglas** in der südschot. Graffschaft Clydesdale oder Lanark, ist als der Stammort der Familie D o u g l a s (s. d.) bekannt, deren altes Schloß jetzt ziemlich in Ruinen liegt, während das neue, dessen Bau im vorigen Jahrh. begann, noch nicht vollendet ist.

Douglas, das berühmteste und älteste Geschlecht Schottlands, ist in die Geschichte seines Vaterlandes vielfach verflochten. Bereits im 8. Jahrh. besaßen die Douglas die Ländereien am Douglasflusse und galten als mächtige Kriegshäupter des Landes. — Lord William D. III., der nach acht geführten Schlachten 1303 in engl. Gefangenschaft starb, ist als der Stammvater aller Douglas anzusehen. — Sein ältester Sohn, Lord James D., ein großer Charakter, der Typus seines Geschlechts und ein Freund König Robert Bruce's, machte sich ebenso berühmt als gefürchtet durch seine verheerenden Züge und blutigen Schlachten gegen die Erbfeinde, die Engländer, und starb, auf einem Zuge nach Palästina begriffen, 1330 in Spanien im Kampfe gegen die Sarazenen. — William D., gest. 1384, bewirkte von Eduard III. die Freilassung des schot. Königs David und ward von dem Letztern dafür zum Grafen erhoben. — James D., sein Sohn und Nachfolger, ist berühmt durch seine Kämpfe mit dem Ritter Percy Hotspur; er fiel siegreich 1388 in der großen Schlacht im Needthale. — Sein einziger, aber natürlicher Sohn, William von Drumlanrig, wurde der Stifter eines angesehenen Nebenzweigs, der noch gegenwärtig nach dem mannichfachen Wechsel in Hinsicht auf Macht, Würde und Einfluß in dem Marquis von Queensberry, Viscount Drumlanrig, Lord D. von Hawick und Tibbers fortbesteht. — Archibald D., der zweite Nachfolger von James D., zog Karl VII. von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe und fiel als Anführer der Franzosen 1424 in der Schlacht bei Verneuil. — Sein Sohn und Nachfolger, Archibald D., gest. 1438, verlor zwar das seinem Vater von Frankreich verliehene Herzogthum Touraine, sowie die Graffschaft Longueville, blieb aber doch der mächtigste Große seines Landes und der Nebenbuhler des Hauses Stuart. Seine Besitzungen erstreckten sich über den Süden Schottlands; die Clans und Grundbesitzer der Grenzen waren in den Raub- und Kriegszügen seine Vasallen geworden, und sein Stamm war mit allen Familien des Landes, selbst mit den Stuarts vielfach verwandt. — Um die Macht des Hauses D. zu zersplittern, ward William D., der dreizehnjährige Sohn und Nachfolger des Vorigen, von den Regenten, Crichton und Livingston, an den Hof gelockt und 1441 daselbst rechtlos enthauptet. — William D., der Vetter und Nachfolger des Ermordeten, ein kühner und stolzer Jüngling, brachte durch Heirath nochmals die Güter des gräflichen Hauses D. zusammen; seine Persönlichkeit wie seine Macht erregten jedoch die Besorgniß des Königs Jakob's II. Unter sicherem Geleit wurde er an den Hof gezogen und daselbst 1452 von des Königs eigener Hand meuchlings ermordet. — Sein Bruder, James D., brachte nebst seinen Geschwistern ein Heer von 40000 M. gegen den Mörder zusammen; allein der Abfall mächtiger Freunde und Vasallen, die sich dem harten Joche der D. zu entziehen suchten, rettete den Stuarts die Krone. Nach langen Kämpfen wurde endlich James D. 1484 gefangen genommen und starb 1488 als Mönch im Kloster Lindores. Die Güter der Grafen vertheilte der König theils an die Seitenlinie Angus, theils an das Haus Gordon; die Clans der Grenze wurden frei, da diese Besitzungen nach dem Falle des Schwarzen Douglas, wie man James D. nannte, Niemand behaupten konnte. — Das Haus Angus, dessen Stifter, George, ein jüngerer Sohn des ersten Grafen von D., war, ererbte nun die Macht und den Einfluß des gestürzten Hauptstamms und ward nebst dem Hause Morton, wenn auch nicht mit Absicht, der Nacher an der Familie Stuart. — Archibald D., fünfter Graf von Angus, der Kagenlöckner genannt, wirkte in der

Abelsverschörung, die den gewaltsamen Tod des Königs Jakob's III. herbeiführte. Er starb 1514 aus Gram über den Verlust seines ältesten Sohns, William, der 1513 mit 200 Männern des Stamms D. in der Schlacht bei Flodden fiel. — Sein jüngster Sohn war Gavin, der Erzbischof von Dunkeld, der sich in der schot. Literatur durch eine Übersetzung von Virgil's „Aeneide“ (Lond. 1553) bekannt gemacht hat. — ArchimbalD., sechster Graf von Angus, der Sohn des gefallenen Georges, bekannt durch seine blutigen Händel um die Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Stiefsohns, Jakob's V., hatte die Königin-Mutter, Margarethe, die Schwester Heinrich's VIII. von England, geheirathet und wurde durch seine aus dieser Ehe hervorgegangene Tochter der Großvater von Henry Stuart von Darnley. Er starb 1557. — Mit ArchimbalD., dem achten Grafen von Angus, gefi. 1588, gingen die Würden und der Besiz dieser ältern Linie an das jüngere Haus Angus von Glenberry über, dessen Stifter William, der zweite Sohn ArchimbalD's des Kagenglöckners war. — Einer seiner zahlreichen und oft mit den höchsten Staatsämtern betrauten Nachkommen, ArchimbalD., Graf von Angus, Marquis von D., Lord Abernethy, ward 1703 von der Königin Anna zum Herzoge von D. ernannt. Er starb 1754, und mit ihm erlosch der Herzogstitel; seine Güter erben die Söhne seiner Schwester, die übrigen Würden aber das Haus Hamilton (s. d.), eine Seitenlinie der D. — Das Haus Morton, dessen Stifter John D., ein Sohn des Lords William D. III., sein soll, führte früher den Lordtitel von Dalkeith. Erst Lord James IV., der Jakob II. im Kampfe gegen die Grafen D. beistand, ward von demselben zum Grafen von Morton ernannt. — James D. von Pittendrich, nur durch Heirath vierter Graf von Morton, ein Mann von großen Talenten, aber ehrgeizig und grausam, ward für das Haus Stuart besonders verhängnißvoll. Nachdem er 1566 bei der Ermordung des Sängers Riccio, 1567 bei dem gewaltsamen Tode des Königs Darnley mitgewirkt hatte, betrieb er im Einverständnisse mit Elisabeth von England den Sturz der Maria Stuart und wurde dafür später Regent von Schottland. König Jakob VI. ließ ihn 1581 hinrichten. — Mit ArchimbalD., einem Neffen des Vorigen, dem fünften Grafen von Morton, gingen die Güter und Würden dieses ältern Zweigs an das jüngere Haus Morton über, dessen Stifter Henry, der jüngere Sohn des Lord John von Dalkeith, des Stifters der Gesammlinie, war. — William, Herr von Lauden und Lochleven am See gleiches Namens, der Kerkermeister der Maria Stuart, war der Erste, dem diese reiche Erbschaft zufiel, und seine Nachkommen in unmittelbarer Abstammung befinden sich noch gegenwärtig in Besiz und Würden. — William D., der jüngere Sohn eines John II. von Dalkeith, wurde der Stammvater des Hauses Wittingham. — Unter seinen Gliedern ist ArchimbalD. von Wittingham als Zeitgenosse und Anhänger des Regenten Morton besonders bekannt geworden. — Von einem seiner Nachkommen, Robert, der zur Zeit Gustav Adolfs nach Schweden kam, stammen die schwed. Grafen von D. ab. Vgl. Hume of Godscrofts, „History of D.“ (2 Bde., Edinb. 1743).

Doufa (Janus), eigentlich Jan van der Does, einer der verdientesten holländ. Staatsmänner und Gelehrten des 16. Jahrh., war zu Noordwyk bei Leyden am 6. Dec. 1545 geboren. Kaum fünf Jahre alt, verlor er beide Aelter und wäre durch die Treulosigkeit seiner Vormünder beinahe um sein ganzes Vermögen gekommen. Sein Großvater von mütterlicher Seite, Franz van Nyenrode, zu Delft, nahm sich seiner sehr thätig an und ließ ihn durch den als tüchtigen Schulmann berühmten Heinn. Junius zu den höhern Studien vorbereiten. Nach des Großvaters Tode vertrat sein Oheim Werner van der Does Vaterstelle bei ihm und setzte ihn, da er selbst keine Kinder hatte, zum Erben seines ganzen Vermögens ein. Nachdem er auf den hohen Schulen zu Löwen und Douai seine Studien beendet hatte, begab er sich 1564 mit seinem Freunde Lukas Fruntyers (Fruterius) aus Brügge auf einige Zeit nach Paris, wo er mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in eine innige Verbindung trat, die ihn auch nach seiner Rückkehr noch einmal nach Paris hinzog. Dieser zweite Aufenthalt war aber nur sehr kurz; er kehrte bald wieder in sein Vaterland zurück und ließ sich häuslich nieder, indem er im zwanzigsten Lebensjahre sich aufs glücklichste verheirathete. Nicht lange darauf begann er an den Staatsangelegenheiten den thätigsten Antheil zu nehmen, wurde 1572 von Wilhelm I. an der Spitze einer Gesandtschaft nach England geschickt, um bei Elisabeth Hülfe für Holland nachzusuchen.

Zwei Jahre nachher (1574) wurde ihm der schwierige Auftrag, Leyden gegen die anrückenden Spanier zu vertheidigen, dem er sich mit großem Muthe und entschlossener Ausdauer unterzog. Als Leyden für seine Drangsale durch die Stiftung der Universität entschädigt wurde (1575), ward er zum ersten Curator derselben und zum Oberaufseher über die Bibliothek ernannt, und in beiden Beziehungen hat er sich die größten Verdienste erworben. Dabei fuhr er, von inniger Vaterlandsliebe befeuert, unermüdet fort, in der mühevollsten und schwierigsten Stellung in Staatsgeschäften wirksam zu sein und das Wohl seines Vaterlandes und dessen Unabhängigkeit zu fördern und zu sichern, bis er am 8. Oct. 1604 starb. Es ist erstaunlich, wie er bei einem so vielfach bewegten Leben und seiner durch Staatsgeschäfte fast ganz in Anspruch genommenen Zeit durch schriftstellerische Leistungen auch die Wissenschaft gefördert hat. Als lat. Dichter und Prosaist war er ausgezeichnet; seine „*Annales Bataviae et Hollandiae*“ (Leyd. 1601), an denen auch sein ältester Sohn Antheil hatte, brachten ihm Ruhm und ehrenvolle Auszeichnung, und auch für Horaz, Catull, Tibull, Petronius und Plautus hat er Ausgezeichnetes geleistet. — Sein ältester Sohn, Janus D., geb. am 16. Jan. 1571, gest. 1597, war gleichfalls lat. Dichter und tüchtiger Philolog, wie seine Ausgabe des Catull, Tibull und Propertius (Leyd. 1592), seine Anmerkungen zu Petronius (Leyd. 1594) und zu Plautus (Leyd. 1596) beweisen; seine „*Poemata*“ sind in zwei Auflagen erschienen (Leyd. 1607 und Rotterdam. 1704). — Von seinen übrigen Söhnen zeichneten sich Georg D., geb. 1574, gest. auf St. Thomas, der Herausgeber des Georgius Cobinus (Heidelb. 1596), Franz D., der Herausgeber der Fragmente des Lucilius (Leyd. 1597, 4.) und Dietrich D., geb. 1580, gest. 1663, als tüchtige Gelehrte aus. Letzterer, dem der Vater seine kostbare Bibliothek vermachte, gab „*Georgii Logothetae chronicon Constantino-politanum*“ heraus (Leyd. 1614), wobei er die von seinem Bruder Georg aus Konstantinopel mitgebrachten Handschriften benutzte. Vgl. Siegenbeek, „*Laudatio Jani D.*“ (Leyd. 1812).

Douville (Jean Baptiste), Secretair der Geographischen Gesellschaft zu Paris, einer der berühmtesten Reisenden der neuesten Zeit, wurde im westlichen Frankreich um 1794 geboren. Schon in früher Jugend ging sein einziges Streben dahin, sich die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, um einst recht viele Länder mit Augen besuchen zu können. Kaum war er in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangt, als er abwechselnd Asien und Amerika besuchte. Nachdem er sich auf alle Art vergeblich bemüht hatte, in China einzudringen, entschloß er sich, von den Erzählungen portugiesischer Kaufleute angeregt, die Besitzungen von Kongo und des inneren Afrika zu besuchen. Weber die Hindernisse, die ihm von argwöhnischen Beamten in den Weg gelegt wurden, noch die Feindseligkeit der freien Negerstämme, die von den Portugiesen viel zu leiden gehabt hatten, konnten ihn von der Ausführung seines Plans zurückschrecken. Mit Aufopferung einer Summe von beinahe 200000 Francs durchstriefte er, von San-Felippe in Benguela aus, nicht nur die den Portugiesen unterworfenen Königreiche Angola und Benguela, sondern drang auch in die gegen Osten und Norden davon gelegenen Negerländer bis 25° 4' gegen Osten und 13° 27' gegen Süden vor, von wo er sich wieder nordwärts wandte, um sich im Hafen von Ambreiz nach Europa zu wenden. Nachdem er von einer heftigen Krankheit, die ihn in Rio-Janeiro befallen hatte, wiederhergestellt war, langte er am 20. Juni 1831 zu Paris an. Sein Bericht an die Geographische Gesellschaft machte so großes Aufsehen, daß ihm vor seinen Mitbewerbern Richard und John Lander, welche die Mündung des Quorra oder Niger entdeckten, und dem Capitain King, der die Südküste Amerikas und des Feuerlands bestimmte, 1832 die Preismedaille für die wichtigste im J. 1830 gemachte Entdeckung zuerkannt wurde. Auch die Geographische Gesellschaft zu London hat auf Barrow's Antrag sein Verdienst mittels des Ehrendiploms anerkannt. Seine „*Voyage au Congo et dans l'intérieur de l'Afrique équinoxiale, fait dans les années 1828, 1829 et 1830*“ (3 Bde., Par. 1832 und öfter), bei deren Ausarbeitung ihm der Herausgeber der „*Annales des voyages*“, Cyriès, behülflich gewesen ist, bietet die wichtigsten Bereicherungen der gesammten geographischen Wissenschaften.

Dover, eine kleine Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, an der Meerenge von Calais, Frankreich gegenüber, ist wegen des Hafens, der zu den sogenannten Fünfhäfen gehört, und wegen der Befestigung merkwürdig, sowie auch wegen seiner Seebäder bekannt. Der Ort liegt auf einem 570 F. hohen Kalkfelsen, besteht aus drei Hauptstraßen, die am Ende

zusammenlaufen, und zählt über 9000 E. Er hat zwei Kirchen, die des heil. Jakob, des Schutzheiligen der Seelente, ein großes, 1216 erbautes Gebäude, und die Marienkirche, welche die Normänner stifteten. Auch haben alle Dissenters daselbst Bethäuser. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das Kriegspital, die Stadthalle, das Schauspielhaus und das Casino. Seit dem letzten Frieden hat sich D. als Übergangspunkt nach Frankreich sehr gehoben, und täglich findet zwischen D. und Calais eine regelmäßige Verbindung statt. Schon zu den Zeiten der Römer und namentlich durch Julius Cäsar soll D. befestigt worden sein. Von Wilhelm dem Eroberer mit neuen Werken versehen, galt es für unüberwindlich; doch unter Karl I. wurde es von einer kleinen Abtheilung des Parlamentsheers genommen. Als Napoleon von Boulogne aus mit einer Landung in England drohte, sah man sich genöthigt, D. mehr nach den Regeln der neuern Befestigungskunst zu verstärken. Damals wurde auf einer Höhe hinter der Stadt die neue Caserne angelegt, die das ganze Seeufer beherrscht und auf alle Weise vor Ueberrumpelung gesichert ist. In der Nähe von D. fand 1217 zwischen Engländern und Franzosen ein Seetreffen statt, das zum Nachtheil der letztern ausfiel.

Dow, D o u oder D o u w (Gerard), einer der berühmtesten holländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1613, war der Sohn eines Glasmalers und erhielt seine künstlerische Bildung unter Rembrandt's Leitung. Das malerische Element, in welchem das Genie seines Meisters sich bewegte, das Hellbunkele, und Alles, was der dadurch bewirkten malerischen Harmonie angehört, wußte er sich mit gleicher Sicherheit und Vollendung anzueignen. Aber er machte von diesem Elemente einen andern Gebrauch als Rembrandt. Ihm kam es auf die liebevollste Auffassung und Wiedergabe der anscheinend geringfügigsten Dinge an, welche das tägliche Leben des Menschen umgeben; die Ruhe und den Frieden des häuslichen Daseins, das süße Gefühl der heimischen Existenz auszudrücken, dies ist der eigentliche Grundzug, der durch seine künstlerischen Darstellungen hindurchgeht. Darum malte er alles Einzelne in seinen Bildern mit der allergrößten Sorgfalt; nichts war ihm zu gering, als daß er es nicht für würdig gehalten hätte, zur Hervorbringung jenes Eindrucks beizutragen; ausdrücklich wird uns berichtet, daß er zu der Darstellung eines schlichten Besenstiels drei volle Tage nöthig gehabt habe. In seiner Werkstatt herrschte die bewunderungswürdigste Sauberkeit; die sorglichstn Vorkehrungen waren getroffen, um den Feind, der seine zierliche Arbeit vor allen andern leicht hätte verderben können, den Staub, abzuhalten. So erreichte er eine bewunderungswürdige Naturtreue, aber jene Meisterschaft des Hellbunkeles, die zarte Harmonie, die er durch dessen Anwendung über das Ganze seiner Darstellungen ausbreitete, gab ihnen einen ungleich höhern, einen wahrhaft poetischen Werth, während seine Bilder schon in ihrer kleinen Dimension mit der Anspruchslosigkeit auftraten, die die dargestellten Gegenstände nöthig machten. Es sind Perlen von durchaus vollendeter Reinheit; darum waren sie auch zu allen Zeiten ungemein hochgeschätzt. Eines seiner bessern Gemälde, „Die wasserfüchtige Frau“, wurde mit 30000 Fl. bezahlt. D. starb 1680. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Schalken, F. Mieris und Mequ.

Dorologie, ein griech. Wort, bedeutet überhaupt einen Ausruf oder ein Gebet zum Preise der Majestät Gottes, wie sie bei Paulus am Schluß seiner Briefe, zuweilen auch mitten in der Rede (Röm. 9, 5) sich finden. Namentlich nannte man so in der christlichen Kirche den Lobgesang der Engel (Luc. 2, 14) und den Schluß des Vater Unser. Die sogenannte große Dorologie ist eine weitere Ausführung des engl. Lobgesangs, welche in der katholischen Kirche bei der Abendmahlsfeier und am Morgen gesungen zu werden pflegt; sie beginnt mit den Worten „Gloria in excelsis Deo“.

Doyen (Sabr. Franç.), ein bekannter franz. Maler, geb. zu Paris 1726, gewann als Schüler Vanloo's schon in einem Alter von 20 Jahren den großen Preis in der Malerei. Im J. 1748 ging er nach Rom und studirte dort, sowie in Neapel, Venedig und Bologna, die Vorbilder seiner Kunst. Nach Paris zurückgekehrt, blieb er längere Zeit ganz in der Zurückgezogenheit der Kunst. Seine Virginia, mit deren Entwurf und Ausführung er zwei volle Jahre zubrachte, veranlaßte 1758 seine Aufnahme in die Malerakademie. Seinen Ruf erhöhte besonders das Gemälde „La reste des ardents“, für die Kirche von St. Roch, welches für sein Meisterwerk gehalten wird. Um seinen Werken mehr Wahrheit zu geben, ging er in die Hospitäler und beobachtete die Charaktere und Gesichtszüge der Kranken und

Sterbenden. Eine seiner schönsten Arbeiten, vorzüglich in Hinsicht der trefflichen Anordnung, ist der Tod des heil. Ludwig, in der Kapelle der Invaliden. Im Anfange der Revolution berief ihn die Kaiserin Katharina II. nach Rußland und ernannte ihn zum Professor bei der Malerakademie zu Petersburg, wo er am 5. Juli 1806 starb.

Drabitiuß (Mik.), ein religiöser Schwärmer, geb. zu Straßnis in Mähren 1587, trieb, nachdem er als Prediger 1628 vertrieben worden war, in Ungarn das Tuchmacherhandwerk. Als er in Folge angeblicher Offenbarung seit 1638 fortwährend den Untergang des Hauses Osterreich und des Papstthums und die Bekehrung der Juden und Heiden prophezeite, ward er zu Presburg festgenommen und 1671 hingerichtet. Seine Prophezeiungen gab *Comenius* (s. d.) unter dem Titel „Lux in tenebris“ heraus.

Drache ist der Name einer Gattung ostind. Eidechsen (*Draco*, L.) von geringer Körpergröße, die sich nur von Insekten nähren, auf Bäumen leben und weit entfernt davon sind, dem fürchterlichen Bilde des mythologischen Drachen zu entsprechen. Merkwürdig ist der Bau ihrer Rippen, die, anstatt sich um die Brust zu krümmen, horizontal ausgebreitet und mit der Körperhaut dergestalt überzogen sind, daß eine Art Flügel entsteht, die jedoch nur als Fallschirm bei dem Springen des Thiers von Ast zu Ast dienen und seine Bewegungen auf ebener Erde sehr erschweren. Man kennt mehre Arten, von welchen keine, abgesehen von dem dünnen Schwanz, länger als drei Zoll ist. — Der *Drache*, ein Sternbild am nördlichen Himmel zwischen dem Cepheus, dem Kleinen Bären, dem Kameloparden, dem Großen Bären, dem Mauerquadranten, dem Hercules und der Lyra, soll, der Fabel nach, der Wächter der goldenen Äpfel im Schlafgemache der Hesperiden gewesen, von Hercules getödtet und hierauf durch die Juno an den Himmel versetzt worden sein. Die Geschichte des fabelhaften Drachen reicht bis in die frühesten Zeiten hinauf. Man schilderte seine Gestalt so schrecklich als möglich und gab ihm zum Wohnplaz beinahe alle Länder, besonders das damals noch unbekannte Indien und Afrika. Seine Größe wurde nicht leicht unter 20, oft aber auf 70 Ellen angegeben. Von letzterer Art war der Drache, der nach Asien zu Alexander des Großen Zeiten in Indien lebte und göttlich verehrt wurde. Die voneinander sehr abweichenden Beschreibungen stimmen nur darin überein, daß der Drache vortreffliche Sinneswerkzeuge, besonders ein scharfes Gesicht habe. Ihm wird eine solche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elefanten zu erwürgen. Seine Nahrung bestand in Blut und Fleisch von allerlei Thieren; auch fraß er verschiedene Früchte. Das Sonderbarste ist, daß dessenungeachtet dieses Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftsteller mancherlei zu erzählen wissen. Diesen Fabeln scheinen wirkliche Thiere zum Grunde zu liegen, wie ungewöhnlich große Krokodile und asiat. Riesenschlangen. (S. *Python*.) — Als Wappenbild war der *Drache* bei vielen Völkern beliebt. In der alten Mythologie spielte er eine bedeutende Rolle als das Schildbild der berühmtesten Helden Griechenlands. Aus dem Alterthume ging der Gebrauch des Drachen auf spätere Zeiten über. Er war das Heerzeichen der Dacier, und auch die röm. Kaiser bedienten sich dieses Zeichens seit Konstantin, auf dessen Münzen sich die Abbildung der Fahne mit dem Drachen findet. Auch kommt er schon in der Sagenzeit des german. Alterthums vor, z. B. auf Sigurd's Helm, dann als der Sachsen Feldzeichen, auf Otto's IV. Fahnenwagen und seit Wilhelm dem Eroberer in England. Die Kirche bezeichnete im Mittelalter mit dem Drachenbilde den Teufel, daher finden sich zu jener Zeit in der Begleitung des Papstes bei öffentlichen Processionen Soldaten, welche auf einer Lanze das Drachenbild unter dem Kreuze trugen, *Draconarii* genannt, welchen Namen auch die Träger der Drachenfahne der röm. Kaiser führten. Die Heraldik der neuern Zeit kennt den Drachen als Figur im Schilde, auf dem Helme und als Schildhalter. Wird er ohne Flügel dargestellt, so heißt er Lindwurm, ohne Füße aber Drachenschlange. Läßt der Drache als Wappenbild Kopf und Flügel hängen, so ist es ein bezwungener. *Drachenschwanzkreuz* nennt man ein Kreuz, welches sich in Drachenschwänze endigt. In der Numismatik kommt der Drache als Münzbild, namentlich auf den Münzen Chinas und Japans vor. Bekannt sind auch die *Drachenspennige*, *Hohlpennige* mit dem Drachenbilde. — Den *Drachen*, das bekannte Spielwerk der Knaben, gebrauchte Franklin 1752 als einen Leiter, um die Electricität der Luft und Wolken beim Gewitter zu beweisen. Er war von Papp und mit einer metallenen Spitze versehen. Franklin

ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren unterstem Ende ein Schlüssel hing, in die Höhe steigen. Um die Schnur, ohne die elektrische Materie abzuleiten, anfassen zu können, war unten eine seidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft schwebte, wurde die elektrische Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüssel geleitet, sodaß man an demselben eine Verstärkungsflasche laden konnte. Ohne Franklin's Entdeckung erfahren zu haben, stellte de Romas in Frankreich ein Jahr später ähnliche Versuche mit seiner weit größern Geräthschaft an.

Drachme ist eine altgriech. Silbermünze von verschiedenem Werthe und, gleich dem Denar (s. d.) bei den Römern, die Einheit der griech. Silbermünzen. Die Drachme als Münzeinheit kam bei allen griech. Völkern in Gebrauch, und zwar gleichmäßig mit der Verbreitung des gemünzten Geldes selbst. Von Griechenland aus ging die Bestimmung ihres Werths als Handelsmünze auch in die Länder, wo sie nur als Rechnungsmünze Geltung hatte. Der Werth der Drachme war in den einzelnen griech. Provinzen sehr verschieden; in Agina hatte sie den größten Werth. Dagegen blieb das Münzsystem dasselbe. Sechstausend Drachmen enthielt das attische Talent, hundert Drachmen die Mina und sechs Obolen gingen auf die Drachme. Außer den einfachen Drachmen gab es Bervielfältigungen derselben, z. B. die doppelte (Didrachma), die dreifache (Tridrachma) und die vierfache (Tetradrachma). — Als Apothekergewicht hat die Drachme 3 Scrupel oder 60 Gran.

Dracontius, ein christlicher Dichter im 6. Jahrh., aus Toledo gebürtig und nachmals Presbyter, behandelte die Schöpfungsgeschichte in einem lat. Gedichte unter dem Titel „Hexameron“, welches der Erzbischof Eugenius von Toledo überarbeitete. Wegen seiner Gedrängtheit ist das Gedicht voll schwer zu verstehender Stellen. Die beste Ausgabe besorgte Krevallus (Rom 1791, 4.). Vgl. Gläser, „Carminis de Deo, quod D. scripsit, liber tertius ex cod. Rhedig. emend. et suppl.“ (Bresl. 1843, 4.).

Dragoman, vom ital. Dragomano, heißt im Orient ein Dolmetscher. Der Dragoman der Pforte, durch welchen der Großsultan die Eröffnungen der christlichen Gesandten empfängt, ist gewöhnlich ein Christ griech. Nation. Außerdem hält jede der fremden Gesandtschaften und jedes Consulat in der Levante einen Dragoman, der meist ein Grieche oder Armenier ist. Nur die Gesandtschaften von Osterreich und Frankreich haben das Princip, Angehörige ihres eigenen Landes zu Dolmetschern zu nehmen, um nicht Verräthereien ausgesetzt zu sein, wie sie bei der Käuflichkeit der orient. Dragomane leicht möglich sind. Osterreich hat zu dem Behufe in Wien die orient. Akademie und in Konstantinopel bei der Gesandtschaft das Institut der Sprachknaben; Frankreich aber in Paris das Institut der jeunes de langue und in Konstantinopel das der Dragomanazöglinge gegründet, um Dolmetscher zu bilden.

Dragonaden. Als Ludwig XIV. von Frankreich alle Mittel zur Unterdrückung des Protestantismus erschöpft hatte, kam der Minister Louvois auf den Einfall, die Widerspenstigen durch Militairgewalt in den Schoos der katholischen Kirche zu treiben. Zunächst legte er nach Poitou ein Dragonerregiment und befahl, die Protestanten mit doppelter Einquartierung zu belasten. Allmähig aber dehnte er diese Maßregel über das ganze Land aus und erlaubte den Soldaten, die hartnäckigen Befenner ihrer Religion zu mißhandeln und zu plündern. Dieses Verfahren nannte man Dragonades, la mission bottée und les conversions par logements. (S. Hugonotten.)

Dragoner hießen ursprünglich die berittenen Infanteristen, welche zu Fuße fochten und sich des Pferdes bloß zum schnellen Fortkommen bedienten, weshalb sie auch als Infanteristen bewaffnet waren und keine Harnische und Reiterstiefeln hatten. Als die ersten Dragoner betrachtet man die Lanzknechte und Musketiere, welche der Prinz von Parma, als er 1582 die Schlacht bei Gent liefern wollte, auf Packpferden reitend, mit der Reiterei unter Georg Basta vorausgehen ließ, um die feindliche Arrièregarde anzugreifen und aufzuhalten. Später ließ man diese Truppengattung auch zu Pferde fechten, wodurch nach und nach ihre ursprüngliche Bestimmung verloren ging, sodaß sie gegenwärtig bloß als leichte Reiter gebraucht werden.

Draht wird das nach runden, seltener flachrunden oder platten, auch wol halbmond- und sternförmigen Formen in die Länge fadenartig ausgedehnte Metall genannt, welches man zu

sehr vielen Fabrik- und Manufacturarbeiten verwendet. Ist der Durchschnitt desselben kreisförmig, so nennt man den Draht rund, alle andre Formen aber begreift man unter der Benennung *façon nirtter Draht*. Feinheit des Drahts nennt man seine Dicke, welche von 9—10 Linien bis zu der Dicke eines Haars variiert. Man hat, nach Maßgabe des Metalls, Gold-, Silber-, Platin-, Kupfer-, Messing-, Tombak-, Eisen- und Stahldraht. Zur Fabrication des Eisendrahts, der in den technischen Gewerben am meisten Anwendung findet, eignet sich nur festes, reines, dehnbares und zähes Stabeisen, welches vorher zu feinen cylindrischen Stäben ausgereicht sein muß. Diese Stäbe werden mittels einer besondern Vorrichtung durch trichterförmige, von der andern Seite aber in geringer Dicke cylindrische Löcher gezogen. Da, wo es darauf ankommt, den Draht von hohem Glanze zu erhalten und das Metall zu schonen, z. B. bei Gold- und Silberdraht, wird die Kante, wo der conische und der cylindrische Theil des Ziehlochs zusammenstoßen, leicht abgerundet. Für die feinsten Gold- und Silberdrähte werden in die Ziehisen Edelsteine gesetzt und in diese das Ziehloch gebohrt und höchst fein polirt. Diese Löcher sind so hart, daß man durch ein Rubinloch von 0,0033 Zoll Durchmesser einen 170 deutsche Meilen langen Silberdraht ohne merkliche Veränderung des Durchmessers gezogen hat, während ein Stahlziehloch schon bei 8400 F. Drahtlänge zu weit wird. Von dem Durchmesser der Öffnungen hängt demnach die Stärke oder Dicke des Drahts ab, und es muß der feinste Draht durch alle vorhergehende größere Öffnungen erst durchgegangen sein. Da aber das Eisen und anderes Metall durch das Ziehen, vermöge der gewaltigen Reibung, sehr steif und spröde wird, so muß die daraus entspringende Sprödigkeit nach jedem Zuge durch Ausglühen wieder gehoben werden. Die von einer Kraft in Bewegung gesetzte Einrichtung, welche das Durchziehen der ausgereichten Eisenstäbchen bewirkt, besteht entweder in einer Zangen- oder Walzenvorrichtung, welche letztere jedoch nur bei feinem Drahten anwendbar ist. In neuester Zeit wendet man für die großen Drahtsorten bis zu $\frac{1}{4}$ Zoll herab statt der Zangenzüge Walzwerke an. Ein solches Drahtwalzwerk besteht aus drei in einem Gestell übereinander befindlichen Walzen, welche einander berühren und an ihrer Oberfläche halbrunde, aufeinander passende Einschnitte haben, von denen die ersten die größten, die letzten die kleinsten sind. Sobald nun die glühende Eisenstange die erste Rinne des obern Paares passiert, nimmt sie die cylindrische Form derselben an, wird aber sogleich in die zweite Rinne des untern Paares geleitet, wodurch sie etwas kleiner im Durchmesser gestreckt wird. So passiert sie, inzwischen neugeglüht, alle Rinnen der Walzen, bis sie die gewünschte Feinheit erlangt hat. Zur Anfertigung des Messingdrahts werden die ausgewalzten Tafeln in Drahtbänder (Zaine oder Negale) zerschnitten, rund ausgeschmiedet und, wie die ausgereichten Eisenstäbchen, ebenfalls mittels Zangen oder Walzen (Leitern) durch die Löcherreihen zu Draht ausgezogen. Nur die ganz feinen Sorten werden nicht auf dem Drahtzuge sondern auf der Scheibe gezogen. Wird der Draht, nachdem er rund gezogen ist, noch durch ein paar glatte Walzen getrieben und geplättet, so erhält er einen sehr hohen Glanz und heißt dann *Lahn*. Ein Theil desselben kommt sogleich von dem Drahtzuge, durch Ausglühen im Glühofen, schwarz und weich in den Handel; ein anderer Theil wird in Holzessig gebeizt, mit Kochsalzlaug und Weinstein ausgesotten und auf diese Weise blank gemacht, ist aber hart und spröde, da bei ihm das Ausglühen wegfällt. Vergoldeter oder versilberter Draht entsteht, wenn man vor dem Ziehen im ersten Falle eine Silberstange, im letzten eine Kupferstange plättirt und dann zieht. Will man vergoldeten Kupferdraht machen, so wird die Kupferstange erst versilbert und dann dünn vergoldet. Cementirter Draht entsteht, wenn man die zu ziehende Kupferstange in einem verschlossenen Raume der Einwirkung von Zinkdämpfen aussetzt, wodurch sie sich oberflächlich in Tombak oder Messing verwandelt und mit dessen schöner Farbe die Zähigkeit und Weichheit des Kupfers vereint und sich zu dem feinsten Drahte ziehen läßt. Die Kunst, aus Metall dünne Fäden zu machen, ist sehr alt; allein der Draht wurde anfangs nicht gezogen, sondern geschmiedet. Später wurde das Metall nur auf Handziehbänken zu Draht geformt, und erst 1351 kommen in Augsburg Drahtzieher und Drahtmüller vor. Schon im J. 1360 kommt in Nürnberg eine Drahtmühle vor; ebenso 1447 in Breslau und 1506 in Zwickau. Im J. 1592 fertigte Friedr. Hagelsheimer, genannt Held, in Nürnberg den feinsten Gold- und Silber-

draht zum Weben und Sticken bereitet. Der feinste Draht wird in England und Frankreich verfertigt. Zu Waidhofen an der Ips in Oestreich macht man aus dem daselbst verfertigten Drahte Fischangeln von solcher Feinheit, daß 6310 Stück auf ein Loth gehen. Das Loth wird aber für 26 Fl. verkauft, sodas demnach der Centner Eisen bis 83000 Fl. verarbeitet wird. Aus Draht werden auch die Nadeln (s. d.) gemacht.

Drais von Sauerbrunn (Karl Wilh. Friedr. Ludw., Freiherr von), ein besonders im Justiz- und Policeisache bewährter Geschäftsmann, geb. zu Ansbach am 23. Sept. 1755, studirte zu Altdorf und Erlangen und lebte dann einige Zeit in Wien, um den Proceßgang des kaiserlichen Reichshofraths kennen zu lernen. Vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden 1777 in dem Justiz- und administrativen Hofrathscollodium angestellt, diente er hier 12 Jahre lang, erst als Assessor, dann als Rath, später zugleich mit der Function eines Regierungsdeputirten in der für die Residenz Karlsruhe 1787 neu errichteten Policeideputation, bis er Obervoigt des Oberamts Kirchberg wurde. Zur Zeit des Reichsfriedenscongresses zu Rastadt ernannte ihn der Markgraf zum Policeidirector daselbst und erhob ihn, zufrieden mit seiner in dieser schwierigen Stellung bewiesenen einsichtsvollen Klugheit und gewandten Thätigkeit, nach Verlauf desselben zum Geh. Regierungsrath und Policeidirector in Karlsruhe. Hier bewirkte D. mit kluger Benützung der sich darbietenden Mittel binnen drei Jahren die Gründung eines Arbeitshauses, einer Mumford'schen Speiseanstalt, Reinlichkeit der Straßen, eine gute Beleuchtung, Unterdrückung des Bettelns und Einschränkung des Zunftzwangs. Als Präsident des Hofgerichtes nach Rastadt versetzt, trug er bei zur Verbesserung der Rechtspflege. Nachdem Baden im presburger Frieden das Breisgau und die Ortenau erworben, wurde D. als Occupationscommissar nach Freiburg gesendet, hierauf zum Präsidenten des nach Mannheim versetzten obersten Gerichtshofs ernannt und zuletzt Wirklicher Geh. Rath und Oberhofrichter. Als solcher starb er am 2. Febr. 1830. Seine vorzüglichsten Schriften sind die „Geschichte der bad. Gerichtshöfe neuerer Zeit“ (Manh. 1821), ferner die aus dem Archive geschöpfte „Ausführliche Geschichte von Baden unter Karl Friedrich von der Revolutionszeit“ (2 Bde., Karlsru. 1816—19), die „Materialien zur Gesetzgebung über die Pressfreiheit der Deutschen“ (Zür. 1820) und „Über Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Rechtsverfahrens im Civilsache“ (Manh. 1822).

Draisine (franz. velocipède) nannte man die vom Forstmeister von Drais, einem Sohne des Vorerwähnten, zu Mannheim 1817 erfundene, von dem Engländer Knighr verbesserte zweiräderige Maschine zum Selbstfahren, die, nachdem sie eine Zeit lang großes Aufsehen erregt, schnell in Vergessenheit gerieth, da sie den Erwartungen nicht entsprach. In neuester Zeit haben jedoch die Engländer die Sache wieder aufgenommen und in ihren Pedomotiven fortgebildet. Dieselben haben drei Räder, zwei Hinter- und ein Vorderrad, letzteres zur Lenkung, zu welchem Zwecke dessen Achse in einer Gabel ruht, welche durch den Lenkschemel geht und von oben mittels einer Kurbel in jede beliebige Richtung gestellt werden kann. Die Hinterachse, über welcher sich der Sitz befindet, ist nach Art einer doppelten Kurbelwelle von etwa 8 Zoll Halbmesser gebrochen. An dieser Welle befinden sich zwei Tretschemel, welche an ihrem vordern Ende in Hängescheiten an einem Bock über der Vorderachse hängen. Abwechselnd steht einer der Tretschemel hoch, der andere tief und tritt nun der im Wagen Sitzende dieselben abwechselnd nieder, was ohne Anstrengung geschehen kann, so bewegt sich die Pedomotive vorwärts, und zwar mit einer beliebigen Schnelligkeit, die ohne Beschwerde des Fahrenden bis zu 1³/₄ deutsche M. in der Stunde auf gewöhnlichen Chaussees gesteigert werden kann.

Drake (Francis), ein berühmter Seemann, der zuerst die Kartoffeln nach Europa brachte, geb. zu Tavistock in Devonshire 1545, war der Sohn eines Matrosen und lernte als Schiffer bei einem Küstenschiffer, der auch zuweilen Waaren nach Irland und Frankreich überführte. Ein Verwandter, Sir John Hawkins, ließ ihm Unterricht ertheilen. Schon im 18. Jahre mußte D. einzelne Geschäfte auf einem Schiffe verrichten, welches nach Biscaya Handel trieb, und im 20. machte er eine Reise nach der Küste von Guinea. Nachdem er 1567 den Oberbefehl des Schiffes Judith erhalten hatte, benahm er sich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Cruz zu be-

stehen hatte, mit vieler Tapferkeit und entkam glücklich mit seinem Fahrzeuge. Die grausame Behandlung der engl. Gefangenen erfüllte ihn mit solchem Haffe gegen die Spanier, daß er fortan nur auf Mittel dachte, ihnen möglichst großen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er diese Absicht in England merken lassen, als eine Menge Abenteurer sich ihm anschloß. Er bewirkte nun zwei Unternehmungen nach Westindien, vermied zwar noch mit den Spaniern zusammenzutreffen; der Erfolg seiner Reise war aber so günstig, daß man ihm 1572 zu seinem Angriffsplan auf die span.-amerik. Handelsplätze zwei Schiffe anvertraute, von denen er das eine durch seinen Bruder befehligen ließ. Mit denselben nahm er die Stadt Nombre de Dios mit Sturm, machte zwar ansehnliche Beute, konnte sich aber nicht behaupten und segelte daher nach Karthagena. Nachdem er dort viele Schiffe aufgebracht und den Spaniern zu Vera-Cruz ein auf zwei Millionen geschätztes Waarenmagazin verbrannt hatte, kehrte er zurück und ankerte zu Plymouth am 9. Aug. 1573. Hierauf rüstete er drei große Fregatten auf seine Kosten aus, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Essex diente. Beim Tode dieses seines Beschützers kehrte er 1576 nach England zurück, legte der Königin Elisabeth seinen Plan vor, durch die Magellanische Meerenge in die Südsee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen, und erhielt durch sie die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für diesen Zweck auszurüsten. Mit diesen ging er am 13. Dec. 1557 von Plymouth ab und kam am 20. Aug. 1578 in die Magellanische Meerenge, gelangte am 6. Sept. an den Ausgang derselben, wurde aber den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu steuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bai, wo er ankerte, den Namen Parting of friends bei, weil er, seit er sie verlassen, eines seiner Schiffe verloren hatte. Neue Windstöße trieben ihn nach Süden, und er scheint bei seinen Versuchen, an der Küste hinabzusteuern, in den westlichen Archipel des Magelhaenslandes gerathen zu sein. Am 20. Nov. kam er im Angesichte der Insel Mocha, südlich von Chile an, wo er seine Flotte zu sammeln gedachte; da er aber keins seiner andern Schiffe eintreffen sah, setzte er seinen Lauf nach Norden fort, längs der Küste von Chile und Peru, wobei er jede Gelegenheit wahrnahm, sich span. Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da seine Mannschaft einigermaßen beutefatt war, folgte er der Küste Nordamerikas bis zu 48° nördl. B., weil er hoffte, eine Durchfahrt in den Atlantischen Ocean zu finden. Getäuscht in seiner Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zu 38° zurückzugehen, nannte er den Platz, wo er nun seine wiedergesammelten Schiffe ausbesserte, Neualbion. Am 29. Sept. 1579 richtete er seinen Lauf nach den Molukken und ankerte am 4. Nov. zu Ternate. An der Küste von Celebes entkam er am 9. Jan. 1580 mit genauer Noth dem Schiffbruch, lief bei Java und am Cap der guten Hoffnung an und ankerte am 5. Nov. nach fast dreijähriger Abwesenheit in Plymouth. Am 4. Apr. 1581 kam Elisabeth selbst auf der Themse nach Deptford, wo D.'s Schiff vor Anker lag, speiste bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter und billigte Alles, was er gethan hatte. Sie übergab ihm den Befehl über eine Flotte von 25 Schiffen, mit welcher er am 15. Sept. 1585 auslief und am 16. Nov. vor San-Jago auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs so unerwartet erschien, daß die Stadt sogleich genommen wurde. Mit reicher Beute beladen segelte die Expedition von dort nach Westindien, nahm San-Domingo, Cartagena, zerstörte die Forts der Spanier in Ostflorida und ankerte in Plymouth am 28. Juli 1586, nachdem sie den Feinden eine auf 600000 Pf. St. geschätzte Beute abgenommen. Im J. 1587 befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, um sich der span. Flotte entgegenzustellen. Eine reich beladene Gallione ergab sich ihm auf die bloße Nennung seines Namens. Nachher erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche 1589 Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte; allein dieses Unternehmen scheiterte wegen des Mißverständnisses zwischen D. und dem General der Landtruppen. Indessen schlugen D. und Hawkins im Frühjahr 1594 der Königin eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien vor. Sie machten sich anheischig, einen Theil der Kosten zu tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Doch der beabsichtigte Zweck ward nur theilweise erreicht. Beim Absegeln vom Fort von Portorico

am 12. Nov. 1594 ward D.'s Schiff von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf D. saß, ohne ihm Schaden zu thun. Am andern Tage wurden die span. Schiffe vor Portorico mit Ungeßüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf segelte er nach dem festen Lande und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als aber einige Tage nachher eine Unternehmung gegen Panama ganz verunglückte, wurde D. darüber so misemuthig, daß er in ein schleichendes Fieber verfiel, welches sein Leben am 5. Jan. 1595 endete. Von seinem bedeutenden Vermögen machte D. eine sehr ehrenvolle Anwendung; unter Anderm legte er 1581 eine Wasserleitung an, um Plymouth mit Wasser zu versorgen.

Drakenborch (Arnold), ein berühmter holländ. Philolog des vorigen Jahrh., geb zu Utrecht am 1. Jan. 1684, wurde 1716 Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der Universität seiner Vaterstadt und starb daselbst am 16. März 1748. Durch seine Ausgaben röm. Classiker, namentlich des Silius Italicus (Utr. 1717, 4.) und des Livius (7 Bde., Amst. 1738—46, 4.; neue verm. Ausg., 15 Bde., Stuttg. 1820—28), in denen er eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit entwickelte, hat er sich nicht geringe Verdienste um die altclassischen Studien erworben.

Drakon, erster Gesetzgeber und Archon in Athen, erhielt 604 v. Chr. den Auftrag, für den zerrütteten Staat neue Gesetze zu entwerfen. Doch die außerordentliche Strenge seiner Gesetze, die das geringste Verbrechen, z. B. den Fruchtdiebstahl, ja sogar den Müßiggang gleichwie die Verraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes mit dem Tode bestraft haben sollen, hinderte vorzüglich bei zunehmender Cultur die Vollstreckung derselben und machte sie so verhaßt, daß Solon (s. d.) beauftragt werden mußte, neue Gesetze abzufassen, der indess bei manchen Milderungen die auf Todtschlag bezüglichen Bestimmungen des D. in seine Gesetze unverändert wieder aufnahm. D. floh später auf die Insel Agina und wurde dort, nachdem er seine Gesetze eingeführt hatte, der Sage nach bei seinem Erscheinen im Theater durch die Kleider und Mäntel, welche die jauchzende Menge, wie es Sitte war, über ihn warf, erstickt.

Drama, ein griech. Wort, bedeutet eigentlich Handlung; gewöhnlich aber nimmt man es für gleichbedeutend mit Schauspiel. Stellt man eine Handlung in ihrer allmäligen Entwicklung, mit ihren Ursachen und Veränderungen, von dem Augenblicke des Entschlusses bis zur Erreichung des Zwecks, als gegenwärtig sich ereignend dar, so ist eine solche Darstellung dramatisch, wenn auch nicht Das, was man im engerm Sinne Drama nennt, wie ja auch irgend eine Dichtung einen lyrischen oder epischen Charakter tragen kann, ohne deshalb eine lyrische Dichtung im engerm Sinne, ein Lied oder Epos zu sein. So hat Goethe's „Werther“ wol einen dramatischen Verlauf, indem er in allen Punkten das Werden zeigt, doch ist er deshalb noch kein Drama. Diesen Unterschied muß man festhalten, weil man sonst die Begriffe verwirren und den Unterschied zwischen den einzelnen Dichtarten aufheben würde. Sollen Handlungen als gegenwärtig sich ereignend dargestellt werden, so kann es nicht besser geschehen als durch die handelnden Personen selbst, oder durch Stellvertreter derselben, welche ihren Willen, ihre Gefinnungen und Zustände durch Rede offenbaren und gleichsam selbst schildern. Daher die dialogische Form, wodurch jedoch allein ebenfalls noch kein Drama entsteht, obschon auch der bloße Dialog, wenn bei ihm ein beständiges Vorwärtstreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengange und eine Spannung auf den Ausgang stattfindet, dramatisch genannt werden kann, so z. B. die meisten Platon'schen und Klinger's dialogisches Meisterstück „Der Weltmann und der Dichter“. Bei Darstellung einer Handlung bilden sich Gedanken durch Entschlüsse zu Thaten aus; die Entschlüsse setzen Umstände, wodurch sie bewirkt werden, voraus, diese machen auf den Erfolg und mehre Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher jenes Vorwärtstrebende, lebendig sich Bewegende, Spannende und überhaupt der große Reiz der dramatischen Poesie. Im Drama spricht uns Alles wie in der ersten Person an, im Epos wie in der dritten; dieses berichtet, schildert, erzählt das vollkommen Geschehene, das Drama führt uns Alles als vor unsern Blicken vorgehend und sich entwickelnd, als ein vollkommen Gegenwärtiges vor Augen; im Epos stellen sich uns der einzelne Charakter und die einzelne Handlung als fertig dar, im Drama sehen wir sie in gegenseitiger Einwirkung wachsen und werden, und nichts ist verwirflicher in einem dramatischen Gedichte, als wenn, z. B. wie in Müllner's „Schuld“, die

Haupthandlung vor dem Anfange des Stückes liegt und nicht mehr ungeschehen zu machen ist und die Charaktere wie bereits vollständig ausgeführte Gemälde aus dem Rahmen des Ganzen fertig hervorspringen. Zum Unterschiede betrachte man dagegen Shakespeare's „Macbeth“ oder Schiller's „Wallenstein“ oder Goethe's „Tasso“, welcher letztere beweist, daß ein Gedicht dramatisch sein kann, selbst wenn die äußern Zustände sich kaum zu verändern scheinen, und der Kampf, um den es sich bei dem Drama handelt, auf das Gemüthsleben allein beschränkt ist und rein innerlich und psychisch bleibt. Man hat auch im Drama epische Begebenheiten; diese aber entwickeln sich in einer Reihe lyrischer Zustände, werden dadurch zu subjectiven Handlungen, treten hervor und schreiten fort in dialogischer Form und erfordern in letzter Instanz, um vollständig gegenwärtig, d. h. als dramatische Handlungen, zu erscheinen und zu wirken, die Vorführung auf der Bühne, die theatralische Darstellung. Daß man jetzt gezwungen ist, ein dramatisches und ein theatralisches Gedicht zu unterscheiden, liegt nur an den Misverhältnissen zwischen der modernen Bühne und der Poesie, indem jene hinter dieser zurückgeblieben ist und beide sich nicht an- und durcheinander harmonisch entwickelt haben.

Dramaturgie heißt die Kenntniß der Regeln der Kunst, ein Drama zu dichten und auf der Bühne darzustellen, welche die *Dramaturgie* lehrt und sie umfaßt, demnach die ganze Poetik des Drama und die Theorie der Schauspielkunst, die Schauspiellehre. Lessing (f. d.) war der Erste, der in seiner „Dramaturgie“ (1768) die Bahn zur tiefern dramatischen Kritik brach und in diesem Werke einen Schatz der reichhaltigsten Bemerkungen über theatralische Kunst niederlegte. Daß „Dramaturgische Erwas“ von Bode und Claudius (Hamb. 1774) reicht zwar ebenso wenig als Schin's „Dramaturgische Blätter“ an Lessing's Werk; doch verdienen beide Arbeiten genannt zu werden. A. W. von Schlegel's (f. d.) meisterhafte „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“ (1809) berühren nur eine Seite der Dramaturgie. Nächstdem ist zu erwähnen Schmidt's „Dramaturgische Aphorismen“, Zimmermann's und insbesondere Tieck's „Dramaturgische Blätter“. Dramaturgische Andeutungen finden sich überall zerstreut, so besonders beachtenswerthe bei Goethe, in Schiller's „Horen“ und „Thalia“, in den ästhetischen Lehrbüchern von Boutherwek, Eberhard, Jean Paul Richter u. s. w.; in Engel's „Ideen zur Mimik“, in Sulzer's „Theorie der schönen Künste“ mit Blankenburg's Zusätzen, in Eschenburg's, A. Schreiber's, Seckendorff's, Thurnagel's, Hebenstreit's u. A. hierher gehörenden Schriften; in den dramatischen Almanachen von Iffland, Klingemann, Schmidt, Müllner und Reichard, in Lewalt's „Allgemeiner Theaterrevue“, „Zeitelles“, „Ästhetischem Lexikon“ und im „Allgemeinen Theaterlexikon“. Was die gegenwärtigen sogenannten Theaterzeitungen und die dramaturgischen Aufsätze und Theaterberichte in den belletristischen Journalen betrifft, so bilden diese im Ganzen eine so chaotische und dramaturgische Masse, daß selbst das wenige Gute und Brauchbare, besonders bei der Indifferenz des Schauspielers, unbeachtet und ungehört verklingt.

Draperie, vom franz. drap, d. i. Tuch, in technologischer Hinsicht, sowie als Tuchmanufactur, Tuchhandel, nennt man bei den bildenden Künsten im weitern Sinne jede zur Verzierung dienende und vorzugsweise auf dem leichten und reichen Faltenwurfe beruhende Anordnung und Darstellung von Gewändern, Stoffen und Zeugen. Im engern Sinne versteht man darunter, besonders in der Malerei und Bildhauerei, die Bekleidung einer Figur mit einem Gewand (f. d.).

Dräseke (Joh. Heinr. Bernh.), evangelischer Bischof, geb. am 18. Jan. 1774 zu Braunschweig, erhielt seine Bildung im Carolinum daselbst und seit 1792 auf der Universität zu Helmstedt. Nachdem er eine kurze Zeit Hauslehrer zu Raseburg und seit 1795 Diaconus zu Mollen im Herzogthum Lauenburg gewesen war, erhielt er 1798 die mit dem Scholarchat verbundene Hauptpredigerstelle daselbst, worauf er 1804 Pastor zu St. Georg in Raseburg wurde. Im Nov. 1814 folgte er dem Rufe als Pastor an die St. Augustinikirche zu Bremen. Hier empfing er am Reformationsjubiläum 1817 von der Universität zu Jena den Grad eines Licentiaten der Theologie und 1819 von der zu Rostock, bei Gelegenheit ihrer 400jährigen Stiftungsfeier, die theologische Doctorwürde. Die ihm 1821 wiederholt angetragene Generalsuperintendentur zu Koburg lehnte er ab, und 1828 erhielt er den Titel eines sachsen-koburgischen Kirchenraths. Im J. 1832 wurde er zum ersten Predi-

ger am Dom zu Magdeburg, zum Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen und zugleich zum evangelischen Bischof ernannt, welche Stelle er bis in die neueste Zeit bekleidete, wo er zum Theil in Folge eines pseudonymen Angriffs auf seine amtliche Wirksamkeit und wegen einer Differenz mit dem magdeburger Magistrat in der Sache des Pastors Sintenis wiederholt um seine Entlassung einkam, die ihm 1843 mit dem vollen Gehalte bewilligt wurde. Seitdem lebt er in Potsdam, wo er von Zeit zu Zeit vor der königlichen Familie predigt. Unter seinen Schriften, deren er einige, belletristischen Inhalts, in früherer Zeit auch anonym erscheinen ließ, finden sich namentlich bis auf die neueste Zeit herab viele einzelne Predigten und Gelegenheitsreden, zum Theil unter sehr pikanten Titeln. Seinen Geist und seine Beredsamkeit charakterisiren vorzüglich seine „Predigten für denkende Verehrer Jesu“ (5 Bde., Lüneb. 1804—12; 4. Aufl., 1818); „Glaube, Liebe und Hoffnung“ (Lüneb. 1813; 6. Aufl., 1834), ein Handbuch für junge Freunde und Freundinnen Jesu; „Deutschlands Wiedergeburt, eine Reihe evangelischer Reden“ (3 Bde., Lüneb. 1814; 2. Aufl., 2 Bde., Lüneb. 1818); „Predigentwürfe über freie Terte“ (2 Bde., Brem. 1815); „Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn“ (2 Bde., Lüneb. 1816; 2. Aufl., 1818), denen er die „Blicke in die letzten Lebenstage Jesu, ein Erbauungsbuch“ (Lüneb. 1821) als dritten Band hinzufügte; „Predigten über freigewählte Abschnitte der heiligen Schrift“ (4 Bde., Lüneb. 1817—18); „Christus an das Geschlecht dieser Zeit“ (Lüneb. 1819; 3. Aufl., 1820, mit drei „Zugaben“, Lüneb. 1820); „Gemälde aus der heiligen Schrift“ (4 Sammlungen, Lüneb. 1821—28); „Vom Reich Gottes; Betrachtungen nach der heiligen Schrift“ (3 Bde., Brem. 1830) und „Predigten für denkende Verehrer Jesu“ (2 Bde., Lüneb. 1836). In allen diesen Schriften weht warme, begeisternde, aus Überzeugung hervorgegangene Liebe zu Christus, als dem Stifter und Mittelpunkt des Gottesreichs, das alle menschliche Verhältnisse heiligen und erklären soll. Wenn man D. den Jean Paul unter den geistlichen Rednern nannte, so ist dies insofern wahr, als sich bei ihm Fülle der Gedanken und Gefühle, treffender Wig und Wärme, mit wunderbarer Herrschaft über die Sprache vereinigt findet. Daß hin und wieder etwas Gesuchtes und Spielendes vorkommt, ist nicht zu leugnen. Seine Sprache ist sententiös, sodas sie selbst die Worte dem Gedächtniß willkommen, geläufig und unvergesslich macht. Die Sucht, D.'s Eigenthümlichkeiten, selbst die einem geläuterten Geschmacks zuwiderlaufenden, sich anzueignen, hat unter den jüngern Predigern manche Caricatur erzeugt. Der erwähnte Angriff auf D. erfolgte in der Schrift „Der Bischof D. und seine amtliche Wirksamkeit in der Provinz Sachsen von G. von C.“ (Bergen 1840), die wol vieles Wahre enthalten mag, aber in Hinsicht ihrer Pseudonymität sich nicht vertheidigen läßt.

Drastisch bezeichnet überhaupt Alles, was stark und schnell wirkt. Drastische Arzneien oder Drastica nennt man besonders die stärkern Abführmittel, z. B. Aloe, Koloquinten, Gummiigutt, Stannionium, manche Metallsalze u. s. w. Als Mittel, die den ganzen Organismus heftig angreifen und leicht Darmentzündung herbeiführen können, sind sie stets mit großer Vorsicht zu gebrauchen.

Drau oder **Drave**, einer der bedeutendern Nebenflüsse der Donau im südlichen Deutschland und Ungarn, welches letztere durch ihn von Kroatien und Slavonien getrennt wird, entspringt im östlichen Tirol auf der Nordseite der cadonischen Alpen und ergießt sich als ein breiter und wasserreicher Strom, nach einem Laufe von etwa 80 M. bei Almas unterhalb Esseg in die Donau. Sie nimmt eine große Zahl Nebenflüsse auf, unter denen die Isz und die Mur die wichtigsten sind, und ist von Villach an schiffbar; nur stromaufwärts von Villach bis Wölfermarkt ist die Schifffahrt durch starkes Gefälle gehindert.

Drebbel (Cornelius), ein bekannter Physiker und Mechaniker, ursprünglich ein Bauer, geb. zu Alkmaar in Nordholland 1572, erlangte bei viel Beobachtungsgeist durch seine mechanischen und optischen Versuche in kurzem einen solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß ihm Kaiser Ferdinand II. den Unterricht seiner Söhne übertrug und ihn zum Rathe ernannte. Im J. 1620 wurde er von den Truppen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz gefangen genommen und seines ganzen Vermögens beraubt; auf Fürsprache des Königs Jakob's I. von England, des Schwiegervaters Friedrich's von der Pfalz, aber freigegeben. Seit dieser Zeit lebte er in steter Beschäftigung mit seiner Wissenschaft zu London, wo er 1634 starb. Die Nachrichten, welche seine Zeitgenossen von seinen Versuchen geben, grenzen zum Theil

Dreesch bedeutet eigentlich so viel als veredelte Brache. Dreesch liegt ein Acker, wenn er statt Getreide Gras trägt, das man aber nicht wie bei der Brache durch die Natur allein hervorbringen läßt, sondern zugleich mit der dem Dreesch vorhergehenden Getreidefrucht säet. Das Dreeschliegen des Ackers hat zum Zwecke Erholung und Verbesserung des Bodens und Viehweide und Futtergewinn für den Winter. Wirthschaften, wo die Acker regelmäßig in Dreesch liegen bleiben, heißen **Dreesch-** oder **Graswirthschaften**, wie sie in Holstein, Mecklenburg, der Mark und den meisten Gebirgsländern vorkommen. (S. Ackerbau.)

Drehbasse heißt eine Art leichtes Geschütz, dessen man sich zur See bedient. Die Drehbassen liegen mit dem Schildzapfen auf Schwanenhälsen, deren Fuß sich um eine Achse oder Spille dreht, sodas sie nach allen Richtungen sowol horizontal als in der Höhe und Tiefe gerichtet werden können. Sie befinden sich gewöhnlich oben auf der Schiffswand am Hinter- oder Vordertheil des Fahrzeugs und werden meist nur mit Schrot und Kartätschen geladen; auch nur in der Nähe des Feindes gebraucht.

Drehkrankheit oder **Drehsucht** (lat. Hydrocephalus hydatidosis, franz. Tournois, dän. Ringesygen oder Horesygen) ist eine Krankheit der Schafe und des Hornviehs, welche neben andern Zeichen der Betäubung eigenthümliche drehende oder sonst ungewöhnliche, bald lebhaft, bald wieder träge Bewegungen dieser Thiere herbeiführt. Nach diesen besondern Bewegungen nennt man solche kranke Schafe **Dreher**, wenn sie öfter im Kreise herumtaumeln, bis sie niederstürzen, **Schwindler** oder **Segler**, wenn sie in ihrem Gange hin und herwanken und dabei die Nase in die Luft emporhalten, **Traber** oder **Würfler**, wenn sie eine Strecke weit fortlaufen und dann mit dem Kopfe vorn überstürzen. Die Ursache dieser Krankheit liegt im Gehirn, wo man gewöhnlich einen oder mehre **Blasenwürmer** (s. d.) in Gestalt von Wasserblasen, sogenannten Hydatiden, findet. Die Krankheit gehört zu den schwer heilbaren und gewöhnlich endet das Thier an Entkräftung. Vgl. Brosche, „Über die Drehkrankheit“ (Wien 1827). Auch bei den Menschen kommen ähnliche Erscheinungen vor.

Dreicapitelstreit heißt ein durch die unreifen Unionsideen des Kaisers Justinian hervorgerufener Kirchenzwist des 6. Jahrh. Hätte nämlich das chalcedonensische Concil in drei Artikeln die Schule des Theodor von Mopsvesta (ihn selbst freilich nicht), ferner Theodoret und Ibas von Edessa für rechtläubig erklärt, so meinte Justinian durch Aufhebung dieser Bestimmung die Monophysiten, welche in jenen drei Männern Nestorianer erblickten, gewinnen zu können und verdamnte deshalb in einem Edicte vom J. 544 nicht nur Theodor mit allen seinen Schriften, die Bücher des Theodoret gegen Cyrill und einen Brief des Ibas an Marius, sondern auch alle Vertheidiger jener drei Artikel oder Capitel. Im Oriente fügte man sich leicht; allein der röm. Bischof Vigilius, der sich anfangs zu einer schriftlichen Verdamnung der drei Capitel verstanden hatte, wurde durch den Widerspruch der Abendländer, insbesondere des Bischofs Facundus von Hermiane, so umgestimmt, daß er, als der Kaiser im J. 551 ein zweites Edict gegen die drei Capitel erließ, alle Vertheidiger desselben excommunicirte und dem fünften allgemeinen Concile zu Konstantinopel, welches im J. 553 die kaiserlichen Glaubensedicte genehmigte, nicht beitrug. Deshalb eingekerkert, widerrief er zwar im J. 554; indeß noch lange dauerte es, ehe jenes Concil überall im Abendlande und namentlich in Nordafrika Anerkennung erhielt.

Dreidecker heißen die größten Kriegsschiffe, weil sie, außer dem Schiffsräume, noch drei mit Geschützen versehene Etagen oder Decke (s. d.) haben. Die Dreidecker führen gewöhnlich 104—120 Kanonen und sind mit 800—1200 M. besetzt. In neuerer Zeit hat man indeß auch Zweidecker von 100 Kanonen gebaut. Durch die Anwendung der Archimedischen Schraube in den Stand gesetzt, die Dampfkraft bei der Kriegsmarine anzuwenden, geht man in England und in Frankreich damit um, auch Dreidecker als Dampfschiffe zu bauen und in den londoner Docks wird bereits an einem solchen gearbeitet.

Dreieck oder **Triangel** heißt eine von drei Linien (Seiten) eingeschlossene Figur. Nach der Beschaffenheit der Seiten kann man die Dreiecke in geradlinige, krummlinige und gemischtlinige eintheilen, je nachdem sie nur von geraden, oder nur von krummen, oder von geraden und krummen Linien zugleich eingeschlossen werden. Die Dreiecke der letztern Art, wohin z. B. die Kreisabschnitte gehören, bilden keinen besondern Gegenstand der mathematischen Betrachtung; von den krummlinigen Dreiecken werden nur diejenigen beson-

ders betrachtet, deren Seiten Bogen größter Kugelkreise sind und welche daher auf der Oberfläche einer Kugel liegen, weshalb sie auch sphärische oder Kugeldreiecke heißen. Die geradlinigen Dreiecke, welche zugleich ebene Dreiecke sind, bilden einen sehr wichtigen Gegenstand der ebenen Geometrie und werden auf doppelte Weise eingetheilt, nämlich nach der relativen Größe ihrer Seiten in gleichseitige, wo die drei Seiten gleich sind, gleichschenkelige, in denen nur zwei Seiten gleich sind, und ungleichseitige, in denen alle Seiten ungleich sind; ferner nach der Beschaffenheit ihrer Winkel in rechtwinkelige, welche einen rechten und zwei spitze, stumpfwinkelige, welche einen stumpfen und zwei spitze, und spitzwinkelige, welche nur spitze Winkel enthalten. Die beiden letzten Classen begreift man auch unter dem gemeinschaftlichen Namen schiefwinkelige Dreiecke. Die Berechnung der Seiten und Winkel eines Dreiecks aus drei gegebenen, dasselbe bestimmenden Stücken lehrt die *Trigonometrie* (s. d.).

Dreieinigkeit, nach dem sehr spät in der kirchlichen Latinität vorkommenden *Trinitas* gebildet, wofür bei den griech. Kirchenvätern *Trias*, bei den lat. *trinitas* gewöhnlicher ist, ungeschicklich auch wol *Dreifaltigkeit* genannt, bezeichnet die Beschaffenheit des göttlichen Wesens, nach welcher die Eine göttliche Substanz drei Personen, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, so gemeinschaftlich ist, daß sie alle drei der Substanz nach Ein Gott, und nur der Individualität nach drei Personen sind. Ihre Verschiedenheit als Personen wurde durch die Kunstausdrücke bezeichnet. Der Vater hat den Sohn von Ewigkeit gezeugt (*generavit*); Vater und Sohn haben den Geist von Ewigkeit gehaucht (*spirarunt*). Der Geist geht von Vater und Sohn aus. Die griech. Kirche läßt indeß den Geist nicht vom Sohne sondern allein vom Vater gehaucht werden. Das Dogma von der Dreieinigkei entstand aus der Vorstellung vom speculativen Christus, die man in den Schriften des Johannes und Paulus und im „Brieft an die Hebräer“ findet (s. Christus), nach welcher man in Christus den Mensch gewordenen Sohn Gottes (das Wort, den *Logos* Gottes) erkannte, den man nach dem hebr. Gebrauche des Wortes *Elohim* auch einen Gott nannte, ihn aber als abhängig vom Vater dachte. Auch die Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte nennen Christus, als Sohn Gottes, einen Gott, betrachten ihn aber überall als abhängig vom Vater. Im 4. Jahrh. aber entstand ein Streit darüber, ob der Sohn, wie Arius behauptete, erst in der Zeit vom Vater gezeugt, also erschaffen und dem göttlichen Wesen nicht gleich, oder ob er, wie Athanasius wollte, von Ewigkeit gezeugt und dem Vater am Wesen ganz gleich sei. Das erste allgemeine Concilium zu Nicäa im J. 325 entschied für die letztere Behauptung. Da nun auch die Frage entstand, wie sich der heilige Geist zu Vater und Sohn verhalte, welchen man bis dahin als einen Gott dienstbaren Geist betrachtet hatte, so erklärte das allgemeine Concilium zu Konstantinopel im J. 381, der Geist sei auch Herr, wie Gott, und dem Vater und Sohne gleich, und das Dogma wurde am Ende so festgestellt, wie es nach des Augustinus Vorstellung in dem im 5. Jahrh. gefertigten Athanasianischen Symbolum vorliegt, nämlich daß die eine göttliche Substanz drei gleich göttlichen Personen oder Individuen gemeinschaftlich sei, oder daß die drei Personen der eine wahre Gott sind. Jede davon abweichende Vorstellung wurde als Ketzerei angesehen und bestraft. (S. *Antitrinitarier*.) Das Bedenkliche dieses Dogmas war, daß man die göttliche Substanz als den Inbegriff göttlicher Kräfte, als etwas vom göttlichen Bewußtsein Verschiedenes dachte, und daß man das göttliche Bewußtsein in eine Freiheit auflöste, da doch die Einheit desselben (die stete Unterscheidung des Ichs von jedem Nichtich) das Wesen eines jeden Bewußtseins ist. Die orthodoxen Lehrer der Kirche suchten diese Bemerkung dadurch zu beseitigen, daß sie behaupteten, das Wesen Gottes sei so unergründlich, daß es auch Bestimmungen haben könne, welche der menschlichen Vernunft ganz unfaßbar seien. Wie die neueste Philosophie das Dogma von der Dreieinigkei als Gewand ihrer Speculationen gebraucht hat, ist hier nicht nöthig zu erwähnen. (S. *Pantheismus* und *Hegel*.)

Dreifelderwirthschaft nennt man das Ackerbausystem, nach welchem sämtliche zu einem Gute gehörige Felder in drei Schläge abgetheilt sind. (S. *Ackerbau*.) Ob die Dreifelderwirthschaft zuerst in Italien aufkam, ist zweifelhaft; so viel aber ist gewiß, daß in Italien, zur Blütezeit des röm. Ackerbaus, eine mehr freie als sich nach gewissen Regeln bindende Wirthschaft betrieben wurde. Nach Deutschland wurde die Dreifelderwirthschaft durch Karl den Großen verpflanzt, der sie bald auf allen Domainen seines Reichs einführte,

wie sich aus seinem „Capitulare de villis imperatoris“ ergibt. Für die damals kaum festhaft gewordenen Franken mag dies sehr zweckdienlich gewesen sein; nachtheilig aber hat es auf die Erhebung der Landwirtschaft in Deutschland eingewirkt, daß man auch später an der Dreifelderwirtschaft hartnäckig festhielt, wozu freilich in vielen Fällen die Servitute, die eine freie und unumschränkte Benutzung des Bodens nicht gestatteten, viel beigetragen haben mögen. Erst als später der Ackerbau nicht mehr als ein verächtliches Gewerbe angesehen, als er auch von dem Adel und den großen Gutsbesitzern betrieben wurde, als die agrarische Gesetzgebung sich vortheilhafter für den Ackerbauer gestaltete, als Wälder und Sümpfe mehr und mehr verschwanden und die vermehrte Bevölkerung mehr Bedürfnisse erheischte, ging man allmählig von der reinen Dreifelderwirtschaft ab und benutzte einen Theil des Brachfelds zum Anbau sogenannter Brachfrüchte. Noch mehr wurde die Brache seit Einführung des Kartoffel- und besonders des Klee- und Ölfruchtbaus eingeschränkt. Da man zu gleicher Zeit, um immer mehr Acker zu gewinnen, nach und nach einen großen Theil der Außentriften und Wiesen zu Feld machte, und nun nicht Raum genug zum Weiden des Viehs blieb, war man häufig auch genöthigt, die Sommerernährung eines Theils desselben auf dem Stalle vorzunehmen und die Stallfütterung des Rindviehs einzuführen, die sogar an vielen Orten, nachdem sich der Kleebau eingebürgert hatte, zur Regel wurde. Durch diese Umänderung entstand die sogenannte verbesserte Dreifelderwirtschaft, jetzt die in Mitteldeutschland allgemein üblichste und in manchen Verhältnissen vielleicht auch die beste. Ein großer Irrthum aber ist es, wenn man dies für alle Fälle glaubt; denn sehr oft würde ein anderes Wirtschaftssystem, besonders die Fruchtwechselwirtschaft, einen ungleich höhern Ertrag gewähren, weshalb man es beklagen muß, daß die Einführung derselben an manchen Orten durch Einrichtungen, die mit der allgemein angenommenen Dreifelderordnung innig verbunden sind, z. B. durch das Weide- und Zehntrecht der Gutsherren auf den Feldern ihrer Unterthanen, den Brachzwang in einzelnen Gemeinden und andere dergleichen Servitute, unmöglich gemacht wird. Zwar ist in dieser Beziehung in der neuesten Zeit, namentlich in Preußen und Sachsen, viel geschehen, in nicht wenigen Ländern ist es aber zur Ablösung der einen rationalen Ackerbau hindernden Lasten noch nicht gekommen. Man rühmt gewöhnlich von der Dreifelderwirtschaft, daß sie von gleicher Bodenfläche mehr Getreide als andere Wirtschaftsarten liefere, weil sie den größten Theil des ackerbaren Landes damit bestelle. Dies ist aber nur in dem einen Falle wahr, wenn bei einem Gute natürliche Wiesen in großer Ausdehnung vorhanden sind, obwohl auch hier ein anderes Wirtschaftssystem, verbunden mit künstlichem Futterbau, einen um so höhern Reinertrag liefern würde, als bei einem vermehrten und gut genährten Viehstande und bei einem eingeschränkten Getreide- und ausgedehnten Futterbau, vieler und guter Dünger gewonnen und bei verminderter Feldarbeit doch reiche Ernten an Körnerfrüchten gemacht werden, wozu auch noch der erhöhte Nutzen aus dem Viehstande kommt. Dieses zu erreichen, ist aber der Fruchtwechselwirtschaft und selbst der verbesserten Schlag- oder Koppelswirtschaft eher möglich als der Dreifelderwirtschaft, selbst wenn sie in günstigen Verhältnissen mit Intelligenz betrieben wird.

Dreifuß. Der Dreifuß (*Tripus*) war ein symbolisches Gerath des griech. Alterthums, das zuerst in Verbindung mit bacchischen Religionsideen, dann auch in Verbindung mit dem Apollondienst zu Delphi (s. d.) vorkommt und überhaupt als Symbol der Weisheit und göttlicher Herrschaft und Weisheit betrachtet wurde. Sehr alt sind die Sagen von geraubten, geschenkten oder verlorenen Dreifüßen, auf welche sich fast überall Herrscherrechte und andere Ansprüche gründeten. Bekannt ist der Dreifußraub des Hercules, der auf dem Candelaberfuß in der Antikensammlung zu Dresden dargestellt wird. Vgl. Difr. Müller, „De tripode delphico“ (Göt. 1820, 4.) und Böttiger in der „Amalthea“ (Bd. 1).

Dreiklang (*trias harmonica*) heißt der Zusammenklang dreier Töne im Verhältnisse von zwei Terzien. Er besteht demnach aus Grundton (*tonica*), Terzie (*mediante*) und Quinte (*dominante*). Die Versetzung dieser Töne gegeneinander gibt den Sextaccord, aus einer Terzie und einer Quarte bestehend und den Quartseptaccord, dessen Intervalle Quarte (unten) und Terzie (oben) sind. Ist die Terzie eines Dreiklangs eine große, so heißt er harter Dreiklang (*Duraccord*), ist sie eine kleine, weicher Dreiklang (*Mollaccord*); besteht er aus zwei kleinen Terzien, so nennt man ihn den verminderten, einen übermäßigen aber, wenn

jene beiden Terzjen große sind. Jede Verbindung dreier Töne in andern Verhältnissen nennt man besser dreistimmigen Accord.

Drei Könige (die heiligen) sind das Erzeugniß einer christlichen Sagenbildung, die sich an Matth. 2, 1 fg. angeschlossen. Hier werden nämlich Magier erwähnt, die unter der Leitung eines Sterns wahrscheinlich aus Arabien nach Bethlehem kamen, um den neugeborenen Messias anzubeten und ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen darzubringen. Später folgerte man nun aus diesem dreifachen Geschenke, daß es deren drei, und aus Psalm 70, 10, Jes. 49, 7, daß es Könige gewesen seien; ja man ging so weit, ihre Namen zu bestimmen und sie Melchior, Kaspar und Balthasar zu nennen. Als die Erstlinge des heidnischen Auslandes, denen die Geburt des Heilandes durch eine außerordentliche Sternerscheinung kundgethan worden sei, wurden sie in der Kirche namentlich am Feste der *E p i p h a n i a* (s. d.), das deshalb auch das Fest der heiligen drei Könige hieß, erwähnt und gefeiert. Im Kalender sind die drei Tage unmittelbar nach Neujahr nach ihnen benannt.

Drei Männer im feurigen Ofen (die) sind aus dem sagenhaften Berichte des Buchs Daniel (3, 1—30) bekannt. Nach diesem befanden sich unter den mit Daniel Deportirten und am Hofe Nebukadnezar's erzogenen jüdischen Jünglingen drei, Namens Anania, Misael und Usaria, die vor einem auf königlichen Befehl errichteten Gözenbilde nicht niederfallen wollten und deshalb gebunden in einen glühenden Ofen geworfen wurden, aber mit Hilfe eines Engels völlig unversehrt blieben. In Folge davon bekannte sich der König in einem Edicte zum Verehrer Jehovah's. In der alexandrinischen Übersetzung des Daniel steht außerdem ein Gebet des Usaria und ein Gesang der Drei Männer im Feuer, welche beide Stücke in der Luther'schen Bibelübersetzung zu finden sind.

Dreißinnige, d. h. Menschen, welche blind und taubstumm zugleich sind, finden sich nur selten. Solche Unglückliche können nur auf eine sehr dürftige Art gebildet und beschäftigt werden. Mittels des Tastsinnes allein läßt sich auf sie wirken, und es erfordert große Mühe und Geduld, sie zu einfachen Handarbeiten, z. B. zum Stricken, Strohflechten u. s. w. abzurichten. In neuester Zeit sind zwei Beispiele von dreisinnigen Kindern bekannt geworden; beide waren Mädchen und Amerikanerinnen.

Dreißigacker, ein Dorf mit etwa 430 E. in der Nähe von Meiningen, ist besonders berühmt durch die daselbst vom Herzog Georg von Sachsen-Meiningen gestiftete Forstlehranstalt, welche 1803 zur Forst- und Jagdacademie erhoben wurde, die unter *B e t h s e i n ' s* (s. d.) Leitung trefflich gedieh. Das Jagdschloß, worin dieselbe sich befindet, ist ein massives, zu Anfange des 18. Jahrh. erbautes Gebäude, umgeben von verschiedenen Waldungen, wo eine Forstbaumschule, ein Thiergarten und eine Faßanerie eingerichtet sind.

Dreißigjähriger Krieg. Die entfernten Ursachen dieses Kriegs lagen in der Reformation und nächstdem in dem Religionsfrieden zu Augsburg von 1555. Die Katholiken und Protestanten, weit entfernt, durch diesen Frieden miteinander ausgeöhnt zu werden, fanden in demselben nur eine neue Veranlassung zu argwöhnischer Eifersucht und zu fortwährenden Reibungen; durch die Eingebungen der Jesuiten gereizt, suchten namentlich die katholischen Regenten den lutherischen und calvinischen Glauben allenthalben in ihren Ländern wieder zu unterdrücken und die seit dem passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Stiftungen wieder zu erlangen. Um sich gegen diese immer weiter greifenden Gewaltthätigkeiten zu schützen, vereinigten sich die protestantischen Fürsten, an ihrer Spitze der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, am 4. Mai 1608 zu Anhausen in Franken zu einem Bündnisse, die *U n i o n* genannt, und traten zwei Jahre später, als ihnen gegenüber Maximilian Herzog von Baiern, gleichfalls ein Bündniß, die heilige *L i g u e* (s. d.) zu München am 10. Juli 1609 gestiftet hatte; sogar mit Heinrich IV. von Frankreich in Allianz. Indes hatten die Böhmen, die wenigstens zwei Drittheile Protestanten unter sich zählten, die Spaltung im Kaiserhause zwischen Rudolf II. und Matthias benutzt, um sich von Rudolf in dem sogenannten Majestätsbriefe, vom 11. Juli 1609, eine ziemlich unumschränkte Religionsfreiheit zusichern zu lassen, die auch Matthias bei seinem Regierungsantritte ihnen zu bestätigen sich gezwungen sah. Vermöge desselben wurde den Städten und dem Ritterstande auch das Recht, protestantische Kirchen und Schulen aufzubauen, gestattet. Als aber in einer kleinen Stadt, Klostergrab, und in Braunau, unter der Regierung des Kaisers Matthias, die pro-

testamentlichen Unterthanen wider den Willen ihrer Gutsherren, des Erzbischofs von Prag und des Abts von Braunau, Kirchen zu bauen anfangen, wurde auf kaiserlichen Befehl die in Klostergrab erbaute niedergedrückt und die zu Braunau geschlossen. Auf ein Bittschreiben in dieser Sache an den Kaiser erfolgte eine harte Antwort; gleichzeitig aber verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wisse von dieser Antwort nichts, sie sei in Prag abgefaßt worden. Demzufolge drangen, als am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Räte auf dem Schlosse zu Prag versammelt waren, Abgeordnete der protestantischen Landstände, unter Anführung des Grafen Thurn, bewaffnet in den Saal und verlangten zu wissen, ob die Räte Antheil an der Abfassung des kaiserlichen Schreibens hätten. Als nun hier im Hin- und Herreden der Streit sich immer mehr erhitzte, warf man zuletzt die beiden den Protestanten ohnehin verhassten Räte Martiniz und Slavata nebst dem Secretair Fabricius zum Fenster hinaus in einer Höhe von 28 Ellen in den trocknen Schloßgraben hinab, ohne daß sie bedeutend beschädigt worden wären.

Von diesem Ereigniß ab datirt man den Anfang des Dreißigjährigen Kriegs, oder vielmehr zunächst des Böhmischen Kriegs 1618—20. Die Böhmen ernannten sogleich 30 Directoren, welche die Regierung übernahmen, vertrieben die Jesuiten und gaben dem Grafen Thurn den Oberbefehl über das eilig versammelte Heer. Bereits im Juni verbanden sich die Böhmen mit der Union, die ihnen ein Hülfscorps von 4000 M. unter dem tapfern Grafen Ernst von Mansfeld sendete, und nach vergeblichen Unterhandlungen begannen die Feindseligkeiten. Zweimal wurden die Östreicher unter Vouquoi und Dampierre geschlagen, und den Böhmen auf ihr Andringen nun auch von Schlesien und Mähren Unterstützung zugeführt. Mitten unter diesen Unruhen starb am 20. März 1619 der Kaiser Matthias. Die Böhmen erklärten seinen Nachfolger in der östr. Monarchie, den am 28. Aug. 1619 zum röm. Kaiser erwählten Ferdinand II., weil sie seinen Haß gegen den Protestantismus kannten, der böhm. Krone für verlustig und übertrugen dieselbe dem reformirten Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., der sie auch nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich im Vertrauen auf die Union und auf die Hilfe seines Schwiegervaters, des Königs Jakob von England, annahm und am 2. Nov. gekrönt wurde. Das Glück begünstigte ihn jedoch nicht lange. Zwar gelang es Thurn, durch die Unterstützung des tapfern Fürsten Bethlen Gabor (s. d.), der auf Verabredung von Presburg aus vordrang, Vouquoi zurückzutreiben und bis vor Wien zu kommen, allein schlechte Witterung und Mangel zwangen beide Heerführer bald zur Umkehr. Ferdinand schloß hierauf einen Waffenstillstand mit Bethlen Gabor, übertrug, nachdem er die Ligue für sich gewonnen, Maximilian den Oberbefehl des Feldzugs und bewilligte ihm Oberösterreich als Unterpfand für die Kriegskosten. Zugleich wußte er auch den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, gegen unterpfändliche Einräumung der Lausitzen, auf seine Seite zu ziehen. Während nun die Union, durch Frankreichs Rücktritt eingeschüchtert, zu Ulm am 3. Juli 1620 durch einen Friedensvertrag mit dem Feinde sich die Hände band, rückte Maximilian ungestört an der Spitze von 30000 M. nach Oberösterreich vor und zwang die gegen den Kaiser schwierigen Stände zur Huldigung. Mit Vouquoi vereinigt fiel er dann in Böhmen ein, während der Kurfürst von Sachsen mit 15000 M. siegreich in Schlesien vordrang und Spinola mit 20000 M. die Pfalz besetzte. Von zwei Seiten bedrängt, zog sich Friedrich von Pilsen nach Prag zurück, wo am Weißen Berge am 8. Nov. 1620 für ihn innerhalb einer Stunde die Schlacht und mit ihr Krone und Kurwürde verloren gingen. Friedrich, vom Kaiser geächtet, floh über Breslau und Berlin nach Holland, und Prag und Böhmen mußte sich dem Sieger unterwerfen. Ein strenges Gericht ließ Ferdinand über dieses Land sowie über Mähren ergehen. Die Anführer und Beförderer des Aufstehs wurden am Leben oder an ihren Gütern gestraft, alle Religionsfreiheiten vernichtet, die Jesuiten zurückgeführt, die protestantischen Prediger vertrieben, jeder nicht-katholische Gottesdienst verboten und der Majestätsbrief von Ferdinand eigenhändig zerschnitten. Durch diese Maßregeln gezwungen, wanderten mehr als 30000 Familien aus, unter ihnen 185 Geschlechter des Herren- und Ritterstandes. Ganz auf ähnliche Weise verfuhr der Kaiser in Osterreich; auch hier wurde Jeder, der nicht zum katholischen Glauben übertrat, Landes verwiesen und seiner Güter beraubt. Die Union aber, die sich zeither so unthätig gezeigt hatte, löste sich freiwillig auf.

Indeß war der Krieg hiermit noch nicht geendigt; es begann nun der Pfälzische Krieg 1620 — 24 und Graf Mansfeld (s. d.), der glücklich aus Böhmen entronnen war, hatte im Elsaß sein Heer bis auf 20000 M. verstärkt und focht gemeinschaftlich mit Markgraf Friedrich Georg von Baden und Herzog Christian von Braunschweig für Friedrich's Sache. Während er selbst den liguistischen Feldhern Tilly bei Wisloch am 29. Apr. 1622 schlug, besiegte dieser den Markgraf von Baden, der sich unklugerweise von Mansfeld getrennt, bei Wimpfen am 6. Mai und den Herzog von Braunschweig bei Höchst am 20. Juni. Da sank Friedrich's V. Muth, und im verzweiflungsvollen Vertrauen, durch Unterhandlungen den Kaiser zu versöhnen, entließ er Mansfeld und Christian, und gab seine Erblande bloß, in welche Tilly eindrang, mit seinen Soldaten schonungslos wüthete und Manheim und Heidelberg erstürmte. Damals wanderte die herrliche heidelberger Bibliothek nach Rom. Hierauf ward Maximilian von Baiern, gegen Rückgabe des verpfändeten Oberösterreichs, auf dem Reichstage zu Regensburg, trotz Brandenburgs und Sachsens Einspruch, am 6. März 1623 mit der pfälzischen Kur belehnt. Indeß hatte sich Tilly nach Niedersachsen gewendet, wo er protestantische Kirchen wegnahm, die lutherischen Geistlichen verjagte und andere Gewaltthätigkeiten verübte. Dies veranlaßte die niedersächs. Fürsten und Stände, an ihre Rettung zu denken und zu den Waffen zu greifen. Man übertrug 1625 dem Könige Christian IV. von Dänemark die oberste Leitung des Kriegs, zu dem England Subsidien Gelder und Holland Truppen sendete; und auch Mansfeld schloß sich an den König an. Während dieser Vorbereitungen hatte der Kaiser, darauf bedacht, sich ein eigenes, von der Ligue und Maximilian unabhängiges Heer zu schaffen, Wallenstein (s. d.) zu seinem Feldhern ernannt, der mit einem Heere von beinahe 40000 M., das fortdauernd wuchs, von Böhmen aus nach Norden sich bewegte. Mansfeld versuchte sich ihm entgegenzustellen; aber bei Dessau am 25. Apr. 1626 von Wallenstein's Übermacht geschlagen, wendete er sich, in der Absicht, den Krieg wieder in die östr. Erblande zu spielen, mit dem Herzoge Johann Ernst von Sachsen-Weimar verbunden, nach Schlessien, Mähren und Ungarn, wohin ihm zu folgen Wallenstein sich gezwungen sah, ohne ihn jedoch zu erreichen. Erst nach Mansfeld's (am 30. Nov.) und Johann Ernst's (am 4. Dec.) Tode und mit großem Verluste an Mannschaft kehrte Wallenstein durch Schlessien nach Norddeutschland zurück, wo indeß Tilly den König Christian IV. bei Lutter am Barenberge am 27. Aug. 1626 völlig geschlagen und hierauf des ganzen niedersächs. Kreises sich bemächtigt hatte. Als Tilly bald hernach auch den Markgraf Georg Friedrich von Baden, der sich ihm mit einem Haufen tapferer Protestanten entgegenwarf, besiegt hatte, einigten sich die beiden Feldherren dahin, daß Tilly westwärts abzog, da die Holländer Braunschweig bedrohten, Wallenstein dagegen Mecklenburg eroberte und in Jütland eindrang. Zum Herzog von Mecklenburg vom Kaiser erhoben, unternahm hierauf Wallenstein die Belagerung von Stralsund, vom Mai bis Juli 1628, das jedoch, von Dänemark und Schweden kräftig unterstützt, alle Angriffe muthig abschlug, und schloß am 12. Mai 1629 zu Lübeck den Frieden mit Dänemark ab. Der Religionsverhältnisse und der verbündeten Fürsten wurde in demselben nicht gedacht; Christian erhielt die verlorenen Provinzen zurück, wogegen er versprach, ferner in die deutschen Angelegenheiten sich nicht zu mischen. Nach diesem neuen Siege hielt es Ferdinand II. an der Zeit, die längst beabsichtigte Gegenreformation durchzusetzen. Demgemäß unterzeichnete er auf Anrathen des jesuitischen Paters Lamormain am 6. März 1629 das verhängnißvolle Resstitutionsedict, nach welchem alle seit dem passauer Vertrage von den Protestanten eingelegene mittelbare Stifte und Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben, die Reformirten vom Religionsfrieden ausgeschlossen und die protestantischen Unterthanen katholischer Fürsten zum Katholicismus zurückgeführt werden sollten. Mit Gewalt der Waffen ward dieses Resstitutionsedict zunächst in allen Reichsstädten, in Augsburg, Ulm, Regensburg, Kaufbeuern und anderwärts vollzogen, während nur Magdeburg tapfern Widerstand zu leisten vermochte, und bereits begann man dasselbe auch auf die Länder protestantischer Fürsten anzuwenden. Der Unwille über diese Schritte des Kaisers einerseits sowie über Wallenstein's Erpressungen und Verwüstungen andererseits zeigte sich unverhohlen auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1630, wo die Kurfürsten und ihre Gesandten mit heftigen Beschwerden auftraten, und es namentlich Maximilian in

Verbindung mit Richelieu's Abgesandten, dem Vater Joseph, gelang, die Entlassung Wallenstein's, der sich auf seine Güter zurückzog, durchzusetzen. Das kaiserliche Heer wurde bedeutend (um 60000 M.) vermindert und Tilly zum Oberfeldherrn desselben ernannt.

Doch jetzt erschien Gustav Adolf (s. d.), König von Schweden, um den bedrängten Protestanten Hülfe zu bringen, und es begann nun der Schwedisch-deutsche Krieg. Durch die Ausdehnung der kaiserlichen Gewaltherrschaft bis ans Baltische Meer bedenklich gemacht und durch Wallenstein's Unterstützung der Polen gereizt, dabei von heißer Liebe zu seinem Glauben entflammt, landete er am 24. Juni 1630 an der pommerschen Küste, eigentlich auf der Insel Usedom, mit 15000 M. Sogleich vertrieb er allenthalben die kaiserlichen Befestigungen, nöthigte den Herzog Bogislaw XIV. von Pommern zu einem Bündnisse und zur Einräumung der Festung Stettin und zog hierauf nach Mecklenburg, wo er die geächteten Herzoge in ihren Ländern wiederherstellte. Die Stadt Magdeburg, Landgraf Ludwig Wilhelm von Hessen-Kassel und die Herzoge von Sachsen-Weimar schlossen sich ihm freiwillig an, dagegen suchten Brandenburg und Sachsen diesem Bündnisse auszuweichen, um, getrennt von dem Kaiser und den Schweden, in einen besondern Bund, dessen Haupt Johann Georg werden wollte, zusammenzutreten. Indes rückte Gustav Adolf nach Brandenburg vor, drängte Tilly, der sich hier entgegenstellte, zurück, eroberte Frankfurt an der Oder und Landsberg und verlangte vom Kurfürsten von Brandenburg die Festung Spandau, vom Kurfürsten von Sachsen die Übergabe von Wittenberg. Diese Unterhandlungen verzögerten das Vorrücken der Schweden und gewährten Tilly und Pappenheim Zeit, Magdeburgs Eroberung und Zerstörung zu vollbringen (am 20. Mai 1631). Jetzt erst trat Brandenburg und, von Tilly geängstet, auch der Kurfürst von Sachsen mit den Schweden in Bündniß. Nach Vereinigung ihrer Truppen bei Düben gingen die verbündeten Fürsten Tilly entgegen, der sich nach erfolgter Verstärkung seines Heers durch den kaiserlichen General Grafen von Fürstenberg bei Breitenfeld unfern Leipzigs aufgestellt hatte. Gustav Adolf erfocht hier über Tilly am 17. Sept. 1631 einen glänzenden Sieg und zog hierauf durch Thüringen und Franken nach Baiern, während der Kurfürst von Sachsen mit seinem General Arnim die Eroberung Böhmens übernahm. Der König eroberte Würzburg und Mainz; er erzwang den Übergang über den Lech, wobei Tilly am 6. Apr. 1632 tödtlich verwundet ward; er befreite Augsburg und zog mit Friedrich V. am 7. Mai in München ein, worauf nunmehr auch andere protestantische Fürsten, wie Württemberg und Baden, sich an ihn angeschlossen. Da zwang die Noth den Kaiser, Wallenstein unter demüthigenden Bedingungen und mit unumschränkter Macht im Apr. 1632 wieder zum Feldherrn zu machen. In kurzer Zeit schuf dieser ein neues bedeutendes Heer, mit dem er zunächst die Sachsen wieder aus Böhmen trieb. Nachdem er sich dann mit Maximilian's Truppen, die sich aber unter seinen Oberbefehl stellen mußten, vereinigt hatte, zog er auf Nürnberg zu, wo Gustav Adolf im wohlverschanzten festen Lager stand. Drei Monate lang harrten hier beide Heere, einander gegenübergelagert, bis immer heftiger wüthender Mangel und Seuchen es nöthig machten, sie zu trennen. Wallenstein bedrohte hierauf Sachsen, und Gustav eilte ihm nach, seinen Bundesgenossen zu retten. Bei Lützen am 16. Nov. 1632 trafen die feindlichen Heere zusammen, Gustav Adolf und Pappenheim (s. d.) fanden den Heldentod; Bernhard von Weimar (s. d.) behauptete das Schlachtfeld, und Wallenstein nahm seinen Rückzug nach Böhmen. Nach dem Tode des Königs trat der schwed. Staatskanzler Axel Oxenstierna (s. d.), zum Legaten der schwed. Krone in Deutschland vom stockholmer Reichsrathe ernannt, an die Spitze der Kriegsangelegenheiten. Nicht ohne Schwierigkeiten verband er zunächst, unter neidischem Widerspruch des sächs. Kurfürsten, durch den heilbronner Convent im Apr. 1633 die Stände des fränkischen, schwäbischen und der beiden Rheinkreise mit Schweden. Man wählte Bernhard von Weimar und Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zu Oberbefehlshabern der Heere. Bernhard zog, nachdem er das ihm schon früher zugetheilte Fürstenthum Franken in Lehen genommen, von Donaumörth aus nach Baiern, ängstigte den Kurfürsten Maximilian und brachte Regensburg zur Übergabe; der Herzog von Braunschweig-Lüneburg aber agierte im nordwestlichen Deutschland gegen die Trümmer der kaiserlichen Heeresmacht. Wallenstein dagegen, statt schnell und am rechten Orte thätige Hülfe zu leisten, zog zwecklos in Schlesien und der Lausitz hin und wieder.

knüpfte mit Sachsen, Schweden, Brandenburg und Frankreich abwechselnd Unterhandlungen an und bewirkte endlich durch dieses zweideutige Benehmen, daß er am 25. Febr. 1634 mit des Kaisers Bewilligung zu Eger meuchlerisch ermordet wurde. An seiner Stelle übernahm, unter dem Obercommando Ferdinand's III., Gallas den Heerbefehl. Während nun Arnim erst allein siegreich nach Schlessien, und dann mit Banér (s. d.) in Böhmen vordrang, Bernhard dagegen mit untergeordneten Zügen bald nach Franken bald nach Schwaben seine Zeit verlor, zog das kaiserliche Heer an der Donau herauf, eroberte Regensburg wieder und brachte den beiden Generalen Herzog Bernhard und Horn in der Schlacht bei Nördlingen (s. d.) am 6. Sept. 1634 eine völlige Niederlage bei, wobei General Horn gefangen wurde. Da nach diesem Siege die Östreicher wieder ungehindert über ganz Deutschland sich auszubreiten und ihre Verheerungen, namentlich in Hessen, aufs neue begannen, so schloß der Kurfürst von Sachsen, aus Furcht und den Schweden ohnedies nicht hold, 1635 zu Prag mit dem Kaiser einen Separatfrieden, nach welchem er die Lausitzen erblich erhielt. Auch Brandenburg neigte sich dem Kaiser immer mehr zu, bis es sich offen erklärte.

Demzufolge sah Frankreich, dessen Politik ein Obliegen des Kaisers nicht wünschen konnte, zum offenen, thätigen Bündnisse mit Schweden sich genöthigt, das in Gefahr war, zu unterliegen, und es begann nun der Französisch-schwedisch-deutsche Krieg. Anfangs mußte zwar Banér, der das einzig noch übrige schwed. Heer befehligte, vor den überlegener Sachsen sich zurückziehen, besiegte sie aber später bei Dömig am 22. Oct. 1635 und drang nun, von Torstenson verstärkt, in die Mark Brandenburg, eroberte Havelberg und bedrohte Berlin. Als hierauf der Kurfürst von Sachsen zu Hülfe eilte, wandte Banér sich ebenso schnell wieder in dessen Land zurück, das er aus Rache wegen des Kurfürsten Abfall furchtbar verheerte. Dann schlug er bei Wittstock im Brandenburgischen am 4. Oct. 1636 die mit dem kaiserlichen General Hagfeld vereinigten Sachsen völlig, befreite Hessen von den Östreichern und drang aufs neue in Sachsen ein, wo er Torgau und Erfurt eroberte und neue schreckliche Verwüstungen eintreten ließ. Vor Gallas' Übermacht zog er sich mit schlauer Kriegeslist nach Pommern, um diesen, als dessen Heer durch Mangel und Seuche geschwächt war, kurz darauf siegreich vor sich her nach Schlessien und Böhmen zu treiben. Indes hatte auch Bernhard von Weimar, der durch den Verrath zu Saint-Germain-en-Laiç General der franz. Armee geworden war, nach langwierigen Unterhandlungen mit Frankreich über seine Stellung und die ihm zu gewährenden Hülfsmittel endlich im J. 1636 den Feldzug eröffnet. Er vertrieb zunächst die kaiserlichen Generale Gallas und den Herzog von Lothringen aus dem Elsaß, besiegte die Kaiserlichen bei Rheinfeldern am 21. Febr. 1638, bei welcher Gelegenheit der östr. General von Werth gefangen wurde, eroberte am 7. Dec. die Hauptfestung Breisach, nachdem er zweimal die zum Entsatz geschickten kaiserlichen Corps geschlagen, und rüstete sich zur Vereinigung mit Banér in Böhmen, als ihn ebenso unerwartet als räthselhaft am 8. Juli 1639 der Tod traf. Das bereits auf ihn eifersüchtig Frankreich, froh seiner los zu sein, wußte durch schlaue Mittel sich in den Besitz seiner Eroberungen und seines Heers zu setzen, und schon wollte Schweden, hierüber misvergnügt, mit dem Kaiser Ferdinand III., der während dessen im J. 1637 seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, den Frieden schließen, als Richelieu noch zu rechter Zeit dies hinderte und somit der Krieg aufs neue entbrannte. Zunächst wurde im Febr. 1640 Banér von dem neuernannten östr. Generalissimus, Erzherzog Leopold Wilhelm, dem Piccolomini berathend zur Seite stand, aus Böhmen nach Sachsen und Thüringen zurückgeworfen. Hier aber verstärkte er sich wieder durch das franz.-weimarische Heer unter Longueville und durch braunschweig. und hessische Hülfstruppen. Unterdessen hatte sich der Reichstag zu Regensburg versammelt, auf welchen der Kaiser mit den katholischen Ständen die ordnungsmäßigere Fortsetzung des Kriegs zu berathen beabsichtigte. Da erschien plötzlich mitten im Winter, im Jan. 1641, Banér mit seinem durch Marschall Guebriant verstärkten Heere vor Regensburg und nur ein unerwartet eingetretenes Ereigniß vereitelte die Erstürmung der Stadt. Banér zog sich durch Böhmen nach Sachsen zurück und starb bald darauf am 20. Mai 1641 zu Halberstadt, in Folge seiner Ausschweifungen. An seiner Stelle übernahm der Feldmarschall Torstenson (s. d.) den Oberbefehl. Obgleich durch die Gicht an Händen und Füßen gelähmt, sodas er meist in einer Sänfte getragen werden mußte, stand doch Torstenson an Schnelligkeit der Bewegungen

seinem Vorgänger nicht nach. Durch Brandenburg und die Lausiz drang er nach Schlessien vor, eroberte Großglogau und Schweidnitz und wollte sich in Mähren festsetzen, als die neugeworbene 33000 M. starke kaiserliche Armee, unter dem Erzherzog und Piccolomini gegen ihn anrückte. Geschickt wußte er über die Oder nach Krossen auszuweichen und auf seinem Wege durch die Lausiz nach Sachsen bis Leipzig Verstärkungen an sich zu ziehen, sodas, als es bei Breitenfeld unweit Leipzig am 2. Nov. 1642 auf dem Siegesfelde Gustav Adolfs zur Schlacht zwischen beiden Heeren kam, die Kaiserlichen eine furchtbare Niederlage erlitten. Während nun die Geschlagenen nach Böhmen flohen, überwältigte Torstenson Leipzig und rückte aufs neue gegen Mähren vor, um den Kaiser in Wien selbst anzugreifen; aber ebenso unerwartet schnell gelangte er auch in Schleswig und Holstein an, wo er Christian IV. von Dänemark, der, mit dem Kaiser verbündet, gegen die Schweden sich zum Kriege rüstete, zur Flucht nach den Inseln zwang, worauf Wrangel (s. d.) ihm später im Aug. 1646 einen harten Frieden aufnöthigte. Dem vom Kaiser nachgesendeten Gallas, der Torstenson mit dän. Hülfe einzuschließen drohte, entging er anfangs durch künstliche Märsche und Gegenmärsche, lockte ihn dann in Gegenden, wo Hunger und Mangel im Heere eintreten mußte, und trieb endlich das Nest desselben nach Böhmen. Hier vernichtete er bald darauf bei Tanfow am 24. Febr. 1645 das neuaufgestellte Heer unter Hagfeld und Göz und bedrohte im Verein mit Nagogy, Fürst von Siebenbürgen, die kaiserliche Hauptstadt. Nur der Rücktritt Nagogy's, welchen der Kaiser erkaufte, und Torstenson's mißlungene Belagerung Brünns retteten diesmal den Kaiser. Aus Böhmen gedrängt, zog Torstenson wieder nach Sachsen und nöthigte den Kurfürsten, dem prager Frieden im Aug. 1645 zu entsagen, legte aber bald darauf, durch seine Krankheit genöthigt, das Commando nieder, das nummehr Wrangel erhielt. Indes waren auch die Franzosen nicht müßig gewesen. Guebriant, zum Theil mit heftigen Truppen, hatte bei Kempen im Jan. 1642 die Generale Hagfeld und Lamboy geschlagen, sich nach Thüringen und dann wieder an den Rhein gewendet, wo ihn die bair. Generale Mercy und Johann von Werth hart bedrängten, darauf vom Herzog von Enghien, der Thionville eroberte, verstärkt, im Oct. 1643 Nottweil überfallen, hier aber eine tödtliche Wunde davongetragen. Hagfeld und Mercy schlugen in Folge eines nächtlichen Überfalls bei Schnegeföber das franz., einst dem Herzog Bernhard angehörige Heer bei Tuttlingen am 24. Nov. 1643. Die Franzosen sendeten nun Turenne, der vereint mit Enghien, obgleich von Mercy mehrmals geschlagen, endlich bei Allersheim am 3. Aug. 1645 einen Sieg davon trug, der Mercy das Leben kostete. Nach einer kurzen Rückkehr an den Rhein vereinigten sich im Aug. 1646 die Franzosen und Schweden, die letztern unter Wrangel, drangen durch Schwaben nach Baiern vor und nöthigten durch furchtbare Verwüstungen seines Landes den Kurfürsten von Baiern, den ältesten und treuesten Bundesgenossen des Hauses Osterreich, in dem ulmer Waffenstillstande am 14. März 1647 zum Abfalle vom Kaiser; worauf Wrangel wieder siegreich in Böhmen eindrang. Doch bald darauf brach Kurfürst Maximilian den Waffenstillstand und trat wieder auf die Seite des Kaisers, und Werth und Melander, der neue kaiserliche General trieben nun Wrangel wieder aus Böhmen. Da kehrte Turenne nochmals zurück und vereinigte sich mit Wrangel; Melander wurde bei Zusmarshausen unweit Augsburg besiegt und der bair. General Gronsfeld über den Lech zurückgedrängt, worauf Baiern nun die ganze Last eines verheerenden feindlichen Zuges empfand, während der Kurfürst aus seinem Lande nach Salzburg entfliehen mußte. Zu gleicher Zeit war der schwed. General Königsmark in Böhmen eingebrungen, hatte durch einen nächtlichen Überfall die Kleinfeste von Prag genommen und war im Begriff, auch die Altstadt anzugreifen, als die Kunde erscholl, daß zu Münster und Osnabrück der Westfälische Friede (s. d.) abgeschlossen sei, der besonders durch die rastlosen Bemühungen des weisen und wohlmeinenden Grafen Trautmannsdorf zu Stande gekommen war. So endete denn dieser greuelvolle Krieg durch ein wunderbares Spiel des Zufalls an demselben Orte (Prag), wo er begonnen. Aber Deutschland war von einem Ende bis zum andern furchtbar verwüstet und verheert. Zwei Drittheile der Einwohner hatten durch Mord, Seuchen oder Hunger ihr Leben verloren; in Böhmen, das zu Anfange des Kriegs 3 Mill. reiche betrieb-same Protestanten zählte, lebten jetzt etwa noch 780000 katholische Bettler; in Sachsen

kamen allein binnen zwei Jahren 900000 Menschen um; Augsburg hatte statt 80000 nur noch 18000 E. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder, Kunstfleiß und Handel waren verschwanden. Andere Nationen, Engländer, Holländer, Italiener und Schweizer, hatten ihn sich in die Hände gespielt. Ein großer Theil deutscher Länder kam unter fremde Nachthaber und blieb zum Theil für immer von Deutschland getrennt. Der politische Einfluß Deutschlands war so gut wie vernichtet, das Kaiserthum noch mehr als früher seines Ansehens beraubt; die Freiheit des Bürgers unter den unerträglichen Bedrückungen zu Grunde gegangen, der Glaube in Aberglaube oder Unglaube umgewandelt und, was das Schlimmste, der Nationalstimm der Deutschen gebrochen. Erreicht war, daß die Lutheraner und Reformirten freie Religionsübung in Deutschland erhielten und daß die Reichsfürsten von nun an uneingeschränkter Landeshoheit genossen. Vgl. neben Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ (2 Bde., Lpz. 1802, fortgesetzt von Voltmann, 2 Bde., Lpz. 1808—9) Meinel's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland“ (3 Bde., Bresl. 1835—39), Flahe's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ (4 Bde., Lpz. 1839), Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolfs ab“ (2 Bde., Stuttg. 1841—43) und K. A. Müller's „Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte“ (3 Lieferungen, Dresd. 1838—41).

Dreistimmig nennt man im strengern Sinne nur denjenigen Tonsatz, bei welchem drei Instrumental- oder Vocalstimmen so verbunden werden, daß jede der drei Stimmen ihren selbständigen, mehr oder weniger melodiosen Gang erhält. Harmonische Behandlung der einzelnen Stimmen, wenn sie deren auch fähig sind, ist dabei ausgeschlossen. Dann nennt man aber auch Tonsstücke dreistimmig, wenn sie für drei Instrumente geschrieben sind, die der Mehrstimmigkeit fähig sind, z. B. Pianoforte, Harfe, Violine, Violoncell, und die Harmonieführung also mehr als dreistimmig ist. Einen dreistimmigen Gesang nennt man Terzett (s. d.), ein Tonsstück für drei Instrumente Trio (s. d.).

Dreizack. Der Dreizack wird in der Mythologie dem Neptun als Symbol der Herrschaft über das Meer beigegeben. Nach der Gewohnheit der griech. Städte, ihre Schutzgötter oder die ihnen eigenthümlichen Attribute auf Münzen zu setzen, erscheint der Dreizack vielfach auf Münzen des Alterthums, z. B. in Sagunt, Trözen u. s. w., so auch auf den Münzen Siciliens, z. B. des Hiero u. A. Daß der Dreizack auch als Cohortenzeichen bei den Römern in Ansehen stand, beweisen die noch vorhandenen Ziegelstempel.

Drenthe, die am wenigsten bevölkerte und ödste Provinz des Königreichs der Niederlande, begrenzt im Osten von Hannover, im Norden von Gröningen, im Westen von Friesland und im Süden von Dberjssel, hat einen Flächenraum von 45 QM. und eine Bevölkerung von etwa 72000 Seelen. Der völlig ebene Boden besteht zumeist aus großen Weiden, Torfmooren und Sümpfen, unter denen die Echter Weiden gegen Dberjssel, die Smilder Weiden gegen Friesland zu und das große Burtanger Moor die bedeutendsten sind. Die ärmlichen Bewohner treiben Viehzucht und etwas Acker-, besonders Buchweizen- und Kartoffelbau, außerdem Woll- und Leinweberei. Der Hauptort ist Meppel an der Aa, mit 5700 E.; der Sitz der Provinzialbehörden ist in Assen am Hornediep, mit 2000 E. Im Mittelalter gehörte D. als Grafschaft zum Deutschen Reiche; mit ihr wurden unter Kaiser Heinrich III. die Bischöfe von Utrecht belehnt. Im ersten Viertel des 16. Jahrh. brachte sie der Herzog Karl von Geldern an sich; doch sein Nachfolger mußte sie 1538 an Kaiser Karl V. abtreten, der sie mit den Niederlanden vereinigte, worauf sie deren Schicksale theilte.

Dresch (Georg Leonh. Bernh. von), deutscher Staatsrechtslehrer, geb. am 10. März 1786 zu Forchheim, studirte zu Bamberg und auf den Universitäten zu Würzburg und zu Landshut, wo er 1807 Doctor der Rechte wurde. Hierauf trat er 1808 als Privatdocent zu Heidelberg auf und wurde 1810 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Tübingen berufen, auch wurde er später zum Bibliothekar, Bücherfiscal und Censor ernannt und 1820 zum Ritter der württemberg. Krone erhoben. Tiefe Traurigkeit über den Verlust seiner Gattin veranlaßte ihn, aus seinen Verhältnissen in Tübingen zu treten. Er ging nach München, verehelichte sich jedoch bald darauf wieder und folgte nun einem Rufe an die Universität Landshut, mit welcher er 1826 nach München versetzt wurde. Zum Oberbibliothekar und später zum Hofrath ernannt, wohnte er als Abgeordneter der Universität mehren Landtagen

bei, auf denen er sich allenthalben als eifrigen Verfechter der ministeriellen Interessen bewährte. Sein stark manierirter Vortrag, verbunden mit dem allzu sichtbaren Bestreben, seine Überzeugung Andern aufzubringen, war jedoch nicht geeignet, einen nachdrücklichen Einfluß auf die Verhandlungen sich zu gewinnen, und in seiner gereizten Stimmung wurde er oft verlegend. Am Schlusse der Ständeversammlung von 1831 wurde er zum Ministerialrath befördert. Er starb am 1. Nov. 1836 an der Cholera. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir „Über die Dauer der Völkerverträge“ (Landsh. 1808), eine gekrönte Preisschrift; „Übersicht der allgemeinen politischen Geschichte, insbesondere Europas“ (3 Bde., Weim. 1814—16; 2. Aufl., 1824) und „Öffentliches Recht des Deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten“ (2 Bde., Tüb. 1820). Von Schmidt's und Mülller's „Geschichte der Deutschen“ lieferte er die Fortsetzung vom 21. — 27. Bande, die auch unter dem besondern Titel „Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes“ (Ulm 1824—30) erschien und bis zur Eröffnung des Bundestags herabgeht. Als Leitfaden bei seinen Vorlesungen gab er „Grundzüge des bair. Staatsrechts“ (Ulm 1823; 2. Aufl., 1835) heraus; auch ließ er seine „Kleinen Schriften histor.-polit.-jurid. Inhalts“ (Ulm 1827) und „Abhandlungen über Gegenstände des öffentlichen Rechts, sowol des Deutschen Bundes überhaupt als einzelner Bundesstaaten“ (Münc. 1830) erscheinen.

Dreschen heißt den Samen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von dem Stroh trennen. Um dies zu erreichen, trieb man in den ältesten Zeiten Pferde, Ochsen und andere Thiere über das Getreide, damit sie die Körner austraten, was auch noch gegenwärtig bei manchen Früchten, namentlich bei Hafer und Ölfrüchten, bisweilen Anwendung findet. Später erfand man zu diesem Behuf Maschinen, wie die *Dreschwalze* (tribula oder tribulum), die z. B. in den russ. Ostprovinzen noch jetzt in Gebrauch ist, den *Dreschschlitten* (traha) und den *Dreschwagen*, welche von Ochsen oder Pferden gezogen wurden, endlich das eigentliche Dreschen mit dem Dreschflegel auf der Scheuntenne, was bis jetzt die gewöhnliche Art zu dreschen geblieben ist. Um jedoch bei dieser Arbeit den Aufwand an menschlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit zu beschränken und die Körner so rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, hat man in neuerer Zeit wieder mehre Maschinen erfunden, die man in die sogenannten *Dreschstampfen* und in die eigentlichen *Dreschmaschinen* oder *Dreschmühlen* abtheilen kann. Erstere, auf denen die geernteten Früchte gleichsam ausgestampft werden, finden sich häufig in den höhern Gebirgsgegenden des südlichen Deutschlands, in Kärnten, Krain u. s. w., und werden gemeinlich vom Wasser getrieben. Letztere, viel vollkommener in ihrer Art, sind vorzüglich in England gebräuchlich, werden bald durch Wasser, bald durch Zugthiere in Bewegung gesetzt und sind von der verschiedenartigsten Einrichtung. Bei den meisten werden die abzdreschenden Früchte zwischen zwei Walzen durchgetrieben und dadurch von den Körnern befreit; an einigen hat man es auch versucht, ordentliche Dreschflegel anzubringen. In der neuern Zeit haben die Dreschmaschinen auch auf den größern Gütern Deutschlands mehr und mehr Eingang gefunden. Sie sind namentlich empfehlenswerth in wenig bevölkerten Gegenden, wo Mangel an Menschenhänden und deshalb das Arbeitslohn theuer ist. In sehr bevölkerten Gegenden dürften dagegen die Dreschmaschinen aus nationalökonomischen Rücksichten weniger an ihrem Orte sein, weil daselbst das Tagelohn billig ist und durch diese Maschinenarbeit viele Menschen während des Winters arbeitslos gemacht werden. Die sogenannte *schot. Dreschmaschine* galt lange für eine der besten, ist aber in der neuern Zeit von andern besser construirten Dreschmaschinen verdrängt worden. Zu diesen gehören die *Bayer'sche*, *Seidl'sche*, *Ugazy'sche*, *Nagalsch'sche*, *Einberfon'sche*, *Planck'sche*, *Heyner'sche* und *Leitenberger'sche*. Mit dem Dreschen ist zugleich auch das Reinigen des Getreides verbunden. Es geschieht dies theils durch Wurfen mit der *Wurfschaukel*, theils mittels größerer oder feinerer Siebe, theils mittels Getreidereinigungsmaschinen. Diese Maschinen bestehen entweder aus großen, aus Eisendraht geflochtenen Sieben, die in ein mit einem Kasten versehenes Gestelle eingefügt sind, oder in den sogenannten *Windfegen* oder *Staubmühlen*, einer neuern Erfindung, mittels deren Spreu, die geringen und die schweren Körner voneinander getrennt werden, ohne daß es des *Worfelns* oder *Siebens* bedürfte.

Drescher oder Dreschgärtner heißen in einigen Gegenden Deutschlands diejenigen landwirthschaftlichen Arbeiter, die auf dem Grund und Boden größerer Güter angefessen, in Besitz eines Hauses und einiges Ackerlandes sind, wofür sie dem Gute gegen einen bestimmten Lohn oder gegen Naturalien Zinsen und Dienste, letztere besonders zur Erntezeit und beim Dreschen, leisten müssen. Diese Ablösungsart der Arbeiter ist aber in keiner Hinsicht zu empfehlen, da sie der Landwirthschaft große Fesseln anlegt und die Production verringert.

Dresden, die Residenz und Hauptstadt im Königreiche Sachsen, an der Elbe im meißner Kreise, nach neuern Beobachtungen 340 var. F. über der Nordsee, in einer reizenden Thalebene, besteht aus der Altstadt, der eigentlichen Residenz, mit drei Vorstädten (der Pirnaischen, See- und Wilsdruffer Vorstadt), am linken Ufer der Elbe; ferner aus der von dieser durch die Weiseris getrennten Friedrichstadt, welche an der Stelle des ehemaligen Dorfes Dstra von August II. angelegt wurde und durch die vor dem Löbtauer Schlage entstandenen neuen Häuser eine Art Vorstadt erlangt hat; dann aus der Neustadt, am rechten Elbufer, die diesen Namen erst 1730 erhielt, während sie bis dahin Altdresden hieß, und aus der Antonstadt, welche seit 1835 den Neuen Anbau und die neuen Anlagen an der Nordseite der Neustadt unter diesem Namen zu einem neuen oder vierten Stadttheil verbindet. Nordwestlich davon liegen noch die sogenannten Scheunenhöfe und weiter westlich (Stadt) Nordorf, beides zum Stadtweichbilde gehörig und somit gewissermaßen Vorstädte der Antonstadt. Seit der Abtragung der Festungswerke fortwährend verschönert, gehört D. nicht nur hinsichtlich der Naturschönheit, sondern auch in Betracht seiner äußern Erscheinung zu den freundlichsten Städten Deutschlands. Die Altstadt hat vier freie Plätze, den Altmarkt, Neumarkt, den Antonspfad und den Pirnaischen Pfad; die Neustadt zwei, den Marktplatz und den Palaisplatz. Nicht mit Unrecht hat Herder D. in Bezug auf Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen das deutsche Florenz genannt. Zu den Sehenswürdigkeiten in der Altstadt gehören die seit 1260 erbaute, 1344 neu aufgeführte und 1727 — 31 in ihrer jetzigen Schönheit vollendete, 552 Schritte oder 690 Ellen lange Elbbrücke von 16 Bogen und 17 Pfeilern, mit feineren Rundbänken und eisernem Geländer, mit welchem zugleich die Träger der 36 zur Beleuchtung derselben angebrachten Gaslaternen verbunden sind; die katholische Kirche, 1751 nach dem Plane des ital. Baumeisters Gaetano Chiaveri gebaut, mit einer berühmten Orgel von Silbermann und mehren Gemälden von Rafael Mengs, v. B. die Himmelfahrt Christi, am Hochaltare, die heil. Jungfrau und der heil. Joseph, an Nebentären, von Silvestre, Hutin, Torelli, Thiele u. A.; die 1833 restaurirte evangelische Hof- oder Sophienkirche, 1351 — 57 für das Kloster der Grauen Brüder erbaut, zu Ende des 16. Jahrh. von Christian's I. Witwe, Sophie, in ihrer jetzigen Gestalt vollendet, mit einer Silbermann'schen Orgel; die Kreuzkirche, deren Wiederaufbau, nachdem die alte im Bombardement von 1760 zur Ruine geworden war, 1764 nach dem Plane des Baumeisters Schmidt, den später Gyner und Eigenwillig theilweise umänderten, begann und 1792 vollendet wurde, mit einem Altarblatt von Schenau und einer trefflichen Orgel, die namentlich in Folge der 1829 — 32 durch den Orgelbauer Gämlich vorgenommene Reparatur viel gewonnen hat; die Frauenkirche, 1726 von Georg Bähr begonnen und 1745 vollendet, von deren Kupelthürme man die schönste Rundsicht hat; die 1838 nach Semper's Plane begonnene und 1840 beendigte Synagoge im rein orientalischen Stile; das Brühl'sche Palais in der Augustusstraße, mit der einen reizenden Blick auf die Elbe darbietenden Terrasse, von dem Grafen Brühl 1737 erbaut, später Eigenthum der Krone, seit 1826 bis zum Tode des Prinzen Maximilian dessen Residenz, seitdem aber unbewohnt; das königliche Schloß, ein formloses Gebäude, vom Herzog Georg 1534 angefangen und von August II. vollendet, mit einem über 177 Ellen hohen Thurme; das Prinzenpalais, das von August II. 1718 gebaut, 1760 von seinem Nachfolger verschönert, 1843 — 44, da es baufällig befunden ward, mehrfach verändert und erweitert wurde, die Wohnung des Prinzen Johann bildet; der Zwinger von August II. zu dem Vorhause eines großartigen Schlosses, welches in Friedrichstadt errichtet werden sollte, bestimmt, mit vier Springbrunnen; das Zeughaus, 1740 vollendet, ehemals sehr wohl ausgerüstet und berühmt, aber auch jetzt noch manche Merkwürdigkeit enthaltend; das Akademiegebäude, früher die Residenz des Herzogs Karl von Kurland; das Landhaus, in welchem sich die Stände versammeln; das Rathhaus auf dem Alt-

markte; das Prinzenpalais in der Pirnaischen Vorstadt und das ehemalige Palais des Prinzen Maximilian an der Ostallee, beide gegenwärtig im Besiz des Prinzen Johann; das ehemalige Stallgebäude, seit 1832 umgestaltet und bestimmt zur Aufbewahrung der Gemälde und Gypsabgüsse, sowie der Gewehrsammlung; das neue Postgebäude auf dem Antonsplass; die in großartigem Stile 1833 erbaute Hauptwache; die Freimaurerloge in der Ostallee; die königlichen Ställe am Zwingertheiche; das 1842 vom Hofbaumeister von Wolframsdorf in dem sogenannten königlichen Orange- oder Herzogingarten erbaute massivsteinerne Drangeriehaus mit prächtiger Fassade, zur Unterbringung der Drangerie, welche im Sommer gewöhnlich im Zwinger aufgestellt ist; das 1837 begonnene und 1840 durch den Baumeister Semper beendigte neue Theater im ital. Dörschen unweit des alten Schauspielhauses, welches mit seiner vordern nach der katholischen Kirche zugewendeten Seite einen Halbkreis bildet, an welchen sich ein Viereck anschließt, mit welchem links und rechts zwei viereckige Flügel oder Anbaue verbunden sind, das in der Länge 123, in der Breite 120 Ellen und mit dem Dach eine Höhe von 58 Ellen hat, äußerlich mit Bildsäulen und auf seinen Giebelfeldern und Frieße an der Fronte mit ausgezeichnete Bildhauerarbeit versehen ist, innerlich aber wegen der kostbaren Malerei, Vergoldung und Stukkaturarbeit, sowie wegen der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung jedenfalls dormalen das schönste Theater Deutschlands ist; die auf der Terrasse des Brühl'schen Gartens 1842 erbaute prachtvolle Hoffeld'sche Restauration in Form eines Halbkreises, Belvedere genannt, und endlich das etwas näher der Brücke zu ebendasselbst befindliche, kleinere, 1843 vollendete Kaffeehaus des Italieners Tornamenti mit kostbarer Einrichtung im Noccogeschmack. In Neustadt sind besonders zu bemerken das Blockhaus an der Brücke, die Kasernen, das Cadettenhaus und das sogenannte Japanische Palais. An sonstigen merkwürdigen Denkmälern und Bauwerken ist D. nicht reich. In Altstadt hat es die 1843 aufgestellte kolossale Bildsäule des Königs Friedrich August in sitzender Stellung, von massiver Bronze nach dem Modell Nierschel's gefertigt, mitten im Zwinger auf einer hohen Basis von Granit; ferner an der Ecke des botanischen Gartens in der vom Zeughaufe nach dem Elbberge führenden Morizallee das in Stein gehauene und bei der Zerstörung der Festungswerke restaurirte Denkmal des Kurfürsten Moriz und auf dem Postplass die 1843 in Folge einer Stiftung des Freiherrn von Gutschmidt nach Semper's Plane errichtete und mit einem Brunnen umgebene sogenannte Choleraspigsäule aus Sandstein mit kleinen prächtigen Bildsäulen. Auf dem Freiplatz vor der Brücke in der Neustadt befindet sich die 1736 errichtete Reiterstatue des Königs August's II., von einem augsburger Kupferschmidt L. Wiedemann verfertigt, und in der Friedrichstadt endlich erhebt sich seit 1835 in den neuen Gartenanlagen an der Weiseris die aus Eisen gegossene kolossale Büste des Königs Anton auf einem hohen Fußgestelle von Granit. Nicht ganz zu übergehen sind noch wegen ihrer sonderbaren und immer wieder veränderten kostspieligen Verzierungen die auf dem Alt- und dem Neumarkte der Altstadt befindlichen Brunnen, sowie die 1744 angelegte und 1830 erweiterte und verschönerte, über die Weiseris von der Altstadt nach der Friedrichstadt führende Friedrichsbrücke von 110 Ellen Länge und 15 Ellen Breite.

Die bewohntesten Stadttheile sind die innere Altstadt, die Pirnaische und die Wilsdruffer Vorstadt. Die Gesamtzahl der Einwohner betrug am Schlusse des J. 1843 einschließlich des 7613 Seelen betragenden Militärs 86601 und zwar 73037 Protestanten, 4635 Katholiken, 619 Reformirte, 71 griech. Katholiken und 626 Juden. Seit der Einführung der Städteordnung im J. 1832 bilden die drei Stadttheile Eine Gemeinde; wegen Abgabe der Gerichte an die Stadt ist zwar viel verhandelt worden, aber noch nichts entschieden, obschon die Majorität der Stadtverordneten 1843 sich für die Abgabe erklärte. Die Polizei wird von einer eigenen Behörde verwaltet. Die Stadt hat fünf Wasserleitungen, vier für Altstadt und Friedrichstadt und eine für Neustadt, welche dormalen durch das durchgängige Legen von Steinröhren eine wesentliche Veränderung und Verbesserung erfahren haben. Ein artesischer Brunnen wurde 1832—33 auf dem Antonsplass, ein anderer 1832—36 in der Antonstadt von dem Stadtrath Siemen gebohrt; ersterer aber lieferte seit 1834 nur noch ein so geringes Quantum Wasser, daß man in das zur Aufnahme desselben bestimmte Bassin Röhrenwasser zu leiten sich genöthigt sah, und beg-

terer wird wegen der hohen Temperatur und der mineralischen Bestandtheile seines Wafers nur sehr wenig benutzt. Straßenbeleuchtung erhielt die Altstadt 1705, die Neustadt 1728, die Friedrichstadt 1780 und die Vorstädte der Altstadt 1784; die Gasbeleuchtung wurde 1828 in der Altstadt eingerichtet und seitdem auch in deren Vorstädten bis zur Friedrichsbrücke und in der Neustadt. Das Gas wird in zwei Gasometern bereitet, deren eins am nordöstlichen Ende des ehemaligen Zwingerwalls, das andere aber in der Wilsdruffer Vorstadt zwischen dem Freiburger Schläge und der Weiserig hinter der Ehrlich'schen Schulstiftung befindlich ist. Von den 33391 □Muthen des Flächenraumes der Straßen und Plätze sind über 22300 trefflich, zum Theil mit behauenen Steinen gepflastert.

Für die Pflege des wissenschaftlichen und geistigen Lebens wirken in D. mehre ausgezeichnete Lehranstalten. Es hat seit 1559 ein Gymnasium, die Kreuzschule, die unter dem Rector Gröbel seit 1817 zu einer der vorzüglichsten Gelehrtenschulen des Landes erhoben wurde. Zwei andere Gelehrtenschulen sind in höhere Bürgerschulen umgewandelt worden, und zwar die zu Neustadt 1803, die Annenschule aber 1824. Für Bildung der Schullehrer wirkt wie früher unter Dinter's, jetzt unter Otto's Leitung, das Schullehrerseminar zu Friedrichstadt und unter der Steglich's das von der Fr. von Fletcher 1760 gestiftete und 1825 eröffnete zweite Seminar auf der Freiburger Straße. Höhere Bürgerschulen sind demnach nur die schon genannte Annenschule bei der Annenkirche und die Bürgerschule in Neustadt; auf etwas niedrigerem Standpunkte stehen die vier Bürgerschulen (in der Altstadt auf der Breitegasse, in der Pirnaischen Vorstadt, in der Antonstadt, in der Friedrichstadt) und vier Bezirkschulen (in der Altstadt am See, in der Friedrichstadt, in der Neustadt und in der Antonstadt). Gleicher Art ist die Garnisonsschule in der Antonstadt, für die Kinder von Soldaten bestimmt. Unter mehren Privatlehranstalten ist das 1824 eröffnete Blochmann'sche Institut, seit 1830 mit dem durch ein ansehnliches Vermächtniß von 1638 begründeten gräflichen Wighum'schen Geschlechtersgymnasium verbunden, auch für die Bildung zum Gelehrtenstande bestimmt. Außerdem sind zu erwähnen als Privatschulen die Schule der Gesellschaft zu Rath und That, das Freimaurerinstitut und die katholische Hauptschule, die Raths-Töchterchule unter der Leitung Schöne's, die Lehranstalten von Dzondy, Langguth, Gebhardt, Böttcher, Döring, Petasch, Kaden u. s. w.; das Krausische, früher Wolgmann'sche Institut in der Neustadt, eine Art Vorschule zum Cadettenhaus, sowie die zur Aufnahme junger Mädchen höherer Stände bestimmten Pensionate von Carry (jetzt Hebenstreit), Kalunsky und Claffen. Der ärmern Volksklasse sind mehre ältere und neuere Freischulen gewidmet, unter welchen die 1826 von einem Bürgervereine gestiftete evangelische Freischule sich auszeichnet, während die 1826 gegründete Schmalz'sche Schulstiftung bis jetzt nur für den Unterricht dürftiger Kinder in verschiedenen öffentlichen Lehranstalten sorgt. Eigentliche Armenschulen sind die erste Armenschule im Stadtwaisenhaus, die zweite Armenfreischule in der seit 1742 durch den Senator Ehrlich gegründeten Anstalt in der Wilsdruffer Vorstadt und die mit den Bezirkschulen in der Friedrich-, Neu- und Antonstadt vereinigten drei Armenschulen. Außerdem gibt es ein Stadtwaisenhaus in der Altstadt und ein Waisenhaus in der Antonstadt. Hierher gehören auch die 1809 gegründete Erziehungs- und Arbeitsanstalt für Blinde, welche sich dormalen in einem großen, 1836 auf einer Anhöhe vor dem Fallenschläge erbauten eigenen Locale befindet, und das von Jenke gegründete und geleitete Taubstummeninstitut, seit 1837 in einem etwas näher dem genannten Schläge zuliegenden Gebäude. Seit 1829 wurden drei Kleinkinderschulen gestiftet, die, jetzt unter der besondern Aufsicht des Frauenvereins stehen. Eine 1827 gegründete Correctionschule nimmt verwahrloste oder wegen Vergehungen verhaftete Kinder auf. Unter den höhern Bildungsanstalten ist die seit 1816 neuerrichtete Medicinisch-chirurgische Akademie zur Bildung von Ärzten und Wundärzten für die Armee und das platte Land, und von Geburtshelfern und Hebammen bestimmt. Sie ist mit bedeutenden Lehrmitteln, physikalischen und chemischen Apparaten, anatomischen und zoologischen Sammlungen ausgestattet und hat einen botanischen Garten, der gegen 20000 Pflanzenarten zählt. Das Cadettencorps, seit 1830 nicht mehr ausschließlich für Ubelige bestimmt, bildet Offiziere für die Infanterie und Cavalerie; die an die Stelle der 1830 aufgelösten Militärakademie getretene Artillerieschule aber Artilleristen und Ingenieure. Die Akademie der Künste beschränkt ihren Unterricht auf die zeichnenden Künste und das

Modelliren und ist seit 1819 mit einer Bauschule vereinigt. Sie veranstaltet jährlich im Aug. Kunstausstellungen, mit welchen von 1827—31 auch eine Ausstellung von inländischen Gewerbezeugnissen verbunden war. Die 1828 gegründete, 1832 in ihrem Lehrplan erweiterte technische Bildungsanstalt ist für die wissenschaftliche Vorbildung des Gewerbestandes bestimmt. Unter den wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen sind zu erwähnen die 1764 gestiftete Oekonomische Gesellschaft; die 1816 unter Werner's Mitwirkung zu Stande gekommene Mineralogische Gesellschaft, die sich neuerdings mit der 1818 gestifteten Gesellschaft für Natur- und Heilkunde vereinigt hat; die Gesellschaft Flora für Gartenbau und Botanik seit 1828, welche jährliche Gewächs- und Fruchtausstellungen veranstaltet; der Kunstverein seit 1828; der Statistische Verein, der seit 1831 mit einer großen Anzahl von in Sachsen zerstreuten Zweigvereinen, von den Staatsbehörden unterstützt, Materialien zur Landesstatistik sammelt; die Bibelgesellschaft seit 1814 und der Missionsverein seit 1819; der Alterthumsverein seit 1825 bestehend, unter der Protection und dem Vorhise des Prinzen Johann, dessen Sammlungen in dem Parterre des königlichen Palais im Großen Garten und dessen Bibliothek im Vereinslocale im Erdgeschoße des prinziplichen Palais aufgestellt ist; der Pädagogische Verein seit 1833, womit seit 1836 eine Beschäftigungsanstalt für Mädchen und später auch eine für Knaben in seinem vor dem Löbtauer Schläge gelegenen Hause und Gartengrundstücke verbunden wurde; die 1836 gegründete Ammonssiftung zur Unterstützung junger Predigtamtsandidaten und Schullehrer; der Gewerbeverein seit 1834 und die gleichzeitig errichtete Gesellschaft für Naturkunde, Isis genannt.

Die Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, die ihre Grundlage größtentheils dem Kurfürsten August verdanken, vorzüglich aber nach dem Anfange des 18. Jahrh. bereichert wurden, tragen um so mehr zur Erregung des geistigen Lebens bei, da sie seit 1828 und besonders seit 1830 dem Publicum zugänglicher geworden sind und eine verbesserte Aufstellung und Anordnung erhalten haben. Als die wichtigsten sind zu erwähnen: 1) Die königliche öffentliche Bibliothek im Japanischen Palais von ungefähr 300000 Bänden ist reich an vielen Seltenheiten und besonders vollständig in den Fächern der Literaturgeschichte des klassischen Alterthums, sowie der Geschichte Frankreichs und Deutschlands. Außerdem besitz dieselbe über 182000 Dissertationen und kleinere Schriften und 2800 Handschriften. Hauptbestandtheile sind die prachtvolle Bibliothek des Grafen Bünau, welche 1764, und die des Grafen Brühl, welche 1768 angekauft wurden. Vgl. Ebert, „Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu D.“ (Lpz. 1822) und Falkenstein, „Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu D.“ (Dresd. 1839). Eine zweite bedeutende Bibliothek von 20000 gedruckten Büchern, 250 Handschriften u. s. w., ist die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. durch die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen gestiftete, dormalen dem Prinzen Johann gehörige prinzipliche Secundogeniturbibliothek und im prinziplichen Palais aufgestellt. Unter den andern jedoch nicht dem Publicum offenstehenden Bibliotheken sind zu erwähnen die der Medicinisch-chirurgischen Akademie von ungefähr 10000 Bänden, die der Oekonomischen Gesellschaft von 8000, die der Thierarzneischule von 5000, die der technischen Bildungsanstalt von 3000 und die der Akademie der bildenden Künste von 1400 Bänden. Vgl. Peggoldt, „Wegweiser für D.s Bibliotheken“ (Dresd. 1843). Noch sind anzuführen die des Königs von 8—9000, ausgezeichnet im Fache der Botanik und der Kupferwerke, die des Cabettenhauses von 8000, die der Kreuzschule von 5000 Bänden, womit noch eine deutsche Schülerbibliothek von mehr als 2000 verbunden ist. 2) Das Münzcabinet, ebenfalls im Japanischen Palais befindlich, vorzüglich wichtig für die sächs. Münzkunde, war schon unter Johann Georg II. bedeutend, insbesondere wurde es unter August I. und II. und unter Friedrich August sowol durch Ankäufe einzelner Stücke wie durch den Kauf des ganzen Madai'schen Groschencabinet's ansehnlich bereichert. 3) Das Naturalien-cabinet im Zwinger ist ausgezeichnet in der mineralogischen, mehre Seltenheiten enthaltenden, sowie in der zoologischen, namentlich der ornithologischen Abtheilung. 4) Das historische Museum ebendasselbst wurde 1833 aus der ehemaligen Rüstkammer und einem Theile der Kunstkammer gebildet und enthält, chronologisch geordnet, viele für Sittengeschichte und Ethnographie interessante Gegenstände. Vgl. Quandt, „Andeutungen für Beschauer des historischen Museums“ (Dresd. 1834). 5) Die gleichfalls im Zwinger aufgestellte Samm-

lung mathematischer und physikalischer Instrumente hat erst in neuern Zeiten eine höhere praktische Brauchbarkeit erhalten und besitzt außer andern Merkwürdigkeiten einen arab. Globus von Messing, um 1289 von Mohammed, dem Sohne des Astronomen Muwajed Elardhi aus Damask, verfertigt. Vgl. Lohrmann, „Sammlung der mathematisch-physikalischen Instrumente und der Modellkammer“ (Dresd. 1835). Neben ihr ist noch die seit 1814 im obern Zwingerpavillon befindliche, vom Kurfürsten Johann Georg angelegte Modellkammer zu erwähnen. 6) Die Gemäldegalerie am Stallgebäude, unter D. s. Kunstsammlungen das erste Kleinod, enthält über 1500 Bilder. Ihre Hauptpartien bilden die Werke ital. und niederländ. Meister; in der ital. Schule ist sie eine der reichsten und erlesensten Sammlungen und in derselben sind namentlich hervorzuheben die Bilder von Rafael (die Sirtinische Madonna, drei bis vier Jahre vor des Künstlers Tode gemalt und 1826 von Palmaroli restaurirt), Correggio (die Nacht, früher in Modena, und die Madonna des heil. Sebastian), Tizian (der Zinsgroschen und die Venus), Andrea del Sarto (Abraham's Opfer), Francia, Paul Veronese, Giulio Romano (Maria mit dem Wasserbecken), Leonardo da Vinci (Francesco Sforza), Garofalo, Bellino, Pietro Perugino, Annibale Caracci, Guido Reni, Carlo Dolce, Cignani u. A. Aus der niederländ. Schule besitzt sie 41 Bilder von Rubens, 21 von Van Dyk, viele von Rembrandt, treffliche Bilder von Snyders, Joh. Breughel, Ruysdael (die Jagd), Sachtleeven, Wouverman, Everdingen, Berghem, Gerhard Dow, Teniers, van der Werff, Ostade, Potter, Hondeloeter u. s. w. Unter den Werken deutscher Meister ist Hans Holbein's heil. Jungfrau die Verle. Aus der franz. Schule sind mehre Bilder von Nic. Poussin, vorzüglich aber die Landschaften von Claude Lorrain auszuzeichnen. Vgl. Matthäi, „Verzeichniß der Gemäldesammlung der dresdener Galerie“ (Dresd. 1844). 7) Das Kupferstichcabinet im Zwinger, aus mehr als 300000 Blättern bestehend, ist in zwölf Classen nach artistisch-historischen Gesichtspunkten geordnet und enthält nicht nur die vorzüglichsten Kupferstiche nach den Malern der verschiedenen Schulen, sondern auch viele Blätter von großer Seltenheit und eine ansehnliche Sammlung von Originalhandzeichnungen, darunter viele aus der altdeutschen Schule, aber auch mehre von ital. Meistern, z. B. Rafael, Leonardo da Vinci, Michel Angelo u. s. w. Eine zweite um nicht viel kleinere Kupferstichsammlung ist die allerdings nicht dem öffentlichen Zutritte geöffnete Sammlung des Königs, unter deren Handzeichnungen sich unter andern auch der bethlehemitische Kindermord von Rafael befindet. 8) Die Antikensammlung im Japanischen Palais enthält in zehn großen Sälen, außer einigen Denkmalen des ältesten griech. Kunststils (Candelaber-Basis von pentelischem Marmor), mehre treffliche Bildwerke (die Pallas Promachos, ein kolossaler Minerviensturz, ein Athlet, früher Antinous genannt, Amor und Psyche, ein Satyrisk, die drei Herculannerinnen, Muster von Gewandbildern, merkwürdig als die ersten zu Anfang des 18. Jahrh. entdeckten Spuren Herculaniums, der Sohn der Niobe, ein Athletensturz, früher als Mercur ergänzt, Minerva, die vier Ballspieler, die sogenannte Agrippina, wahrscheinlich Ariadne) und einige Mumien, von welchen zwei Pietro della Valle 1615 aus Aegypten mitbrachte. Vgl. Becker, „Augusteum“ (neue Aufl., Epz. 1832—37) und Hase, „Verzeichniß der alten und neuen Bildwerke in Marmor und Bronze in den Sälen der königlichen Antikensammlung zu D.“ (5. Aufl., Dresd. 1840). 9) Die Sammlung von Gypsabgüssen im Stallgebäude, deren Hauptbestandtheil die von Rafael Mengs in Italien gemachten Abgüsse antiker Bildwerke bilden, sowie die der Elgin'schen Marmorbildwerke im Britischen Museum, welche 1839 hinzukamen und im Zwinger aufgestellt sind. Vgl. Matthäi, „Beschreibung des Mengs'schen Museums“ (Dresd. 1832). 10) Das Grüne Gewölbe im königlichen Schlosse, ein reicher Schatz von Edelsteinen, Perlen und verschiedenen Kunstarbeiten in Gold, Silber und Elfenbein, seit 1832 durch einen Theil der Kunstkammer vermehrt, enthält namentlich auch einen großen, 6 $\frac{2}{3}$ Zoll hohen, 4 $\frac{1}{2}$ Zoll breiten Dnyr. Vgl. Landsberg, „Das Grüne Gewölbe“ (9. Aufl., Dresd. 1843). 11) Die Porzellansammlung im Japanischen Palais ist reich an asiat. Porzellan und in technologischer Hinsicht wichtig durch eine Reihe sächs. Porzellane, welche die Fortschritte der Fabrikation von den ersten Anfängen bis zur jetzigen Vollendung zeigt. Vgl. G. Klemm, „Die königliche sächs. Porzellan- und Gefäßsammlung nebst dem Specksteincabinet und Buddhatempel im Japanischen Pa-

lais" (2. Aufl., Dresd. 1841). Schätzbar für die Kunstgeschichte sind auch die sechs nach Nasaels Zeichnungen in Wolle gewirkten Teppiche, welche nach einer alten, wenig wahrscheinlichen Sage von Leo X. dem sächs. Hofe geschenkt wurden und jetzt in dem Gebäude auf der Brühl'schen Terrasse aufgestellt sind. Eine der trefflichsten Kunstanstalten ist endlich die bereits von August II. gegründete, seitdem durch große Meister (Haffe, Naumann, Paer, Weber) berühmt gewordene musikalische Kapelle, welche die Musik in der katholischen Hofkirche, die Oper und die Hofconcerte besorgt und jährlich am Palmsonntage ein Oratorium im Opernhause aufführt. Die ital. Oper erlitt 1831 einige Beschränkungen und ward 1833 gänzlich aufgehoben, obgleich zuweilen noch Opern in ital. Sprache gegeben werden. Durch die Pflege der deutschen Oper machte sich Karl Maria von Weber verdient; wie denn die Verdienste der dormaligen Kapellmeister, C. Meißner und R. Wagner, nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, neben welchen auch der Cantor der Kreuzschule, Julius Otto, zu nennen ist.

Das literarische Treiben in D. wird durch sechs Buchhandlungen, mehre Kunst- und Musikalienhandlungen sowie durch ein 1842 errichtetes literarisches Museum, worin sich bereits die bedeutendsten deutschen, engl. und franz. Journale vorfinden, unterstützt. Betrachten wir das gewerbliche Leben, so ist weder der Handel noch die Manufacturthätigkeit bedeutend, wiewol sich in neuern Zeiten der mercantilsche Verkehr, besonders seit der Freiheit der Elbschiffahrt und in Folge des Zollvereins, gehoben hat. Zu den wichtigsten Zweigen technischer Thätigkeit gehören Gold- und Silberarbeiten, Drechselerwaaren, musikalische Instrumente, Strohhüte und Strohgesechte, Papiertapeten, vorzügliches Maler- und Malerfarben, künstliche Blumen, eine Chocoladen- und Kaffeesurrogatenfabrik, Zuckerraffinerien u. s. w. D. ist reich an Wohlthätigkeitsanstalten, wozu außer mehreren alten Stiftungen für Dürftige der seit 1803 gegründete Verein zu Rath und That gehört, der ein eigenes Capitalvermögen von mehr als 18000 Thlr. besitzt und ein Vermögen von 40000 Thlr. an ihm anvertrauten Stiftungen verwaltet, sowie die ursprünglich von Privatpersonen gegründete, 1830 zur Landesanstalt erhobene Erziehungs- und Heilanstalt für Blinde. Die Armenversorgung wurde 1831 neu eingerichtet und umfaßt gegen 6000 Individuen mit einem Aufwande von mehr als 17000 Thlr. Mit dem 1769 gegründeten Leihhause wurde die 1821 gestiftete Sparkasse 1828 in Verbindung gesetzt. Zu den wichtigsten Anstalten für die Gesundheitspflege gehört die 1821 von Struve gegründete Anstalt für die Vereinerung künstlicher Mineralwässer, die 1829 mit einem Apparat für Anwendung trockener und feuchter Dämpfe nach Napou's Muster verbunden wurde und durch ganz Europa Filiale hat. Die beachtungswertheften Punkte in der Umgegend D.s sind der Große Garten, das Linke'sche Bad, Findlater's Weinberg, das romantische Dorf Loschwitz, der Plauische Grund, welchen Becker beschrieben hat, das Müglitzthal mit dem Schlosse Weesenstein und eine Menge anmuthiger Thalgründe. Eine Übersicht der Stadt gibt Richter's „Panorama von der Kuppel der Frauenkirche“ (Dresd. 1824) und das Panorama aus der Vogelperspective von Arldt und Stießberger, lithographirt von Zöllner (Dresd. 1833). Vgl. Lindau's „Merkwürdigkeiten D.s und der Umgegend“ (5. verb. Aufl. von J. G. Wiemann, Dresd. 1844) und Wiemann's und Lindau's „Taschenbuch für die Besuchenden der Sächs. Schweiz“ (Dresd. 1844), sowie Gottschalk's „D. und die sächs. Schweiz“ (Dresd. 1842).

D. entstand in Folge allmäliger Vermehrung armseliger Fischerhütten slawischer Ansiedler zu beiden Seiten des Elbusers, welche am rechten Elbuser im 11. Jahrh. sich zu Dörfern vereinigten, deren Namen, wie Ditra, Poppitz, Fischerdorf u. s. w., sich noch als Benennungen einzelner Theile der Stadt erhalten haben. Das Vorhandensein eines Orts unter dem Namen Dresden beurkundet im J. 1206 ein daselbst unterzeichneter Fehdebrief des Markgrafen Dietrich zu Meissen gegen den Burggrafen von Dohna. Anfangs im Lehen der Bischöfe zu Meissen kam es nachher an die Markgrafen von Meissen. Markgraf Heinrich der Erlauchte wählte es 1270 zu seiner Residenz, worauf es schnell sehr bedeutend sich hob. Albrecht der Unartige verkaufte D. an den König Wenzel von Böhmen, dem sich jedoch die Bewohner widersetzen; hierauf kaufte es der Markgraf Waldemar von Brandenburg, der es im J. 1300 an Friedrich den Gebissenen verpfändete. Erst nach Waldemar's kinderlosem Tode kam es 1319 wieder an Meissen. Bei der Theilung Sachsens zwischen Ernst und

Albert im J. 1485 kam es an die Albertinische Linie und blieb seitdem fast ununterbrochene Residenz derselben. Nach einem großen Brande im J. 1491 wurde es fast von Grund aus wieder neu aufgebaut. Georg der Bärtige, der auch 1534 das Schloß erbaut, ließ es 1520—28 befestigen, worauf Kurfürst Moriz die Festungswerke weiter ausdehnte. Im J. 1539 wendete sich D. der Reformation zu. Wie Moriz, so that auch sein Nachfolger August ungemein viel für die Verschönerung und Erweiterung der Stadt. Unter Johann Georg I. litt D. ungemein durch Krieg, Pest und Theuerung. Der prachtliebende Johann Georg II. that sehr viel, seiner Residenz einen größern Glanz zu verschaffen; allein ihre glänzendste Periode feierte die Stadt unter den beiden August, welche zugleich Könige von Polen waren. Immer neue Paläste stiegen in der Altstadt empor; die jetzige Neustadt, welche 1686 abbrannte, wurde unter August I. 1724 gleichsam von neuem begründet und Friedrichstadt 1728 nach einem weitaussehenden Plane angelegt. D. s. Blüte brach der Siebenjährige Krieg; nachdem schon 1758 durch die Preußen die Pirnaische und Wilsdruffer Vorstadt abgebrannt worden waren, wurde es durch das Bombardement vom 14.—30. Juli 1760 ungemein beschädigt. Unter der Regierung Friedrich August's wurde die Stadt nicht nur wiederhergestellt, sondern auch durch einzelne öffentliche Gebäude verschönert und sehr bedeutend erweitert. Während des Kriegs mit Oestreich im J. 1809 war D. eine Zeit lang von den Oestreichern besetzt. Im J. 1810 begann die Abtragung der Festungswerke, womit jedoch beim Ausbruche des russ-franz. Kriegs inne gehalten wurde. Vom 16.—28. Mai 1812 fand in D. eine glänzende Zusammenkunft Napoleon's, des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen statt. Das Jahr 1813 dagegen brachte der Stadt harte Prüfungsstage. (S. weiter unten.) Unter dem russ. Gouvernement im J. 1814 geschah Mehres zur Verschönerung der Stadt; namentlich wurde die schöne Treppe nach der Brühl'schen Terrasse angelegt. Nach dem Frieden und der Rückkehr des Königs Friedrich August gewann D. ein immer freundlicheres Ansehen, insbesondere in Folge der Abtragung der Festungswerke, die seit 1817 wieder begann. Unter König Anton, der mehre bereits unter seinem Vorgänger begonnene große Bauten rasch beenden ließ und andere unternahm, hatte die Stadt auf der neustädter Seite sich dermaßen erweitert, daß man diesen sogenannten Neuen Anbau 1835 zu einem vierten Stadtheile unter dem Namen Antonstadt vereinigte. Der in D. durch das Zurückbleiben hinter den Anforderungen der Zeit und mehrfache Mißbräuche veranlaßte, durch die laue Theilnahme der öffentlichen Behörden an der Feier des augsburger Confessionsjubelfestes im J. 1830 beschleunigte Aufstand, welcher nach dem Vorgange Leipzigs am 9. Sept. desselben Jahres stattfand, hatte für die Stadt die Umgestaltung der Polizei, die Einführung der Städteordnung und die Abschaffung der offen gerügten Mißbräuche, für das ganze Land aber die Ertheilung einer zeitgemäßen Constitution am 4. Sept. 1831 zur Folge. Auch unter der Regierung des jetzigen Königs ist die Stadt nicht nur im Allgemeinen in fortwährendem Aufschwunge begriffen und in Folge davon erweitert und verschönert worden; insbesondere hat sie neben manchen andern öffentlichen Bauten einen Hauptschnüdel durch das neue Theater erhalten. Vgl. Ant. Beck, „Beschreibung von D.“ (Nürnb. 1680, Fol.), Hasche, „Diplomatische Geschichte D.“ (4 Bde., Dresd. 1816—19), Lindau, „Neues Gemälde von D.“ (2 Bde.; 3. Aufl., von Lehmann, Dresd. 1824) und Klemm, „Chronik der Stadt D.“ (2 Bde., Dresd. 1833—37, fortgesetzt von Hilscher, Bd. 3, Dresd. 1837—38).

Im J. 1813 war D. der Mittelpunkt der Operationen Napoleon's, der sich hier an beiden Ufern des schon durch die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg behaupteten Elbstroms mit seinem ganzen Heere aufgestellt und meisterhaft Pirna, den Lilienstein, den Königstein und Stolpen in seine Berechnungen gezogen hatte, sodas die Gegend einem großen verschanzten Heerlager gleich, von wo aus er bequeme gegen Prag, Berlin und Breslau operiren konnte. Der König von Sachsen hatte D. am 25. Febr. 1813 verlassen, als am 7. März eine aus Franzosen und Sachsen bestehende, höchstens 3500 M. starke Heeresabtheilung, auf dem Rückmarsche aus Polen, von russ. Truppen gedrängt, in D. einzog. Bald darauf, am 12., rückte der Marschall Davoust mit 12000 M. und 20 Kanonen von Meissen, wo er die Brücke hatte abbrennen lassen, nach D. vor und übernahm daselbst den Oberbefehl. Vor der Neustadt hatten bereits kleine Scharmügel mit Kosaken stattgefunden. Der Marschall ließ daher am 19. März einen Pfeiler und zwei Bogen der Elbbrücke

sprenge und zog mit seinen Truppen ab; zurückblieb der General Durutte mit 3000 M. Schon am 22. mußte die Neustadt einer Kosakenabtheilung übergeben werden. Vier Tage darauf setzten einige hundert Kosaken über die Elbe. Auch Durutte verließ nun D., und noch denselben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heeresabtheilung unter Winzingerode in die Altstadt ein, worauf die Russen unter- und oberhalb der Stadt Brücken schlugen. Auf Winzingerode folgte Blücher, dessen Heer bis zum 16. Apr. bei D. über die Elbe ging. An die Preußen schloß sich das zweite russ. Heer unter Miloradowitsch, und am 24. hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Truppen ihren Einzug in D. In Folge der Schlacht bei Lützen (s. d.) zogen sich seit dem 4. Mai die Heere der Verbündeten über D. und Meissen auf das rechte Elbufer. Am 8. Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das franz. Heer unter Napoleon in die Altstadt einrückte. Auf beiden Ufern ward an diesem und am folgenden Tage heftig von den Bällen und aus den Häusern gefeuert. Der hartnäckigste Kampf fand am untern Elbufer statt, wo die Franzosen eine Brücke schlagen wollten. Am 10. früh zogen sich die Verbündeten nach Baugen zurück; die Franzosen aber rückten ihnen auf dem Fuße nach. Seitdem lastete die Verpflegung der großen franz. Armee auf der Stadt und der erschöpften Gegend. D. war der Hauptplatz für die großen Feldspitäler und für die unter dem Generalintendanten Mathieu Dumas stehende Heeresverpflegung und Verwaltung. Am 12. Mai erfolgte auch die Rückkehr des Königs von Sachsen. Nach dem Plane des Generals Rogniat wurde nun die Neustadt von den Franzosen mit ebenso viel Kunst als Thätigkeit besetzt. In D. blieb, nachdem der Kaiser am 18. Mai auf der Straße nach Baugen abgereist war, als Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in Sachsen der Divisiongeneral Durosnel. Der Preis der Lebensmittel aber stieg schon jetzt, bei dem ungeheuern Bedarfe, täglich höher. Nach den Schlachten bei Baugen am 20. und 21. Mai mußten in D. über 20000 Verwundete mit allem Nöthigen versorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden bei den Bürgern untergebracht, sodas die ganze Stadt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauses darbot. Noch höher stieg die Noth während des nun folgenden zehnwöchentlichen Waffenstillstands. Die kostbare Verpflegung der kaiserlichen Garden und des großen Hauptquartiers, indem stets gegen 30000 M. in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meisten Hausbesitzer, obgleich der Glanz des kaiserlichen Heerlagers, wohin auch ein Theil der franz. Bühne verlegt war, viel Schimmer über das Ganze verbreitete, und der Zufluß von Menschen viel Geld in Umlauf brachte. Raslos wurde an der Befestigung D. und an dem verschanzten Lager am Fuße des Liliensteins gearbeitet, wo 60000 M. sich aufstellen konnten. Zwei Brücken setzten das Lager mit der Festung Königstein in Verbindung. Eine für Geschütz fahrbare Straße wurde durch die Gebirge des Amtes Hohenstein gebahnt, um die Verbindung mit dem gegen Schlesien vorrückenden Heere über Stolpen herzustellen. Die Werke am rechten Elbufer um die Neustadt deckten die berliner, die warschauer und die baugener Straße; unter ihnen war die Kaiserschanze vor dem Schwarzen, jetzt Baugener Thore mit einem bombenfesten Blockhause, welches, später zu einem Pulvermagazine verwendet, am 27. Juni 1814 in die Luft flog, das stärkste und kunstreichste. Auch um die Vorstädte der Altstadt wurde eine ausgedehnte Verschanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Bereiche der Werke auf beiden Ufern. In dieser Zeit wurden der Fürst Metternich und der Graf Bubna und Littitz aus dem Feldlager Alexander's nach D. entsendet, um wegen des Friedens zu unterhandeln; doch die Unterhandlungen zerbrachen sich, und am 17. Aug. brach der vielfach vorbereitete Krieg aufs neue los. D. blieb der Mittelpunkt der Bewegungen des franz. Heers. Napoleon war schon am 15. Aug. über Baugen nach Schlesien gegangen. Vandamme, der mit 40000 M. von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17.—19. auf das rechte Elbufer, wo er sich nebst Poniatowski gegen die böhm. Grenze auf Rumburg und Gabel wendete. Ganz unerwartet drang das große Heer der Verbündeten, unter dem Fürsten von Schwarzenberg, in vier Abtheilungen aus den böhm. Gebirgspässen auf dem linken Elbufer vor. Die Russen unter Wittgenstein warfen den Marschall Souvion Saint-Cyr, welcher mit 20000 M. jene Pässe bewachte, aus den festen Stellungen bei Gießhübel und Pirna, sodas er am 22. Aug. sein Hauptquartier von Pirna nach D. verlegen mußte. Die Hauptmacht der Verbündeten drang nun auf der großen Verbindungs-

straße der Franzosen in Sachsen vor. Da Blücher den Kaiser Napoleon an der schles. Grenze beschäftigte, so beschloß man, D., als den Schlüssel der franz. Stellung in Sachsen, wegzunehmen. Die Russen und Preußen, unter Wittgenstein und Kleist, rückten auf der pirnaischen Straße bis vor D.; die Östreicher aber in dem längsten Bogen auf der Straße von Kommotau. Eilboten riefen jetzt Napoleon nach D. zurück, und der König von Neapel traf bereits am 24. Aug. ein. Am 25. umzingelten die Verbündeten die Stadt bis an die Weiseris. Ihr Heer war mit Inbegriff der als Rückhalt bei Tharand aufgestellten Abtheilung unter Klénau gegen 220000 M. stark und ihre Stellung sehr vortheilhaft; der Kaiser Alexander hatte sein Hauptquartier in Röthenitz, der König von Preußen in Lockwitz. Am 26. Aug. früh um 5 Uhr begann Zieten den Angriff und warf die Franzosen aus dem Großen Garten, während gleichzeitig auch die Russen und Östreicher auf andern Punkten nicht ohne Erfolg vordrangen. Ein rascher Sturmangriff hätte wahrscheinlich entschieden; aber der linke Flügel, welcher die fast gar nicht vertheidigte Friedrichstadt einschließen sollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen, und der dadurch bedingte Verzug rettete die Stadt. Napoleon war nämlich mit dem Kerne seines Heers am 23. Aug. in Eilmärschen vom Bober über Görlitz nach D. aufgebrochen. Am 26. halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile seiner Gardien in die Stadt, nachdem er schon in Stolpen den Schlachtplan entworfen, Bandamme gegen Pirna hin entsendet und das Schlachtfeld von den Höhen der baugener Straße übersehen hatte. Von Mittag an zog nun eine Masse von mehr als 60000 M. auf der baugener Straße in die Stadt, um sogleich im Sturmschritt auf das Schlachtfeld zu eilen. Schon hatten sämmtliche Gardien und die Reiterei unter Latour-Maubourg die Elbe passiert, als Nachmittags um 4 Uhr die Verbündeten in sechs Heerhaufen unter fortwährendem Geschützdonner vor die Stadt rückten. Fünf starke sich gegenseitig vertheidigende Schanzen deckten die feste Linie, welche D. vom Ziegelschlage östlich an der Elbe bis zum freiberger Schlage an der freiberger Straße und der Weiseris umgab. Die heftigsten Angriffe hatten vor dem Ziegelschlage bei Blasewitz und bei den Schanzen an den Straßen nach Räckniz und Plauen statt. Die Preußen fochten mit großem Muth in den Großen Garten und drängten die sogenannte Junge Garde bis an die Mauern des Anton'schen Gartens in der Pirnaischen Vorstadt, wo sie indeß, von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, von neuem sich in den Kampf stürzen mußten. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich bis in die Pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanze vor dem Freiberger Schlage war von den Östreichern genommen und das noch weit stärkere Werk vor dem Moczynski'schen Garten von einem ungar. Regimente erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalte stürmten die Gardien mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Moczynski's Garten war gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 200000 M. vertheidigte und so gut befestigte Stadt zu erobern; sie zogen sich daher bei Einbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück; die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten.

Unterdessen zogen unaufhörlich Truppen und Geschütz über die Brücke in D. ein. Am Morgen des 27. Aug. rückten die Armeecorps unter Marmont und Victor in die Schlachtlinie, und um 6 Uhr begann die Schlacht aufs neue. Vergebens griff Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Ischernitz und Räckniz an. Gegen 10 Uhr wandten sich die Anstrengungen der Franzosen gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen und Preußen bestand; doch ward fortwährend, obwohl schwach, das Mitteltreffen beschossen, und hier war es, wo eine Stückflügel aus einer franz. Feldbatterie gegen Mittag Moreau (s. d.) in der Nähe Alexander's tödtlich verwundete. Die entscheidende Unternehmung aber war gegen den linken Flügel gerichtet, welcher sich von Tölschen an der westlichen Thalwand des Plauischen Grundes bis gegen Sorbis, an der Heerstraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgestellten östr. Truppen waren zum Theil neu erworben und schlecht gerüstet, dabei durch die härtesten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande mehr oder weniger entmuthigt. Da sie durch das tiefe Weiseristhal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeschnitten und nicht stark genug waren, um mehre wichtige Punkte gehörig zu halten, wo von der freiberger Heerstraße Schluchten nach der Elbe abfallen, so gelang es dem König

von Neapel, diesen Flügel völlig zu umgehen, indem er mit dem Armeecorps Victor's und der Reiterei unter Latour-Maubourg gegen Mittag aus dem Engpasse von Cotta und dem Zschonengrunde bei Pennerich hervorbrach. Nach lebhafter Gegenwehr unter fortdauerndem heftigen Regen auf den Höhen am Rande des Weiserigthals wurden die Östreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von ihrer Rückzugsstraße weggedrängt. Da sie den richtigen Weg in den Plauischen Grund hinab, um auf der entgegengesetzten Seite die Höhe wieder zu gewinnen, verfehlten, so wurde der größte Theil, über 10000 M., nebst dem General Mezko gefangen. Unterdeß hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Wandamme, der am 25. bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug beschloffen. Dieser wurde nun in der Nacht vom 27. auf den 28. angetreten. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 30000 M. verloren. Die Gefangenen, über 13000 M., meist Östreicher, die man in die Kirchen eingesperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt so gut als möglich versorgt; doch kamen viele vor Erschöpfung um. Die Zahl der verwundeten Franzosen belief sich auf mehr als 10000 M.; auch die Zahl ihrer Todten war sehr beträchtlich.

Napoleon's Glückstern ging mit dem 27. Aug. unter. Die Boten von den Niederlagen Dubinof's bei Großbeeren (s. d.), Macdonald's an der Kagaach (s. d.) und Wandamme's bei Kulm (s. d.) zerstörten den stolzen Entwurf, in Berlin, Breslau und Prag seine Triumphe zu feiern. Von jetzt an begannen die unaufhörlichen Hin- und Herzüge der franz. Kriegsmacht, die immer schwerer auf D., ihren Stützpunkt, drückten und die Umgegend gänzlich verheerten. Vor der Altstadt wurden drei neue Schanzen angelegt; Meissen sollte ein Außenwerk von D. bilden, und das franz. Heer schien in diesem verschanzten Lager den andringenden Streikkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwerken zu trotzen. Unterdeß rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen aufs neue vor, und russ. und preuß. Scharen streiften auf den lausitzer Straßen bis in die Nähe von D. und Großenhain. Napoleon trieb jene zwar zurück; allein Ney's Niederlage bei Dennewitz (s. d.) am 6. Sept. und Blücher's Vordringen am 10. gegen Herrnhut nöthigten Napoleon, von der böhm. Grenze nach D. zurückzugehen und auf das rechte Elbufer sich zu wenden. Am 14. brach zwar Napoleon wieder gegen die böhm. Grenze auf und drang am 15. bis Kulm vor; allein seine Garden wurden bei Nollendorf am 16. von Collorede mit Verlust zurückgeworfen, und am 21. mußte er nach D. zurückkehren. Jetzt ließ er, gegen seine frühere Zusage, den Sonnenstein besetzen, wo die Irren in der daselbst befindlichen Heilanstalt schonungslos vertrieben wurden. Die Östreicher besetzten dagegen am 17. Freiberg. Streifscharen von dem Heere des Kronprinzen von Schweden drangen bis nach Leipzig vor, und Blücher vereinigte sich mit Bubna. Noch einmal drängte Napoleon die Preußen nach Baugen zurück, doch schon am 24. war er wieder in D., worauf er das rechte Elbufer gänzlich räumen ließ und seine Truppen auf das linke zog. Am 28. und 29. griffen die Verbündeten den Brückenkopf bei Meissen an, doch ohne Erfolg. Hierauf zogen Napoleon's Scharen über Freiberg gegen Chemnitz und über Rossen gegen Leipzig, wohin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Blücher's unerwarteter Uebergang am 3. Oct. bei Wartenburg über die Elbe entschied endlich auch Napoleon's Abzug aus D. Er verließ die Stadt am 7. Oct. früh, um mit dem größten Theile seiner Streikkräfte dem Kronprinzen von Schweden und Blücher entgegenzugehen, die sich Leipzig (s. d.) näherten; ihm folgte der König von Sachsen.

In und um D. blieb bei Napoleon's Abzuge eine Heeresmacht von etwa 30000 M. zurück unter Saint-Cyr und dem Grafen Lobau. An demselben Tage mußten die Franzosen Pirna verlassen; dem Königstein bewilligten die Verbündeten die Neutralität. Hierauf erkürmte Bubna am 8. Oct. den Brückenkopf bei Pirna; auch wurden die Außenwerke der Neustadt von der baugener Straße her angegriffen. Zugleich näherten sich die Russen, 20000 M. stark, unter Tolstoi, Iwanow und Markow der Stadt, damit sich hinter ihnen Benningsen's Heer unbemerkt über Rossen nach Leipzig ziehen könne. Saint-Cyr griff am 17. Oct. den General Tolstoi auf den Höhen von Mäknitz und Zschernitz an. In Gefahr, umgangen zu werden, zogen sich die Russen auf Dohna zurück; aber schon am 20. drängten sie Saint-Cyr wieder nach D. hin, das nunmehr an beiden Ufern eingeschlossen war, da die

östr. Generale von Chasteler mit 10000 M. und Klenau von Leipzig her zu Tolstoi gestossen waren, auch der russ. Oberst Busmann Meissen am 23. besetzt hatte, während der Fürst von Wied-Runkel auf der grossenhainer Straße gegen die Neustadt vorrückte. In der Stadt, der schon längst alle Zufuhr abgeschnitten war, wurde der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen immer drückender. Der am 28. Oct. an alle Bewohner erlassene Befehl, sich auf zwei Monate mit Lebensmitteln zu versehen, war unausführbar. Gleichwol setzte Saint-Cyr Alles zur hartnäckigsten Wehr gegen die Belagerer in Stand, welche Burgeschütz von Theresienstadt herkommen liessen. Die Straßen in den Vorstädten wurden durch Verhade, Pfahlwerk und Quermälle befestigt und eine Menge Wohnungen in Blochhäuser verwandelt. Die meisten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt wurden niedergerissen oder verbrannt. Vom 4. Nov. an war die Besatzung durchaus auf ihre Verschanzungen beschränkt. Jetzt wollte Saint-Cyr sich auf dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er forderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen am 6. unter Lobau 10000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei nebst 200 Wagen aus der Neustadt auf die Straße nach Grossenhain, wurden aber auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürsten von Wied-Runkel zurückgeschlagen, sodas sie Abends wieder in die Stadt einrückten. Graf Dumas liess nun die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anstalten wegnehmen; die Mühlen standen still und viele Brunnen versiegten; weil das Wasser abgeschnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter Soldaten und Einwohnern. Die Krankenhäuser lieferten täglich über 200 Tode und in der Stadt starben wöchentlich 2—300 Menschen. So musste es endlich zur Capitulation kommen, die Saint-Cyr am 11. Nov. mit Klenau zu Herzogswalde abschloß und nach welcher die Besatzung vom 12.—16. Nov. frei abzog, aber die Waffen strecken musste. Sie bestand zusammen aus 1759 Offizieren und 27714 Gemeinen. Über 6000 Kranke blieben in den Spitalern zurück. Die Capitulation wurde indes von dem Oberbefehlshaber, dem Fürsten von Schwarzenberg, nicht genehmigt, der General Klenau deshalb in Anklagestand versetzt und Saint-Cyr nebst dem größten Theile der Besatzung kriegsgefangen nach Mähren und Ungarn abgeführt. Vom 17. Nov. an führte nun der russ. General Gouriew den Oberbefehl in der Stadt, die eine starke russ. Besatzung erhielt und der Sitz der russ. Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin wurde. Vgl. Deleben, „Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813“ (Dresd. 1815; 3. Aufl., 1840) und Lindau, „Darstellung der Ereignisse in D. im J. 1813“ (Dresd. 1816).

Dreux, das Durocassis der Gallier, im franz. Departement Eure und Loire, bekannt durch die daselbst 1562 zwischen Katholiken und Hugenotten gelieferte Schlacht, war ehemals Besizthum eines gleichnamigen von Ludwig dem Dicken abstammenden Grafengeschlechts und kam nach Aussterben der ältern Linie desselben in der Mitte des 14. Jahrh. durch Kauf an die Krone zurück. In jüngster Zeit hat D., wo die Mutter des Königs Ludwig Philipp eine Kirche gründete, als Begräbnisort der Familie Orleans, ein erhöhtes Interesse erhalten. Nächst der Begründerin, die 1821 starb, sind daselbst bereits die Prinzessin Maria (1839) und der Thronerbe Frankreichs, der Herzog Ferdinand von Orleans (1842), beigesetzt.

Dreyer (Joh. Matth.), ein Schöngest, nicht ohne Wis und satirische Einfälle, aber ohne poetisches Genie, ohne Religiosität und Wahrheit, geb. zu Hamburg 1716, starb daselbst als hollstein. Titularsecretair 1769. Seine meisten Gedichte hatten nur locales Interesse; gesammelt erschienen sie auf Kosten seiner Witwe (Altona 1771). Am stärksten war er in Sinngedichten. Seine „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambull“ (Hamb. 1763), eine Sammlung sehr anstößiger Trinkprüche, erregte einen förmlichen Aufstand in Hamburg; alle Prediger eiferten auf der Kanzel gegen die darin enthaltenen Ruchlosigkeiten; sie wurde nicht nur confiscirt sondern unter dem Läuten der Schandglocke öffentlich verbrannt, sodas sie sehr selten geworden sind.

Driburg, im Mittelalter Iburg, ein Städtchen der preuß. Provinz Westfalen, drei Meilen von Paderborn, mit 2100 E., ist besonders merkwürdig wegen der nahen Mineralquellen, die bei Unterleibskrankheiten, in hypochondrischen und hysterischen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Koliken, Rheumatismen, Sicht, Scorbut und Ausschläge gebraucht werden. Auch sind Tropf-, Dunst- und Dampfbäder

eingerrichtet. Schöne Anpflanzungen, Alleen und Spaziergänge machen die ganze Gegend fast zu einem Garten. In der Nähe liegen die Ruinen der Burg, einer alten sächs. Feste, die Karl der Große 775 eroberte und dem Stifte Paderborn schenkte. Sie gab der nachmaligen Stadt den Namen, der seit dem 14. Jahrh. in Driburg überging. Die Quellen bei D. waren zwar schon zu Ende des 17. Jahrh. bekannt, allein erst seit 1782 kamen sie in größere Aufnahme.

Drillen ist eine eigenthümliche Art der Feldbestellung. Sobald ein zu beäander Acker vollständig vorbereitet ist, werden mit einem Furchenreißer, welcher aus einem Walzen mit daran befindlichem Furchhaken besteht, die Furchen, in welche die Saat fallen soll, in der gehörigen Entfernung voneinander vorgerissen. Hinter diesem Furchenreißer, welcher sich bei vielen Säemaschinen an diesem selbst befindet, folgt der sogenannte Drillkarren oder die Säemaschine (s. d.), mittels deren die Saat gleichmäßig in die Furchen fällt. Auf diese Weise wird nicht nur die Saat regelmäßiger auf dem Acker vertheilt, sondern zugleich der Vortheil erlangt, daß, da die Saat nach dem Aufgehen in Reihen steht, man später die sogenannte Pferdehacke, den Erstirpator, zwischen diesen Reihen durchgehen und das Unkraut ausreißen lassen kann. In steinigem oder sehr fettem Boden und bei sehr nasser Witterung ist das Drillen weniger anwendbar. Auch Hülsen- und Knollenfrüchte können mit Vortheil gedriilt werden. Die Drillkultur stammt aus dem Orient, namentlich wurde sie zuerst in Bengalen von Tull eingeführt. Vervollkommnet wurde die Tull'sche Methode in England durch Duckett und dann durch Cook. In Deutschland fand die Drillkultur besonders durch Thaer Verbreitung. — Ein Schiff drillen heißt dasselbe mittels eines an die Spitze des Fockmastes befestigten Schlepptaus, das man mittels eines Klobens über eine Erdwinde auf dem festen Lande legt, dem Lande näher oder in die Dock's bringen.

Drohung kommt im Strafrechte unter verschiedenen Gesichtspunkten vor. Wer einen Andern durch Drohung zur Ausführung eines Verbrechens bestimmt, wird als intellectueller Urheber (s. d.) des letztern angesehen; dagegen ist andererseits auch so ziemlich allgemein die Drohung (unter gewissen von den einzelnen Gesetzgebungen verschieden bestimmten, häufig auf Drohung einer Gefahr für Leib und Leben beschränkenden Modificationen) als Aufhebung jenes der Strafbarkeit des Bedrohten hinsichtlich der in Folge der Drohung von ihm vorgenommenen Handlung anerkannt. Als ein besonderes Verbrechen stellen neuere Gesetzbücher z. B. das sächsische, die Bedrohung mit widerrechtlichen Handlungen auf. In einem weitern Sinne fallen unter den Begriff von Verbrechen der Bedrohung auch Erpressung (s. d.), Landzwang (s. d.) und Concussion (s. d.).

Drôme, ein schiffbarer Fluß in der Dauphiné im südöstlichen Frankreich, entspringt beim Dorfe La Bastie de Fonds am Eingange Val de Drôme auf den Dauphinéer Alpen und mündet zwischen Valence und Montelimart nach einem wegen seines felsigen Bettes ziemlich reißenden, unschiffbaren Laufe von 15 M. in die Rhone. Nach ihm ist das Departement der Drôme benannt, welches aus Theilen der Dauphiné und Provence besteht, einen Flächeninhalt von 124 1/2 QM. hat und 306000 Bewohner zählt. Es wird von der Drôme, Argental, Duvèze, Isère und Rhone bewässert und ist ein Gebirgsland voller Thäler, welche oft sehr eng abgeschlossen sind. An der Rhone herrscht südliches Klima; hier gedeihen die Drangen zum Theil unter freiem Himmel, ebenso der Mandel- und Ölbaum in üppiger Fruchtbarkeit, der Nussbaum, dessen Früchte reiches Öl liefern, und der Maulbeerbaum, der die Seidenzucht begünstigt. Auch ist der Weinbau sowie die Melonenzucht wichtig; berühmt sind der dunkle Hermitage-Wein und die Melonen von Romans. Die Einwohner beschäftigen sich mit Gewinnung der genannten Producte und treiben außerdem Vieh- besonders Schafzucht sowie Seidenbau und Seiden- und Wollweberei. Die Hauptstadt des Departements ist Valence (s. d.), außerdem ist noch Die (s. d.) zu erwähnen.

Dromedar, s. Kameel.

Drömling heißt der waldige, vormalig sumpfige Bruch auf der Grenze der preuß. Provinz Sachsen und der hannöv. Landdrostei Lüneburg, welcher eine Länge von 6 M. und eine Breite von 2—3 M. hat und von der Ohre durchflossen wird, die sich hier früher in der muldenförmigen Vertiefung des Bruchs in unzählige kleine Arme zertheilte und dadurch besonders im Frühjahr Alles unter Wasser setzte. In frühern Zeiten war der Drömling ganz

der freien Benützung der benachbarten Dörfer überlassen. Nachdem aber im 17. Jahrh. die Grenze zwischen Hannover und Preußen bestimmt worden, entwarf Friedrich der Große den Plan, den preuß. Antheil entwässern zu lassen. Doch erst Friedrich Wilhelm II. führte diesen Plan 1788—96 aus. Die sogenannten Drömlinger Bauern führten im Mittelalter und bis auf die neuere Zeit herab manche kühne That aus. In Kriegszeiten bedrängt, flüchteten sie sich auf die mitten in den Sümpfen liegende Hörste, von wo aus sie dann ihre Feinde überfielen. Auf solche Weise vernichteten sie schon zur Zeit Heinrich's I. eine Abtheilung der in Sachsen eingefallenen Magyaren. Ebenso schlugen sie während des Dreißigjährigen Kriegs im J. 1630 die kaiserlichen Truppen bei Stendal und im J. 1642 einen schwed. Heerhaufen in die Flucht.

Drontheim, im Dänischen *Trondhjem*, bei den Alten *Nidaros*, die Hauptstadt des norweg. Stiftsamts gleiches Namens, ihrer Größe und der Einwohnerzahl nach die vierte Stadt des Königreichs Norwegen, liegt an dem Nid, der einen tief ins Land hincintretenden Meerbusen bildet und ihr mancherlei Vortheile zum Betriebe eines nicht unbedeutenden Handels gewährt. Die Stadt ist gut gebaut und hat schöne regelmäßige Straßen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der sogenannte *Kongsgaard*, ein Palast, und die alte ehrwürdige Domkirche, die aber, ihrer Größe ungeachtet, nur ein geringer Überrest der vormals berühmten *St.-Olafskirche* ist. D. ist der Sitz eines Bischofs und hat mehre wissenschaftliche Anstalten, eine Kathedral-, Sonntags-, Frei- und Arbeitsschule, eine Bibliothek, Münzsammlung und mehre Anstalten der Wohlthätigkeit, darunter ein Taubstummeninstitut und eine Irrenanstalt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich über 12000. Sie treiben Handel und führen namentlich Zimmerholz, Stockfische, Heringe, Thran, Felle und Kupfer und Eisen von den benachbarten Hüttenwerken aus. Außerdem beschäftigen sie sich mit Gewerben und einigen Industrien und unterhalten Zuckerraffinerien und Brennereien. In dem Hafen von D. liegt auf einem Felsen die Festung *Munkholm*. Auf der Landseite ist sie durch die drei Forts *Möllenberg*, *Christianstern* und *Christiansfjeld* beschützt. Wasserfälle und Landseen, tiefe Uferschluchten, eine Menge Inseln und landeinwärts hohe Gebirgszüge sowie eine Menge Landhäuser machen die Umgebungen der Stadt höchst romantisch. Erbaut wurde D. unter König *Olaf I.* um 997. Wiederholt litt die Stadt durch Brände großen Schaden; überhaupt brannte sie während der letzten 500 Jahre 15 mal gänzlich oder zum größten Theile ab, so zuletzt 1827 und 1841.

Drosche oder *Trosche* ist ein ursprünglich russ. Fuhrwerk, ohne Verdeck und mit niedrigen, mit Kothledern bedeckten Rädern. Die Droschen sind gewöhnlich zweisitzig, haben aber noch einen dritten, der Länge nach gehenden Sitz, auf welchem eine Person rücklings oder seitwärts sitzen kann; doch gibt es auch viersitzige Droschen und gegenwärtig Droschen mit Verdeck. Da die Miethwagen für kurze Fahrten, die in Petersburg und Warschau zuerst aufkamen, die Droschenform annahmen, so hat sich diese Benennung, als man in andern Städten dergleichen Einrichtungen machte, auch auf diese Wagen fortgepflanzt, die aber mit den russ. Droschen nichts als den Namen gemein haben. Die ersten Miethwagen der Art kamen in Frankreich unter Ludwig XIII. auf, aber erst 1669 in besondere Aufnahme.

Drosometer, auch *Drososkop*, heißt der Apparat, dessen man sich bedient, um die Menge des in irgend einer bestimmten Zeit erzeugten feuchten Niederschlags aus der Atmosphäre, des Thaus, zu messen. Früher nahm man zu diesem Zwecke Metallplatten, welche ten Thau leicht annehmen, setzte sie für die bestimmte Zeit dem Thau aus und schloß aus ihrer Gewichtszunahme auf die Menge des Niederschlags. Noch besser ist es, aufgezupfte Baumwollenballen zu nehmen und dieselben frei aufzuhängen.

Drost hieß in Niedersachsen im Mittelalter der adelige Verwalter eines Bezirks oder einer Voigtei, der den Landesherrn vertrat und vor dem sich jeder Bewohner des Bezirks ohne Unterschied des Standes zu stellen hatte. Gegenwärtig ist es ein bloßer Titel für Adelige in Hannover. Dagegen wurde in dem zuletzt genannten Staate 1822 der Titel *Landdrost* als Amtsname wieder eingeführt für die Präsidenten der sechs Regierungen oder *Landdrostieen* zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich.

Drosche-Hülshoff (Clemens Aug. von), deutscher Kirchenrechtslehrer, geb. zu Kösfeld in Westfalen am 2. Febr. 1793, studirte unter Hermes in Münster Philosophie und

Theologie. Er bestimmte sich für den geistlichen Stand und fungirte auch 1814—17 als Lehrer an dem Gymnasium zu Münster. Erst in Berlin, wohin er hierauf in Folge höherer Veranlassung ging, wendete er sich dem Studium des Kirchenrechts entschiedener zu, entsagte seinem Lehramte zu Münster und studirte hierauf noch einige Zeit in Göttingen. Nach erfolgter Doctoreramination reiste er in höherm Auftrage nach Wien, von wo aus er über Gegenstände aus dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung des östr. Unterrichts- und Erziehungswesens nach Berlin Bericht erstattete und zugleich für eigene Forschungen die Archive benutzte. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich, auf Hermes' Veranlassung, 1822 in Bonn, wo er 1823 außerordentlicher und 1825 ordentlicher Professor wurde. Aufsehen erregte zuerst sein „Lehrbuch des Naturrechts und der Philosophie“ (Bonn 1823; 2. Aufl., 1831), welchem die Schrift „Über das Naturrecht als eine Quelle des Kirchenrechts“ (Bonn 1822) vorangegangen war und die „Rechtsphilosophischen Abhandlungen“ (Bonn 1824) folgten. Demnächst veröffentlichte er eine „Einleitung in das gemeine deutsche Criminalrecht“ (Bonn 1826); sein Hauptwerk sind aber die „Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts der Katholiken und Evangelischen in Deutschland“ (2 Bde., in 3 Abthl., Münsf. 1828—33; Bd. 1, 2. Aufl., 1832; Bd. 2, Abthl. 1, von Braun, 1835). Er schloß sich in seinem Lehrsystem an Hermes an, für den er auch 1832 nach dessen Tode in mehreren kleinen Schriften entschieden und in einem nicht allenthalben gebilligten Tone auftrat. Er starb während eines Curaufenthalts zu Wiesbaden am 13. Aug. 1832. Vgl. Braun, „Biographische Mittheilungen über Clem. Aug. D.-H.“ (Köln 1833).

Droste zu Wischering (Clemens Aug., Freiherr von), Erzbischof von Köln, stammt aus einer altadeligen Familie des Münsterlandes und wurde am 22. Jan. 1773 auf dem Landgute Borhelm unweit Münster geboren. Bildung und Richtung seines Geistes empfing er theils durch Hauslehrer wie Katerkamp, theils auf der Lehranstalt zu Münster, theils im Umgange mit der Fürstin Amalie von Gallizin. Kurz vor Beendigung seiner theologischen Studien wurde er Domcapitular zu Münster. Nachdem er hierauf mit seinem Bruder Franz Otto Deutschland, die Schweiz und Italien bereist, erhielt er bei seiner Rückkehr im J. 1798 die Priesterweihe, doch begann er seine amtliche Wirksamkeit erst 1806. Im J. 1805 zum Generalvicar der Diöces Münster gewählt, wirkte er erspriesslich für Wohlthätigkeitsanstalten. Während der franz. Herrschaft übertrug das Capitel im J. 1813 in Übereinstimmung mit D., aber gegen den Willen Pius' VII., das Generalvicariat dem von Napoleon designirten Bischof Ferd. Aug. von Spiegel, allein in Folge einer Reise nach Rom erklärte D. 1815 jene Substitution für ungültig und übernahm wieder selbst die Verwaltung. Dadurch wurde das Capitel veranlaßt, zur Rechtfertigung seiner Amtshandlungen Gutachten einzuholen, unter denen namentlich das von H e r m e s (s. d.) für das bisherige Capitel und gegen D. sich entschied. Schon in den nächstfolgenden Jahren gerieth D. in Differenz mit der preuß. Regierung, theils weil er den protestantischen Oberpräsidenten als Curator der katholischen Akademie zu Münster nicht anerkennen wollte, theils weil er die Trauung, ja selbst das Aufgebot gemischter Ehen nur gegen ein zweifaches Versprechen gestattete, theils weil er vielleicht mit Rücksicht auf Bonn, wo Hermes lehrte, den zu Münster Studirenden durch den Dekan ohne Vorwissen des Curators verbieten ließ, anderswo theologische Vorlesungen zu hören. Namentlich die Folgen dieser letzten Maßregel bewogen ihn, das Generalvicariat im J. 1820 niederzulegen und mehre Jahre in stiller Zurückgezogenheit zu leben. Als demnächst sein älterer Bruder im J. 1825 das Bisthum Münster erhielt, ward er zu dessen Weihbischof ernannt und wirkte in dieser Stellung als Prediger und durch Herausgabe ascetischer Schriften. Indes sehnte er sich nach einem umfassendern Wirkungskreise und sollte diesen im J. 1835 in Köln erhalten. Denn nachdem er dem preuß. Ministerium erklärt hatte, daß er als Bischof die in Gemäßheit des Breve von 1830 im J. 1834 getroffene Übereinkunft hinsichtlich der gemischten Ehen aufrecht halten würde, wurde er vom Domcapitel zu Köln zum Erzbischof erwählt und trat sein Amt im Mai 1836 an. Allein gleich nach seiner Inthronisation that er Schritte, die zu den nachmaligen Streitigkeiten führten. Vor Allem verweigerte er nicht nur der Hermes'schen „Zeitschrift für Philosophie und katholischen Theologie“ das Imprimatur, sondern ließ auch im Jan. 1837 den

Alumni und Repetenten am Convictorium zu Bonn den Gebrauch der Schriften von Hermes und den erstern durch die Beichtväter zugleich den Besuch Hermes'scher Vorlesungen verbieten; ja er suspendirte die Professoren Achterfeldt und Braun vom Seelsorgeramte und foderte von Allen, welchen er die Weihe oder ein Amt ertheilen solle, ein schriftliches Gelöbniß auf 18 von ihm aufgestellte Thesen, von denen die 18. den Recurs an die Regierung ausschloß. Auf die vermittelnden Vorschläge des Curators der Universität zu Bonn glaubte D. nicht eingehen zu dürfen, fuhr vielmehr fort, auch andere des Hermesianismus verdächtige Männer aus ihren Ämtern ungehört zu entfernen. Dazu kam nun sein Verfahren in Bezug auf die gemischten Ehen, das zu dem vor seiner Wahl gegebenen Versprechen nicht stimmte. Mit einem Male nämlich erklärte D. im Sept. 1837, er finde die katholische Trauung ohne das Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder in Widerspruch mit dem Breve von 1830 und gestatte sie deshalb nie ohne ein solches Versprechen; das Übereinkommen von 1834 könne für ihn nur insoweit normgebend sein, als es dem Breve gemäß sei. Demzufolge von der Regierung mehrmals aufgefordert, entweder seine frühere Zusage zu halten oder seine Amtsverrichtungen, wenigstens bis zum Austrage der Sache in Rom, einzustellen, weigerte er sich auf das bestimmteste, dies zu thun, worauf dann im Nov. seine Abführung nach Minden erfolgte. Hier gab er sich seiner früheren ascetischen Lebensweise hin. Die nachmaligen Unterhandlungen mit ihm behufs seiner Resignation führten unter Mitwirkung des Papstes endlich dahin, daß der Bischof Geißel von Speier zum Coadjutor D.'s ernannt wurde und die Verwaltung der Erzdiöcese überkam. Nach dessen Einführung erhielt D. im J. 1841 die Erlaubniß, nach Köln zurückzukehren, nahm jedoch seinen Aufenthalt zu Münster, wo er seitdem privatisirt. Seine kirchlichen Grundsätze hat er dargelegt in dem Schriftchen „Über die Religionsfreiheit der Katholiken bei der von den Protestanten zu begehenden Jubelfeier“ (Münst. 1817) und in dem größern Werke „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten“ (Münst. 1843), gegen welches namentlich von Marheineke und Ellendorf geschrieben. Auch ließ er „Predigten, in frühern Jahren gehalten“ (Münst. 1843) erscheinen. — Sein älterer Bruder, Kaspar Maximilian von D., Bischof zu Münster, geb. 1770, erhielt schon 1779 die Dompropstei zu Minden und gelangte noch in demselben Jahre in das Domcapitel zu Münster. Im J. 1793 zum Priester geweiht, wurde er im folgenden Jahre Weihbischof des münsterschen Domcapitels und zugleich 1795 Bischof zu Jericho in partibus infidelium. In der Folge nahm er als Weihbischof von Münster an dem Nationalconcilium Theil, welches Napoleon 1811 berufen hatte, und beantragte dabei die dringende Bitte an den Kaiser, den zu Savona gefangen gehaltenen Papst frei zu geben. Im J. 1825 auf den bischöflichen Stuhl zu Münster erhoben, trat er 1834 der zwischen dem damaligen Erzbischof von Köln und dem preuß. Legationsrath Bunsen geschlossenen Einigung über die gemischten Ehen unbeschränkt bei und segnete 1837 zu Oldenburg die Ehe des Königs von Griechenland ein, obgleich derselbe zuvor festgestellt hatte, daß alle seine Kinder in der griech.-katholischen Kirche erzogen werden sollten. Als ihm die päpstliche Allocution vom Dec. 1837 bekannt geworden war, erklärte er der Regierung, er dürfe und werde von nun an hinsichtlich der gemischten Ehen einzig nach dem Breve von 1830 verfahren und erließ im J. 1838 eine Verfügung an seine Pfarrer, durch welche das Übereinkommen von 1834 im Wesentlichen aufgehoben wurde. — Franz Otto von D., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. am 13. Sept. 1771, erhielt bereits 1789 die Dompropstei zu Münster. Als er demnächst mit seinem jüngern Bruder Clemens August längere Zeit zu Rom verweilte, empfing er dort 1797 das Subdiakonats und noch in demselben Jahre zu Münster das Diakonats, sodann 1800 die Dompropstei zu Hildesheim. Seine Schrift „Über Kirche und Staat“ (Münst. 1817; 2. Aufl., 1838) geht von denselben Ideen aus wie die seines Bruders „Über die Religionsfreiheit der Katholiken“. Er starb am 26. Febr. 1826.

Drouais (Jean Germain), einer der bedeutendsten Maler aus David's Schule, geb. zu Paris am 25. Nov. 1763, stammte aus einer der Kunst sehr zugewendeten Familie. Nicht nur sein Vater und Großvater waren Maler; auch seine Mutter malte in Miniatur. Er war der erste Schüler David's, nachdem dieser sein Atelier in Paris eröffnet. Sein erstes Bild, das er zur Mitbewerbung um den großen Preis im J. 1783 fertigte, genügte ihm so wenig, daß er es wieder zerriß, ob schon sein Lehrer, als er die Stücke sah, ihm seine vollkom-

mene Zufriedenheit mit der Arbeit zu erkennen gab. Hierauf malte er seine Kanaanerin zu den Füßen des Heilandes, die im folgenden Jahre ihm den Preis gewann, worauf er seinen Lehrer als Pensionair nach Rom begleitete. Sein sterbender Gladiator und vorzüglich sein Marius zu Minturná erwarben ihm und David's Schule neue Triumphe. Ein hitziges Fieber endete am 13. Febr. 1788 sein Leben.

Drouet (Jean Bapt.), geb. am 3. Jan. 1763, Postmeister zu Saint-Menehould, erkannte Ludwig XVI., als derselbe aus Frankreich zu fliehen versuchte, an der Ähnlichkeit mit dessen Bildnisse auf den Assignaten und veranlaßte am 21. Jan. 1791 zu Varennes dessen Gefangennahme, indem er durch seinen Sohn die dortigen Behörden von seiner Entdeckung von der Ankunft des Königs unterrichten ließ. Er ward dafür vom Warne departement in den Convent gewählt, empfing für seine Dienstleistung 30000 Francs, stimmte dann für den Tod des Königs und entwickelte überhaupt eine solche wüthende Demagogie, daß sich selbst die Häupter des Bergs entsetzten. Im Sept. 1793 erhielt er eine Sendung zur Nordarmee; hier gerieth er, als er im Oct., in Maubeuge von der Armee des Prinzen von Koburg eingeschlossen, mit einigen Dragonern zu entkommen suchte, in Gefangenschaft und wurde nach dem Spielberg in Mähren abgeführt. Um zu entfliehen, sprang er am 6. Juli 1794 vom Fenster seines Gefängnisses herab, brach aber ein Bein und wurde zurückgebracht. Mit Camus, Deunonville u. A. wechselte man ihn im Nov. 1795 zu Basel gegen die Herzogin von Angoulême aus, worauf er als ehemaliges Conventsmitglied in den Rath der Hundshundert trat. In die Verschwörung des Babeuf verwickelt, ward er 1796 gefangen gesetzt; doch fand er Gelegenheit zu entfliehen und ging in die Schweiz. Nach seiner Freisprechung vor Gericht, kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1799 als Unterpräfekt zu Saint-Menehould angestellt. Wenn es wahr ist, daß er im März 1814 Napoleon nach dem Gefechte von Arcis vom Marsche auf Paris abhielt, indem er demselben die Mittheilung machte, daß die zahlreichen Besatzungen der lothringischen Festungen sich vereinigten, um den Verbündeten in den Rücken zu fallen, so wäre er ein zweites Mal der zufällige Vermittler außerordentlicher Ereignisse und Schicksale. Während der Hundert Tage war er Mitglied der Deputirtenkammer; nach der zweiten Restauration wurde er 1816 als sogenannter Königsmörder aus Frankreich verbannt. Am 11. Apr. 1824 starb zu Macon in Frankreich ein Mann, der mehre Jahre daselbst zurückgezogen gelebt und sich Mergier genannt hatte; aus seiner Hinterlassenschaft ergab sich, daß es D. gewesen.

Drouet d'Erton (Jean Bapt., Graf), Marschall und Pair von Frankreich, ein Verwandter des Vorigen, geb. am 29. Juli 1765 zu Rheims, trat 1792 in ein Freiwilligenbataillon und machte von 1793—96 die Feldzüge an der Mosel, Maas und Sambre mit. Schon früher hatte ihn der General Lefebvre zum Adjutanten angenommen, und 1799 ward er für die wichtigsten Dienste, die er durch seine Geistesgegenwart und Tapferkeit erworben, zum Brigadegeneral erhoben. In dieser Eigenschaft nahm er 1803 an der Expedition in Hannover Theil. Im J. 1805 erhielt er den Grad eines Divisionsgenerals und wohnte als solcher den Feldzügen in Deutschland bei. Er drang mit seiner Division durch Franken nach Baiern vor, half 1806 bei Sena die Preußen schlagen und focht 1807 mit Auszeichnung in der Schlacht von Friedland als Generalstabschef des Marschalls Lannes. Im J. 1809 in gleicher Eigenschaft dem Marschall Lefebvre beigegeben, kämpfte er mit in Tirol und soll sich daselbst durch friedliches Benehmen gegen die Bewohner vor Andern ausgezeichnet haben. Seit 1810 befehligte er eine Division in der span. Armee unter Masséna, dessen Lob er sich durch seine zahlreichen Erfolge erwarb. Unter Andern schlug er 1811 den engl. General Hill und warf ihn auf Lissabon zurück; im J. 1813 befehligte er die Armee des Centrums und nahm im Juli die furchtbar vertheidigte Position am Col-de-Maya, dann wohnte er dem unglücklichen Treffen von Vittoria bei. Im franz. Feldzuge von 1814 war er der Adjutant des Marschalls Soult und wagte bei Toulouse das Auserste. Nach dem Sturze Napoleon's suchten ihn die Bourbons zu gewinnen und gaben ihm namentlich den Befehl über die 16. Militärdivision. Allein im März 1815 wurde er unter Anschuldigung eines Complots gegen die königliche Familie gefangen gesetzt. Bei der Annäherung Napoleon's kam er wieder in Freiheit, bemächtigte sich hierauf der Citabelle von Lille und überlieferte dieselbe dem Kaiser, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte. In der Schlacht

von Fleurus und Waterloo befehligte er das erste Armee Corps; doch alle seine Anstrengungen waren vergebens. Nach der Capitulation von Paris zog er sich mit den Trümmern seines Corps hinter die Loire zurück und floh, da er auf der Liste der Generale stand, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten, nach Baiern, wo er in der Nähe von Baireuth während der Restauration ein Landgut bewirthschaftete. Nach der Julirevolution kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt 1832 den Oberbefehl in der Vendée, den er auch wieder übernahm, nachdem er vom 28. Sept. 1834 bis 28. Aug. 1835 Generalgouverneur in Algier gewesen. Im Mai 1843 wurde er Marschall von Frankreich und starb am 25. Jan. 1844.

Drovetti (Bernardin), ein um die Erforschung Aegyptens sehr verdienter Mann, geb. um 1775 in Livorno, trat frühzeitig in die franz. Armee, in welcher er als Oberlieutenant an dem ägypt. Feldzug Antheil nahm. Später ernannte ihn Bonaparte zum franz. Generalconsul in Aegypten. Diese Stellung benutzte er eifrig zur Aufdeckung und Aufhellung der altägypt. Denkmäler, und auch nachdem er unter der Restauration durch Roussel im Generalconsulat ersetzt worden war, blieb er in Aegypten und setzte seine Bestrebungen fort. Nach allen Seiten hin unternahm er Ausflüge und beschäftigte viele Jahre hindurch eine große Anzahl Menschen mit Ausgrabung von Alterthümern. Außerdem kaufte er von den Arabern und Reisenden Alles auf, was zur Erläuterung der ältesten Geschichte Aegyptens dienen konnte. Auf diese Weise wurde seine Sammlung die bedeutendste, welche vielleicht je von einem Privatmann zusammengebracht worden ist; den einen kostbarsten Theil derselben kaufte der König von Sardinien für das turiner Museum; der andere ebenfalls höchst kostbare, welchen die franz. Regierung an sich brachte, bildet den Kern des pariser Museums ägypt. Alterthümer. Beide Theile enthalten zwar nur wenige große Statuen, aber mehrere tausend Idole, Skarabäen, Medaillen, Intaglios und andere das religiöse und häusliche Leben der alten Aegypter erläuternde Merkwürdigkeiten, ferner mehrere Mumien und an 200 Papyrustrollen. Seitdem er sich mit dem Handelshause Tourneau in Alexandrien als Mittheilhaber verbunden, war sein ganzes Streben nur dahin gerichtet, seine Auffindungen in Gold zu verwandeln. Er schloß sich 1820 dem Feldzug gegen die Bewohner von Siwah an. Unter dem Schutze Mehemed Ali's konnte er nebst Caillaud und andern Reisenden, die ihn begleiteten, das Innere von Gharmy in Augenschein nehmen, das bisher noch kein Europäer gesehen hatte, die Dase durchstreifen, Pläne aufnehmen, Ansichten entwerfen und die alten Denkmäler ausmessen und zeichnen. Nicht unerwähnt ist zu lassen, daß man D. gleich dem Briten Salt Schuld gibt, in der Wahl der Mittel zur Erlangung von Alterthümern nicht scrupulös gewesen zu sein. Wieder zum Generalconsul ernannt, wurde er 1830 von Mimault in diesem ersetzt und lebt gegenwärtig als Privatmann abwechselnd in Frankreich und England. Unter D.'s Mitwirkung erschienen die von Jomard herausgegebenen „Voyages à l'oasis de Thèbes et dans les déserts situés à l'orient et à l'occident de la Thébaïde, etc.“ (Par. 1822, Fol.). D.'s und Caillaud's Nachrichten und Zeichnungen benutzte Jomard auch bei Herausgabe der „Voyage à l'oasis de Syouah“ (Par. 1823, Fol.).

Droz (Pierre Jacquet), berühmter Mechaniker, geb. am 28. Juli 1721 zu Lachaur de Fonds im Fürstenthume Neuchâtel, war für den geistlichen Stand bestimmt, verließ aber diese Bahn aus lebhafter Neigung für mechanische Arbeiten und ward Uhrmacher. Über gewöhnliche Handwerksarbeit sich erhebend, suchte er bald einzelne Theile des Uhrwerks zu vervollkommen; auch gelang es ihm, in den gewöhnlichen Uhren ein Glocken- und Flötenpiel anzubringen. Seine Versuche, das Perpetuum mobile (s. d.) zu erfinden, brachten ihn auf manche andere wichtige Entdeckung. So fertigte er unter andern eine Pendeluhr, welche, mittels der Vereinigung zweier Metalle von ungleicher Dehnbarkeit, ohne aufgezogen zu werden, im Gange blieb, so lange die Theile nicht durch Reibung abgenutzt waren. Großes Aufsehen erregte insbesondere sein Schreibautomat, das, durch ein im Innern der Figur befindliches Triebwerk, Hände und Finger sichtbar bewegte und schöne Züge schrieb. Seine letzte Arbeit war eine astronomische Uhr; noch ehe er sie beendete, starb er zu Biel am 28. Nov. 1790. — Sein Sohn, Henri Louis Jacquet D., geb. am 13. Oct. 1752 zu Lachaur de Fonds, beschäftigte sich schon von früher Jugend auf unter Anleitung des Vaters mit Mechanik. Als Jüngling von 22 Jahren kam er nach Paris, wo unter andern von ihm erfundenen Werken ein künstliches Automat, darstellend ein junges Mädchen, das verschiedene

Stücke auf dem Claviere spielte, dem Notenblatte mit Augen und Kopf folgte, nach geendigtem Spiele aufstand und die Gesellschaft grüßte, allgemeinen Beifall fand. In Paris ließ er durch einen von seinem Vater gebildeten Gehülften ein Paar künstliche Hände für einen verstümmelten Mann machen, der damit fast alle Verrichtungen, der natürlichen Hände ausführen konnte. Er starb am 18. Nov. 1791 in Neapel, wohin er zur Herstellung seiner Gesundheit gereist war. Seine und seines Vaters Automate sind jetzt in Amerika. (S. Automate.) — Jean Pierre D., geb. zu Lachaux de Fonds 1746, gest. 1823, machte sich in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. durch seine Erfindungen für die Münze bekannt. Um 1783 verband er sich mit Boulton in Birmingham zur Prägung der sämtlichen engl. Kupfermünzen. Für die pariser Münze fertigte er eine Prägmachine, die mit einem Schläge und mit geringem Kraftaufwande als bei dem gewöhnlichen Verfahren mittels einer besondern Vorrichtung nicht nur beide Seiten sondern auch den Rand der Münze zugleich prägt. Nach seiner Rückkehr aus England ward er Aufseher der Medaillenmünze, aus welcher Periode wir Napoleon's Kopf nach Chaudet auf einer Medaille und eine Sammlung sehr schöner Medaillen auf die damaligen Zeiterignisse haben.

Droz (Franz. Kav. Jos.), ein berühmter franz. Moralphilosoph, geb. zu Besançon am 31. Oct. 1773, früher Parlamentsrath in seiner Vaterstadt, seit 1824 Mitglied der franz. Akademie und seit 1838 Präsident der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, deren Vicepräsident er schon früher gewesen war, machte sich zuerst bekannt durch den „Essai sur l'art d'être heureux“ (Par. 1806; 6. Aufl., 1829), welchen Blumröder unter dem Titel „Eudämonia, oder die Kunst glücklich zu sein“ (Zimenau 1826) ins Deutsche übersezte. Nicht weniger Beifall als dieser fanden sein „Eloge de Montaigne“ (Par. 1812; 3. Aufl., 1815), die „Mémoires de Jacq. Fanvel“ und die „Études sur le beau dans les arts“ (Par. 1815). Auch in seinem Werke „De la philosophie morale ou des différents systèmes sur la science de la vie“ (Par. 1823), welches den Montyon'schen Preis erhielt, in seiner „Application de la morale à la politique“ (Par. 1825; deutsch von Blumröder, Zimenau 1827) und in seiner klar, methodisch und gut geschriebenen „Economie politique ou principes de la science des richesses“ (Par. 1829; neue Aufl., von Comte, Brüss. 1840) zeigte er sich als einen denkenden Kopf und als gründlichen Gelehrten. Ein Theil seiner Werke erschien als „Oeuvres morales“ (2 Bde., Par. 1826). Neuerdings hat er durch seine „Histoire du règne de Louis XVI pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution franç.“ (Par. 1839; deutsch mit Vorrede von Luden, Jena 1842) auch in Deutschland die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

Druck nennt man die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berührenden Körper, der dieser Bewegung entgegensteht. Da auch Dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, so muß in dem widerstrebenden Körper ebenfalls eine Kraft sein, welche die Wirkung jener oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Diese ist theils die Kraft der Cohäsion (s. d.), theils die Wirkung des Zusammenhangs mit andern unbeweglichen Körpern. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte zu messen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So sagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariser □Z. betrage 2240 Pf., d. i. die Fläche werde von der Luft ebenso stark gedrückt, als sie durch das Gewicht von jener Schwere würde gedrückt werden. Übrigens pflanzt sich der Druck von einem Theile des Hindernisses zum andern fort; bei festen Körpern aber bloß nach solchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks selbst gleich laufen.

Drucker nennt man in der Malerei die Anwendung dunkler Schatt en (s. d.), um nach dem Gesetze des Contrastes gewisse Stellen stärker und in das Auge fallender zu machen.

Druckwerk heißt eine Maschine, welche dazu dient, Flüssigkeiten zu einer Höhe emporzutreiben, welche größer als 32 F. ist, bis zu welcher Höhe die Flüssigkeiten mit der gewöhnlichen Saugpumpe (s. P u m p e) gehoben werden können. Ein Druckwerk besteht aus einer Röhre, welche unterhalb des Wasserspiegels ein nach innen gehendes Ventil hat und in welche eine zweite Röhre, das Steigrohr, einmündet. In dem Hauptrohre bewegt sich ein massiver, genau schließender Kolben auf und ab. Beim Aufsteigen des Kolbens entsteht unter demselben ein luftleerer Raum, in welchen dann durch das Ventil Wasser steigt, welches beim

Absteigen des Kolbens in das Steigrohr getrieben und dort ebenfalls hinter einem Ventile gefangen wird. Jedes Kolbenspiel bringt neues Wasser, das auf diese Weise ebenfalls gehoben wird. Um das rückweise Ausströmen an der Ausflußöffnung zu umgehen, läßt man das Wasser durch einen Windkessel (s. d.) gehen. Bei den doppelten Druckwerken, wohin z. B. die größern Feuersprizen gehören, steigt ein Kolben auf, während der andere abwärts geht. Zu den merkwürdigsten Druckwerken der neuern Zeit gehören die für das Salzwerk zu Reichenhall in Baiern, die berühmten Wasserkünste zu Herrenhausen in Hannover und die jetzt in Verfall gerathenen berühmten Fontainen zu Marly-le-Roy bei Versailles. In der neuesten Zeit wurden auch in Berlin und Potsdam behufs der Wasserkünste und zu Feuersprizen bedeutende Druckwerke angelegt, bei welchen Dampfmaschinen die Kolben bewegen.

Drudenfuß oder **Drutenfuß**, Pentagon, Pentagramm oder *Pentagon* *ph* nennt man, nach der Beschreibung Lucian's, ein dreifaches, ineinander verschlungenes Dreieck, oder ein Fünfeck, auf dessen Seiten gleichschenklige Dreiecke construirt sind (A.). Der Ursprung dieses mystischen Zeichens verliert sich im grauen Alterthume. Unter den geheimnißvollen Zahlen und Figuren, in welche die Pythagoräer ihre Philosophie einschlossen, finden wir es als Zeichen der Gesundheit. Aus der Schule der Philosophen ging es in das gemeine Leben über. Häufig erscheint das Pentagramm auf griech. Münzen. Eine hohe Bedeutung erhielt es auch bei den verschiedenen gnostischen Sekten, und als Sinnbild der Pentas erscheint es auf den Abraxasgemmen. Im Mittelalter wurde es bei Zaubersformeln gebraucht und sollte eine Herrschaft über die Elementargeister ausüben. Den Namen Drudenfuß (Eisen- oder Alfenfuß) mag es daher erhalten haben, daß man sich desselben gegen Heren oder Druden (s. *Druiden*) bediente, und noch gegenwärtig bedient sich der Aberglaube dieses Zeichens, um die Heren von den Viehställen u. s. w. abzuhalten. Vgl. Lange, „Der Drudenfuß“, in Böttiger's „Archäologie und Kunst“ (Bd. 1). Auch in den Bauhütten des Mittelalters war der Drudenfuß in Gebrauch, und daher erklärt sich die Erscheinung desselben an einzelnen Gebäuden, wie z. B. an der Barfüßerkirche zu Erfurt. — In der Heraldik heißt das geschlungene fünfeckige Kreuz das Alpenkreuz.

Druiden (*Druides*) ist der Name der Priester bei den keltischen Völkern des alten Galliens und Britanniens. In Gallien bildeten sie zu Cäsar's Zeit einen geschlossenen Stand, keine erbliche Kaste, der mit dem der Ritter, dem Adel, die Herrschaft über das übrige Volk theilte, selbst vom Kriegsdienst und Abgaben befreit war, vermuthlich mehre Abtheilungen oder Grade in sich schloß und an dessen Spitze ein oberster Druid stand. Als Priester besorgten sie den Dienst der Götter, namentlich auch die Opfer, zu denen auch Menschenopfer gehörten, an den geweihten Plätzen auf heiligen Inseln, zumeist in Hainen. Aber auch die Geheimlehre der Religion ward von ihnen bewahrt; sie übten die Kunst der Weissagung und entschieden als Richter in den Streitigkeiten zwischen den Einzelnen wie zwischen den verschiedenen Völkerschaften; die Heilkunde, in der die Mistel der Eiche eine wichtige Rolle spielte, die Kenntniß der Gestirne, der Eintheilung der Zeit, der Schreibkunst, überhaupt Alles, was als Wissenschaft gelten konnte, war in ihrem Besitz. Diese ihre Wissenschaft ward vor dem Volke geheim gehalten, dem in den Stand Aufzunehmenden aber durch lange währenden Unterricht mitgetheilt. Daß sie ein waltendes Schicksal anerkannt, die Unsterblichkeit der Seele und deren Wanderung nach dem Tode gelehrt haben, ist wol sicher, ebenso, daß mannichfacher, auch greuelhafter Aberglaube bei ihnen seine Stätte hatte. Mit der Unterwerfung Galliens durch die Römer hörte ihre politische Bedeutung auf, wenn gleich ihre Wissenschaft von ihnen fortgelehrt ward. Kaiser Claudius hob den druidischen Götterdienst durch Verbot auf, heimlich scheint er aber noch eine Zeit gedauert zu haben, und vielleicht sind einzelne Spuren von ihm noch im Volksaberglauben erhalten. Britannien galt bei den Galliern als die eigentliche Heimat des Druidenthums. In den Steinreihen von Stonehenge, den Spitzsäulen von Quiberon will man Monumente der Druiden, und in den auf stehenden Steinen querüber schwebenden Tafeln, wie sie hin und wieder gefunden werden, Altäre derselben erkennen. — Mit den Druiden sind die *Druden* oder *Druten* nicht zu verwechseln, die in der deutschen Mythologie als weibliche Wesen erscheinen, die zwischen Göttern und Menschen mitten inne stehen, den letztern Heil und Unheil verkünden, in Wäldern, auf Bergen und an Flüssen ihren Aufenthalt haben und sich unsichtbar machen können.

Druse nennt man im Allgemeinen den Katarrh der Pferde und der ihnen verwandten Thiere, des Esels und des Maulthiers. Die Druse erscheint in verschiedenen Formen: 1) als Strengel, welcher ganz dem Schnupfen des Menschen gleicht; 2) als Kehlsucht, eine Art katarthaler Bräune; 3) als gutartige Druse, welche im weitern Verlaufe die Lymphdrüsen im Kehlgange in Mitleidenschaft zieht. In allen drei Formen ist das Hauptsymptom die Absonderung von Schleim in den Respirationswegen, welcher erst dünn ist, nach und nach aber, wenn die Krankheit ihren Höhepunkt überschritten hat, an Consistenz gewinnt. Durch schlechte Ernährung und Behandlung, sowie durch Schwäche des Thiers kann die Krankheit in Lungenentzündung, Bräune und Augenentzündung, Kolik, ja selbst Wurm und Rog übergehen. Hierdurch entsteht eine vierte Form der Krankheit, die verschlagene oder bösartige Druse. Die Heilung wird auf verschiedenen Wegen versucht, namentlich mittels des sogenannten *Drusenpulvers*. Vgl. Tenneker, „Beobachtungen über die unter den Pferden herrschende Druse“ (Lpz. 1820).

Drusen, eine syr. Völkerschaft, deren eigenthümliches Land auf ungefähr 110 □ M. geschätzt wird, bewohnen südlich von den Maroniten, und zum Theil gemischt mit ihnen, den westlichen Abhang des Libanon und fast den ganzen Antilibanon, von Beirut bis Sur und vom Mittelmeer bis Damask. Die Angaben über ihre Anzahl schwanken von 100—160000 Seelen; gewiß ist, daß sie 15—20000 Bewaffnete ins Feld stellen können. Sie leben unter einer durch den Einfluß aller Geschlechter und Feudalstände gemäßigten Demokratie, an deren Spitze bis vor kurzem ein Großemir als Vasall der Pforte stand, welcher als allgemeiner Befehlshaber und Steuereinnahmer von den übrigen Emir's und Schechs gewählt ward. Der zahlreiche Adel der Emir's und Schechs, der sich nie unter seinem Stande verheirathet, bildet mit allen andern Grundbesitzern eine Art von Landständen, die sich zu Deir-el-Kammar, dem Hauptort des Landes, versammeln und von denen die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, unter andern die Bestimmung der Abgaben, ausgeht und die Macht des Großemir's, dem keine eigenen Truppen zu Gebote stehen, abhängt. Die einzelnen Emir's und Schechs sind so gut wie ganz unabhängig, da sie weder an Gut noch am Leben gestraft werden können und die Anführer im Kriege bilden, indem von ihnen die Bewaffnung und Unterhaltung der Truppen ihrer bezüglichen Districte ausgeht. Die Drusen, zu Zeiten ganz unabhängig, stehen zur türk. Regierung in einem ziemlich lockern Vasallenverhältnisse, das nur durch die Zahlung eines durch gegenseitiges Übereinkommen bestimmten Tributs sich geltend machte; erst in neuester Zeit haben die Türken, die Zeitumstände benutzend, die Drusen in größere Abhängigkeit zu bringen gewußt. Sonst sind die Drusen eifrig auf Bewahrung ihrer alten Freiheit bedacht und stets waren sie gerüstet, um sie gegen Türken und Araber zu vertheidigen, was ihnen bei ihrer angeborenen Tapferkeit und der Unzugänglichkeit ihres Gebirgslands im Ganzen immer gut gelungen ist. Wie den Beduinen ist ihnen die Übung der Gastfreundschaft und der Blutrache gleich heilig, und von äußerst empfindlichem Ehrgefühl, rächen sie jede öffentliche Beleidigung tödtlich; dabei theilen sie die allen Orientalen eigenthümliche Schaulheit, Treulosigkeit und Eifersucht. Vielweiberei, ebenso auch Ehe unter den Geschwistern, ist bei ihnen erlaubt und die Scheidung der Ehegatten sehr leicht; doch machen von der erstern nur die Vornehmen Gebrauch. Nur Wenige von ihnen können lesen und schreiben, was von der zwischen ihnen und ihren Priestern herrschenden völligen Abscheidung, ihrer Vorliebe zu Krieg und Jagd und der Gewohnheit, alle schriftliche und andere mehr geistigen Geschäfte von Maroniten besorgen zu lassen, herrührt. Sie sind sehr mäßig, reinlich und fleißig, und ihre Hauptbeschäftigungen bestehen in Acker-, Wein-, Öl-, Taback- und Seidenbau. Ihre Sprache ist die arabische. Die Religion der Drusen ist eine Geheimlehre, über die wir noch immer sehr im Dunkeln sind. Nur so viel wissen wir, daß pantheistische Ideen und der Glaube an Seelenwanderung und Menschwerdungen Gottes, vergangene (die bedeutendste in dem ägypt. Khalifen Hakem) wie zukünftige, eine große Rolle darin spielen, und daß Überbleibsel des alten orientäl. Naturdienstes, sowie christliche, jüdische und mohammedanische Lehren darin auf wunderliche Weise gemischt sind. Als Stifter dieser Religion werden Mohammed Ben Ismael-el-Durzi (von dem die Drusen oder Durzen ihren Namen haben sollen) und Chamsa Ben Ahmed genannt. Eigentliche Priester haben die Drusen nicht; sie theilen sich nur in Akal, d. h. Wissende, Eingeweihte, und Dsiahhel, d. h.

Unwissende, Uneingeweihte, wozu noch Nawi oder Nobizen von Einigen gefügt werden. Die Akal, zu denen die meisten Emirs und Schechs gehören, bilden einen geheimen Orden in verschiedenen Graden, der allein im Besitze der Geheimlehren, sowie der heiligen Bücher, die aufs ängstlichste bewahrt werden, ist, und der in geheimen Versammlungen, zu denen in gewissen Abstufungen die Weiber Zutritt erhalten, zum Gottesdienste sich versammelt. Das übrige Volk, die Dsiahhels, ist in der Religion ganz unwissend und daher auch höchst indifferent dagegen. Daher kommt es auch, daß sie in dem Verkehre mit den andern Völkern ihres Landes mit der größten Leichtigkeit äußerlich die Gebräuche von deren Religionen, besonders der mohammedanischen, annehmen, zu ihrer aber nie Proselyten machen. So kennen sie auch weder Beschneidung noch Fasten, trinken Wein und essen Schweinefleisch und legen überhaupt wenig Werth auf äußere Gebräuche.

Die Drusen stammen wahrscheinlich von den alten, in derselben Gegend wohnhaft gewesenen Sturäern, die immer eine gewisse Unabhängigkeit sich zu erhalten wußten, ab, von denen auch ihr Name (el Dursi) wol abzuleiten ist, der schon im 12. Jahrh. vorkommt. Ganz falsch ist die Annahme, daß sie Nachkommen der Kreuzfahrer seien, die unter einem Grafen Dreux sich im Libanon niedergelassen hätten. Sowol unter den Eroberungen der arab. Khalifen, wie unter denen der Kreuzfahrer und der türk. Sultane scheinen sie ihre alte Bergfreiheit unter Stammeshäuptlingen bewahrt zu haben. Erst um 1588 gelang es Amurad III. durch Ibrahim, Pascha von Said, die Drusen zu händigen, indem er ihre Häuptlinge vertrieb und ihnen einen einzigen obersten Anführer oder Großemir dafür gab, dadurch aber, ganz gegen seine Absicht, die Einheit und Macht des Volks beförderte. Hierdurch gelang es am Anfange des 17. Jahrh. dem Drusenfürsten Fakr-ed-din, das Gebiet und die Macht der Drusen auf Kosten der Türken bedeutend zu vergrößern; allein Parteinengen unter den Drusen selbst brachen seine Macht und brachten ihn in die Hände des Sultans Amurad IV., der ihn 1631 in Konstantinopel erdrosseln ließ. Zwar blieb das Großemirat bei der Familie des Fakr-ed-din, doch gelangte die Macht derselben, trotz der häufigen Aufstände der Drusen gegen die Türken, nicht wieder zu ihrem frühern Glanze. Erst als nach Aussterben dieser Familie die Familie Schehab zum Großemirat gelangte, erhob sich die Macht der Drusen wieder, besonders unter Melhem (1740—59). Unter dem in neuester Zeit bekannt gewordenen Emir Beschir (geb. 1763), der 1799 zum Großemir erhoben wurde und bald der Gegner, bald der Bundesgenosse Djezzar Paschas von St.-Jean-d'Acree war, erlitt sie die mannichfachsten Wechselfälle, besonders seit der Eroberung Syriens durch Mehemed Ali von Aegypten. Anfänglich auf Seiten der Aegypter, lehnten sie sich später häufig gegen diese, deren tyrannisches Polizeiregiment ihnen zuwider war, auf, besonders 1834; doch gelang es Ibrahim Pascha, sie zu unterwerfen und zu entwaffnen. Emir Beschir hielt es nun bis 1840 mit den Aegyptern, wo er, da er sich nicht zeitig genug von denselben lössagte, seiner Würde von der Pforte entsetzt wurde und den Emir Beschir-el-Kassim zum Nachfolger erhielt, worauf er Syrien verließ und sich nach Malta, später nach Italien und Konstantinopel begab, ohne dort seine Wiedereinsetzung erlangen zu können. Die Drusen erhoben sich aber sammt den Maroniten, von den Engländern aufgereizt und mit Waffen versehen, gegen die Aegypter und waren es vorzüglich, deren Abfall die Sache Mehemed Ali's in Syrien stürzte. Statt aber ihre alte Freiheit wiederzuerhalten, trat das Gegentheil ein. Kaum war Syrien wieder der Herrschaft der Pforte zurückgegeben, so erregten die gegenseitigen Intriquen der Franzosen und Engländer einen Kampf zwischen Drusen und Maroniten, den die Pforte in ihrem Vortheile nur noch mehr ansachte und benutzte, um die Selbständigkeit beider Völkerschaften, die zeither unter der Herrschaft des Emir Beschir verbunden und daher der Pforte um so gefährlicher gewesen waren, zu brechen. Fast zwei Jahre dauerte der innere Kampf, in Folge dessen die Pforte auch den Emir el Kassim des Großemirats entsetzte und, angeblich um den Libanon zu beruhigen, einen türk. Administrator, den berühmten Renegaten Omar Pascha, zur unmittelbaren Regierung der Drusen und Maroniten absendete. Das tyrannische Verfahren dieses Pascha brachte jedoch die Drusen aufs äußerste und bewirkte, daß sie ihre innern Streitigkeiten mit den Maroniten bei Seite ließen und sich nun wieder gegen die Türken erhoben, mit dem Verlangen nach einem mit den Maroniten gemeinsamen Großemir. Diese immerwährenden Unruhen veranlaßten dann das Einschrei-

ten der christlichen Mächte in Konstantinopel, die es nach langen Unterhandlungen dahin brachten, daß die Pforte den Omar Pascha zurückerief und sich zu der Bestimmung verstand, daß die Drusen und Maroniten, jede abgesondert, unter der Leitung eines türk. Kaimakams stehen sollten, denen ein Rath zur innern Verwaltung ihrer Angelegenheiten beigegeben wäre. Damit sind jedoch beide Völker nicht zufrieden, sodaß der ganze Zustand des Libanon noch ein schwebender ist.

Drüsen nennt man gewisse Organe im thierischen und menschlichen Körper, welche in allen ihren sichtbaren Eigenschaften untereinander sehr verschieden sind, darin aber alle übereinzustimmen scheinen, daß sie den durch sie hindurchgeführten Flüssigkeiten eine veränderte Beschaffenheit geben. Sie sind sämmtlich von sehr zusammengesetzter Structur, bestehen aus einer großen Menge von Blut- und Lymphgefäßen und von Nerven, welche sich alle in einer eigenthümlichen Substanz untereinander verzweigen. Viele sind einander ganz gleich, andere einzelne, wie die Leber, die Nieren, die Milz, haben einen ganz eigenthümlichen, ihnen ausschließlich angehörigen Bau. Die Flüssigkeit, welche durch die Drüsen hindurchgeleitet wird, bildet entweder, indem gewisse Theile ihr entzogen und mit andern vereinigt werden, eine ganz neue, von der vorigen an Farbe, Geruch, Geschmack und Zusammensetzung durchaus verschiedene Substanz, die durch einen oder mehrere Ausführungskanäle der Oberfläche des Körpers oder einer Höhle im Innern desselben zugeführt wird, oder sie erleidet beim Durchgange durch die Drüse nur eine geringe Veränderung, die aber durch den Einfluß mehrerer Drüsen nach und nach bedeutender wird. Auf diese verschiedenen Eigenschaften ist die Classification der Drüsen basirt; die der ersten Classe nennt man vollkommene, die der zweiten unvollkommene Drüsen. Zu den vollkommenen gehören die Hautdrüsen, welche, mit Ausnahme der Hohlhand und der Fußsohle über den ganzen Körper verbreitet sind. Die einfachen Schleimdrüsen auf der Schleimhaut, die Thränenröhren, die Speicheldrüsen des Mundes, die Bauchspeicheldrüse, die Mandeln, die Milchdrüsen der Brüste, die Leber, die Nieren, die Hoden und die Vorsteherdrüse, zu den unvollkommenen die Lymph- oder Saugaderdrüsen, die sich in großer Menge durch den ganzen Körper zerstreut finden, am häufigsten aber am Halse, in der Achselhöhle, in der Brust, in der Bauchhöhle und in den Leistengegenden, und die Blutdrüsen, zu denen man die Schilddrüse am Kehlkopfe, die Thymusdrüse hinter dem Brustbeine, welche beim Embryo und bei den Neugeborenen sehr groß, gegen das zwölfte Lebensjahr hin aber gewöhnlich schon verschwunden ist, die Milz und die Nebennieren rechnet. Die Lymphdrüsen haben die Function, aus den dem Körper einverleibten Substanzen den Nahrungsstoff zu bereiten, welcher durch die Lymphgefäße aus einer Lymphdrüse in die andere und endlich durch die beiden Brustgänge dem in das Herz zurückgehenden Blute zugeführt wird. In den Blutdrüsen scheint das Blut, welches in unverhältnißmäßiger Menge von ihnen aufgenommen wird, eine Veränderung zu erleiden. Es wird hieraus klar, daß die Drüsen hauptsächlich für die Ernährung des ganzen Organismus von äußerster Wichtigkeit sind, und daß Krankheiten derselben, besonders bei Kindern, wo der Ernährungsproceß den schnellsten Gang geht, große Aufmerksamkeit verdienen. Eine derselben ist die so allgemein verbreitete, in ihren höhern Graden so verderbliche und gräßliche Skrofelkrankheit. (S. Skrofeln.) Die Abtheilung der Anatomie, welche von den Drüsen handelt, heißt Adenologie. — Bei den Pflanzen nennt man **Drüsen** runde auf den Blättern oder Stengeln oder innerhalb des Zellgewebes oder Fleisches abgelagerte Körper, welche zur Absonderung und Ausdünstung dienen.

Drusus ist der Beiname eines Zweigs des röm. Geschlechts der Livii (s. Livius) und einiger Claudier (s. Claudius). — Marcus Livius D., durch seine Tochter Großvater des Cato von Utica, war im J. 122 v. Chr., als C. Gracchus (s. d.) sein zweites Tribunat bekleidete, dessen Amtsgenosse, zugleich aber sein politischer Gegner mit solchem Erfolg, daß er Beschützer (patronus) des Senats genannt ward. Nachdem er 112 v. Chr. Consul gewesen, kämpfte er siegreich von seiner Provinz Macedonien aus gegen die Scordischer im heutigen Serbien. — Sein Sohn, Marcus Livius D., dessen Enkelin Livia des Augustus Gemahlin war, ausgezeichnet durch Beredsamkeit, feurig und kräftig aber nicht in gleichem Maße besonnen, fand seinen Tod, da er im J. 91 v. Chr. als Tribun in redlicher Absicht es unternahm, die politischen Gegensätze, die im röm. Staat

hervorgetreten waren, zu vermitteln. Um der Zwietracht ein Ende zu machen, die zwischen Senat und Ritterstand herrschte, weil jenem die Verwaltung der öffentlichen Gerichte durch den letztern entzogen worden war, brachte D. das Gesetz in Vorschlag, es sollten 300 Ritter in den Senat gewählt, und diesem dann die Gerichte zurückgegeben werden. Dem waren beide Stände zuwider, die Ritter zumal, welche D. durch seinen Antrag, es sollte Untersuchung über die Bestechung der frühern Richter angestellt werden, gereizt hatte. Noch größern Widerstand fand sein anderes Gesetz, wonach den ital. Bundesgenossen das von ihnen eifrig angestrebte, von Rom hartnäckig verweigerte Bürgerrecht gewährt werden sollte. Um es durchzusetzen, ließ D. sich zuletzt in geheimen Bund mit den Italikern ein, aber ehe es noch zur Entscheidung kam, ließ ihn N. Varius im eigenen Hause ermorden. Sterbend soll er gerufen haben: „Freunde, wird der Staat je wieder einen Bürger haben, wie ich war?“ Sein Tod gab das Zeichen zum Ausbruch des Bundesgenosserkriegs. — *Nero Claudius D.* war der Sohn des *Tiberius Claudius Nero* und der *Livia*, von dieser im J. 38 v. Chr. geboren, als sie bereits mit *Octavian* sich verheirathet hatte, und der jüngere Bruder des nachmaligen Kaisers *Tiberius*. Nachdem er dem Legtern im J. 13 Rhätien unterworfen hatte, das nun zur röm. Provinz ward, übertrug ihm *Augustus* die Provinz Gallien, aus welcher er, nach Unterdrückung eines Aufstandes, im J. 12 über den Rhein ging und so die Feldzüge gegen die Germanen eröffnete. Er kämpfte gegen die *Usipeter* und *Sigambrer* zwischen der *Sieg* und *Lippe*, schloß mit den *Batavern* und *Friesen* Bündniß und fuhr aus dem Lande der *Erstern* auf einem Kanal, durch welchen er den Rhein mit der *Yffel* vereinigt hatte (die *fossa Drusi*) mit einer Flotte in die Nordsee, um die *Dructerer* an der *Em* und die *Chauken* an der *Weser* anzugreifen. In dem zweiten Feldzug im J. 11 drang er durch das Gebiet der *Usipeter*, die er unterwarf, und der *Sigambrer* bis zur *Weser* vor, schlug einen Überfall der verbündeten german. Völkerschaften zurück und legte an der *Lippe* das *Castell Aliso*, ein zweites im Lande der *Katten* an. Als die Legtern im J. 10 von den Römern abfielen, verheerte D., der nach dem vorigen Feldzug in Rom triumphirt hatte und zum *Proconsul* ernannt worden war, ihr Land und drang im J. 9 v. Chr., als *Consul*, durch dasselbe tiefer ins Innere von Germanien ein als irgend ein Römer. Von der Grenze der *Sueven* wendete er sich gegen Norden, durchzog das Land der *Cherusker* und gelangte bis zur *Elbe*. Hier versuchte er vergebens den Übergang, errichtete Siegeszeichen und trat, wie es heißt, durch die Erscheinung eines riesigen Weibes bewogen, die ihm in lat. Sprache sein nahe Ende geweissagt, den Rückzug an, auf welchem er, noch ehe er den Rhein erreicht hatte, in Folge eines Sturzes vom Pferde starb, beklagt von Heer und Volk, dessen Liebe er durch seine Tapferkeit nicht minder als durch seine Milde und Freundlichkeit gewonnen hatte. Von seiner Gemahlin, der schönen und keuschen *Antonia*, der jüngsten Tochter des *Triumvir Antonius*, hatte er drei Kinder, *Germanicus* (s. d.), *Claudius* (s. d.) und *Livilla*. Die Letztere heirathete, nachdem ihr erster Gatte *Cajus Cäsar*, des *Augustus* Enkel, im J. 4 n. Chr. gestorben war, den *Drusus Cäsar*, einzigen Sohn des Kaisers *Tiberius*, geb. im J. 10 v. Chr., der im J. 14 n. Chr. den Aufstand der Legionen in *Pannonien* unterdrückte und im J. 19 den *Marbod* (s. d.) nöthigte, sein Reich aufzugeben und zu den Römern zu fliehen. *Sejanus* (s. d.), der ihn haßte und als *Tiberius* muthmaßlichen Thronfolger fürchtete, verführte seine Gattin *Livia* und vergiftete ihn selbst im J. 23 n. Chr. — Auch ein Sohn des *Germanicus*, den *Tiberius* mit seiner Mutter *Agrippina* (s. d.) und seinen Bruder *Nero* den Hungertod sterben ließ, hieß *Drusus*, und ebenso ein Sohn des Kaisers *Claudius*, der als Knabe starb.

Dryaden oder *Hamadryaden* heißen in der Mythologie der Griechen die Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen, von denen auch ihr Name entlehnt ist. Sie lebten und starben mit den Bäumen, und deßhalb hatten die Pfleger der Bäume sich ihres besondern Schutzes zu erfreuen. Nach Einiger Ansicht sind unter Dryaden im Allgemeinen Waldnymphen, unter Hamadryaden aber besondere Baumnymphen zu verstehen.

Dryden (John), der erste Dichter und Repräsentant der neuen Geschmacksrichtung in England, welche die alte Volkspoesie geringschätzend, an den Vorbildern der Classiker sich begeistern wollte, aber im correcten Schaffen nichts erschuf, was noch heute Geltung hätte, war in der Grafschaft *Nordhampton* am 9. Aug. 1631 geboren. Nach dem Tode seines

Waters suchte er in London unter dem Schutze eines bei Cromwell angesehenen Verwandten sein Fortkommen. Cromwell selbst verherrlichte er in den „Heroic stanzas“ (1658), die durch Glanz der Sprache zuerst die Aufmerksamkeit auf D. lenkten. Kaum aber war das Haus Stuart zurückgekehrt, als D. die Partei des Hofes nahm und in seiner „Astraea redux“ Karl II. begrüßte, was ihm aber so wenig als andern Dichtern, die sich durch eifrigen Royalismus empfehlen wollten, etwas nützte. Gegen seine Neigung ward er sodann Schauspiel-dichter, weil ihm die Bühne den reichsten Gewinn versprach. Als seine fleißig ausgearbeiteten Dramen Beifall gewannen, versuchte er in Verbindung mit Davenant u. A. die engl. Bühne nach bestimmten Grundsätzen umzugestalten. Doch fand die Partei, die ihn zu erheben suchte, bald lebhaftere Gegner; D. selbst aber gerieth dadurch wie durch seinen politischen Wankelmuth in langwierige Streitigkeiten. Empfindlich traf ihn der Spott des witzigen Herzogs von Buckingham, der in seinem Lustspiele „The rehearsal“ den Reim lächerlich zu machen suchte, den D. im Trauerspiele einführen wollte. Seine Theaterstücke sind Erzeugnisse eines feinberechneten Kunstverständes, ohne tieferes poetisches Leben, die Lustspiele ohne alle Originalität, während in den Trauerspielen der Zauber des Stils die innern Mängel zuweilen verdeckt. Die Einführung der ital. Oper unter Karl II. gab ihm Veranlassung, engl. Opern, z. B. „King Arthur“, auf die Bühne zu bringen. Auch in seinen andern poetischen Werken zeichnet er sich weniger durch Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gefühls aus als durch eine außerordentliche Fertigkeit in der Poesie des Stils; so namentlich in seinem historischen Gedichte „Annus mirabilis“ (1666). Nach Davenant's Tode 1668 zum Hofdichter ernannt, kam er in eine engere Verbindung mit dem Hofe, ohne um deshalb sorgenfrei zu leben. Umsonst schmeichelte er dem Hofe durch seine poetische Satire „Absalom and Achitophel“ (1681), welche in der Erzählung des Aufstandes Absalom's die Partei des Herzogs von Monmouth dem Hasse und der Verachtung bloßstellt, sowie durch die noch giftigere Satire „The medal“ gegen die Whigpartei. Das didaktische Gedicht „Religio laici“ vertheidigte ohne allen poetischen Schwung die geoffenbarte Religion. Unter Jakob II. ging er, sich dem Hofe noch mehr anzuschließen, zur katholischen Kirche über und schrieb das allegorische Gedicht „The hind and the panther“, in welchem die katholische Kirche als die milchweiße Hindin, der Protestantismus als Panther dargestellt wird. Nach Jakob's II. Entthronung verlor er seine Stellen. In bedrängter Lage schrieb er in den letzten zehn Jahren seines Lebens Einiges, was seinem Namen den meisten Ruhm gebracht hat. Dazu gehören seine metrische Uebersetzung des Virgil (1697) und andere Uebersetzungen, seine berühmte Ode auf den Cäcilientag „Alexander's feast“ (1725 von Händel componirt) und seine „Fables“, poetische Erzählungen nach Chaucer, Boccaccio und andern Dichtern. Um die engl. Kritik machte er sich verdient durch mehre Abhandlungen und durch die kritischen Vorreden zu seinen Schauspielen, sowie durch seinen „Essay on dramatic poesy“. Er starb am 1. Mai 1701 und liegt neben Chaucer in der Westminsterabtei begraben. Seine kritischen und prosaischen Werke hat Malone (4 Bde., Lond. 1800), seine poetischen Todt mit Barton's Anmerkungen (4 Bde., Lond. 1812) und seine sämtlichen Werke W. Scott (18 Bde., Lond. 1818) herausgegeben.

Dryope, die Tochter des Dryops, mit welcher Apollon den Amphissus zeugte, war nach Ovid eine Tochter des Eurypus, welche von einer Hamadryade, die sie durch Abbrechen eines Lotoszweigs verwundet hatte, in einen Lotosbaum verwandelt wurde.

Dschagarnat, eine Stadt in der vorderind. Provinz Driffa, an den Ausflüssen des Mahannudj, ist besonders berühmt wegen der daselbst befindlichen drei großen Pagoden des ind. Gottes Wischnu, zu denen ganz Indien wallfahrtet, sodas man die Zahl der Pilger, die jährlich an den beiden großen Festen, im März und Juli, hier zusammenströmen, auf mehr als eine Million annimmt.

Dschâmi (Maulânâ), eigentlich Abdurhaman ebn Achmed, der berühmteste pers. Dichter seiner Zeit, geb. 1414, erhielt seinen Beinamen von seiner Heimat Dscham, in der Provinz Khorasan. Der pers. Sultan Abu Said rief ihn an seinen Hof nach Herat; aber D., ein Anhänger der Lehrer der Soffi, zog das beschauliche Leben den Vergnügungen des Hofes vor. Noch größeres Ansehen genos D. bei dem Sultan Houssein behâdur chân und dessen gelehrtem Bezier Mir ali schir. In der Halle der großen Moschee zu Herat unter-

richtete er das Volk in den Lehren der Tugend und des Glaubens und wußte es durch seine milde Beredsamkeit zu gewinnen. Als er 1492 starb, war die ganze Stadt in Trauer. Der Sultan ließ ihm auf öffentliche Kosten ein glänzendes Leichenbegängniß ausrichten, und die Erde öffnete sich, sagen die pers. Dichter, wie eine Muschel, um diese unschätzbare Perle aufzunehmen. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller Persiens und hinterließ über 40 Werke theologischen, mystischen und dichterischen Inhalts. Sieben seiner anziehendsten Gedichte vereinigte er unter dem Titel „Die sieben Sterne des Bär“, dazu gehören „Zusuf und Zuleicha“, eins der poetisch tiefsten Werke in der pers. Sprache, welches Rosenzweig im Originale mit deutscher Uebersetzung (Wien 1824) herausgab; ferner die anmuthige Dichtung „Medschnun und Leila“ (franz. von Chézy, Par. 1805, und darnach deutsch von Hartmann, 2 Bde., Amst. 1807) und „Subhat ul Abrar“, d. i. der Rosenkranz der Gerechten, ein moralisch-didaktisches Gedicht (Kalkutta 1811, 4.). Sein „Beharistan“ ist eine Sammlung von Anekdoten, Sittensprüchen, Biographien u. s. w. in Prosa und Versen. Bruchstücke daraus ließen Jenisch in der „Anthologia persica“ (Wien 1778) und Wilken in der „Chrestomathia persica“ (Lpz. 1805) abdrucken. Von seinen prosaischen Werken ist das berühmteste seine Geschichte des Mysticismus „Nasahât ul ins“, d. i. der Hauch der Menschheit, das nebst einer systematischen Darstellung der Lehren des Sufismus, das Leben von mehreren hundert berühmten Sufis enthält. Auszüge daraus gab Sylvestre de Sacy in den „Notices et extraits“ (Bd. 12). Sehr geschätzt sind auch seine Briefe (Kalkutta 1809).

Dschilolo, die größte Insel unter der Gruppe der Gewürzinseln (s. d.).

Dschingis-Khan, eigentlich Temudschin, der berühmte mongol. Eroberer, geb. in der Zeit von 1163—64, war der Sohn des mongol. Hordenanführers Jesonkai, der unmittelbar nur über 30—40 Familien gebot und den Tatarhans der östlichen Tatarei zinsbar war. Die kriegerischen Talente des Jünglings waren von seinem Lehrer, Karakhar, so gut ausgebildet, daß er nach dem Tode seines Vaters im 13. Jahre schon im Stande war, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Die Oberhäupter der ihm unterworfenen Stämme versuchten zwar, sich seiner Herrschaft zu entziehen, wurden jedoch von ihm vollständig unterworfen und 70 von ihnen, die in seine Hände gefallen waren, auf seinen Befehl in Kessel mit siedendem Wasser geworfen. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte sich nun wider ihn, und obgleich häufig siegreich, sah er doch, daß er ihnen auf die Länge nicht werde widerstehen können. Er begab sich daher in den Schutz des Großkhans der karaitischen Mongolen, Namens Ung, der ihn bald sehr lieb gewann und ihm seine Tochter zur Ehe gab, wodurch ein Krieg mit einem zurückgesetzten Nebenbuhler veranlaßt wurde, aus dem jedoch Ung-Khan mit Hilfe Temudschin's siegreich hervorging. Einflüsterungen und Ränke der Neider und Nebenbuhler des letztern erregten aber bald Zwietracht zwischen ihm und seinem Schwiegervater. Es kam zum offenen Kriege zwischen Beiden, und in einer Schlacht im J. 1202 verlor Ung-Khan mehr als 40000 M. und auf der Flucht das Leben. Einen neuen furchtbaren Gegner fand hierauf der Sieger an Tayan, dem Khan der naimanschen Tataren. An den Ufern des Altai-Flusses traf man 1203 zusammen, Tayan wurde geschlagen und starb auf der Flucht, nachdem er alle seine Soldaten bis auf den letzten Mann hatte niederhauen sehen. Dieses Gefecht sicherte dem Sieger die Oberherrschaft über einen großen Theil der Mongolei und den Besitz der Hauptstadt Kara-Korum. Im Frühling des folgenden Jahres hielt Temudschin eine Art von Reichstag in Blun-Yulduk, seinem Geburtslande, wo sich Abgeordnete von allen ihm unterworfenen Horden einfanden; diese setzten ihm die Krone auf und riefen ihn zum Dschakan oder Großkhan im Angesichte des Heers aus. Zugleich prophezeite ihm ein für heilig gehaltener Dschaman, daß er über die ganze Erde herrschen werde, und befahl ihm, sich fortan nicht mehr Temudschin, sondern Dschingis-Khan zu nennen. Eine bürgerliche und militairische Gesetzgebung wurde nun von ihm veranstaltet, und das daraus hervorgegangene Gesetzbuch ist noch jetzt in Arien unter dem Namen Jza Dschingis-Khany bekannt. D. sprach sich persönlich zwar für den Glauben an Einen Gott aus, bekannte sich aber zu keiner bestimmten Religion; er gestattete vielmehr Allen freie Ausübung, und an seinem Hofe waren alle Männer von Verdienst, ohne Unterschied des Glaubens, willkommen. Auch ließ er viele oigurische, tibetan., pers. und arab. Bücher ins Mongolische übersetzen. Durch die Prophezeiung bei seiner Krönung war der Geist der Truppen so an-

gefeuert worden, daß er sie leicht zu neuen Kriegen führen konnte. So ward das Land der höher gebildeten Diguren, im Mittelpunkte der Tatarei, leicht unterworfen, und D. war nun Herr des größten Theils der Tatarei. Nachdem sich kurz darauf mehre tatarische Volksstämme ihm unterworfen hatten, begann er die Eroberung Chinas und überstieg 1209 die Große Mauer. Nach einem dreijährigen Krieg wurde die Hauptstadt Jen-king, nachmals Pe-king, 1215 mit Sturm genommen, geplündert und größtentheils niedergebrannt und damit die Eroberung des nördlichen Chinas vollendet. Die Ermordung der Gesandten D.'s an den Sultan von Khowaresmien durch diesen selbst, veranlaßte 1218 den Angriff auf Turkestan mit einem Heere von 700000 M. Das erste Zusammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentschieden. Bei dem weitem Vordringen der Mongolen im J. 1219 leisteten die großen Städte Bokhara, Samarkand und Khowaresm den meisten Widerstand. Sie wurden endlich erstürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200000 Menschen kamen dabei um. Dabei fand auch die kostbare Bibliothek von Bokhara ihren Untergang. Sieben Jahre hintereinander war D. mit Morden, Plündern, Unterjochen beschäftigt und dehnte auf diese Weise seine Herrschaft bis an die Ufer des Dniepr aus, wo der Großfürst von Kiew und der Fürst von Tchernikow gefangen wurden. In China beabsichtigte er eine Zeit lang den Mord aller Landbewohner, um für eine Menge Menschen, die nicht zum Kriege taugten, die Nahrung zu ersparen und die Fluren in Viehweiden verwandeln zu können; allein einer seiner Räthe, Metchusay, widerlegte sich muthig dieser Maßregel. Schon hatte er bereits das 60. Lebensjahr überschritten, als er nochmals 1225 in Person, an der Spitze seiner Heere, gegen den König von Tangut, Schidasku, zog, der zwei Feinden der Mongolen eine Zuflucht bei sich gestattet hatte und sie nicht ausliefern wollte. Die Mongolen zogen durch die Wüste Kobi im Winter, drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein und vernichteten in einer Schlacht auf dem gefrorenen See Kokonor das feindliche Heer, das 500000 M. gezählt haben soll. Bald wurde auch die Hauptstadt von Tangut, Ringhin, nachmals Nan-king, erobert und hatte mit andern gleiches Schicksal, indem Alles mit Feuer und Schwert verheert wurde. Die Gründung einer mongol. Dynastie in China aber war erst dem Enkel D.'s vorbehalten. Bei diesem Unternehmen fühlte D. die Annäherung seines Todes; er berief seine vier rechtmäßigen Söhne, theilte das Reich unter sie, indem er Dktai zu ihrem Haupt ernannte, und empfahl ihnen vor Allem Eintracht. Er starb am 24. Aug. 1227. Das Dasein dieses Eroberers hatte dem Menschengeschlechte wenigstens 5—6 Mill. Menschen jedes Alters und Geschlechts gekostet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunst, kostbaren Handschriften, die sich in den Städten Balk, Bokhara, Samarkand, Pe-king u. s. w. befanden, vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu Tangut, nicht weit von dem Orte, wo er gestorben war, nach seinem Wunsche unter einem weitschattenden Baume begraben. Das einzige jetzt bekannte Denkmal D.'s ist eine in den Ruinen von Nertschinsk aufgefundenene Granittafel mit einer mongol., von Schmidt in Petersburg entzifferten Inschrift. Diese Tafel hatte D. als Denkmal seiner Eroberung des Königreichs Sartaqol, welches unter dem Namen Karakitai bekannter ist, 1219—20 aufgerichtet.

Dschirid heißt eine Art leichter eiserner Wurfspeere, welche bei den Türken sehr häufig im Gebrauche ist, und die sie mit der größten Geschicklichkeit zu werfen wissen. Der Reiter hat drei solcher Wurfspeere in einer Tasche, die zur rechten Seite des Pferdes herabhängt.

Dschunna oder Djumna, auch Jamunas, ist einer der bedeutendsten Nebenflüsse des Ganges in Vorderindien. Seine Quelle liegt 10850 F. hoch über dem Meere am Jamunawatari, einem der Hauptgipfel des Himalaja. Nachdem er von demselben herabgestürzt, durchtobt er in Wasserfällen ein enges, von Granitblöcken und Klippen schauerlich erfülltes Thal. Im Tieflande begleitet er sodann in parallelem Laufe den Ganges und bildet mit diesem das fruchtbare Zweistromland oder Duab. Er berührt die Kaiserstadt Delhi, die heiligen Orte Nuttra und Hindrabund, sowie Agra und ergießt sich bei Allahabad in den Ganges.

Dualismus nennt man überhaupt die philosophische Ansicht, welche das Wesen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, ursprünglichen und nicht voneinander abzuleitenden Principien aller Dinge, z. B. des Idealen und Realen, oder der materiellen und der denkenden Substanz, gründet und zurückführt. Im engerm Sinne beschränkt man den Dualismus auf die Annahme zweier Grundwesen, eines bösen und guten, wie in der Lehre

des Soroster (s. d.) und auf die Annahme zweier verschiedener Principien im Menschen, nämlich eines geistigen und eines körperlichen Principis. Dem Dualismus steht der Monismus entgegen. So spricht z. B. die Hegel'sche Philosophie von einem Monismus des Begriffs, in dem dieser das Eine, in allen Erscheinungen sich Verwirklichende sei.

Dubarri (Marie Jeanne, Vicomtesse), bekannt als Geliebte Ludwig's XV. von Frankreich, war die Tochter des Steuerbeamten Gomart de Vaubernier und 1744 geboren. Nach dem Tode des Vaters ihrem Schicksale überlassen, ward sie früh die Beute pariser Lüstlinge; nachdem sie bei einer Modehändlerin gearbeitet, kam sie als Freudenmädchen zu der berühmten Gourdon, wo sie durch ihre Schönheit und Munterkeit den Namen l'Ange erhielt. Der Vicomte Dubarri, in dessen Hause sich vornehme Spieler versammelten, nahm sie mit Absicht zu sich, und hier lernte sie der königliche Kammerdiener Lebel kennen, der sie dem fast sechzigjährigen Könige zuführte. Ludwig XV. fand bald so viel Vergnügen an ihr, daß er sie bei sich behielt, ihre Vermählung mit dem Bruder des Vicomte, einem Trunkenbold, bewirkte und sie, alles Streubens der Prinzessinnen und der Hofdamen ungeachtet, bei Hofe einführte. Der durch die 1764 verstorbene Pompadour (s. d.) gestiegene Minister Choiseul (s. d.) fürchtete indeß den üblen Einfluß derselben auf den schwachen König so sehr, daß er sie zu stürzen suchte, wodurch er aber nur um so schneller seinen eigenen Sturz herbeiführte. Daß sich die D. wirklich in die Regierungsangelegenheiten gemischt habe, ist unwar; sie war dazu zu ungebildet und auch zu träge; sie liebte nichts als das Vergnügen. Allein die der Politik des Ministers feindselige Hof- und Pfaffenpartei gebrauchte den persönlichen Einfluß derselben zur Durchführung ihrer Ränke. Aus Gefälligkeit brachte sie den Herzog von Liguillon (s. d.) ans Ruder und unterstützte denselben gegen das Parlament, wodurch sie sich den Haß und Fluch des Volks zuzog, den sie vielleicht weniger verdiente als Andere. Ubrigens benahm sie sich inmitten der zahllosen Cabalen und Zänkereien mit Maß und Festigkeit und war bedacht, unter den Ministern wie unter den Höfingen Eintracht zu stiften. Ihre Gutmüthigkeit wie ihre Verschwendung waren gleich groß und kosteten dem Schatze ungeheure Summen. Mit der Treue nahm sie es nicht genau; dagegen überwachte sie förmlich die Ausschweifungen des Königs. Sie verstand, denselben stets bei guter Laune zu erhalten und hat nie Verstörung zu fürchten gehabt. Als Ludwig XV. sein Ende herannahen sah, ward er für ihre Sicherheit besorgt und befahl ihre Abreise. Nach seinem Tode wurde sie verhaftet und nach einem Kloster bei Meaux gebracht; doch durfte sie sehr bald in ihr Schloß bei Marly zurückkehren, wo sie mit großem Glanz lebte. In der ersten Zeit der Revolution ließ man sie ungestört; als sie aber mit ihrem Vermögen die Emigranten eifrig unterstützte und mit den Anhängern Brissot's in Verbindung trat, ließ sie Robespierre vor Gericht stellen und am 9. Dec. 1793 guillotiniern. Unter allen Frauen, die in der Revolution das Schafot bestiegen, hat sie den wenigsten Muth bewiesen. Auf dem Wege zum Richtplatz zerfloß sie in Thränen, rief das Volk um Hülfe und Mitleiden an und bat, als sie den Kopf unter das Beil legen sollte: „Monsieur le bourreau, encore un moment.“ Die unter ihrem Namen erschienenen „Mémoires“ (3 Bde., Par. 1829) sind größtentheils unecht, doch von vielem Interesse.

Düben, eine gewerbreiche Stadt von 3300 E. im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Mulde, wird bereits im 10. Jahrh. erwähnt. Auch ist sie dadurch merkwürdig, daß hier am 4. Sept. 1631 der König Gustav Adolf von Schweden und der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen persönlich zusammenkamen und ein Bündniß gegen die kaiserlich-siguisischen Truppen unter Tilly schlossen, worauf die Schlacht bei Breitenfeld erfolgte. Im Siebenjährigen Kriege überfielen daselbst am 29. Oct. 1759 die Preußen unter Fink und Wunsch das Ahrenberg'sche Corps und nöthigten es zum schleunigsten Rückzuge. Vor der Schlacht bei Leipzig hielt sich Napoleon mehre Tage in D. auf. In der Nähe von D. liegt die **Dübener Haide**, die Leipzig größtentheils mit Ruß- und Brennholz versorgt.

Dubicza, auch Türkisch Dubicza genannt, eine türk. Festung im Sandschak Kroatien des Paschaliks Bosna, an der Anna, drei Meilen von Gradiska entfernt, hat etwa 6000 meist katholische Einwohner. Im 16. und 17. Jahrh. war D. wiederholt ein Kampfplatz zwischen Osterreich und der Pforte; 1685 und 1687 wurde es von den Osterreichern erstickt; im karlowitzer Frieden aber 1718 an die Pforte zurückgegeben. Besonders merk-

würdig ist **D.** durch die tapfere Vertheidigung der Türken im J. 1788, die aber doch endlich durch Loudon am 26. Aug. 1788 zur Capitulation gezwungen wurden. Dem Türkisch-Dubicza gegenüber liegt das ostr. **Dubiza**, ein starkbefestigter Markflecken mit etwa 3200 E.

Dubienka, eine kleine Stadt am Bug im poln. Gouvernement Lublin, mit 2000 E., ist historisch dadurch merkwürdig geworden, daß hier am 17. Juli 1792 Kosciuszko im offenen Felde mit 4000 Polen ein ihm drei- und vierfach überlegenes russ. Heer zurückschlug.

Dublin, die Hauptstadt und der Sitz des Lordlieutenants von Irland, liegt im Hintergrunde einer 3½ Stunde langen und 2 Stunden breiten, von Bergen umgebenen Bucht und wird vom Liffey in zwei Theile getrennt, welche sieben Brücken, darunter die Essey-, die Königin- und die Carlislebrücke, verbinden. Sie hat meist breite, regelmäßige, vortreflich gepflasterte und erleuchtete Straßen, darunter die prachtvolle Sackville-Street mit einer 130 F. hohen cannelirten Steinsäule in der Mitte, auf deren Spitze Nelson's Statue steht, hohe und zierlich gebaute Häuser und schöne Plätze. Unter den letztern zeichnen sich St.-Stephans-Green aus, ein regelmäßig viereckiger Platz, der mit der bronzenen Bildsäule Georg's II. geziert ist, und der Phönixpark am Westende der Stadt mit der 210 F. hohen Bildsäule Wellington's. Nur die Liberty, ein kleiner Theil der Stadt, wo die Hefe des Volks wohnt, hat hüttenähnliche Häuser und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die schönsten Gebäude sind das Schloß, der Palast des Herzogs von Leinster, das Zollhaus, die Gerichtshalle, die Kornbörse und das Universitätsgebäude, worin 300 Studenten wohnen, mit zwei schönen großen Gärten, einer Bibliothek, einem Museum, anatomischem Theater u. s. w.; ferner das vormalige Parlamentshaus, in welchem jetzt die Bank ist, ein großes, mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude, die Börse und die Casernen, welche 6000 M. fassen. **D.** zählt über 310000 E., darunter etwa 75000 Episkopalen, 9000 Dissenters. Es gibt daselbst 26 anglican. Pfarrkirchen, unter denen die des heil. Patrit, des heil. Georg und die Christuskirche als Gebäude sich vortheilhaft auszeichnen, 18 Kirchen und Kapellen für Katholiken, sechs für Methodisten, drei für Quäker, vier für Presbyterianer, eine für Lutheraner, eine für Calvinisten, zwei für Independenten, zwei für Wiedertäufer und eine jüdische Synagoge. Außer der schon 1320 gestifteten, aber erst 1591 eröffneten Universität hat **D.** eine Akademie der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaus, eine Malerakademie und viele andere wissenschaftliche Anstalten. Zahlreich sind die milden Stiftungen, z. B. für Soldatenkinder, für Matrosenkinder, für Wöchnerinnen, für Fieberkranke, für verführte Mädchen (das Magdalenenasyl), für syphilitische Kranke, für Irre u. s. w. Unter vielen Manufacturen treiben wenige ihr Geschäft ins Große. Die vorzüglichsten sind die in Seide, Baumwolle und Leinwand; nächstdem gibt es Hut-, Stärke-, Taback- und Glaswarenfabriken, mehre Zuckersiedereien und ansehnliche Branntweimbrennereien. Dagegen ist **D.** der Mittelpunkt des irländ. Handels; ausgeführt werden hauptsächlich Branntwein, Schlachtvieh, Pötelfleisch, Speck und Leinwand. Der Hafen wird durch einen mit großen Kosten 1748—55 aus Granitsteinen aufgeführten, 30 F. breiten Damm gebildet, der über eine Stunde ins Meer hinausläuft und an dessen Ende ein Leuchthurm sich befindet, der 1761 erbaut wurde. Eine schöne Allee umgibt die fast kreisförmig gebaute Stadt. Im Norden derselben beginnt der Königskanal, der 24 M. weit westlich bis Larmonbarry am Shannon geführt ist. **D.** soll im 9. Jahrh. von Normännern gegründet worden sein und war dann seit dem 10. Jahrh. der Sitz eines normännischen Königsgeschlechts. Das Bisthum daselbst wurde 1038 gegründet und später zum Erzbisthum erhoben. Im Anfange des 12. Jahrh. von Engländern erobert, bildete es nun bis ins 15. Jahrh. eine besondere Graffschaft. Im J. 1409 erhielt die Stadt das Recht, sich einen Mayor zu wählen, dem seit 1665 der Lordstitel gegeben wurde, und seit 1541 ward es der Sitz des Vicekönigs.

Dubois (Guillaume), Cardinal und franz. Minister unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, war der Sohn eines Apothekers zu Drive-la-Gaillarde in der Auvergne und daselbst 1556 geboren. Als dreizehnjähriger Knabe kam er nach Paris in das Collegium St. Michel, wo er sich tüchtige Kenntnisse erwarb, und wurde dann Hauslehrer. Durch Bekanntschaft mit Saint-Laurent, dem Unterhofmeister des Herzogs von Chartres, gelangte er in das Haus des Herzogs von Orleans, der ihn später zum Lehrer des jungen Prinzen machte. Obschon von häßlichem Außern, wußte er sich doch durch ein kluges, gewandtes Be-

tragen, wie durch Wig und Anstelligkeit, selbst bei der Herzogin sehr beliebt zu machen und erhielt auch das unumschränkte Vertrauen seines Zöglings, theils indem er demselben Liebe zu den Wissenschaften einflößte, theils durch weniger ehrenvolle Dienste. Damit, daß er die Verheirathung seines Zöglings mit einer natürlichen, aber legitimirten Tochter Ludwig's XIV., einem Fräulein de Blois, nach dem Wunsche des Königs und gegen den Willen der in ihrem Stolze gekränkten Herzogin Mutter zu Stande brachte, betrat er die erste Stufe seiner ungemessenen Laufbahn. Ludwig XIV. gab ihm dafür zunächst die Abtei St.-Just in der Picardie, um ihm Gelegenheit zur Ausbildung seiner diplomatischen Schlaueit zu geben, erlaubte er ihm, nach London zur franz. Gesandtschaft zu gehen. D. knüpfte hier durch seine frühern Bekanntschaften mit vornehmen Engländern wichtige Verbindungen an, insbeson dere mit dem Lord Stanhope, der ihm später förderlich wurde. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich versah er unter dem Titel eines Secretairs die Stelle des geheimen Raths und Agenten des Herzogs von Orleans, und als dieser 1517 die Regentschaft übernahm, wurde er von ihm gegen die Abmahnungen der einflußreichsten Personen, die den Günstling fürchteten, zum Staatsrath erhoben. Als die Politik des span. Hofes, die der Cardinal Alberoni leitete, den Regenten in Verlegenheit setzte, wies D. auf die Verbindung mit England hin und erbot sich zum Unterhändler. Hierauf nach London gesendet, brachte er schon 1718, nachdem er sich durch Lord Stanhope am Hofe Georg's I. Einfluß zu verschaffen und die Abneigung desselben gegen den Regenten zu überwinden gewußt hatte, das Bündniß zwischen England, Frankreich und Holland zu Stande. Die Beschuldigung, daß er sich von England habe erkaufen lassen, war wol weniger begründet, als daß er sich selbst den Weg durch Bestechung zu bahnen suchte. Zur Belohnung erhielt er vom Regenten das Ministerium des Auswärtigen und auf Verwendung des Königs Georg sogar das Erzbisthum von Cambrai. Mit Schlaueit wußte er sich dann auch den Cardinalschut zu verschaffen. Im J. 1722 zum Premierminister erhoben, fing nun sein Einfluß wie sein Ehrgeiz an sich schrankenlos zu äußern. Eine außerordentliche Geschäftsthätigkeit und daneben die wildesten Ausschweifungen jeder Art führten ihn jedoch zeitig dem Grabe zu. Er starb am 10. Aug. 1723 und hinterließ große Reichthümer. Der strenge Saint-Simon schildert ihn in seinen Memoiren als einen verworfenen, wollüstigen, eiteln, falschen und lügenerischen Mann; doch vergißt er, daß D. einen scharfen und thätigen Geist besaß, nie gewaltsam und grausam war und unter den verderbtesten Menschen und Verhältnissen emporwuchs; unter seinem Namen erschienen „Mémoires“ (4 Bde., Par. 1829), ein zusammengelesenes Nachwerk. Vgl. Lemontey, „Histoire de la régence“ (2 Bde., Par. 1832).

Dubois (Paul Franç.), Director der Normalschule zu Paris und Deputirter, geb. 1791 in Rennes, besuchte das Collège seiner Vaterstadt und studirte dann unter Cousin in der Normalschule. Von 1818—21 war er nacheinander Professor an den Colléges zu Falaise, Limoges und Besançon. Im J. 1821 seiner Stelle entsetzt, ging er nach Paris, wo die meisten ehemaligen Schüler Cousin's sich sammelten. In Paris traf er mit seinem Freunde Souffroy zusammen, der ihn in die Philosophie einweihte, und mit ihm trat er dann, von Cousin angeregt, in einen Carbonariclub. In dieser Zeit übersezte er für Guizot's große Sammlung die Chronik von Flodoard. Mit seinem Landsmanne P. Leroux gründete er sodann 1824 den „Globe“, dessen Hauptredacteur er fünf Jahre lang war. Er war vom Anfange an die Seele dieses Journals, für das er damals kritische Artikel schrieb; doch erst als es unter Martignac's Ministerium ein politisches Blatt wurde, sah sich D. in seinem wahren Elemente. Von ihm sind die meisten leitenden Artikel, von 1828 bis zu Anfang des J. 1830, wo er sich von Ch. de Rémusat mußte ablösen lassen, weil er eine mehrmonatliche Gefängnißstrafe zu bestehen hatte. In der That war D. dem politischen Radicalismus näher als Duvergier de Hauranne, Duchâtel, Rémusat und die andern Redactoren des „Globe“; seine Opposition war schärfer und zuletzt auch maßloser als die von Thiers, Mignet und Carrel im „National“. In literarischer Hinsicht werden seine glänzend geschriebenen Artikel immer einen hohen Werth behalten, besonders zeichnen sie sich durch eine scharfe, gewandte Dialektik und die eindringliche, bezwingende Kraft der Sprache aus, wogegen freilich die festen Grundgedanken nur zu häufig halb oder ganz falsche liberale Redensarten sind. Als die Julirevolution die liberale und doctrinaire Jugend an die Geschäfte brachte, wurde D. zu

einem der Generalinspectoren des öffentlichen Unterrichts ernannt und 1831 auch von der Stadt Nantes in die Kammer gewählt. Wegen eines antiministeriellen Votums im J. 1834 durch Guizot wieder abgesetzt, lebte er eine Zeit lang amtslos, bis er nach Guizot's Austritt zum Professor der franz. Literatur an der Polytechnischen Schule ernannt wurde. Später erhielt er auch seine Generalinspectorstelle wieder, und im Sommer 1838 unternahm er eine Reise nach Deutschland, um namentlich das preuß. Unterrichtswesen zu studiren. Im J. 1839 wurde er an Willemain's Stelle Mitglied des Conseils für den öffentlichen Unterricht und 1840 nach dem Eintritte Cousin's in das Ministerium dessen Nachfolger als Director der Normalschule. In neuester Zeit schrieb er einige politische Broschüren im Interesse des Ministeriums.

Du Bois (Felix Heinrich), bekannter unter dem Schriftstellernamen Bodz-Reymond, gegenwärtig vortragender Geh. Regierungsrath in dem Departement für Neufchatel zu Berlin, geb. am 20. Aug. 1782 zu St.-Sulpice im Val-de-Travers, verlor seinen Vater schon im zweiten Jahre. Seine geistvolle Mutter ließ ihm auf dem kleinen Erbgute, das sie bezogen, so weit die bedrängten Umstände es erlaubten, eine angemessene Bildung geben. Im 18. Jahre ging er nach Genf und brachte dort und in Lyon mehre Jahre in literarischer Thätigkeit zu. Im J. 1804 wendete er sich nach Berlin, wo er dem General von Béville empfohlen war, durch den er eine Hauslehrerstelle auf dem Lande erhielt, worauf er sich eifrigst der Erlernung der deutschen Sprache widmete. Nachdem er sich entschlossen, in Preußen zu bleiben, studirte er auf dem franz. Gymnasium Philosophie und Medicin, während er sich seinen Lebensunterhalt durch Unterrichten erworb. Seiner Sprachkunde verdankte er es auch, daß er die Feldzüge von 1813—14 im Generalstab der Nordarmee, als Hauptmann, mitmachte. Nach dem Frieden ward er im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und machte von da aus die Carrière, die ihn auf seinen gegenwärtigen Posten führte. Ancillon war ihm sehr gewogen und vermachte ihm seine Manuscripte, mit der Ermächtigung, sie herauszugeben; doch wurden sie mit politischem Sequester belegt, wogegen D. vergebens protestirte. D. hat Manches, besonders in sprachlicher Hinsicht, dann auch mit Bezug auf sein Geburtsland geschrieben. Wir erwähnen seine „Umbildungslehre der franz. Zeitwörter“ (Berl. 1818) und seine „Considérations sur la propriété, la situation politique et la constitution de la principauté et canton de Neufchatel et Valengin“ (Yverdun 1831). Am meisten hat aber das unter dem Namen Bodz-Reymond von ihm herausgegebene Werk „Staatswesen und Menschenbildung“ (4 Bde., Berl. 1837—39) die Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, da es sich in origineller und von dem wärmsten Sinne für Menschenwohl durchdrungener Weise über hochwichtige Fragen des socialen Lebens, vornehmlich über die Armenfrage, das Unterrichtswesen, die Volksgesittung u. s. w., verbreitet. Selbst Gegner, welche den nationalökonomischen Standpunkt des Buchs nicht billigen wollten, haben die pädagogische Bedeutung desselben anerkannt, sowie in den vielen praktischen Lebenserfahrungen, die er mittheilt, manches Wichtige und den Beweis guter Beobachtungsgabe gefunden. Im J. 1832 schenkte ihm die Stadt Neufchatel ihr erbliches Bürgerrecht.

Dubos (Jean Baptiste), einer der vorzüglichsten franz. Ästhetiker, geb. 1670 zu Beauvais, studirte daselbst und zu Paris und wurde 1695 in dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Minister Torcy angestellt, welcher ihm die Besorgung mehrerer wichtiger Geschäfte in Deutschland, Italien, Holland, besonders aber Unterhandlungen mit England übertrug. Zur Förderung der letztern schrieb er eine Flugschrift über Englands wahres Interesse, worin er die Losreisung der amerik. Colonien prophezeite. Auf seinen Reisen sammelte er seine Erfahrungen über die Künste, welche er in seinen „Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique“ (Par. 1719; 6. Aufl., 3 Bde., 1755) aufstellte. Bei vielen falschen Behauptungen erweiterte er doch den engen Gesichtskreis der franz. Kritik. Die Grundlage seiner Theorie ist ihm das Bedürfnis des Menschen, seine Gemüthskräfte zu beschäftigen und seine Empfindungen in Thätigkeit zu setzen. Auch als historischer Schriftsteller hat er sich durch die „Histoire de la ligue de Cambrai“ (2 Bde., Par. 1721) und „Histoire critique de l'établissement de la monarchie franç. dans les Gaules“ (2 Bde., Amst. 1743) einen Namen erworben. Zur Belohnung seiner diplomati-

schen Dienstleistungen erhielt er 1723 eine geistliche Pfründe, nachdem er bereits 1720 beständiger Secretair der franz. Akademie geworden. Er starb zu Paris am 23. März 1742.

Ducange (Charl.), s. Dufresne.

Ducaten, s. Dukaten.

Ducaton ist eine Silbermünze, welche in frühern Zeiten von Holland, Mailand, Mantua und Modena geprägt wurde. Der ital. Ducaton war 1 Thlr. 18 Sgr., der holländ. oder silberne Ruyder, aus dem 18. Jahrh., 1 Thlr. 24 Sgr. werth.

Duchâtel (Charl. Marie Tanneui, Graf), franz. Staatsminister, Mitglied der Deputirtenkammer und der Akademie, bekannt als ökonomistischer Schriftsteller, stammt aus einer Adelsfamilie der Normandie und ward am 19. Febr. 1803 zu Paris geboren. Nach Vollendung seiner juristischen Studien nahm er seit 1823 unter dem Schilde der doctrinaires Schule thätigen Antheil an dem „Globe“ und der „Revue française“. Bei der Entwicklung seiner Ansichten über die politische Ökonomie zeigte er sich als Anhänger der Theorie von Malthus. Sein „Traité de la charité dans ses rapports avec l'état moral“ (Par. 1829), eine Schrift, welche die Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und kluge Begründung der Ehe dem Glende der niedern Classen entgegenhielt, erregte großes Interesse, wenn sie auch nicht den beabsichtigten Preis der Akademie erhielt. Als die Julirevolution die Doctrinaires an das Ruder brachte, ward auch D. sogleich als Staatsrath dem Finanzministerium unter Louis beigeordnet, in welcher Eigenschaft er in der Kammer Sitzung von 1831 die Regierung in den Finanzangelegenheiten nicht ohne Glück vertrat. Durch die Ministerialveränderung vom 11. Oct. 1832 verlor auch er sein Amt; dafür wurde er als Abgeordneter von Jonzac, im Departement der untern Charente, in die Kammer gewählt. Die Vertheidigung des Gesetzes in Bezug auf die amerik. Schuld, brachte ihn am 3. Apr. 1834 als Handelsminister ins Cabinet, aus dem er, eine kurze Unterbrechung im Herbst abgerechnet, erst im Febr. 1836 mit den übrigen Doctrinaires trat. In diese Zeit fällt besonders seine anerkennungswerthe Thätigkeit für die Vorbereitung einer durchgreifenden Reform des franz. Zollwesens, zu welchem Zwecke er im Sept. 1834 eine große Commission Sachverständiger versammelte, deren umfassende Arbeiten er in ihren Resultaten 1835 veröffentlichte. Die Wichtigkeit und Verdienstlichkeit der von ihm herausgegebenen „Documents historiques sur la France“ (Par. 1834, Fol.), einer vollständigen statistischen Geschichte Frankreichs, erkannte die Kammer von 1835 dadurch an, daß sie dem Herausgeber eine Geldbewilligung machte. Im Sept. 1836 trat D. mit seinen Freunden, nach dem Streite über die span. Fremdenlegion, als Finanzminister wieder in das Cabinet ein. In der nächsten Kammer Sitzung legte er eine Reihe großartiger Entwürfe über die öffentlichen Arbeiten und die dazu nöthigen Geldmittel vor; allein der Rücktritt der Doctrinaires am 7. März 1837 hemmte die Ausführung dieser Pläne. Auch D. gehörte nun im J. 1838 zur Opposition gegen das Ministerium Molé. Nach der gewaltigen Ministerkrisis und der Emeute von 1839 ward D., als einer der liberalern Doctrinaires, am 13. Mai in dem von Soult gebildeten Ministerium mit dem Portefeuille der innern Angelegenheiten bedacht. Am 25. Jan. 1840 bei der Dotationsfrage des Herzogs von Nemours legte er mit den übrigen sein Amt nieder und machte dem verhängnißvollen Ministerium unter Thiers Platz; doch schon am 29. Oct. desselben Jahrs nahm er seinen Platz als Minister des Innern im Verein mit seinem Freunde Guizot wieder ein, dessen Politik er gegenwärtig ganz zu der seinigen gemacht hat. — Sein Vater, Charl. Jacq. Nicolas Graf D., geb. am 29. Mai 1751, der vor der Revolution in der Verwaltung zu Bordeaux angestellt war, wurde durch Bonaparte seit 1801 zu hoher Stellung und Würden befördert. Namentlich war seine Gemahlin, eine Tochter des Senateurs Grafen Papin und durch ihre Schönheit berühmt, Palastdame der Kaiserin Josephine, und dann auch der Kaiserin Marie Luise, ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit des Kaisers. In Folge der Restauration verlor auch D. seine glänzende Stellung. Im Nov. 1827 im Departement der untern Charente zum Deputirten gewählt, wurde er nun auch wieder von der Regierung berücksichtigt und am 25. Jan. 1833 zum Pair ernannt.

Duchesne (André), im Lateinischen Chesnius (Andreas), Duchenius, Quercetanus, der Vater der Geschichte Frankreichs, wie man ihn genannt hat, wurde zu Isle Boucharde in Touraine im Mai 1584 geboren und studirte zu Loudon und Paris. Von Jugend auf

waren Geschichte und Geographie seine Lieblingsfächer. Durch hohe Gönner, die er sich durch seinen Fleiß erworben, wurde er königlicher Geograph und unter dem Ministerium Richelieu's, der ihm sehr zugethan war, königlicher Historiograph. Er starb am 30. Mai 1640 auf eine sehr traurige Weise, indem er auf einer engen Straße von einem Karren gegen die Mauer gequetscht wurde. Wichtig ist besonders seine Sammlung der „*Historiae Francorum scriptores coaetanei ab ipsius gentis origine ad Philippi IV. tempora*“ (5 Bde., Par. 1636 — 49, Fol.), die sein Sohn Franc. D., geb. 1616, gest. ebenfalls als königlicher Historiograph 1693, vom dritten Bande an fortführte, und welche noch insbesondere deshalb geschätzt wird, weil sie Vieles enthält, was man im Bouquet's Sammlung vergebens sucht. Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften, deren mehre ebenfalls von seinem Sohne in neuen Auflagen herausgegeben wurden, verdienen noch besonderer Erwähnung seine „*Historiae Normannorum scriptores antiqui*“ (Par. 1619, Fol.), eine Sammlung, welche auf drei Bände berechnet, von denen aber nur dieser eine erschienen ist, und seine genealogischen Werke, namentlich die „*Histoire généalogique de la maison de Montmorency et de Lava*“ (Par. 1624, Fol.) und die „*Histoire généalogique de la maison de Vergi*“ (Par. 1825, Fol.), welche die Geschichte Frankreichs vielfach erläutern. D. war ein sehr fleißiger Arbeiter; mehr als hundert Folianten soll er noch in Handschrift hinterlassen haben.

Duchesne (Jean), Conservateur der Kupferstiche und Karten an der königlichen Bibliothek zu Paris, zum Unterschiede von seinem ebendasselbst angestellten Sohne der Ältere genannt, geb. am 25. Dec. 1779 zu Versailles, wurde, nachdem er zwei Jahre im Lycée des arts in Paris studirt hatte, bereits 1796 an der Nationalbibliothek in der Abtheilung der Kupferstiche angestellt. Von seinen frühern Schriften nennen wir den „*Rapport sur la fonte de la statue de Jeanne d'Arc*“ (1805) und die „*Notice sur la vie et les ouvrages de Jules Hardouin Mansart*“ (1805). Im J. 1812 unternahm er auf kaiserlichen Befehl eine Reise nach Holland, um die Kupferstichsammlung im Haag mit der in Paris zu vergleichen und die letztere zu vervollständigen; die von ihm bei dieser Gelegenheit entführten Schätze mußten jedoch 1815 zurückerstattet werden. Im J. 1824 hatte er im Auftrage des Ministeriums die engl. Kupferstichsammlungen zu untersuchen, worauf er einen „*Compte rendu d'une voyage fait en Angleterre*“ (Par. 1824) herausgab, und 1827 machte er eine Kunstreise durch Deutschland, worauf er sich in den Stand gesetzt sah, seine „*Voyage d'un iconophile*“ (Par. 1834) erscheinen zu lassen. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch die „*Notice des estampes exposées à la bibliothèque du roi*“ (Par. 1819), und den „*Essai sur les nielles, gravures des orfèvres florentins du quinzième siècle*“ (Par. 1826, mit Abb.). Auch war er Mitherausgeber der „*Isographie des hommes célèbres ou recueil de fac simile de lettres autographes*“ (Par. 1827 fg.).

Duchesnois (Catherine Josephine), geborene Rasin, die erste tragische Schauspielerin ihrer Zeit in Frankreich, geb. um 1780 zu St.-Saulve bei Valenciennes, verrieth von ihrer Kindheit an einen entschiedenen Verusf zur Schauspielkunst. Sehr jung betrat sie mit vielem Beifall die Bühne zu Valenciennes. Sich selbst indes nicht genügend, trat sie zunächst nicht wieder auf, sondern suchte sich unter Leitung des Dichters Legouvé weiter auszubilden. Wegen dieses von dem gewöhnlichen abweichenden Bildungsganges machte sie sich die Häupter der Bühne zu Feinden, sodas sie erst 1802, auf Bonaparte's Befehl, Zutritt auf dem Théâtre français erhielt. Doch gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Rolle der Phädra gewann sie durch reine, anmuthige Sprache, Einfachheit und Wahrheit des Spiels, tiefes Gefühl für Poesie und Wärme ihres Vortrags den allgemeinsten Beifall; ebenso als Hermione, Semiramis, Dido und Porane. Nachdem inzwischen die reizende Georges ebenfalls die Bühne betreten, wurde sie nach dem Wunsche der Kaiserin Josephine 1804 förmlich angestellt, was nun einen heftigen Kampf zwischen den Anhängern der beiden Nebenbuhlerinnen veranlaßte, besonders war der Kritiker Geoffroy (s. d.) einer ihrer heftigsten Gegner. Aber bald entschied sich, trotz des Parteigefchreis, die öffentliche Meinung zu Gunsten der D. Kränklichkeit entfernte sie seit 1808 wiederholt auf lange Zeit von der Bühne, nichtsdestoweniger wußte sie seit 1822, wo sie wieder regelmäßig aufzutreten begann, ihren alten Ruhm zu behaupten. Mit dem 1. Apr. 1830 verließ sie die Bühne und starb am 8. Jan. 1835.

Duchoborzen heißt eine Sekte in der russ. Kirche, welche durch Gleichstellung der

kanonischen und apokryphischen Bücher der heiligen Schrift zu mancherlei Abweichungen von der herrschenden Lehre gekommen ist, die Lehre von der Kirche in den Sacramenten idealistisch auffaßte, keine Gotteshäuser und Priester hat und den Eid sowie die Kriegsdienste für unerlaubt hält. Die Duchoborzen traten zuerst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. unter der Regierung der Kaiserin Anna in Moskau und andern Städten auf. Unter Katharina II. und Paul I. hatten sie mancherlei Bedrückungen zu erleiden. Alexander I. ordnete eine mit christlicher Milde geführte Untersuchung über sie an; doch nachdem sie ihr Glaubensbekenntnis eingereicht, erlangten sie Duldung und zeichneten sich seitdem durch stillen, unbescholtenen Wandel aus. Sie bewohnen hauptsächlich die fruchtbaren kreimischen Steppen jenseit des Don, wohin sie 1803 aus den verschiedenen Gouvernements sich übersiedeln mußten.

Ducis (Jean Franç.), franz. dramatischer Dichter, bekannt insbesondere als Bearbeiter mehrerer Shakspeare'scher Stücke, geb. am 14. Apr. 1733 zu Versailles, trat ziemlich spät erst als dramatischer Dichter auf und vermochte auch nicht sogleich Glück zu machen. Dieses gelang ihm erst, als er Shakspeare's „Hamlet“ auf die franz. Bühne brachte, den er, gleich den übrigen von ihm bearbeiteten Stücken dieses Dichters, dermaßen verwässerte und dem franz. Volksgeschmacke anpaßte, daß man das Urbild kaum wiedererkennt. Sein Stil ist zuweilen hart, aber edel und voll Würde. Im J. 1778 wurde er Mitglied der Akademie und später Secretair bei dem Grafen von Provence, dem nachmaligen König Ludwig XVIII. Ein treuer Diener der Bourbons lehnte er unter Napoleon die jährlich 40000 Francs eintragende Stelle eines Senators und das Kreuz der Ehrenlegion ab, zu einer Zeit, wo er fast darben mußte. Während der glänzenden Zeit des Kaiserreichs lebte er in der größten Zurückgezogenheit in Versailles. Die Rückkehr Ludwig's XVIII. verjügte sein Alter, höchst entzückt war er, als der König ihm bei der ersten Audienz einige seiner Verse recitirte. Er starb am 30. Jan. 1816. Seinen „Oeuvres“ (5 Bde., Par. 1824 und öfter) schließen sich an die „Oeuvres posthumes“ (2 Bde., Par. 1826). Vgl. Campenon, „Lettres sur la vie, le caractère et les écrits de D.“ (Par. 1824) und Leroy, „Études morales et littéraires sur la personne et les écrits de D.“ (Par. 1832).

Duclos (Charl. Pineau), ein ausgezeichnete franz. Charakteristiker, geb. am 12. Febr. 1704 zu Dinant in Bretagne, kam in früher Jugend nach Paris, wo er seine Anlagen mit Erfolg ausbildete und sich der Literatur widmete. Romane gehörten zu seinen ersten Leistungen, und einer derselben, die „Confessions du comte de ***“ (1741), fanden so großen Beifall, daß z. B. eine Weltbame sie dem jungen Rousseau gab, als ein Buch, woran er sich bilden könne. Rousseau suchte des Verfassers Freundschaft, die ihm auch ward und sich dauernd erhielt. Nach seinem ersten geschichtlichen Werke „Histoire de Louis XI“ (1745) gab D. „Considérations sur les moeurs de ce siècle“ (1749) heraus, in denen er sich als geistreicher und gewandter Charakterzeichner zeigte, und durch die er seinen Ruhm gründete, sodann als Fortsetzung dieses Werks die „Mémoires pour servir à l'histoire du 18ième siècle“ (1751). Sein Talent für die Charakteristik bewies er auch in seinem Hauptwerke, den „Mémoires secrets des règnes de Louis XIV et de Louis XV“, die er schrieb, nachdem er zum Historiographen an Voltaire's Stelle ernannt worden, die aber erst später erschienen (2 Bde., Par. 1791; deutsch von Huber, 3 Bde., Berl. 1792—93). Er wurde 1739 Mitglied der Akademie der Geschichte und 1747 der franz. Akademie, als deren Secretair er nicht nur viele Lobreden, die in seinen Werken aufbewahrt sind, zu halten, sondern die Redaction des „Dictionnaire de l'académie“, welcher 1762 erschien, zu besorgen hatte. Die Frucht einer Reise, die er 1766 nach Italien machte, sind die „Considérations sur l'Italie“ (1791; deutsch von Schleusner, Jena 1792). D. war in seinem Umgange geradeaus und derb, übrigens aber weltklug und gewandt und behauptete den Ruf unbestechlicher Rechtlichkeit und Widerkerkeit bei seinen Zeitgenossen; nur in den Memoiren der Madame d'Épinay ist er verleumdeter worden. Seine Mitbürger in Dinant bewiesen ihm ihre Achtung 1744 dadurch, daß sie ihn, obgleich er in Paris lebte, zu ihrem Maire ernannten, und die Stände von Bretagne, denen er als Abgeordneter angehörte, erwirkten ihm bei Ludwig XV. den Adel. Er starb am 26. März 1772. Seine „Oeuvres complètes“ gab zuerst Desfossart's (10 Bde., Par. 1806), neuerdings Belin (3 Bde., in der Sammlung „Prosateurs français“) heraus, mit einer wichtigen Biographie D.'s von Willenave.

Ducos (Roger, Graf), der während der franz. Republik und im Kaiserreiche die höchsten Würden bekleidete, war 1754 in der Gegend von Bordeaux geboren. Beim Ausbruche der Revolution Advocat, kam er 1792 für das Departement Le Landes in den Nationalconvent. Hier stimmte er zwar für die unbedingte Verurtheilung Ludwig's XVI., hielt sich aber dann in der unentschiedenen Masse verborgen, die weder zu der Bergpartei noch zu den Girondisten gehörte, und entging darum auch jeder Verfolgung. Im Jan. 1794 wählte ihn der Jakobinerclub zu seinem Präsidenten, wobei er sich als strenger und entschiedener Demokrat benahm. An den Händeln der Häupter untereinander nahm er ebenso wenig Theil als am Sturze der Schreckensherrschaft. Unter dem Directorium machte er sich jedoch als entschiedener Vertheidiger der Republik gegen die Umtriebe der Royalisten bemerkbar und hatte auch in der Sitzung am 18. Fructidor bei Abfassung der Verbannungsdecrete im Rathe der Alten den Vorschlag. Der District des Dratoriums zu Paris wählte ihn hierauf wieder in den Gesetzgebenden Körper für das J. VI (1797); allein die Wahl ward mit vielen andern, als von den Radicalen betrieben, verworfen. Hierauf kehrte D. in seine Heimat zurück und versah im Departement Leslandes das Amt eines Friedensrichters. Erst bei den Ereignissen im J. 1799 erinnerte sich Barras seiner als eines brauchbaren Werkzeugs und verhalf ihm mit Merlin de Douai ins Directorium (s. d.). Bei den Vorbereitungen zum Sturze der Regierung gab er sich blindlings den revolutionairen Entwürfen Sièyes' hin, wofür er nach der Katastrophe vom 18. Brumaire zum Mitgliede des provisorischen Consulats gemacht wurde. Als er dann Lebrun sein Amt überlassen mußte, ward er als Vicepräsident in den Senat versetzt und bei Errichtung des Kaiserreichs als ein williger Diener Napoleon's in den Grafenstand erhoben. Dessenungeachtet unterzeichnete er den Senatsbeschluß vom 1. Apr. 1814, der den Kaiser gesetzlich des Throns beraubte, erhielt aber dafür von den Bourbons keine Auszeichnung. Bei seiner Rückkehr im J. 1815 ernannte ihn Napoleon zum Pair von Frankreich. Nach der zweiten Restauration mußte D. 1816 als sogenannter Königsmörder Frankreich verlassen. In der Gegend von Ulm verlor er im März 1816 bei dem Umsturz seines Wagens das Leben. D. war einer jener Männer, die in Folge der Mitelmäßigkeit ihres Talents und Charakters von Andern brauchbar befunden werden und darum ihr Glück machen. — Verhängnißvoller ist die kurze politische Laufbahn des Conventsdeputirten Jean Franc. D. Der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Bordeaux, kam er 1791 im Alter von 26 Jahren in die Gesetzgebende Versammlung, dann in den Convent, wo er die Grundsätze und das Schicksal der Girondisten theilte. In der Anklageacte Amar's begriffen, wurde er am 31. Oct. 1793 mit Vergniaud und mehren Andern hingerichtet und starb mit hohem Muth. Bekannt ist seine geistreiche Rede bei dem letzten Banquet der Girondisten in der Nacht vor ihrer Hinrichtung. — Seines Bruders Sohn, Théodore D., geb. 1800 und Kaufmann in Bordeaux, wurde 1834 von dem Departement der Gironde in die Kammer gewählt, zu deren linkem Centrum er gehört.

Du-Deffand (Marie de Vichy Chamrond, Marquise), eine der geistreichsten Frauen des 18. Jahrh., geb. 1697 aus einer edeln Familie in Bourgogne und erzogen in einem Kloster zu Paris, entwickelte schon in zarter Jugend liebenswürdige und glänzende Eigenschaften. Ihre Ältern verheiratheten sie 1718 an den Marquis Du-Deffand, der weit älter war als sie; als daher der Tod ihrer Großmutter sie in den Besitz einer Rente von 4000 Livres setzte, ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden. Eine Zeit lang soll sie der Gegenstand der Leidenschaft des Regenten, Herzogs von Orleans, gewesen sein. An dem glänzenden Hofe der geistreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam sie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, Lamotte, Madame de Lambert, Mademoiselle Delaunay in nahe Berührung. Von den Reizen der Hauptstadt angezogen, wendete sie sich dahin, wo sie den Umgang der ausgezeichnetsten Männer und Frauen ihrer Zeit suchte, die sie nachher in ihrem Hause versammelte. Im J. 1750 hatte sie das Unglück zu erblinden; aber der Verlust ihrer Augen weckte nicht die Behmuth in ihr, die man bei Erblindeten sonst gewöhnlich antrifft. Sie war in steter innerer Erbitterung, fand an nichts Gefallen und sah Alles schwarz und widrig. Rousseau sagt von ihr, sie könne keine Meinung ohne eine Art Krampf äußern und suche ihre leidenschaftlichen Meinungen mit einem wahren Despotismus durchzusetzen. Selbst ihr Freund, Horace Walpole, an den ihre „Briefe“ gerichtet sind, die Miß Berry (4 Bde., Par.

1812) herausgab, ein Mann, den sie abgöttisch verehrte, schrieb ihr: „Sie messen Alles nur nach den Huldigungen, die man Ihnen darbringt. Sie vergiften sich Ihr Leben durch übermäßige Ansprüche, die Sie machen, und verschrecken Ihre Freunde, die wohl fühlen müssen, daß sie Ihnen nie genug thun können.“ Aber voll Verstand und Talent war sie, und auch ihre Grazie und Liebenswürdigeit werden von Vielen gerühmt. Voltaire nannte sie die scharfsichtige Blinde (*Paveugle clairvoyante*). Sie lebte nach ihrer Erblindung noch 30 Jahre und starb am 24. Sept. 1780.

Dubevant (Aurore, Marquise), die unter dem Namen **Georges Sand** so berühmt gewordene Schriftstellerin, ist 1804 im Departement der Indre geboren und die Tochter eines Sohns des bekannten Marschalls von Sachsen, Namens Dupin. Nach einer streng klösterlichen Erziehung einem Manne vermählt, mit dem sie nicht sympathisiren konnte, entzog sie sich 1831 diesem Verhältnisse durch die Flucht und begab sich nach Paris, wo sie, nach einigen literarischen Versuchen in verschiedenen Journalen, zum ersten Male mit ihrem Freunde Jules Sandeau, der sich später durch eigene Productionen bekannt gemacht hat, in einem selbständigen Werke „*Rose et Blanche*“ (5 Bde., Par. 1832) unter dem Namen Georges Sand auftrat, der anfangs beiden Autoren gemeinschaftlich sein sollte. Dieser Roman ließ indeß nur an wenigen Stellen das herrliche Talent ahnen, das sich zuerst in ihrer „*Indiana*“ (2 Bde., Par. 1832) wahrhaft entfaltete. Dieses Werk, in dem sich ein glühendes Herz, welches in gegenwärtigen Verhältnissen keine Befriedigung fand, Lust macht, erregte das ungewöhnlichste Interesse. Selbst die, welche ihre überspannten Emancipationsideen, die ihren eigenen herben Erfahrungen beigemessen werden können, verwarfen, mußten doch die vollendete Form, die hinreißende Sprache, die plastische Abrundung ihrer Gestalten und den großen Gedankenreichtum ihrer Werke, die nun in schneller Aufeinanderfolge erschienen, bewundern. Von ihren ersten Romanen, in denen sie ihre Tendenz noch am entschiedensten verfolgte, heben wir „*Lélia*“ (3 Bde., Par. 1833), „*Valentine*“ (2 Bde., Par. 1832) und „*Léone Léoni*“ (Par. 1835) hervor. Ihre „*Lettres d'un voyageur*“ (2 Bde., Par. 1837) gestatteten einen Blick in ihr Gemüthsleben. Seitdem hat sie sich in den „*Sept cordes*“ (Par. 1839), das ans Faustische streift, ohne besonderes Glück im Dramatischen versucht. Auch in literarische, philosophische und politische Discussionen hat sie sich eingelassen und namentlich ihren Freund und jegigen Glaubensgenossen, Lamennais, glänzend vertheidigt. Eine Spaltung mit der Redaction der „*Revue de deux mondes*“, in welcher der größte Theil ihrer Werke zu erscheinen pflegte, veranlaßte sie, mit P. Leroux und Biardot eine eigene Zeitschrift „*La revue indépendante*“ zu gründen. Die beiden neuesten Romane „*Horace*“ und „*Consuelo*“, in dieser *Revue* zuerst mitgetheilt, stehen ihren schönsten Schöpfungen nicht nach; ja die Gestalten, welche sie uns in denselben vorführt, sind noch vollendeter und plastischer. In neuester Zeit trat sie immer unverhüllter mit ihren demokratischen Gesinnungen hervor und hat sich namentlich in „*Compagnon*“ sowie in einzelnen politischen Aufsätzen ihrer Zeitschrift völlig zur Partei der Radicalem geschlagen. Sie lebt abwechselnd in Paris, in der Provinz und auf Reisen. Einen längern Aufenthalt auf den balearischen Inseln hat sie in ihrem „*Un hiver au midi*“ (2 Bde., Par. 1841) mit glänzenden Farben geschildert. Ihre Werke erschienen in mehren Gesamtausgaben, unter denen wir eine ältere in 18 Bänden (Par. 1839) und die neueste in der sogenannten „*Edition Charpentier*“ hervorheben. Alle ihre Romane sind zum Theil mehrfach ins Deutsche übersetzt.

Dudley (Rob.), f. Leicester (Graf).

Duell, f. Zweikampf.

Duero, portug. **Douro**, einer der bedeutendern Ströme der Pyrenäischen Halbinsel, entspringt auf dem altcastil. Hochlande, nordwestlich von Soria an der Sierra von Cameros und ergießt sich bei Dporto in den Atlantischen Ocean. Die Länge seines Laufs beträgt 100 M., sein Stromgebiet umfaßt etwa 1600 QM. Er nimmt zahlreiche Flüsse auf, gleichwol ist er wegen seines klippenreichen Bettes, seiner bedeutenden Stromschnellen und der Heftigkeit seines Laufs nur wenig für die Schifffahrt geeignet; höchstens etwa 16 M. weit aufwärts ist er befahrbar und nur mit Hülfe der Flut können Seeschiffe bis Dporto gelangen.

Duett heißt ein aus zwei verschiedenen Hauptstimmen bestehendes Tonstück, das entweder gar keine, oder eine, ja selbst mehre begleitende Bass- und Mittelfstimmen haben kann,

in welchem erstern Falle zugleich der Satz ein zweistimmiger Satz ist. Ist das Tonstück ein Instrumentalstück, so nennt man dasselbe insbesondere ein Duo, es mag eine oder mehre Stimmen zur Begleitung haben oder nicht.

Dufay (Guilielmus), der älteste eigentliche Contrapunktist, geb. zu Chimay im Hennegau, war bei der päpstlichen Kapelle angestellt und starb 1432. Seine Compositionen beweisen schon einen fertigen, tüchtigen Contrapunktisten.

Dufresne (Charl.), Seigneur du Cange, daher oft auch bloß Du cange genannt, ein durch seine historischen und linguistischen Arbeiten rühmlichst ausgezeichnete franz. Gelehrter, geb. zu Amiens am 18. Dec. 1610, gehörte einer alten edeln Familie der Picardie an. Nachdem er im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt die erste wissenschaftliche Bildung erhalten und dann in Orleans die Rechte studirt hatte, wurde er 1631 in Paris Parlamentsadvocat, verließ aber sehr bald diese Laufbahn, um sich in der Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt lediglich wissenschaftlichen Studien zu widmen. In Amiens kaufte er sich 1645 eine königliche Schatzmeisterstelle; als aber daselbst 1668 die Pest ausbrach, wendete er sich nach Paris, das er von nun an nicht wieder verließ und wo er am 23. Oct. 1688 starb. Fast kein Fach der Wissenschaften blieb ihm fremd; insbesondere aber beschäftigte er sich mit classischer Philologie und Geschichte. Unter seinen historischen Werken gedenken wir der „Histoire de l'empire de Constantinople sous les empereurs français“ (Par. 1657, Fol.), der „Historia Byzantina“ (Par. 1680, Fol.) und der von ihm herausgegebenen „Histoire de Saint-Louis, roi de France“, von Joinville (Par. 1668, Fol.). Seine beiden Hauptwerke aber sind das „Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis“ (3 Bde., Par. 1678, Fol.; herausgeg. von den Benedictinern, 6 Bde., Ven. 1733—36 und 3 Bde., Bas. 1762, Fol.) und das „Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis“ (2 Bde., Par. 1688, Fol.). Supplemente zu dem erstern lieferte der Benedictiner Carpentier (4 Bde., Par. 1766, Fol.) und einen Auszug daraus unter dem Titel „Glossarium manuale ad scriptores etc.“ besorgte Adelung (6 Bde., Halle 1772—84). Eine neue Ausgabe „cum supplementis integris Carpentierii et additamentis Adelungii et aliorum“ hat Henschel (Bd. 1—3, Par. 1840—43) besorgt. Durch beide Werke, die von großer Gelehrsamkeit und bewundernswürdigem Fleiße zeugen, hat sich D. wie um das Studium der Geschichte des Mittelalters, so insbesondere um das der Diplomatie, ein ausgezeichnetes Verdienst erworben. Außerdem erwähnen wir noch seine Ausgabe des Joannes Cinnamus (Par. 1670, Fol.), des Zonaras (2 Bde., Par. 1686, Fol.) und das „Chronicon paschale“ (herausgeg. von Baluze, Par. 1689, Fol. und Ven. 1729). Seine hinterlassenen handschriftlichen Sammlungen bewahrt die königliche Bibliothek in Paris.

Dufresny (Charl. Rivière), franz. komischer Dichter, geb. zu Paris 1648, war ein Großenkel der unter dem Namen La belle jardinière bekannten Bäuerin Anet, welche die Neigung Heinrich's IV. auf sich gezogen hatte. Unter sehr ungünstigen Umständen wußte er sich seinen Weg zu bahnen. Musik, Zeichnung, Architektur, Gartenkunst und Poesie waren seine Lieblingsunterhaltungen. Sein Familienverhältniß brachte ihn an den Hof Ludwig's XIV.; seiner Gewandtheit verbandte er die Anstellung als königlicher Kammerdiener, und später die Stelle als Aufseher der königlichen Gärten. Er war unter den franz. Gartenkünstlern der Erste, der in seinen Anlagen dem engl. Geschmacke folgte. Leichtsinmig und verschwenderisch verkaufte er seine Stellen für eine mäßige Summe an einen Andern und in der Folge auch eine von Ludwig XIV. ihm ausgesetzte Leibrente von 3000 Livres. Im Vereine mit Regnard, der ihn aber weit überragte, arbeitete er sodann für das Theater. Die Entwicklungen seiner Stücke sind gewöhnlich schwach und sein Wig ist oft matt; dessenungeachtet gehören seine Lustspiele, namentlich „L'esprit de contradiction“, „Le double veuvage“, „Le mariage fait et rompu“, zu den vorzüglichsten Conversationsstücken der Franzosen. Im J. 1710 erhielt er durch eine neue Gnade des Königs das Privilegium über den „Mercure galant“, welches er 1713 wieder verkaufte. Auch durch den Herzog von Orleans erhielt er ein Geschenk von 20000 Livres. Nichtsdestoweniger gerieth er in den letzten Jahren in Noth. Er starb in Paris am 6. Oct. 1724. Seine Werke erschienen mehrmals gesammelt (6 Bde., Par. 1731; 4 Bde., 1747); eine Auswahl besorgte Auger (2 Bde., Par. 1810).

Duguay-Trouin (René), einer der größten Seehelden Frankreichs, geb. am 10. Juni

1673 zu St.-Malo, verließ als ein Jungenichts 1689 die Schule zu Caen, wo er sich zum geistlichen Stande vorbereiten sollte, und machte sodann auf einer von seiner Familie ausgerüsteten Fregatte seine erste Seereise. Im folgenden Jahre diente er als Cadet auf einem Schiffe von 28 Kanonen. Durch dringendes Bitten bewog er den Capitain desselben zum Angriffe auf eine 15 Segel starke engl. Handelsflotte, wobei drei Fahrzeuge genommen wurden. Hierauf vertraute ihm seine Familie eine Fregatte von 14 Kanonen an, mit der er 1691, zufällig an die irländ. Küste getrieben, zwei Fahrzeuge zerstörte. Zur Belohnung für diese That erhielt er vom Hofe ein Schiff von 18 Kanonen. Mit diesem nahm er, während der großen Seeschlacht am Cap Lahogue, an der engl. Küste zwei Fregatten und sechs Kauffahrer, und 1693 im Kanale nach schwerem Kampfe zwei Linienschiffe, jedes von 28 Kanonen. Im J. 1694 kreuzte er mit einem Linienschiffe von 40 Kanonen an der holländ. Küste; im Kampfe mit einem engl. Geschwader von 6 Schiffen wurde er verwundet und gefangen. Die Liebe einer jungen Engländerin befreite ihn aus dem Kerker. Nach der Rückkehr nach Frankreich erhielt er sogleich wieder den Befehl über ein königliches Schiff und nahm an der engl. Küste sechs Kauffahrer und zwei Fregatten. Im J. 1695 vereinigte er sich mit Beaubriant zu einem Zuge an die irische Küste, wo sie drei schwerbeladene Schiffe der Ostindischen Compagnie, die zusammen 145 Kanonen am Bord trugen, erbeuteten. Ludwig XIV. empfing hierauf den einundzwanzigjährigen Helden bei Hofe und sagte ihm jene Schmeicheleien, womit er das Talent zu belohnen und zu entflammen pflegte. Nach kurzer Raft in der Hauptstadt eilte er auf einem von ihm erbeuteten Schiffe in die span. Gewässer, wo er zwei holländ. Fahrzeuge nahm. Mit dieser Beute segelte er, ohne erkannt zu werden, an der großen engl. Flotte vorüber; als sich ihm aber eine Fregatte näherte, überwältigte er dieselbe und kehrte damit in den Hafen von St.-Louis zurück. Im J. 1696 überfiel er, nachdem er sieben Monate über den Tod eines Bruders in düsterer Schwermuth gebrütet, mit drei Schiffen die Flotte von Bilbao und machte unermessliche Beute, die er aber in der folgenden Nacht durch einen Sturm wieder verlor. Im folgenden Jahre ward er dafür zum Fregattencapitain der königlichen Flotte ernannt. Im J. 1703 gerieth er bei einem dichten Nebel mit zwei Linienschiffen und drei Fregatten in eine holländ. Kriegesflotte von 15 großen Schiffen; er begann sogleich einen Kampf, um seinen Fahrzeugen die Zeit zur Flucht zu verschaffen, und slog dann mit vollen Segeln aus dem Bereiche der Feinde, welche That er selbst für sein Meisterstück erklärte. Von jetzt an war er das Schrecken der Holländer und Engländer in allen europ. Meeren; bald zerstörte er im hohen Norden die Geschwader der Walfischfahrer, bald bedrohte er die engl. Küsten, bald lauerte er den über den Ocean rückkehrenden Handelsflotten auf. Im J. 1707 erhielt er von der franz. Regierung den Befehl, mit einem mächtigen Geschwader im Vereine mit dem Grafen Frobin die engl. Flotte, welche dem Erzherzoge von Osterreich, dem Nebenbuhler Philipp's V. von Spanien, Waffen und Lebensmittel zuführte, anzugreifen, und es gelang den beiden Helden, nicht allein die 60 Transportschiffe sondern auch die viel großen Kriegeschiffe, welche die Bedeckung bildeten, theils zu nehmen, theils zu zerstören. Die Festungswerke von Rio de Janeiro galten damals für unüberwindlich, und erst 1710 war ein Angriff der Franzosen unter Duclerc auf diese Stadt kläglich gescheitert. D. faßte den Plan, diesen Flecken auszulöschen, brachte mit Hilfe mehrerer Kaufleute eine kleine Flotte zu Stande, erschien im Sept. 1711 in der Bai von Rio de Janeiro und hatte nach elf Tagen das unerhörte Unternehmen vollbracht. Sechzig Kauffahrer und fünf Kriegeschiffe fielen in seine Hände oder wurden zerstört, und eine Contribution von 610000 Crusados vermehrte die zahllose Beute. Ludwig XIV. erhob hierauf den Sieger, dessen Thaten aus Wunderbare streiften, in den Adelsstand. Unerklärlich ist es bei alle dem, daß D. in der königlichen Flotte nie ein ansehnliches Commando, und bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten nie eine angemessene öffentliche Stellung erhielt. Erst der Herzog von Orleans berief ihn in den Staatsrath, und Ludwig XV. schickte ihn, als der kurze Glanz der franz. Marine schon im Untergange begriffen, mit einer Flotte in die Gewässer der Levante, um dort das Ansehen Frankreichs aufrecht zu erhalten. D. starb am 27. Sept. 1736 im Schooße seiner Familie. Im Privatleben war er äußerst still und einfach; doch hinterließ er ein nur geringes Vermögen. Seine „Mémoires“ wurden von Beauchamps (4 Bde., Par. 1740, 4.) herausgegeben. Vgl. Micher, „Vies de celebres marins“ (Par. 1784).

Duhesme (Guillaume Philibert, Graf), franz. Divisionsgeneral, geb. 1760 zu Bourgneuf in Burgund, wurde als ein gebildeter Mann 1791 vom General Dumouriez zum Oberst eines Freicorps ernannt, das er aus eigenen Mitteln gebildet hatte. Der Eifer, womit er seine Soldaten an die Disciplin zu gewöhnen suchte, bewog demnachst den General Lamarlière, ihm das Commando von Nuremonde anzuvertrauen. Während nun die franz. Armee über die Maas ging, behauptete D. den für die Verbindung mit Holland wichtigen Posten von Herestall. Zugleich führte er auf eigene Hand einen kleinen Krieg, in welchem er Züge großer Kühnheit und Tapferkeit an den Tag legte. Nach der Niederlage bei Neerwinden, am 16. März 1793, verbrannte er im Angesichte des Feindes die Brücke über die Loo und ging dann über die Schelde. In dem Gefechte am 6. Juli im Holze zu Billeneuve brachte er, obschon aus zwei gefährlichen Wunden blutend, die vor den Östreichern stehenden Infanteriecolonnen mit gezogenem Degen zum Stehen. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1794 behauptete er mit geringer Mannschaft unter einem vernichtenden Feuer der Östreicher La-Capelle, und während der Dbergeneral Pichegru Landrecies zu entsetzen suchte, bemächtigte sich D. der Stellung bei Priche und eroberte die östr. Schanzen. Im Mai 1794 befehligte er die Avantgarde der Truppen, welche die Feinde von der flandrischen Grenze vertreiben sollten; er ging über die Sambre, machte durch seine Kühnheit die Unfälle von Grand-Jean theilweise gut, trug am 26. Juli zum Siege bei Fleurus bei und belagerte unter Kleber Masfricht, worauf er zum Divisionsgeneral ernannt wurde. Im J. 1795 war er bei der Armee an der Küste von Brest thätig, wurde darauf zur Rheinarmee verfest, mit der er nun an allen Ereignissen der Feldzüge 1796 und 1797 Theil nahm. Im J. 1798 erhielt er das Commando des rechten Flügels bei der römischen Armee unter Championnet. Während der Letztere nach Rom marschirte, nahm D. die Ortschaften Civita-del-Tronto, Romano, Pescara und endlich Sulmona, wo er bei einer Besprechung mit dem General Lemaire von den insurgirten Einwohnern überfallen und gefährlich verwundet wurde. Ohne diesen Streich zu rächen, setzte er seinen Marsch, Schritt für Schritt gegen die Insurgenten unter Anführung des berühmten Progni kämpfend, fort und nahm unter großem Blutvergießen den besetzten Platz Isernia. Nach Vereinigung mit der Armee wirkte er mit bei der Einnahme von Neapel am 23. Jan. 1799, unterwarf dann Apulien und Calabrien und wendete Alles an, das Land wieder zu beruhigen. Mit Championnet zugleich in Folge der Streiftigkeiten mit dem Civilcommissar Faypoult abgesetzt, erhielt er kurz darauf unter dem Östern ein Commando in der Alpen- und im Frühjahr 1800 in der franz.-batavischen Armee. Im J. 1805, nachdem er zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion erhoben worden war, führte er ruhmvoll eine Division der ital. Armee über die Etsch, den Tagliamento und Sponzo und nahm Theil an der Eroberung von Neapel. Von 1808—10 kämpfte er in Spanien und vertheidigte namentlich mit seltener Tapferkeit Barcelona. Auf die Anschuldigung Ugeureau's, daß er mancherlei Ausschweifungen nicht unterdrückt habe, wurde er nach Frankreich zurückgeschendet und blieb nun ohne Anstellung. Erst im Feldzuge von 1814 erhielt er eine Division unter dem Marschall Victor und kämpfte mit verzweifelter Tapferkeit bei La-Rothière, Montereau und Arcis. Nach der ersten Abdankung Napoleon's wurde er General-inspecteur der Infanterie. Als aber der Kaiser von Elba zurückkehrte, erklärte sich D. für denselben und erhielt die Pairswürde und den Befehl über die Junge Garde. Er blieb auf dem Schlachtfelde von Waterloo. Bekannt ist seine Schrift „Précis historique de l'infanterie légèrre et de son influence dans la tactique des différents siècles“ (Lyon 1806, 2. Aufl., Par. 1814).

Quilius. Aus dem röm.-plebejischen Geschlecht, das diesen Namen führte, ist namentlich Cajuſ D. berühmt, der als Consul im J. 260 im ersten punischen Kriege mit der ersten röm. eigentlichen Kriegsflotte den ersten großen Seesieg der Römer bei Mytä an der Nordküste von Sicilien über die Karthaginenser, besonders durch Anwendung der von ihm erfundenen Entershaken, ersocht. Das Andenken an den Sieg ward, nachdem D. im Triumph in Rom eingezogen war, durch Aufstellung einer mit den Schiffsschnäbeln der eroberten Schiffe gezierten Säule (Columna rostrata) erhalten, von deren Inschrift das Bruchstück einer vermuthlich schon im Alterthum gefertigten Nachbildung sich in Rom befindet, während die daselbst aufbewahrte Säule nur eine moderne Nachbildung ist.

Dujardin (Karel) ein holländ. Maler, geb. 1640 zu Amsterdam, war ein Schüler von Berghem und ausgezeichnet in Landschaften, Thierstücken und Bambocciaden. Sehr jung ging er nach Italien. Auf der Rückreise machte er zu Lyon bedeutende Schulden, sodas er, seine Gläubiger zufrieden zu stellen, sich genöthigt sah, eine reiche, aber schon bejahrte Wirthin zu heirathen, worauf er sich in Amsterdam niederließ. Unter Zurücklassung seiner Frau ging er später wieder nach Rom, wo er mit großem Aufwande lebte. Von da wendete er sich nach Venedig und starb hier 1678 in der Blüte des Lebens. Seine Landschaften haben Geist und Harmonie, seine Figuren Charakter und sein Colorit den kräftigen Ton seines Lehrers. Seine Stücke sind selten und werden theuer bezahlt. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von etwa 52 Blatt, die er mit ebenso viel Geist als Leichtigkeit geätzt hat.

Duisburg, eine Stadt im Regierungsbezirke Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, unweit des Rheins, mit welchem sie durch einen aus eigenen Mitteln angelegten Kanal verbunden ist, hat 6300 E., ansehnliche Fabriken in Wolle, Seide, Sammet, Baumwolle, Leder, Taback und Essig und lebhaften Handel mit diesen Fabrikaten, sowie beträchtlichen Expeditions-handel mit Colonialwaaren. Die daselbst 1655 gestiftete Universität wurde 1804 aufgehoben und in ein Gymnasium verwandelt. In der Nähe liegen zwei bedeutende Eishütten.

Dukaten wurden zuerst in Italien geprägt. Den Namen erhielten sie nach der Umschrift „Sit tibi, Christe, datus, Quem tu regis, iste Ducatus“, welche sich auf den ersten Münzen dieser Gattung findet. Seit dem 12. Jahrh. wurden sie in Italien vielfach geprägt und namentlich später in Venedig so zahlreich, daß die gewöhnliche Annahme dieser Stadt die erste Prägung zuschreibt. In Deutschland verdrängte der Dukaten erst weit später den Goldgulden; doch wurde er dafür nachher auch fast von allen deutschen Reichsständen geprägt. Die meiste Verbreitung erhielten die krenniger und die holländischen Dukaten, welche letztern in vielen Ländern nachgeprägt wurden, so namentlich auch in Polen während des Aufstandes im J. 1830. Außer den einfachen Dukaten prägte man zwei- bis zehnfache und ebenso auch Dukaten in Theilen bis zu $\frac{1}{32}$ Dukaten. Diese letztern sind unter dem Namen der *Linse dukaten* bekannt und mehr Medaille als Münze. Von den östr., wie von den holländ. Dukaten gehen 67 Stück auf eine köln. Bruttomark; sie wiegen 3,489 franz. Gramm. In Hinsicht des Feingehalts aber weichen sie voneinander ab; der östr. hat 284,00 Grän fein Gehalt, der holländ. 283,00; von den östr. gehen 67,94365 Stück, von den holländ. 68,18375 Stück auf eine köln. Mark fein.

Duker (Karl Andr.), ein berühmter holländ. Philolog, geb. 1670 zu Unna in der Grafschaft Mark, besuchte zuerst das Athenäum zu Hamm und ging um 1690, um seine Studien zu vollenden, nach Franeker, angezogen durch den ausgebreiteten Ruf des Jak. Perizonius, zu dessen liebsten Schülern er gehörte. Um 1700 wurde er Professor der Geschichte und Eloquenz in Herborn, 1705 Corrector an der Schule im Haag und 1716 Professor zu Utrecht, wo er mit reichem Segen wirkte und 1734 auf seinen Wunsch eine ehrenvolle Entlassung erhielt. Hierauf lebte er noch eine Reihe Jahre zu Hesselstein und Bienen, bis er, hochbejahrt und erblindet, im J. 1752 zu Meyderich bei Duisburg im Hause seiner Verwandten starb. Seine Ausgaben des Florus (Leyd. 1722; neue Aufl., 1742) und besonders des Thucydides (Amst. 1744, Fol.), sowie seine Anmerkungen zu Livius in Drakenborch's und zu Sueton in Dudendorp's Ausgabe, zum Aristophanes u. s. w. sichern ihm den Ruhm eines der gründlichsten Philologen des vorigen Jahrhunderts.

Dulaure (Jacq. Antoine), franz. publicistischer und historischer Schriftsteller, geb. zu Clermont in der Auvergne am 3. Dec. 1755, studirte anfangs Architektur, wendete sich aber dann dem Studium der Erdkunde zu. Er gab einige Karten heraus und schrieb Mancherlei über pariser Denkmäler. Als die Revolution ausbrach, erklärte er sich mit Wärme für dieselbe und wurde von dem Departement Puy de Dôme im Sept. 1792 als Abgeordneter in den Nationalconvent gewählt, wo er für den Tod Ludwig's XVI. stimmte und zur Partei der Gironde gehörte. Am 20. Oct. 1793 angeklagt, verbarg er sich gegen zwei Monate in Paris und St. Denis. Auf der Flucht nach der Schweiz im Dorfe Lamarche festgenommen, rettete er sich durch seine Geistesgegenwart und gelangte endlich wohlbehalten in der Schweiz an, wo er sich nun durch Zeichnen erhielt. Nach dem 9. Thermidor zurückberufen, wurde er 1795 Mitglied des Unterrichtscomité. Nach dem Schlusse der Conventsitzung

ernannten ihn drei Departements zu ihrem Abgeordneten; da er aber das vierzigste Jahr noch nicht erreicht hatte, so kam er in den Rath der Fünfhundert. Im J. 1798 von seinem Departement zum dritten Mal als Abgeordneter erwählt, beschäftigte er sich im Gesetzgebenden Körper hauptsächlich mit Vorträgen über das Unterrichtswesen. Seit der Errichtung des Consulats zog er sich von der Politik zurück, nachdem er jedoch 1808 durch den Bankrott eines Notars sein Vermögen verloren, nahm er eine Finanzstelle an, aus der ihn 1814 die Restauration vertrieb. Er starb zu Paris am 18. Aug. 1835. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben die „Description des principaux lieux de France“ (6 Bde., Par. 1788—90), „Étrennes à la noblesse“ (1790) und andere Schriften gegen den Adel, welche er wieder abdrucken ließ in seiner „Histoire abrégée des différents cultes“ (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1825), „Histoire civile, physique et morale de Paris“ (7 Bde., Par. 1821; 6. Aufl., besorgt von J. L. Belin, 8 Bde., Par. 1841), welches höchst anziehende Werk von den Anhängern der Bourbons sehr verdächtigt wurde; „Esquisse historique des principaux événements de la révolution française, depuis la convocation des États-Généraux jusqu'au rétablissement de la maison des Bourbons“ (6 Bde., Par. 1823—25) und „Les religieuses de Poitiers, épisode historique“ (Par. 1826). Außerdem gab er von 1790 an das Journal „Évangélistes du jour“ heraus, das gegen die Verfasser der „Actes des apôtres“ gerichtet war, und von 1791—93 ein kleines Blatt „Le thermomètre du jour“.

Duller (Eduard), als Dichter und Romanschriftsteller rühmlich bekannt, geb. zu Wien am 8. Nov. 1809, widmete sich auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie und der Rechte, unterließ jedoch nicht, sein dichterisches Talent zu üben und schrieb bereits in seinem 17. Jahre sein 1828 im Theater an der Wien mit Beifall aufgeführtes Drama „Meister Pilgram“, welchem die Tragödie „Der Rache Schwanenlied“ folgte. Die einem freisinnig strebenden Talente nicht günstigen heimathlichen Verhältnisse bestimmten ihn, nach München zu gehen, wo er seinen Balladencyklus „Die Wittelsbacher“ (Stuttg. 1831) dichtete und an Spindler's „Damenzeitung“ und „Zeitpiegel“ der thätigste Mitarbeiter wurde. Nachdem er 1831 Spindler nach Baden-Baden begleitet und sich 1832 nach Trier gewendet hatte, gründete er 1834 in Frankfurt am Main die Zeitschrift „Der Phönix“, die sich bald einen mit Recht geachteten Namen erwarb, im Geiste eines nicht extravaganten, aber entschiedenen und würdigen Liberalismus redigirt wurde, Verhältnisse halber jedoch 1838 aufhören mußte. In dieser Zeit erschienen ferner von ihm die Gedichte „An Könige und Völker“ (Stuttg. 1831), die ziemlich mittelmäßige Novelle „Berthold Schwarz“ (Stuttg. 1832), „Freund Hain“ (Stuttg. 1833) mit Moriz von Schwind's trefflichen Holzschnitten, „Franz von Sickingen“ (Frankf. 1833), ein Drama, welches ihn mit der trierischen katholischen Geistlichkeit in die ärgerlichsten Conflictte brachte, „Der Antichrist“ (Lpz. 1833; 2. Aufl., 1836), „Erzählungen und Phantasiestücke“ (2 Bde., Frankf. 1834), „Die Feuertaufe“ (2 Bde., Frankf. 1834), „Geschichte und Märchen für Jung und Alt“ (2 Bde., Stuttg. 1834—35), „Kronen und Ketten“ (3 Bde., Stuttg. 1835), „Phantasiegemälde“ (Frankf. 1836), „Lopola“ (3 Bde., Frankf. 1836—37) und „Kaiser und Papst“ (4 Bde., Lpz. 1838). In neuester Zeit wendete er sich von der poetischen Production und dem historischen Roman mehr ab; doch erschienen von ihm noch Dichtungen unter dem Titel „Der Fürst der Liebe“ (Lpz. 1842) und zum Besten des kölner Dombaues, in Gemeinschaft mit Freiligrath herausgegeben, das Gedicht „1862“. Dagegen hat er sich mit Ausdauer auf das Gebiet der Geschichtschreibung geworfen. Es erschienen von ihm die „Geschichte des deutschen Volks“, mit Holzschnitten (2 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1841), „Geschichte der Jesuiten“ (Lpz. 1840), eine Fortsetzung von Schiller's „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“, als Supplement zu Schiller's Werken (3 Bde., Köln 1841), ferner „Neue Beiträge zur Geschichte Philipp des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, ungedruckte Briefe“ (Darmst. 1842) und die fünfte Section für das „Malerische und romantische Deutschland“, „Die Donau“ (Lpz. 1839). Gegenwärtig privatisirt er als Redacteur der Zeitschrift „Das Vaterland“ in Darmstadt. Eine edle, echt vaterländische, dem Fortschritte zugewandte Gesinnung zeichnet ihn im Allgemeinen aus; im Roman und der Versdichtung bekundete er Schwung des Gemüths und Kraft der Sprache, denen jedoch zuweilen eine gewisse Gewaltthatigkeit und Dunkelheit Abbruch thun.

Dulon (Ludw.), der blinde Flötenspieler, geb. zu Dranienburg an der Havel am 14. Aug. 1769, verlor in der ersten Woche seines Lebens durch einen ungeschickten Augenarzt sein Gesicht. Nichtsdestoweniger entwickelte sich sein musikalisches Talent so schnell, daß er schon im 13. Jahre mit seinem Vater auf Reisen ging und an den vorzüglichsten Orten Deutschlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte gehört wurde. Auch auf dem Claviere und in der Composition leistete er Bedeutendes. In den letzten Jahren seines Lebens stellte er seine Kunstreisen ein, lebte in Würzburg und starb daselbst am 7. Juli 1826. Seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung gab Wieland heraus (2 Bde., Zür. 1807—8).

Dumarsais (César Chesneau), franz. Sprachforscher, geb. am 17. Juli 1676 zu Marseille, verlor früh seinen Vater und dann auch sein Vermögen durch eine verschwenderische Mutter. Nachher trat er in die Gesellschaft der Väter des Oratoriums, verließ sie aber im 25. Jahre, verheirathete sich in Paris und ward dann Advocat. Früherische Aussichten verleiteten ihn indeß, auch diese Laufbahn bald wieder zu verlassen. Mit vielen Kindern gesegnet und von seiner Frau gequält, überließ er letzterer seine geringe Habe, widmete sich dem Hofmeisterleben und eröffnete eine Erziehungsanstalt, die ihm kaum seinen Lebensunterhalt gab. Auch die Hoffnung, einen reichen, auf San-Domingo verstorbenen Sohn zu erben, ward ihm vereitelt. Von Armuth und Leiden gebeugt, starb er am 11. Juli 1756. Seine Verdienste wurden von seinen Zeitgenossen übersehen, und sein bestes Werk blieb lange ungekannt. Erst Degerando hat in einer vom Institut 1805 gekrönten Preisschrift die Verdienste dieses gründlichen Forschers gewürdigt. Scharfsinn und seine Beurtheilungskraft, ein reines Gemüth, einfache Sitten und Standhaftigkeit im Unglück erwarben ihm indeß die Achtung Aller, die ihn kannten. D'Alembert nannte ihn treffend den Lafontaine der Philosophen. Unter seinen Werken (7 Bde., Par. 1797) sind die „Exposition raisonnée pour apprendre la langue latine“ (Par. 1722), worin er eine Lehrart darstellt, die Ähnlichkeit mit Hamilton's und Jacotot's Methode hat, der „Traité des tropes“ (Par. 1750) und die „Principes de grammaire“ (Par. 1769), eine scharfsinnige Darstellung der allgemeinen Sprachlehre, die vorzüglichsten.

Dumas (Alex.), einer der fruchtbarsten franz. Schriftsteller der Gegenwart, geb. zu Villers-Cotterets im Departement des Aisne am 24. Juni 1803, ist der Sohn des franz. Divisionsgenerals Alex. Davy Dumas. Nach dem Tode des Vaters im J. 1807 lebte seine Mutter in großer Dürftigkeit, sodas sie ihm nur eine sehr mangelhafte Erziehung geben konnte. In Paris, wo er 1823 ein Unterkommen suchte, verschaffte ihm, da er eine schöne Hand schrieb, der General Foy, ein Freund seines verstorbenen Vaters, eine Stelle auf dem Secretariat des Herzogs von Orleans. Nachdem er hier einige Jahre lang Bücher aller Art verschlungen hatte, fing er an selber zu produciren. Sein Drama „Henri III et sa cour“ (Par. 1828) machte seiner energischen und glühenden Sprache wegen Aufsehen. Darauf wurde er vom Herzog von Orleans bei dessen Bibliothek angestellt, eine Stellung, die er jedoch bald aufgab. Von seinen Dramen, die er in rascher Folge erscheinen ließ, erwähnen wir nur „Christine ou Stockholm, Fontainebleau et Rome“ (1830), „Antony“ (1831), „Térésa“ (1832), „Angèle“ (1834), „La tour de Nesle“, das er in Gemeinschaft mit Gaillardet arbeitete, „Catherine Howard“, „Caligula“ und „Les demoiselles de Saint-Cyr“ (1843). Von seinen Komödien fand „Un mariage sous Louis XV“ (1841) vielen Beifall, und neuerdings ist er auch in „Halifax“ und im „Mariage au tambour“ als Vaudevillist aufgetreten; indessen sollen diese letztern, sowie viele andere Stücke, gar nicht von ihm herrühren. Aus der in Paris immer weiter um sich greifenden Sitte, daß ein beliebter Schriftsteller den Productionen jüngerer Dichter seinen Namen leiht, läßt sich die ungeheure Fruchtbarkeit allein erklären, die D. auf allen Gebieten entwickelt hat. Seine Dramen sind zum Theil gesammelt in dem „Théâtre de D.“ (3 Bde., Par. 1841). Am ansprechendsten sind seine „Impressions de voyage 1833“ und „Nouvelles impressions“, die er von seinen Wanderungen in Italien, den Inseln des Mittelmeers, Syrien u. s. w. heimgebracht hat, obgleich man in diesen Darstellungen weder allzu große Genauigkeit noch tiefere Auffassung suchen muß. Hervorzuheben sind auch seine „Speronara“ (3 Bde., Par. 1841) und „Corricolo“ (2 Bde., Par. 1842), die beide sehr lebendige Bilder aus dem ital. Leben geben. In einzelnen seiner Romane zeigt sich dieselbe Blut der Phantasie, die uns in seinen dramatischen Productionen

nicht selten mit unheimlicher Gewalt erfaßt. Wir erwähnen hier nur die „Souvenirs d'Antony“ (Par. 1835), „La salle d'armes“ (Par. 1838), „Le capitaine Paul“ (Par. 1838), „Maitre Adam“ (Par. 1839) und „Le chevalier d'Harmantal“ (2 Bde., Par. 1841). Am wenigsten sind ihm historische Darstellungen gelungen, z. B. „Gaulle et France“ (Par. 1833), „Chronique de France: Isabel de Bavière“ (2 Bde., Par. 1835), „Napoléon“ (Par. 1840), in denen sich Flüchtigkeit mit den bizarrsten Behauptungen paart. Auf der Grenze zwischen Geschichte und Roman sieht seine „Jeanne d'Arc“ (Par. 1842), die wie die meisten seiner übrigen Werke zuerst als Feuilleton in einem Journale erschienen ist. D. schreibt, wo er sich zusammennimmt, ganz vortrefflich, und es ist zu bedauern, daß er sein bedeutendes, unbefreitbares Talent zu einer ergiebigen Vielschreiberei herabwürdigt. Seit einigen Jahren lebt er abwechselnd meist in Paris und Florenz.

Dumas (Jean Bapt.), Professor der Chemie an der Universität zu Paris und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der bedeutendste unter den gegenwärtig lebenden franz. Chemikern, wurde zu Mais im Departement des Gard im Juli 1800 geboren. Er studirte in Genf und kam 1821 nach Paris, wo er 1823 zunächst als Repetitor der Chemie an der Polytechnischen Schule und als Professor derselben Wissenschaften an dem Athénée angestellt wurde. Namentlich seit dieser Zeit hat er sich durch eine lange Reihe chemischer Arbeiten bekannt gemacht, welche zum großen Theil von dem entschiedensten Einflusse auf die gegenwärtige Gestaltung der chemischen Kenntnisse waren, und bis auf die neueste Zeit konnte er in theoretischer Beziehung, in welcher er jedoch weniger allgemeinen Beifall und zum Theil lebhaften und gegründeten Widerspruch bei Berzelius und andern deutschen Chemikern fand, als der Tonangeber gelten, welchem fast sämtliche Chemiker Frankreichs anhängen. Mit Ausnahme seiner frühern Arbeit über das spezifische Gewicht der Dämpfe vieler flüchtiger Körper, und seiner neuern, mit Stas ausgeführten, über das Äquivalent des Kohlenstoffs und des Wasserstoffs, in der er sich offen für die Annahme erklärt, daß alle Äquivalente einfache Multipla von dem des Wasserstoffs seien, gehören seine Hauptleistungen der organischen Chemie an. Seine vorzüglichsten Untersuchungen betreffen hier die Alkaloide, die Ätherverbindungen, den Holzgeist und seine Verbindungen, die ätherischen Öle, den Indigo, die Weinsäure und die Einwirkung der Alkalien in der Hitze auf organische Körper. Bei diesen Arbeiten hatte er stets die Feststellung gewisser theoretischer Ansichten über die Constitution der Körper im Auge, und seine Theorien über die Natur der organischen Verbindungen und über das Verhalten des Chlors und ähnlicher Körper zu denselben weichen von den in Deutschland geltenden bedeutend ab. Man kann ihm vielleicht den Vorwurf machen, daß er zuweilen seine Theorien schon vor dem Versuche fertig hatte und daß er gern mehr und weiter schloß, als das Ergebnis der Versuche, streng genommen, erlaubte. Neuerdings hat er sich, in Folge der Untersuchungen Liebig's über diesen Gegenstand, in Verbindung mit Boussingault und Payen mit großem Eifer der Erörterung chemisch-physiologischer Fragen über Ernährung, Fettbildung u. s. w. hingegeben, doch ist er dabei wegen seiner abweichenden Ansichten und wegen des gänzlichen Ignorirens fremder Vorarbeiten in lebhaften Streit mit Mulder und Liebig gerathen, zumal da er einen Widerspruch nicht gern erträgt. Auch zwischen ihm und Berzelius ist es neuerdings wieder zu Streitigkeiten gekommen. D. hat sehr viele tüchtige Schüler gezogen, und trotz seiner theoretischen Extravaganzen gehört er zu den ersten und wirkksamsten Chemikern der Gegenwart. Seine Arbeiten finden sich vorzugsweise in den „Annales de chimie et de physique“, doch sind sie sämtlich auch in deutsche Journale übergegangen; von seinen größern Werken erwähnen wir den „Traité de chimie appliquée aux arts“ (6 Bde., Par. 1828—43; deutsch von Alex. und Engelhardt, 6 Bde., Nürnberg, 1830—44), „Leçons sur la philosophie chimique“ (Par. 1837; deutsch von Rammelsberg, Berl. 1839), „Essai sur la statique chimique des êtres organisés“ (Par. 1841; 2. Aufl., 1843; deutsch von Viehweg, Lpz. 1844) und „Thèse sur la question de l'action du calorique sur les corps organiques“ (Par. 1838).

Dumas (Mathieu, Graf), General und Pair von Frankreich, geb. am 23. Dec. 1753, trat früh in die franz. Cavalerie und nahm als Adjutant Rochambeau's an dem nordamerik. Freiheitskriege Theil. Nach seiner Rückkehr wurde er als Major zu militärischen Sendungen in die Levante und nach Holland gebraucht, und 1788 erhielt er das Di-

rectorium im Kriegsdepot und ward vortragender Rath im Kriegsministerium unter Puysegur. Beim Ausbruche der Revolution organisirte er mit Lafayette die pariser Nationalgarde. Namentlich bei der Zurückführung des geflüchteten Königs in die Hauptstadt zeigte er eine ehrenhafte und kluge Mäßigung. Schon 1790 ward er zum Oberst, 1791 zum Mitgliede des Militärausschusses der Constituirenden Versammlung und 1792 zum Brigadegeneral und Commandanten von Metz ernannt. In der Nationalversammlung, in die er als Abgeordneter des Seine- und des Desebdepartements trat, rieth er gegen jede gewaltsame Politik, namentlich gegen den Krieg mit Osterreich. Seine Unentbehrlichkeit im Kriegsministerium schützte ihn lange vor Verfolgung, bis er endlich in Folge eines Auswanderungsversuchs seine Ämter niederlegen und nach der Schweiz fliehen mußte. Nach Einsetzung des Directoriums kehrte er zurück; doch als Gemäßigter sah er sich bald genöthigt, nach Hamburg auszuwandern. Der erste Consul setzte ihn wieder in Thätigkeit; D. organisirte hierauf die Reserven für die ital. Heere, diente kurze Zeit im Stabe des Generals Macdonald und wurde 1802 vortragender Staatsrath, in welcher Eigenschaft er den Entwurf über die Stiftung der Ehrenlegion vorbereitete, und 1805 Divisionsgeneral. Nachdem er noch die an Frankreich abgetretenen Gebietsheile Italiens reorganisirt hatte, trat er als neapolit. Minister zu gleichem Zwecke in die Dienste Joseph Bonaparte's, der ihn zum Großmarschall des Palastes ernannte. Im J. 1808 nach Frankreich zurückgekehrt traf er die Anstalten zum Feldzuge gegen Osterreich und schloß am 12. Juli 1809 den Waffenstillstand von Znaim. Im Feldzuge von 1812 versah er das Amt eines Generalintendanten der Armee, sowie auch 1813, wo er die Capitulation von Dresden abschloß, die aber vom Fürsten von Schwarzenberg nicht genehmigt wurde, worauf sich die Besatzung kriegsgefangen ergeben mußte. Als er 1814 aus der Gefangenschaft zurückkehrte, ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Staatsrath, übertrug ihm mehre wichtige Verwaltungsgeschäfte bei der Armee und schickte ihn 1815 nach Metz, wo er die Garde von der Vereinigung mit dem rückkehrenden Napoleon abhalten sollte. Der Kaiser übertrug ihm deshalb nur die Organisation der mobilen Nationalgarden. Nach der zweiten Restauration ward D. erst 1818 bei der Kriegsverwaltung wieder angestellt und in den Staatsrath berufen, aber 1822 gänzlich entlassen, weil er in der Kammer standhaft zur Opposition hielt. Im J. 1830 gehörte er zu den 221 Deputirten, die durch ihre Adresse die Julirevolution einleiteten. Nach dem Sturze Karl's X. organisirte er nochmals mit Lafayette die pariser Nationalgarde und ward zum Befehlshaber aller Nationalgarden von Frankreich ernannt, worauf er 1831 die Pairswürde erhielt. Er starb fast ganz erblindet am 16. Oct. 1837. In der militairischen Literatur hat er sich bekannt gemacht durch seinen „Précis des événements militaires, ou essai sur la guerre présente“ (12 Bde., Hamb. 1799—1800; 2. Aufl., 17 Bde., Par. 1817—25). — Nicht zu verwechseln ist D. mit dem franz. Divisionsgeneral Alex. Davy D., dem Vater des Alexandre Dumass (s. d.), der am 25. März 1762 auf San-Domingo geboren wurde und der natürliche Sohn des Marquis Pailleterie mit einer Negerin war. Derselbe trat 1786 als gemeiner Husar in die franz. Armee; 1793 hatte er durch eine Reihe persönlicher Heldenthaten schon den Grad eines Divisionsgenerals erlangt und übernahm das Commando über die Alpenarmee, mit der er unter außerordentlichen Schwierigkeiten bis an den Mont-Cenis vordrang. Im Oct. desselben Jahres mußte er den Oberbefehl in der Vendée übernehmen, wo ihn seine Mäßigung bei der Regierung in Ungnade brachte. Seit 1795 kämpfte er in Italien, ging dann unter Joubert nach Tirol und machte nach dem Frieden von Campo-Formio den Feldzug nach Aegypten mit. Auf dem Rückwege ward er, an die Küste Unteritaliens verschlagen, von der neapolit. Regierung längere Zeit in einem feuchten Kerker unter Mißhandlungen gefangen gehalten, sodas er, obschon durch eine außerordentliche Körperstärke ausgezeichnet, für den Dienst untauglich wurde und schon 1807 starb.

Duméril (André Marie Constant), der Veteran der franz. Zoologen, geb. 1774 in Amiens, studirte in Paris Medicin und ergriff zeitig das Lehrfach. Nachdem er die Doctorwürde erlangt, bekleidete er die Stelle des Prosectors der medicinischen Facultät und seit 1800 die Professur der Anatomie und Physiologie an der École de médecine. Im J. 1818 vertauschte er dieselbe mit dem Lehrstuhle der Pathologie, und bald nachher trat er in die durch Lacépède's Tod erledigte Stelle am naturhistorischen Museum, die er noch gegenwärtig

einnimmt. Auch wurde er 1816 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Als Arzt ist D. weder bekannt noch je sehr beschäftigt gewesen, allein um so größer sind seine Verdienste um vergleichende Anatomie, allgemeine und specielle Zoologie. Seine Arbeiten sind nicht allein sehr gründlich und zuverlässig, sondern zeugen auch von philosophischem Geiste, so namentlich seine „Zoologie analytique“ (Par. 1806; deutsch von Frozier, Weim. 1807). Auch sein „Traité élémentaire d'histoire naturelle“ (4. Aufl., Par. 1830) ist sehr brauchbar. Sein Hauptwerk, dem zur Vollendung noch zwei Bände fehlen, ist die mit Bibron gemeinschaftlich bearbeitete „Erpétologie générale“ (Bd. 1—5, Par. 1834—39 und Bd. 8, Par. 1841), die erste systematische Beschreibung aller bekannten Reptilien, durch welche eine große Lücke der zoologischen Literatur erfüllt wird.

Dumfries, eine der westlichen Grafschaften des südlichen Schottlands, von 63½ □ M. mit 74000 E., ist größtentheils bergig und hügelig. Die Cheviot hills durchziehen das Land und haben zum Theil eine beträchtliche Höhe; die vorzüglichsten Flüsse sind der Nith, Annan, Esk und Unoch. Die Einwohner beschäftigen sich mit Feldbau, Viehzucht, Fischerei und Grubenbau. Die Grafschaft zerfällt in drei Thäler, das Esk-, Nith- und Annanthal, und der Hauptort ist Dumfries am schiffbaren Nith, der sich nicht weit davon in den Solwaybusen ergießt. Die Stadt hat ein Schloß, ein akademisches Collegium, mehre Kirchen und Bethäuser der Dissenters und 11600 E., welche sich von Strumpffrickerei, Gerberei, Leinweberei, Brauerei und Lichtfabrikation nähren, Handel und Küstenschiffahrt treiben.

Dumonceau (Jean Bapt.), Graf von Bergen, holländ. Marschall, geb. um 1760 zu Brüssel, bildete sich für das Bauwesen aus, trat aber bei dem Aufstande der Niederlande gegen Osterreich im J. 1787 zu den Insurgenten und führte mit Geschick ein kleines, selbstgebildetes Freicorps. Die schnelle Unterdrückung der Insurrection brachte ihn mit vielen seiner Landsleute nach Frankreich, wo er, als 1792 der Krieg mit Osterreich ausbrach, die belg. Flüchtlinge organisirte und über dieselben als Oberlieutenant den Befehl übernahm. Seine ausgezeichnete Tapferkeit bei Jemappes und im J. 1793 bei Meerwinden verschaffte ihm den Grad eines Brigadegenerals. Sehr rühmend ist der Menschlichkeit zu gedenken, mit welcher er in jener Zeit gegen die gefangenen Emigranten verfuhr. Nach seinem Plane drang er 1794 nach der Schlacht bei Fleurus mit Pichegru in Holland vor und wurde Commandant von Amsterdamm. Die neue Batavische Republik gab ihm 1795 den Titel eines Generallieutenants. Im J. 1796 dämpfte er mit Festigkeit und Mäßigung die aufrührerischen Bewegungen in dem neuen Staate. Darauf trat er 1797 an die Spitze einer batavischen Division, die die Landung in Irland unterstützen sollte, und schlug am 19. Nov. 1799 bei Bergen mit entscheidendem Erfolge die in Holland eingefallenen Russen und Engländer. Im J. 1800 führte er ein batavisches Corps nach Franken und nahm nach der Schlacht von Hohenlinden die Citadelle Marienburg bei Würzburg in Besitz. Im J. 1805 erhielt er den Auftrag, die batavische Armee zu organisiren und zur Landung an der engl. Küste mitzuwirken; bald darauf aber mußte er zur Armee Bernabotte's an der Donau stoßen. Nach der Verwandlung der Republik in ein Königreich ward er als Gesandter nach Paris geschickt, und als der Krieg mit Preußen ausbrach, kam er wieder zur Armee. Nachdem er Hameln genommen, wendete er sich nach Bremen und erhielt 1807 die Würde eines Marschalls von Holland. Nach dem Feldzuge in Pommern wurde er in den Staatsrath berufen, und als er 1809 die Engländer auf Balchern zurückgeschlagen, belohnte man ihn im folgenden Jahre mit dem Titel eines Grafen von Bergen. Obschon er sich der Vereinigung Hollands mit Frankreich widersetzte, so erhob ihn Napoleon doch zum Grafen des Kaiserreichs und Ritter der Ehrenlegion und gab ihm das Commando der zweiten Militärdivision. Im Feldzuge von 1813 leistete er Napoleon besonders große Dienste, indem er am 26. Aug. die Russen auf den Höhen von Pirna vertrieb und nach der Schlacht bei Kulm zwischen den preuß. und östr. Corps einen geordneten Rückzug vollzog. Bei der Übergabe von Dresden gefangen, kehrte er erst 1814 nach Frankreich zurück, wo ihn Ludwig XVIII. in seinen Würden bestätigte und ihm das Commando der zehnten Militärdivision anvertraute. Nach der Rückkehr von Elba wollte Napoleon ihm ein Commando im Heere anvertrauen; D. aber schlug dies aus. Die zweite Restauration brachte ihn endlich in sein Vaterland zurück, wo er, be-

sonders seiner bürgerlichen Tugenden wegen, sehr geachtet war und vom süblichen Bra-
bant in die zweite Kammer gewählt wurde. Er starb zu Brüssel am 29. Dec. 1821.

Dumont (Pierre Etienne Louis), einer der gewandtesten genfer Staatsmänner und
besonders durch seine Verbindung mit Mirabeau und als talentvoller Verbreiter der Bent-
ham'schen Nützlichkeitsphilosophie bekannt, wurde am 18. Juli 1759 in Genf von unbe-
mittelten Atern geboren. Nachdem er in Genf seine theologischen Studien beendet und be-
reits als Kanzelredner sich einigen Ruf erworben, ging er 1783 nach Petersburg, wo er eine
Predigerstelle übernahm. Dggleich er hier, besonders als Moralprediger, großen Eindruck
machte, so verließ er doch, hauptsächlich weil eine von ihm gewünschte Heirath nicht zu Stande
kam, schon 1785 Rußland, um in London die Erziehung der Kinder des Lords Shelburn,
nachherigen Marquis Lansdown, zu übernehmen. Seine Talente und Charaktereigen-
schaften machten ihn bald zum Freunde des Ministers, der ihm eine einträgliche Sinecure ver-
schaffte; auch lernte er damals die meisten engl. Staatsmänner kennen. Er hatte die genfer
Revolution von 1782, die ganz zu Gunsten der Aristokratie ausfiel, ungern gesehen, doch
war er auch nicht ultrasliberal; in Paris, wo er sich 1788 und 1789 mit seinem Freunde
Romilly aufgehalten und wichtige Bekanntschaften gemacht hatte, konnte er der genfer Re-
gierung in den ersten Jahren der Revolution, wo schon von der Einverleibung Genfs die
Rede war, sehr nützen, daher hielt er sich auch 1790 und 1791 dort auf. Über seine Bezie-
hungen zu den Hauptführern der Revolution geben seine hinterlassenen „Souvenirs sur Mi-
rabeau et sur les deux premières assemblées législatives“ (Par. 1832) sehr interessante
Aufschlüsse. D. hatte an den meisten und besten Arbeiten Mirabeau's bedeutenden Antheil,
und gar Manches hat er ganz allein geschrieben. Im J. 1792, als Talleyrand und Chau-
velin als Gesandte nach London gingen, kehrte auch D. wieder dorthin zurück, und mit Er-
stern blieb er stets in freundschaftlichen Verhältnissen. Nach kurzer Anwesenheit in Genf,
wo er 1792 unter schwierigen Verhältnissen ein Amt bekleidete, ging er wieder nach Eng-
land zurück und fing nun an, Bentham's Ideen zu verarbeiten und dessen Werke zu über-
setzen. So erschienen der „Traité de législation civile et pénale“ (3 Bde., Genf 1802;
2. Aufl., 1820), „Théorie des peines et des récompenses“ (2 Bde., Genf 1810; 3. Aufl.,
1825), „Tactique des assemblées législatives“ (Genf 1815; 2. Aufl., 1822), „Traité
des preuves judiciaires“ (2 Bde., Genf 1823) und „De l'organisation judiciaire et de la
codification“ (Genf 1828). Erst durch D. ist in die oft rohe Masse Ordnung gebracht wor-
den. Auch genoß D. fortwährend eines bedeutenden Rufs als Staatsmann, wie ihn denn
namentlich auch der Kaiser Alexander 1809 eine Stelle bei der Gesetzbuchcommission antrug.
Nach der Restauration kehrte er aus England nach Genf zurück, wo er 1814 Mitglied des
Großen Rath's wurde. Von ihm ist das musterhafte Reglement für die Sitzungen des Gro-
ßen Rath's; von ihm ging auch die Verbesserung des Gefängnißwesens aus. Freilich hat er
auch die wechselseitige Schuleinrichtung in Genf eingeführt, wodurch der wahren Volksbil-
dung unglücklich geschadet worden ist. Auf einer Vergnügungsreise nach Italien starb er
dort am 30. Sept. 1829.

Dumont d'Urville (Jules Sébastien César), franz. Contreadmiral, als Weltum-
segler wie durch sein trauriges Ende gleich bekannt, wurde am 21. Mai 1790 zu Condé-sur-
Noireau im Departement Calvados geboren und zeigte von Jugend an die entschiedenste
Neigung für den Seebienst. Nachdem er seine Studien in Caen gemacht, trat er in die
franz. Marine als Schiffsfähnrich ein, in der er am 31. Dec. 1840 zum Contreadmiral be-
fördert wurde. In den J. 1819 und 1820 nahm er Theil an der Expedition unter dem Ca-
pitain Gauthier nach den Küsten des Griechischen Archipels und des Schwarzen Meers.
Hierauf machte er 1822 unter dem Capitain Duperrey mit der Corvette La Coquille seine
erste Reise um die Welt; bei der zweiten auf dem Astrolabe 1826—29 und bei der dritten
auf der Zélée 1834 führte er das Commando selbst. Zweimal scheiterte er an barbarischen
Küsten, das eine Mal an den Tongainfeln, das andere Mal in der Torresstraße; doch
beide Male retteten ihn seine Entschlossenheit und feemännische Gewandtheit. Im J. 1830
hatte er im Auftrage der Justregierung das Schiff zu führen, welches Karl X. und seine
Familie von Cherbourg nach England brachte. Große Verdienste hat er sich nicht nur durch
die Auffuchung der Spuren Lapeyrouse's, die Aufnahme großer Küstenstrecken von Neusee-

land und Neuguinea, die Entdeckung zahlreicher Inseln und eines Ganzen antarktischer Länder, deren eines er nach seiner Gemahlin Adélie nannte, und die Durchforschung der gefährlichsten und noch wenig bekannten Gewässer, wie der Torresstraße in Australien und der Cookstraße in Neuseeland, erworben, sondern insbesondere auch durch die Bereicherung der allgemeinen Sprachkunde mit mehreren oceanischen Dialekten und die Erweiterung der oceanischen Naturgeschichte, weshalb ihn auch die Geographische Gesellschaft in Paris als Präsidenten an ihre Spitze gestellt hatte. Eine Frucht seiner ersten Reise war die „Enumeratio plantarum in insulis archipelagi et litoribus Ponti Euxini“ (Par. 1822). Nach seiner zweiten Weltumseglung gab er die „Voyage de l'Astrolabe“ (10 Bde., Par. 1830 fg.) und die „Voyage pittoresque autour du monde“ (2 Bde., 1834, 4.) heraus; auch soll er zum größten Theil die neue Reise des Astrolabe und Zéléé verfaßt haben. Am 8. Mai 1842 hatte er das Unglück, bei einem Unfälle auf der Paris-Versailler Eisenbahn, nebst seiner Gattin und seinem einzigen, 14-jährigen Sohne, Jules D., dessen Unterricht er sich selbst mit großer Liebe unterzogen hatte, in so trauriger Weise zu verbrennen, sodas es nur dem Professor Demoustier, der ihn auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitet hatte, möglich war, seinen Schädel unter vielen andern herauszufinden. Durch Subscription soll ihm ein Denkmal errichtet werden.

Dumortier (Charl. Bartholomé), berühmt als Naturforscher, Publicist und Mitglied der belg. Kammer, wurde zu Tournay 1797 aus einer achtbaren Handelsfamilie geboren. Er genos eine sorgfältige Erziehung, widmete sich ausschließend den Naturwissenschaften und machte zu diesem Zwecke große Reisen durch Deutschland, England und Frankreich. Erst als seit 1825 die niederländ. Regierung die den Belgiern verbürgte Freiheit des Unterrichts bedrohte, wandte er sich den politischen Angelegenheiten zu und gehörte bald zu den Männern des entschiedensten Widerstands. Er redigirte die damals an die Regierung gerichtete erste Petition um Abhülfe der Beschwerden und veranlaßte dadurch eine so große Menge anderer Petitionen, daß man diesen Schritt als den ersten zu den Ereignissen des J. 1830 ansehen kann. Als einflußreiches Oppositionsglied trat er in den Comité patriotique und wurde 1829 in die Provinzialstände gewählt. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution schrieb er unter dem Namen Belgicus eine Reihe Briefe über den Zustand des Landes, die sich durch ganz besondere Heftigkeit gegen die Regierung und den König der Niederlande auszeichneten. In den Tagen des Sept. 1830 trat er an die Spitze der bewaffneten Bürgergarde in Tournay wie in der ganzen Provinz Hennegau und zeigte in dieser Eigenschaft Muth und Entschlossenheit, besonders als er fast ohne Begleitung in die von den Holländern besetzte Citabelle ging, um die Capitulation der Stadt zu verhandeln. Der zu Tournay nicht überwiegenden katholischen Partei angehörend, ward er zwar nicht in den Congreß gewählt, wol aber von den Wahlbezirken Tournay und Soignies zugleich in die erste versassungsmäßige Kammer. Hier eröffnete er seine politische Thätigkeit damit, daß er auf die Unterfuchung der Unglücksfälle antrug, die das belg. Heer im Aug. 1831 beim Einfalle des Prinzen von Dranien erlitten hatte; zu gleicher Zeit bekämpfte er heftig die 24 Artikel (s. Belgien), in denen die londoner Conferenz Holland mehr bewilligte als früher. Als Berichterstatter über die Gemeindeverfassungsgesetze trug er auf die ausgedehnteste Selbständigkeit der Provinzen und Gemeinden an und mußte deshalb seine Vorschläge nicht selten den bedeutendsten Veränderungen unterliegen sehen. Die Heftigkeit, mit der er diese und andere Niederlagen seiner demokratischen Politik hinnahm, verminderte sehr bald, ungeachtet seiner Aufopferung und seines rechtschaffenen Charakters, seinen politischen Einfluß in der Kammer. Mit der Wiederanregung der belg. Frage gegen das J. 1836 nahm auch seine Popularität einen neuen Aufschwung. In einer Flugschrift „Belgien und die 24 Artikel“ setzte er sehr schlagend und vollständig die Gründe auseinander, warum der Vertrag der 24 Artikel in seiner alten Gestalt für Belgien keine Geltung mehr haben könne; auch deckte er darin die Ungerechtigkeiten und Irrthümer auf, die gegen das Interesse Belgiens bei der Vertheilung der Schulden des frühern Königreichs der Niederlande begangen waren. Diese Schrift, die zuerst in der „Revue de Bruxelles“ erschien, that eine außerordentliche Wirkung und erlangte in kürzester Zeit eine ungemeine Verbreitung. Die Regierung, die Volksstimme beachtend, ernannte

hierauf D. zum Mitgliede einer zur Untersuchung der in den 24 Artikeln enthaltenen Finanzbestimmungen niedergelegten Commission. Die Art, wie von holländ. Seite seine Auseinandersetzungen widerlegt wurden, veranlaßte ihn im Oct. 1838 zur Herausgabe der „Observations complémentaires sur le partage des dettes des Pays-Bas“, in denen er die frühern Aufstellungen zu begründen und die Gegner zu widerlegen suchte. Auch ist D. auf dem Gebiete der Botanik als geistreicher Forscher bekannt. Von eigenthümlichen Ansichten ausgehend, stellte er in den „Commentationes botanicae“ (Tournay 1822) ein neues Pflanzensystem auf, dem man zwar ansieht, daß es auf gründlichen Vorarbeiten beruht, welches aber keine allgemeine Aufnahme erfuhr. Außer vielen in Denkschriften zerstreuten Abhandlungen gab er auch eine „Florula belgica“ (Tournay 1827) und eine „Sylloge Jungermannidearum Europae indigen.“ (Tournay 1831) heraus. Seit 1829 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, deren Reorganisation er nach der Revolution mit großem Eifer betrieb.

Dumouriez (Charl. Franc.), franz. Generallieutenant, geb. am 25. Jan. 1739, trat 1757 in das Heer, welches der Marschall Estrées in Deutschland befehligte und wurde im Gefechte bei Klostercamp als Verwundeter gefangen. Nach seiner Auswechselung im J. 1761 erhielt er den Grad eines Hauptmanns. Unruhigen und ehrgeizigen Geistes, nahm er jedoch 1763 den Abschied und bereiste Corsica, wo er ohne Erfolg den streitenden Parteien Plane vorlegte; dann wendete er sich nach Spanien und Portugal und verfaßte daselbst seine Schrift „Etat présent du Portugal“ (Par. 1769). Als inzwischen 1768 Genua die Insel Corsica an Frankreich abgetreten, ward er als Oberst und Stabschef dem kleinen Besatzungsheer beigegeben. Unverträglichkeit führte ihn indeß bald zurück, und er übernahm nun eine Sendung an die Conföderation zu Bar und wohnte 1771 dem Feldzuge gegen Rußland bei. Im J. 1772 wurde er von Ludwig XV. ohne Zustimmung des Ministers Aiguillon zu Unterhandlungen mit Schweden verwendet und deshalb zu Hamburg verhaftet und in die Bastille gebracht. Ludwig XVI. ließ ihn bei seinem Regierungsantritte frei und gab ihm 1778 das Commando von Cherbourg und zugleich den Grad eines Brigadegenerals. Bei Berufung der Generalstaaten schrieb D., um gewählt zu werden, eine Flugschrift, in der er der Volksstimme huldigte; doch mußte er sich zunächst mit dem Commando der Nationalgarde von Cherbourg begnügen. Bald nachher trat er zu Paris als Jakobiner auf, erhielt nun eine revolutionaire Sendung nach Belgien und wurde 1790 Generalmajor und Militaircommandant in der Niedernormandie. Im J. 1791 trat er aber mit den Girondisten in Verbindung und wurde demzufolge Generallieutenant und 1792 für kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. In Übereinstimmung mit den Ansichten der Girondisten bestimmte er Ludwig XVI. zur Kriegserklärung gegen Osterreich, begab sich hierauf zur Armee Luckner's an der Nordgrenze und übernahm den Befehl über das von dem auswandernden Lafayette verlassene Corps. Um die Deutschen vom Vordringen in der Ebene der Champagne abzuhalten, nahm er seine Stellung bei Grandpré. Als aber der östr. General Clairfait am 14. Sept. 1792 den Engpaß vonacroix-aux-Bois erzwang, mußte er sich, um die Verbindung mit Chalons und Paris nicht aufzugeben, auf St.-Menehould-sur-Aisne zurückziehen. Diese geschickte Bewegung rettete damals Frankreich und bewirkte den Rückzug der Preußen. Im Winterfeldzuge von 1792 führte D. 80000 M. nach den Niederlanden und schlug am 5. und 6. Nov. die Ostreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschchen und Clairfait bei Temappes. Streitigkeiten mit dem Minister Pache über die Heerverpflügung bewogen ihn damals zu einer rücksichtslosen Veröffentlichung des Briefwechsels mit diesem. Auch beschäftigte er sich zu jener Zeit nach eigener Versicherung mit Planen zur Flucht des angeklagten Königs und reiste deshalb zwei mal nach Paris. Den Feldzug von 1793, der die völlige Eroberung Belgiens und Hollands bezweckte, eröffnete er mit der Beschließung von Maastricht. Am 18. März kam es in der Ebene von Tirlemont bei Neerwinden zwischen ihm und den Ostreichern unter dem Herzoge von Koburg zu einem hartnäckigen Treffen, in welchem sein aus Nationalgarden gebildeter linker Flügel unter Miranda geschlagen wurde und in wilder Flucht der franz. Grenze zuellte. Dieser Unfall, an dem D. durchaus keine Schuld hatte, verursachte fast die gänzliche Auflösung des franz. Heers, und mit den Trümmern der Armee mußte er über Löwen den Rückzug nach Brüssel antreten. Bei allen Parteien verhaftet

als Abtrünniger und seinen blutigen Sturz voraussehend, faßte er jetzt den Entschluß, sich gegen den Convent zu wenden und die Herrschaft der Bourbons, wahrscheinlich in der Person des jungen Herzogs von Chartres, den er mit sich führte, herzustellen. Zu diesem Zwecke unterhandelte er mit dem Herzoge von Koburg um die Unterstützung der Östreicher, versprach die Auslieferung der Festung Condé und sandte die Volksrepräsentanten Camus, Duinette Lamarque und Bancal, als dieselben am 2. Apr. erschienen, um von ihm Rechenschaft zu fördern, als Gefangene ins öst. Hauptquartier. Da aber sein Aufruf an die franz. Truppen, sich mit ihm zur Herstellung des constitutionellen Throns zu vereinigen, fast ganz fruchtlos blieb, sah er sich am 4. Apr. 1793 genöthigt, von den versailer Freiwilligen verfolgt, mit dem Prinzen durch die Schelde zu der öst. Armee zu flüchten. Der Convent setzte auf seinen Kopf den Preis von 300000 Livres. Aus dem Gebiete des Kurfürsten von Köln, dann auch aus England verwiesen, schweifte er nun in der Schweiz, Deutschland und Italien herum, bis er in der Nähe von Hamburg auf dän. Gebiete eine Zufluchtsstätte fand. Hier erschienen von ihm, außer mehren Streitschriften, die „Mémoires du général D.“ (Hamb. 1794) und deren Fortsetzung „La vie du général D.“ (Hamb. 1794), die vervollständigt (4 Bde., Par. 1822) der „Collection des mémoires relatif à la révolution franç.“ einverleibt wurden. In seinem Style wurde er von den gegen Frankreich kriegführenden Mächten häufig zu Rathe gezogen, auch erhielt er 1804 von der engl. Regierung die Zusicherung eines Jahrgelds von 1200 Pf. St. und die Erlaubniß, sich in England aufzuhalten. Nach Frankreich durfte er nie wieder zurückkehren. Noch in seinem 80. Jahre überreichte er 1821 dem neapolit. Parlamente einen Vertheidigungsplan gegen die öst. Invasion. Er starb in der Nähe von London am 14. März 1823.

Düna, auch die südliche Dwina genannt, einer der bedeutendsten Flüsse des westlichen Rußlands und der russ. Ostseeprovinzen, entspringt an der Westseite des Wolchonskiwaldes aus mehren kleinen Seen und Sümpfen in der Nähe der Wolga. Sie wird bei Riga 1500 Schritt breit und ergießt sich bei Dünamünde nach einem Laufe von 140 M. in den Rigaischen Busen der Ostsee. Schon bei Welisch wird sie für größere Flußschiffe fahrbar; doch ist sie in ihrem mittlern und untern Laufe, wegen vieler Strudel und Verlandungen, schwer zu beschiffen; Seeschiffe können nur bis Riga stromaufwärts gelangen. Durch einen Kanal ist sie mit dem Dniepr in Verbindung gesetzt. Historisch merkwürdig ist sie durch die Schlacht, welche 1701 die Schweden unter Karl XII. über die Sachsen und Russen gewannen.

Dünamünde, eine kleine Festung an der Mündung der Düna (s. d.), im Kreise Riga des russ. Gouvernements Livland, enthält bloß Häuser für die Besatzung, sowie ein Staatsgefängniß. In der Nähe liegen die Ruinen eines vom Bischof Albert gegründeten Cistercienserklosters. Im nordischen Kriege war D. ein Zankapfel zwischen Sachsen, Schweden und Russen, bis die letztern sich 1710 in Besiz des Ortes setzten.

Dunciade, abgeleitet von dunce, d. i. Schwachkopf, ist der Titel von Pope's (s. d.) satirischem Heldengedicht auf die schlechten Dichter seiner Zeit. Denselben Namen gab auch Charl. Palissot (s. d.) seinen satirischen Gedichten auf die franz. Encyclopädisten und Philosophen. Schirach's deutsche Dunciade (1773) machte wenig Glück.

Dundonald (Lord), s. Cochran (Alex. Thom.).

Dünen heißen im Allgemeinen die in der Nähe des Strandes aus dem vom Meere herausgeworbenen Sande sich bildenden Sandhügel und Sandflächen; insbesondere aber die sandigen Erhöhungen an den Küsten von Flandern zwischen Dünkirchen und Nieuport und im Departement der Gironde. Die Dünen sind wegen der Beweglichkeit ihrer Bestandtheile nicht nur an und für sich für die Vegetation wenig geeignet, sondern es wird der Sand auch durch den Wind sehr tief landeinwärts getrieben und so der fruchtbare Boden verlandet. Durch Anpflanzungen ist es jedoch den Strandbewohnern gelungen, auch die Dünen zu begrenzen und sie zum Theil nutzbar zu machen.

Düngung heißt das Verfahren, die durch Ausdünstung, Gährung, Fäulniß oder irgend eine Art des Verbrauchs oder der Zerstörung der organischen Wesen entschwundenen Stoffe, aufs neue der Erde, der Vegetation zuzuführen. Alle jene Theile selbst, welche dazu dienen, heißen Dünger. Zwar bezeichnet man mit Dünger gewöhnlich nur die gröberten

Überreste von Pflanzen und Thieren, die in den Ställen u. s. w. vorkommen und der Erde wiedergegeben, in dieser in Humus übergehen. Die geringen Humustheile können es aber keinesfalls allein sein, die so große Massen von Früchten erzeugen, es müssen dazu vielmehr noch andere Stoffe mitwirken, nämlich die Atmosphärischen Luft, Thau, Regenwasser, Schnee, Licht, Wärme, Frost, Electricität, Feuer, indem die Atmosphäre vermöge ihres Gehalts an Wasser, Kohlensäure, Sauerstoff und Stickstoff wirklich alle Materialien zu liefern vermag, aus denen die Pflanzen bestehen, mit Ausnahme der wenigen feuerbeständigen Bestandtheile. In der neuesten Zeit ist sogar von Theoretikern die Behauptung aufgestellt worden, daß der Humus zur Ernährung der Pflanzen weit weniger beitrage als die in der Atmosphäre schwebenden Gase. Namentlich ist es Liebig (s. d.), der die Annahme von der unmittelbaren Nährkraft der Humusbestandtheile verwirft. Die verwesenden Pflanzenreste werden ihm zum beständigen Kohlensäure-Quell, und diese, die in der Atmosphäre schwebt, nebst dem meteorischen Wasser und dem von ihm fest und numerisch constatirten Gehalte der Luft und damit des Regen- und Schneewassers an kohlensaurem Ammoniak sind es, die theils unmittelbar in die Pflanzen übergehen und deren Gehalt an Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bedingen, theils die Verwitterung und chemische Zerlegung der Gebirgsarten und anorganischen Bestandtheile der Bodenarten einleiten und deren Aufsaugung mittels der Pflanzenwurzeln vermitteln. Ganz andere Lehren als Liebig stellt dagegen Sprengel auf. Sprengel will Dasjenige, was er mit Humus bezeichnet, keineswegs als eine der ausschließlichen Bedingungen des pflanzlichen Ernährungsprocesses betrachtet wissen; er erblickt namentlich auch in der Kohlensäure der Luft und in dem meteorischen Wasser Quellen des Kohlenstoff- und Wasserstoff-Gehalts der Gewächse, und es spielen in seiner Lehre die anorganischen Stoffe, wie sie durch Auslaugungs- und Einäscherungsprocesse ermittelt werden, insbesondere basische Körper, eine wichtige Rolle, indem sie zum großen Theil die Aufsaugbarkeit der Bestandtheile und Verwandlungsproducte des Humus von Seite der Wurzelfasern vermitteln. Der Humus ist nach Sprengel ein nach Umständen vielfach verschiedenartig gemengtes Verwesungs- und Fäulnißproduct organischer, zunächst pflanzlicher Wesen, verschieden nämlich nach der Art und den Bedingungen, unter welchen die Selbstzerlegung vor sich gegangen und nach der chemischen Beschaffenheit der Gewächse und Pflanzentheile, welche jenen Processen anheimgefallen sind. Die chemische Ziehkraft damit in Verbindung gelangender Basen, das bei so vielen, in unsern Laboratorien, wie im großen Haushalt der Natur sich so häufig offenbarende Bestreben derselben, in den Zustand salziger Verbindung überzugehen, disponire gewisse Bestandtheile des Humusgemenges zur Säurebildung. Daraus resultiren Humusäure, in meteorischem Wasser lösliche Verbindungen, als solche von den Wurzeln auffaugbar und die Verwandlungen während des Ernährungsprocesses durch sofortige Auflösung in ihre Grundbestandtheile unter dem höhern Einflusse der sogenannten Lebenskraft bedingend. Diese Sprengel'sche Lehre, mit der auch Hlubeck und andere Chemiker übereinstimmen, erfreut sich des Beifalls der Landwirthe weit mehr als Liebig's Lehre, der offenbar der Kohlensäure eine größere düngende Kraft zuschreibt, als sie gegenüber dem Humus hat und haben kann. Auch widerspricht Liebig's Lehre den Erfahrungen, welche die Praxis bisher geliefert hat, ganz und gar, da jeder Acker nach längerer oder kürzerer Zeit verarmt und wenig oder gar keine Früchte mehr trägt, wenn er nicht mehr gedüngt, wenn er nicht mit Stoffen versehen wird, welche sich in Humus verwandeln.

Man unterscheidet animalischen, vegetabilischen, vegetabilisch-animalischen (Stallmist), flüssigen Dünger, Compost oder Mengedünger und mineralischen Dünger. Unter allen diesen Düngermaterialien ist der Stallmist derjenige Dünger, den sich der Landwirth am leichtesten und sichersten in der erforderlichen Menge verschaffen kann, und der auch in der Hinsicht für ihn der wichtigste ist, weil sich aus ihm der eigentliche Humus bildet. Der Stallmist wirkt zwar nicht so schnell als die rein animalischen Düngmittel, zerlegt sich aber eher als die vegetabilischen und befördert deshalb nicht nur die Productionskraft des Bodens, sondern wirkt auch zerlegend auf den Humus ein. Die vegetabilischen Düngmittel sind nur ein willkommenener Düngerzuschuß und eignen sich ihrer kühlen Eigenschaften halber am besten für leichte Bodenarten; von den mineralischen Düngmitteln glaubte man lange Zeit, daß sie nur nahrungvermittelnd seien, daß sie die schon im Boden befindliche Pflanzennah-

nung nur auflösllicher und gebeillicher machten; in der neuesten Zeit aber hat man, und besonders Hübner, nachgewiesen, daß der mineralische Dünger auch Theil an der eigentlichen Pflanzenernährung habe. So viel ist indeß gewiß, daß diese Stoffe nur vorsichtig angewendet werden dürfen und daß sie in einem humusarmen Boden von keinem wohlthätigen Erfolg sind. Vgl. Sprengel, „Die Lehre vom Dünger“ (Lpz. 1838), Huzzi, „Über den Dünger“ (6. Aufl., Münch. 1836), Liebig, „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie“ (5. Aufl., Braunsch. 1842) und Löbe, „Düngerlehre“ (Lpz. 1842).

Dunin (Mart. von), Erzbischof von Gnesen und Posen, stammte aus einer zwar nicht reichen, aber angesehenen adeligen Familie in Masovien und wurde am 11. Nov. 1774 geboren. Seine Ausbildung erhielt er in der Jesuitenschule zu Nawa, auf dem Gymnasium zu Bromberg und seit 1793 im Collegium germanicum zu Rom, in das er durch Vermittelung seines Oheims, Laurentius von D., der Jesuit war, aufgenommen wurde. Im J. 1797 in Rom zum Priester geweiht, kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde 1808 Kanonikus in Gnesen, 1824 in Posen und gleichzeitig auch wegen seiner Kenntniß der deutschen Sprache königlicher Provinzialschulrath. Nach dem Tode des Erzbischofs Wolicki im J. 1829 zuerst zum Administrator der Diöces und dann 1831 zum Erzbischof erwählt, machte er sich namentlich durch manche des Schulwesens betreffende Verfügungen verdient. Im Anfange des J. 1837 fühlte er sich durch die Praxis, die sich in Bezug auf die Einsegnung gemischter Ehen in Posen allmählig festgestellt hatte, dermaßen beunruhigt, daß er bei dem Ministerium und einige Zeit darauf bei dem Könige selbst mit der Bitte einkam, man möge entweder das Breve Pius' VIII. auch für seine beiden Diöcesen publiciren oder ihn in Rom um neue Bestimmungen nachsuchen oder nach der Bulle Benedict's XIV. von 1748 verfahren lassen. Als ein abfälliger Bescheid erfolgte, untersagte D. seinen Pfarrern in einem Hirtenbriefe vom 27. Febr. 1838 die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen bei Strafe der Suspension, von welchem Schritte er den König in einem Schreiben benachrichtigte. In Folge davon durch eine Cabinetsordre verwarnt und zum öffentlichen Widerruf jenes Hirtenbriefs aufgefordert, schien D. einer Einigung nicht abgeneigt, allein die Verhandlungen zerschlugen sich. Nun wurde der Hirtenbrief durch Ministerialrescript außer Kraft gesetzt und gegen den Erzbischof eine Criminaluntersuchung wegen Überschreitung seiner Amtsgewalt eingeleitet. Vor Publication des Erkenntnisses berief ihn der König im März 1839 nach Berlin, um noch einmal eine friedliche Ausgleichung zu versuchen; da jedoch diese nicht zu Stande kam, so wurde ihm am 25. Apr. das Urtheil publicirt, welches auf sechsmonatliche Festungsstrafe und Unfähigkeit zu irgend einem Amte im preuß. Staate lautete. Zwar erließ ihm die Milde des Königs bald darauf die Festungsstrafe; allein er verwirkte sie aufs neue dadurch, daß er im Oct. eigenmächtig Berlin verließ und nach Posen zurückkehrte. Er wurde nun nach Kolberg abgeführt und blieb daselbst in Haft bis zum Aug. 1840, wo ihn Friedrich Wilhelm IV. gegen gewisse Erklärungen die Rückkehr in seine Diöcesen gestattete. Bald nach dieser wies er den Klerus in einem Hirtenbriefe an, von der Forderung der üblichen Versprechungen bei gemischten Ehen abzustehen, aber sich auch alles Dessen zu enthalten, was solche Ehen zu billigen scheine. Ein anderer Hirtenbrief vom Febr. 1842 bestimmte, bei bereits eingegangenen gemischten Ehen solle es nach dem Gemüthszustande des katholischen Ehegatten beurtheilt werden, ob ihm die Sacramente zu verweigern seien oder nicht. Im Sept. 1842 kehrte D. krank von Marienbad zurück und starb am 26. Dec. 1842. Vgl. Pohl, „Martin von D., Erzbischof von Gnesen und Posen“ (Marienburg 1843).

Dunin-Borkowski (Stanislaus, Graf), ein geachteter poln. Gelehrter, geb. im Mai 1786 zu Koda in Galizien aus einem der ältesten poln. Grafengeschlechter, studirte, nachdem er seinen Curfus auf der Universität zu Lemberg beendet, auf der Bergakademie zu Freiberg unter Werner insbesondere Mineralogie, worauf er zur Fortsetzung seiner Studien von Werner's Empfehlungen begleitet, sich nach Paris begab. Hier schrieb er die „Observations générales sur les rapports des différentes structures de la terre“ (Par. 1809), durch welche die Franzosen zuerst den wichtigsten praktischen Theil der Geognosie Werner's kennen lernten. Im J. 1815 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wo er auf dem Besue den Sodalit entdeckte und über die er 1820 in poln. Sprache berichtete. Nachdem er 1817 mehre Analysen der Mineralien bekannt gemacht hatte, darunter auch die des bair.

Tantalität, wurde er 1818 von der Akademie zu München zum correspondirenden Mitglied ernannt. Doch wenige Jahre nach seiner Rückkehr ins Vaterland mußte er in Folge einer schweren Krankheit dem Studium der Geognosie und Chemie entsagen. Um so eifriger war er nun, sich in andern Richtungen hin thätig zu beweisen. Abgesehen von der Humanität gegen die Unterthanen auf seinen Gütern, denen er mit bedeutenden Opfern einen großen Theil der Frohnen erließ, stiftete er 1818 die Landwirthschaftsgesellschaft in Galizien. Auf Veranlassung der Stiftung der Ossolinski'schen Bibliothek zu Lemberg im J. 1827 schrieb er die Abhandlung „Über die Pflichten eines Bibliothekars“ (Lemb. 1829) und erhielt in Folge davon 1829 den Ruf, die Leitung der Bibliotheken und gelehrten Anstalten in Warschau zu übernehmen, den er jedoch ablehnte. Später gab er den in St.-Florian bei Linz aufgefundenen poln. Psalter mit einer historisch-philologisch-kritischen Einleitung (Wien 1834) heraus und als Entgegnung auf eine Kritik dieses Werks die Schrift „Zur Geschichte des ältesten poln. Psalters u. s. w.“ (Wien 1835). — Auch seine Neffen, Joseph und Alex. von D., haben sich bereits als Dichter in der poln. Literatur vorthelhaft bekannt gemacht.

Dünkirchen, franz. Dunkerque, d. i. die Kirche an den Dünen, im ehemaligen franz. Flandern, jetzt zum Departement des Nordens gehörig, sechs M. von Calais, eine der ersten Handels- und Fabrikstädte Frankreichs und eine Festung zweiten Rangs, zählt 25000 E. und hat eine Seeakademie, eine Zeichen- und eine mathematische Schule sowie eine Bauerschule. Der Hafen, welcher 200 Schiffe faßt, ist einer der besuchtesten in Frankreich, obschon wegen einer Sandbank an seinem Eingange nur kleine Schiffe einlaufen können, und vor Wind und Sturm gesichert. Durch Kanäle steht die Stadt mit Bergues, Bourbourg, Furnes und Nieuport in Verbindung. Sie hat bedeutende Fabriken in Eisenblech- und Kupfergeschirr, Taback, Stärke und Töpferwaaren, Porzellan und Spiegel, große Seifensiedereien, Schiffbauereien und Seilernwerkstätten, Bierbrauereien und Braumweinbrennereien. Jährlich gehen viele Schiffe nach Island und Neufundland auf den Walfisch-, Stockfisch- und Heringsfang. Neben den Fischen und den Erzeugnissen der eigenen Industrie treibt sie starken Handel mit Colonialwaaren, Getreide und Steinkohlen. Die Stadt ist schön gebaut und wird von breiten und geraden Straßen durchschnitten. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich der Champ de Mars (sonst Place d'armes) und der Dauphineplatz mit Jean Bart's Statue aus. Unter den öffentlichen Gebäuden sind das Rathhaus, welches 1642 erbaut wurde, die in der Bauart das Pantheon in Rom nachahmende St.-Glogkirche von 1440, die Kasernen, welche 6000 M. fassen, das Marinegebäude u. s. w. hervorzuheben. D. war in ältern Zeiten der beständige Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England. Um 1540 wurde es durch die Engländer den Spaniern entrisen, 1558 von den Franzosen erobert, im Frieden aber den Spaniern zurückgegeben. Der Prinz von Condé nahm es 1646, doch sehr bald entrisen es den Franzosen wieder die Spanier. Von neuem 1658 durch Turenne erobert, erhielten es zufolge geschlossenen Vertrags die Engländer. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Mill. Livres von Karl II. zurückkaufte, bot Alles auf, um diesen Platz unbezwinglich, und den Hafen zu einem der bequemsten in Europa zu machen. In den Kriegen zwischen England und Frankreich hatten die Freibeuter von D. dem engl. und holländ. Handel großen Schaden zugefügt; dieses und der wachsende Flor dieser Stadt bewogen England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens von 1713 zu machen, daß Frankreich auf eigene Kosten die Festungswerke wieder abtrage und dieses Meisterwerk der Kriegsbaukunst vernichte. Man suchte sich zwar französischerseits durch Grabung eines neuen Kanals zu Moerdyk, eine Stunde von D., zu entschädigen; auch bemühten sich die Einwohner von D., den Hafen in der Stille wiederherzustellen; allein die Engländer drangen immer von neuem auf die Vernichtung dieser Arbeiten. Der pariser Friede von 1763, den England vorschrieb, wiederholte in Rücksicht auf D. die Bedingung des Friedens zu Utrecht. Lord Chatam erwiderte dem franz. Unterhändler, Grafen Bussy, der sich vergebens bemühte, in Rücksicht D.'s andere Bestimmungen festgesetzt zu erhalten: „Das engl. Volk betrachtete die Schleifung D.'s als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Minister würde seinen Kopf wagen, der es sich erlauben wollte, darin andere Bestimmungen zu machen.“ Es wurde sogar ein engl. Commissair in D. angestellt, der über die Erfüllung dieses Punkts wachen und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariser Frieden

von 1783 wurden jene Artikel aufgehoben. Seitdem wurde an der Wiederherstellung D.s gearbeitet, so weit es die Lage Frankreichs erlaubte. Im Aug. 1793 machte der Herzog von York alle Anstalten, die Stadt, die den Engländern fortwährend ein Stein des Anstoßes blieb, wegzunehmen; allein die unvermuthete Annäherung des Generals Houchard und ein wüthender Ausfall der Belagerten nöthigten ihn, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen.

Dünwald (Joh. Heinr., Graf von), kaiserlicher Generalfeldmarschall, wurde um 1620 von armen Altern, wahrscheinlich als uneheliches Kind, zu Dünwald im Bergischen, Köln gegenüber, geboren, nach welchem Orte er sich später nannte. Er wählte den Soldatenstand und zeichnete beim Reichscontingent sich zuerst in der Schlacht bei St.-Gotthardt in Ungarn 1664 aus, sodas der kaiserliche Feldherr Montecuculi sein Augenmerk auf ihn richtete. Hierauf trat er in kaiserliche Dienste, und schon 1670 erhielt er das Commando über ein Kürassierregiment. Im J. 1674 zeichnete er sich in dem Treffen bei Ensisheim sowol durch Tapferkeit und Geistesgegenwart aus und ihm gebührt ein großer Theil der Ehre dieses Tages. Im folgenden Jahre wurde er bei Mülhausen gefangen genommen, jedoch sehr bald gegen einen franz. General ausgewechselt. Nachdem er in der Schlacht bei Saßbach die Franzosen geschlagen, erhielt er 1675 vom Kaiser das Grafendiplom. In dem darauf folgenden Türkenkriege zum Feldmarschalllieutenant ernannt, erwarb er sich neue Lorbern bei der Belagerung Wiens, indem er namentlich 12000 Türken den Rückweg abschnitt und sie in die Donau trieb und nach Sobieski's Siege den Flüchtenden den Weg verlegte und das ungeheure Heer schnell vernichten half. Auch 1684 vernichtete er bei Baccan ein ihm beieitem überlegenes türk. Heer, indem er es in einen Morast trieb. Bei der Belagerung von Ofen schlug er mit geringen Streitkräften die Türken, die die Stadt entsetzen wollten, und selbst eine bedeutende Wunde hinderte ihn nicht, seinen Sieg zu verfolgen. Nach der Schlacht bei Mohatsch mit 10000 M. zurückgelassen, um das Land zwischen der Donau und Drave zu decken, begnügte er sich hiermit nicht, sondern griff den Feind an, trieb ihn zurück und eroberte ganz Slavonien. Im Feldzuge von 1688 führte er als Generalfeldmarschall die Reiterei im Heere des Herzogs von Lothringen und deckte namentlich die Belagerung von Belgrad. Im folgenden Jahre kämpfte er am Rhein gegen die Franzosen, wo er vorzugsweise durch geschicktes Hin- und Herziehen und durch rasche Angriffe die Schwäche des Reichs verdeckte, die Fortschritte des Feindes hemmte, und das bedrängte Heidelberg entsetzte. Im J. 1691 wurde er wieder gegen die Türken in Ungarn gesendet. Hier soll er in der Schlacht bei Salankemen, wo er den linken Flügel befehligte, aus Verdruß unter einem jüngern Feldherrn, dem Fürsten Ludwig von Baden, zu kämpfen, anfangs nicht in der beabsichtigten Weise angegriffen haben; als jedoch der Kampf einmal begonnen, tritt er mit der an ihm gewohnten Tapferkeit und Geistesgegenwart, fiel dem Feinde durch eine Wendung in die Flanke und erstürmte, nachdem er ihn geschlagen, das Lager. Nach der Schlacht wurde er nach Wien vor das Kriegsgericht beschieden; doch starb er auf der Reise dahin zu Essek am 31. Aug. 1691 an gebrochenem Herzen, nach Andern an Gift.

Dunois und Longueville (Jean, Bastard von Orleans, Graf von), geb. am 23. Nov. 1402, war der natürliche Sohn des von dem Herzoge von Burgund ermordeten Herzogs Ludwig von Orleans, zweiten Sohnes König Karl's V., mit seiner Geliebten, Yolantha, der Frau des Ritters Albret le Flammi de Cany. Zum Priester bestimmt, entließ der feurige und thatendurstige Jüngling seinen Lehrern und trat als Hauptmann und Kammerherr in die Dienste des Dauphin, der ihn sehr lieb gewann und mit zahlreichen Gütern in den Dauphiné beschenkte. Im J. 1422 mußte er als Geißel für den mit Karl VII. unterhandelnden Grafen Richmond an den Hof von Bretagne gehen, worauf er auch gewaltig in der Gunst des Königs stieg und von demselben mit einer Menge Herrschaften belehnt wurde. Der Bastard von Orleans, wie er sich ungeachtet seiner vielen Besitztitel nannte, rechtfertigte 1427 diese Gunst, indem er das von Engländern belagerte Montargis mit geringer Mannschaft, statt nur zu verproviantiren, glänzend entsetzte. Als die Engländer Orleans belagerten, gesellte er sich mit einem kleinen Corps den Vertheidigern zu und behauptete diesen Platz, bis 1429 die Jungfrau von Orleans (s. Jeanne d'Arc) zum Entsatz herbeieilte. Nach der Schlacht von Patay am 18. Juli 1429, wo er glänzend mitwirkte, durchzog er mit einem geringen Corps die von den Engländern überschwemmten Provinzen und

nahm einen festen Platz nach dem andern. Seinem aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Halbbruder, dem Herzoge von Orleans, stellte er großmüthig eine Menge Familiengüter zurück und erhielt dafür die Grafschaft Dunois, nach der er sich nun nannte. Nachdem ihn der König, wegen seiner Theilnahme an der sogenannten Praguerie, einer Verschwörung gegen den mächtigen Connetable, begnadigt, vertrieb er 1442 den gefürchteten Talbot von Dieppe, wofür er mit der Grafschaft Longueville belohnt ward. Im J. 1448 übernahm er den Befehl in der Normandie und reinigte bis 1450 diese Provinz, sowie bis 1455 auch meist Guyenne durch die Einnahme aller festen Plätze von den Engländern. Ludwig XI. schickte ihn nach seiner Thronbesteigung 1462 als Gouverneur nach dem sich an Frankreich ergebenden Genua, beraubte ihn aber kurz darauf aus Argwohn und Eifersucht aller seiner Ämter. D. stellte sich deshalb an die Spitze des Bundes Pour le bien public und erhielt in dem Friedensvertrage zu Maur am 29. Oct. 1465 wenigstens seine confiscirten Güter wieder. Im J. 1466 ward er Präsident einer Commission, welche die tiefgesunkene Rechtspflege verbessern sollte. Am 24. Nov. 1468 starb er zu Lay unweit Paris. — Seine Nachkommen, mit wenigen Ausnahmen ausgezeichnete Persönlichkeiten, stiegen an Würden und Reichthümern, und schon sein Enkel Franc. II. wurde von Ludwig XII. 1505 zum Herzoge von Longueville erhoben. Karl IX. und Ludwig XIV. erklärten die D. zu Prinzen des königlichen Hauses, unterließen jedoch die gesetzliche Einregistrierung der Würde. Seit Louis I., gest. 1516, waren die D. auch souveraine Fürsten von Neufchatel und später im Besitze der Grafschaft Valengin. — Henri II. Herzog von Longueville, Fürst von Neufchatel und Valengin u. s. w., geb. am 27. Apr. 1595, trat, gleich den übrigen Großen über die Herrschaft Richelieu's erbittert, bei der Conferenz zu Fleury, 1626, in die Verschwörung gegen das Leben des Legtern. Im J. 1637 führte er ein Armee-corp nach Hochburgund und kämpfte in den folgenden Jahren mit vielem Glücke in Lothringen, im Elsaß, am Rhein und in Italien. Mazarin schickte ihn 1645 auf den Congreß nach Münster; allein gekränkt, daß er hier nicht unterhandeln sondern nur mit seinem Namen und Thaten glänzen sollte, zog er sich zurück und ließ sich um so leichter für die ehrgeizigen Plane seiner Schwäger Condé und Conti gewinnen. Als aber 1649 die Unruhen der Fronde begannen, suchte man ihn von der Leitung des Aufstandes zu entfernen, weil man ihm nicht Kühnheit genug zutraute. Mit dem Frieden vom 11. März 1649 kehrte er an den Hof zurück, wurde zwar 1650 mit seinen Schwägern verhaftet, aber durch die Schritte seiner Gemahlin bald freigegeben, worauf er allen politischen Intriguen entsagte und in edler Wirksamkeit auf seinen Gütern am 11. Mai 1663 starb. — Seine Gemahlin zweiter Ehe war die aus den Händeln der Fronde berühmte Anna Genovefa von Bourbon-Condé, vermählt am 2. Jan. 1642. Schön, geistreich und kühn, führte sie ihr Bruder, der Prinz Condé, zum Congresse nach Münster, wo sie eine wichtige Rolle spielte und in die politische Intrigue eingeweiht wurde. Nach dem pariser Aufstande am 5. Jan. 1649 trat sie an die Spitze der Misvergnügten und suchte, nachdem sie ihren Anbeter, den Prinzen Marillac, und Conti gewonnen, auch ihren Bruder zum Beitritt zu bewegen. In dieser Rolle war das Stadthaus ihre Residenz, und hier war es auch, wo sie am 29. Jan. 1649 von dem Prinzen Charl. Paris entbunden wurde. Während der dreimonatlichen Blockade der Hauptstadt übte die Herzogin den größten Einfluß über die Gegner des Hofes; auf ihrem Zimmer wechselten die galanten Gesellschaften mit Kriegs- und Friedensangelegenheiten und die Bedingungen des am 11. März 1649 unterzeichneten Vertrags wurden bei ihr entworfen. Als 1650 ihre nächsten Verwandten, die Häupter der Verschwörung, zu Paris verhaftet wurden, entkam sie in die Normandie und gelangte nach vielfachen Abenteuern nach Rotterdam, von wo sie nach Stenay, dem Hauptquartier des großen Turenne, ging, den sie für die Partei der Fronde gewonnen hatte. Hierauf erließ sie ein Manifest gegen den Hof, verhandelte mit Spanien und andern auswärtigen Höfen um Hülfsstruppen zur Befreiung ihres Bruders, Gemahls und der andern Häupter, kehrte aber, als der Hof 1651 die Gefangenen freigab, nach Paris zurück und unterhandelte den Frieden mit Spanien. Als zwischen ihrem Bruder, dem Prinzen Condé, und der Königin neue Zerwürfnisse ausbrachen, floh sie mit demselben nach dem unruhigen Bordeaux, unterwarf sich aber hier vor dem Erscheinen der königlichen Armee mit den Übrigen am 31. Juli 1653. Durch den Ab-

fall und die feindlichen Schritte ihres begünstigten Liebhabers, Larochevoucauld, wie es scheint, zur Besinnung gebracht, entzog sie sich nun der Welt und starb am 15. Apr. 1679 unter den härtesten Bußübungen. Vgl. Willeforce, „La vie de la duchesse de Longueville“ (Par. 1738 und Amst. 1739). — Ihr jüngerer Sohn, Charl. Paris, Herzog von Longueville, früher unter dem Namen des Grafen St. Paul bekannt, erhielt nach dem Tode seiner Brüder die Güter und Würden seiner Familie. Er zeichnete sich 1667 im Feldzuge nach den Niederlanden, 1668 in der Franche-Comté aus und zog nach dem aachener Frieden dem bedrängten Kandia mit zu Hülfe. Als eine mächtige Partei in Polen den König Wisnowiecki zu entthronen gedachte, trat man auf Sobieski's Vorschlag mit dem Herzog Longueville, dem liebenswürdigsten und schönsten Prinzen seiner Zeit, in Unterhandlungen, um ihm die Krone aufzusetzen. Dieser Plan wurde jedoch durch den Tod des Herzogs am 12. Juni 1672 vernichtet, indem er bei dem Rheinübergang am Tollhuys ein Opfer seines kühnen Vordringens gegen die Holländer ward. Mit ihm endete der legitime Stamm des Bastards von Orleans. — Franç. von Orleans, Marquis von Rothelin (Rötheln in Schwaben), hinterließ einen natürlichen Sohn, François, Bastard von Rothelin, der 1600 starb und der Stifter dieses in der Geschichte Frankreichs nicht ungenannten Hauses wurde. Mit Alexander von Rothelin, der als franz. Generallieutenant 1764 starb, endete auch diese Nebenlinie.

Duns (Joh.), genannt *Scotus*, einer der berühmtesten Scholastiker und das Haupt der sogenannten Scotisten, geb. um 1245 zu Dunston in Northumberland, nach Andern zu Duns in Südschottland, studirte zu Orford, wo er in den Franciscanerorden trat und nachher mit großem Beifall als Lehrer auftrat. Im J. 1304 wurde er von seinen Ordensobern nach Paris gesendet, wo er ebenfalls mit vielem Erfolge lehrte, und dann nach Köln, wo er am 8. Nov. 1308 starb. Als einer der feinsten und scharfsinnigsten Denker seiner Zeit erhielt er den Beinamen *Doctor subtilis*. Er war Realist und im Gegensatz von Thomas von Aquino (s. d.), mit dem er fortwährend im Streit lag, behauptete er, daß das Allgemeine (universale) nicht blos der Möglichkeit (potentia) sondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet sei, und als Realität dem Verstande gegeben werde. (Scholastiker.) Auch war er einer der eifrigsten Vertheidiger der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Er suchte die Nothwendigkeit und Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu erweisen und den kosmologischen Beweis für das Dasein Gottes zu schärfen. Seine Commentare über Aristoteles und Petrus Lombardus, die voller spitzfindiger Dunkelheiten sind, und seine übrigen Schriften erschienen zu Lyon (12 Bde., 1639, Fol.). Wie D. mit Thomas von Aquino so waren auch die Scotisten mit den Thomisten in unaufhörlichem Streite, der aber der Wissenschaft wenig Gewinn gebracht hat.

Dunst. Bekanntlich werden die Flüssigkeiten durch die Wärme, wenn dieselbe den gehörigen Grad erreicht hat, in Dampf (s. d.) verwandelt und kehren bei abnehmender Temperaturhöhe nach und nach wieder in den tropfbarflüssigen Zustand zurück. Ein Stadium dieser Verwandlung ist die Dunstform. Wenn die Dämpfe sich insoweit condensirt haben, daß sie noch keinen eigentlichen Niederschlag bilden, sondern gleichsam in Tropfen in der Luft sich schwebend erhalten, so nennt man sie Dünste. Sie bilden dann kleine kugelförmige Bläschen, deren Durchmesser sich nach ihrer höhern oder niedrigeren Temperatur richtet. Nebel und Wolken sind eigentlich nichts Anderes als Dünste, welche durch Erniedrigung der Temperatur in den tropfbarflüssigen Zustand übergehen. Durch Aufnahme verschiedener Gase werden die Dünste verunreinigt und können dann beim Einathmen schädlich werden.

Dunstan, der Heilige, Erzbischof von Canterbury, wurde aus vornehmem engl. Geschlecht ums J. 925 geboren. Als Jüngling kam er an den Hof des Königs Ethelstan, wo er sich durch seine Kunstfertigkeiten in Musik und Malerei Neider zuzog, die ihn vertrieben. Er ergriff nun den Mönch- und Priesterstand und erregte großes Aufsehen durch sein afeetisches Leben in einer Zelle, die angeblich 4 F. lang, 2 F. breit und von sehr geringer Höhe war. König Edmund rief ihn als einen frommen und wunderthätigen Mann an den Hof zurück, wo nun D. in geistlichen und weltlichen Dingen zu seinem und der Kirche Vortheil den größten Einfluß gewann. Seine Macht wuchs noch unter Edred; allein unter Edwin wurde er als ein strenger Sittenrichter vertrieben und sein reiches Kloster, dem er als Abt vorstand,

zerstört. Er floh nun nach Gent, wo er durch sein heiliges und wunderthätiges Leben viel Aufsehen erregte. Als sich 957 Edgar, der Bruder des Königs, eines Theils des Landes bemächtigte, kehrte D. nach England zurück und wurde zum Bischof von Worcester erhoben. Nach Edwin's Tode erhielt er 959 auch das Bisthum London und nach dem Tode seines Freundes, des Bischofs Ddo, das Erzbisthum Canterbury. Im J. 960 reiste er nach Rom, wo er vom Papsi Johann XII. sehr huldvoll aufgenommen wurde. Wie sehr er seine Stellung zu benutzen wußte, zeigen die 48 Klöster, die er stiftete und dotierte. Mit fanatischer Härte verfuhr er gegen die Priester, die nicht ehelos bleiben wollten. In die politischen Verhältnisse griff er mit großer Anmaßung ein. Nach Edgar's Tode setzte er 975 gegen den Willen der Großen und des Volks dem Knaben Eduard die Krone auf. Als derselbe nach einigen Jahren von seiner Stiefmutter ermordet wurde, krönte er auch deren Sohn, Ethelred. Mit letzterm scheint er seinen Einfluß verloren zu haben. Er starb 988. Da er der Stifter der Congregation der Benedictiner war, so gilt er für den Verfasser der „Decreta pro ordine sancti Benedicti, libellus concordiae monasteriorum in Anglia“. Daß er die Drgel erfunden habe, ist eine Fabel.

Dunstkreis, s. Atmosphäre.

Duodecimalmaß nennt man die Eintheilung der Einheiten in zwölf gleiche Theile, z. B. der Ruthe in 12 F., des Fußes in 12 Zoll u. s. w. Diefelbe ist namentlich beim Längenmaß die im Leben gewöhnlichste Eintheilungsart, und deshalb bequem, weil sich 12 ohne Bruchtheile in 2, 3, 4 und 6 gleiche Theile theilen läßt, obfchon es unter den Mathematikern längst eine ausgemachte Wahrheit ist, daß das Decimalmaß wegen seiner Übereinstimmung mit unserm dekadischen Zahlensystem beivieitem den Vorzug verdient. — **Duo-de-cim-al-rech-nung** wird die Rechnung nach dem erwähnten Maße genannt.

Duodecime heißt in der Tonkunst ein Intervall, dessen beide Töne um zwölf diatonische Stufen voneinander absteigen, oder die Quinte der Octave des Grundtons. — **Duo-de-cim-ole**, eine Figur von zwölf Noten, deren Zeitverth dem von acht Noten derselben Bezeichnung gleich ist, die also um so viel schneller zu spielen sind.

Duodrama, ein im vorigen Jahrh. Mode gewordenes, jetzt von der Bühne verschwundenes kleines Schauspiel, welches sich aus dem damals beliebt gewordenen Monodrama gestaltete und den lyrischen Charakter des letztern dadurch zu einem mehr dramatischen steigerte, daß mit der einen bloß reflectirenden und empfindenden Person das Monodrama im Duodrama noch eine zweite in Handlung und Conflict gesetzt wurde.

Dupaty (Charl. Marguerite Jean Bapt. Mercier), franz. Strafrechtslehrer, geb. 1744 zu Rochelle, war seit 1767 Advocat und später Präsident beim Parlament zu Bordeaux. Sein strenger Rechtsinn zog ihm gleich vielen Andern die Verfolgung des Ministerialdespotismus zu, den in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XV. der Herzog von Aiguillon mit der Dubarri und dem Abte Terrai in grenzenloser Weise übte. Da D. gegen den Herzog von Aiguillon, als dieser wegen schlechter Amtsführung als Gouverneur von Bretagne vom Parlament zu Rennes in Anklage verfest worden war, im Namen des Parlaments von Bordeaux geschrieben hatte, so wurde er deshalb 1770 als Staatsgefangener eingezogen und später verwiesen. Erst Ludwig XVI. rief ihn zurück, indem er ihn zugleich zum Präsidenten des Parlaments von Bordeaux ernannte. Seine aufgeklärten Grundsätze stimmten aber so wenig mit dem verrotteten Geiste seiner Collegen überein, daß er sich nach schweren Kämpfen nach Paris zurückzog, wo er nun ganz der wissenschaftlichen Muse lebte und besonders für die Verbesserung der Strafrechtspflege wirkte. Besonders merkwürdig ist seine Denkschrift, durch welche er 1786 drei unschuldig verurtheilte Bürger aus Chaumont vom Tode des Rads rettete. Seine „Réflexions historiques sur les lois criminelles“ (Par. 1788) klärten das Publicum über die Verderblichkeit des geheimen Gerichtsverfahrens und des Mißverhältnisses der Strafen zu den Verbrechen auf. In den anonym erschienenen „Lettres sur l'Italie en 1785“ (2 Bde., Par. 1788; deutsch von G. Forster, 2 Bde., Mainz 1789; 2. Aufl., 1805) tritt der feine Kunstkenner mit dem warmen Menschenfreunde zugleich hervor. Er starb zu Paris am 17. Sept. 1788. — Sein ältester Sohn, Louis Marie Charl. Henri Mercier D., geb. zu Bordeaux am 29. Sept. 1771, der Wiederhersteller der Bildhauerkunst in Frankreich, hatte ursprünglich die Rechte studirt und war

mit 19 Jahren Advocat. In Folge des Aufrufs trat er während der Revolution als Dragoner in das republikanische Heer und wurde dann als geographischer Zeichner angestellt. Seit 1795 widmete er sich ganz der Bildhauerkunst, namentlich unter Lemot's Leitung und von 1804—11 in Rom. Nach der Rückkehr wurde er Mitglied der Akademie der schönen Künste und später Professor an der École des beaux-arts. Er starb am 12. Nov. 1835. Seine Hauptwerke sind Ajax, von Neptun verfolgt, im Louvre, Philoktet, vor dem Schlosse zu Compiègne aufgestellt, und Drest von den Furien verfolgt, eine treffliche Composition, die er aber nur in Gyps ausführte. — Sein Bruder, Louis Emanuel Félicité Charl. Mercier D., geb. zu Blanquefort in der Gironde am 30. Juli 1775, diente früher mit Auszeichnung in der Marine und war dann beim Geniecorps angestellt. Er ist einer der fruchtbarsten neuern Theaterdichter, dessen kleine Lustspiele und Vaudevilles durch Witz und lebendigen Dialog anziehen. Seine Oper „Les valets dans l'antichambre“, in welcher die Regierung eine Satire fand, zog ihm eine kurze Verbannung zu. Unter seinen übrigen Leistungen ist das satirische Gedicht „Les délateurs“ (1819) ausgezeichnet. Im J. 1836 wurde er in die Akademie aufgenommen.

Duperré (Victor Guy, Baron), ein franz. Admiral, Pair und vormaliger Minister, geb. zu Rochelle am 20. Febr. 1775, trat nach Beendigung seiner Schulstudien in die Handelsmarine und machte 1791 eine Reise nach Indien. Im folgenden Jahre nach Frankreich zurückgekehrt, ließ er sich durch den holländ. Krieg bewegen, in die Kriegsmarine zu treten. Im J. 1796 wurde er im Kampfe gegen Sir Edward Pelew, den nachherigen Lord Ermouth, gefangen genommen und nach England gebracht, aber 1799 ausgewechselt. Als 1803 der Krieg von neuem ausbrach, wurde er beim Generalstabe der boulogner Flotille angestellt und machte darauf eine Expedition nach den Gewässern Afrikas und Amerikas. Nach seiner Rückkunft erhielt er 1806 als Fregattencapitain das Commando der Sirene und brachte auf diesem Schiffe 1808 Truppen nach Martinique. Auf der Heimkehr schnitten engl. Kriegsschiffe vor Lorient im März 1808 ihm den Weg ab; allein es gelang ihm nach einem Kampfe, der Bord an Bord über eine Stunde lang dauerte, die Passage zu erzwingen und sich nach der Insel Groix zu flüchten, von wo er drei Tage nachher im Angesichte des Feindes Lorient erreichte. Zum Lohn für diese heldenmüthige That ernannte ihn Napoleon zum Kriegsschiffscapitain. Er übernahm nun das Commando der Fregatte Bellona, fuhr 1809 von St.-Malo nach Isle-de-France, kreuzte sodann im Indischen Meere und bemächtigte sich der engl. Corvette Victor, mehrerer Handelsfahrzeuge und der portug. Fregatte Minerva. Am 1. Jan. 1810 kehrte er im Angesichte des engl. Geschwaders, welches Isle-de-France blockirte, mit seinen Prisen nach dieser Insel zurück. Ein Vierteljahr später steuerte er mit den Schiffen Bellona, Minerva und Victor von neuem ins Meer, begegnete drei Kriegsschiffen der Ostindischen Compagnie und bekam deren zwei in seine Gewalt. Als er darauf nach der Insel zurückfuhr, fand er eine bedeutende Flotille vor, welche den nordwestlichen Theil blockirte, und das Fort an der Hafeneinfahrt von den Engländern besetzt. Nichtsdestoweniger drang er in die Bai, trug darin über vier brit. Fregatten den Sieg davon und nahm das Fort. Doch England bot nunmehr Alles auf, um sich der Insel wieder zu bemächtigen, und schickte ein starkes Geschwader von Kriegsschiffen dahin ab, sodas die Colonie am 4. Oct. 1810 zum Capituliren sich genöthigt sah. Nach D.'s Rückkehr nach Frankreich gab ihm der Kaiser den Baronstitel und erhob ihn vom Mitgliede der Ehrenlegion ausnahmsweise zum Commandeur desselben Ordens. Noch im J. 1811 ward er Contreadmiral und erhielt den Befehl über die Seemacht im Mittelländischen Meere. Zu Anfang des J. 1812 führte er das Obercommando über die franz. und ital. Streitkräfte im Adriatischen Meer. Er war damit beschäftigt, in dem Hafen Venedigs ein Geschwader zu bilden, als die Ereignisse von 1813 und 1814 die Räumung Italiens herbeiführten. Da die hierauf bezügliche Ubereinkunft vom 20. Apr. 1814 nicht ausdrücklich von der venet. Marine sprach, so weigerte sich D. anfangs, die franz. Schiffe auszuliefern und that es erst auf erneuerten Befehl des Vicekönigs. Im Juli 1814 erhielt er den Ludwigsorden; während der Hundert Tage war er Seepräfect zu Toulon und schützte diese Stadt vor den Unternehmungen der zu Marseille gelandeten engl.-sicilischen Truppen. Im J. 1818 kehrte er nach den Antillen zurück, um das Commando der dortigen franz. Stationen zu übernehmen,

das er bis 1821 behielt. Im J. 1823 bekam er das Commando des Geschwaders, welches Cadix belagerte. Im J. 1830 war er es, der die Landung an der algerischen Küste vollführte und zur Einnahme der Hauptstadt Algier sehr viel beitrug. Nachdem er schon unterm 16. Juli 1830 von Karl X. zum Pair erhoben, diese Erbnanz aber bei der Julirevolution annullirt worden war, wurde er unterm 13. Aug. 1830 durch Ludwig Philipp von neuem zu dieser Würde erhoben. Von 1834—36 führte er das Marineportefeuille, das er auch in dem Ministerium vom 29. Oct. 1840 wieder übernahm; doch Kränklichkeit, die ihn schon in den letzten Jahren von seiner Thätigkeit als Admiral abgehalten hatte, nöthigte ihn sehr bald, seine Entlassung einzureichen.

Dupetit-Thouars (Aristide Aubert), berühmter franz. Seefahrer, geb. am 31. Aug. 1760 zu Boumois bei Saumur, wurde als Knabe beim Lesen des „Robinson“ von dem Wunsche, Seereisen zu machen, mit solcher Lebhaftigkeit ergriffen, daß er mit einem andern Schülgengenossen aus der Kriegsschule zu Laflèche entwich, um in Nantes als Schiffsjunge zur See zu gehen; doch wurden beide aufgegriffen, ehe sie das Ziel erreicht. Der berühmte Geolog Dolomieu, der zu jener Zeit zu Laflèche in Befahrung lag, wirkte Verzeihung aus. In der Kriegsschule zu Paris war er allerdings fleißiger als früher, doch mußte er, als sich keine Aussicht zur Beförderung im Seebienste zeigte, unter der Landmacht Dienste nehmen. Beim Ausbruche des Kriegs mit England im J. 1778 fand er endlich Gelegenheit, in die Marine zu treten, und zeichnete sich in den Gefechten in den westindischen Gewässern in dem Grade aus, daß er nach dem Frieden von 1783 zum Commandanten des Kriegsschiffs Tarleton ernannt wurde. Mit Eifer suchte er sich nun zum vollendeten praktischen Seemann auszubilden. Als das Gerücht sich verbreitete, daß Lapeyrouse auf einer wüsten Insel gescheitert wäre, sammelte er Unterzeichnungen zur Ausrüstung eines Schiffs, das Lapeyrouse auffuchen und zugleich den Pelzhandel auf der Nordwestküste von Amerika treiben sollte. Doch Unfälle aller Art verfolgten ihn auf dieser Fahrt, auf der ihn sein Bruder, welcher Botaniker war, begleitete. Nachdem er, von den Portugiesen gefangen genommen, lange Zeit im Kerker zu Lissabon zugebracht, vertheilte er, was ihm die portug. Regierung als den Ertrag des verkauften Wracks seines Schiffs gegeben hatte, unter seine Mannschaft und ging nach Nordamerika, wo er zwei Versuche machte, die Nordwestküste zu Lande zu erreichen, und mit Larocheffoucauld-Liancourt den Niagara fall besuchte. Als in seinem Vaterlande der Revolutionssturm sich gelegt, kehrte er zurück und nahm wieder Seebienste. Auf dem Zuge nach Agypten befehligte er ein Schiff von 80 Kanonen, auf welchem Dolomieu ihm zur Seite war. Er sah voraus, was zu befürchten war, wenn man Nelson's Ankunft in der genommenen Stellung auf der Rhebe von Abukir erwarten wollte, und rieth, sogleich unter Segel zu gehen. Obschon man seine Stimme nicht beachtete, focht er dessenungeachtet mit Unerfahrenheit gegen die siegreichen feindlichen Schiffe und fiel im Kampfe am 1. Aug. 1798. — Ganz in der neuesten Zeit machte sich der gleichfalls franz. Admiral Dupetit-Thouars dadurch einen Namen, daß er am 6. Nov. 1843 die Königin Pomare auf Otaheiti, die sich unter franz. Protection gestellt, wegen Verletzung ihrer desfallsigen Verpflichtungen für entsetzt erklärte und die Insel in Besitz nahm.

Dupin (André Marie Jean Jacq.), franz. Deputirter und früherer Präsident der Kammer, Generalprocurator beim Cassationshofe, Mitglied der franz. Akademie und der Akademie der Wissenschaften, wurde am 1. Febr. 1783 zu Barzy geboren und ist der Sohn des Advocaten Charles André D., der in der Revolution Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und des Raths der Alten war und 1843 zu Clamecy, 85 Jahre alt, verstarb. Als sein Vater 1793 in Haft kam, übernahm die Mutter den Unterricht ihrer Söhne und suchte sie durch die röm. Geschichte für Freiheit und Ruhm zu begeistern. In Paris bereitete er sich zum praktischen Juristen vor und wurde 1806, nach der Wiederherstellung der in den ersten Jahren der Revolution aufgehobenen Rechtsschulen wieder als der erste Doctor der Rechte promovirt. Durch seine „Principia juris civilis“ (5 Bde., Par. 1806) und den „Précis historique du droit romain“ (Par. 1809), der aber von der Polizei unterdrückt wurde, bewies er sich als einen fruchtbaren Schriftsteller im Fache des röm. Rechts und erhielt hierauf 1810 eine Professur der Rechte. Hierauf gab er das „Dictionnaire des arrêts modernes“ (2 Bde., Par. 1812, 4.) heraus. Das Staats- und Völkerrecht bereicherte er durch die „Dissertation

sur le domaine des mers" (Par. 1811). Im J. 1815 wurde er in die Kammer gewählt, wo er sich durch edeln Freisinn auszeichnete. Er widersetzte sich dem Antrage, Napoleon den Retter des Vaterlandes zu nennen, stimmte für des Kaisers Abdankung, verlangte, die Deputirtenkammer solle sich zur Nationalversammlung erklären, und sprach gegen den Vorschlag, Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen. Nach der zweiten Restauration konnte er, weil er das gesetzliche Alter noch nicht hatte, nicht in die Deputirtenkammer gewählt werden und widmete sich nun ausschließlich dem Berufe als Sachwalter. Im Verein mit den beiden Berryer vertheidigte er den Marschall Ney, in welcher Angelegenheit er auch einige kräftige Denkschriften verfaßte, unter denen diejenige, welche die Uebereinkunft vom 3. Juli 1815 zu Gunsten des Angeklagten anzuwenden suchte, großen Beifall erhielt. blieb ihm in dieser Rechtsache nichts als die Ehre der Vertheidigung, so war der Erfolg seiner Beredtsamkeit um so belohnender, als er 1816 die Engländer Wilson, Bruce und Hutchinsson vertheidigte, die wegen der Theilnahme an Lavalette's Entweichung angeklagt waren. Ebenso vertheidigte er die Generale Alix, Savary, Gilly und das Andenken des Marschalls Brune. Gleich gewandt als geistreich sprach er zur Vertheidigung Béranger's. Ueberhaupt versagte er keinem, der vom Parteihaffe verfolgt wurde, seinen Beistand, und insbesondere trat er auf als Vertheidiger der gefährdeten Freiheit der Presse. In dieser Zeit schrieb er die werthvollen „Lettres sur la profession d'avocat" (2 Bde., Par. 1818; neue Aufl., 1828), „Observations sur plusieurs points importants de notre législation criminelle" (Par. 1821), „De la jurisprudence des arrêts" (Par. 1822), „Lois communes" (2 Bde., Par. 1823), „Examen des actes de la commission militaire instituée pour juger le duc d'Enghien" (Par. 1823), „Les libertés de l'église gallicane" (Par. 1812), „Consultation pour le comte Montlosier contre l'illégalité des jésuites" (Par. 1826) und „Notions élémentaires sur la justice, le droit et les lois" (Par. 1827). Im J. 1827 trat er von neuem in die Deputirtenkammer, und in der Sitzung von 1830 war er Berichterstatter über die Adresse der 221. Auf seinen Ausspruch protestirten zunächst die Journalisten, namentlich der „National", gegen die Juliordonnanzen. Großen Antheil hatte er sodann an der Protestation mehrerer Deputirten, sowie an der Ernennung der Municipalcommission für das Gemeinwohl der Hauptstadt. Dessenungeachtet mußte er sich gegen die Angriffe der Journale, welche ihm Unthätigkeit in der Juliwoche Schuld gaben, vertheidigen. Man machte ihm sogar die von ihm schon 1815 und stets behauptete inamovibilité des juges zum Vorwurf. Im Aug. wurde er zum Generalprocurator beim Cassationshofe ernannt und 1832 in die Akademie aufgenommen. In acht Sitzungen bis 1839 bekleidete er die Stelle eines Präsidenten der Deputirtenkammer. In dem dreitägigen Ministerium des Herzogs von Bassano im J. 1834 war er Marineminister. Mit den ausgezeichneten Geistesgaben verbindet er die edelsten Gefinnungen, und die Uneigennützigkeit, womit er seinen Beruf verwaltet, ist allgemein anerkannt. Nichtsdestoweniger ist D., der während der Restauration die vollste Volksgunst genoß, seit der Julirevolution immer unpopulärer geworden, weil er es verschmäht hat, sich irgend einer bestimmten Partei anzuschließen. Auch seinen politischen Einfluß hat er dadurch fast ganz verschertzt, daß er wiederholt, nachdem er das Portefeuille fast schon angenommen hatte, wieder zurücktrat. In seiner Schrift „La révolution de juillet 1830" (Par. 1833) bewies er unter Anderm, daß die Republik für Frankreich nicht taugte, daß Frankreich sie nicht wolle und daß Ludwig Philipp nicht als quasilegitim, sondern „quoique Bourbon" der Einzige gewesen sei, den die Franzosen zu ihrem Könige hätten wählen können. Gegenwärtig soll er mit der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten beschäftigt sein.

Dupin (Charl., Baron), Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der der moralischen und politischen Wissenschaften, des Vorigen Bruder, geb. am 6. Oct. 1784, erhielt seine Bildung in der Polytechnischen Schule zu Paris. Von 1803 an diente er als Ingenieur auf der Flotte; namentlich zeigte er sich 1805 sehr thätig bei der Anlegung des Hafens von Antwerpen. Im J. 1808 ging er als Freiwilliger auf dem Gschwader unter dem Admiral Ganteaume nach den Ionischen Inseln, wo er Secretair der damals errichteten Akademie zu Korfu wurde und die Stiftung von Olympiadenpreisen für Schriften in alt- und neugriech. Sprache veranlaßte. Im J. 1811 bereiste er Italien. In Toulon rettete er 1813 die schönen Bildwerke, die Puget für Ludwig's XIV. Galerien gear-

beitet hatte und welche nachmals eine Zierde des von D. gestifteten Museums der Marine zu Toulon wurden. Nach dem zweiten pariser Frieden machte er eine Reise nach England, das er während eines Aufenthalts von 20 Monaten in verschiedenen Richtungen durchkreuzte. Nach der Rückkehr wurde er 1818 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und bei der Stiftung des Conservatoriums der Künste und Handwerke im J. 1820 als Professor für denselben angestellt. Nachher unternahm er eine Reise nach England, von der er 1824 zurückkehrte. Noch in demselben Jahre wurde er zum Baron ernannt, und 1827 kam er in die Deputirtenkammer, in der er fortwährend als thätiger Beförderer gemeinnütziger Zwecke sich zeigte. Im J. 1832 nahm ihn auch die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften als Mitglied auf und 1837 wurde er zum Pair erhoben. Sein Hauptwerk sind die „Voyages dans la Grande-Bretagne en 1816—19“ (6 Bde., Par. 1820—24, 4., mit Atlas; 2. Aufl. 1825; deutsch, 4 Bde., Stuttg. 1825), eine umfassende Darstellung der Vorzüge und Mängel der brit. Verwaltung in Beziehung auf Landmacht, Seewesen, Artillerie, Straßenbau, Gemeinwesen, Bergwerke, Gewerbsamkeit und Handel. Ferner erwähnen wir die „Géométrie et mécanique des arts et métiers et des beaux-arts“ (3 Bde., Par. 1825—27; deutsch, 3 Bde., Par. 1825—27), „Forces productives et commerciales de la France“ (2 Bde., Par. 1827, 4.) und „Le petit producteur franç.“ (7 Bde., Par. 1827 fg.).

Dupin (Philippe), der jüngste Bruder der beiden Vorigen, einer der ausgezeichnetsten Advocaten Frankreichs, wurde 1795 geboren. Nachdem er in Gemeinschaft und zum Theil unter Leitung seines ältesten Bruders seine juridischen Studien gemacht hatte, that er sich mit diesem zugleich unter den eifrigsten Gegnern der Restauration hervor. Überhaupt bildete er sich durchgehend nach seinem Bruder, nur ist bei ihm die rauhe Manier des Letztern durch größere Übung abgeschliffen. Seit der Julirevolution wurde er ein Freund der neuer Regierung, obgleich er alle Anträge, eine politische Rolle zu spielen, entschieden ablehnte. Unter diesen Umständen war seine Stellung sehr mißlich, wenn er z. B. als Advocat der Witve Desgravier's gegen die Civilliste auftrat. Er zog sich hierbei indessen mit ebenso großer Gewandtheit aus der Verlegenheit, als im Proceffe Condé, wo er den Verdacht, um den Tod des Prinzen gewußt zu haben, vom Haupte Ludwig Philipp's abzuwälzen hatte. Gleich seinem ältesten Bruder ist er in seinen Neben der wahrhafte Repräsentant des Mittelstands; er ist witzig, sehr entschieden, in der Form aber nicht selten sehr nachlässig.

Dupleffis (Jos. Sifrede), ein ausgezeichnete franz. Portraitmaler, wurde 1725 zu Carpentras geboren. Seine künstlerische Ausbildung verdankte er einem damals geschätzten Maler, dem Bruder Lambert, einem Mönche. Im J. 1745 ging er nach Rom und trat in das Atelier des N. Subleyras. Sehr bald zeichnete er sich in der Historien- und Portraitmalerei sowie auch in der Landschaft aus. Nach vier Jahren kehrte er nach Frankreich zurück; doch kam er erst in seinem 57. Jahre nach Paris, wo er besonders wegen seiner schönen Bildnisse sehr beliebt ward. Er starb 1802 als Conservator des Museums von Versailles. Seine Portraits zeichnen sich durch Leichtigkeit und Zierlichkeit aus; viele der merkwürdigsten Notabilitäten, die damals in Paris verweilten, wie Bossuet, Franklin, Gluck, Marmontel, Necker u. s. w., sind von ihm gemalt worden.

Duplicität bedeutet in der Philosophie das Zerfallen in Gegensätze oder auch den Gegensatz zweier Kräfte, z. B. das Entgegenwirken der zurückstoßenden und anziehenden Kraft, und im gemeinen Leben öfter die Ausferung eines Dinges auf zwiefache Weise, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit.

Duplik heißt in der Rechtsprache der vierte der in einem rechtlichen Verfahren von den beiden Parteien einzugehenden schriftlichen Sätze; sie erfolgt von dem Beklagten, als Antwort auf die Replik des Klägers. (S. Proceß.) In neuerer Zeit hat man diese Bezeichnung auch auf den Schriftenwechsel in literarischen Streitigkeiten übertragen, wo damit die zweite Rechtfertigungsschrift eines in einer Druckschrift Angegriffenen bezeichnet wird.

Dupont (Jacq. Charl.), genannt *de l' Eure*, franz. Deputirter und vormaliger Minister, einer der ehrenwerthesten Männer des liberalen Frankreichs, geb. am 27. Febr. 1767 zu Neubourg in der Normandie, war anfangs Parlamentsadvocat in dieser Provinz und wurde 1792 zum Maire in seiner Gemeinde erwählt. Während der Revolution und des Kaiserreichs war er nacheinander Bezirksverwalter, Richter zu Louvier, öffentlicher Ankläger beim

Criminalgerichte des Guredepartements, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Präsident des Criminalgerichts zu Coreux und seit 1811 Kammerpräsident des kaiserlichen Gerichtshofs zu Rouen. Seine eigentliche politische Rolle begann indeß erst während der Hundert Tage, wo er als Vicepräsident der Repräsentantenkammer alle Versuche Napoleon's, seinen frühern Despotismus zu erneuern, kräftig bekämpfte. Nach der Schlacht bei Waterloo entwarf er die Protestation der Kammer wider Alles, was die verbündeten Mächte gegen die Unabhängigkeit Frankreichs unternehmen könnten. Das Ministerium bestrafte ihn dadurch, daß es ihn seiner Stelle als Mitglied des obersten Raths des Guredepartements entsetzte. Dafür erwählte ihn dieses Departement, in welchem er das höchste Ansehen genoß, 1817 zum Deputirten, und von nun an saß D. stets auf der äußersten Linken. Am entscheidendsten trat er auf, als nach dem Tode des Herzogs von Berri das Ministerium die Gelingenheit günstig glaubte, um einige Einschränkungen der öffentlichen Freiheit durchzusetzen. Im J. 1824 wurde er Deputirter eines der Bezirke der Stadt Paris. Als drei Jahre darauf der Minister Peyronnet einen Gesetzworschlag machte, welcher die Pressfreiheit gründen sollte, sie aber im Grunde beschränkte, fand D., der in der letzten Zeit nur selten an den Verhandlungen Theil genommen hatte, seine ganze Kraft wieder und widersetzte sich in einer denkwürdigen Rede diesem Vorhaben. Im J. 1830 unterzeichnete er die Protestation der Deputirten. Nach der Thronbesteigung des Herzogs von Orleans wurde er zum Justizminister und Großsiegelbewahrer ernannt. Als aber, kaum ein halbes Jahr darauf, der freisinnigere Theil des Ministeriums ausschied, nahm auch D. seine Entlassung. Seitdem ist er stets der früher verfolgten Linie treu geblieben. Er hat niemals nach Ansehen, Einfluß oder Reichthum gestrebt und für die dem Staate geleisteten Dienste keine andere Belohnung angenommen als das Ordenszeichen als Offizier der Ehrenlegion.

Dupont (Pierre, Graf), genannt de l'Étang, franz. Generallieutenant, geb. am 14. Juli 1765 zu Chabanais, trat, für die Artillerie gebildet, zunächst in die franz. Legion in holländ. Diensten und 1791 in die franz. Armee, wo er als Hauptmann und Adjutant des Generals Dillon bei der Nordarmee angestellt wurde. Als Dillon im Apr. 1792 auf dem von Dumouriez befohlenen, von den Truppen fälschlich als Verrath angesehenen Rückzuge von Tournay ermordet wurde, vertheidigte D. seinen General und wurde dabei ebenfalls schwer verwundet. Geheilt, ging er dann zur Armee nach Belgien zurück. Hier rettete er durch seine klugen Anordnungen als Offizier des Stabs Dünkirchen vor dem Überfalle York's und erhielt in Folge der Gefangennahme eines feindlichen Bataillons den Grad eines Brigadegenerals. Im J. 1793 verließ er das Heer, um sich den revolutionären Stürmen zu entziehen, und erschien erst als Vorsteher des topographischen Cabinets unter dem Directorium wieder, das ihn auch zum Director des Kriegsdepots beförderte. Nach dem 18. Fructidor verlor er seine Ämter auf kurze Zeit. Nach dem 18. Brumaire, an dem er mitwirkte, zeichnete er sich in Italien in der Schlacht bei Marengo aus. Als Gouverneur von Piemont drang er im Oct. 1800 in Toscana ein, wo er eine provisorische Regierung errichtete, und schlug dann die östr. Übermacht nach dem Übergange über den Mincio bei Pozzolo. Nachdem er 1804 vom Kaiser in den Grafenstand erhoben worden, ging er 1805 zur Armee nach Deutschland, wo er bei Ulm viele Östreicher gefangen nahm und den Marschall Mortier, den nach der Niederlage bei Dürnstein ein russ. Truppencorps blockirte, befreite. Im Feldzuge von 1806 gegen die Preußen war er ebenfalls sehr thätig, und im Juni 1807 trug er durch eine kühne Bewegung zum Siege bei Friedland bei. Im J. 1808 erhielt er das Commando einer Division in Spanien; er war siegend bis Cordova vorgezogen, als er in schwieriger Lage und von Feinden umringt am 18. Juli dem span. Insurgentengeneral Castaños einen Waffenstillstand antrug, der nur unter Bedingung gänzlicher Unterwerfung angenommen wurde, worauf am 23. bei Baylen (s. d.) die Capitulation des ganzen franz. Heers erfolgte. Napoleon, der diesen Schlag sehr übel empfand, unterwarf ihn einer Untersuchung und hielt ihn bis 1813 gefangen. Erst bei der Rückkehr der Bourbons trat D. wieder in Thätigkeit und übernahm 1814 das Kriegsministerium, das er jedoch besonders in Folge der Klagen des Heers nach kurzer Zeit wieder niederlegen mußte. Er erhielt hierauf das Commando der 22. Militärdivision, das er auch nach dem zweiten Sturze Napoleon's wieder antrat. Im J. 1815 wählte ihn das Departement der Charente in die Deputirten-

Kammer, in der er mit einigen Unterbrechungen seinen Platz bis zur Julirevolution behauptete und besonders in den ersten Jahren der Restauration in militairischen Angelegenheiten das Wort ergriff. Alters halber ward er 1835 in Ruhestand versetzt und starb 1840 zu Paris.

Dupont (Pierre Sam.), genannt *de Nemours*, bekannt als Ökonomist und Philanthrop, wurde 1739 zu Paris geboren. Nach gründlichen classischen Studien wendete er sich, durch die Lage Frankreichs unter Ludwig XV. angeregt, zur Nationalökonomie und wurde Anhänger der ökonomistisch-philanthropischen Schule, die *Quesnay* um sich gebildet hatte, und zu der die besten Köpfe gehörten. Der Ansicht des Meisters hingegeben, daß die Ackerbauer allein die wahrhaft producirende Classe im Staate bilden, redigirte er in diesem Sinne das Blatt „*Les éphémérides du citoyen*“. Systematisch setzte er seine Ansichten auseinander in der Schrift „*Physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humaine, recueil de traités du Quesnay*“ (2 Bde., Par. 1768). Von der Regierung seiner Thätigkeit wegen verfolgt, mußte er auswandern und kehrte erst, alle ehrenvolle Anerbietungen fremder Monarchen ablehnend, nach Frankreich zurück, als sein Freund *Turgot* unter Ludwig XVI. Finanzminister wurde, den er in einer untergeordneten Stellung unterstützte. Der Sturz *Turgot's* entfernte ihn ebenfalls von den Geschäften, und er lebte nun ganz wieder den Wissenschaften, bis ihm durch *Bergennes* der Auftrag wurde, mit dem engl. Commissar *Hutton* den Vertrag über die Unabhängigkeitserklärung der nordamerik. Freistaaten vom J. 1783, sowie über einen Handelsvertrag mit England zu unterhandeln. Unter *Calonne* erhielt er das Amt eines Staatsraths. Bei Eröffnung der Generalstaaten ward er deren *Secretair*, und für den Amtsbezirk von *Nemours* trat er dann in die Nationalversammlung, in der er sich ganz besonders der Finanzsache annahm. Die Ansicht, daß das Geld als Waare einen materiellen Werth haben müsse, verwickelte ihn mit Denen, welche für Creirung des Papiergelds zur Verbesserung der übeln Staatslage stimmten, in und außer der Versammlung in die heftigsten und drohendsten Streitigkeiten. Nach dem Schlusse der Sitzung kaufte er eine Druckerei und gab ein Blatt heraus, das den brausenden Strom der Revolution hemmen sollte. Deshalb als royalistischer Reactionair angesehen, mußte er sich nach den Ereignissen im Aug. 1792 auf dem Lande verbergen, wo er seine „*Philosophie de l'univers*“ (3. Aufl., Par. 1799) schrieb, eine Schrift, in der er das sittliche Verhältniß aller Wesen untereinander festzustellen suchte und die Liebe für das Princip des Daseins erklärte. Sein Aufenthalt wurde aber entdeckt, und nur durch den Fall *Robespierre's* entging er dem Schafot. Ein Jahr später trat er in den Rath der Alten und benahm sich daselbst sowie in seinem Blatte „*Historien*“ so heftig gegen die demokratische Partei, daß er nach den Ereignissen des 18. Fructidor mit seiner Familie in den nordamerik. Freistaaten ein Asyl suchen mußte. Zu *Neuyork* beschäftigte er sich nun mit der Landwirthschaft, schrieb für das Nationalinstitut, dessen Mitglied er geblieben, eine Reihe nationalökonomischer und physikalischer Denkschriften und unterstützte mit Rathschlägen die nordamerik. Regierung, bis ihn die Revolution vom 18. Brumaire noch einmal in sein Vaterland zurückführte. Jede Staatsanstellung zurückweisend, stellte er sich hier an die Spitze mehrerer gemeinnützigen Anstalten, übernahm das Directorium der Bank der Handelskammer und lebte dabei eifrig einer wissenschaftlichen Thätigkeit. Im J. 1814 wurde er zum *Secretair* der provisorischen Regierung und darauf von Ludwig XVIII. zum Staatsrath ernannt. Bei der Rückkehr *Napoleon's* hielt er es für gerathen, nach Amerika zurückzukehren, wo er sich unausgesetzt mit seinen Söhnen der Leitung großer industrieller Unternehmungen widmete, die sie an dem *Delaware* gegründet hatten. Er starb am 6. Aug. 1817 mit dem Ruhme eines thätigen, tabellosen Lebens, eines ausgezeichneten Talents und wahren Menschenfreundes. Seine Denkschriften und journalistischen Arbeiten sind außerordentlich zahlreich und umfassen alle Fragen seiner bewegten Zeit.

Dupuis (Charl. Franç.), ein ausgezeichnete franz. Gelehrter, geb. am 16. Oct. 1742 zu *Tric-Chateau* bei *Chaumont*, war der Sohn eines armen Schulmeisters. Der Graf *Larochefoucauld*, der des Knaben seltenes Talent erkannte, verschaffte ihm Eintritt in das *Collège d'Harcourt*. D. erwarb sich so schnell umfassende Kenntnisse, daß er im Alter von 24 Jahren Lehrer der Rhetorik am *Collège de Lisieux* wurde; dabei hatte er auch den Rechtscursus durchgemacht und sich als *Parlamentsadvocat* einschreiben lassen. Durch die De-

famtschaft mit Lalande, der ihn seiner Lieblingswissenschaft, der Mathematik und Astronomie, wieder zuführte, kam er auf den Gedanken, die alten Mythen durch die Astronomie zu erklären, und dieses Verfahren wandte er allmählig auf die ganze Theologie der Alten an. Er begann zuerst mit dem Thierkreise von Denderah (s. d.) und wies nach, daß derselbe einst der astronomische und landwirthschaftliche Kalender der Völker Oberägyptens gewesen sei. Nach mehren Mittheilungen im „Journal des savants“ erschien von ihm die „Mémoire sur l'origine des constellations et sur l'explication de la fable par l'astronomie“ (Par. 1781). Hierauf wurde er Professor der Beredsamkeit am Collège de France, 1788 Mitglied der Akademie der Inschriften und bald darauf Mitglied der Commission für den öffentlichen Unterricht. Wiewol er den Stürmen der Revolution auswich, mußte er doch in den Convent, dann in den Rath der Fünfhundert und nach dem 18. Brumaire in den Gesetzgebenden Körper eintreten. Er gewann in dieser öffentlichen Laufbahn die allgemeine Achtung mehr durch seine rechtschaffene und gemäßigte Gesinnung als durch politische Thätigkeit. Als ausgezeichnete Gelehrter ward er in das Nationalinstitut berufen. Sein großes Werk, in welchem er nach sechzehnjähriger Arbeit der Welt seine wissenschaftlichen Forschungen mittheilen wollte, wagte er längere Zeit nicht erscheinen zu lassen, weil er namentlich die Angriffe frommer Eiferer fürchtete. Endlich ward es auf Veranlassung des Clubs der Cordeliers gedruckt und erschien unter dem Titel „Origine de tous les cultes ou religion universelle“ (12 Bde., Par. 1794, mit Atlas). Auf solche Weise wurde das rein wissenschaftliche Buch zur Parteisache; man übersah in der leidenschaftlichen Kritik, in die sich das ganze gelehrte Europa ergoß, wie viel der Verfasser, ungeachtet seines einseitigen astronomischen Standpunkts, durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit für die Aufklärung des alten Mythos gethan hatte. Nicht minder Aufsehen erregten seine Denkschriften über den Ursprung und Verbreitung der Pelasger und den Thierkreis von Denderah. In seinem letzten Werke „Mémoire explicatif du zodiaque chronologique et mythologique“ (Par. 1806) suchte er die Einheit der astronomischen und religiösen Mythen aller alten Völker zu beweisen. Auch hat D. das Verdienst, daß er 1788 die Telegraphen erfand, die Chappe dann verbesserte. Er starb auf seinem Landgute bei Dijon am 29. Sept. 1809.

Dupuytren (Guillaume, Baron), der berühmteste Wundarzt und Anatom seiner Zeit, geb. am 3. Oct. 1777 zu Pierre-Buffière in Haute-Vienne, studirte von 1789 an in Paris und wurde schon 1795 durch Vermittelung des Arztes Thurot, an dem er einen großen Gönner hatte, Professor bei der medicinischen Facultät zu Montpellier. Im J. 1801 erhielt er die Stelle als Oberaufseher der anatomischen Arbeiten in Paris, wurde 1803 zweiter Wundarzt am Hôtel-Dieu und 1815 erster Wundarzt an diesem Institute. Im J. 1813 hatte er die Professur der Chirurgie an der medicinischen Facultät erhalten, die 1818 in ein klinisches Lehramt am Hôtel-Dieu verwandelt wurde. Gleichzeitig nahm ihn die Akademie als Mitglied auf. Bei Gelegenheit der Ermordung des Herzogs von Berry lernte ihn der König kennen und ernannte ihn 1823 zu seinem ersten Leibchirurgus, was er auch unter Karl X. blieb. Seine Wirksamkeit wurde 1833 durch einen Schlagfluß mit zurückbleibender Gesichtslähmung unterbrochen. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reiste er im folgenden Jahre nach Italien. Er starb zu Paris am 8. Febr. 1835. D. besaß einen außerordentlichen Scharfsinn in Stellung der Diagnosen, welche durch seine kühnen und mit überaus großer Gewandtheit ausgeführten Operationen gerechtfertigt wurden, und eine unerschütterliche Ruhe, die auch den gefährlichsten und drohendsten Zufällen bei Operationen widerstand. Er ist der Erfinder mehrerer Operationsmethoden und Instrumente; auch machte er einige Entdeckungen in der pathologischen Anatomie. Durch seine äußerliche Persönlichkeit sowol als durch sein geistiges Übergewicht übte er eine unumschränkte Herrschaft über seine Kranken und seine Schüler aus, obgleich er als Mensch von Schwächen nicht frei war, die oft seinen Charakter in einem zweideutigen Lichte erscheinen ließen. Obschon durch alle mögliche Ehrenbezeugungen ausgezeichnet, war sein Leben doch vielfach unangenehm bewegt. Seiner einzigen Tochter, die mit dem Pair, Grafen von Beaumont, vermählt ist, hinterließ er ein Vermögen von 8 Mill. Francs. Als Schriftsteller war D. zwar fruchtbar, doch hat er kein umfassendes Werk hinterlassen. Seine Schriften betreffen einzelne Gegen-

stände der Chirurgie und pathologischen Anatomie. Einige seiner Schüler vereinigten sich zur Herausgabe seiner „Leçons orales de clinique chirurgicale faites à l'Hôtel-Dieu“ (4 Bde., Par. 1830—34; deutsch von Weyland, Par. 1832—34, und von Bech und Leonhardi, 2 Bde., Lpz. 1832—34). Seine Grundsätze über Behandlung der Verwundungen im Kriege, worüber er in den Kriegsjahren 1814 und 1815 und in den Julitagen 1830 viele Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatte, wurden von Paillard und Marx unter dem Titel „Traité théorique et pratique des blessures par armes de guerre“ (2 Bde., Par. 1834; deutsch von Kalisch, Berl. 1836) herausgegeben. Vgl. Cruveilhier, „Vie de D.“ (Par. 1841) und Bouisson, „Parallèle de Delpèch et de D.“ (Montpell. 1841).

Duquesne (Abraham, Marquis), einer der großen Seehelden Frankreichs im 17. Jahrh., wurde 1610 zu Dieppe geboren und von seinem Vater, einem durch eigenes Verdienst zum Schiffscapitain emporgestiegenen Seemann, für das Seewesen sorgfältig gebildet. Bereits im J. 1637 zog er als Capitain eines Kriegsschiffs in dem Kriege Frankreichs mit Spanien die öffentliche Aufmerksamkeit durch die glücklichsten Erfolge auf sich. Im J. 1639 leistete er in der Schlacht bei Coruña, 1641 bei Taragona und 1643 auf mehreren Punkten der franz. Macht die ausgezeichnetsten Dienste. In Folge der Unruhen verließ er während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. sein Vaterland und trat in schwed. Dienste, wo er den Grad eines Viceadmirals erhielt. Als solcher schlug er nach Ausbruch des Kriegs mit Dänemark im J. 1643 die dän. Flotte bei Gothenburg, sodas die dän. Landarmee die Belagerung des Places aufgeben mußte, und eine Reihe Niederlagen, die er der vereinigten dän. und holländ. Flotte nacheinander beibrachte, zwangen Dänemark 1645 zu dem nachtheiligen Frieden von Brömsebro. Nach Frankreich zurückgekehrt, fand er die Spanier 1656 zur Unterstützung von Bordeaux bereit, das sich gegen die franz. Regierung erklärt hatte. Sofort brachte er aus eigenen Mitteln ein Geschwader zusammen, führte es an die Mündung der Gironde und zwang die Stadt zur Unterwerfung. Als Ludwig XIV. später den Holländern den Krieg erklärte, kämpfte D. gegen Ruyter und Tromp 1672 und 1673 mit Glück im Kanal und den niederländ. Gewässern. Der Aufstand Messinas gegen die span. Herrschaft rief ihn sodann nach dem Mittelmeere zur Unterstützung der Insurgenten. Mit geringen Streitkräften kämpfte er hier ein ganzes Jahr gegen die vereinigte Seemacht Spaniens und Hollands, bis es ihm 1676 gelang, die feindliche Flotte an der Küste von Catania gänzlich zu schlagen, worauf Frankreich von Sicilien Besitz nahm. Ludwig XIV. trug indessen Bedenken, dem tapfern Viceadmiral, als einem Protestanten, den höchsten Grad in der Flotte zu geben; er belohnte ihn mit der Befigung Bouchet bei Stampes und dem Titel eines Marquis. Bei der Aufhebung des Edicts von Nantes wurde D. allein von der allgemeinen Verbannung der Protestanten ausgenommen. Von 1681—83 züchtigte er die Raubstaaten Tripolis und Algier. Seine letzte Heldthat war die Demüthigung Genuas. Er starb zu Paris am 2. Febr. 1688. Wie viele große Seehelden, war D. im Privatleben von milden und bescheidenen Sitten.

Dur, d. h. hart, im Italienischen maggiore, im Französischen majeur, nennt man diejenigen Tonleitern und Accorde, denen die große Terz eigen ist.

Durandus (Guilielmus), einer der berühmtesten scholastischen Philosophen, dem sein Zeitalter den Beinamen des Doctor resolutissimus belegte, war zu St. Pourcain in Clermont geboren, weshalb er sich auch D. a Sancto Porciano nannte. Er studirte in Paris, lehrte dann in Rom, wurde 1318 Bischof zu Puy und 1326 zu Meaux, wo er 1332 starb. Anfangs ein Anhänger des Thomas von Aquino, wurde er nachmals dessen Gegner. Als heller Geist strebte er stets nach Bestimmtheit der Begriffe und Deutlichkeit des Ausdrucks. Hestig trat er den Scotisten entgegen. (S. Scholastische Philosophie.) Sein Hauptwerk ist ein Commentar zum Petrus Lombardus (1508, dann von Merlin, 1515, und öfter; zuletzt Ven. 1586, Fol.).

Durango, einer der westlichen unter den vereinigten mericanischen Bundesstaaten, hat einen Flächeninhalt von 2600 □M. und 250000 Bewohner, darunter noch viele, freie Indianer. Der Hauptreichtum des Landes besteht in Erzeugnissen des Mineralreichs, und obgleich der Bergbau unter den politischen Stürmen sehr gelitten hat, so fördert er doch noch viel Silber, Gold und Kupfer zu Tage. Außerdem werden in D. ausgezeichnete Maulthiere gezogen, welche für die besten in Mexico gelten. — Die Hauptstadt Durango, der Sitz der

höchsten Behörden und eines Bischofs, mit 26000 E., am Flusse Sanceda, auf einer 6400 F. hohen Plateaufläche, wurde 1551 gegründet und besitzt mehre prächtige Kirchen und Klöster. — Die kleine Stadt Durango in der span. Provinz Biscaya, mit 3600 E., welche Eisen- und Stahlwaaren und besonders gute Degenklingen verfertigen, war früher der Sitz einer Grafschaft und wurde in neuerer Zeit dadurch merkwürdig, daß der span. Präsident Don Carlos hier längere Zeit sein Hauptquartier hatte.

Durante (Francesco), einer der größten ital. Kirchencomponisten, geb. 1693 in Neapel, verdankte seine erste Bildung dem berühmten Aless. Scarlatti. Nach Rom zog ihn der Ruf Pasquino's und Vittone's. Nachdem er daselbst einige Jahre mit Ernst und Eifer den musikalischen Studien obgelegen, kehrte er nach Neapel zurück, wo er sehr jung Kapellmeister und Director des Conservatoriums der Poveri di Gesu Christo wurde, dem er bis zur Aufhebung des Instituts im J. 1740 vorstand. Hieraufhielt er sich in Deutschland auf und bei seiner Rückkehr wurde er 1743 Vorsteher des Conservatoriums zu Neapel, wo er 1755 starb. Er componirte fast ausschließlich Kirchenmusiken und leistete namentlich in der kirchlichen Vocalmusik Ausgezeichnetes. Unter seine Schüler gehören die berühmtesten Componisten des 18. Jahrh., wie Pergolesi, Sacchini, Piccini, Guglielmi, Traetta, Tomelli u. A.

Durantis (Wilhelmus), ein Rechtsgelehrter des 13. Jahrh., gewöhnlich nach seinem Hauptwerke *Speculator* genannt, wurde in Puimisson in Languedoc 1237 geboren und studirte in Bologna. Nachdem er hier und in Modena als Lehrer des kanonischen Rechts aufgetreten, ging er in päpstliche Dienste, in denen er zu hohen Würden aufstieg. Nachdem er schnell die niedere Stufe des Dienstes überschritten, begleitete er 1274 den Papst Gregor X. zur Kirchenversammlung nach Lyon. Unter Papst Martin IV. wurde er 1281 geistlicher Vicarius in den Gebieten von Bologna und Romagna und 1283 auch weltlicher Statthalter derselben; im J. 1285 Bischof von Mende in Languedoc, welches Amt er jedoch erst 1291 antrat, und zuletzt Statthalter von Romagna und der Mark Ancona. Er starb zu Rom am 1. Nov. 1296. Unter seinen Schriften sind die vorzüglichsten das „*Speculum judiciale*“, der erste Versuch eines Systems des gesammten praktischen Rechts, das nachher bis ins 17. Jahrh. herab gegen 40 Ausgaben erlebte; der „*Commentarius in concilium lugdunense*“ über die zu Lyon erlassenen Decretalen; und das „*Rationale divinarum officiorum*“, enthaltend eine Beschreibung aller gottesdienstlichen Handlungen und insbesondere noch dadurch merkwürdig, daß es unter die frühesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst (Mainz 1459) gehört.

Duras (Claire, Herzogin von), bekannt als Schriftstellerin, geb. zu Brest 1778, war die Tochter des Schiffscapitains Grafen von Kersaint, der zu Anfang der Revolution eine Rolle spielte und 1793 als Opfer der Guillotine fiel. Seine Tochter war damals noch sehr jung und flüchtete sich erst nach den Vereinigten Staaten, dann nach England, wo sie sich mit dem Herzog von Duras, der hier im Gefolge der königlichen Familie lebte, vermählte. Gegen das J. 1800 kehrte sie mit ihrem Gemahl nach Frankreich zurück, ward mit Frau von Stael und andern merkwürdigen Personen jener Zeit bekannt und versammelte einen auserlesenen Kreis um sich. Während der Napoleon'schen Herrschaft lebte ihr Gemahl ziemlich eingezogen und begann erst nach der Rückkehr der königlichen Familie, der er bis London entgegenreiste, seine Laufbahn als Hofmann wieder. Die Herzogin, welche etwas vom freisinnigen Geiste ihres Vaters beibehalten hatte, ließ sich durch die Hofgunst nicht blenden. Sie nahm besonders Interesse an der Beförderung gemeinnütziger Anstalten und stiftete auf eigene Kosten eine Volksschule, in der sie die Methode des gegenseitigen Unterrichts einführte. Zur Veröffentlichung einer Novelle „*Ourika*“ (1823), in der sie die Folgen aristokratischer Vorurtheile schilderte, wurde sie nur durch das dringende Bitten ihrer Freunde bewogen. Der Beifall, den dieser erste Versuch fand, munterte die Verfasserin zu einem zweiten auf. Es war dies „*Edouard*“ (1825), der aber, ungeachtet seines größern Gehalts, weniger Beifall erhielt als der erste, der auch auf die Bühne gebracht wurde. In ihrer schriftstellerischen Laufbahn wurde sie durch den Tod unterbrochen, der sie zu Nizza im Jan. 1829 überaschte.

Durazzo, das alte *Dyrrhachium*, eine befestigte Stadt im obern Albanien, am Adriatischen Meere, mit etwa 9000 E. und einem guten Hafen, war im frühen Alterthum ein Zankapfel für Griechen, Bulgaren und Serbier und dann der Griechen wichtigste Feste im

Westen. Unter dem griech. Kaiser Michael Dufas wurde D. als Herzogthum dem Nikephorus von Brienne übergeben. Bei der Theilung des byzantinischen Reichs kam D. an Venedig. Durch ein Erdbeben im J. 1273 gänzlich zerstört, wurde es von Albanesern wieder aufgebaut und kam 1315 als Herzogthum an Philipp von Tarent, dann an Navarra und später an Neapel. Im J. 1502 wurde es von den Türken erobert, denen es seitdem verblieben ist. In und um D. werden sehr viele röm. Alterthümer gefunden.

Durchbrechen. Das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinien ist eine dem Sprengen des Centrums in Feldschlachten ähnliche Evolution in Seegefechten. Zu diesem Zwecke wendet sich eine bestimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal schnell aus der Linie und geht mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie, um den Feind schnell auf der andern Seite zu beschießen, wo er oft zwei bis drei volle Geschüßladungen erhalten hat, ehe er darauf zu antworten vermag. Fast alle Seetreffen zwischen den Holländern und Engländern, und zwischen diesen und den Franzosen, geben uns Beispiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländ. Admiral Nuyter (s. d.) scheint der Erfinder dieses Manoeuvres zu sein; er führte es vorzüglich gut 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehre Male durch die Flotte des engl. Admirals Monk brach und sein schon abgeschnittenes Vordertreffen rettete. Inzwischen kam dieses Manoeuvre doch, wenigstens bei den Engländern, in Vergessenheit, bis es zuerst wieder der Admiral Rodney in der Seeschlacht am 12. Apr. 1782 zwischen den Inseln Dominique und Les Saintes anwendete, wo er einen vollkommenen Sieg über die franz. Flotte unter Lagrasse davontrug. John Clerk, der seine Ansichten über das Durchbrechen in dem „Essay on naval tactics“ (Lond. 1782; neue Aufl., 1804) niederlegte, behauptete bereits 1780 den Flaggencapitain des Admirals Rodney auf dieses Manoeuvre aufmerksam gemacht zu haben. Allein die Familie Rodney leugnet, daß der Admiral von Clerk's Idee etwas gewußt habe. Mit dem glänzendsten Erfolge wurde dieses Manoeuvre in der Folge von Howe, Duncan und Nelson, von letzterm namentlich bei Abukir (s. d.), angewendet.

Durchdringlichkeit oder *Penetrabilität* heißt die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie im Stande sind, andere Materien durch ihre Zwischenräume hindurchzulassen. Allerdings legt man den Körpern von einer andern Seite auch Undurchdringlichkeit bei, ja man macht diese sogar zu einem Charakter der Materie; allein, da hierunter nur das Unvermögen einer Materie, in den Raum, den eine andere wirklich erfüllt, einzudringen, verstanden wird, so widersprechen sich beide Eigenschaften nicht. Feste Körper sind, wenn sie bloß unsichtbare oder feinere Poren haben, wie z. B. die gegossenen Metalle, Glas u. s. w., ohne Änderung ihres Zustandes nur für die sogenannten unwägbareren Materien durchdringlich, und nicht einmal für alle; denn wenn auch die Wärme durch jeden Körper hindurchzubringen vermag, so geht doch das Licht nicht durch die undurchsichtigen, die Elektrizität nicht durch die nicht leitenden Materien. Feste Körper mit größeren Poren, wie Schwamm, Löschpapier, sind im Allgemeinen nur für solche flüssige Materien leicht durchdringlich, welche sich an sie anzuhängen oder sie zu netzen vermögen, wie denn Wasser und Säuren leicht durch Filtra von Löschpapier oder Leinwand hindurchgehen, während Quecksilber, welches diese Stoffe nicht netzt, nur mittels Drucks hindurchgetrieben werden kann. Die Durchdringung beruht hier auf der *Capillarität* (s. d.). Gase dringen vermöge ihres Bestrebens, sich zu mischen, sehr leicht durch poröse Wände, z. B. Ballen. Eine besondere Art der Durchdringung ist die *Endosmose*, nämlich das allmähige Durchschwizen von Flüssigkeiten durch thierische Häute. Diese besonders von Dutrochet untersuchte interessante Erscheinung ist namentlich für den Stoffwechsel bei Ernährung lebender Körper durch die Blutgefäße wichtig.

Durchforstung nennt man im Waldbau die Methode, zufolge deren man aus den jungen Wäldern, deren Bestände in gutem Boden ein Alter von 30, in schlechterm von 40 Jahren erreicht haben, alles übergipfelte und unterdrückte Holz heraushaut, um dadurch einen kräftigern Wuchs der starken Pflanzen zu bewirken.

Durchfuhrhandel oder *Transitohandel* nennt man den Handel, welcher es damit zu thun hat, fremde Waaren durch ein Land in ein anderes zu führen. Der Durchfuhrhandel ist höchst vortheilhaft für die Speditours, welche die Förderung der Waaren durchs Land übernehmen; denn gewöhnlich werden die Waaren an einen Speditour gesandt, welcher dafür sorgt, daß bei der Durchfuhr die Landesgesetze beobachtet werden, und darauf sieht,

daß sichere Fuhrleute angenommen, die Colli unbeschädigt erhalten und die gefeslichen Formen beobachtet werden, so lange sie in seinem Lande bleiben, sowie auch, daß sie, wo es nöthig ist, an der Grenze einem andern Speditour zu gleicher Besorgung überliefert werden. Er ist aber auch vortheilhaft für Fuhrleute, Schiffer und selbst für inländische Producenten, insofern er ihnen Gelegenheit verschafft, die Landesproducte bequem und wohlfeil weiter zu schaffen, und in der Fremde dadurch Bekanntschaft mit den Landesproducten zu erhalten, und zu erfahren, welche in andere Länder mit Nutzen verführt oder selbst erzeugt werden können.

Durchgang heißt in der Musik die Verbindung zweier accordeigner Töne durch einen oder mehre dazwischenliegende Harmoniefremdtöne. Regelmäßig heißt der Durchgang, wenn er auf die leichte, unregelmäßig, wenn er auf eine schwere Taktzeit fällt. Trifft der letztere mit dem Anschlag des Accords zusammen, so erscheint er als *W o r h a l t* (s. d.). — Durchgänge oder *W o r ü b e r g ä n g e* der untern Planeten, des Mercur und der Venus, vor der Sonnenscheibe finden statt, wenn diese Planeten zur Zeit, wo sie in gerader Linie zwischen der Erde und der Sonne oder in ihrer untern Conjunction stehen, eine sehr geringe Entfernung von der Ekliptik oder von einem der Knoten ihrer Bahn haben, in Folge deren man sie dann mit Fernröhren vor der Sonnenscheibe als dunkle Flecken, weil sie uns in der untern Conjunction ihre dunkle Seite zuzehren, vorüberziehen sieht. Wenn die Bahnen beider Planeten mit der Ekliptik zusammenfielen, so müßte diese Erscheinung bei allen untern Conjunctionen derselben beobachtet werden, also bei Mercur aller 116 Tage, bei der Venus aller 19 Monate; da aber ihre Bahnen gegen die Ebene der Ekliptik geneigt sind, so gehen sie zur Zeit der untern Conjunction meist über oder unter der Sonne hinweg, nur wenn sie zu dieser Zeit einem Knoten ihrer Bahn sehr nahe sind, gehen sie scheinbar durch die Sonnenscheibe. Beim Mercur können diese Durchgänge nur im Mai und Nov. stattfinden, weil die Knoten der Mercursbahn so liegen, daß die Erde im Anfang jedes dieser Monate durch die Knotenlinie geht; doch sind die Durchgänge im Nov. häufiger als im Mai. Die Durchgänge im laufenden Jahrhundert fanden statt oder werden statt finden in den J. 1802, 1815, 1822, 1832, 1835, 1845, 1848, 1861, 1868, 1878, 1881, 1891, 1894; sie wiederholen sich in Zwischenräumen von $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$, 6, 7, $9\frac{1}{2}$, 13 Jahren. Vorhergesagt wurde ein Mercursdurchgang zuerst von Kepler und seiner Berechnung gemäß von Cassendi am 7. Nov. 1631 wirklich beobachtet; zwar soll schon Averkhoes im 13. Jahrh. den Mercur in der Sonne gesehen haben, doch ist dies durchaus unmöglich. Seltener, zugleich aber auch ungleich wichtiger sind die Durchgänge der Venus, welche sich in Perioden von 8, $105\frac{1}{2}$ und $121\frac{1}{2}$ Jahren ereignen und zwar immer um den 5. Juni und 6. Dec., weil um diese Zeit die Erde durch die Knotenlinie geht. Seit Chr. Geb. sind etwa 30 Durchgänge der Venus vorgekommen, darunter aber nur drei beobachtet. Der erste derselben wurde 1639 von Jerem. Horror in England beobachtet; den vorhergehenden von 1631 hatte Kepler zwar vorher berechnet, aber durch ein Versehen blieb er ungeachtet der Bemühungen Cassendi's unbeobachtet. Seitdem haben nur noch zwei Venusdurchgänge stattgefunden, nämlich 1761 und 1769; im laufenden Jahrhundert sind gleichfalls zwei zu erwarten, im Dec. 1874 und 1882, im folgenden findet keiner statt, dann aber im Juni 2004 und 2012 u. s. w. Edmund Halle y (s. d.), der 1677 auf der Insel St. Helena den Durchgang des Mercur beobachtete, war es, der zuerst auf die große Wichtigkeit der Venusdurchgänge aufmerksam machte. Sie geben uns nämlich das sicherste Mittel, die Parallaxe (s. d.) der Sonne genau zu bestimmen, deren Kenntniß für den Astronomen äußerst wichtig ist. Eine einfache Zeichnung ergibt, daß diejenigen Bewohner der Erde, welche den Eintritt der Venus in die Sonnenscheibe zuerst sehen, im Osten, diejenigen aber, welche ihn zuletzt sehen, im Westen desjenigen Beobachters liegen, der eben Mittag hat; für die erstern geht die Sonne eben unter, für die letztern eben auf. Der westliche Ort sieht aber im Vergleich zum östlichen den Eintritt soviel später, als Venus Zeit gebraucht, um einen Bogen von etwa 46 Secunden zu durchlaufen oder vielmehr sich dem Sonnenmittelpunkte um soviel zu nähern. Da sich nun die Venus der Sonne zur Zeit ihrer untern Conjunction in einer Stunde beinahe um 234 Secunden nähert, so wird der westliche Ort den Eintritt beinahe 12 Zeitminuten später sehen als der östliche, und diese Verspätung ist eine bloße Wirkung der Parallaxe. Da also die Parallaxe in Beziehung auf die Verschiedenheit des Eintritts

eine so große Wirkung hervorbringt, so wird man auch umgekehrt aus diesen wirklich beobachteten Verschiedenheiten der Eintritte an verschiedenen Orten der Erde die Parallaxe, als die Ursache derselben, mit großer Schärfe ableiten können, und dies um so mehr, da die Beobachtungen des Eintritts eines ganz schwarzen Fleckens auf dem lichten Hintergrunde der Sonne mit der größten Genauigkeit angestellt werden können. Weil aber diese Beobachtungen desto entscheidender sind, je zweckmäßiger man die Orte auf der Erde wählt, so wurden in den J. 1761 und 1769 von allen aufgeklärten Regierungen Europas Astronomen mit großen Kosten in entfernte Welttheile geschickt. Encke, der ihre Beobachtungen berechnete, fand für die mittlere Parallaxe der Sonne $8''$, 5776 Secunden, oder für die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde 20,666800 geographische Meilen. Die Durchgänge des Mercur, die öfter vorkommen, sind zu diesem Zwecke beinahe nicht so geeignet, weil bei ihnen die Zeit zwischen dem ersten und letzten Ein- oder Austritte nur zwei Zeitminuten beträgt. — Über den Durchgang durch den Meridian s. Culmination.

Durchlaucht ist dem lat. Serenitas oder Serenissimus nachgebildet, welches schon den röm. Kaisern Honorius und Arcadius und nach ihnen den fränkischen und gothischen Königen beigelegt und für höher geachtet wurde als das Hoheit (Celsitudo). Im Deutschen erhielten das Prädicat **Durchlauchtig** 1375 zuerst die Kurfürsten durch Kaiser Karl IV.; seit Kaiser Leopold I. wurde dasselbe indes auch andern altfürstlichen Personen, und zwar zuerst 1664 an Württemberg gegeben, während die andern **Durchlauchtig Hochgeborenen** blieben. Als später das **Durchlauchtig** immer allgemeiner wurde, erhielten die weltlichen Kurfürsten sowie die geistlichen, wenn sie fürstlicher Herkunft waren, und auch die Erzherzoge von Osterreich das Prädicat **Durchlauchtigst**. Untereinander gaben sich die alten Fürsten, zufolge gemeinsamen Beschlusses vom 14. Mai 1712, ebenfalls das Prädicat **Durchlauchtigst**; hinsichtlich der neuen reichsfürstlichen Häuser aber verabredeten sie unterm 14. Dec. 1746, denselben auch **Durchlauchtig**, oder **Durchlauchtig Hochgeborenen**, zugestehen zu wollen, wofern selbige fortfahren würden, ihnen das **Durchlauchtigst** und in der Unterschrift Dienstwilligster zu geben. Nachdem mit der Auflösung des Reichsverbandes ein Theil der Fürsten, zu höhern Ehren aufgestiegen, das Prädicat **Durchlaucht** den übrigen souverain gewordenen Häusern, welche in der neuen Rangliste dem Großherzoge folgten, überlassen hatte, ein anderer aber mediatisirt und deshalb seine hohe Titulatur vielfältig beanstandet worden war, stellte endlich in Beziehung auf die Letztern der Bundesbeschluss vom 18. Aug. 1825 ein Rang- und Titelregulativ fest. Demzufolge sollte den mittelbar gewordenen, vormalig reichsfürstlichen fürstlichen Familien, oder vielmehr, wie ein späterer Bundesbeschluss vom 12. März 1829 beschränkend aussprach, nur den Häuptern derselben, das Prädicat **Durchlaucht** gewährt werden. Inzwischen ist dasselbe auch selbst den bloß erblandischen, nicht zum Reichsfürstenstande gehörigen Fürsten Hardenberg, Putbus, Pückler, Brede u. A. beigelegt worden. **Durchlauchtigst** nennt sich, wie ehemals die Republiken Venedig, Genua und Polen, so jetzt der Deutsche Bund.

Durchmesser einer krummen Linie heißt in der Geometrie eine gerade Linie, welche die Eigenschaft hat, alle unter einem bestimmten Winkel gezogenen einander parallelen Sehnen zu halbiren. Beim Kreise sowie bei der Ellipse und der Hyperbel gehen alle Durchmesser durch den Mittelpunkt; beim Kreise und der Ellipse werden sie in diesem halbirt. Nur der Kreis hat aber die Eigenschaft, daß alle seine Durchmesser gleich sind; jeder derselben halbirt die auf ihm senkrecht stehenden Sehnen. Das letztere thun bei der Ellipse nur zwei Durchmesser, nämlich der größte und der kleinste von allen, welche selbst aufeinander senkrecht stehen und die große und kleine Achse der Ellipse genannt werden. Von den übrigen Durchmessern heißen je zwei, von welchen der eine die dem andern parallelen Sehnen halbirt, conjugirte oder zugeordnete Durchmesser. In der Parabel sind alle Durchmesser der Achse parallel. Von den krummen Linien höherer Ordnungen haben viele gar keinen Durchmesser. Auch bei Körpern und zwar bei solchen, die von krummen Flächen eingeschlossen werden, ist von Durchmessern die Rede. Bei einer Kugel heißt jede gerade Linie, welche zwei Punkte ihres Umfangs verbindet und durch den Mittelpunkt geht, ein Durchmesser; ebenso bei einem Sphäroid oder Ellipsoid. Alle Kugeldurchmesser sind einander gleich und werden im Mittelpunkte halbirt; das Letztere gilt auch von den Durchmessern der Sphäroide

und Ellipsoide. Unter dem scheinbaren Durchmesser einer Kugel versteht man den Winkel, unter welchem ihr Durchmesser, aus der Ferne gesehen, uns erscheint, oder, genauer ausgedrückt, den größten Winkel, den zwei von einem Punkte aus nach entgegengesetzten Seiten einer in der Entfernung sichtbaren Kugel gezogenen Gesichtslinien miteinander bilden können. In diesem Sinne ist z. B. bei den Himmelskörpern von einem scheinbaren Durchmesser die Rede, der desto größer ist, je größer der wirkliche Durchmesser eines Himmelskörpers, desto kleiner aber, je größer die Entfernung desselben ist. Daher kann es geschehen, daß zwei an Größe sehr verschiedene Himmelskörper doch denselben scheinbaren Durchmesser haben, wie die Sonne und der Mond, indem hier die relative Kleinheit des letztern durch seine große Nähe ausgeglichen wird, ja zuweilen mehr als ausgeglichen, sodas er sogar größer als die Sonne erscheint; es kann ferner geschehen, daß derselbe Himmelskörper zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden scheinbare Durchmesser hat oder in sehr verschiedener Größe erscheint, je nachdem er uns näher oder von uns entfernter ist. So hat Venus, wenn sie uns am nächsten ist, einen fast siebenmal größern scheinbaren Durchmesser, als wenn sie von uns am weitesten entfernt ist. Aus dem scheinbaren Durchmesser eines Himmelskörpers kann man, wenn außerdem noch die Entfernung bekannt ist, leicht den wirklichen Durchmesser (und hiermit den Inhalt) desselben berechnen; überhaupt jede dieser drei Größen aus den beiden andern. Bei den Fixsternen, die uns auch in den besten Fernröhren als bloße Punkte erscheinen, ist von keinem scheinbaren Durchmesser die Rede, weshalb auch ihr wirklicher nicht bekannt ist und selbst dann nicht bestimmt werden könnte, wenn ihre Entfernung uns bekannt wäre, was im Allgemeinen nicht der Fall ist.

Durchschnitt, s. Profil.

Durchsichtigkeit heißt die Eigenschaft der Körper, dem Lichte den Durchgang zu verstaten. Sie findet bei verschiedenen Körpern in sehr verschiedenem Grade und in allmäliger Abstufung von vollkommener Durchsichtigkeit oder Wasserhelle, wie beim reinen Wasser, Diamant, Bergkrysal, Glas u. s. w., durch das Halbdurchsichtige und Durchscheinende bis zum Undurchsichtigen (Opaken) statt. Aus der Dichtigkeit und chemischen Beschaffenheit eines Körpers läßt sich auf seine Durchsichtigkeit noch kein Schluß machen; dieselbe hängt nämlich von einer gewissen Gleichartigkeit der Masse ab, wie sie sich nur bei großen Krystallen, sogenannten amorphen Körpern, z. B. Glas, und Flüssigkeiten findet; jede Auscheidung einzelner abgegrenzter Theile im Innern einer Masse stört die Durchsichtigkeit; daher sind krystallinische Körper meist undurchsichtig, Gemenge von Wasser und Öl erscheinen milchig, Krystalle werden undurchsichtig, wenn sie ihr Wasser an der Luft verlieren (verwittern), Glas wird trübe, wenn es in feiner Mischung eine Änderung erfährt. Am vollkommensten durchsichtig sind immer farblose Körper, da gefärbte stets einen bestimmten Theil der Lichtstrahlen absorbiren. Aber selbst der durchsichtigste Körper läßt das Licht nicht ohne allen Verlust hindurch. (S. Licht.)

Düren, eine Stadt in freundlicher Umgebung an der Noer, im preuß. Regierungsbezirke Aachen, mit mehren Kirchen und Klöstern, einem Gymnasium und 7500 E., welche sehr betriebsam sind und Fabriken in Papier-, Tuch-, Woll-, Leder-, Eisen- und Quinquaillewaaren unterhalten, hieß zur Zeit der Römer Marcodurum und soll seinen Ursprung dem Marcus Agrippa verdanken. Die fränkischen Könige hielten daselbst mehre Kirchenversammlungen und Reichstage, und Kaiser Ruprecht erhob den Ort zur Reichsstadt.

Dürer (Albrecht), der Stifter einer zahlreichen deutschen Malerschule, geb. zu Nürnberg am 20. Mai 1471, war der Sohn eines geschickten Goldschmieds aus Ungarn und erhielt von seinem Vater einen sorgfältigen Unterricht. Fröh entwickelte sich sein Talent, und obgleich er im 15. Jahre schon bedeutende Fortschritte in der väterlichen Kunst gemacht hatte, so entschied er sich doch für die Malerkunst. Michel Wohlgemuth, damals der beste Maler in Nürnberg, nahm ihn 1486 in die Lehre. Nachdem er ausgelernt, bereifte er von 1490 an Deutschland, den Elsaß und die Schweiz. Im J. 1494 kehrte er in die Heimat zurück, wo er, seinem Vater zu Liebe, des berühmten Mechanikers Hans Frey zu Nürnberg Tochter heirathete, die, ein unfreundliches Wesen, in der Folge ihm sein Leben gar sehr verbitterte. Im J. 1506 ging er nach Venedig, wozu ihn sein Freund, der nürnberg. Rathsherr Willibald Pirckheimer, ein Capital vorschof, und malte hier die Marter des heil. Bartholomäus für

die St.-Marcuskirche, welches Gemälde Kaiser Rudolf kaufte und nach Prag bringen ließ. Nachher ging er auch nach Bologna. Auf seinen Stil hatte diese ital. Reise keinen Einfluß, obgleich erst nach der Rückkehr aus Italien im J. 1507 die eigentliche Zeit seiner Meisterschaft beginnt. Sein Ruhm erscholl bald weit und breit; Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler und Karl V. bestätigte ihn in dieser Würde. Noch in den Jahren der vollen Kraft starb er am ersten Ofterfeiertage, den 6. Apr. 1528. D. ist unbedenklich einer der größten und herrlichsten Meister der deutschen Kunst, obgleich sein Streben nicht auf das Ideal-Schöne ging und, den Zeitverhältnissen gemäß, nicht gehen konnte. (S. Deutsche Kunst.) Bestimmte und entschiedene Charakteristik lag zunächst in der Absicht seiner künstlerischen Darstellungen; ein ungemein klarer Blick für die Formen des Lebens und für die wechselnden Erscheinungen desselben machte es ihm möglich, dies Streben auf höchst energische Weise durchzuführen. Dabei war ihm ein Adel der Gesinnung, ein sittliches Bewußtsein eigen, das seinen Darstellungen dennoch ein so anziehendes wie würdevolles Gepräge aufdrückt. Wie seine Produktionskraft höchst bedeutend, so war seine Phantasie, von tief sinnigen Ideen bewegt, stets von den lebendigsten und mannichfaltigsten Anschauungen belebt. Überhaupt ist das Phantastische ein Grundzug seines künstlerischen Charakters, der überall bei ihm durchklingt und nicht selten die sinnigsten Erzeugnisse zur Folge hat, der aber auch manche Sonderbarkeiten, namentlich in einer zum Manierirten sich neigenden Führung der Gewänder und in einem gewissen Schillerglanze der Farben, veranlaßt. Mit rastlosem Fleiße hat er eine überaus große Anzahl, zum Theil aufs zarteste ausgeführter Werke geliefert. Vorzüglich schöne Gemälde aus der ersten Zeit seiner vollen künstlerischen Kraft, nach seiner Rückkehr aus Italien, sieht man in der Galerie zu Wien, und die Darstellung der heil. Dreifaltigkeit mit vielen Heiligen und Seligen (1511) ist vielleicht als das bedeutendste von diesen zu nennen. Aber noch ungleich höher stehen einige Arbeiten aus seinen letzten Lebensjahren, die beiden großen Bilder mit den vier Aposteln, die sogenannten vier Temperamente, in der Pinakothek zu München (von 1526, gestochen von Reindel) und das Portrait des Hieronymus Holzschuher im Besiz der Holzschuher'schen Familie zu Nürnberg (ebenfalls von 1526, gestochen von Wagner). Doch kann man den Reichthum seines Talents nur nach der großen Summe seiner Handzeichnungen, besonders derer in der Galerie des Erzherzogs Karl zu Wien, seiner Holzschnitte und Kupferstiche abmessen. Den Kupferstich behandelte er auf eine überaus zarte, durchgeführte Weise; auch gilt er als der Erste, der die Aßkunst eingeführt. Zugleich hat er sich in bildnerischen Arbeiten versucht, und man besizt von ihm noch einige vortreffliche Schnitzwerke in Speckstein. Er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken, und die gläserne Copirscheibe. Auch als denkender praktischer Mathematiker war er rühmlich bekannt. Sein Werk „Uebersetzung der messung mit dem zirkel unrichtsheyt, in Linien ebnen unnd ganzen corporen“ (Nürnberg. 1525, Fol., und öfter) gibt treffliche Vorschriften über die Perspective, besonders zur Entwerfung des Schattens der Körper, wozu er eine eigene sinnreiche Maschine in Vorschlag brachte. Er drang darauf, die ganze Malerkunst, so weit sie die eigentliche Zeichnung betrifft, auf mathematische Gründe zurückzuführen. Auch sein Werk „Von menschlicher Proportion“ (Nürnberg. 1528, Fol.) enthält vieles Treffliche. Er schrieb in Deutschland das erste Buch vom Festungsbau „Ettliche underricht zu Befestigung der Stett, Schloß und Flecken“ (Nürnberg. 1527, Fol.); den Schriftgießern zeigte er, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Versalien, nach bestimmtem Verhältniß anfertigen müsse. Zu seinen vorzüglichsten Kupferstichen gehören die Fortuna, die Melancholie, Adam und Eva im Paradiese, Ritter, Tod und Teufel, die Mäßigung, der heil. Hubertus, der heil. Hieronymus und die kleine Passion in 16 Blättern; unter den Holzschnitten, welche ihm beigelegt werden, heben wir als die vorzüglichsten hervor die große Passion, mit dem Titel 13 Blätter (1510, Fol.), die kleine Passion, mit dem Titel 37 Blätter (1511, 4.), die Offenbarung des Johannes, mit dem Titel 15 Blätter (1502), das Leben der Maria, mit dem Titel 20 Blätter (1510). Doch hat Vartsch mehr als wahrscheinlich gemacht, daß D. nicht selbst in Holz geschnitten habe. Er machte bloß Zeichnungen auf die Holztafeln, die dann von Formschneidern, deren es in jener Zeit viele tüchtige gab, geschnitten wurden. Ein echt deutscher Künstler war er, zugleich ein frommer Mensch. Als Schriftsteller arbeitete er auf Vereblung und Reinigung der deutschen Sprache hin, worin Willibald Pirck

heimer ihm beistand. Die „Opera Alb. Dureri“ (Arnheim 1603, Fol.) enthalten bloß die beiden erwähnten mathematischen Schriften und die über den Festungsbau. Vgl. Heller, „Das Leben und die Werke D.'s“, wovon aber bloß der zweite Band, welcher die Werke D.'s enthält, erschienen ist (Lpz. 1831), Roth, „D.'s Leben“ (Lpz. 1791) und (Campe's), „Reliquien von D.“ (Nürnberg. 1828). Bei der Säcularfeier seines Todes am 7. Apr. 1828 wurde in Nürnberg der Grundstein zu seinem Standbilde gelegt, das Rauch verfertigte und der nürnberg. Bildhauer Burgschmidt in Erz ausführte.

Durham, eine der östlichen Grafschaften Englands, unter dem Titel einer Pfalzgrafschaft, hat ein Areal von $4\frac{5}{8}$ □ M. und eine Bevölkerung von etwa 254000 Seelen. Der Boden des Landes ist im Norden und Westen gebirgig und daher ziemlich rauh und unfruchtbar; der östliche größere Theil mehr eben und schön und mild. An der Küste erheben sich hohe, schneeweiße Kalkfelsen mit imposanter Aussicht auf das Meer. Die Bewohner treiben Ackerbau und Viehzucht, auch Bergbau und nähren sich außerdem durch rege Industrie und beträchtlichen Ausfuhrhandel. Hauptsächlich fabriciren sie Eisen- und Bleiwaaren, Glas, Papier, Leder, irdenes Geschir, Vitriol, Salmiak, Leinwand und Drell. Viele reiche und angesehene engl. Familien haben hier ihre Landsitze. — Die Hauptstadt ist Durham, mit 15000 E. auf steilem Hügel am Wear in reizender Umgebung, der Sitz eines Bischofs, welcher zugleich Pfalzgraf von Durham ist und sehr bedeutende Einkünfte genießt. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen besondere Erwähnung der große, auf einem hohen Felsen gelegene Dom mit dem Grabmal des Beda Venerabilis; ferner das Schloß, die alte Oswaldskirche, die Paläste des Bischofs und des Gouvernements und das Schatzkammerhaus. Eine Quelle, Salvalar Hang genannt, sprudelt in der Stadt mitten aus dem Flusse Wear empor. D. ist in der Geschichte des Mittelalters theils durch die Kämpfe der Normänner mit den Angelsachsen, theils durch die Kriege zwischen den Schotten und Engländern wichtig geworden. Hier war es, wo am 20. Oct. 1346 König David Bruce von Schottland durch die Engländer völlig besiegt und gefangen genommen wurde.

Durham (John George Lambton, Graf von), ein ausgezeichnet. engl. Staatsmann, geb. am 12. Apr. 1792, stammt aus einem schon Jahrhunderte in der Grafschaft Durham angesehnen Geschlechte. Nachdem er schon 1797 seinen Vater verloren, wurde er durch seinen Stiefvater, Charl. William Windham, erzogen und dann auf der Schule zu Eton und auf der Universität zu Cambridge gebildet. Im J. 1813 trat er für seine Grafschaft in das Unterhaus, wo schon sein Vater als Whig und Freund von Fox seine Stimme gegen toryistische Vorurtheile erhoben hatte. Reich und unabhängig, begabt mit klarem praktischen Verstande und einem von einer edeln Natur getragenen Wohlwollen, begann er seine politische Laufbahn mit seltener Festigkeit und einer ehrenwerthen Offenheit. In seiner ersten Rede nannte er die Losreißung Norwegens von Dänemark durch den wiener Frieden einen Act, der die Geschichte, Sprache und den Volkswillen mit Füßen trete, und im folgenden Jahre bezeichnete er die Vereinigung Genuas mit Sardinien als einen Treubruch von Seiten Englands. (S. Castlereagh.) Von demselben Standpunkte aus bekämpfte er mehre Maßregeln der innern Politik, wie die Kornbill des jetzigen Grafen Ripon, die Bill über Bewilligung von 10000 Pf. an die königlichen Prinzen, die Bill über die Fortdauer des Fremdenengesetzes und des Restrictionsactes und im J. 1818 die Indemnitybill, welche auf Unverantwortlichkeit der Minister hinauslief. Im J. 1819 gab ihm, bei Discussion der sogenannten sechs Acte (s. Chartismus), die „Manchester Massacre“ Gelegenheit, die Rechte des Volks aufs kühnste zu vertheidigen; auch stimmte er für den Antrag, der einen Tadel gegen die Minister wegen ihres Benehmens gegen die Königin Karoline bezweckte. Zugleich suchte er den öffentlichen Sinn in seiner dem Toryismus bisher verfallenen Provinz zu wecken und durch öffentliche Meetings zu befestigen. Im Apr. 1821 war es D., der im Unterhause einen vollständigen Plan der Parlamentsreform entwickelte, dessen Grundzüge später bei der vor das Haus gebrachten Wahlreformbill benutzt wurden. Bei Auflösung des Cabinets Lord Goderich's, im J. 1828, ward D. zum Pair ernannt, und zwei Jahre später, bei der Bildung des Ministeriums des Grafen Grey, seines Schwiegervaters in zweiter Ehe, trat er als Lord Siegelbewahrer ins Cabinet. In dieser Stellung nahm er den bedeutendsten Antheil an der von der Regierung vorgelegten Reformbill. Mit der beharrlichsten Festigkeit

verteidigte er in den J. 1831 und 1832 gegen die Tories seine Collegen und die Maßregel, in der England eine höhere Stufe seiner politischen Entwicklung errang. (S. Reformbill.) Nach dem errungenen Siege mußte indessen der Unterschied zwischen ihm und den gemäßigten Whigs, namentlich seinem Schwiegervater, stärker hervortreten. D., als ein unabhängiger, wenn auch keineswegs schwärmerischer Staatsmann, gedachte nun die Bahn der Reform weiter zu verfolgen, während die eigentliche Whigpartei die Reformbill als eine Schlußmaßregel betrachtete. Seine Thätigkeit im Cabinet war hiermit vorüber; ohne sogleich sein Portefeuille niederzulegen, waren es nun besonders wichtige auswärtige Missionen, denen er sich unterzog. Als Lord Lambton zum Grafen von Durham erhoben, ging er im Juni 1832 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, wo man ihn mit großer Auszeichnung empfing. Der Zweck dieser Reise war wol weniger, wie man vermuthete, auf eine Verwendung für die Polen gerichtet, als vielmehr auf die belg. Angelegenheiten und auf die Herstellung des guten Vernehmens zwischen Rußland und England. Durch das persönliche Interesse, das er dem russ. Hofe einflößte, zog er sich jedoch, ungeachtet seiner für England günstigen Wirksamkeit, von den Tories Verhöhnung, von den Whigs Neid, von den Radicalen laute Mißbilligung zu. Nach seiner Rückkehr trat er aus dem Ministerium, machte im Aug. 1833 während der Anwesenheit Ludwig Philipp's eine Reise nach Cherbourg, der man ebenfalls einen öffentlichen Charakter beilegte, und erhielt 1834 eine Sendung nach Paris, deren Gegenstand wahrscheinlich die oriental. Frage ausmachte. In jener Zeit war er bei dem schwankenden Benehmen Lord Brougham's im Oberhause der Einzige, der die Volksinteressen mit Nachdruck vertheidigte. Ein neuer bedeutender Wirkungskreis fiel ihm nach dem Ausbruche der canadischen Unruhen (s. Canada) zu, indem er zum Generalgouverneur und Generalcapitain sämtlicher nordamerik. Colonien ernannt wurde. Er sollte nicht nur die Wirren des Augenblicks ordnen, sondern auch Vorschläge zu einer definitiven Gestaltung der nordamerik. Verhältnisse machen, und mit fast unumschränkten Vollmachten durch die sogenannte Canada-Akte versehen, langte er am 21. Mai 1838 zu Quebeck an. Seine Schritte, die alsbald wohlthätig auf die Beruhigung der Colonie wirkten und auch Anerkennung fanden, wurden indessen von seinen zahlreichen Parteifeinden in England mit Argusaugen bewacht und sogleich in den beiden Häusern der bittersten Kritik unterworfen. Im Juni hatte D., weil er weder eine allgemeine Amnestie noch eine Gerichtsverhandlung in der noch immer aufgeregten Lage des Landes für gerathen hielt, kraft seiner Vollmachten die revolutionären Häupter in Canada auf unbestimmte Zeit nach der Insel Bermuda verbannt. Dieses Urtheil ohne richterlichen Spruch, das allerdings aus dem Gesichtspunkte der Verwaltungspolitik gerechtfertigt schien, ward namentlich von seinen Gegnern aufgegriffen, und Lord Brougham brachte am 8. Aug. eine Bill vor das Oberhaus, welche die Maßregel zwar entschuldigbar, aber für eine Überschreitung der Vollmacht erklärte und auf Annullirung der Ordonnanz antrug. Nach kurzem Widerstande von Seiten der Minister, wobei Lord John Russell wenigstens die Verbannung nach Bermuda als Gewaltüberschreitung zugab, ging die Bill durch. D., aufs höchste erbittert, appellirte jetzt an das canadische Volk, nahm seine Entlassung und langte am 30. Nov. 1838 in England wieder an, um seine Vertheidigung vor den Häusern zu führen. Kränklich und mit der Überzeugung, daß er als ein selbständiger, den Parteirücksichten abgeneigter Charakter vor der Hand fast vereinzelt stehe, zog er sich nun von den öffentlichen Geschäften zurück. Er starb am 28. Juli 1840 zu Cowes auf der Insel Wight. In seinem Privatleben war D. völlig fleckenlos und von der lebenswürdigsten Persönlichkeit; sein Tod machte in den politischen Verhältnissen Englands einen tiefen Miß, denn beim Rücktritte der Whigs von der Verwaltung blieb nun nur die Rückkehr zu einer Toryregierung übrig.

Dürkheim, eine am Ostfusse des Hardtgebirgs gelegene Stadt in dem bair. Kreise Pfalz, an der Isenach, hat ein Schloß, die Hardenburg genannt, und zählt 4500 E., welche wichtigen Weinbau und Weinhandel treiben und Papier und Taback sowie Metallarbeiten fabriciren. In der Nähe befinden sich die Saline Philippsshall, die Ruinen der ehemaligen Abtei Limburg und Reste der aus den Römerzeiten herrührenden Heidenmauer.

Durlach, s. Baden.

Duroc (Michel), Herzog von Friaul, General des franz. Kaiserreichs, geb. am

25. Oct. 1772 zu Pont-à-Mousson aus einer altadeligen Familie, wanderte beim Ausbruche der Revolution als Artillerieschüler zu Chalons aus, kehrte aber bald zurück und entging nur mit Mühe dem Schafot. Im J. 1796 kam er als Adjutant des Generals Lespinaffe zur ital. Armee, wo ihn Bonaparte durch seine Talente und liebenswürdiges Betragen lieb gewann und ihn beim Übergange über den Sfonzo (in Friaul) am 19. März 1797 zum Bataillonschef beförderte. An seinen Gönner gekettet, machte er hierauf den Feldzug nach Agypten mit und zeichnete sich besonders in dem Treffen bei Salehieh und im Sturme auf Jaffa aus. Zum Brigadeführer ernannt, kehrte er mit Bonaparte nach Frankreich zurück, wo er am 18. Brumaire beim Sturze des Directoriums sehr thätig war. Der erste Consul sandte D. nach der Katastrophe mit diplomatischen Aufträgen nach Berlin, und während der Friedensunterhandlungen von Amiens erhielt er eine Sendung an die Höfe von Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, wo er überall mit Glück das Interesse der franz. Politik zu wahren wußte. Nach seiner Rückkunft ward er Divisionsgeneral und bei der Thronbesteigung Napoleon's Großmarschall. In dieser Nähe und als Liebling des Kaisers übte er auf die Entschliessungen desselben fortwährend einen großen, vortheilhaften Einfluß, mäßigte die Zornausbrüche desselben und machte in den schwierigsten Verhältnissen den rechtschaffenen Vermittler. Während des Vordringens der franz. Armee nach Wien erhielt er eine fruchtlose Sendung nach Berlin. Er langte kurz vor der Schlacht bei Austerlitz im kaiserlichen Hauptquartier an und übernahm dann das Commando der Division Dudinot's. Im J. 1806 nach der Schlacht bei Jena unterzeichnete er den Frieden mit Sachsen, und 1807 nach der Schlacht bei Friedland vermittelte er den Waffenstillstand, worauf er vom Kaiser zum Herzoge von Friaul erhoben wurde. In der Schlacht bei Aspern commandirte er mit großem Erfolge die Reserveartillerie auf der Insel Lobau. Aus Rußland eilte er 1812 mit dem Kaiser nach Frankreich und leitete dort die Reorganisation der Gardes. Auf der Höhe bei Markersdorf in der Oberlausitz fand er am Abende des Tags nach der Schlacht bei Bautzen, ganz in der Nähe des Kaisers, am 22. Mai 1813 seinen Tod durch eine Kanonenkugel, die auch den General Kirchner tödtlich traf. Napoleon betrauerte ihn als seinen unerfeglichen Freund und setzte seiner Tochter noch auf Helena ein bedeutendes Vermächtniß aus.

Dürrenberg heißt der berühmte Salzberg im ehemaligen Herzogthume Salzburg, jetzt im Kreise Oberbaiern, eine Stunde von Hallein, in der Nähe von Berchtoldsdorf (s. d.), und es ist das dasige Salzwerk schon seit 1123 im Gange. — Ein anderes Salzwerk Dürrenberg an der Saale im preuß. Herzogthume Sachsen, drei Stunden von Merseburg, wurde unter der sächs. Regierung seit 1763 gangbar. Von hier und Köfen bezieht Sachsen seit der Theilung des Landes zufolge einer Convention von 1819, die mehrmals erneuert worden ist, bis jetzt seinen Bedarf an Salz.

Durst. Durch die Lebensprocesse im thierischen Körper wird unaufhörlich eine Menge Feuchtigkeiten verbraucht, deren Ersatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig ist, daher das Verlangen, sie durch Trinken zu ersetzen. Eine krankhafte Steigerung des Durstes findet statt bei Zuständen, in denen die Gefäßthätigkeit, die Lungen- und Hautausdünstung abnorm erhöht ist, also bei Fiebern und Entzündungen, oder welche eine bedeutende Absonderung von Flüssigkeiten im Körper verursachen, daher bei Wassersuchten, ferner durch einen örtlichen Reiz auf die Theile, in welchen er sich fühlbar macht, durch gesalzene oder gewürzte Speisen oder durch ägende Substanzen, endlich durch bloße Nervenaffectionen. Verminderten Durst findet man in einzelnen krankhaften Zuständen; daß man aber Monate und Jahre lang das Trinken entbehren könne, mag bezweifelt werden. Thiere, besonders kaltblütige, ertragen den Durst weit länger als Menschen; es ist bekannt, wie lange das Kameel in der Wüste ohne Wasser bestehen kann und wie man lebendige Amphibien an Orten eingeschlossen gefunden hat, wo ihnen durchaus kein Wasser zukommen konnte. Auch durch Gewöhnung kann der Durst vermehrt und vermindert werden. Der ungelöschte Durst tödtet den Menschen schneller als Hunger und endet das Leben unter den furchtbarsten Qualen, die bis zum Wahnsinn sich steigern. Kalte Getränke löschen den Durst besser als warme. Das Einfaugungsvermögen der Haut ist stark genug, um das Trinken zu ersetzen, daher das Baden Durst stillt und feuchte Witterung ihn vermindert. Bei den Pflanzen spricht sich der Durst durch Erschlaffung aller ihrer Theile aus.

Durutte (Jos. Franz., Graf), franz. Generalleutenant, geb. am 14. Juli 1767, trat zu Anfange der Revolution in die franz. Infanterie. Er stieg in den Feldzügen der Republik schnell zu höhern militairischen Graden auf und wurde 1803 zum Divisionsgeneral und Commandanten der zehnten Militairdivision zu Toulouse ernannt. Im Kriege von 1809 gegen die Östreicher war er besonders in Italien thätig beim Übergange über die Piave und den Tagliamento. Im J. 1812 hielt er mit seiner Division Berlin besetzt, dann Danzig, und gegen Ende des Jahres folgte er der Armee nach Rußland. Unter Regnier hatte er am 13. Febr. 1813 den wesentlichsten Antheil an dem mörderischen Gefechte bei Kalisch. In dem Feldzuge von 1813 bildete er mit den beiden sächs. Divisionen das siebente Armeecorps unter Regnier. Nachdem er in den Schlachten bei Bautzen und Großbeeren tapfer gefochten, rettete er durch den hartnäckigen Widerstand, den er am 6. Sept. dem Bülow'schen Corps in der Schlacht bei Dennewitz leistete, vielleicht das franz. Heer vor gänzlicher Zerstümmung. Hierauf nahm er Theil an der Diverſion gegen Berlin und der Entſetzung Witttenbergs. Als am 18. Oct. in der Schlacht bei Leipzig die sächs. Truppen zu den Verbündeten übertraten, wurde das sächs. Geschütz sogleich gegen D.'s Division gerichtet, die dadurch fürchtbar litt. Beim Rückzuge der franz. Armee bildete er einen Theil der Arrièregarde. Im Feldzuge von 1814 entsetzte er Thionville; auch vertheidigte er mit großer Standhaftigkeit Metz. Nach dem Sturze des Kaisers erhielt er von Ludwig XVIII. den Befehl über die dritte Militairdivision zu Metz. Dessenungeachtet übertrug ihm Napoleon nach seiner Rückkehr das Commando der vierten Division im Armeecorps Drouot's. In der Schlacht bei Belle-Alliance kämpfte er mit verzweifelter Tapferkeit. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht wieder angestellt und zog sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück.

Dufart (Cornelius), ein holländ. Maler, geb. zu Harlem 1665, gest. 1704, war ein Schüler des Adrian van Ostade und malte wie dieser Scenen des ländlichen Lebens. In Betracht der Energie der Farbe und des Tons kommt er seinem Meister sehr nahe; seine Bilder sind daher sehr gesucht, ebenso aber auch die nicht ganz unbedeutende Anzahl seiner Kupferblätter, die er in einer geistreich freien Manier behandelte.

Dusch (Joh. Jak.), einer der besten deutschen Dichter und Prosaiker zu Anfange der classischen Periode, geb. zu Celle am 12. Febr. 1725, studirte in Göttingen neben Theologie insbesondere schöne Wissenschaften und engl. Literatur. Nach beendeter Studienzeit war er mehre Jahre Hauslehrer und privatisirte dann von 1756 an in Altona, wo er nachher am Gymnasium angestellt wurde und den Titel als dän. Justizrath erhielt. Er starb zu Altona am 18. Dec. 1787. Als Dichter hat er sich vornehmlich in der didaktischen Gattung und im komischen Epos versucht. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantasie; seine Darstellung ist bald zu blühend und geziert, bald matt und schleppend, und in den didaktischen Dichtungen der Lehrzweck allzu sichtbar. Seine Prosa ist in manchen seiner frühern Schriften, z. B. in den „Moralischen Briefen zur Bildung des Herzens“ (2 Bde., Lpz. 1759; 2. Aufl., 1772), geziert und schwülstig und streift in das Gebiet der Poesie. Seine Romane, z. B. die viel gelesene „Geschichte Karl Ferdiner's“ (3 Bde., Bresl. 1776—80; völlig umgearbeitet unter dem Titel „Der Verlobte zweier Bräute“, 3 Bde. in 6 Theilen, Bresl. und Lpz. 1785) und „Die Pupille“, die J. G. Müller nach des Verfassers Tode herausgab (Altona 1798), zeichnen sich für ihre Zeit durch Vermeidung des Unnatürlichen und Schwächlichempfindsamen in Charakteren und Sprache vorthellhaft aus. Vielen Beifall fanden auch seine „Briefe zur Bildung des Geschmacks“ (6 Theile, Lpz. 1764—73; 2. Aufl., 1773—79).

Duffel (Joh. Ludw.), einer der bedeutendsten Pianofortespieler und Componisten für dieses Instrument, geb. zu Czaslau in Böhmen 1761, zeichnete sich anfangs als Künstler auf der Harmonika aus. Im J. 1786 ging er nach Paris, später nach London, wo er 1796 in Verbindung mit seinem Schwiegervater Conchettini eine Musikhandlung und Notensticherei anlegte. Im J. 1799 wendete er sich nach Hamburg, später nach Berlin, wo er der Vertraute und Begleiter des durch seinen rühmlichen Tod, wie durch seine großen Talente, namentlich für Musik, bekannt gewordenen Prinzen Louis von Preußen wurde, auf dessen Tod er auch eine Sonate unter dem Titel „Elégie“ schrieb. Nach des Prinzen Tode erhielt er 1806 eine Anstellung bei dem Fürsten von Isenburg, im folgenden Jahre bei Talleyrand,

mit dem er nach Paris ging, wo er am 20. März 1812 starb. Die Zahl seiner Compositionen ist sehr groß; auch wurden sie fast durchgehend mit großem Beifall aufgenommen. Bekannt ist insbesondere auch die von ihm mit Pleyel herausgegebene „Méthode nouvelle, pour le piano et notamment pour le doigt“ (Lond. 1796 und öfter). Als Componist zeigte er viel Eigenthümlichkeit, reiche Erfindung und ein Feuer des Gefühls, welches auch in seinem trefflichen, sichern und eigentlich großen Spiele unverkennbar war.

Düsseldorf, im gleichnamigen Regierungsbezirke der preuß. Rheinprovinz, dem volkreichsten unter allen Regierungsbezirken der preuß. Monarchie, der auf 98/100 QM. 780000 E. zählt, der Sitz der Regierung desselben und die ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Berg, am Rhein, mit dem sich hier die Düffel vereinigt, liegt in einer herrlichen Gegend und ist eine der schönsten Städte am Rhein. Sie theilt sich in die Altstadt, Neustadt und Karlsstadt. Die Straßen sind zum Theil regelmäßig angelegt und die Häuser durchgehend von gebranntem Stein erbaut. Die Neustadt, welche insbesondere viele schöne Gebäude aufzuweisen hat, wurde 1690—1716 vom Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz erbaut, die Karlsstadt 1787 vom Kurfürsten Karl Theodor angelegt. Letztere besteht aus mehren Vierecken, die einen großen Platz einschließen, und ist namentlich in neuester Zeit bedeutend an Umfang gewachsen. Zu den Sehenswürdigkeiten gehören die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen sich das marmorne Mausoleum des Herzogs Johann auszeichnet, die prachtvolle, aber etwas überladene Andreaskirche, früher den Jesuiten gehörig, die bronzene Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, welchem D. sein Emporkommen verdankt, auf dem Markt, eine zweite marmorne Statue desselben Kurfürsten in der Mitte des Schlosshofs, die Sternwarte im ehemaligen Jesuitencollegium, das Antikencabinet und die schöne Sammlung physikalischer Instrumente. Das alte Schloß, welches beim franz. Bombardement von 1795 zur Ruine wurde, ist jetzt wiederhergestellt, und es befindet sich darin die Malerakademie. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 30000; sie sind meist Katholiken bis auf 5600 Evangelische und 400 Juden. Die 1690 in D. gestiftete Gemäldegalerie, die reichste an Werken von Rubens (das jüngste Gericht) und andern großen Meistern der niederländ. und flamänd. Schule, sonst die vorzüglichste Zierde D.s, wurde 1805 nach München gebracht; nur die kostbare Sammlung von etwa 14300 Originalhandzeichnungen und 23500 Kupferstichen und Gypsabdrücken ist zum Gebrauche der dasigen Kunstakademie (s. Deutsche Kunst) noch vorhanden, und es wurde dieselbe von Seiten der rheinischen Ritterschaft im J. 1841 durch Ankauf einer Sammlung von mehr als 300 Aquarellzeichnungen nach den besten ital. Meistern vermehrt. Außer der Malerakademie hat D. eine Kunst- und Bauhschule, ein Gymnasium, eine Realschule und viele andere wohlthätige Anstalten. Ein preuß.-rheinl. Kunstverein wurde daselbst 1828 gestiftet. Bedeutend sind die Färbereien, Baumwoll-, Taback-, Leder-, Wagen-, Tapeten- und viele andere Fabriken. Auch hat D. vielen Gemüsebau, und berühmt ist der von dort in alle Gegenden versendete Senf. Höchst wichtig sind der Expeditions- und Zwischenhandel, besonders die Rheinschiffahrt; D.s Hafen, seit 1829 ein Freihafen, ist einer der besuchtesten am Flusse. Nach Holland und dem Kleveschen besteht eine sogenannte Beurt- oder Rangfahrt, welche ausschließlich von dem Schiffen betrieben wird, sodas fünf davon die Transporte nach Amsterdam und die vier andern die Transporte nach Dordrecht und zurück besorgen. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft zu D. befährt gegenwärtig mit neun Schiffen, welche an Eleganz die aller andern Gesellschaften übertreffen, täglich den Rhein sowol bis Mainz als auch bis Rotterdam, und die übrigen Rheindampfschiffahrtsgesellschaften haben daselbst ihre Agenturen. Mit Elberfeld ist D. durch eine Eisenbahn verbunden, die 1840 eröffnet wurde. D. kam, nachdem die Herzoge von Jülich, Kleve und Berg ausgestorben, an die Pfalzgrafen von Neuburg und war dann Residenz des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, bis Heidelberg wieder aufgebaut war. Im J. 1795 nach einem heftigen Bombardement von den Sfreichern durch Capitulation an die Franzosen übergeben, blieb D. bei Frankreich, bis es im luneviller Frieden 1801 an Baiern zurückgegeben wurde. Hierauf kam es zum Herzogthum Berg, dessen Hauptstadt es war, und 1815 mit demselben an Preußen.

Dutens (Louis), ein durch seine Reisen in Europa und durch eine Menge Schriften,

welche den feingebildeten Weltmann beurkunden, berühmter Franzose, geb. zu Tours in einer protestantischen Familie am 15. Jan. 1730, schrieb noch als Jüngling das Trauerspiel „La retour d'Ulysse à Ithaque“, welches ihn zur Überzeugung brachte, daß er nicht zum Dichter geboren war. Als eine seiner Schwestern auf Befehl des Erzbischofs von Tours in ein Kloster gebracht worden war, verließ er Frankreich und ging nach England. Hier empfahl ihn Betty Pitt an ihren Bruder, den großen Chatham, allein es fand sich keine Beschäftigung für ihn, sodaß er nach Frankreich zurückkehren mußte. Neue Ausichten veranlaßten ihn jedoch, wider nach London zu gehen, wo er Lehrer im Hause eines reichen und wissenschaftlich gebildeten Engländer's wurde, der, als er merkte, daß D. gründliche Kenntniße vermissen ließ, dessen Lehrer ward. Schnell hintereinander lernte nun D. mehre lebende und todte Sprachen. Nach dem Tode seines Zöglings übernahm er den Unterricht der taubstummen Schwester desselben, verließ jedoch, als das Mädchen sich in ihn verliebte, aus Pflichtgefühl das Haus ihres Vaters. Bald nachher begleitete er den brit. Gesandten Lord Mackenzie als Secretair nach Turin, wo er nach des Lords Abreise bis 1762 als Geschäftsträger blieb. Nach England zurückgekehrt, erhielt er durch des Lords Vermittelung eine ansehnliche Pension. Später übernahm er wieder die gesandtschaftlichen Geschäfte in Turin, bis eine reiche Pfründe, die ihm der Herzog von Northumberland verschaffte, ihn nach England zurückführte. Seitdem machte er mehre Reisen durch den größten Theil von Europa und auf diesen Bekanntschaft mit den meisten europ. Gelehrten. Er starb als brit. Historiograph und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und der der Inscriptionen zu Paris am 23. Mai 1812 zu London. Die von ihm hinterlassenen Werke beweisen seine Vielseitigkeit. Er unternahm die erste und bis jetzt immer noch umfassendste, wenn auch beiweitem nicht vollständige Ausgabe von Leibniz's Werken (6 Bde., Genf 1769, 4.). In seinen „Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux modernes“ (2 Bde., 1766 und öfter) stellte er das Wissen und Erfinden der Alten beiweitem zu hoch. Sein „Toecin“ (Rom 1769), der dann unter dem Titel „Appel au bon sens“ (Lond. 1777) erschien, enthält scharfe Ausfälle gegen Voltaire und Rousseau, wie er überhaupt ein Gegner der reformirenden Philosophie war. Historisches Interesse hat seine „Histoire de ce qui s'est passé pour le rétablissement d'une régence en Angleterre“ (Lond. 1789). Auch schrieb er mehre sehr tüchtige Abhandlungen über Numismatik u. s. w. In seinen „Considérations théologiques sur les moyens de réunir toutes les églises chrétiennes“ (2. Aufl., Par. 1798) schlug er vor, ein Concilium sollte eine allgemeine Concordienformel nach den Beschlüssen der Kirchenversammlungen der ersten sechs Jahrhunderte aussprechen, und dieser die gesammte Christenheit als Glaubensformel ihre Zustimmung ertheilen. Seine Belesenheit in den Romanen beweist seine „Table généalogique des héros de roman“. Allgemeinen Beifall fanden die „Mémoires d'un voyageur qui se repose“ (3 Bde., Par. 1806; deutsch, 2 Bde., Amst. 1808). Ein früheres ähnliches Werk war interessanter für die skandalöse Chronik bedeutender Männer seiner Zeit; er fand aber für gut, die ganze Auflage, ehe sie sich verbreitete, vernichten zu lassen, und erreichte seinen Zweck.

Duttlinger (Joh. Georg), bekannt insbesondere durch seine Wirksamkeit in der bad. Ständerversammlung, geb. am 13. Apr. 1788 zu Lembach bei Stühlingen auf dem Schwarzwalde, wurde zuerst in dem ehemaligen Reichsstifte Sanct-Blasien, dann auf den Universitäten zu Freiburg und Heidelberg gebildet. Nach einer Reise ins Innere Frankreichs, um die Verfassung und Praxis der franz. Gerichte durch eigene Anschauung kennen zu lernen, trat er in die praktische Laufbahn ein, zuerst als Praktikant beim Criminalamte zu Emmendingen und hernach 1815 als Advocat bei dem Hofgerichte zu Mörsburg. Im J. 1817 wurde er Privatdocent an der Universität zu Freiburg und im folgenden Jahre außerordentlicher und 1820 ordentlicher Professor. Seit Einführung der Constitution in Baden war er fortwährend Abgeordneter. In der ersten Ständerversammlung von 1819 sowie in der von 1820 verfeh er, als jüngstes Mitglied der Kammer, die Stelle des ersten Secretairs und nahm als Redner thätigen Antheil an jenen die ersten Spuren einer beginnenden constitutionellen Entwicklung in Deutschland bezeichnenden Verhandlungen. Unter den Deputirten, welche in Folge ihres bei dieser Gelegenheit erlangten politischen Ruf's auch die Regierung auszuzeichnen suchte, war D., der 1821 mit dem Charakter eines Hofraths bekleidet wurde. Den Ruf

als Appellationsrath nach Lübeck und spätere Berufungen an mehre deutsche Universitäten lehnte er ab. Auf dem Landtage von 1823 wirkte er als Vicepräsident thätig auf der Seite der Opposition, und im Vereine mit Föhrenbach und Grimm bildete er auch auf den zu einem traurigen Schattenspiele herabgesunkenen Landtagen von 1825 und 1828 jene muthige, aber freilich erfolglose Opposition, welcher hernach die Volkskammer von 1831 ihren Dank zuerkannte. Seit 1827 Mitglied der Gesetzgebungscommission, entwarf er die 1831 von der Kammer zum Gesetz erhobene Civilproceßordnung nach den Grundsätzen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, der Collegialität und der Trennung der Justiz von der Administration, wofür ihm als Anerkennung vom Großherzoge Leopold am 31. Dec. 1830 die Ernennung zum Geh. Rathe zweiter Classe wurde. In der Kammer von 1831, die unter günstigeren Verhältnissen zusammentrat, nahm D. an allen Verhandlungen wesentlichen Antheil. So war er Berichterstatter über Welcker's Motion auf Pressfreiheit und über das vorgelegte Pressgesetz; er stellte den wichtigen Antrag auf die Vervollständigung der Gesetzgebung über Verantwortlichkeit der Minister, der aber zuletzt bei der Adelskammer unerledigt liegen blieb, und schloß sich der Protestation Rotteck's gegen die Bundesordonnanzen vom 10. Nov. 1831 an. Auch auf den spätern Landtagen stand er stets auf der Seite der liberalen Partei, unterschied sich aber von Rotteck u. A. dadurch, daß er fortgesetzt eine sehr besonnene Haltung sich bewahrte. Beides war z. B. der Fall in den Kammeritzungen von 1833, wo die Zurücknahme des Verbots aller Volksversammlungen verhandelt wurde, ebenso auf dem Landtage von 1835, wo D. bei den Berathungen über den Anschluß Badens an den preuß. Zollverein für den Anschluß stimmte, ferner auf dem Landtage von 1837, wo er in Bezug auf den Antrag des Deputirten von Isstein an die bad. Regierung, dieselbe möge beim Bundestage für die Aufrechterhaltung der landständischen Verfassung Hannovers kräftige wirksame Schritte thun, den Beschluß durchsetzte, über diesen Antrag ohne alle Discussion abzustimmen. Auf dem außerordentlichen Landtage von 1838 entschied D. als Deputationsmitglied hauptsächlich die Annahme des Gesetzentwurfs über den Bau der Eisenbahn von Mannheim bis an die baseler Grenze; er sprach dem außerordentlichen Landtage die Befugniß zu, Petitionen gleich dem ordentlichen zu empfangen, und nahm bei Verhandlung der hannöv. Angelegenheit für die Kammer das Recht in Anspruch, für die Wahrung der landständischen Verfassung in andern deutschen Staaten sprechen und wirken zu dürfen. Für die Kammeritzung von 1841 wurde er, nachdem er seit 1823 auf allen Landtagen als Vicepräsident fungirt hatte, zum Präsidenten gewählt, und während dieser Zeit starb er in Folge eines Nervenschlags am 12. Aug. 1841. In Folge seiner langen parlamentarischen Erfahrung hatte er eine Hauptstimme bei allen Streitfragen über die Geschäftsordnung; von Charakter war er sehr gutmüthig; als Redner ein gefürchteter Gegner, rasch und treffend, und mit lakonischem derben Wigworte schlagend, scharf logisch und heissend in seiner Ironie; zum Präsidenten befähigte ihn die Schärfe seines Urtheils, die Schnelligkeit seiner Auffassungsgabe und die Richtigkeit und Genauigkeit seiner Fragestellung. Als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch die Herausgabe der „Quellen des bad. Staatsrechts“ (Bd. 1, Karlsruhe. 1822), sowie als Hauptredacteur des von ihm im Vereine mit G. von Weiler und J. von Ketiennacker herausgegebenen „Archivs für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthume Baden“ (4 Bde., Freib. 1829—35). Ebenso hatte er Antheil an der Gründung und Redaction des „Freisinnigen“, der jedoch 1832 verboten und um dessentwillen D. eine Zeit lang verfolgt wurde, sowie an der „Landtagszeitung“.

Duumviri, d. h. Zweimänner, war die Benennung mehrer Beamten im röm. Staate, deren Bestimmung durch einen erläuternden Zusatz angegeben wurde. So die duumviri perduellionis, welche über perduellio, d. i. Bruch des gemeinen Friedens, richteten, wie es scheint, nur eine außerordentliche Behörde waren, und namentlich als Richter über *Horatius* (s. d.), als dieser seine Schwester getödtet hatte, von *Tullus Hostilius* bestellt wurden. In den Zeiten der Republik soll nach *Cinigen Manlius* (s. d.) von ihnen gerichtet worden sein; später werden sie nicht mehr erwähnt, außer in dem Proceße des von *Cicero* vertheidigten *C. Rabirius* gegen den von dem Tribun *L. Atilius Labienus*, als dieser ihn wegen Ermordung des *L. Apulejus Saturninus* anklagte. — *Duumviri navales* werden als eine außerordentliche Behörde zur Erbauung und Ausrüstung einer Flotte im J. 311 v. Chr. und im

2. Jahrh. v. Chr. ein paar Mal als Flottenführer zur Sicherung der Küsten erwähnt. — *Duumviri sacrorum* oder *sacris faciundis* hieß die priesterliche Behörde, der die Bewahrung und Auslegung der Sibyllinischen Bücher anvertraut war, bis zu der Zeit, wo statt zwei zehn Männer dazu ernannt wurden. (*S. Decemviri*). — Endlich heißen *Duumviri* schlechtweg, oft auch nach ihrer hauptsächlichlichen Bestimmung zu Handhabung der Rechtspflege mit dem Zusatz *juri dicundo*, die beiden höchsten Magistratspersonen in den Municipien und Colonien, an deren Stelle an manchen Orten auch *Triumviri* u. s. w. vorkommen; sie wurden von dem Senate dieser Städte, den *Decurionen* (s. d.), gewählt und hatten neben der Rechtspflege auch die Oberaufsicht über die städtische Verwaltung. Den Titel *Consules* führten sie nie, wenn er ihnen auch manchmal aus Schmeichelei beigelegt ward.

Duval (Aler.), einer der beliebtesten neuern theatralischen Dichter in Frankreich, geb. am 6. Apr. 1767 in Rennes, machte im Seebienste den amerik. Krieg mit und war dann *Secretair* bei der Deputation der Stände der Bretagne, die in Paris bestand, angestellt, bis er als Ingenieur-Geograph bei dem Kanalbau von Dieppe verwendet wurde, worauf er sich der Baukunst widmete. Als die Revolution ihn aus dieser Laufbahn gerissen hatte, führten ihn 1791 die Verhältnisse und seine Neigung auf die Bühne. Als Freiwilliger machte er die ersten Feldzüge des Revolutionskriegs mit. Nachdem er zum *Théâtre français* zurückgekehrt, traf ihn das Schicksal der übrigen Mitglieder dieses Theaters, ins Gefängniß geworfen zu werden. Nur durch den Muth eines Schreibers im Comité des Wohlfahrtsauschusses, der es wagte, die Anklagedocumente bei Seite zu schaffen, entging er dem Blutgerüst. Nach dem 9. Thermidor in Freiheit gesetzt, widmete er sich nun ganz der Literatur und galt in kurzem für einen der glücklichsten Lustspiel- und Operndichter. Von seinen Stücken haben sich mehre auf dem Repertoire erhalten. Im J. 1812 wurde er Mitglied der franz. Akademie und 1830 vom Minister Montalivet zum Conservateur der Bibliothek des Arsenal's ernannt. Er starb am 10. Jan. 1842. In seiner „*Lettre à Mr. Victor Hugo de la littérature romantique*“ (Par. 1833) vertheidigte er die classische Schule und gab der romantischen den Verfall der dramatischen Kunst in Frankreich Schuld. Eine Sammlung seiner Schriften erschien schon 1822 (9 Bde., Par.).

Duval (Amaury), einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, der ältere Bruder des Vorigen, geb. am 28. Jan. 1760 zu Rennes, bildete sich zum praktischen Rechtsgelahrten und trat schon im 20. Jahre mit Auszeichnung als Redner im Parlamente von Bretagne auf. Später verließ er jedoch diese Laufbahn, um sich dem diplomatischen Fache zu widmen, und wurde 1785 *Gesandtschaftssecretair* in Neapel. In Italien sammelte er während seines mehrjährigen Aufenthalts reichen Stoff zu einem schon früher entworfenen Werke über die Alterthumskunde. Als er 1792 in Rom war, erhielt er durch Basseville, dem damaligen Gesandten der franz. Republik, die Stelle eines *Secretairs*. Bei dem Pöbelaufstände in Rom im Jan. 1793, der dem Gesandten das Leben kostete, kam er selbst in die größte Gefahr. Bei den geringen Aussichten, die sich in der diplomatischen Laufbahn damals zeigten, wendete er sich bald nachher ganz gelehrten Arbeiten zu und begann in Verbindung mit Chamfort, Ginguéné, Say u. A. die „*Décade philosophique*“, woran er den thätigsten Antheil nahm. Im J. 1807 wurde diese Zeitschrift mit dem „*Mercure de France*“ vereinigt, den D. bis 1816 herausgab. Schon unter dem Directorium wurde er *Bureauchef* für Wissenschaft und Kunst im Ministerium des Innern und 1811 Mitglied des Instituts. Im J. 1815 verlor er die erstere Stelle; doch blieb er Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Künste. Er starb zu Paris am 12. Nov. 1838. Seine Schrift „*Des sépultures chez les anciens et les modernes*“ wurde mit dem Preise gekrönt. Er gab den Text zu *Dénon's* „*Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciennes que modernes*“ (4 Bde., Fol.), zu *Baltard's* „*Paris et ses monuments*“ (3 Bde., Fol.) und zu *Moisy's* „*Fontaines de Paris, anciennes et nouvelles*“ (1813, Fol.); beforderte die Ausgabe des *Montaigne* (1820) und *Scarron* (1821) und war ein fleißiger Mitarbeiter an der „*Histoire littéraire de la France*“, für die er Bd. 13—17 arbeitete.

Duval (Valentin), Bibliothekar des Kaisers Franz I., ein durch seine frühern Lebensschicksale und die Art seiner Studien merkwürdiger Gelehrter, geb. 1695 als Sohn eines armen Bauers zu Artonay in der Champagne, hieß eigentlich *Jamerey* und wurde, nachdem es

in seinen 10. Jahre verwaist und noch nicht 14 Jahre alt Dienstlosigkeit halber aus seinen Geburtsorte getrieben. Hungernd, bald auch von den Blattern befallen, irrte er in dem schrecklichen Winter von 1709 auf offenem Felde umher, bis der Bewohner einer Einsiedelei, in die er kam, ihn aufnahm. Er theilte dessen Lebensweise und Geschäfte, ward durch ihn fromm, ohne abergläubisch zu sein, und lernte von ihm lesen. Hierauf trat er zu St.-Anne bei Luneville in den Dienst von vier unwissenden Eremiten, die ihm ihre sechs Kühe zur Hut übergaben. Einige Bände der „Blauen Bibliothek“ waren seine Lecture, zugleich lernte er hier ohne alle Anweisung schreiben, und ein Abriss der Arithmetik, der in seine Hände fiel, leitete ihn zuerst auf ernstere Studien. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie und Geographie; einige Karten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestigt, war das ganze Lehrgeräth des wißbegierigen Knaben. Um sich Geld zu Büchern zu verschaffen, machte er Jagd auf die Thiere des Waldes, und der Verkauf seiner Beute verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Er fand ein goldenes gestochenes Petschaft und ließ den Fund durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer, erhielt dasselbe jedoch nur unter der Bedingung zurück, daß er D. das Wappen genau erklärte. Erstaunt belohnte Forster ihn so reichlich, daß seine nach und nach aus seinem Jagdgewinn angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, indem er auf sein Auseres auch nicht das Mindeste verwendete. Die Studien entfremdeten ihn freilich seiner Heerde, worüber die Eremiten unwillig wurden. In einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen seiner Bücher. Dies empörte D.'s Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus seiner eigenen Wohnung und schloß sich in dieselbe ein. Auch den andern Brüdern öffnete er nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeschlossen hatten, worin sie ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben und täglich zwei Stunden zum Studiren zugestehen mußten, er selbst aber für Kleidung und Kost ihnen noch zehn Jahre zu dienen versprach. Eifriger als je setzte er nun seinen Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo seine Kühe weideten. So von seinen Landkarten umgeben fanden ihn einft die jungen Prinzen von Lothringen. Man machte ihm den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Anerbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. In kurzer Zeit machte er so reißende Fortschritte, daß der Herzog Leopold 1718 ihn mit sich nach Paris nahm, neugierig auf den Eindruck, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Doch D. äußerte mit Freimüthigkeit, daß alle Pracht der Hauptstadt, selbst der Glanz ihrer Opem, weit hinter der Majestät des Auf- und Untergangs der Sonne zurückbliebe. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Ritter-Akademie zu Luneville. Diese Stelle und der Unterricht, den er dort studirenden Engländern, unter welchen sich auch der später so berühmte Lord Chatham befand, ertheilte, verschaffte ihm die Mittel, seine alte Einsiedelei von St.-Anne neu aufbauen zu lassen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der dorthin geschafften herzoglichen Bibliothek nach Florenz, wo er zehn Jahre wohnte. Kaiser Franz rief ihn als Vorsteher der Münz- und Medaillensammlung nach Wien, wo er am 13. Sept. 1775 starb. Bei aller Gelehrsamkeit war D. äußerst bescheiden. Seine „Oeuvres“ mit einer Biographie wurden von Koch (2 Bde., Petersb. und Straßb. 1784, 4.) herausgegeben. Vgl. Kaiser, „Leben D.'s“ (2 Aufl., Nürnberg. 1788), zum Theil aus D.'s eigener Handschrift bearbeitet.

Dux, eine herrschaftliche Stadt im leitmeriger Kreise des Königreichs Böhmen mit etwa 1200 E., in einer fruchtbaren und schönen Ebene eine Stunde von Tepliz, ist besonders berühmt wegen des dasigen, dem Grafen von Waldstein gehörigen Schlosses, das mit einem weitläufigen englischen Park und reizenden Anlagen geschmückt ist. Dasselbe enthält eine ansehnliche Bibliothek, bei welcher der bekannte Casanova de Seingalt (s. d.) in seinen letzten Jahren angestellt war, eine Gemäldegalerie und Waffensammlung, ein Kunst- und Naturalienabinet. In einem der Höfe befindet sich ein schönes Bassin, welches Albrecht von Waldstein, Herzog von Friedland, aus Kanonen gießen ließ, die er 1632 den Schweden bei Nürnberg abgenommen hatte. Auch erinnern an diesen manche andere Sehenswürdigkeiten des Schlosses. Namentlich wird D. von Tepliz aus sehr häufig besucht.

Dwernicki (Jof.), poln. General, wurde am 14. März 1779 zu Warschau geboren. Seine Aeltern besaßen mehre Güter in Podolien und Galizien. Nachdem er bereits in der poln. Legion für Frankreich gefochten hatte, nahm er 1809, mit einer aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Schar freiwilliger Reiter an dem siegreichen Feldzuge Poniatowski's in Dstgalizien am Dniester Theil und wurde darauf zum Escadronschef ernannt und mit seinen freiwilligen Podoliern dem 15. Ulanenregimente zugetheilt, mit dem er 1812 nach Rußland ging. Nach der Schlacht bei Mir kam er zum Corps Dombrowski's, welcher den kleinen Krieg bei Mohilew und Bobruisk führte. Als Parteigänger wurde er schon in diesem Feldzuge durch seine raschen Unternehmungen den Russen ein fürchtbarer Feind. Nach dem Rückzuge über die Beresina kam er nach Warschau zurück und wurde Major und Commandeur des neuorganisirten 15. Ulanenregiments. In Dombrowski's Division wohnte er den Gefechten bei Kalisch und Posen bei. Nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau ward er Offizier der Ehrenlegion und 1814 bei Paris, nachdem er den bedeutendsten Antheil an den letzten Thaten der poln. Reiterei genommen, Oberst. Nachdem D. in sein Vaterland zurückgekehrt war, erhielt er das Commando des zweiten Ulanenregiments, daß er auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachte, und wurde als der älteste Oberst bei der Krönung des Kaisers Nikolaus zum Brigadegeneral ernannt. Nach dem Ausbruche der Revolution im J. 1830 wurde ihm die Organisation der dritten Division der Cavalerie übertragen, die er mit der gewohnten Schnelligkeit betrieb, sodaß er bereits am 6. Febr. 1831 mit zehn Escadrons, drei Bataillonen Infanterie und einer leichten Batterie den kleinen Krieg zur Deckung Warschaws auf dem rechten Flügel gegen die Russen unter Geismar und Creuz beginnen konnte. Am 14. Febr. traf er bei Stoczek auf dem rechten Weichselufer mit dem General Geismar zusammen und erfocht hier, trotz der Übermacht der Russen, den ersten Sieg über dieselben. Noch auf dem Schlachtfelde erhielt er den Befehl des Generalissimus, den bei Pulawy über die Weichsel gegangenen General Creuz schleunigst anzugreifen. D. ging sofort über das noch schwache Eis der Weichsel zurück, vereinigte sich mit den zusammengerafften neuen Truppen des Generals Sierawski, fand die Avantgarde der Russen unter dem Fürsten Adam von Würtemberg bei Nowawicz, schlug sie am 19. Febr. und zwang den General Creuz, über die Weichsel zurückzugehen. Nach der Schlacht von Grochow wurde er nach Polhynien gesandt, um dort den Aufstand zu organisiren. Da er aber daselbst eine sehr kalte Aufnahme fand, so zog er sich längs der galizischen Grenze hin, um nach Podolien zu kommen, wo er auf kräftigere Unterstützung hoffte. Er nahm eine feste Stellung bei Boremel gegen das Rüdiger'sche Corps, gewann auch am 19. Apr. einige Vortheile, mußte aber nachher der Übermacht weichen, bewerkstelligte jedoch seinen Übergang über den Styr. Auf den Aufstand in Podolien im Rücken der Russen hoffend, nahm er bei Mokalowka an der galizischen Grenze eine unangreifbare Stellung, wurde aber hier von Rüdiger mit bedeutenden Streitkräften so eingeschlossen, daß nur der Rückzug nach Galizien ihm offen blieb. Da er seine Vernichtung vor Augen sah, und in der Hoffnung, daß man ihn aus Ostreich mit den Seinen nach Polen wieder entlassen werde, trat er den 27. Apr. nach Galizien über. Hier wurde sein Corps entwaffnet und mußte kriegsgefangen nach Ungarn ziehen. Er selbst lebte in Raibach, bis er 1832 nach Frankreich ging.

Dwina, d. h. die Doppelte, der größte, schiffbare Fluß im nördlichen europ. Rußland und im nördlichen Europa überhaupt, entsteht aus der Vereinigung der Suchona und des Jug bei Ustjug Weliki, die beide den morastigen Waldungen auf dem Rücken des Uwalli entströmen. Nachdem sich die Wytschegda mit der D. verbunden hat, durchströmt die letztere das nördliche Tiefland. Schon 12 Meilen vor ihrer Mündung hat sie eine Breite bis zu einer halben Meile und so weit aufwärts steigt auch die Flut. Bei Archangel wird sie eine Meile breit und erweitert sich zu einem inselreichen, 5 Meilen breiten Liman, der einen bedeutenden Busen des Weißen Meers bildet. In vier Hauptmündungsarmen ergießt sie sich in das Meer; unter diesen ist der östlichste, der tiefste und schiffbarste, allein durch eine Barre geschlossen, über welche Kriegsschiffe nur mittels der Flut gelangen können. Der Lauf der D. beträgt 160 M. und ihr Stromgebiet 6000 □M. Der Wasserreichthum derselben ist wegen der morastigen, waldreichen Umgebung ihrer Quell- und Nebenflüsse ungemein groß und

zwar zu allen Jahreszeiten, obwohl vom Nov. bis zum März starker Frost den Strom mit Eis bedeckt. Die Schiffbarkeit der D. beginnt bereits an der Quelle Suchona.

Dyabit oder Dyadisches System nennt man das einfachste aller Zahlensysteme, in welchem schon zwei Einheiten einer Classe eine Einheit der nächstfolgenden Classe bilden. Es gehören dazu nur zwei Ziffern, 1 und 0, während man zu dem dekadischen Systeme zehn Ziffern nöthig hat. Die 1 bedeutet in der Dyabit auf der ersten Stelle von der rechten zur linken Hand eins, auf der zweiten aber zwei; die 0 dient bloß zur Bezeichnung der Stelle, welche die 1 einnimmt; auf der dritten Stelle bedeutet die 1 vier, auf der vierten acht u. s. w., wie dies aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

Dekadisch: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 20.

Dyadisch: 1, 10, 11, 100, 101, 110, 111, 1000, 1001, 1010, 10100, u. s. w.

Um eine gegebene dekadische Zahl dyadisch auszudrücken, muß man jene, hierauf den Quotienten und so alle folgende Quotienten durch 2 dividiren und die Reste dieser Divisionen, mit Einschluß der 0, wo die Division aufgeht, von dem letzten angefangen, von der Linken nach der Rechten nebeneinanderstellen. So gibt z. B. die dekadische Zahl 45 die Reste dieser Divisionen 1, 0, 1, 1, 0, 1, also ist 45 gleich 101101. Da größere Zahlen nach dem dyadischen Systeme sich nur durch viele Ziffern ausdrücken lassen, so ist dasselbe für den Gebrauch nicht geeignet. Des dyadischen Systems gedenkt zuerst Joh. Caramuel, Bischof von Campagna und Satriano in Neapel, in seiner „Mathesis biceps“ (Campagna 1670). Leibniz scheint es 1697 selbständig für sich gefunden zu haben. In der Hoffnung, dadurch den chines. Kaiser zur christlichen Religion zu bekehren, machte er dem Jesuiten Grimaldi in China seine Entdeckung bekannt; allein ein anderer dort lebender Jesuit, Bouvet, wollte gefunden haben, daß die Chinesen dieses Zahlensystem schon vor mehr als 4000 Jahren gekannt hätten, und daß die Erfindung desselben dem Kaiser Fohi, dem Gründer des Reichs und der chines. Gelehrsamkeit, zugeschrieben werde.

Dyer (John), ein engl. didaktischer Dichter, geb. 1700 in Wales, studirte anfangs, wendete sich aber dann zur Kunst. Ohne etwas Ausgezeichnetes zu leisten, durchzog er um des Erwerbs willen als Maler das Land, wobei er indeß die Natur mit künstlerischem Auge beobachtete. Ein beschreibendes Gedicht, „Grongar hill“ (1717), das Denham's „Cooper's hill“ durch Einfachheit der Darstellung, Wärme des Gefühls und reizende Naturschilderung übertrifft, machte ihn zuerst als Dichter bekannt. Später machte er eine Reise nach Italien; fränkl. zurückkehrend widmete er sich nun dem geistlichen Stande und erhielt nach und nach mehre Pfründen. Sein didaktisches Gedicht über die Wolle und ihre technische Anwendung, „The fleece“ (1754), behandelt den widerstrebenden Stoff mit Glück, aber der anspruchlose Ton der Dichtung machte auf seine Zeitgenossen, welche blendenden Schimmer verlangten, keinen Eindruck. Auch sein Gedicht „The ruins of Rome“ (1740) ist reich an einzelnen Schönheiten. Er starb 1758. Seine kleinern Gedichte erschienen zu London 1752 und 1757 und bilden den 53. Theil von Johnson's Dichtersammlung. Seine „Poems“ erschienen 1761 zu London.

Dyf (Anton van), ein niederländ. Meister und der berühmteste aller Portraitmaler, wurde zu Antwerpen 1599 geboren. Sein Vater war ein geschickter Glasmaler, und seine Mutter berühmt als Stickerin von Landschaften und Figuren. Heinrich van Balen wurde sein erster Lehrer; durch ihn, der lange in Italien studirt hatte und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, erhielt D. gleich anfangs eine treffliche Methode. Bald übertraf er alle seine Mitschüler; hierauf nahm ihn Rubens in seine Schule auf und übertrug ihm die Ausführung mehrerer großen Zeichnungen, zu denen er ihm nur flüchtige Entwürfe gab. Eine Amazonsenschlacht und die Cartons für die Tapeten, welche die Geschichte des Decius Mus darstellten, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meisters. Eigene Neigung sowol als die Eifersucht des Rubens bestimmten ihn indeß, sich fast ausschließlich der Portraitmalerei zu widmen. Viele haben behauptet, Rubens habe, um den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen, denselben zur Reise nach Italien veranlaßt; allein größern Antheil hatte hierbei wol die sorgsame Liebe des Lehrers für den vielversprechenden Jüngling. Ehe D. die Reise antrat, malte er noch drei Gemälde: ein Ecce homo, einen Christus am

Ulberge und die Gemahlin des Rubens für seinen Lehrer, wofür ihm dieser ein herrliches weißes Ross schenkte. Wenig Meilen von Brüssel, in dem Dorfe Savetthem, ließ sich D. durch die Liebe für ein Bauermädchen so fesseln, daß er geraume Zeit daselbst verweilte und zwei Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem seine Geliebte als Madonno dargestellt ist, und auf dem andern er selber als heil. Martin auf dem Rosse des Rubens. Als Rubens sein Verweilen daselbst erfuhr, bot er Alles auf, um durch einen kunsterfahrenen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmsucht und Kunstseifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen. Endlich gelang auch dieses und von Nanni begleitet, eilte nun D. nach Venedig. Hier bildete er sich besonders nach Tizian und Paul Veronese und eignete sich die Glut und den Schmelz ihres Colorits an. Als sein Reisegeld ziemlich aufgegangen war, ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu malen bekam und sich große Summen erwarb. Sodann unternahm er die Reise nach Rom, wo der Cardinal Guido Bentivoglio sein Beschützer wurde, dessen Portrait er ausgezeichnet schön malte. Dies und die Portraits des dort lebenden Engländer's Robert Sherley und seiner Gattin machten bald so großes Aufsehen, daß der andern Künstler Neid ihn bewog, nach Genua zurückzukehren, wo er wieder viele Portraits und historische Gemälde ausführte und sich Tizian's großen Stil immer mehr aneignete. Hierauf besuchte er Florenz, Turin und Sicilien, wo er ebenfalls Vieles arbeitete. Als die Pest ihn vertrieb, ging er wieder nach Genua, wo er das berühmte Altarblatt für Palermo beendete. Nachdem so sein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er in sein Vaterland zurück. Hier führte er viele große historische Gemälde und Altarblätter aus, unter welchen letztern besonders der heil. Augustin in Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray berühmt sind. Man erzählt, daß Rubens ihm seine älteste Tochter zur Gattin angeboten habe, daß aber D. sie ausschlug, weil seine frühere Liebe für deren Mutter, Helena, die zweite Gemahlin Rubens', noch nicht ganz erloschen war. Um seinen Neidern zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Dranien, Friedrich's von Nassau, an seinen Hof nach dem Haag zu kommen. Hier malte er den Prinzen, dessen Gemahlin und Kinder, und diese Bildnisse wurden so bewundert, daß bald fast alle Fürsten und Reichen von D. gemalt sein wollten. Später reiste er nach London und Paris, doch kehrte er bald nach Antwerpen zurück. Ein Crucifix und eine Geburt Christi, die er für Vendermonde malte, gehören zu seinen schönsten Werken. Sein Ruhm wuchs inzwischen so, daß man in England es sehr bereute, ihn nicht mit mehr Achtung aufgenommen zu haben. Daher ließ König Karl I. ihn einladen; doch D. würde nie dahin zurückgekehrt sein, wenn nicht sein Freund Digby ihn dazu überredet hätte. Dieser stellte ihn bei seiner Ankunft dem Könige vor, der ihm eine goldene Kette nebst seinem reich mit Diamanten eingefassten Bilde umhing, ihm den Bathorden ertheilte, ein ansehnliches Jahrgelohd aussetzte und eine Sommer- und eine Winterwohnung einräumte. D. vergalt diese Güte durch rastlosen Fleiß; er bereicherte England mit seinen Meisterwerken und führte außer einer Menge Portraits viele mythologische und historische Gemälde aus. Seine Prachtliebe zeigte sich in dem überaus glänzenden Hause, welches er machte; seine Feste, an denen Fürsten und Damen ersten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andere an Glanz und Sinnigkeit, und die ersten Tonkünstler und Mimen wetteiferten, sie durch ihre Talente zu verschönern. Überdies hielt er sich eine Anzahl schöner Mädchen, von denen er die Modelle zu seinen historischen Gemälden entnahm. So verschwendete er sein Vermögen, seine Kräfte und seine Gesundheit; doch würde sein reicher Kunsterverb ihm das erstere ersetzt haben, wenn er sich nicht in das Studium der Alchemie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham suchte ihn auf andere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderschönen Maria Ruyhven, der Tochter des schott. Grafen von Gore, vermählte. D. besuchte mit ihr seine Vaterstadt und ging von da nach Paris, wo er die Galerie des Louvre zu malen wünschte. Da aber Poussin diesen Auftrag schon hatte, kehrte er sofort nach England zurück. Bereits krank und erschöpft schlug er dem Könige den Plan zu einer Tapetenmalerei vor, wo die merkwürdigsten engl. Feste und Prachtzüge abgebildet werden sollten, und erbot sich, die Cartons dazu zu fertigen. Doch ehe solches zur Ausführung kam, ereilte ihn 1641 der Tod. Er wurde feierlich in der St. Paulskirche begraben; seine Grabchrift verfaßte der Dichter Cowley. Die vorzüglichsten Galerien besitzen Gemälde von ihm; seine Portraits zeichnen sich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung

und Farbengebung aus; Alles ist mit breitem Pinsel gleichsam nur hingeschrieben, flüchtig und kühn, und doch sind die Tinten herrlich und weich verschmolzen; seine halben Töne scheinen in der Nähe ins Graue zu spielen, doch sind sie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht; Alles ist klar, nichts weder bunt noch kalt, Alles ruhig, ungesucht; die Stellungen sind der Natur abgelauscht und stets der Individualität eines Jeden am angemessensten. Nie wählte D. vorübergehende leidenschaftliche Momente, still und unverdreht steht jedes seiner Portraits vor uns und läßt uns klar in die Tiefe seines Wesens schauen. Meisterhaft leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte schwarze Kleidung und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuschend darzustellen; doch kommen seine spätern Arbeiten den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemälde haben unstreitig auch in technischer Hinsicht ausgezeichnete Verdienste, doch blieb ihm wahrer Idealsstil immer etwas fremd; seine Madonnen sind mehr Erden- als Himmelsköniginnen. Auch hat man von D. eine große Anzahl herrlicher Kupferstiche, die sehr gesucht sind.

Dynameter, auch **Auzometer** oder **Auzometer** genannt, ist ein Instrument, welches dazu dient, die Vergrößerung eines Fernrohrs zu messen. Zwar kann dies ganz einfach dadurch geschehen, daß man irgend einen Gegenstand gleichzeitig mit dem einen Auge durch das Fernrohr, mit dem andern Auge aber unmittelbar betrachtet und das im Fernrohr gesehene Bild mit dem durch das unbewaffnete Auge gesehene vergleicht. Betrachtet man auf diese Weise z. B. ein Ziegelbad und findet, daß 4 Ziegel im Fernrohr 80 mit bloßem Auge gesehene Ziegel bedecken, so vergrößert das Fernrohr 20 mal. Bei dieser Bestimmung wird dann erfordert, daß man mit beiden Augen gleich gut sehen kann, und dasselbe ist bei der von Schröter angegebenen Projectionsmaschine der Fall, nicht aber bei den von Adams und Ramsden angegebenen Instrumenten, die einander übrigens sehr ähnlich sind.

Dynamik ist als Gegensatz der **Statik** (s. d.), welche sich mit dem Gleichgewichte der Körper beschäftigt, die Lehre von der Kraft, welche zur Bewegung der Körper erfordert wird. Die **Dynamik** ist ein Theil der **Mechanik**, und da man ebensovoll feste als flüssige Körper bewegen kann, so hat man zum Unterschiede die Lehre von der Bewegung der flüssigen Körper **Hydrodynamik** oder **Hydraulik** genannt, während die **Statik** derselben **Hydrostatik** heißt. Die **Dynamik** muß nicht allein die aus der Erfahrung hervorgehenden Gesetze der Bewegung sondern auch die Wesenheit der Kräfte betrachten. Ubrigens hat der Begriff der **Dynamik** eine viel weitere Anwendbarkeit, die sich soweit erstreckt, als die Wirksamkeit gewisser Kräfte, seien es nun körperliche oder nicht, mathematisch bestimmbar ist, wie denn z. B. die **Psychologie** **Herbart's** (s. d.) auf einer solchen **Dynamik** Dessen, was im Bewußtsein geschieht, beruht. Weil jedoch die Art und Weise, wie der Begriff der Kraft bestimmt und zur Erklärung der Erscheinungswelt angewendet wird, von entscheidendem Einflusse auf die gesammte wissenschaftliche Naturansicht ist, so bezeichnet das Wort **dynamisch** und **Dynamismus** noch bestimmter einen Gegensatz zu **mechanisch** und **Mechanismus**. Unter einer **mechanischen** Naturansicht versteht man diejenige, welche die Naturerscheinungen und ihre Veränderungen lediglich aus der Lage, Stellung und den wechselnden Verbindungen der letzten Bestandtheile der Materie zu erklären sucht, wie dies der bis auf den heutigen Tag in der **Physik** und **Chemie** vorherrschende **Atomismus** unternimmt; unter einer **dynamischen** diejenige, welche den Naturerscheinungen gewisse qualitativ bestimmte Kräfte unterlegt, deren Wirksamkeit die mathematische Bestimmtheit der Phänomene zu einer secundären Folge habe. Daß die **atomistische** Naturansicht die **dynamische** niemals ganz hat verdrängen können, hat seinen Grund vornehmlich in den Erscheinungen des organischen und geistigen Lebens, welche sich niemals durch die Voraussetzungen des **Atomismus** genügend erklären lassen. Dabei kann sich die **dynamische** Naturansicht entweder so gestalten, daß sie Dem, was den Erscheinungen zu Grunde liegt, gewisse Kräfte als inwohnend denkt, und Beispiele dafür sind die **Attractions-** und **Repulsionskraft**, auf welche **Kant** die Entstehung der Materie zurückführte, die **Lebenskraft** für den **Organismus**, die **Seelenvermögen** für das geistige Leben; oder so, daß sie die Entstehung der Kräfte sammt der mathematischen Bestimmtheit ihrer Wirkungsweise aus den qualitativen Verhältnissen Dessen, was die reale Grundlage der Phänomene bildet, abzuleiten sucht, in welcher Beziehung namentlich **Herbart's** **Metaphysik**

zu nennen ist. Jedenfalls bilden Mechanismus und Dynamismus keinen unauf löslichen Gegensatz, sondern sowie jeder Versuch einer mechanischen Naturerklärung doch irgendwie gewisse Kräfte voraussetzen muß, so kann keine dynamische Naturlehre sich wissenschaftlich vollenden, ohne ihre Principien bis dahin zu entwickeln, wo sie eine mathematisch bestimmtere Anwendbarkeit auf die individuellen Erscheinungen gestattet. — In der Musik bezeichnet *Dynamik* die Abstufung der Stärke und Schwäche, namentlich in Bezug auf rhythmische und declamatorische Accentuation, worauf in neuerer Zeit, z. B. von Nägeli, eine eigene Lehre gegründet worden ist.

Dynamometer oder **Kraftmesser** nennt man ein Instrument zur Bestimmung des Maßes bewegender Kräfte und in specieller Anwendung der menschlichen und thierischen Muskelkräfte. Der nach verschiedenen frühern Versuchen von Regnier im J. 1807 der medicinischen Facultät zu Paris vorgelegte und von ihr als vollkommen zweckmäßig erkannte Dynamometer wurde in neuerer Zeit von Munde mit einigen Verbesserungen versehen.

Dynast, seiner griech. Ableitung zufolge eigentlich ein Mächtiger, hieß bei den Alten insbesondere ein mit Herrschergewalt Begabter, der aber nicht bedeutend genug war, um den Königstitel erhalten zu können. Der davon hergeleitete Ausdruck *Dynastie* bedeutet eigentlich eine Herrschaft, dann aber vorzugsweise eine Herrscherfamilie, eine Reihe von Herrschern aus einem und demselben Geschlechte. Die *Dynasten* des Mittelalters, in dem Sinne als Freiherren (*liberi domini, liberi barones*), deren Vorzug aber nicht nothwendig auf der Freiheit ihrer Besitzungen vom Lehnsherrn sondern vielmehr auf der Freiheit des persönlichen Standes beruhte, mögen zwar genealogisch ihren Ursprung in den Häuptlingschaften der alten Germanen suchen, ihre staatsrechtliche Bedeutung aber erhielten sie erst seit dem 11. Jahrh. bei Verfall der Gauverfassung, durch die Bildung eigener reichsfreier Territorien oder Grafschaften im neuern publicistischen Sinne, welche aus einzelnen Stücken der alten Grafschaften und aus einzelnen Herrschaften bestanden. Der Inbegriff solcher Grafen und Herren bildete, im Gegensatz zu denjenigen Grafen, welche eine wirkliche in ihrer Familie erblich gewordene Gaugrafschaft als ursprüngliches Reichsamt regierten, den seit dem 12. Jahrh. sogenannten Landgrafen, einen Dynastenstand oder den Stand der alten Freiherren. Diese gehörten als *Semperfreie* (*viri egregiae libertatis*) dem fürstenmäßigen hohen Adel, die Mittelfreien, blos Mitterbürtigen, dagegen dem niedern Adel an, und die ursprüngliche Bedeutung der Freiherlichkeit blieb bis ins 15. Jahrh. in Kraft. Seitdem aber das Prädicat Herr, Freiherr und selbst Graf an Personen des niedern Adels, welche weder Landeshoheit noch Reichsstandschaft besaßen, als bloßer Titel vergeben wurde, nahmen die alten Dynasten sämmtlich den ihnen gebührenden gräflichen Titel wieder an, und es fiel sonach die bis dahin zwischen den hochadeligen Fürsten und Grafen einerseits und dem niedern Adel andererseits bestandene Mittelstufe der Herren oder Dynasten weg.

Dyskrasie, eigentlich eine üble, fehlerhafte Mischung, bezeichnet sowol eine eigenthümliche selbständige Krankheit, als auch den verderbten übeln Zustand der Säfte des menschlichen Körpers, wie er durch Krankheiten, z. B. Syphilis, Scurbut, Gicht u. s. w., oder durch fehlerhafte Diät herbeigeführt wird. Dasselbe wird durch das Wort *Kachymie* ausgedrückt. Ein sehr verwandter Begriff ist der des Wortes *Kachexie* (s. d.).

Dyveke, d. h. Täubchen, von den lat. Chronikenschreibern *Columbula* genannt, geb. 1488 zu Amsterdam, die Tochter der Sigbrit Wylnis, ist bekannt durch ihr Liebesverhältniß zu dem dän. Könige Christian II. und in Werken der Dichtkunst viel gefeiert worden. Christian lernte sie in Bergen 1507 kennen, wo sich ihre Mutter als Schenkwinthin niedergelassen hatte; sie ergab sich ihm und folgte ihm nach Dpslo und nach seiner Thronbesteigung im J. 1513 auch nach Kopenhagen, wo der König, trotz seiner Vermählung mit Isabella, der Schwester Kaiser Karl's V., sein Verhältniß mit ihr fortsetzte und ihrer ränkesüchtigen Mutter einen unbegrenzten Einfluß auf die innern Angelegenheiten des Landes gestattete. Obgleich nun die D. selbst sich von jeder Einmischung in die Regierungsangelegenheiten gänzlich fern hielt, so wurde sie doch von der Adelpartei gehaßt und als geheime Grundursache alles Übels betrachtet, sodaß die Vermuthung, der plötzliche Tod der D. im J. 1516 sei durch Gift erfolgt, welches ihr der Adel, namentlich die stolzen Verwandten des um die Liebe der D. werbenden Schloßhauptmanns Torben Dre, in vergifteten Kirschen

beigebracht, fast zur Gewissheit geworden ist. Nach dem Tode der D. brach der Charakter Christian's in seiner ganzen Wildheit hervor; er ließ erst Faaburg, den Schatzmeister, hingerichten, weil dieser geäußert, Torben Dre habe mit der D. gebuhlt, sodann aber, angeblich durch eine nächtliche Erscheinung bewogen, diesen selbst. Der eigenthümliche Contrast zwischen dem unbändigen grausamen Charakter des Königs und der zarten Milde der D., die auf den König stets mit befänstigender Schmeichelkraft gewirkt hatte, ließ schon von früher Zeit an die Geschichte des Mädchens als einen dankbar poetischen Stoff erscheinen. Samsoe, ein dän. Dichter, schrieb bereits gegen Ende des 18. Jahrh. ein in Kopenhagen oft aufgeführtes Trauerspiel „Dyveke“, welches von Manthey ins Deutsche übersetzt wurde (Altona 1798; neue Aufl., Lpz. 1810). Novellistisch-historisch behandelte denselben Stoff G. Münch in seinen „Biographisch-historischen Studien“, rein novellistisch L. Schefer und Tromlig, als historischen Roman der Däne J. C. Hauch in „Wilhelm Zabern“ und Ida Frick in „Sybrecht Bylms“ (Dresd. und Leipz. 1843), als Trauerspiel H. Marggraff im „Läubchen von Amsterdams“ (Lpz. 1839) und F. von Niehoff in der Tragödie „Dyveke“ (Berl. 1843).

E.

E, s. Ton und Tonarten.

Carl, ein engl. Adelsitel, entstanden aus dem dän. Carl, wurde bei der Eroberung Englands durch die Normannen im J. 1066 dahin verpflanzt und besonders unter König Stephan, 1135—54, zur Standesauszeichnung auch ohne Amt. Zwar machte Stephan's Nachfolger, Heinrich II., den Versuch, diesen Titel wieder abzuschaffen; allein im Gegentheile wurde durch denselben der sächs. Adelsitel *Alberman* (s. d.) verdrängt, sodas Carl bis in die Mitte des 14. Jahrh. die höchste Stufe des engl. Adels bezeichnete. Auf die zweite Stufe wurde der Carl herabgedrängt, seitdem König Eduard III. 1355 seinen Sohn, den sogenannten Schwarzen Prinzen, zum Herzog (Duke), und auf die dritte, als Richard II. den Robert Vern 1385 zum Marquis von Dublin ernannte.

Eau de Cologne oder Kölnisches Wasser. Dggleich im Gebiete der eigentlichen Pharmacie und Heilmittellehre auch die Franzosen mit dem Namen der *Eaux* nur wirkliches über normalischen Pflanzentheilen, Blüten u. s. w. abgezogenes Wasser verstehen, z. B. *Eau de menthe poivrée*, Pfefferminzwasser; *Eau de fleurs de tilleul*, Lindenblütenwasser u. s. w., so hat sich doch, im Zusammenhange mit der franz. Bezeichnung des Branntweins (*Eau-de-vie*), im Gebiete der Parfümerien und Riechmittel der Name der *Eaux* für eine Classe von Flüssigkeiten geltend gemacht, welche gar kein Wasser enthalten, sondern nur Weingeist sind, in welchem durch Destillation mit Pflanzenkörpern oder auch durch unmittelbare Auflösung wohlriechender ätherischer Oele und Harze mannichfache Riechstoffe aufgelöst sind. Viele dieser *Eaux* haben ihren Namen nach der Qualität der Riechstoffe, z. B. das aus südfranz. Lavendel bereitete *Eau de lavande*; andere dagegen verdanken ihre Benennungen nur den Fabrikanten, wie *Eau de mille fleurs*, *Eau de la reine* u. s. w.; andere endlich knüpfen ihre Namen an die Fabrikationsorte oder bestimmte Eigennamen, wie *Eau de Cologne*, *Eau de Saxe*, *Eau de Luce* u. s. w. Am bekanntesten hat sich unter allen diesen Parfüms das vor langer Zeit durch die Familie *Farina* in Köln erfundene und seitdem vorzugsweise von den Gliedern dieser Familie fabricirte *Eau de Cologne* gemacht. Der Streit darüber, wer gegenwärtig eigentlich echtes *Eau de Cologne* bereite, ist, wie alle im Parfümeriehandel so häufige Streitigkeiten ähnlicher Art, insofern ein völlig unnützer, als die ursprüngliche Vorschrift zur Bereitung des *Eau de Cologne* nie publicirt, also auch gar kein Begriff festgestellt worden ist, der hier als Maßstab dienen könnte. Alle diese Mittel sind und bleiben Auflösungen riechender ätherischer Oele, und zuweilen auch von Harzen, z. B. Benzoe, in Weingeist und werden durch Wasserzusatz milchig getrübt; obschon es in den meisten Fällen chemisch nicht wohl möglich sein wird, über die Art der aufgelösten Riechstoffe definitiv zu entscheiden. — Das *Eau de Luce* entfernt sich von der eigentlichen Parfüme-